



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

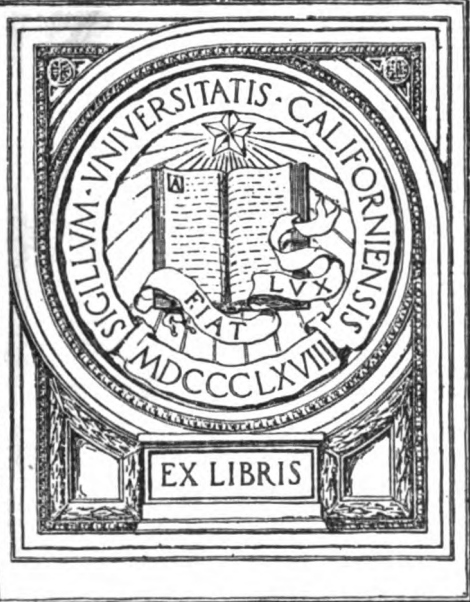
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Deutsche Stilkunst

Eduard Engel

EXCHANGE
U.C.L.A.



EX LIBRIS

847
E57
1922

Deutsche Stilkunst

Von

Eduard Engel

Die Wahrheit muß herfür, zu gut
Dem Vaterland, das ist mein Mut;
Kein ander Ursach ist, noch Grund,
Drum hab ich aufgetan den Mund. (Gutten.)

Mit 18 Handschriften

Dreißigste, umgearbeitete und vermehrte Auflage

47. bis 57. Tausend

1 9 2 2

Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.
Wien G. Freytag G.m.b.H. Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten.
Copyright by G. Freytag in Leipzig 1912.

Druck von Gottlieb Gistel & Cie., Wien, III., Ringgasse 6.

PF 3410
E6
1922
MAIN

Inhalt.

Einleitung	Seite 5
----------------------	------------

Erstes Buch.

Grundfragen.

1. Abschnitt: Der Zustand	11
2. Abschnitt: Vom guten Stil	19
3. Abschnitt: Von der Wahrheit	23
4. Abschnitt: Der persönliche und der unpersönliche Stil	29
5. Abschnitt: Vom besten Stil und vom Wege zu ihm	33
6. Abschnitt: Natur und Unnatur. Die Preziösen	37

Zweites Buch.

Die deutsche Sprache.

1. Abschnitt: Sprachschulmeisterei	52
2. Abschnitt: Deutsche Sprachlehre. — Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit	60
3. Abschnitt: Drei Hauptsünden: Satzbruch nach Und. — Als und Wie. — Derselbe, Dieselbe, Dasselbe	68
4. Abschnitt: Hauptwort	78
5. Abschnitt: Zeitwort: 1. — Handlungs- und Leideform. — Erzählform und Vollendungsform. — Präsens der Erzählung. — Wenn mit 'würde'. — Vinforn und Sei-Form	83
6. Abschnitt: Zeitwort: 2. — Das Mittelwort. — Kennform mit Um zu. — Zusammengesetzte Zeitwörter. — Hilfszeitwörter	87
7. Abschnitt: Allerlei Sprach- und Stilgebrechen: Welcher. — Aussage mit Ein. — Ersterer und Letzterer. — Her und hin. — Selten günstig. — Rechtschreibung	93
8. Abschnitt: Freiheit	97

Drittes Buch.

Der Ausdruck.

1. Abschnitt: Die Macht des Wortes	Seite 101
2. Abschnitt: Abkatschwort und Eigenwort. — Abgebrochenheit und Ursprünglichkeit	105
3. Abschnitt: Vom deutschen Wortschatz und seiner Mehrung	113
4. Abschnitt: Ausdrucksmittel	125
5. Abschnitt: Vom nachlässigen, vom schludrigen, vom schlampigen Stil	130
6. Abschnitt: Der sichtbare und der unsichtbare Stil	135
7. Abschnitt: Das Beiwort	145

Viertes Buch.

Die Fremdwörterei. — 1.

1. Abschnitt: Die deutsche Barbarensprache	158
2. Abschnitt: Zur Geschichte der Fremdwörterei	167
3. Abschnitt: Die Fremdwörterseuche	177
4. Abschnitt: Der fremdwörterelnde Dünkel	186
5. Abschnitt: Der fremdwörterelnde Schwindel	193
6. Abschnitt: Fremdwort und Verständlichkeit	201
7. Abschnitt: Milieu und Klänge	207
8. Abschnitt: Die Bilderei	217

Fünftes Buch.

Die Fremdwörterei. — 2.

1. Abschnitt: Unwissenschaftliche Wissenschaft	229
2. Abschnitt: Kunstprosa und Fremdwörterei	236
3. Abschnitt: Die Verdeutschung der Fremdwörter	246
4. Abschnitt: Sprachmenger und Puristen	264
5. Abschnitt: Unsere klassischen Puristen. — Goethe und die Fremdwörterei	274
6. Abschnitt: Fremdwörter und deutsches Volkstum	281
7. Abschnitt: Die Zukunft der Fremdwörterei	286

Sechstes Buch.

Der Satz.

	Seite
1. Abschnitt: Satz und Persönlichkeit. — Sperierstil und Nebestil	293
2. Abschnitt: Die harmonische Periode und der schöne Satz	300
3. Abschnitt: Länge und Kürze des Satzes	307
4. Abschnitt: Der Schritt des Satzes	313
5. Abschnitt: Haupt- und Nebensätze. — Haupt- und Untergeordnet	317
6. Abschnitt: Der Schachtelsatz	327
7. Abschnitt: Wortstellung	338
8. Abschnitt: Zeichensetzung	348

Siebentes Buch.

Der Aufbau.

1. Abschnitt: Ordnung und Unordnung	356
2. Abschnitt: Anfang, Übergang, Schluß	363
3. Abschnitt: Belebung	373
4. Abschnitt: Kurz und bündig	383
5. Abschnitt: Wortmacherei	389

Achstes Buch.

Der Ton.

1. Abschnitt: Stilgemäß und Stillos	397
2. Abschnitt: Schlichtheit	406
3. Abschnitt: Übertreibung	412
4. Abschnitt: Humor, Wit, Ironie	417
5. Abschnitt: Geistreichtum und Geistreichtum	425
6. Abschnitt: Geborgter Geist: Zitat, Manier, Phrase	429

Neuntes Buch.

Die Schönheit.

1. Abschnitt: Schmuck	438
2. Abschnitt: Bild	444
3. Abschnitt: Musik	457
4. Abschnitt: Klarheit und Verständlichkeit	466
5. Abschnitt: Hilfsmittel zum guten Stil	476

Zehntes Buch.

Die Stilgattungen.

	Seite
1. Abschnitt: Belehrungsstil	485
2. Abschnitt: Zeitungsstil	494
3. Abschnitt: Kunstschreiberstil	501
4. Abschnitt: Kanzleistil	509
5. Abschnitt: Nebestil	515
6. Abschnitt: Briefstil	521
7. Abschnitt: Deutsche Prosameister	527
8. Abschnitt: Deutscher Stil im Weltkrieg	536
Nachwort	539
Blattweiser	541

Handschriften.

Luther (Psalmenübersetzung)	15
Schopenhauer (Nachlaß)	38
Jakob Grimm (Neben auf Schiller)	67
Niezsche (Fröhliche Wissenschaft)	114
Storm (Verstreute Kapitel)	154
W. Freytag (Soll und Haben)	173
Goethe (Aus den Schriften über Kunst)	277
Schiller (Deutsche Größe)	294
Lessing (Emilia Galotti)	311
H. von Kleist (Rachismus der Deutschen)	346
Lessing (Entwurf zum Nathan)	351
Bismarck (Gedanken und Erinnerungen)	361
Moltke (Letzte Gedanken)	387
Keller (Kleider machen Leute)	441
Mörike (Roman im Nachlaß)	462
Heine (Memoiren)	482
Treitschke (Cavour)	517
Uhland (Walther von der Vogelweide)	532

Einleitung.

Was ich in solchem erfunden hab, so viel mir möglich ist, will ich das von der Jungen wegen an den Tag legen und mich nit unterstehen, die großen Meister zu lehren, die da Bessers wissen, aber gern von ihnen unterwiesen werden wollen.

(Albrecht Dürer.)

Dies ist ein Buch der Lehre von einer Kunst, und doch ist das Wichtigste aller Kunst: das Können, unlehrbar. Keine sogenannte „Stilistik“ vermag einen guten Schriftsteller heranzuziehen; keine aus einem schlechten einen guten zu machen. Dennoch wünsche und hoffe ich, daß dieses Buch, wenn die Ausführung nicht allzu weit hinter dem Willen zurückblieb, bei den richtigen Lesern den richtigen Nutzen stifte. Es scheint allerdings fast ein hoffnungsloses Beginnen, den deutschen Prosaстил auf die Höhe sonstiger deutscher Kunst heben zu helfen. Die an manchen Stellen des Buches beklagte unglückselige Sprach- und Stilgeschichte Deutschlands hat bewirkt, daß wir im allgemeinen von der Prosa als einer sehr edlen, aber sehr schwierigen Kunst nur dunkle Ahnung haben. Für die deutsche Prosa, nicht für die Dichtung gilt immer noch Schopenhauers Wort: „Das Publikum wendet seine Teilnahme sehr viel mehr dem Stoff als der Form zu und bleibt eben dadurch in seiner höheren Bildung zurück.“ Gelänge es mir, die Wichtigkeit der Form für die Prosa nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern durch überzeugendes Wort und noch überzeugenderes Beispiel in hellerem Licht als bisher zu zeigen, so wäre schon dieser Erfolg die vielfährige Mühe wert.

Guter Stil läßt sich nicht künstlich anlernen; wohl aber läßt sich jeder Schreiber, der eines guten Willens ist, auf den Urgrund aller echter Stilkunst leiten: auf die Wahrheit, die Natürlichkeit jedes von ihm geschriebenen Wortes. Ist dieser Urgrund erreicht, o dann ist viel, ist fast alles gewonnen, was zum guten Stil erstes Erfordernis ist. Ein solcher Schreiber wird zugänglich sein so mancher nützlicher Lehre fürs Tun, besonders aber den noch nützlicheren Mahnungen zum Lassen. Weit aus die meisten, jedenfalls die ärgsten Stilfehler, soweit sie nicht aus den Urteilen des Charakters fließen, sind angebildet und lassen sich ablegen.

Ein Buch für Schreiber und Redner jeder Art soll dieses sein, kein Leitfadens für Schriftsteller. Schreiber bedeutet mir ein für allemal jeden, der sich regelmäßig oder häufig zum Übertragen seiner Gedanken auf Andre der Schrift, der gedruckten oder der nur geschriebenen, bedient, und ich verstehe darunter vornehmlich den angehenden Schreiber, den Schüler im Schreibwesen, das noch möglichst wenig beschriebene Blatt. Daß ein fertiger Schriftsteller, wohl gar ein für den Augenblick berühmter, sich durch mein Buch und dessen abschreckende Beispiele, etwa die von ihm selber beigezeichneten, oder durch irgendein Buch belehren lassen werde, deutsch zu schreiben, wenn er ein Menschenleben hindurch gefremdwörtelt oder in Zungen geredet hat; nicht mehr präzios zu schnörkeln, gelehrtuertisch anzudeuteln, unentwärtbar zu schwatzen, Tieffinn durch absichtliches Dunkel vorzugaukeln,

— nein, diesen Wahn hege ich nicht. Es wäre auch von keiner großen Bedeutung, wenn mir das in einem Einzelfalle wider alles Erwarten gelänge. [Einschaltung 1921: Es ist mir in einer überraschend großen Zahl von Fällen gelungen; so hat z. B. Harry Magnc sein schönes Buch über Mörke für die zweite Auflage ins Deutsche übersezt, und mehr als ein deutscher Schriftsteller ist seinem Beispiel gefolgt. Über die Wirkung meines Buches auf Erich Schmidt, den ehemaligen Anführer der Verteidiger fremdwörterlich durchsprenkter Sprache, wird an geeigneter Stelle gehandelt.]

Unvergleichlich wichtiger für die hohe Bildungsfrage einer deutschen Stilkunst ist die Wirkung auf die heranwachsende und die gereifte Jugend. Die schlechten alten Schreiber werden bis an ihr Ende schlecht schreiben und mögen mich schelten; das ist ihr Schreiberrecht, wie es mein Leseerrecht war, sie zu schelten. Die noch nicht verbildeten Jungen aber möchte ich durch das Aufdecken der schlechten Stile gewisser Alten auf den Weg zum bessern Stil weisen: dies war der stärkste Antrieb zu meiner Arbeit.

Zugleich wünsche ich, mein Buch möge ein hilfreicher Stilratgeber fürs Lesen sein. Der durchschnittlich gebildete deutsche Leser hat meist ein richtiges, oft ein feines Urteil über den stofflichen Wert eines Buches, eines Aufsatzes, einer Rede; in den Fragen des guten oder schlechten Stiles lebt er fast durchweg im Stande taufreischer Unschuld. Der gelehrte Schreiber, zumal der mit einem berühmten Namen, ist ihm der gute Schreiber; denn eine strenge Stilprüfung, auch gegenüber der Wissenschaft, wie in Frankreich und in andern Ländern gibt es in Deutschland so gut wie nicht. Die Gelehrsamkeit oder sonstige wertvolle Eigenschaften der für die Beispiele am häufigsten benutzten Schriftsteller lasse ich auf sich beruhen; einzig ihre Stilkunst galt es zu untersuchen und dadurch dem Leser eine Richtschnur zum eignen Unterscheiden zwischen guter und schlechter Prosa zu geben.

*

Brauche ich zu rechtfertigen, daß ich meine Tausende von Beispielen, besonders die abschreckenden, fast ausschließlich den Schriften bekannter, ja berühmter Schreiber entnahm? Daß ich nur in seltenen Fällen mit sogenannten Stilblüten aus unbekannten Büchern und Winkelblättern zu wirken suche? Stilblüten von der allbekannten lächerlichen Art, einem sonst guten Schriftsteller aufgemischt, beweisen nichts weiter, als daß ihm einmal ein Unglück widerfahren ist, wie es jedem, auch dem achtsamen, aus menschlicher Schwäche zustoßen kann. Bin ich sicher, daß mir, trotz größter Vorsicht, in einem Augenblick des Nachlassens gespannter Selbstprüfung nicht doch eine bedenkliche Stilblüte entschlüpft ist? Fast alle Beispiele dieses Buches sollen bestimmte Stilcharaktere, oder wenn man will Charakterstile veranschaulichen und je nachdem anspornend oder abschreckend wirken. Beispiele schlechten Stils von Schmierern sind wertlos, denn daß Schmierer schmieren, ist nichts Neues. Mein Buch will ohne Menschenfurcht die Überzeugung stärken und verallgemeinern, daß die neudeutsche Prosa mit wenigen Ausnahmen nicht gute Kunst, nicht einmal gutes Handwerk ist. Hierzu konnte ich nicht die schlechtgeschriebenen Bücher und Aufsätze der anerkanntermaßen schlechten Schreiber gebrauchen, sondern mußte mich überwiegend an die der berühmten und von mir in manchen Fällen trotz ihrer Unkunst hochgeschätzten Prosaschriftsteller halten. Gegen keinen der um der Sache willen sachlich Getadelten hege ich die geringste persönliche Feindschaft, für mehr als einen Verehrung und sachliche Dankbarkeit.

Die Handschriften sollen nicht als Schriftproben dienen, sondern die künstlerische Feinarbeit unsrer großen Prosameister unmittelbar veranschaulichen.

Jedes Buch wie dieses, das an gegenwärtigen Zuständen, an zeitgenössischen Leistungen strenges Urtheil übt, ist dem Vorwurf der überheblichen Splitterrichterei ausgesetzt. Ich hoffe ihm dadurch entrichtet zu sein, daß mein Buch sich eben nicht mit Splittern, überhaupt nicht mit Kleinigkeiten befaßt, sondern überall aufs Ganze und Große der Stilkunst abzielt. Da, wo verhältnismäßig weniger Wichtiges behandelt werden mußte, wie namentlich im zweiten Buch, habe ich in dem Gefühl, daß wir deutsche Schreiber allzumal Sünder sind, weitherzige Milde walten lassen. Alle Schärfe, die mir eigen, habe ich noch schärfer geschliffen zum Angriff gegen die einzige Todsünde des Stils, gegen sie, die nicht vergeben werden kann: die Unwahrhaftigkeit, in allen ihren so mannigfachen versteckten und doch unversteckbaren Äußerungen.

Welche unheilvolle Schäden am Leibe deutscher Sprache, am Geiste deutschen Stils zu bekämpfen sind, zeigt an lehrreichen Beispielen fast jede Seite dieses Buches. Für meinen Ton gegen die ärgsten Schäden und Schädlinge berufe ich mich auf die von unsern zwei größten Prosameistern zur Rechtfertigung ihrer rücksichtslosen Schärfe getanen Aussprüche bei ähnlichen Anlässen: Zum Besten der Mehreren freimütig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für unfesselt und bössartig gehalten zu werden, ist Pflicht. — Der Kunststrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich ist grob (Lessing). — Wir sehen voraus, daß wir auch manchmal in den Fall kommen werden, daß ein Liebling der Menge nicht gerade auch unser Liebling sei, und wollen die deshalb unvermeidlichen Vorwürfe gern über uns ergehen lassen. Nur werden wir manchmal erinnern, daß wir nur mit dem Künstler sprechen. — Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen (Goethe). — Als Herakles die Ställe des Augias reinigte, wird es nicht nach Lawendeln geduftet haben. Wer aber trug die größere Schuld, Herakles oder Augias? Und doch hat wahrscheinlich Augias wüthender auf Herakles geschimpft, als umgekehrt.

Gegen brandige Wunden wie die Fremdwörterei hilft nur das glühende Eisen des Bornes; gegen den Gesichter schneidenden Weitzanz des preziösen Geschnörkels nur der derbe Prügel; gegen die Affenschanke des französelnden Gebildeten Hausknechts nur der Höllestein beißenden Hohnes. In diesen und ähnlichen Dingen mag man meinen Ton vor jedes unbefangene gerechte Stilgericht stellen. Wer von mir gegen unsre ärgsten Sprachverschmutzer und Stilverderber Höflichkeit fordert, dem erwidre ich mit einem zweiten Worte Goethes:

So sei doch höflich! — Höflich mit dem Paß?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Ich bekenne mich frank zu der wohlervogenen Absicht, meinen Lesern Widerwillen gegen solche Schreiber, gleichviel ob berühmte oder unberühmte, einzulösen, deren Sprache und Stil eine Gefahr für den künstlerischen Aufschwung unsrer Prosa und ein Makel deutscher Geistesbildung gegenüber dem Auslande ist. Man fürchte nichts: ein Klassiker der Kunstform ist nicht darunter, und der innere Wert ihrer Schriften wird sie ohnehin

nicht lange überleben. Hierbei kann keine Rücksicht geübt werden auf Forscherverdienst, noch weniger auf bloße Tagesberühmtheit:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Funst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst. (Uhländ.)

Mit ängstlicher Vorsicht habe ich die Schiffbruchsklippe der meisten Bücher über den Gegenstand zu umfahren gestrebt: die herrische Gesetzgeberei aus dem eignen einzig richtigen Geschmack, d. h. aus der eignen selbstherrlichen Willkür. Als maßgebend galt mir und sollte den Lesern gelten der Sprachgebrauch unsrer besten Schreiber, soweit sie nicht unter den störenden Einflüssen überkommener und zeitgenössischer sprachlicher Unkultur gelitten; und ihr Stil da, wo er die Höhe ihrer Kunst bezeichnet, nicht wo er aus gelegentlicher Nachlässigkeit in den Niederungen stecken geblieben ist.

Alle Gelehrttuerei in Worten, eine gar leichte Fingerfertigkeit, habe ich verschmäht. Dem Schüler kann durch kein Gerede von Parataxe und Hypotaxe, von Zeugma und Chiasmus, Epizeuxis und Epanalepsis die Notwendigkeit eines durchsichtigen Satzbaues beigebracht werden; und es bedarf keiner tiefgründigen sprach- und kunstphilosophischen Untersuchungen des wahren Wesens der Metapher, der Katachrese oder der Antonomastie, um vor der Silberbogenschreiberei und dem 'Blumenkohl' zu warnen. Vorausgesetzt wird eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprachlehre; gewünscht die eines der mancherlei nützlichen neueren Hilfsbücher wie Heinzes Gut Deutsch, Th. Matthias' Sprachleben und Sprachschäden, Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten, wobei allerdings Vorsicht gegen die in allen herrschende Sprachmeisterei geboten ist. Grundsätzlich frei von jeder selbstherrlichen Sprachschulmeisterei ist mein Buch 'Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig' (Leipzig, Hesse und Becker).

Eine außergewöhnliche Schwierigkeit für das Planen und Ausführen meines Buches lag in dem Mangel fast aller Vorarbeit, soweit es sich um deutsche Stilkunst handelt. Das meiste dessen, was sich bei uns 'Stilistik' nennt, ist entweder gelehrte Stilgeschichte, Figurenbeschreibung und Sprachphilosophie, oder Grammatik mit Formenlehre und Syntax für Schulen. Mit der einzigen Ausnahme des Abschnittes 'Über Schriftstellerei und Stil' in Schopenhauers Parerga und Paralipomena besitzen wir nichts Zusammenhängendes über unsern Gegenstand von einem großen deutschen Schreiber, der selbst ein Künstler des Stiles war. Das einst berühmteste deutsche Buch über Stil, das von Adelung, rührte her von einem mittelmäßigen rechthaberischen Gelehrten, der überhaupt nicht den Namen eines Schriftstellers verdiente, aber von der Höhe seiner angemessenen sprachmeisterlichen Selbstherrlichkeit die Forderung überlegen belächelt haben würde, daß, wer über Stil zu schreiben sich erühne, selber einen haben müsse.

Über meinen eignen Stil habe ich kein Urteil, steht mir auch keines zu. Von meiner Darstellung darf ich bemerken: ich strebte, durch eine möglichst einfache, selbstverständlich reine Sprache von jedem Leser ohne Unterschied der Bildung mit jedem Satz, mit jedem Wort genau begriffen zu werden. Mein Buch ist nicht für solche Gelehrte bestimmt, deren jeder sich kraft seiner Gelehrsamkeit schon für einen Meister des Stiles hält; sondern für die gleich mir nach einem guten Stil ringenden Ungelehrten, die der liebevollen Unter-

weisung bedürfen und ihr zugänglich sind. Um solche Leser belehren zu können, mußte mein Buch so geschrieben sein, daß man es ohne Langeweile, also willig und bis zu Ende lesen könnte. Langweilige, darum widerwillig gelesene Bücher pflegen nicht zu belehren. Aber auch danach erkühnte ich mich zu trachten, daß mein Buch über Stilkunst vielleicht eins der Beispiele werde, wie man Fragen der Kunst in künstlerischer Form behandeln könne.

*

Ein Buch wie dieses bleibt zunächst und für lange nur ein Versuch. Es auf eine gewisse Höhe der Vollkommenheit, ja nur des Genügens zu fördern, dazu bedarf es der Mitarbeiterschaft jedes ihm freundlich gesinnten Lesers. Wer diesem Buch irgendwelche Belehrung zu verdanken glaubt, der helfe, es in Lehre und Beispiel fortan zu vertiefen und zu bereichern. So viele Bände auch für den schwersten Teil der Arbeit, das Auffuchen der Beispiele, durchblättert wurden, darunter an erster Stelle die 35 Jahrgänge der jedem Sprach- und Stilforscher unentbehrlichen Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, — erst durch die stete Mitwirkung der Leser kann der Beispielschatz seiner mir wohlbewußten Mängel entkleidet und in seiner Überzeugungskraft verstärkt werden.

Ein Menschenalter unablässiger Mühe des Vorbereitens, Sammelns, Ausführens wurde neben und zwischen allen sonstigen Arbeiten meines Berufs- und Neigungslebens an dieses Buch gewandt. Es wird die letzte meiner wissenschaftlichen Arbeiten sein, die am langsamsten gereifte späte Frucht alles dessen, was ich aus einer lebenslangen liebevollen Beschäftigung mit Sprachen und Literaturen mancher Völker an Reimen und Trieben gewonnen habe. Vor allem andern war es gemeint als Dank aus den Tiefen des Herzens für den Heimatstolz, die Arbeitsfreuden, die Kunstentzückungen, die ich dir, o Mutter Sprache, reichste aller Zungen, schulde. Aus allen meinen Kräften täppisches Besudeln und Verunstalten von dir abzuwehren, bleib ich bis zum letzten Hauche verpflichtet. Könnte gar dieses Buch, wie ich leise zu hoffen wage, nur den Saum deines Feierkleides säubern helfen; zu deiner künstlerischen Pflege, da wo die Prosa des Lebens herrscht, im geringsten anspornen, so wäre dies Lohnes übergenug und beseligende Erfüllung des heißen Wunsches:

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?

Berlin, April 1911.

Eduard Engel.

Gelcitwort zur 30. Auflage.

Nachdem eine Reihe von Auflagen wegen der Kriegsnot in fast unverändertem Abzug von den Platten hatte erscheinen müssen, ist es der Verlagsbandlung endlich gelungen, mit großen Opfern diese neugesetzte Ausgabe zu veranstalten. Sie nennt sich mit Recht umgearbeitet: es gibt in ihr nicht einen unverändert gebliebenen Absatz. Ich hoffe, daß die Veränderungen als Verbesserungen gelten werden.

Mein Buch ist mit der Zeit in Kreise gedrungen, auf die ich ursprünglich nicht gehofft hatte: viele Leser mit bescheidenen Fremdsprachekenntnissen, aber leidenschaftlichem Streben nach würdigerem deutschem Ausdruck haben aus der ‚Stilkunst‘ Belehrung zu schöpfen gesucht. Es wäre eine unverzeihliche Überhebung, wollte ich deren Bitte ablehnen, die fremdsprachigen Anführungen mit einer Übersetzung zu begleiten. Dies war nur in solchen vereinzeltcn Ausnahmen untunlich, wo das Übersetzen keine Belehrung bieten würde. Diese Beispiele deshalb ganz wegzulassen, weil einige Leser sie nicht würdigen, wäre ein Unrecht an den vielen, die aus ihnen etwas lernen können.

In meinen vier kleineren Büchern: ‚Sprich deutsch!‘, — Entwelschung, — Gutes Deutsch, — Deutsche Sprachschöpfer‘ stehen zahlreiche Ergänzungen, die in der ‚Deutschen Stilkunst‘ nicht wiederholt werden können. Zu meiner Freude betrachten die Leser meine Schriften zur deutschen Sprache als ein Gesamtwerk und ergänzen selbst herüber und hinüber. — Winke zu Verbesserungen werden auch in Zukunft sehr willkommen sein; mancher Leser wird manche seiner Anregungen beachtet finden.

Das Verlangen nach einem lichterem Sakbilde wurde als berechtigt anerkannt und erfüllt. Hierdurch und durch sehr viele Zusätze ist das Buch von 30 auf 35 Bogen angewachsen, obwohl einiges weniger Wichtige gekürzt wurde.

Bornim (Markt), April 1922.

Eduard Engel.

Erstes Buch. Grundfragen.

Erster Abschnitt.

Der Zustand.

Dem Durchschnitt des lebenden Geschlechts gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen. Ja selbst die Deutschen des 17. Jahrhunderts verständigten sich an ihrer Sprache nicht so frech wie die heutigen. — Die heutigen Barbarismen entspringen der Mißachtung, einer Roheit des Gemüths, die gar nicht mehr weiß, was der Deutsche seiner Muttersprache schuldet. (Treitschle.)

Unter allen schreibenden Kulturvölkern sind die Deutschen das Volk mit der schlechtesten Prosa. Diese Tatsache braucht nicht bewiesen zu werden, sie steht nach dem Urtheil der berufenen Kenner der Sprache und des Stiles fest, und zum Urtheil der deutschen Wissenschaft gesellt sich übereinstimmend das der sprachkundigen Prosakünstler des Auslandes. Sogar unsre schlechten berühmten Schriftsteller haben eine Ahnung vom jetzigen Zustande deutscher Prosa, halten mit verwerfenden Aussprüchen nicht zurück, nehmen freilich sich selbst von ihrem Verdammungsurtheil aus. Ein ansehnliches Fest aber ließe sich füllen mit nachdrücklichen Aussprüchen hervorragender Männer über unsre kläglichste Prosa, die alle mit Treitschles obenstehendem Satz im Kern zusammentreffen. Man könnte dabei bis in die Anfänge unsrer neuern Literatur zurückgreifen und würde durch zwei Jahrhunderte fortschreitend immer dieselbe Klage, nahezu in den gleichen Wendungen, hören.

Wer nicht durch unzeitigen Eifer verblendet und beider Nationen Tun kundig, muß gestehen, was oft bei uns vor wohlgeschriebenen geachtet wird, sei insgemein kaum dem zu vergleichen, so in Frankreich auf der untersten Staffel steht. — Hingegen wer also Französisch schreiben wollte, wie bei uns oft Deutsch geschrieben wird, der würde auch vom Frauenzimmer (in Frankreich) getadelt werden. (Leibniz in seiner Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, 1703.)

Wir ist aus der ganzen Literaturgeschichte kein Volk bekannt, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja welches so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk. (Bürger, 1787.)

Wie wenig der Deutsche Deutsch kann, liegt am Tage; nicht der Bauer, nicht der Handwerker reden größtenteils ein verworrenes, abscheuliches, verruchtes Deutsch; sondern je höher hinauf, da geht es oft desto schlechter. (Herder, 1798.)

Unsere Sprache geht, wenn sie auf dem jetzt betretenen Wege weiter wandelt, nicht nur einer Verschlechterung — denn diese ist gegen das vorige Jahrhundert schon vorhanden —, sondern selbst der Zerrüttung unausbleiblich entgegen. (Der Germanist Moritz Heyne, 1883.)

Hierzu ein einziges überzeugendes Beispiel! Als die städtischen Behörden Berlins im März 1871 dem Fürsten Bismarck das Ehrenbürgerrecht verliehen, fanden sie für die zu überreichende Urkunde, die doch gewiß mit Aufgebot der feinsten Prosakünste ihrer höchsten Beamten zustande gekommen war, folgende Form: „Wir, der Magistrat der königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin, urkunden und bekennen hiermit, daß wir (usw.) dem Fürsten Bismarck, welcher, nachdem er“ — folgen 26 Druckzeilen mit Schachtelsätzen und Schachtelschachtelsätzen — „das Ehrenbürgerrecht unserer Stadt erteilt haben“. In welchem andern Land der fünf Welttheile wäre solche beschämende Mißhandlung der Landessprache möglich?

Wir sind das Volk mit einer Dichtung, die sich an Adel und feinstem Reize der Form mit der jedes noch so sprachkünstlerischen Volkes messen kann, und wir sind das Volk mit der sprachlich mangelhaftesten und unkünstlerischsten Prosa. Kaum irgendwo

anders ist die Muttersprache Gegenstand so eifriger gelehrter Unterjuchung, und nirgend wird sie so fehlerhaft, so stümpernd in der ungebundenen Rede behandelt. Die Unfähigkeit, deutsche Prosa nur vollkommen richtig, geschweige schön zu schreiben, ist so allgemein, daß jedes im letzten Menschenalter erschienene Buch über Gebrauch und Mißbrauch des Deutschen viele seiner schlimmsten Beispiele aus Werken berühmter, ja bester Profaschreiber schöpfte.

Ist dieses Gebrechen auf einem der wichtigsten Gebiete geistiger Feinbildung dem Deutschen angeboren oder durch seine traurige völkische und sprachliche Entwicklung anerzogen? Gewöhnlich entschuldigt man in Deutschland die schlechte Prosa mit der allgemeinen Redensart vom höheren Formensinn andrer Völker, besonders der romanischen. Ihr widerspricht die Vollendung der Kunstform in der deutschen Liederdichtung; ihr widerspricht aber auch die Schönheit deutscher Prosa von der mittelhochdeutschen Zeit bis fast zur Mitte des 16. Jahrhunderts, also bis zur Deutschverderbung durch die Humanisterei. Die Prosa des Meisters Eckhardt, der großen Prediger des 13. Jahrhunderts, Taulers, Seilers, nun gar Luthers steht an sprachlicher Reine und künstlerischem Formenadel nicht zurück hinter den großen zeitgenössischen Profaschreibern Frankreichs, Englands, Italiens.

Gescholten allerdings wurde von jeher in Deutschland über die schlechte Behandlung des Deutschen; jedoch in den Jahrhunderten vor dem Humanismus nur so, wie bei Franzosen und Engländern über Nachlässigkeit gegen die Muttersprache geklagt wurde. Wenn z. B. Otfried schreibt: 'Sie scheuen sich vor Fehlern in fremden Sprachen, aber der Ungelehrtheit in der eignen schämen sie sich nicht', so bezieht sich dies nur auf seine fast ausschließlich lateinisch schreibenden Standesgenossen. Freilich, ein Stilgebrechen des Deutschen ist nach den Zeugnissen eines Jahrtausends beinahe so alt wie die deutsche Literatur: die Durchsprenkung des Redegewebes mit fremden Sprachfäden. Offenbar billigend schreibt Gottfried von Straßburg über seinen Helden Tristan:

Der hovesche hovebaere
Lie sinu hovemaere

Und fremediū zabelwortelin
Underwilen fliegen in.

Und der Dichter des 'Welschen Gastes', Thomasin von Zirkläre, verteidigt, ja empfiehlt geradezu die 'Streifung' des Deutschen mit welschen Wörtern; allerdings nur aus Bildungsseifer:

Daz ensprich ich dā von niht
Daz mir missevalle iht,
Swer strifelt sino tiusche wol
Mit der wehlsche, sam er sol:

Wan dā lernt ein tiusche man
Der liht niht welhische kan,
Der spaehen worte harte vil,
Ob erz gerne tuon wil.

*

Die geschichtlichen Ursachen der Minderwertigkeit der deutschen Prosa liegen klar zutage. Die wirksamste war der Mangel eines weltlichen und geistigen Mittelpunktes. Wo in Deutschland hat es zwischen den Zeitaltern der Hohenstaufen und Luthers eine oberste Sprachschule gegeben, wie sie zu allen Zeiten und bei allen Bildungsvölkern in einer Hauptstadt mit ihrer geistigen Auslese geblüht hat? Man rufe sich die Zustände Deutschlands im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges zurück; denke an den Schüler der Franzosen, Friedrich den Großen; lasse sich berichten von einer der 'deutschen' Akademien des 18. Jahrhunderts, der Kasseler, die sätzungsgemäß für alle ihre Schriften und Preisarbeiten die französische Sprache vorschrieb, so daß Herders deutsche Schrift über Winkelmann unbeachtet blieb, — und man wird begreifend vergehen, daß die deutsche Prosa im 17. und 18. Jahrhundert nicht mit der französischen und englischen wetteifern konnte. Da man muß staunen über jedes lesbare deutsche Prosabuch aus den Jahrhunderten zwischen Luthers Tod und Lessings Prosameisterwerken. Ein französischer König, Franz 1., hat in einem Erlaß von 1539 den Gebrauch des Lateinischen für alle öffentliche Urkunden verboten und deren Abfassung vorgeschrieben: *en langage maternel français, et non autrement*; ein anderer französischer König, Ludwig 18., das Wort gesprochen: *Il faut savoir la grammaire française et connaître les synonymes, lorsqu'on veut être Roi de France*.

In Deutschland hat es mehr als einen Fürsten gegeben, man denke an Ernst August von Hannover, der von Grammatik und Wortbedeutung des Deutschen weniger wußte als ein ungebildeter Dorfschulmeister.

Jahrhunderte hindurch waren in Deutschland einzig die Hochschulen Mittelpunkte des höheren Geistes- und Sprachlebens; aber bis zu dem kühnen, noch lange nach ihm vereinzelt Wagnis des Leipziger Professors Thomajus, an einer deutschen Hochschule eine deutsche Vorlesung zu halten (1687), war die deutsche Gelehrsamkeit die Hauptfeindin der deutschen Sprache. Während in den andern Bildungsländern kein noch so gelehrter Mann zur höchsten Bildungsschicht gehörte, wenn er nicht meisterlich oder doch anständig seine Muttersprache beherrschte, galt oder hielt sich jeder deutsche Gelehrte für eine der Blüten am Baume der Menschheit, ob er gleich unfähig war, eine lesbare Seite auf Deutsch zu schreiben. Die Nachwirkungen jener Vorherrschaft des Gelehrten im deutschen Geistesleben spüren wir noch heute daran, daß manchen wissenschaftlichen Schreibern mit kläglichem Stil jeder gute Prosaschreiber als 'unwissenschaftlich' verdächtig ist. Des Professors Klopfs anmaßliches Gerede über den unzünglichen Stil des Literaten Lessing kehrt, oft in kaum veränderter Form, noch heute wieder, so oft sich schlechtschreibende Gelehrte düffelhaft über gutschreibende Schriftsteller emporblähen möchten. Einzig in Deutschland können Gelehrte mit schauderhaftem Deutsch und hilflosem Stil für große Schriftsteller gelten: Hunderte von Beispielen findet der Leser in diesem Buch.

Man hat die Hauptschuld an der schlechten deutschen Prosa häufig auf die zu frühe Beschäftigung unsrer Schreibenden mit den alten Sprachen, besonders dem Lateinischen, geschoben. Schwerlich mit Recht; denn auch in Frankreich, England, Italien lernen die Knaben Latein, schreiben aber zu Männern geworden richtiges, zumeist gutes Französisch, Englisch, Italienisch. Daß anderseits die Kenntnis der alten Sprachen ohne bildenden Einfluß auf die Prosa in der Muttersprache ist, beweist die übergroße Zahl der schlechten Deutschschreibenden Altsprachler; beweist ferner die nicht mehr abzuleugnende Tatsache, daß die Prosa unsrer guten und mittelguten Schriftstellerinnen keineswegs hinter der ihrer männlichen Kunstgenossen zurücksteht und den größten Teil der deutschen wissenschaftlichen Literatur bei weitem übertrifft. Ob unsre 'klassisch' vorgebildeten Mädchen besser oder schlechter schreiben werden als ihre unklassischen Vorgängerinnen, bleibt abzuwarten.

Auch die Entschuldigun' unsrer schlechten Prosa versagt, daß die deutsche Sprache so überaus schwer zu erlernen sei. Es gibt überhaupt keine leichte Sprache, sobald man über die Unterstufen hinausgekommen. Nur auf diesen gibt es Gradunterschiede der Schwierigkeit; auf den Oberstufen, zumal auf der des literarischen Gebrauches einer Sprache, hören die kleinen Handwerksunterschiede auf, denn da beginnt die Kunst, und eine leichte Kunst ist keine.

*

Neben den geschichtlichen Gründen der Kunstlosigkeit deutscher Prosa wiegt am schwersten das Verhältnis der deutschen Schule zum deutschen Stil. Die Schule möchte ihren Schülern gewiß gern einen guten Stil beibringen, und in neuester Zeit steigert sich dieses Streben unsrer Schulbehörden und Deutschlehrer in erfreulicher Weise. Jedoch eine mehrhundertjährige Erziehungslosigkeit oder schlechte Erziehung in einem der wichtigsten Bildungsfächer läßt sich nicht in einem oder zwei Menschenaltern gutmachen. Zum Unterricht im guten Stil gehört vor allem andern ein Lehrer mit Einsicht in die Geheimnisse der Stilkunst und — mit eignem gutem Stil. Die Durchsicht der Werke einer großen Zahl unsrer Schriftsteller über Unterrichtswesen hat mir, bei aller sachlicher Förderung, doch gezeigt, daß es zur Stunde nicht viele schreibende Lehrer, besonders Hochschullehrer, mit untadligem Deutsch oder gar mit künstlerischer Prosa gibt. Bei gleich rücksichtsloser Prüfung werden mir die nach Besserung dieses Zustandes strebenden Lehrer selbst die Richtigkeit meiner Behauptung zugeben. Niehsche bekennt in einem Brief aus seiner Studentenzeit unter den Vorbereitungen zu einer Arbeit: Ich habe im Deutschen schlechterdings keinen Stil, obgleich den lebhaften Wunsch, einen zu bekommen. — Als

Gymnasiast schreibt man bekanntlich keinen Stil; als Student hat man nirgends Übung; was man schreibt, sind Briefe, somit subjektive Ergüsse, die keinen Anspruch auf künstlerische Form machen. Also kommt einmal eine Zeit, wo uns die tabula rasa unsrer stilistischen Künste ins Gewissen steigt. Ja, bei einem auf künstlerische Prosa angelegten Schreiber wie Nießche; bei den meisten andern deutschschreibenden Menschen rührt sich das Gewissen ob der Unkunst ihrer Prosa niemals, herrscht vielmehr der rührend einfältige Glaube, sie könnten Prosa schreiben, ohne diese Kunst erlernt zu haben.

Die Prosa eine Kunst? Aber Prosa entsteht doch so zu sagen von selbst: man tunkt die Feder ins Tintenfaß, schreibt vom linken Rande des Blattes zum rechten und hat eine Prosazeile hervorgebracht. Oder wie Molière in seinem Bürgerlichen Edelmann spottet: *Jourdain: Quoi! quand je dis: Nicole, apportez-moi mes pantoufles et me donnez mon bonnet de nuit, c'est de la prose?*

Le maître de philosophie: Oui, monsieur. (Jourdain: Wie! wenn ich sage: Niklas, bring mir meine Pantoffeln und meine Nachtmütze, so ist das Prosa? — Der Philosophielehrer: Jawohl, mein Herr).

Fast jeder höher gebildete Deutsche klagt über den deutschen Unterricht in unsern Schulen; wie viele aber ziehen daraus den notwendigen Schluß: Folglich muß ich selbst im reifen Alter nach- und zulernen —? Wie viele deutsche Schriftsteller haben wenigstens eines unsrer mancherlei nützlichen Hilfsbücher für gutes Deutsch durchgearbeitet? Den meisten deutschen Schreibern wird nach ihrer Überzeugung die deutsche Prosa durch die Geburt als Deutscher mitgegeben, zu erlernen ist da nichts. Verse sind Zeilen mit leeren Rändern, Prosa Zeilen ohne Rand, und — 'die Hauptsache bleibt doch der Inhalt'. Mit Verlaub, der Inhalt des meisten Geschriebenen ist weder so neu, noch so bedeutend, daß man von ihm als von einer Hauptsache sprechen darf. Es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist' (Goethe). Der Durchschnittsdeutsche hält sich schon für einen Schriftsteller, wenn er irgend etwas zu sagen hat; der Franzose nur dann, wenn er schreiben gelernt hat. Voltaire hätte sich auf den Inhalt seiner Schriften ebenso viel einbilden dürfen wie die Mehrzahl unsrer heutigen Prosaschreiber; von ihm aber rührt der feine Satz her: *Les choses qu'on dit, frappent moins que la manière dont on les dit; car les hommes ont tous à peu près les mêmes idées de ce qui est à la portée de tout le monde: la différence est dans l'expression ou le style.* (Die Dinge, die man sagt, wirken weniger als die Art, wie man sie sagt; denn die Menschen haben alle ungefähr dieselben Gedanken über das jedermann Zugängliche; der Unterschied besteht im Ausdruck oder Stil). Also die gleiche Auffassung wie bei Goethe.

Kein großer deutscher Prosaschreiber hat sich allein auf den Inhaltswert seines Buches verlassen; jeder hat seine Arbeit für Kunst gehalten und aus allen Kräften das Seine getan, sie künstlerisch zu gestalten. Luther, unser gewaltiger Sprachherrscher, gesteht: 'Ich meinte auch, ich wäre gelehrt, und weiß mich auch gelehrter denn aller hohen Schulen Sophisten von Gottes Gnaden; aber nun sehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborene deutsche Sprache kann.' Und Lessing, der Begründer neudeutscher Prosa, beachtete keinen verblüffenden Witz, als er schrieb: 'Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse.' Schreiber, die sich zur Entschuldigung ihrer schlechten Prosa auf ihren großartigen Inhalt berufen, hat Bürger abgetrumpft: 'Wer schlecht schreibt, und schreibe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen.' Hebbel hat ähnliches unter anderm Wilde gesagt: 'Was ist doch ein Mensch (er spricht vom Schriftsteller), dem die Form fehlt! Ein Eimer voll Wasser ohne den Eimer!' Seine geht so weit, nur vom Dichter gute Prosa zu erwarten: 'Um vollendete Prosa zu schreiben, ist unter anderm auch eine große Meisterschaft in metrischen Formen erforderlich', ein Satz, der bei Gottfried Keller, in einem Brief an Freiligrath, lautet: 'Es hat sich neuerdings herausgestellt, daß fast nur noch die verpönten Versemacher eine ordentliche Prosa schreiben können.'

^{darum}
 Herr ich habe dich die seit deines Zorns
 und den ort da deine chre ruhet . . . der schmerz ge-
 laßt mich meine sünde mit dir sondern
 so noch meine liden mit dir ^{die dirigen}
 zu verleben hast oft ~~mit deinem zorn~~
 und oft recht oft ^{mit deinem zorn}
 Ich aber will wandeln zum meinet frommheit
 so daß mich und sey ^{dein}
 Mein gesicht auf dir stehen
 Ich will dich loben herr zum den versammlungen

XXV Davids

. er herr ist mein lichte und mein ziele für vom
 Ich will mich freuen!

der herr ist meines lebens freude für vom Ich will mich freuen:

~~Da ich dich, mein ziele und freude und lichte in dem~~
~~da ich dich, mein ziele und freude und lichte in dem~~

Ich will mich freuen und ^{mit deinem zorn}

Ob ich wieder mich ein hier lege, soll ich doch mich dich nicht
 freuen. Ob ich ein streit wider mich erhebe

will ich mich darauf verlassen

denn ich habe mich gegeben dem herren. das will ich freuden das ich
 zu dem des herren bleibe meine liden

In schmerzen die lichte des herren und zum freuden ziele zu finden

Denn er hat mich und dich zum freuden ziele zu finden

so verheißt mich freuden zum freuden ziele zu finden

Und wenn ich erhebe mich lichte über meine freude / zum freuden

das will mich finden

Ich will zum freuden ziele zu finden

Aus Luthers Psalmenübersezung.
 Mit Erlaubnis der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Die höchsten Ansprüche an die Prosa als Kunst stellte Nietzsche. Er fordert: „zu wissen, daß Kunst in jedem guten Satz steckt“. Feiner noch als Heine und Keller begründete er die dichterische Grundlage eines guten Prosastils: „Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind. Fürwahr man schreibt nur im Angesicht der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize lasten darin, daß beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird.“ Nichts als Empörung über den Zustand der neuesten deutschen Prosa grollt aus dem Munde: „Keins der jetzigen Kulturvölker hat eine so schlechte Prosa wie die Deutschen. Der Grund davon ist, daß der Deutsche nur die improvisierte Prosa kennt. An einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten, kommt ihm vor, als ob man ihm aus dem Fabellande vorerzähle.“ Ach wie zufrieden wollten wir sein, wenn jeder Schreiber an einer Seite Prosa nur wie der Schuster an einer Sohle arbeiten wollte. — Schon vor Nietzsche hatte Storm ähnlich wie Lessing erklärt: „Ich arbeite meine Prosa wie Berge“.

Natürlich rächt sich die Kunstlosigkeit der Schreiber an ihren Werken. Ranke verdichtete seine Erfahrungen über das Versinken wissenschaftlicher Literatur in den Satz: „Es bleiben nur die schön geschriebenen Geschichtswerke.“ Erschreckend groß, bei weitem größer als in andern Literaturen, ist der schnelle Untergang der berühmtesten deutschen Gelehrtenbücher. Die Wissenschaft von gestern hat gar geringen Sachwert für den Leser von morgen, und die Kunst der Darstellung, wodurch allein gelehrte Bücher gerettet werden könnten, ist in Deutschland zu selten. Auf jeden noch lebendigen deutschen Prosa-band aus dem 18. Jahrhundert kommen zwanzig französische oder englische, und das 19. Jahrhundert hat an diesem Verhältnis wenig geändert. „Die Muttersprache kann zu allem übrigen fagen: ohne mich könntet ihr nichts tun. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter und schnell vergessen von der Nachwelt“ (Herder). Ungeheuer ist der Verlust geistigen Volksvermögens in Deutschland durch den selbst vortreffliche ältere Werke vernichtenden Stil. Wo sind die Schriften der hochmütigsten „Führenden“ (vgl. S. 170) ein Menschenalter nach ihrem Tode?

Kein Volk besitzt einen solchen Schatz von Liedern zum Preise der Muttersprache wie das deutsche. Mit tiefem Gefühl wird Schenkendorfs „Muttersprache, Mutterlaut!“ in und außer der Schule schmelzend vorgetragen. Die Franzosen haben kein einziges nennenswertes Lob- und Liebeslied auf ihre Sprache; wie innig aber ist das Herzensverhältnis noch des letzten französischen Schriftstellers zur Sprache seines Vaterlandes! In Deutschland kann man es zum weitberühmten Manne der Feder bringen, sich im äußersten Hochmut neben die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker zu stellen erdreisten (vgl. S. 170), aber sprachlich selbst unter einem mittelmäßigen deutschen Zeitungschreiber stehen. Auch hierfür wird dieses Buch genug und übergenug Beispiele darbieten. Man beachte z. B. den Unterschied zwischen deutscher und französischer Bücherbesprechung! Ein deutscher Schreiber muß schon von aller Sprachlehre und Wortschatzkunde verlassen sein, um unsern Besprechern eine Bemerkung über seine „etwas mangelhafte Form“ abzuwingen; der Franzose läßt kein Buch ohne ein Urteil über Sprache und Stil durch, und wehe dem französischen Schriftsteller, der sprachlich nicht auf der Höhe guter französischer Literatur steht. Manchmal artet diese berechnigte Strenge in schrullenhafte Ungerechtigkeit aus; auf die Frage, wie er über Zola denke, erwiderte der Stilkünstler Anatole France: „Ich lese nur französische Bücher.“

*

Welche Gattung schreibender Menschen in Deutschland schreibt den schlechtesten Stil mit der schlechtesten Sprache? Die fast regelmäßige Antwort lautet: die Zeitungschreiber. Schopenhauer mütete gegen den schändlichen Jargon, in welchem meistens die deutschen Zeitungen geschrieben sind, und der noch gröbere Nietzsche gegen das „Schweinedeutsch!“ — Verzeihung, Zeitungsdeutsch! Beide Schimpfer waren Männer der Wissenschaft, die den Splitter im Auge der Pressenänner, nicht aber den Balken der Fachgenossen bemerkten.

Das schlechteste Deutsch, den schlechtesten Stil schreibt die deutsche Wissenschaft; die rühmlichen Ausnahmen kenne ich und würdige sie doppelt. Der strenge Ausspruch des hervorragenden Deutschforschers Moritz Heyne über die Deutschverderbung des Zeitalters (S. 11) paßt auf keinen Zweig unsers Schriftentums so genau wie auf das immer barbarischer werdende Mißlingsch des größten Theiles unsrer wissenschaftlichen Bücher und Aufsätze. Nur die ererbte Scheu vor der Gelehrtenlaste läßt den Deutschen die himmelschreienden Sünden der wissenschaftlichen Schreiber gegen Sprache und Stil übersehen und den großen Unbekannten, den Zeitungschreiber, als Sündenbock in die Wüste der Sprachverdammnis hegen. Daß der Zeitungsmann seine Verstöße im fürchterlichen Drange des Augenblicks, der Wissenschaftler seine Untaten in der weihewollen Stille des Studierzimmers begeht, sollte gerechter als bisher gegen einander abgewogen werden. Ich stelle die sachlichen Leistungen der deutschen Wissenschaft so hoch wie irgendwer; zur deutschen Literatur jedoch gehören nur verschwindend wenig Bücher deutscher Forscher. Die Gabe, Klargestachtes kurzgefaßt und in richtigem, gar in edlem Deutsch auszudrücken, ist in Deutschland bei weitem seltner als das dichterische Vermögen. Der Satz des geistreichen Paul Cohnmann in seinen Aphorismen: 'Nicht jeder, der ein lezenswertes Buch schreibt, kann einen lezenswerten Satz schreiben' verträgt eine größere Verallgemeinerung. Wenn Nietzsche einmal einräumt: 'Schlechte Schriftsteller notwendig. — Es wird immer schlechte Schriftsteller geben müssen, denn sie entsprechen dem Geschmack der unentwickelten, unreifen Altersklassen; diese haben so gut ihr Bedürfnis wie die reifen', so muß dem entschieden widersprochen werden. Es wird natürlich immerdar inhaltlich gute und schlechte Schriftsteller geben; dennoch ist es keine überspannte Forderung, daß jeder, der zu einem größern Leserkreise, zumal zu der Jugend, spricht, untadliges Deutsch und erträglichen Stil schreibe. In Frankreich und in England ist diese Forderung längst erfüllt.

Eine der größten Schwierigkeiten, aus dem herrschenden Zustande herauszukommen, liegt in dem Mangel an unbedingt mustergültigen Vorbildern. Den Versuch zu einer Sammlung der besten habe ich in meiner 'Deutschen Meisterprosa' gemacht. In einem spätern Abschnitt (S. 527) wird hiervon eingehender gehandelt werden; schon hier aber darf der Hinweis auf die Tatsache nicht fehlen: wir haben keinen einzigen neuern Klassiker der Sprache in dem Sinne, wie jedes der alten und neuen großen Literaturvölker mindestens zehn aufweist. Uneingeschränkt mustergültige Sprache schreibt weder Lessing noch Goethe noch Schiller, weder Jakob Grimm, noch Gustav Freytag, noch Gottfried Keller, Moltke oder Treitschke. Die zahlreichen Beispiele mit argen Sprach- und Stilgebrechen selbst bei unsern Größten im Verlaufe dieses Buches werden erweisen, daß die Behauptung der Nichtmustergültigkeit unsrer Prosameister keine Müdenselberei ist.

*

Daß der beklagenswerte Zustand unsrer Prosa nicht etwa in einer eingeborenen Unzulänglichkeit der deutschen Sprache begründet ist, duldet keinen Zweifel. In der Hand eines unsrer Prosa-künstler vermag das Deutsche mit seinem unerschöpflichen Wortreichtum, seiner ganz einzigen Freiheit von Wortstellung und Satzbau alles, was irgendwelche andre Sprache leistet. Unse fast zu reiche Übersetzungsliteratur beweist, daß das Deutsche in Wahrheit die eigentliche Weltsprache ist oder sein könnte. Schon Goethe hat dies nachdrücklich hervorgehoben. Keine andre Sprache hat bisher vermocht, die Dichtungen aller Völker in ihren Versurformen übersetzerisch wiederzugeben, und unübersehbar ist die Reihe der künstlerischen deutschen Wiedergaben klassischer Prosawerke aus vielen Jungen. Dazu besitzen wir eigne Prosaschriften vom höchsten Range, die, abgesehen von gewissen Verstößen gegen fleckenlose Sprachrichtigkeit, stil-künstlerisch hinter keinem der berühmtesten Prosabücher anderer Völker zurückstehen. Und da sollte die Hoffnung unberechtigt sein, daß wir auch in den mittleren, ja selbst in den noch geringeren Erzeugnissen deutscher Prosa wenigstens die Durchschnittshöhe der französischen und englischen Prosa erreichen könnten?

Unumgänglich notwendig hierzu ist allerdings die schonungslose Aufdeckung der zur Zeit noch herrschenden Schäden, das unverblümte Ausprechen dessen was ist, und die

hoffentlich dadurch erweckte Einsicht der nicht unverbesserlich dünnelhaften Schreiber in den wahren Zustand unsrer, will sagen ihrer Prosa. Den Franzosen und den Engländern ist ihre künstlerische oder doch anständige Prosa nicht durch ein gnädiges Himmelsgeschenk zuteil geworden, sondern durch die Arbeit von Jahrhunderten, allerdings unter günstigeren Staatsverhältnissen als den deutschen. Die wichtigste Schule aber der guten Prosa ist in Frankreich wie in England — die Schule. Nur von ganz unten auf, wie jeder feste Bau, kann die deutsche Prosa gezimmert werden. Das Amt eines Sprachlehrers ist ein königliches, ein hohepriesterliches Amt. Er steht nicht im Namen der Schule, nicht im Namen einer Prüfungskommission, an die er einmal seine Schüler überliefern mußte, nicht im Namen einer Bildung, die der heutige Tag fordert, sondern im Namen des Volkes vor dem Schüler, des ewigen Volkes, das in allem Wechsel sich gleich bleibt (Philipp Wader-nagel). Der sich immer freudiger kundtuende Anteil grade der Lehrkreise an allen Fragen deutscher Sprache und deutschen Stils; die große Verbreitung von wirksamen Büchern über gutes Deutsch, wie denen von Heinke, Th. Matthias, Weise — ich darf auch mein „Gutes Deutsch“ nennen —; das ununterbrochene Wachstum des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins; endlich und hauptsächlich die nicht mehr zu übersehende Zunahme der bewußt auf reine und edle Sprache ausgehenden Schriftsteller und Dichter der Prosa — all dies zusammen stärkt die Zuversicht, daß der Gipfel des Sprachgeschlammes und Stilgeschluders überschritten ist und wir einem neuen Kunstgipfel unsrer Prosa entgegengehen. Besonders der Deutsche Sprachverein mit seinen 40 000 Mitgliedern aus allen gebildeten Ständen ist zu einer Macht geworden, die über alles hinausragt, was seit dem 17. Jahrhundert mit seinen Deutschen Sprachgesellschaften jemals in Deutschland zur Säuberung und Veredelung deutscher Prosa erstrebt und geleistet wurde. Der einzige, aber schwere Vorwurf, der diesem großen Verein sehr ernsthaft gemacht werden muß, ist der, daß er seine eigne Macht nicht kennt, sie darum nicht voll ausnützt. Dem entschlossenen Willen von 40 000 deutschen Gelehrten und Gebildeten, unter denen mehr als tausend in führenden Stellungen, müßte es bei richtiger Leitung gelingen, die schlechtgeschriebenen Bücher den gebildeten Lesern zu verlei den und die hochmütigsten der schlechtschreibenden Gegner jedes veredelnden Sprachstrebens zur Einsicht oder doch zum Schweigen zu zwingen.

*

Von Zeit zu Zeit verbichtet sich die Unzufriedenheit mit dem Zustande der deutschen Schriftsprache in den Wunsch: Hätten wir doch eine Deutsche Sprachakademie! Ich wiederhole hier die auf eine bekannte Rundfrage darüber in R. E. Franzos' „Deutscher Dichtung“ 1902 von mir erteilte Antwort:

Erstens: Eine Deutsche Akademie ist genau so überflüssig wie die irgend eines andern Volkes. Außer zur Befriedigung unmännlicher Eitelkeiten hat in keinem Lande der Welt eine Sprachakademie zu irgend etwas Wertvollem gebient. Die Französische Akademie ist für die Entwicklung der französischen Literatur, ja selbst der französischen Sprache ohne alle Bedeutung gewesen und ist es heute noch.

Zweitens: Soll eine Deutsche Sprachakademie mehr sein als ein freier Verein freier deutscher Schriftsteller, so wird sie zu einer Art von Staats Einrichtung. Einer solchen wird nach den bei uns herrschenden Anschauungen niemals vollkommene Freiheit in der Wahl ihrer Mitglieder gelassen werden. Den entscheidenden staatlichen Stellen werden ganze Richtungen nicht passen, und grade einige der hervor-ragendsten deutschen Schriftsteller werden von einer Deutschen Sprachakademie mit staatlichem Charakter grundsätzlich ausgeschlossen bleiben. Eine Akademie dieser Art würde weder bei den deutschen Schrift-stellern noch im deutschen Volke besondere Achtung genießen.

Drittens: Alle Verehrer der Gründung einer Deutschen Sprachakademie erwarten von dieser eine Pflege edler deutscher Sprache. Das Mindeste also, was man von jedem Mitgliede solcher Akademie verlangen müßte, wäre doch wohl, daß es ein fehlerloses Deutsch schreibe. Ich bestreite, daß es zurzeit in Deutschland eine genügend große Zahl hervorragender Schriftsteller — nun gar Gelehrter! — gibt, die auch nur richtiges Deutsch schreiben. (Man denke an G. Hauptmann! — Zusatz von 1901.)

Will man durchaus einmal eine Deutsche Sprachakademie gründen, so verschiebe man die Aus-führung dieses Planes um etwa 50 Jahre, bis wir durch eine vollständige Änderung unsrer höheren Unterrichtswesens ein Geschlecht von Lehrern und Schülern herangezogen haben, denen, ähnlich wie in Frankreich, die tadellose, ja die künstlerische Beherrschung der Muttersprache die Krone des Unterrichts ist.

Ich füge heute noch dies hinzu. Nämlich es dennoch zur Gründung einer Deutschen Sprachakademie, so würde sie Germanistisches Nationalinstitut heißen, und ihre

Zusammensetzung würde sie von vornherein jedes gesetzgeberischen Ansehens bei der Schriftstellerwelt berauben. Hier gilt kein Stand, kein Name; hier gilt nur eines: daß jedes Mitglied fehlerloses Deutsch schreibt. Noch sind wir nicht so weit, auch die Forderung zu stellen: schönes Deutsch; fehlerfreies und selbstverständlich reines Deutsch müßten einstweilen genügen, um außer hervorragenden literarischen Leistungen einen Schriftsteller oder Gelehrten zur Aufnahme in die Deutsche Sprachakademie zu befähigen. Man stelle sich vor, was garnicht unwahrscheinlich wäre, daß der Verfasser, der Veröffentlichlicher und die Unterzeichner der berücktigten „Erklärung von 1889“ (S. 170), also „die 41 Führenden“, Mitglieder einer Deutschen Sprachakademie geworden wären! Einer großen Zahl jener Schriftsteller und Gelehrten hätte der Rat erteilt werden müssen, vorerst schülerhaft Deutsch zu lernen, ehe sie über Sprache und Stil ernsthaft mitzureden wagten.

In neuester Zeit ertönt wieder einmal der Hilferuf nach einem „Deutschen Sprachamt“. Gesezt den Fall, es käme zu einer Verwirklichung dieses Gedankens, — wer würde an der Spitze stehn, wer den Rahmen bilden? Höchster Wahrscheinlichkeit nach die Berliner Akademie der Wissenschaften, dieselbe Akademie, deren germanistisches Mitglied Gustav Rötke sich, in einem von der Akademie ihm aufgetragenen Gutachten, gegen die schon landläufigen Verdeutschungen der überflüssigsten Fremdwörter ausgesprochen hat, der leidenschaftlichste Gegner der Säuberung der deutschen Sprache von ihrer vierhundertjährigen Befudelung. Zweifelt jemand, der mit der amtlichen Behandlung solcher deutscher Lebensfragen vertraut ist, daß in einem Deutschen Sprachamt die ärgsten Deutschverderber obenan sitzen und das große Wort führen würden? Das Deutsche Sprachamt würde zu einem Amt gegen die deutsche Sprache werden.

Zweiter Abschnitt.

Vom guten Stil.

Die allgemeine Quelle jedes Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. (Schiller.)

Mit ausführlichen und doch nicht fördernden gelehrten Auseinandersetzungen über Herkunft, ursprünglichen Sinn und Bedeutungsgeschichte der Wörter Prosa und Stil bleibe der Leser verschont; denn nicht um Wortwissen, sondern um Sachkenntnis ist es uns hier zu tun. Die kurzen Angaben müssen genügen, daß Prosa ein altlateinisches Wort ist, aus *Prosa*, genauer aus *Proversa*: vorwärts gerichtete, nicht durch ein festes Maß gebundene Rede; Quintilian gebraucht es im Gegensatz zu *versu loqui*: durch Vers reden. Das griechische *Stylos* bedeutet Pfahl, Säule, Schreibgriffel; in der letzten Bedeutung entspricht ihm lateinischer *Stilus*, nach Wackernagels feiner Bemerkung begrifflich und lautlich verwandt mit Stiel.

Nicht viel fruchtbarer sind die meisten der zahllosen Erklärungen vom Wesen des Stils. Selbst diese von Hebbel nützt uns gar nichts: „Das sprachliche Produkt, das entsteht, wenn ein positiv individueller Geist — denn negativ individuell sind alle — den allgemeinen Geist durchdringt und befruchtet, wird Stil genannt.“ Nicht besser steht es mit der Erklärung Buffons, des Verfassers der in Frankreich berühmtesten Abhandlung über den Stil (vgl. S. 32): *Le style n'est que l'ordre et le mouvement qu'on met dans ses pensées*. (Der Stil ist nur die Ordnung und Bewegung, die man seinen Gedanken gibt). Hierin ist schon die Beschränkung durch „nur“ falsch, denn der Stil besteht in noch manchem anderm als der Folge und Gangart der Gedanken. Auf sich beruhen kann an dieser Stelle die Frage nach dem Wesen des Stils in Wendungen wie: Rafaels Stil, Wagners Stil, oder nach dem Sinne des Wortes in dem Satz: der oder jener Künstler hat Stil. Soweit dieses Buch mit solcher Frage zu tun hat, wird sie in dem Abschnitt vom persönlichen Stil erörtert (S. 29).

Schriftlicher Stil ist sprachliche Gedankenform: diese einfache Erklärung reicht hin, um uns in den Kern der Frage vom guten Stil zu führen. Eine Schrift mit gutem Stil

mag von Feinschmeckern als reines Kunstwerk ohne jeden andern Zweck als den der Schönheit genossen werden, so wie viele Römer und Franzosen eine Reihe schön gebauter Säze an sich als Kunstwerk bewundert haben. Über jene Ansicht vom guten Stil sind wir, sind auch die Franzosen, längst hinaus.

Noch so schön aneinandergereihte Satzgefüge mit feinsten Wortwahl und edelstem Lautwohlklang sind tönendes Erz und hohle Schelle ohne menschlich wertvollen Zweck. Der Nutz ist ein Teil der Schönheit, heißt es schon bei Dürer; ohne jede Einschränkung fast wörtlich ebenso bei Schiller. Alles Gerede über guten oder schlechten Stil eines Schreibers bleibt unentschiedener Widerstreit beweisloser Geschmackslaunen, wenn wir nicht einen unerschütterlichen Ausgangspunkt für unser Urteil gewinnen. Es gibt keinen guten Stil an sich, es gibt nur einen zweckmäßigen und einen zweckwidrigen Stil; jener ist der gute Stil, dieser der schlechte. Die größten Meisterwerke der Prosa aller Zeiten und Völker fügen sich dieser einfachen Erklärung.

Warum wird geschrieben? Nicht zuerst, um ein Kunstwerk zu erzeugen, sondern um die Gedankenwelt des Schreibers so vollkommen wie möglich auf den Leser zu übertragen. Der älteste Schriftsteller über das Wesen des Stils, Aristoteles, — er nannte es Beredsamkeit —, erklärte diese als die Kunst im Erfinden von Überredungsmitteln; und der beste deutsche Schriftsteller über Stil, Schopenhauer, bezeichnete als Zweck alles Schreibens: Mittels Worten den Strom der Gedanken in ihren (der Leser) Kopf zu leiten, mit solcher Gewalt, daß er den ihrer eigenen von dem Gange, den sie bereits genommen, ablenkt und in seinen Lauf mitfortreißt. Das einzige vollkommne Mittel hierzu, den wertvollen Inhalt immer vorausgesetzt, ist der vollkommne Stil. Höchste Zweckmäßigkeit also ist höchster Stil, und alle Mannigfaltigkeit der guten Stilarten, die ganze Fülle der Stilmittel ist in dem Grundgedanken der Zweckmäßigkeit enthalten. Die erhabensten Weisheiten der Bibel wie die einfachsten Belehrungsätze einer Kinderbibel werden vom Stilgrundgesetz der höchsten Zweckmäßigkeit beherrscht. Ob im einzelnen Falle dichterischer oder prosaischer Stil, feierlicher oder alltäglicher, ernster oder heiterer, stiller oder bewegter, schlichter oder geschmückter Stil vorzuziehen, ist einzig nach dem Zweck des Schreibenden und seiner Schrift zu entscheiden. Jedes Beispiel dieses Buches empfängt sein Licht von der Klarheit, die jenem obersten aller Stilgrundsätze entspringt.

Alle Unterschiede der Sprachen, aller Wandel der Bildung und des Geschmacks, die unabsehbare Vielfältigkeit sogar der Seelen der Schreiber ordnen sich fügsam unter jenes allherrschende Gesetz. Napoleons Tagesbefehle an seine Soldaten in Ägypten und Kaiser Wilhelms des Ersten Drahtungen vom Siegeschauplatz sind grundverschieden, sind aber beide großer Stil, denn beide erreichen auf großartige Weise ihren Zweck. Du schreibst über Lessing, den Vernichter der geistigen Franzosenherrschaft in Deutschland, und du spreizest dich eitel mit überflüssig eingestreuten französischen Brocken: dein Stil ist erbärmlich, weil zweckwidrig, und dich selbst machst du obendrein lächerlich. — Du schreibst über Schiller, den Sänger höchsten seelischen Aufschwunges, in einem Stil wie über das beste Straßenpflaster oder den ergiebigsten Kunstbänger: zerbrich deine Feder, denn du hast keine Ahnung von Zweck und Wirkung deiner Schreiberei. — Man verlangt von dir einen Sachbericht über einen beobachteten Straßenunfall, und du schwögst seitenlang über deine Seelenstimmungen vor, während und nachher: du taugst nicht zum Berichtstatter, denn du schreibst an dem Zweck vorbei, der in nichts anderm besteht als in einem getreuen Abbild der Tatsachen. Du glaubst, eine schmucklose Wiedergabe der Tatsachen sei unter deiner Würde, schmückst also deinen Bericht mit Bildern aus allen Reichen der Natur, schüttelst aus dem Füllhorn deines Geistreichtums Brillanten' des Witzes oder doch der Wigelei darüber: du bist nichts als ein Schmod, der seinen Lebenszweck verfehlt hat, denn ein Klau'n hättest du werden sollen, nicht ein Schriftsteller. — Du bist ein großer Gelehrter, beherrschest das weite Gebiet deiner Sonderwissenschaft und willst den Nichtwissenden aus deinem reichen Wissensschatze Belehrung spenden. In deinem Kunsthochmut aber dünkst du dich hoch erhaben über die Leser, für die du schreibst, und sprichst zu ihnen, als

müßten sie alles wissen, was du selber erst seit gestern weißt; sagst deshalb zur Rache nicht Rache, sondern gebraucht geziert andeutende Umschreibungen, die enträtselt werden müssen: du verfällst dem komischen Dichter, etwa dem der *Précieuses ridicules* (der 'lächerlichen Zierpuppen'), denn deine Schreiberei verfehlt ihren Zweck, der nicht im Rätselaufgeben, sondern in klaren Belehrungen besteht. — Oder du leidest an keinem von all diesen Stilgebrechen, kannst dich aber nicht entschließen, in einem Satze nur einen Gedanken auszusprechen, was in drei bis vier Druckzeilen möglich wäre. So wenig Herrscher bist du über deine Gedanken, daß du ihrer keinen ungestört im Hirn und auf dem Papier zu Ende denken kannst. Den einen Gedanken durchkreuzt der zweite, den zweiten ein dritter, ein vierter, und diese vier ineinander geschachtelten, einander unterbrechenden Gedanken stopfst du in einen einzigen Satz von 15 gedruckten Zeilen, bildest dir wohl gar auf deine kunstvollen Satzgebäude wunder was ein: dein Geschreibsel ist nichtig, weil zwecklos, denn bei den letzten fünf Zeilen hat der Leser die ersten zehn vergessen. — Oder endlich, du bist wirklich ein Meister des Stils, du beherrschest die innere Form, d. h. du findest den treffenden Ausdruck für deinen wertvollen Gedankeninhalt, müßtest also den Zweck deines Schreibens durchaus erfüllen: du verfehlt ihn dennoch, grade bei den feinsinnigsten unter deinen Lesern, durch einen peinlichen Erdenreiß: du bist unsicher, ja ungebildet in den Gesetzen der von dir geschriebenen Sprache.

*

Ich sehe das erstaunte Gesicht manches Lesers und höre seine Frage: Du sprichst ja immerfort vom Leser, beinahe so viel wie vom Schreiber; der Stil hat es doch mit dem Schreiben, nicht mit dem Lesen zu tun. Mit Verlaub, alles Schreiben, vielleicht mit Ausnahme der Tagebücher, ist eine zweiseitige Tätigkeit: man schreibt nicht für sich, sondern für einen Andern, für einen Leser, für ungezählte, unbekannte Leser; für das Ding, das man igo in Berlin Publikum nennt, wie sich Gottsched ausdrückte, als der Leserkreis sich über den Leipziger, den 'Hällischen', den Zürcherischen und sonstigen Professorenklüngel auszudehnen begann. Als das Zusammenfassen der Mittel, auf diesen großen Unbekannten, das Publikum, eine ganz bestimmte Wirkung auszuüben, ließe sich neben anderm die Stilkunst bezeichnen.

Sorgsame Rücksicht auf den Leser ist eine der Urbedingungen des guten Stils. Sie ist in dem Grundgesetz der Zweckmäßigkeit mitenthaltend, und keine Untersuchung des Stiles eines Schriftstellers ist erschöpfend ohne eine Antwort auf die Frage: Wie behandelt der Schriftsteller seine Leser? 'Der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, so ist erst der Leser das ganze Leben des Geschriebenen' (Gottfried Keller). Man kann ohne gewaltthame Scheidekünste die Prosaliteraturen ganzer Völker und die verschiedenen Gattungen der Prosa eines Volkes je nach der Rücksicht der Schreiber auf ihre Leser in Rangstufen ordnen. Der französische Schriftsteller schreibt fast durchweg mit dem Gedanken an den Leser, der Deutsche nur in den seltenen guten Ausnahmefällen. Wer jedoch mit hochfahrenden Redensarten die Gleichgültigkeit vieler deutscher Schreiber gegen den Leser als einen Vorzug, etwa als 'weltentrückten Idealismus' preisen wollte, dem ist nachdrücklich zu erwidern, daß der tiefere Grund jenes Mangels die Phantasielosigkeit der Schreiber ist. Phantasielosigkeit aber ist nach einem geschehen deutschen Philosophen, Rosenkranz, gleichbedeutend mit Dummheit. Wer sich nicht, bewußt oder unbewußt, bei jedem Satze, jedem Worte, ja schon im Vorbereiten und Gliedern seiner Schrift in die Seele seines Lesers, des einen oder ihrer aller, oder doch eines gewissen guten Durchschnittes versetzen kann, der wird nur wie durch ein Wunder die Seele des Lesers ergreifen. Solch ein Wunder jedoch gelingt nur alle paar Menschenalter einmal, wenn ein außerordentlicher Schriftsteller durch die Macht seiner Gedanken oder ihres Ausdrucks die Leser so gewalttham ergreift, daß er sie hoch über sich selbst hinaus steigert und in die fremde Gedankenwelt mit ihrer trotzig eigenartigen Form hinüberreißt. Wer sich für einen solchen Jahrhundertgeist hält, der mag's auf eigne Gefahr versuchen, nur für sich zu schreiben, nur an sich zu denken, den Leser als ein überflüssiges Anhängsel der Literatur zu betrachten

Ohne Phantasie, will in diesem Falle sagen: ohne Seelenwitterung, kein guter Stil; ohne sie keine Möglichkeit vollen Wirkens, kein Belehren, kein Bewegen, kein Überzeugen. Aus der Rücksichtslosigkeit gegen den Leser sind die großen und kleinen Formlosen mancher Literaturen hervorgegangen: Rabelais, dessen Gargantua und Pantagruel schon den Zeitgenossen kaum halb verständlich war und der heute selbst den Franzosen fast nur noch ein großer Name ist. Dann aber die einst hochberühmten, jetzt nicht mehr gelesenen Dugende der deutschen Formlosen, von Fischart über Hamann, Jean Paul zu dem unübersteigbaren Gipfel der Unfähigkeit, für einen Andern als sich selbst zu schreiben: zu Hegel. Vielleicht ist das ihm zugeschriebene Wort: Nur einer meiner Schüler hat mich verstanden, und der hat mich mißverstanden nicht gesprochen worden: erfunden ist es meisterlich.

Da schreibt ein Gelehrter ein Buch oder einen Aufsatz für weniggebildete Leser; er soll, er möchte volkstümlich schreiben, hat aber keine Ahnung von den Ansprüchen, die grade ein Leser aus dem Volke an durchsichtige Klarheit der Gedankenfolge und des Ausdrucks stellt. Sein Geschreibe ist bei aller Gelehrsamkeit wertlos, denn es verfehlt seinen Zweck durch einen Grundmangel des guten Stils: die Phantasielosigkeit. — Ein andrer Gelehrter schreibt für zukünftige Fachgenossen, für Studenten, besitzt aber nicht Phantasie genug, um die mit Recht von diesen Lesern zu erfüllenden Voraussetzungen abzumessen. Er schreibt über Unbekanntes ebenso wie über Allbekanntes, deutet vornehmthuend das Fremdeste nur an, statt es klar zu bezeichnen. Dieser Gelehrte mag wissenschaftliche Tagebücher führen, zum Schriftsteller für Andre ward er nicht geboren. Jeder Leser hat das Grundrecht, vom Schreiber zu verlangen, daß er nicht zu den Schwierigkeiten des Gegenstandes Schwierigkeiten der Form füge, die nicht aus dem Gegenstande, sondern aus der Unbegabung des Schreibers herrühren. Der Richter vom untersten bis zum höchsten Gerichtshof ist verpflichtet, seine Erkenntnisse dem Verständnis der Rechtsuchenden, nicht dem der Richter anzupassen. Die von Zeit zu Zeit durch die Presse laufenden unübersehbar langen, den Laien ganz, den Rechtsgelehrten mit Ausnahme des Verfassers halb unverständlichen Gerichtsurteile, manche selbst vom Reichsgericht, rühren von Richtern ohne Phantasie, also von Schreibern ohne Stil her. Sie sind stillwidrig, weil sie zweckwidrig sind.

Verhältnismäßig leicht ist der gute, der zweckmäßige Stil da zu treffen, wo ein Schriftsteller sich an einen mehr oder minder eng begrenzten, ihm genau bekannten, ihm bildungsverwandten Leserkreis wendet. Hier bedarf es eines so geringen Aufwandes von Phantasie, daß ein schlechter Stil ganz unentschuldbar ist. Der Vortrag eines Hochschullehrers, der den Studenten unverständlich bleibt; die Abhandlung eines Forschers, die selbst den Fachgenossen unfassbar ist; die Rede eines Abgeordneten im Reichstag an ungefähr gleichgebildete Zuhörer, die dunkel klingt: lauter Beweise von Stilstümperei.

Am schwersten ist das Schreiben und Sprechen zu einer großen, bunt zusammengelegten Leserkreis. Daher steht der gute Volksschriftsteller, nur gemessen an den zu erfüllenden Stilsforderungen, hoch über dem fachwissenschaftlichen Schreiber; der gute Zeitungsmann über den meisten durchschnittlichen Bücherschreibern, die sich im allgemeinen doch an eine enger begrenzte Leserschaft wenden. Die ganz großen Meister des Stils, die Verfasser der an den zehn Fingern herzuzählenden ewigen Prosawerke, haben das Wunder vollbracht, dichterische Größe und Gedankentiefe in eine Form zu gießen, durch die sie den Weisesten und den Einfältigsten, den Greisen und den Jünglingen, den Männern und den Frauen gleichermaßen lieb und verständlich geworden sind.

Welche Trübungen schieben sich schon zwischen die eignen Gedanken des Schreibenden und die Ausdrucksform; welche abermalige Trübung zwischen seinem Ausdruck und die im Leser dadurch heraufbeschworene Gedankenwelt. Jedes Begriffswort einer Sprache hat so viele mehr oder minder verschiedene Widerklänge, wie es Leser gibt, ganz so wie nicht zwei Menschen denselben Baum auf dieselbe Weise sehen. Hier liegt die Endlichkeit des Zweckmäßigen selbst für den vollkommenen Schreiber. Keine Kunst des Stils kann Höheres

vollbringen, als durch das Erklängen jedes Wortes, durch den Zusammenklang jeder Wortgruppe, jedes Satzes, durch das Verknüpfen von Sätzen zu Absätzen, von Absätzen zu einem schriftlichen Ganzen, den Leser zu nötigen, genau ebenso zu denken, wie man selbst gedacht hat' (Schopenhauer). Womit wir denn zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückgekehrt sind.

Kein unbedingtes Erfordernis des zweckmäßigen, also guten Stils ist die Eroberung des Lesers für die abweichende Ansicht des Schreibers. Der beste Stil eines Ungläubigen wird den überzeugten Gläubigen nicht abtrünnig machen. Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen' (Lessing an J. A. G. Reimarus, 6. 4. 1778). Allerdings muß der gute Stil des Ungläubigen bewirken, daß der gläubige Leser genau erfährt, was in der Seele seines Gegners vorgeht, und mehr darf von der höchsten Stilkunst nicht gefordert werden. Dennoch wird jeder gute Schriftsteller, der etwas zu sagen hat, über jenes Ziel restloser Gedankenvermittlung hinausstreben und den Leser zu überzeugen suchen. Die hierzu dienlichen Stilmittel gehören, soweit sie redlich sind, gleichfalls in die Lehre vom guten Stil. Daß sie redlich sind, dafür ist durch den Grundseins jedes Stilbaues gesorgt, denn dieser Grundstein duldet nur eine Inschrift: Wahrheit.

Dritter Abschnitt. Von der Wahrheit.

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanten Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stil desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz. Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen! (Lessing an Göze.)

Scheidet man alle Stilgebrechen aus, die durch unheilbare Unbegabung oder durch verbildende Sprach- und Stilerziehung zu erklären sind, so bleiben eigentlich nur zwei Hauptstilarten übrig: der wahrhaftige und der unwahrhaftige Stil. Alle Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit lassen sich verzeihen und durch Unterricht beseitigen. Unbeholfenheit des Ausdrucks, Schwerfälligkeit des Satzbaues, Verworrenheit im Ordnen der Gedanken lassen sich mindern oder abstellen. Die unverzeihliche Todsünde des Stils, die Sünde gegen den heiligen Geist in der Menschenrede ist die Unwahrheit. Alle Dichter und alle Weisen, die über Sprache und Stil geschrieben, stimmen mit Vers und Prosa in dieser Grundansicht überein. Quintilian, der doch nur oder zumeist an die öffentliche Beredsamkeit gedacht hat, nennt die wahrhaftige Überzeugung die Quelle der Rednererfolge: *Pectus est enim quod disertos facit. — Ideoque imperitis quoque, si modo sunt aliquo affectu concitati, verba non desunt* (Das Herz macht berebt. Daher fehlen die Worte auch Ungeübten nicht, wenn sie nur von einer Leidenschaft erregt sind). Und sehr ähnlich dem Lessing'schen Zeitgedanken über diesem Abschnitt heißt es schon in Boileaus 'Dichtkunst': *Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable* (Nichts ist schön als das Wahre, einzig das Wahre ist liebenswert). — Uhland mahnt: 'An deiner Sprache rüge Du schärfer nichts denn Lüge, Die Wahrheit sei ihr Hort!' Eichendorff singt vom Stil der Wahrheit:

Der Ehre sei er recht zum Horte
Der Schande leucht' er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft liegt in dem Worte,

Das hell aus reinem Herzen bricht. —
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding.

Und Ruskin schreibt aus der Erfahrung von drei Menschenaltern: 'So lange kein Wort anders als in Redlichkeit ausgesprochen wird, steigt die Kunst der Sprache höher und höher. — Kein edler Stil hat sich je anders als auf ein ehrliches Herz gegründet.'

Man betrachte einmal alle unverzeihliche Stillaster nicht vom Sprachgelehrten oder künstlerischen Standpunkt, sondern von dem des unerbittlichen Seelenforschers, und man

wird als ihren Urgrund die Unwahrhaftigkeit finden. Der gedehnt gestauchte Ausdruck, die geistreichelnde Wilderei, das überflüssige Zitieren, das Brüten mit eilig zusammengerafftem Lesewissen, das eitle Ausstrahlen von Brocken aus allen möglichen fremden Sprachen, die verstiegene Fremdwörterlei, die präziöse Vornehmthuerei, die papierne Unnatur des Schwulstes: sie alle fließen aus jener schriftstellerischen Unwahrhaftigkeit, die untrennbar ist von einer gewissen Unwahrhaftigkeit im Charakter des Schreibers. Auch dies ist eine uralte Erkenntnis; *Ἄνδρος χαρακτήρ ἐκ λόγου γινώσκεται* (Des Menschen Charakter wird aus der Rede erkannt) hieß es bei den Griechen, und die Römer forderten von dem wahrhaft großen Redner, daß er vor allem ein *vir bonus* (redlicher Mann) sei.

Alle Schwindelkünste des unredlichen Stils versagen für ein feines Ohr. Die Eitelkeit läßt sich so wenig verbergen wie die Liebe, der Husten und der Hunger, und kein eitles, also unwahrhaftes Buch hat die geringste Aussicht auf Dauer. 'Möchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept dazu: habe eine große Seele. Wenn man's nur in der Apotheke bestellen könnte!' (Wischers Auch Einer). Nicht kann man aus dem Stil erkennen, ob der Schreiber geizig oder freigebig, pünktlich oder säumig, noch weniger ob er schön oder häßlich ist; hingegen ob er wahr oder unwahr, echt oder unecht, ob er die pupillarishe Sicherheit besitzt oder mit Eitelkeit hypothetisch belastet ist, wie Bismarck die Menschen beurteilte, ja das weiß der seelenurfundige Stilkenner untrüglich zu unterscheiden. An großen und kleinen Merkmalen, durch alle Schleier der Verstellung hindurch, genau so wie sich der Geizige, der Unpünktliche, der Unsaubere im Alltagsleben unfehlbar enthüllt. Der Stilkenner, der sich nicht bei Kleinigkeiten aufhält, sondern auf den Kern sieht, vermag nach einer Druckseite die Wahrheit oder Unwahrheit des Schriftstellers zu bestimmen, wie der Tierforscher aus einem einzelnen Knochen das ganze Gerippe aufbaut. Das bekannte Wort Goethes über die Grundlage des Stils: 'Eigentlich kommt alles auf die Gefinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken', trifft in den Mittelpunkt unsrer Frage, und keiner von uns kann mehr als jenes Wort wiederholen oder umschreiben. W. Münch sagt in seinem Aufsatz 'Sprache und Ethik' (er meint Sittlichkeit): 'Die Sprache ist ein Abbild auch des sittlichen Innenlebens', und sagt damit nur dasselbe wie Goethe. Willst du also zu einem guten Stil kommen, so sei wahr und sage deine Wahrheit. Diese braucht nicht die ewige, den Menschen verborgene Wahrheit zu sein, sondern eben nur die von dir ehrlich erforschte, ehrlich geglaubte Wahrheit. Treitschke war ein schlechter Geschichtschreiber, aber ein guter Schriftsteller; aus Vorurteil hatte er sich in vielen Fällen in die tatsächliche Unwahrheit verirrt. Sein Stil jedoch mutet uns schön an, weil er das Gepräge der Wahrheit trägt, wenngleich nur der, an die Treitschke aus tiefer Überzeugung glaubte. Die aus der Wahrheit fließende Schönheit in seinem Stil hat bisher dieselbe Tragkraft geübt, wie der Stil in Voltaires wissenschaftlich unhaltbaren Geschichtswerken.

Wer aus einigen klassischen Beispielen lernen will, wie selbst bei einem so wahrhaftigen Schriftsteller wie Goethe die geringste Verschleierung der vollen Wahrheit, nicht einmal ihre Entstellung, sich in einem gewundenen, halb unverständlichen Stil verrät, der lese seine Briefe aus dem Juli und August 1788 an Charlotte von Stein, also aus der Zeit der Verheimlichung seiner Liebe für Christiane:

Heute früh komme ich auch noch einen Augenblick. Gern will ich alles hören, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nimmst. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Äußeres. — Ich danke dir fürs Frühstück. Fritz soll mir lieb sein, es freut mich immer seine Gegenwart, und wenn ich ihm was sein kann. Laß mir die Archivseine zurück und lebe wohl. Mögest du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein. Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. — Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen.

Hier ist einer der seltenen Fälle, wo wir bei Goethe auf eine unvollkommene Wahrhaftigkeit mit einem unvollkommen wahren Stil stoßen. Von noch höherem Reiz ist es für den Leser von Dichtung und Wahrheit, die verschleiernde Stilkunst zu untersuchen, mit welcher Goethe im zehnten und elften Buch die traurige Wirklichkeit der Fesenheimer Tage durch alle Hauber der Poesie zu verhüllen bemüht ist. In diesen beiden Fällen handelt es sich um Lücken der unbedingten Wahrheit aus Rücksicht auf einst geliebte Menschen, nicht um eine schriftstellerische Unwahrhaftigkeit. Niemals aber, in keinem einzigen Sage, wird man Goethe auf dem fahlen Pferde der Stillüge ertappen, wo es galt, die reine schriftstellerische Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu bekennen. Jene höchste Wahrheit, die Wischer durch den Mund des Riesenweibes Natur in dem Gedichte 'Ischias' von jedem Schreiber bei Strafe unentrinnbaren Todes heischen läßt:

Wissen will ich, ob du dem Wahren,
Wo du es selber mit klaren
Augen erkannt, und wo man es voll

Und ganz erwarten darf und soll,
Ob du da in deinem ganzen Leben
Der Wahrheit haßt die Ehre gegeben.

Jeden Satz, jedes Wort so lauterwahr zu schreiben, als liege man auf dem Sterbebett, das zwingt den guten, den großen Stil herbei, und wäre der Schreiber noch so ungeübt in den mannigfachen Stilkünsten, die in den Schriften der Alten und den zahllosen Stillehren der Neuen gebucht und gepriesen stehen. Von Nießsche wird einmal mit der Überschrift: 'Grenze der Ehrlichkeit' gewarnt: 'Auch dem ehrlichsten Schriftsteller entfällt einmal ein Wort zuviel, wenn er eine Periode abrunden will.' Leider, denn auch der ehrlichste Schriftsteller ist ein Mensch mit menschlichen Schwächen, und eine dieser, eine unsrer Schwächen heißt Eitelkeit. An dem Willen und der Kraft, diese unsre schlimmste Schreiberehrbünde zu bekämpfen, erkennt man die Redlichen und die Unredlichen. Ein Hauptmerkmal des Klassischen ist das Freisein von Eitelkeit.

Wie ein grundehrlicher Schreiber es fertig bringt, an der Klippe der Unwahrhaftigkeit des Stils durch die Macht eines wahrhaftigen Willens heil vorbei zu steuern, das mag uns Lessing der Wahre an einem wundervollen Beispiel lehren. In seiner vierten Abhandlung über die Fabel rechtfertigt er die Prosaform seiner eignen Fabeln im Gegensatz zu der so sehr viel zierlicheren Versform der alten und neueren Fabeldichter. Lessing erklärt, er habe nicht die Absicht gehabt, die Welt mit seinen Fabeln zu belustigen:

Ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eignen Erbauung, gern in besonderen Fällen überlesen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erfindungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze (des Phädrus) in Versen zu erreichen. Lafontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angeborenen Sprache, sie mag sein welche sie will, eine Form erteilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf seine Weise besorgen dürfte, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen.

Also weil Lessing fürchtet, die Versform könne ihn zu einem Wort, einer Wendung mehr als für seinen Zweck nötig verführen, ihn von der blankgemünzten Wahrheit, wie Lessing sie will, um Haarsbreite ablenken, darum verschmäht er den sonst bequemerem, aber geschwäbigeren Vers und stellt sich die Aufgabe eines Meisters der Prosa: das Höchste an Zweck mit dem geringsten Aufwand an Mitteln zu erreichen. Und wie vollkommen hat er es erreicht in jenen künstlerisch viel zu wenig geschätzten Fabeln, denen an äußerster Knappheit des grade notwendigen Ausdrucks vielleicht nur einige außerlesene Stellen in Molières kurzer Geschichte des Kriegeres von 1870 gleichkommen.

*

'Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben', heißt es kurz, aber ausreichend bei Goethe, und fast wörtlich gleich bei Schopenhauer: 'Der gute Stil beruht hauptsächlich darauf, daß man wirklich etwas zu sagen habe.' Dieser fährt dann fort: 'Wozu diese Kleinigkeit ist es, die den meisten Schriftstellern unsrer Tage abgeht und darum Schuld ist an ihrem schlechten Vortrage. — Da wird das schwache Minimum eines Gr

danke mit fünfzig Seiten Wortschwall diluiert und nun, mit grenzenlosem Zutrauen zur wahrhaft deutschen Geduld des Lesers, ganz gelassen, Seite nach Seite so fortgeträtscht. Über einen Gegenstand, von dem man nichts weiß, noch so beredt zu schreiben, ist Unwahrhaftigkeit, also niemals guter Stil. Der Sachkenner und Stilforscher wird durch die gewandtesten 'europäischen Redensarten' nicht getäuscht. Ihm offenbart schon der schielende Stil, wie Lessing ihn nennt, den Schwindelhuber: 'Das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klopischen Stils, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.' Man prüfe das schielende Geschwafel Julian Schmidts auf S. 301; oder man vergleiche den schielenden Stil Fichtes in seinen philosophischen Schriften mit der mannhaften Wahrhaftigkeit und Klarheit jedes Satzes in seinen Reden an die deutsche Nation. Denn auch bei nichtbewußter Unkenntnis muß die Darstellung dessen, was man nicht weiß, nicht wissen kann, schielend, nebelhaft, unverständlich ausfallen. Cato riet: *Rem tene, verba sequentur* (Habe die Sache, so folgen die Worte), und Buffon mahnte: *Pour bien écrire, il faut posséder pleinement son sujet* (Um gut zu schreiben, muß man im völligen Besitze seines Gegenstandes sein).

Gibt es z. B. irgend etwas dem Nichtdichter Unzugängliches, so ist es das Geheimnis der dichterischen Zeugung. Schreibt ein noch so gelehrter Nichtdichter über jenes ihm ewig dunkle Rätsel, so nimmt sein Stil trotz bestem Glauben die Farbe der Unwahrheit an. Der wahre Gelehrte Dilthey, der vom Aufkeimen eines dichterischen Gebildes nichts wissen konnte, da er selbst dieses Aufkeimen nie verspürt hatte, wagte sich in einem Aufsatz 'Goethe und die Phantasie' an die Darlegung dessen, was Goethe selbst dämonisch verborgen schien und sich keiner noch so umfassenden Gelehrsamkeit je entriegeln wird. Und was kam bei solchem Schreiben über eine nicht gewußte, eine nicht wißbare Sache heraus? Folgender Hauptsatz über die Phantasie: 'Sie ist doch nur (!) eine mächtigere Organisation (!) gewisser Menschen, welche in der seltenen Stärke bestimmter (?) elementarer (?) Vorgänge gegründet ist.' Jetzt wissen wir endlich, was die Phantasie ist! In Wirklichkeit wissen wir genau so wenig wie vorher; wir haben nur einen hohlen Wortschwall vernommen. Daß ein Hauptbestandteil solches Wortschwalles über nichtgewußte Dinge fast regelmäßig in verschwommenen Fremdwörtern besteht, sei schon an diesem ersten Beispiel seiner Art nachdrücklich hervorgehoben. In den Schriften aller Sachkundiger über die seelischen Vorgänge des dichterischen Schaffens, von Gottsched über Scherer bis zu Dessoir, kann der Leser für Goethes und Schopenhauers Aussprüche eine Fülle von Belegen finden, z. B. von dieser Art:

Das ist nun meines Erachtens die beste Erklärung, die man von dem Göttlichen in der Poesie geben kann, davon soviel Streitens unter den Gelehrten ist. Ein glücklicher munterer Kopf ist es, wie man insgemein redet; oder ein lebhafter Witz, wie ein Weltweiser sprechen möchte. Dieser Witz ist eine Gemütskraft (bei Dilthey: 'eine mächtigere Organisation'), welche die Ähnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann. (Gottsched in der Kritischen Dichtkunst.)

Aufgabe ist die Analysis (!) des dichterischen Prozesses (!) . . . Der dichterische Prozeß muß in solche Elemente (!) aufgelöst werden, an welche das Bewußtsein eines jeden von uns (!) anknüpfen kann . . . Der ganze Prozeß, der zur Schaffung poetischer Kunstwerke führt, kann als ein Prozeß der Phantasie bezeichnet werden. (Großartig!) . . . Die Phantasie ist die verwandelnde Reproduktion (!) (W. Scherer.)

Im ganzen angesehen ist diese Vorbereitung vor der Schöpfung ein Wogen von Gefühlen und Leidenschaften. Im Innern der Seele kämpfen Kräfte mit einander. (M. Dessoir.)
Alles nichts als bewegte Luft, nichts als Worte oder Wörter.

Übrigens hatte schon ein alter Römer, Horaz, dieselbe Entdeckung gemacht: *Scribendi recte sapere est et principium et fons* (Des rechten Schreibens Grund und Quell ist das Wissen). Da der vorsichtige Schreiber die Pflicht hat, jedes Mißverstehen seiner Worte möglichst zu verhindern, so sei wiederum hinzugefügt, daß nicht gefordert wird, ein Schriftsteller müsse die letzte, die ewige Weisheit über jeden von ihm behandelten Gegenstand besitzen; sondern nur, er solle nicht durch Stilmittelchen ein Gran mehr Wissens vor-

spiegeln, als er nach strengster Selbstprüfung wirklich besitzt. In Molières *Médecin malgré lui* (Arzt wider Willen) wird der Stil eines solchen Vorpieglers köstlich nachgeahmt. Sganarelle soll dem besorgten Vater die vorgebliche Stummheit der Tochter erklären und vollbringt dies dem Beschränkten gegenüber auf folgende Weise:

Sganarelle: Je touche au but du premier coup, et je vous apprends que votre fille est muette.

Géronte: Oui; mais je voudrais bien que vous me pussiez dire d'où cela vient.

Sganarelle: Il n'est rien de plus aisé; cela vient de ce qu'elle a perdu la parole.

Géronte: Fort bien. Mais la cause, s'il vous plaît, qui fait qu'elle a perdu la parole?

Sganarelle: C'est l'empêchement de l'action de sa langue.

Auf weiteres Drängen des durch solche Wissenschaft noch immer nicht befriedigten Géronte erklärt Sganarelle:

Cet empêchement de l'action de sa langue est causé par de certaines humeurs qu'entre nous autres savants nous appelons humeurs peccantes, d'autant que les vapeurs formées par les exhalaisons des influences qui s'élèvent dans la région des maladies.

(Sganarelle: Ich gehe sogleich auf den Kern der Sache und sage Ihnen, daß Ihre Tochter stumm ist.)

Géronte: Ja, aber ich wünschte wohl, daß Sie mir sagen könnten, woher das kommt.

Sganarelle: Nichts leichter: Das kommt daher, daß sie den Gebrauch der Sprache verloren hat.

Géronte: Sehr wohl; aber was ist die Ursache, bitte, des Verlustes der Sprache?

Sganarelle: Es ist die Hemmung der Aktion ihrer Zunge. — Diese Hemmung der Aktion ihrer Zunge wird durch gewisse Humore verursacht, die wir unter uns Gelehrten pekzierende Humore nennen, nämlich die Dünste aus den Exhalationen der Influenzen, die in die Region der Krankheiten aufsteigen.)

Man beachte den reichlichen Gebrauch von lateinernden Fremdwörtern! Alle Sganarelle gleichen sich darin.

Nedlichkeit ist die Lebenslust alles guten Stils; erst weit dahinter kommt das, was man Stilkunst und Stilkünste nennen mag. Bei der kleinsten Unredlichkeit, dem geringsten Trachten nach einer Wirkung, die nicht streng der Sache dient, nur der Eitelkeit des Schreibenden Befriedigung schaffen soll, ist es mit dem großen Stil zu Ende, und es beginnt der kleine, der für eine Weile, eine sehr kurze, seine Bewunderer finden mag, jedoch unfehlbar gleich einem langsam ährenden Scheidewasser alles Geschriebene zerfrisst. Hebbel vermerkt in seinem Tagebuch: 'Daß so wenig Schriftsteller Stil haben, liegt in ihrer Unfähigkeit, dem letzten hohen Zweck die nebenbei erreichbaren näheren und kleineren zu opfern; überhaupt in der menschlichen Unart, mit jeglichem Tritt eine Art von Ziel erreichen zu wollen.' Dies ist nur eine andre Form für: Befriedigung kleiner menschlicher Eitelkeiten. Wem es beim Schreiben nur um die Sache zu tun ist, nicht um die eigne liebe Person, dem werden die meisten äußerlichen Stilmittel sozusagen im Schlafe beschert:

Such' Er den redlichen Gewinn!

Mit wenig Kunst sich selber vor;

Sei Er kein schellenlauter Tor!

Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,

Es trägt Verstand und rechter Sinn

Ist's nötig, Worten nachzujagen?

Wer den Gehalt in seinem Dusen trägt, dem wird die Form in seinem Geist von selber zuteil. Eines der überzeugendsten Beispiele ist das Lebensstagebuch des armen Schweizer Tagelöhners Ulrich Bräcker, eines Zeitgenossen von Lessing und Goethe, die er gar nicht kannte: 'Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes im Lockenburger' (neue Ausgabe von A. Wilbrandt). Dieser Armste der Armen, der nur notdürftig lesen und schreiben gelernt und bis in sein 20. Jahr keine zehn Bücher in der Hand gehabt, setzte sich eines Tages in seiner elenden Hütte an den Tisch, um sich zum Troste sein Leben zu erzählen, ohne einen Gedanken an den Druck, ja ohne zu ahnen oder zu wünschen, daß je andre Menschenaugen auf seinen Blättern ruhen würden. Und jener arme Mann im Lockenburger schrieb einen Stil, um den ihn viele sehr berühmte Schriftsteller unsrer Tage beneiden dürfen (vgl. S. 297.) Von jenem Büchlein gilt Nietzsche's Wort im Parathustra: 'Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, daß Blut Geist sei.' Wenn du aber.

ohne dein Blut dranzusetzen, nach unsachlichen, äußerlichen Wirkungen suchest, so wirst du gesucht schreiben. Erscheint dir die angeborene Natur deiner Rede nicht vornehm genug, so verfällst du unrettbar der Unnatur, dem Hieraffentum. Bildest du dir etwas auf dein Lesewissen ein, das doch nur der Gewinn glücklicher Lebensumstände und beharrlichen Sitzfleischs ist, so wirst du zum Zitateles. Vollennds, wenn dir die Sprache deiner Mutter und deines Vaters, die Sprache Goethes und Schillers nicht genügt, um die ganze Abgrundtiefe deines Geistes auszuschöpfen, und du gedehnt in fremden Zungen radebrechst, so wirst du zu einer traurig-komischen Gestalt und zu einem öffentlichen Schaden.

Ein Ratserlaß der Stadt Braunschweig von 1330 schreibt für die Abfassung des Degebingebuches (Stadtbuches) vor: *We oc ghelard is in deme Rade, de scal to der scrift sen unde to deme dudeschen (deutschen), dat se redhelik sin.* Nicht versuchen, über die Kraft zu schreiben; sich nicht auf einen ellenhohen künstlichen Soccus stellen wollen; sich nicht für einen Meister des Stiles halten, wenn es einmal gelingt, auf wenig gebildete Leser durch Stilknuststücklein einen ach so schnell vorübergehenden Eindruck zu machen. Jeder Mensch kann nur in dem Maße schreiben, als er Gedanken dazu hat; über seine wahre geistige Produktionskraft hinaus soll er gar nicht schreiben können (Herbart).

Ein paar Beispiele mögen noch klarer machen, was ich unter unredlichem Stil verstehe. Ein Philosoph schreibt in einer Abhandlung von *imitatorisch darstellender Konstruktion*. Wie das großartig klingt! Und doch handelt es sich nur um die allbekannte Nachahmung von Naturlauten (miauen, blaffen usw.), also deutlich und redlich gesprochen um nachahmende Wortbildung. Ich stoße beim Lesen in der dritten Zeile auf die *imitatorisch darstellende Konstruktion*, weiß vom Sprachwesen dieses Schreibers genug und werfe das Heft in den Papierkorb. Möglich, daß er mir etwas zu sagen hat; er will aber mehr scheinen, als er ist, will eine kindlich einfache Sache durch Wortgepränge aufbauschen, ist also ein Sganarelle. Mag sein ein gelehrterer als der bei Molière, aber ihm fehlt für mein Empfinden die *pupillarishe Sicherheit*, ich traue dem Manne nicht.

Harben spendet aus dem Füllhorn seiner den Erdball umspannenden politischen Überweisheit den Satz: *Marokko ist ohne Geld nicht zu erobern*. Vortrefflich, allerdings bis zur Überflüssigkeit selbstverständlich. Der Schreiber ist zu klug, um die Nichtigkeit eines solchen Satzes nicht zu fühlen; also hauscht er ihn auf durch den Zusatz: *wie nach dem von Montecuccoli zitierten Wort des Marschalls Trivulzio das Herzogtum Mailand*. Der harmlose Leser ist starr vor Bewunderung solches Wissens, und Harben dünkt ihn ein großer Schriftsteller und Gelehrter. Das ganze Einschiesel über Montecuccoli, Trivulzio und Mailand ist sinnlos überflüssig, dient nur zur Befriedigung der sich blähenden Eitelkeit des ehemaligen Schmierenspielers, späteren Stilgauflers; ja es verrät nicht einmal eignes Wissen oder Gedächtnis des Schreibers, denn — die ganze Herrlichkeit ist entnommen den Seiten 469 und 470 des den Schriftstellern seiner Art unentbehrlichen Büchmann (23. Auflage).

Schopenhauer hat sich über solchen wichtiguerischen Blähsstil köstlich belustigt durch eine, natürlich selbstverfertigte, Buchhändleranzeige, die er Liebhabern von Beispielen widmet:

Nächstens erscheint in unserem Verlag: Theoretisch-praktisch wissenschaftliche Physiologie, Pathologie und Therapie der unter dem Namen der Blähungen bekannten pneumatischen Phänomene, worin diese, in ihrem organischen und kausalen Zusammenhange, ihrem Sein und Wesen nach, wie auch mit allen sie bedingenden, äußern und innern, genetischen Momenten, in der ganzen Fülle ihrer Erscheinungen und Betätigungen, sowohl für das Allgemein-Menschliche als für das wissenschaftliche Bewußtsein systematisch dargelegt werden.

Schopenhauer hatte sich einen Spaß entgehen lassen: die deutsche Wissenschaft sagt natürlich nicht Blähungen, sie sagt *Flatulenz*.

Strenge Sachlichkeit erzwingt sich den redlichen, den guten Stil; das Schreiben nicht um der Sache willen, sondern zum Selbstbespiegeln, zur Schaustellung des eignen unvergleichlichen Ichs führt unfehlbar zum unwahren, zum unerträglich schlechten Stil.

Man prüfe die Theaterberichte, die Musik- und Bücherbesprechungen einiger berüchtigter großstädtischer Schreiber: was geht das besprochene Kunstwerk sie an? Nur sich selbst beäugeln, bespiegeln, bewundern sie, gleichviel ob sie loben oder tadeln, und der unsachliche Stil verrät in jeder Zeile den wahren Zweck des Geschreibes. Lessings Hamburgische Dramaturgie bespricht überwiegend wertloses, längst vergessenes dramatisches Gestrümpf; um die Sache aber, um eine sehr große Sache: um die Rolle des französischen Dramas in der dramatischen Weltliteratur und um die Zukunft des deutschen Dramas ist es Lessing zu tun; seine eigne Person kommt daneben gar nicht in Betracht, wenngleich er sehr oft mit Ich reden muß. Die Hamburgische Dramaturgie wird aller Wahrscheinlichkeit nach weitere anderthalb Jahrhunderte leben; wo werden in zehn Jahren die Dramaturgien unsrer so sehr viel geistreicheren Modellschreiber sein, die mit all ihren halzbrechenden Stilkünsten nichts als sich selbst zu geben trachten? Genau da, wo heute Saphirs gesammelte Werke sind.

Vierter Abschnitt.

Der persönliche und der unpersönliche Stil.

Höchstes Glück der Erbskinder
Sei nur die Persönlichkeit. (Goethe.)

Du willst Wahres mich lehren? Demüthe dich nicht! nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn. (Schiller.)

Kein Mensch spricht wie ein andrer Mensch, wie sollte da ein Schreiber anders als ganz persönlich schreiben? Selbst die schlechtesten Schriftsteller haben einen persönlichen Stil, denn Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil so wie seine eigene Nase. Lessing ruft dies seinem Gegner Göze zu, als der sich nach der Art unsachlicher Streiter, wenn es an sachlichen Gründen fehlt, über den Stil des Herausgebers der Wolfenbüttler Fragmente aufgehalten hatte. So hatte sich der anmaßliche Professor Klotz über den, oft mehr als bloß satirischen Stil des Magisters Lessing vornehmteuerisch empört. In neuester Zeit kann man hochmütiges Gerede der langweiligen zünftigen Schriftsteller über den subjektiven Stil der nichtlangweiligen freien lesen. In Wahrheit gibt es gar keinen andern als den subjektiven Stil; denn wenn das schwammige Fremdwort überhaupt etwas bedeutet, dann doch so viel, daß hinter dem Geschreibe ein menschliches Subjekt steht, das die Feder geführt hat. Höchstens könnte man Logarithmentafeln als ein Erzeugnis objektiven Stils ansehen. Rechenfibeln, Eisenbahnfahrkarten, Preislisten, mathematische Abhandlungen schon nicht mehr: alle diese scheinbar sehr trocknen Schriftstücke haben ihren eignen Stil, und der Stilkenner wird auch darin guten, mittelmäßigen und schlechten Stil zu unterscheiden wissen. Sogar der schlechteste aller Stile, der unnatürliche, ist durchaus persönlich, denn diese Unnatur, dieser Gang zum Andersscheinenwollen fließt eben aus dem Kern der unnatürlichen Persönlichkeit. Unse schlechtesten älteren Prosaschreiber, z. B. Büdler, Spielhagen, Gottschall, schrieben einen ebenso persönlichen Stil wie Lessing, Schiller, Wischer. Nichts leichter als nach je einem herausgerissenen Blatt den fremdbrücklerischen Gecken Büdler, den ewigen Zitierer Spielhagen, den blumigen Schiefbilderer Gottschall so sicher zu erkennen, wie man ihre einmal bekannten Menschengesichter aus einem ganzen Bilderfaal herausfindet.

Der alte Satz: Sprich, damit ich dich sehe kann gewandelt werden in: Schreib, damit ich dich höre. Allerdings versagt der so geformte Satz bei solchen Schreibern, deren schriftstellerische Unnatur noch nicht den ganzen Menschen durchseucht hat, sondern nur zu Tage bricht, sobald sie die Feder führen. In den meisten Fällen jedoch greift die Unnatur mit der Zeit aus der schreibenden Hand in den ganzen Menschen über, sie wird dann zu seiner zweiten Natur, und der Schreiber, wie einst Erich Schmidt, versichert mit Recht, dies sei sein natürlicher Stil.

Jeder irgendwie bedeutende Schreiber legt bewußt oder unbewußt sein inneres Wesen, alles Wichtige, alles Bleibende seiner Persönlichkeit in seinen Stil. Fast immer entschwindet uns nach einiger Zeit der Inhalt des Gelesenen, oder es bleiben nur einzelne Bruchstücke, oft wohl gar in mißverständener oder durch das Gedränge andern Lesestoffes verzerrter Form. Stand aber hinter dem Buch ein deutlich sichtbarer Mensch, so hinterläßt dieser ein unverlöschliches Bild. Je mehr von seiner Persönlichkeit ein Schriftsteller in seinen Stil zu ergießen vermag, desto tiefer gräbt sich das Bild seines Wesens ein. Man kann von den meisten Büchern, selbst von den meisten bedeutenden, behaupten: Inhalt verweht, Form besteht. Weit mehr um des Stiles als um des Inhaltes willen liest man noch heute einen großen Teil der gelehrten Abhandlungen Lessings. Man hört seine Stimme, sieht die Gebärden seiner Hand, ja man vermeint sein 'Geirauge' aufleuchten zu sehen, wenn man ohne allzu tiefes Eindringen in den Inhalt nur der Art seiner Beweisführung folgt, das Hineingreifen in seinen Wortschatz beobachtet, den Atemzügen und Pulsen seines Satzbaues lauscht. Der persönliche, der lebendige Stil offenbart sich in so vielen Formen, wie es Persönlichkeiten gibt; er ist so mannigfaltig wie das Leben selbst, und mit jedem neuen ganz persönlichen Schriftsteller, er braucht kein bedeutender, nicht einmal ein guter zu sein, vermehrt sich der ungeheure Formenreichtum der Geisterwelt. Einformig ist nur die Langeweile.

Das Gesetz vom überragenden Stilwerte der Persönlichkeit duldet keine Ausnahme; es gilt für die strengste Wissenschaft wie für die leichtfertigste Plauderei. Fast alle bloß inhaltlich wertvolle Bücher der Wissenschaft sind dem sichern Untergange geweiht; die fortzuschreitende Wissenschaft hält die paar bleibenden Wahrheiten eines hochberühmten Werkes als Rohstoff fest, verarbeitet sie und vergift nach einem oder zwei Menschenaltern den Urheber. Sein Name lebt höchstens in einer Geschichte seiner Wissenschaft fort, wenn man dies als ein Fortleben ansehen will. Hingegen das seltne Kunstwerk einer in ihrem Schreibstil deutlich ausgeprägten Persönlichkeit überdauert um Menschenalter, ja um Jahrhunderte den wissenschaftlichen Wert des Buches. Ganz im Sinne des Goethischen Ausspruches von der Persönlichkeit als höchstem Glück der Erdenkinder schreibt Treitschke einmal, er schätze es als höchstes Lob für einen Schriftsteller, daß der Leser zu dem Ausruf genötigt werde: 'Das ist er selber!' Natürlich bedarf diese Verallgemeinerung des Zusatzes, den Treitschke sich dabei gewiß gedacht hat: vorausgesetzt, daß an dem Schriftsteller sonst noch einiges zu loben ist; denn auch über den schlechtesten Schriftsteller wird man jenen Ausruf oft genug vernehmen. Wer das Glück gehabt, eine Vorlesung Wischers zu hören, und gleich darauf nur eine Seite von ihm gelesen hat, der fühlt die Lebenswahrheit der Stelle in Mörikes Brief an den Freund Wischer: 'Wenn ich etwas Neues, von dir selbst Ausgegangenes lese, so steht dein Wischer-Individuum vor mir in hellster lachender Beleuchtung.'

*

Die Wahrheit, daß der Stil durch den Charakter des Schreibers bedingt ist, war schon den Alten aufgegangen (vgl. S. 24). Mit weit größerer Sicherheit läßt sich aus dem Stil die ganze Persönlichkeit eines Menschen erschließen als aus der Handschrift. Kaum je hat sich der Verfasser dieses Buches in reiferen Jahren über das innerste Wesen eines Menschen getäuscht, wenn er sich an dessen Stil hielt; Schlüsse aus der Handschrift waren ebenso oft falsch wie richtig. 'Der Stil ist Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes' (Schopenhauer), und in anderer Form bei ihm: 'Der Stil zeigt die formelle Beschaffenheit eines Menschen, welche sich stets gleichbleiben muß, was und worüber er auch denken möge.' Zu beanstanden ist hierin: die formelle Beschaffenheit; der Stil ist noch mehr als bloße Form, wie ja der Gesichtsausdruck noch vieles andre ist als bloß körperliche Außenseite. Stil ist nicht die ganze Seele, aber er ist die Seele des Schreibers; und der noch tiefer als Schopenhauer grabende Goethe hat vom Stil der bildenden Kunst — es gilt aber ebenso von der Wortkunst — gesagt: 'Der Stil ruht auf den tiefsten Grundvesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt

ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen'. Unwandelbar wie des Menschen Grundvesten überhaupt ist sein Stil. Es gibt mehr als ein Beispiel für das Verharren des gleichen Stils von früher Jugend bis ins höchste Alter. Man höre den vierzehnjährigen Lessing an seine Schwester:

Ich habe zwar an dich geschrieben, aber du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken: entweder kannst du nicht schreiben, oder du willst nicht schreiben. Du bist zwar deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, allein wer weiß, welches die größere Schande ist, in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen oder in seinem achtzehnten noch keinen Brief schreiben zu können.

Zeigt sich nicht schon hierin die Grundform seines Prosa-Stils, die Gegenjählichkeit, von der Lessing selbst gesagt: Jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich in eine Antithese kleiden? Auch den „epigrammatischen Nadeln“, wie Schiller sie bei Lessing fand, begegnet man schon in den frühesten Briefen des unerbittlichen spätern Meisters der Kritik.

Das einzige scheinbare Gegenbeispiel ist Goethes sogenannter Altersstil. Dieser jedoch war kein natürliches Erzeugnis der Lebensentwicklung Goethes, kein Versteifen und Verkrusten des Blutlaufes in seiner Prosa, etwa als eine Begleitererscheinung körperlichen Alters. Goethes Altersstil war, abgesehen vom Einfluß des ihm dienstlich aufgezwungenen Kanzleistils, gewollte Manier, also Unnatur, das Ergebnis bewußten, ja absichtlichen Unterdrückens seines angeborenen und bis zur Höhe seiner Jungmeisterschaft geschriebenen Stils. Die Stilgeschichte aller Literaturen beweist, daß bei einem großen Schriftsteller das Alter allein kein völliges Umwandeln des Stiles zu erzeugen vermag, so wenig wie es das Grundgerüst der Persönlichkeit umstürzt. Der Stil, als ebenso deutlicher Ausdruck der Seele wie das Handeln, kann sich, abgesehen von Nebendingen, nicht im Kern ändern, so wenig wie Aussprache und Tonfall, so wenig wie das Spiel der Gesichtsmuskeln oder der Hände. Dichter und Schriftsteller von ähnlich hohem Alter wie Goethe haben sich keinen Altersstil künstlich geschaffen wie er, weder die Dichter Sophokles, Hans Sachs, Corneille, Grillparzer, Keller, Storm, C. F. Meyer, Vischer, Raabe, Heyse, Tennyson, Hugo, Manzoni, Carducci, Tolstoi, Ibsen, Björnson; noch die Schriftsteller Voltaire, Macaulay, Carlyle, Darwin, Ruskin, J. Spencer, Schopenhauer, Curtius, Helmholz, Mommsen, Virchow, Molke. Und Goethes eigne Mutter, diese Meisterin der Prosa-kunst ohne es zu wissen, schrieb mit 75 Jahren genau so frisch im Satzbau und Inhalt wie mit 40. Daß Goethes Altersstil eine absichtlich angelegte Maske war, beweisen die zahllosen Berichte über seine sehr natürlichen, oft ausgelassen munteren Gespräche, beweisen die immer wieder durchbrechende unverschnörkelte Persönlichkeit in vielen Briefen, beweisen die lyrischen Gedichte bis ins höchste Alter. Man lese z. B. Goethes jugendlich heitres Gespräch mit Soret vom 17. März 1830 (bei Eckermann), oder die noch überzeugenderen französischen Briefe des letzten Jahrzehnts mit ihrer jugendlichen Frische; zur Umschnörkelung in den steifen Geheimratstil reichte seine Herrschaft über das Französische nicht aus. Bei schärfstem Untersuchen der Altersprosa Goethes wird man übrigens zahlreiche Spuren seines unveräußerlichen echten Goethe-Stils durchleuchten sehen, wie auf den Palimpsesten die verblichenen klassischen Urhandschriften durch das Geschreibsel der mittelalterlichen Mönche schimmern. Man lese z. B. diese Stelle der Wanderjahre, eines Werkes mit sonst ausgesprochenem Altersstil:

Am allerfrühesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in den beiderseitigen Loden spielten. — Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwidrung wie sonst, aber es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzubliden und anzudeuten, was der Mund weislich verschwie; sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande. Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden: die Sterne flammten, die Rüste war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang dahinschlitzenden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Geleite selbst entgegen.

Der Unterschied zwischen diesem Stil und dem des Werther ist nur gering.

*

Sprichwörtlich bekannt ist Buffons Satz über den Stil geworden, der in seiner Rede bei der Aufnahme in die Französische Akademie steht und, abweichend von der fast immer angeführten Form, wörtlich so lautet: *Ces choses* (er meint die Kenntnisse, überhaupt den Inhalt) *sont hors de l'homme; le style est de l'homme même* (Diese Dinge liegen außerhalb des Menschen, der Stil ist vom Menschen selbst). Ein herzlich platter Satz, der nur eine Selbstverständlichkeit gegensätzlich aufzuheben sucht. Die großen deutschen Schriftsteller haben bei weitem Tieferes über die Grundlage des Stils gesagt. Ja der Ausdruck Buffons kann irreführen, denn das *de* (vom) läßt die Deutung zu, als habe der Schreiber seinen Stil in der Gewalt. Leider trifft das nicht zu, sonst hätten wir nicht so viele unverbesserlich schlechte Schriftsteller und Schreibarten. Sein Inneres kann der Mensch nun einmal nicht von Grund aus wandeln, aus seiner Persönlichkeit kann keiner heraus. Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter (Goethe zu Eckermann). Wilhelm von Humboldt maß der Prosa einen noch größern Wert als der Poesie für den Ausdruck der Persönlichkeit bei; nach Schillers Tode schrieb er an Goethe: Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehn ich mich. Weit hinausgreifend über den einzelnen Schreiber verallgemeinerte er: Die Geistes Eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit miteinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden. Bis jetzt haben wir noch keine vergleichende Naturgeschichte der Stile der Literaturvölker; eine erschöpfende Völkerseelenkunde ist ohne sie unmöglich.

Alles in allem ist der schlechte, nur nicht unnatürliche Schriftsteller mit allen Stilstärken, hinter denen man aber aus gewissen Stileigenheiten eine Persönlichkeit erblickt, dem mittelmäßigen Schreiber vorzuziehen, der halbwegs sprachrichtig, beinahe verständlich, in äußerlich wohlgebauten Sätzen schreibt, selbst aber hinter seinem unpersönlichen Geschreibe unerkennbar bleibt. Alles Geschriebene und Gedruckte soll nun ein für allemal nicht bloß Schreib- und Druckpapier sein, sondern des Menschen Geist in Sprache offenbaren. Es gibt einen männlichen und einen weiblichen Stil, beide gleichberechtigt, beide gleich wertvoll, wenn sie beide vollkommen natürlicher Ausdruck einer männlichen oder einer weiblichen Persönlichkeit sind. Es gibt einen norddeutschen und einen süddeutschen Stil, einen österreichischen und einen schweizerischen, vorausgesetzt, daß die Schreiber echte, in ihrer Eigenart wurzelnde Nord- und Süddeutsche, Österreicher und Schweizer sind. Alle diese Stile mit allen Neben- und Untergattungen können gleich wertvoll, gleich gut sein bei aller sofort in die Augen springender Ungleichheit:

Gleich sei keiner dem Andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten.

Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Also vollendete sprachliche Widerspiegelung einer Persönlichkeit, selbst einer mit den Schatten zum Licht, den Fehlern von Tugenden. Sollte das Unmögliche je Wirklichkeit werden, daß alle Schreiber, oder selbst nur eine Oberschicht der besten, denselben noch so guten Stil schrieben, so wären ihre Bücher trotz wertvollem Inhalt tödlich langweilig. Es gibt nichts Oberes als den über einen Ramm geschorenen Stil, z. B. den mancher Nachahfer des Goethischen Geheimratstils: Warnhagens, Schölls und einiger ander. Hat jemand etwas zu sagen, so gibt's keine angemessnere Weise als seine eigene: das gute Wort rührt von Jean Paul her, und so wenig erfreulich sein eigener Stil war, — für das, was er zu sagen hatte, das Sammelsurium auf Grund von hundert Zettelkästen, war in der That sein Sammelsuriumstil der angemessenste, weil persönlichste. Je unpersönlicher ein Stil, desto reizloser. Der Behördenstil z. B. hat es bei uns zum höchsten Grade der Unpersönlichkeit gebracht; wer aber ohne dienstliche oder sonstige Verpflichtung mag ihn lesen? Aktenstücke aus der Bismarckischen Zeit, die von ihm selbst ausgingen, ja nur einige Striche

seines Niesenbleistiftes aufweisen, tragen für jeden Kenner die unvertilgbaren Spuren seines unnachahmlichen Stils.

Aus dem Begriff der Persönlichkeit als des nur ein einzigmal in der Welt Vorhandenen folgt die Unmöglichkeit, sich einen andern Stil anzuschaffen als den persönlichen. Von dem Stil der Nachäffer eines großen Schriftstellers spreche ich hier nicht, denn der ist kein Stil. Hieraus folgt die Pflicht jedes Schreibers, seine Stilsforschungen an sich selbst zu beginnen, sich klar zu werden über die Grenzen, die Tugenden und mehr noch die Fehler seines Stils. Wie schlicht, wie ehrlich, zugleich wie schön ist Kellers Satz der Selbsterkenntnis: 'Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen; ich fürchte immer maniert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehmen und passioniert werden wollte.' So blieb er denn bei seinem stillen Stil; aber wie vollmundig, wie durchglüht von edler Leidenschaft klingt uns Kellers Rede.

Schon hierher gehört die Bemerkung, daß der Fremdwörterstil in allen Fällen schlechter Stil sein muß, weil die Fremdwörter formelhaft, also unpersönlich sind. Sie steigen nicht aus den Urtiefen der fühlenden und denkenden Seele; in Fremdwörtern kann man zwar schreiben, aber weder fühlen noch denken noch träumen. Sie sind unpersönlich wie die Flaggen- oder Lichterzeichen der Seeschiffe nach einem vereinbarten Wörterbuch. Formel und Form stammen sprachlich von der gleichen Wurzel; mit jener Form aber, die wir Stil nennen, hat die Formel nichts zu tun, sie ist ihr äußerster Gegensatz, ihr Todfeind.

*

Der Leser, der bis hieher gekommen und sich vielleicht oft hat sagen lassen, ja bei strenger Einsicht sich selber gesagt hat, er habe keinen Stil oder höchstens einen sehr schlechten, möge wenigstens noch einen Abschnitt weiter lesen, ehe er dieses Buch, das er doch wohl zumeist mit der Hoffnung auf Gewinn für eignen guten Stil zur Hand genommen, hoffnungslos sinken läßt. Es gibt freilich so wenig einen Stiltrichter für Schreiber mit schlechtem Stil, wie es einen Poesietrichter für unpoetische Menschen gibt. Dieses Buch aber wäre nicht unternommen worden, hätte den Verfasser nicht dennoch die Überzeugung erfüllt, es müsse ein Mittel geben, dem noch nicht hoffnungslos verderbten Stil eines Schreibers von einiger Selbsterkenntnis und gutem Willen aufzuhelfen.

Fünfter Abschnitt.

Vom besten Stil und vom Wege zu ihm.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?

Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr. (Schiller.)

Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. (Goethe.)

Durch diesen Ausspruch Goethes hindurch hören wir den Satz: Im Anfang war das Wort. Die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache und des deutschen Stils hat Wort und Begriff der Schriftsprache im Gegensatz zur Sprechsprache geschaffen und jene mit dem Hauch einer größern Vornehmheit umgeben. Die Schriftsprache gilt in Deutschland für das eigentliche Hochziel der Sprache; durch eine breite tiefe Kluft von ihr geschieden, führt die Sprechsprache, selbst der Gebildeteren, ein verachtetes oder mißachtetes Dasein. Die Schrift- und die Sprechsprache, oder sagen wir des Wohlklanges wegen lieber Redesprache, decken sich in keinem Lande vollständig, es gibt Unterschiede zwischen beiden in England, Frankreich, Italien; jedoch in keinem dieser drei Länder sind die Unterschiede der Wortwahl, der Wortstellung und des Satzbaues so groß wie bei uns Deutschen. In den romanischen Sprachen gibt es für Sprache und Zunge nur ein Wort! Mehr als irgendwo sonst ist unsre Schriftsprache wirklich nur eine geschriebene, nicht eine geredete; eine Tintensprache, nicht eine von Menschenlippen fließende. Wie sollte es in Deutschland anders sein, wo die Schriftsprache seit den Tagen der Humanisten den Leidensweg durch

das Lateinische, seit dem 17. Jahrhundert durch das Französische hat gehen müssen. In Frankreich galt schon vor der humanistischen Flut die Sprache der besten Pariser Gesellschaft für die beste Sprache zu jeglichem Zweck. So wurde denn jene am Hof, im Adel, in den gebildetsten Klassen des Bürgertums liebevoll gepflegte Redesprache im großen und ganzen zur allgemeinen Schriftsprache, auch zur Sprache der Wissenschaft. Alle führenden Stände der französischen Gesellschaft arbeiteten wetteifernd an der Formenfestigung und Stilverfeinerung einer Sprache, die kein Mann „von Welt“ nachlässiger zu sprechen als zu schreiben, keiner unlebendiger zu schreiben als zu sprechen wagte. Gewisse Unterschiede hat es natürlich auch in Frankreich zu allen Zeiten zwischen der Sprache der besten Gesellschaft und der eines guten Buches gegeben. Immerhin ist in Frankreich das Urteil, jemand spreche wie ein Buch, kein Vorwurf, eher ein Lob; gleichwie kein französischer Leser Anstoß daran nimmt, daß ein Buch einer Menschenrede gleichkommt.

Die heutige deutsche Schriftsprache ist ein Erzeugnis der deutschen Gelehrten, die Jahrhunderte hindurch die deutsche Gesellschaft darstellten. Ihre Schriftsprache war zunächst und zumeist lateinisch gedachtes Deutsch, und nur dem machtvollen Eingreifen solcher Sprachumwälzer wie Luthers, Lessings, Herders, Goethes verdanken wir eine Schriftsprache, die etwas Besseres als beschriebenes Papier ist. Prüfen wir das Verhältnis der Sprache solcher Umwälzer zu der ihrer gelehrten Zeitgenossen, so finden wir als den tiefsten Grund der ungeheuren Wirkung den Bruch mit der Papiersprache, die mutvolle Rückkehr zur Redesprache. Mindestens ebenso sehr wie der Inhalt der Lutherschen Werke, besonders seiner in Flugblättern verbreiteten Einzelschriften, hat sein Stil gewirkt, seine Menschenrede zu Menschenohren und Menschenherzen. Seine Leser lasen nicht von einem bedruckten Papier die stummen Tintenworte eines stummen Schreibers, sondern vernahmen mit hellhörenden Ohren den Donnerhall seiner gesprochenen Rede. Nicht von den humanistischen deutschen Affen der Römer hatte er seine Vorbilder fürs Deutsche genommen: „Denn man muß nicht die Deutschen in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehn sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet!“ — Redet, nicht schreibt! Die unsterbliche Größe Luthers des Sprachenerneuerers, Luthers des ersten Prosa-klassikers neudeutscher Literatur, ist begründet in dem Wagemut des Genius, mit der Feder zu reden, statt bloß mit ihr zu schreiben. Luthers Redestil war der Schrecken seiner Gegner, das Hauptmittel seiner Macht über die deutsche Seele. Er war sich dieser Macht hell bewußt: „Die natürliche Sprache ist Frau Kaiserin“ heißt es einmal siegestolz bei ihm, dem Kaiser deutscher Sprache.

Als nach mehr denn zwei Jahrhunderten der Literat Lessing zwischen die Schriftgelehrten trat mit seiner geschriebenen Menschenrede, da raschelte ein entsetztes Staunen durch die papierne Schreibermwelt, und alle Papiernen, Klog an ihrer Spitze, rümpften die Nasen ob des Lessingschen Stiles. Das war der zweite große Krieg zwischen der bloß geschriebenen und der gesprochenen deutschen Sprache. Und immer aufs neue muß dieser Kampf geführt werden, immer wieder erhebt der Papierstil seine Ansprüche auf die Oberherrschaft im Reiche des Schriftenwesens; ja die ganze deutsche Stilgeschichte ist die des Jahrhunderte langen Kampfes zwischen Papier und Menschenzunge, zwischen Unnatur und Natur. Alle geschichtliche Mächte streiten im Lager des Papierstils. Auf der Schule, von der untersten bis zur höchsten, ist der Stil der Menschenrede verboten, und wehe dem Aufsatz eines noch so sprachbegabten Primaners, der sich nicht nur lesen, sondern sprechen läßt. Später duldet weder die Wissenschaft noch das Amt die Redesprache; den meisten Vertretern der Wissenschaft gilt der Stil der Menschenrede für unwissenschaftlich, und im Amt müßte ein Schreiber schon von Bismarcks Stamm und Art sein, um sich den Redestil herausnehmen zu dürfen.

Man darf die Gefahr nicht scheuen, scheinbar Selbstverständliches hier auszusprechen, um festen Boden unter die Füße zu bringen; muß daran erinnern, wie Goethe es getan,

daß alles Schreiben nur ein Nothbehelf, und daß keine noch so berebte Feder die Rede des Menschen zum Menschen ersetzt. Der höchste Zweck alles Schreibens: dem Leser den eignen Gedanken aufzuzwingen oder doch ungetrübt zu vermitteln, und der daraus folgende höchste Maßstab des Stils: seine Eignung zu jenem Zweck — was ist das alles gegen die Wirkung des gesprochenen Wortes? Wer das Glück genossen, die Reden wahrhaft großer Männer mit eignen Ohren zu hören, etwa Bismarcks oder Moltkes, und gleich darauf ihre Reden gedruckt las, der wurde sich des gewaltigen Unterschiedes der Wirkung bewußt, selbst wenn der Druck die Rede genau wiedergab. Der Vorsprung alles Gesprochenen vor dem Geschriebenen liegt nun einmal in gewissen Unwägbarkeiten, die nicht aufs Papier zu bringen sind: Haltung, Stimmklang, Augenblick, Muskelspiel des Antlitzes, Geberden. Erreichen kann die beste gelesene Prosa nicht die gleich gute gesprochene; Hochziel jedoch jedes guten Prosastils bleibt die Wirkung der gesprochenen Prosa. Kein großes, lebendig gebliebenes Prosawerk, das nicht leiser oder lauter an die lebendige Menschenrede anklängt; das man sich nicht unter seinen besondern Umständen von einem Menschen zum Menschen gesprochen denken kann.

Wodurch werden uns Goethes Wanderjahre, trotz ihrem so zukunftsichweren Inhalt, so klein schwer zum Lesen? was macht sie so beklagenswert unlebendig? Daß sie sich weiter als irgendein größeres Werk Goethes von der Menschenrede entfernen, daß selbst die vielen darin gehaltenen Reden mehr Papiersprache als Redesprache sind. Wenn uns hingegen ein windbeutelnder Föllsetongschreiber ohne Wissen und Gewissen, behaftet mit allen andern Stillastern, ohne Sprachgesetzkunde, ohne tiefere Kenntnis der Muttersprache für ein Weilchen zu fesseln vermag, was ist der einzige Grund? Daß wir einen Menschen zu hören vermeinen, einen Windbeutel immerhin, aber einen Menschen mit menschlich lebendiger Rede.

Was folgt aus dieser durch die Literaturen aller Völker bestätigten Tatsache? Daß es nur einen Weg zum guten, zum besten Stil gibt: den zur Menschenrede. Jeder Schreiber hat einen Stil oder hat doch einmal einen gehabt, nämlich den von ihm gesprochenen. Dieser mag so fehlerhaft sein wie nur denkbar, — er besitzt eine Tugend, die gar viele Fehler aufwiegt: die Lebenssechtheit. Die Schule und das vielverschlungene Leben mit seinen verwickelten Abhängigkeiten haben den allermeisten Schreibern ihren eigentlichen Stil in Grund und Boden verderbt, ja ihn bis zur Unmöglichkeit des Wiederauflebens zerstört. Schreiber dieser Art können sich nicht mehr auf ihren angeborenen Stil besinnen und schreiben ihr Lebenlang weiter in dem sogenannten Stil, den sie dem Papier entnehmen und aufs Papier übertragen. Daneben allerdings sprechen fast alle diese Papierschriftsteller im Alltagsleben einen Redestil, der an Menschenprache erinnert; und wäre es ihnen nicht unsäglich geworden, daß man diesen Redestil schreiben darf, so könnten auch sie zu einem erträglichen Stil gelangen. Sie brauchten nur beim Schreiben nicht ans Papier, ans Drucken, ja nicht einmal ans Lesen zu denken, sondern sich vorzustellen, sie sprächen mit bewegten Lippen zu lauschenden Ohren. Rückkehr zur eignen Natur, Wiederentdeckung des eignen Stils: einen andern Weg zum guten, zum besten Stil kann dem Stillosen kein Lehrer, kein Buch, kein Gott und keine von den Alten verehrte Göttin der Beredsamkeit offenbaren. Denke dir beim Schreiben einen nicht lebenden, sondern zuhörenden Menschen, einen nächsten und liebsten, oder einen dir fremden hochverehrten, und sprich zu ihm mit der Feder, da du kein andres Mittel hast, das Ohr des Abwesenden zu erreichen. Suche, in der Wahl der Worte, in der Wortstellung, im Tanzschritt des Satzes, in dessen Länge, im Klange der Wendungen deiner eignen Rede so nahe wie möglich zu bleiben; schreibe nicht ein einziges Wort hin, das du niemals, in keiner Stimmung, zu keinem lebenden Menschen sprechen würdest, — und sei sicher, du wirst, wenngleich noch lange kein großer Prosaschreiber, so doch einer mit etwelchem Stile sein. Diesen auf solche Weise eroberten, genauer: zurückeroberten, Stil magst du nachher mit allen Kunst-

mitteln der Sprachlehre und der Redekunst feilen und schmücken; hoch über alledem steht jedoch und stehe dir die Echtheit deines persönlichen Stils.

Hin und wieder begegnen wir bei hervorragenden Sprachforschern einer ungerechten Unterschätzung edler Schriftsprache gegenüber der Redesprache. Mag diese auch der unerschöpfliche Sprachborn bleiben, aus dem die Schriftsprache ihre Lebenskraft immerdar erneut, dennoch müssen wir in einer künstlerischen ausgebildeten Schriftsprache, vorausgesetzt daß sie nicht bloß Papiersprache ist, eine der kostbarsten Früchte der Geistesentwicklung erblicken. Wenn z. B. Mauthner in seinen Beiträgen zur Kritik der Sprache sagt: 'In der Schöpfung der Schriftsprache liegt grobe Arbeit vor, ein brutales Hinwegschreiten über die wirklich vorhandenen Sprachgewohnheiten der Einzelnen', so muß dem widersprochen werden. Der Einzelne, sogar der schriftstellerische Genius, hat nur so lange ein Recht auf seine wirklich vorhandenen Sprachgewohnheiten, wie er nicht schreibt oder doch nur für sich schreibt. Sobald er die Feder ansetzt, waltet über ihm das Recht Derer, für die er schreibt, denn von ihnen will er verstanden werden. Offenbar ist das Schaffen einer Schriftsprache von jedem Bildungsvolk unbewußt als eine künstlerische Notwendigkeit empfunden worden; denn alle Literaturen, von der indischen über die griechische und hebräische bis zur römischen, französischen, englischen, italienischen und deutschen, zeigen uns eine Schriftsprache, die von den wirklich vorhandenen Sprachgewohnheiten der Einzelnen mehr oder weniger abweicht. Im Fortschreiten der Sprachbildung tritt dann allmählich ein Zustand ein, bei dem wenigstens die Allergebildesten die Schriftsprache nicht nur schreiben, sondern sprechen. — Wenn Mauthner ferner meint: 'Armut ist es, was die Dichtersprache zur Gemeinsprache macht', so ist dagegen einzuwenden: die Dichtersprache wird zur Gemeinsprache nach demselben Gesetz, nach dem alle Kunst verfährt. Kunst ist Auswahl, ist Verwerfen vieler nicht unerlässlicher Einzelheiten; je tiefer die Kunst, in diesem Falle die Wortkunst, das Geistesleben eines Volkes durchdringt, desto mehr findet in der Gemeinsprache dieselbe Auswahl statt wie in der Schriftsprache.

Sodann ist zu fragen: ist es wirklich Armut, was die Dichtersprache scheinbar zur Gemeinsprache macht? Man lese die Verse:

Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummte,
Sag mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Scheinbar sind dies alles Wörter der Gemeinsprache, und doch schwingen in jedem Wort seine Nebentöne mit, die der Gemeinsprache fehlen. Die Dichtersprache, obgleich scheinbar der Gemeinsprache der Gebildeten gleich, ist in Wahrheit viel reicher als sie, eben durch jene Nebentöne, die der mit dichterischen Werken vertraute Leser im innersten Ohre mitvernimmt.

*

Der Satz 'Schreibe wie du sprichst' ist in dieser uneingeschränkten Fassung unzulässig, zumal in Deutschland, wo viel zu schlecht gesprochen wird, selbst von sehr vielen Gebildeten, als daß man ihre fehlerhafte Sprache nachschreiben dürfte. Indessen auch zwischen der untaligsten Redesprache und der nur leidlich guten Schriftsprache wird immer noch ein letzter feiner Unterschied bleiben. Untalig wird uns doch nur die gehörte Rede klingen; beim Lesen der gedruckten werden wir gewisse Lichter und Schatten, gewisse feine Reize des Tonwechsels vermissen, die uns die Rede so sehr verschönen. Unzählige Male hab ich im amtlichen Beruf diese Tatsache durch den Vergleich der besten gehörten und gedruckten Reden festgestellt. Der Unterschied zwischen der besten Redesprache und der guten Schriftsprache ist nicht so groß, wie man gewöhnlich meint, doch immer noch groß genug, um zwei deutlich erkennbare Spielarten der gleichen Gattung: des lebendigen Stils, zu erkennen. Die Summe aller reif sinnlichen, dem Schreiber mangelnden Ausdrucksmittel des guten Redners auf der einen Seite; auf der andern die Summe der schriftlichen Ersatzmittel für die Sinnfälligkeit: dies beides bezeichnet gewissermaßen mathematisch den nie ganz aufzuhebenden Unterschied der beiden wichtigsten Sprach- und Stilformen.

Noch unzulässiger ist der, für die meisten deutschen Prosaschreiber offenbar geltende Satz: Schreibe, wie nie ein Mensch gesprochen hat, spricht, noch sprechen wird. Von Bismarck rührt der Ausspruch her: 'Eine Rede ist keine Schreibe.' Hierdurch wird knapp und klar der letzte Unterschied zwischen der gesprochenen und geschriebenen Menschenrede angedeutet. Die Redesprache, zumal die des engsten Verkehrs zwischen zwei Menschen, fordert nicht das volle Aufgebot der Stilkunst wie die Schriftsprache, die sich an zahllose, abwesende unbekannte Leser richtet. Vieler Hilfsmittel des Schreibstils kann die lebendige Rede entbehren, denn ihr dienen alle Reize, alle Gewalten der menschlichen Stimme und Geberde. Dieser Unterschied aber zwischen Rede und Schreibe ändert nichts an der, richtig verstanden, unerschütterlichen Wahrheit, erst recht nichts an der erziehlischen Wirkung des Satzes: 'Schreibe, wie du sprichst!' Nicht wie du in Hemdärmeln, in der Trunkenheit, im Halbschlaf, ermüdet, gelangweilt, geärgert sprichst; sondern genau so, wie du sprechen würdest, wenn du dem einen Leser oder ihnen allen sprechend gegenüberstündest. Schreibe, wie du aus Achtung vor dir und dem besten deiner Leser sprechen würdest, und dieser beste Leser kann ein weiser Fürst sein oder gar der Fürst der Schriftsteller. Der knabenhafte Jüngling Goethe weiß der Schwester Cornelia, deren Briefe er aus dem Frankfurter Ratsverwandtendeutsch in Menschenrede zu verbessern wünschte, keine andre Lehre zu erteilen als: 'Schreibe nur, wie du reden würdest, und so würdest du einen guten Brief schreiben.' In seinem Werther hat er nicht viel anders geschrieben, als er redete, und ist durch dieses redegleiche Schreiben der Erneuerer unser Erzählungs- und dichterischen Gesprächstiles geworden.

Sechster Abschnitt. Natur und Unnatur.

Die Präziosen.

Wer präzios schreibt, gleicht Dem, der sich herausputzt, um nicht mit dem Pöbel verwechselt und vermengt zu werden; eine Gefahr, welche der Gentleman, auch im schlichtesten Anzuge, nicht läßt. Wie man daher an einer gewissen Kleiderpracht und dem *tirs à quatre épingles* den Plebejer erkennt; so am Präziosenstil den Alltagsstopf. (Schopenhauer in dem Aufsatz „Über Schriftstellerei und Stil“.)

Der hätte mal Einen, wenn der sagen wollt, die Sünne is aufgegangen, denn sagte er: Aurora schaut schon über das Hatzelwerk! und wenn er sagen wollt, es tretd en Swart auf, denn sagte er, es blüht und türmt sich im Westen empor; und wenn er sagen wollt, es drüppelt, denn sagte er, es tauet in leisen Tropfen vom Himmel hernieder — und dennoch! er hat noch en handlichen Menschen aus ihm zurechtgefriegt. (Bräsig in Reuters Stromtid 2, 19.)

Von Schopenhauer, dem Todfeind alles Stilschwindels, rühren über den Gegenstand dieses Abschnittes noch einige andre Aussprüche her, die in keinem Werk über Stil fehlen dürfen:

Dunkelheit und Undeutlichkeit des Ausdrucks ist allemal und überall ein sehr schlimmes Zeichen. Denn in 99 Fällen unter 100 rührt sie her von der Undeutlichkeit des Gedankens, welche selbst wiederum fast immer aus einem ursprünglichen Mißverhältnis, Inkonsistenz und also Unrichtigkeit desselben entspringt. Wenn in einem Kopfe ein richtiger Gedanke aufsteigt, strebt er schon nach der Deutlichkeit und wird sie bald erreichen: das deutlich Gedachte aber findet leicht seinen angemessenen Ausdruck. Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken. Die, welche schwierige, bunte, verflochtene, zweideutige Reden zusammensetzen, wissen ganz gewiß nicht recht, was sie sagen wollen, sondern haben nur ein dumpfes, nach einem Gedanken erst ringendes Bewußtsein davon: oft aber auch wollen sie sich selber und andern verbergen, daß sie eigentlich nichts zu sagen haben. Sie wollen zu wissen scheinen was sie nicht wissen, zu denken was sie nicht denken, und zu sagen was sie nicht sagen. Wird denn Einer, der etwas Rechtes mitzuteilen hat, sich bemühen, undeutlich zu reden, oder deutlich?

Schopenhauer führt dann den tiefen Ausspruch Quintilians an: Grade das, was von einem sehr genauen Kenner einer Sache herrühre, sei am verständlichsten und klarsten: *Erit ergo etiam obscurior, quo quisque deterior* (Je wertloser jemand ist, desto dunkler).

Schopenhauer ist unser eigentlicher Klassiker über schriftstellerische Unnatur, besonders über die der gelehrten Schreiber. Er hatte seine Beobachtungen an den berühmtesten

Mustern seiner Zeit, an den drei großen Kunstphilosophen der Jahrhundertwende gemacht und das Ergebnis mit einer in Deutschland nie zuvor erhörten Kühnheit des Unzünftigen ausgesprochen. Lessing hatte keine so reiche Erfahrung sammeln können, denn die Klop, Lange usw. waren im Stil unschuldige Kinder gegen die gespreizte Schwindelhuberei zur Zeit Schopenhauers. Viel besser ist es seit dessen Tagen mit der sich spreizenden Unnatur in Wissenschaft und Tagesschriftstellerei nicht geworden, und fast alles, was er einst darüber geschrieben, ist lebendig wie der heutige Tag. Klarer und schärfer als Schopenhauer kann ich's nicht sagen; so setze ich denn einfach noch einige weitere Stellen aus jenem Aufsatz her, den übrigens jeder um seinen Stil bemühte deutsche Schreiber vom Anfang bis zum Ende lesen und wieder lesen sollte.

Schopenhauer meint, es sei zur vorläufigen Wertung der Erzeugnisse eines Schriftstellers nicht grade notwendig, zu wissen, worüber oder was er gedacht; sondern es reiche zunächst hin zu wissen, wie er gedacht hat. Dann heißt es bei ihm:

Von diesem Wie des Denkens ist nun ein genauer Abdruck sein Stil. — Im stillen Bewußtsein dieses Bewandnisses der Sache sucht jeder Mediokre seinen ihm eigenen und natürlichen Stil zu maskieren. Dies nötigt ihn zunächst, auf alle Naivität zu verzichten; wodurch diese das Vorrecht der überlegenen und sich selbst fühlenden, daher mit Sicherheit auftretenden Geister bleibt.jene Alltagsköpfe nämlich können schlechterdings sich nicht entschließen, zu schreiben, wie sie denken; weil ihnen ahndet, daß alsdann das Ding ein gar einfältiges Ansehen erhalten könnte. Es wäre aber immer doch etwas. Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen und das Wenige und Gewöhnliche, was sie wirklich gedacht haben, so wie sie es gedacht haben, einfach mitteilen wollten; so würden sie lesbar und sogar, in der ihnen angemessenen Sphäre, belehrend sein. Allein statt dessen streben sie nach dem Schein, viel mehr und tiefer gedacht zu haben, als der Fall ist. Sie bringen demnach was sie zu sagen haben in gezwungenen, schwierigen Wendungen, neugeschaffenen Wörtern und weiltäufigen, um den Gedanken herumgehenden und ihn verhüllenden Perioden vor. Sie schwanken zwischen dem Bestreben, denselben mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken. Sie möchten ihn so aufstellen, daß er ein gelehrtes oder tief sinniges Ansehen erhielte, damit man denke, es stecke viel mehr dahinter, als man zuzeit gewahrt wird. Demnach werfen sie ihn bald stückweise hin, in kurzen vieldeutigen und paradoxen Aussprüchen, die viel mehr anzudeuten scheinen, als sie besagen, — oder aber sie befehligen sich irgend einer beliebig angenommenen, vornehm sein sollenden Schreibart, z. B. einer so recht gründlichen und wissenschaftlichen, wo man dann von der narrotischen Wirkung lang gesponnener, gedankenleerer Perioden zu Tode gemartert wird; oder gar sie haben es auf eine geistreiche Schreibart abgesehen, wo sie dann verrückt werden zu wollen scheinen. — Allen solchen Anstrengungen liegt nichts anderes zum Grunde, als das unermüdlige, stets auf neuen Wegen sich versuchende Bestreben, Worte für Gedanken zu verkaufen und, mittels neuer oder in neuem Sinne gebrauchter Ausdrücke, Wendungen und Zusammenstellungen jeder Art, den Schein des Geistes hervorzubringen, um den so schmerzlich gefühlten Mangel desselben zu ersetzen. — Ein Autor aber sollte sich vor nichts mehr hüten als vor dem sichtbaren Bestreben, mehr Geist zeigen zu wollen, als er hat; weil dies im Leser den Verdacht erweckt, daß er dessen sehr wenig habe, da man immer und in jeder Art nur das affektiert, was man nicht wirklich besitzt.

Endlich aus demselben Aufsatz noch dieses Stückchen:

Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar womöglich denken soll wie ein großer Geist, hingegen dieselbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge; aber sie machen es umgekehrt. Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, preziosen und kstlichsten Lebensarten. Ihre Sätze schreiten beständig auf Stelzen einher. Einsichtlich dieses Wohlgefallens am Bombast, überhaupt am hochtrabenden, aufgebunenen, preziosen, hyperbolischen und aerobatischen [Luftwandlerischen] Stile ist ihr Typus der Fährnich Pistol, dem sein Freund Falstaff einmal ungeduldig zuruft: Sage, was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt!

Zwei einst gerühmte Schriftsteller gab oder gibt es unter uns, auf die fast jedes Wort Schopenhauers so schlagend zutrifft, als habe er sie gekannt, wie wir sie kennen. Die gleichen allzumenschlichen Menschlichkeiten äußern sich eben immer wieder auf die gleiche Weise; in Deutschland noch etwas häufiger und in besonders auffallenden Erscheinungen, weil bei uns die Ehrfurcht vor dem bedruckten Papier, nun gar vor dem mit Gelehrsamkeit bedruckten, größer ist als in irgendeinem andern Lande. Die beiden neueren Hauptvertreter des Preziösentums, also der sich „kostbar“ gebärdenden schriftstellerischen Unnatur, sind Erich Schmidt und Maximilian Harden, jener einer unsrer sach-

kundigsten Literaturforscher; dieser ein ehemals außergewöhnlich wirksamer Tagesschriftsteller mit dem herauschenden Ruhm, von einigen harmlosen Seelen Deutschlands erster Stilist genannt worden zu sein. Das größere Argernis gab Erich Schmidt, denn ein so bedeutender Gelehrter brauchte sich nicht der schlechten Mittel des Präziosentums zu bedienen, um den Schein einer noch größeren Gelehrsamkeit zu erwecken, als er wirklich besaß. Er konnte so einfach wie möglich schreiben, und wir würden sein hinreichend großes Wissen im schlichten Gewande vollkommen schätzen und uns davon aneignen, was uns angemessen ist. Wo er sich frei hält vom Kegel des Präziosentums, also der Geziertheit, wo er spricht wie ein Mensch aus dieser Welt, wo er dem krankhaften Reize widersteht, noch mehr Geist zu zeigen, als er hat, noch mehr Wissen auszukramen oder anzudeuteln, als für den gegenwärtigen Zweck nötig ist, da gelingen ihm ausgezeichnete Sätze, zuweilen Absätze, — eine ganze Druckseite freilich niemals, denn solange läßt ihm die Unnatur nicht Ruh. Es gibt schwerlich in unsrer gesamten wissenschaftlichen Literatur ein zweites Beispiel eines so verdienstvollen Forschers und Gelehrten mit einem so unnatürlichen, jeden feinfühligsten Leser durch das unleidliche Präziosentum so verärgernenden Stil, wie Erich Schmidt. Es braucht keines Splitterrichters, um auf jeder Seite seiner 'Charakteristiken' und sonstigen kleineren Schriften, auf jeder zweiten Seite seines inhaltlich wertvollen 'Lessing' einen der falschen Brillanten des Präziosentums zu entdecken und mit Lessings Tellheim zu sprechen: 'Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.'

Erich Schmidt will sagen: Der Fauststoff keimte in Goethe zuerst in Straßburg auf. Dies wäre so einfach wie richtig, so verständlich wie genügend; freilich weder neu noch tief. Dies will er sagen, kann es aber nicht sagen, weil es zu einfach, zu gemeinverständlich wäre. Er sagt statt dessen: *Nur ein unbewusstes Keimen fällt nach Straßburg in die Wiege seiner Deutschheit.* Ein Keimen fällt, und es fällt in eine Wiege! Selbst ein Keim, der in eine Wiege fiele, käme zu spät; der Keim hätte schon etwas früher fallen müssen. Und dieser Keim, vielmehr dieses Keimen, sogar dieses unbewusste Keimen fällt nach Straßburg! Es fällt in die Wiege seiner Deutschheit, obwohl Goethes Deutschheit nicht in zwingendem Zusammenhang mit dem Aufkeimen des allgemein menschlichen Fauststoffes steht. Weh dem Schriftsteller, der die Einfachheit verschmäht! Was ihn Erhabenheit dünkt, ist uns Lesern gebundene Flachheit; wo er Brillantenschmuck anzubringen glaubt, da sehen wir Glasperlen; wo er überflüssige Bezüge andeutend einzuflechten sucht, da empfinden wir nur einen verschörfelten Stil und sagen derb heraus: schiefgewickelt.

Selbst der niedrigste Paria hebt als dankbarer Adorant die Hände zum Herrn der Mächte. Vom Paria in den bekannten Gedichten Goethes ist die Rede, und Schmidt will sagen, daß selbst für den dankerfüllten Paria die Gottheit im Gebet erreichbar ist. Dies ist weder neu noch tief, aber warum soll man es nicht sagen? Nur verständlich soll man es sagen! An der Umschreibung 'Herrn der Mächte' ist kein Anstoß zu nehmen, wenn denn doch einmal erhaben gesprochen werden soll. Wieviele Leser aber können die ganze Fülle des an dieser Stelle überflüssigen Wissens ausschöpfen, das sich in dem 'dankbaren Adoranten' unwiderstehlich kundtun will? Sprachkundige ahnen, daß Adorant Anbeter heißt, und fragen sich, wenn sie Sprachgefühl und Geschmack haben, warum ein deutscher Schriftsteller für eine so grundeinfache Sache wie Anbeter oder Beter ein gelehrtklingendes Fremdwort setzen muß. Schmidt will aber mehr als das Ausreichende, er will das Überflüssige, denn — ihm fällt ein, daß das Berliner Museum eine römische Erzgestalt besitzt: einen betenden Knaben, den die Kunstgeschichte den Adoranten nennt: also muß der indische betende Paria mit dem römischen betenden Knaben zusammengebracht werden, obwohl die beiden weder an sich noch zur Erklärung des Goethischen Gedichtes das Geringste mit einander zu schaffen haben. Welcher Eindruck entsteht bei den Lesern? Bei den nicht so allwissenden, daß sie zum Verständnis eines platten Satzes die ganze Kunstgeschichte bereit halten, der eines überflüssigen und geschmacklosen Fremdwortes; bei den kundigen der einer an den Haaren herbeigezogenen Gelehrttuerei. Ungejuchzt fällt einem Kellers so unheimlich belebte Büß Wünglin ein, die durch ihr sprudelndes Aus-

framwissen den drei gerechten Rammachern so bewundernswert erschien: *Napel, die Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens, mit dem feuerspeienden Berg Vesuvius, auf welchem einst einem englischen Schiffshauptmann eine verdammte Seele erschien, wie ich in einer merkwürdigen Reisebeschreibung gelesen habe . . . welche usw.*

Was bedeutet *Jung-Stillings Vita*? Im allgemeinen Sprachgebrauch die einer Doktorchrift angefügten Lebensnachrichten; bei E. Schmidt ist es die ins Unverständliche geziert verzerrte Umschreibung für das berühmte Buch *Jung-Stillings Jugend*, dessen schlichte deutsche von Goethe herrührende Bezeichnung den großen Germanisten nicht vornehm genug dünkte. In Dichtung und Wahrheit (2, 9) nennt Goethe das Ding *Lebensgeschichte*; dies mußte von einem Germanisten gelehrttuerisch verlateinert werden.

Wie viel höchstgebildete Leser verstehen folgende Bünzlinerei E. Schmidts über H. von Kleists *Thusnelda*: *Kleist will weder mit einer ins Altddeutsche übersetzten Königin Luise noch mit einer Halmischen Prophetin, einer Pilotyschen Theatergermanin paradieren, sondern . . . ?*

Schmidt schreibt in seiner Einleitung zu Goethes *Faust* (in der Cottaschen Jubelauflage) über Lessings *Faustbruchstück*: *Lessing wollte usw. Es blieb bei geistreichen und spitzsinnigen, zudem bloß den Wissenstrieb beachtenden, ganz unweiblichen Ansätzen.* Was sind „ganz unweibliche Ansätze!“ Wer nicht eigens zum Verständnis dieses Schmidtischen Satzes Lessings *Faustszenen* liest, der errät schwerlich, was der Schreiber hat sagen wollen, aber nicht gesagt hat. Wer sie eben gelesen — man denke: nur um das dunkle Wort eines die hellen Tatsachen verdunkelnden Gelehrten zu enträtseln! —, dem dämmert vielleicht die großartige Bedeutung der unweiblichen Ansätze auf: in den Lessingschen Bruchstücken kommt kein Weib vor! Es war Schmidt unmöglich, etwa zu schreiben: *Es blieb bei einer Szene ohne eine weibliche Rolle.* Statt einer solchen oder ähnlichen allgemein verständlichen Wendung mußten die unweiblichen Ansätze heran, um den Schein zu erwecken, als stecke dahinter wunder welche Weisheit. Sachlich steht es natürlich so, daß aus der einen einleitenden Vorspielszene Lessings nicht das Geringste über weibliche oder unweibliche Ansätze zu folgern ist; so wenig wie aus dem Goethischen *Faust* bis zum Auftreten Gretchens, wäre uns nur dieses Bruchstück geblieben, etwas über Goethes weibliche oder unweibliche Ansätze zu schließen wäre.

Von den Wanderschichalen der Parabel von den drei Ringen wird berichtet: *1760 siedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Hindostan an.* Was heißt dies? Hat jener Des Ormeaux die Parabel etwa nach Indien gebracht und als Belehrungsprediger unter den Hindus verbreitet? Vielleicht, vielleicht auch nicht. In der Menschenrede hat Ansiedeln nur eine Bedeutung; im Sprachgebrauche Schmidts kann sie zehn verschiedene haben, nur nicht die eine natürliche. Da der so sehr gelehrte und zur Deutlichkeit zu vornehme Schreiber es uns nicht sagt, so zwingt er uns zum Rätselraten. Ich habe mehr als zwölf studierte Menschen, darunter Germanisten, befragt, keiner verstand den Satz. Es sollte ihn ja keiner verstehen! So sei denn die Vermutung gewagt: Des Ormeaux — wer ist das? — hat vielleicht eine der Ringparabel ähnliche Erzählung geschrieben, die er in Indien spielen läßt. Es kann aber auch eine Tragödie, ein Lustspiel, ein Gedicht, eine Fabel oder sonst etwas gewesen sein. Schmidt weiß wahrscheinlich, was es gewesen, läßt uns aber trotz all seiner Gelehrsamkeit im Dunkeln. Auch die Anmerkungen am Schluß hellen es nicht auf. Wozu aber dann das übe Ausframen von Wortwissen mit Des Ormeaux und Hindostan? Das einzig Wichtige wäre, zu erfahren, ob jene im modernen Hindostan angesiedelte Parabel irgendwelchen Einfluß auf Lessings Erzählung von den drei Ringen geübt hat. Dies befreit Schmidt in einer Anhangsanmerkung. Alsdann aber ist die präziös unverständliche Andeuterei mit Des Ormeaux und Hindostan und Ansiedeln erst recht ein Ausframen nutzloser, überflüssiger Bünzlinerei. — *Alexis und Dora* ist in einer südlichen Seelandschaft angesiedelt. — *Der Großkophta* ist im Vorhof der Pariser Revolution angesiedelt (beides von E. Schmidt).

Noch ein Satz über die Schicksale der Ringparabel: *Viel behutsamer* (als Swift in seinem Märchen von der Tonne) *fuhr* (!) *der sächsische Nachahmer* (?), *wenn* (!) *Gellerts Fabel aus der Tonnenmür ein harmloses Satirichen auf die Modephilosophie machte*. Ohne den Satz lange hin und her zu renten, ahnt kein Leser, daß Gellert selbst der sächsische Nachahmer sein soll. Es wäre gar zu „unwissenschaftlich“, wohl gar beim ersten Lesen verständlich, wenn der Satz lautete: Viel behutsamer verfuhr der sächsische Nachahmer Gellert (was hat übrigens Sachsen hier zu tun?), wenn er, oder indem er, oder einfach: der in seiner Fabel — usw. Daß Gellerts Fabel nicht genannt wird, daß wir sie in den gesammelten Fabeln mühselig auffuchen müssen, da wir ja nicht einmal die Überschrift erfahren, gehört zu jener Vornehmthuerei, die vom Präziosentum nicht zu trennen ist.

Darum hatte Lessing der Fabel die äußerste Präzision Aesops befohlen und sparsam seinen lyrischen Hauch hineingedämpft. Hineingedämpft? Was das wohl sein mag? Die deutschen Wörterbücher versagen, wie zumeist bei den Schriften unsrer Präziosen. Und wenn wir vielleicht dunkel ahnen, was hineindämpfen bedeuten könnte, so wissen wir noch lange nicht, was ein in die Fabel (oder in sich selbst?) sparsam hineingedämpfter lyrischer Hauch ist. Wahrscheinlich — mehr kann man ja in allen solchen Fällen nicht sagen — hat Schmidt die schmucklose Knappheit der Lessingschen Fabeln gemeint; wird aber Schmucklosigkeit und Knappheit einer Fabel nur oder vorzugsweise durch das Fernhalten oder das sparsame Hineindämpfen des lyrischen Hauches bewirkt? Die von Lessing in seiner Abhandlung über die Fabel angeführten geschwägigeren Fabeldichter haben ja die Länge nicht etwa durch das Hineindämpfen ihres lyrischen Hauches zuwege gebracht.

Was mag Schmidts Satz bedeuten: *Kästner lud ihn* (Lessing) *zuerst auf das Gebiet* (des Epigramms)? Da wir kein Wörterbuch der Schmidtschen Sprache besitzen, so müssen wir uns an das der deutschen halten, und auf Deutsch bedeutet laden: laden, einladen, fordern. Also hat Lessing seine Epigramme auf Einladung, Aufforderung Kästners gemacht? Schmidt sagt nirgend das Gegenteil, erläutert nichts, also wird es wohl so gewesen sein. — Es ist nicht so gewesen, soll nicht so heißen, sondern: Kästner hatte zuerst (?) Epigramme gemacht, und dieses Beispiel spornte Lessing an. Es kann aber noch etwas Drittes, Viertes, Zehntes bedeuten, so wie mit dem wundervollen Des Ormeaug, denn mit völliger Sicherheit sind die Rebus der Präziosen niemals aufzulösen.

Ein andres Rebus Schmidts: . . . *besonders seitdem Percy die old and heroïc ballads neu belebt und auch den deutschen Vettern ans Herz gelegt hatte.* Welch eine rührend schöne Bereicherung unsers Wissens von der deutsch-englischen Geistesgemeinschaft im 18. Jahrhundert! Also der Bischof Percy hat seine Ausgabe altenglischer Balladen den deutschen Vettern ans Herz gelegt? Der herzige alte Bischof! Aber in keiner Ausgabe steht eine Silbe davon; Percy hat gar nicht geahnt, daß die deutschen Vettern sich um seine Sammlung kümmern würden; es ist nichts als präzioses Wortgeflimmer um einen dürftigen Gedanken herum und sollte, vielleicht, bedeuten: Percy hatte gesammelt, und die Deutschen hatten das Buch ans Herz genommen. So erzeugt ein ehrlicher Forscher wie Schmidt durch den präziös schillernden Ausdruck gradezu wissenschaftlichen Irrtum.

Über Geibel: *In Preisgesängen auf Platen hat Geibel sich schülerhaft übernommen.* Geibel schülerhaft? Der verehrungswürdige Dichter? Und an einem Preisausschreiben für Lieder auf Platen hat er sich beteiligt? Wie sehr bereichert dies unsre Kenntnis von Geibel. Wie schade, daß Schmidt uns nicht verrät, wer den Preis ausgeschrieben. Sollte etwa der Platenschwärmer Minckwitz —? Aber all das ist ja Unsinn, Geibel hat sich um keinen Preis beworben; der Geibel, den wir kennen und von dem Schmidt schreibt, hat sich nicht schülerhaft übernommen; vielmehr lautet die Übersetzung aus Schmidts präziös flimmerndem und irreführendem Desperanto — das Wort ist von R. Kraus — in menschenverständlichem Deutsch: *„In Lobgesängen auf Platen hat sich Geibel in seiner Schülerzeit übernommen“*, und so gibt es einen mit der Literaturgeschichte stimmenden Sinn. Soll die

Nachwelt Erich Schmidts Schriften benutzen, so müssen sie ins Deutsche übersetzt, oder es muß mit ihnen gemacht werden, wie Gottfried von Straßburg es für einen oder mehrere Dunkelschreiber seiner Zeit empfiehlt:

Die aber in Mären wilbern
Und wilbe Mären bilbern,
Mit Ringeln und Ketten klirren
Kurze Sinne verwirren,
Und Gold von schlechten Sachen
Den Kindern können machen,
Die Büchsen schwingen und rütteln

Statt Perlen Staub drauß schütteln,
Die sind's! —
Dieselben wilben Jäger
Die müssen Wortausleger
Mit ihren Mären lassen gehn;
Wir können sie so nicht verstehn.

Gellert und Rabener, ausgezeichnete Hauslehrer, aber keine kräftigenden Volksredner, sind die größtmöglichen Schriftsteller des damaligen Sachsens. Nichts in diesem Satze Schmidts oder in seiner Umgebung verrät uns, ob Hauslehrer im eigentlichen oder übertragenen Sinne gemeint ist. Bei der Häufigkeit der Hauslehrerschaft deutscher Dichter des 18. Jahrhunderts sind beide Deutungen möglich und zur Not passend. Der Einwand, bei genauerer Prüfung, zumal bei einiger Vertrautheit mit Schmidts unnatürlichem Stil werde der Leser doch wohl auf die Deutung kommen, Gellert und Rabener seien ausgezeichnete Lehrer des deutschen Hauses gewesen, entschuldigt nichts. Man schreibt nicht, um Rätsel aufzugeben; des Lesers Zeit und Verstand sind zu gut zum Rätselraten.

Von Gellerts und Rabeners Stil: *Früh und spät mußte dieser Stil das Scheltwort krafftlos vernehmen.* Das Natürliche und Einfache wäre, daß Gellert und Rabener das Scheltwort früh und spät vernahmen; das Natürliche und Einfache schien aber dem Schreiber nicht vornehm, nicht gelehrt genug: so bekommen denn nicht Gellert und Rabener, sondern ihr Stil das Scheltwort zu hören.

Schmidt will uns die großartige Tatsache mitteilen, daß Lessing noch „nennt“ statt „nennt“ schreibt: *Das zusammenfassende Streben hatte noch lange nicht den heutigen Kurs inne.* — In der Grazer Tagespost sollte jüngst mitgeteilt werden, daß ein Kalb sich verlaufen habe; dies geschah mit folgender Wendung: *Dem usw. kam vor kurzem eine schöne Kalbin außer Evidenz.* Der gewiß in einem germanischen Seminar vorgebildete Verfasser kann es weit bringen.

Die Stimmung am Ausgang des 18. Jahrhunderts soll uns geschildert werden: *Enthusiastisch Schillers Freudenruf „Alle Menschen werden Brüder“; phrasenhaft der Hauspoet, der den „guten edlen Menschen“ tränenselig belohnte und den „Marodeur an der Menschheit“ aus dem Festsaal des Biedersinns verstieß.* — Was gilt die Wette: mit Ausnahme eines einzigen begnadeten Lesers, der rein zufällig mit dem bestimmten Gedicht eines hier sorgsam geheimgehaltenen Dichters des 18. Jahrhunderts bekannt geworden, ahnt kein Mensch, wer jener Hauspoet war und um welches seiner Gedichte es sich handelt. Schiller wird überflüssigerweise genannt, obwohl sein Lied an die Freude jedem Leser bekannt ist; der allgemein unbekannte Hauspoet, den man an einer so farblosen Wendung wie „guten, edlen Menschen“ nicht entdecken kann, wird nicht genannt. Warum? Damit wir dumme Leser uns zerknirscht unsrer Unwissenheit schämen und den allwissenden Schreiber um so mehr bewundern. Man lese noch einmal Schopenhauers Naturbeschreibung der Schriftsteller dieser Gattung von den Worten: „Wenn sie also nur ehrlich zu Werke gehen“ bis „als man zurzeit gewahr wird“.

Von Goethes Balladen ist die Rede; die älteren sind schon behandelt, nun kommt die Nachblüte seiner Balladendichtung zur Sprache: *Dann hielt er (Goethe) im alten Reiche Percys an.* Was soll das bedeuten? Etwa das alte Reich Percys von Northumberland? Aber was hat der mit Goethes Altersballaden zu tun? — Ja, wir haben's: Bischof Percy, unser Bekannter von Seite 38, hat 1765 eine Sammlung altenglischer Volksballaden herausgegeben; dieser Percy wird gemeint sein, und dieses Bischofs altes Reich bedeutet in der präziösen Rätselsprache: die altenglischen Balladen. Was kann einfacher, was natürlicher sein?

Noch einmal über Lessings Faustizene mit Anknüpfung an Marlowes Faust: *In den ausgeweideten (!) Trümmern* (weisen?) *hatte Lessing Spuren Shakespearischen Genies erkannt, aber dem Publikum nur einen einzigen geschraubten Auftritt dargeboten* (von wem?), *der von seiner* (weisen?) *eigentümlichen Umgestaltung nichts verriet*. Was sind ausgeweidete Trümmer? Von wem rühren die Trümmer her? Wer hat sie ausgeweidet? Und in diesen ausgeweideten Trümmern — doch wohl des Marloweschen Faustus, der uns aber keineswegs in Trümmern, sondern vollständig erhalten ist — soll Lessing Spuren Shakespearischen Genies erkannt haben? Was soll dies bedeuten? Hat Lessing etwa Marlowes Faust gelesen und in diesem ein Genie von Shakespeares Art erkannt; oder hat er Marlowes Faustus Shakespearean zugeschrieben? Wie wird sich das Dunkel dieses präziösen Versteckspiels lichten. Obendrein ist aber der ganze Satz irreführend, ja sinnlos, denn diese präziöse, auf Deutsch: sich kostbar machende, flimmernde Andeuterei ist aufgebaut auf einer nicht einmal ange deuteten, sondern vornehm verschwiegenen Stelle im 17. Literaturbriefe Lessings, die der Leser natürlich auswendig wissen muß, um zehn Worte Schmidts zu verstehen. Dann aber kommt das Beste: es ist Lessing in jenem Literaturbrief gar nicht eingefallen, von Marlowes Faust mit angeblichen Spuren Shakespearischen Genies zu sprechen, sondern es handelt sich um jenen Spaß, den sich Lessing gemacht und den nachmals die Gottschedin scharfsinnig durchschaut hat: seinen eignen Faust für ein altdeutsches von den Engländern beeinflusstes Drama auszugeben! Zur Bequemlichkeit des Lesers sei die Stelle hergesetzt:

Daß aber unsere alten Stüde wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doktor Fausti hat eine Menge Szenen, die nur ein Shakespearisches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verkleibt war Deutschland, und ist es zum Teil noch, in seinen Doktor Fausti! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mit einem Auftritt daraus mitgeteilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er!

Und nun folgt der 'einzige geschraubte (?) Auftritt' des Lessingischen Faust, der infolge des Schmidtschen Versteckspiels als von Marlowe herrührend, von Lessing nur umgestaltet verstanden werden kann, ja muß. Noch dazu der Auftritt in einer Form, die, obzwar umgestaltet, doch wieder nichts von einer Umgestaltung verrät! — Der Leser aber, der in der Länge meiner Erklärung zu einer so kurzen Stelle Schmidts ein Stilmißverhältnis erblicken möchte, sei versichert, daß mit weniger Worten in das Präziösentellerdunkel jenes einen Satzes kein Licht zu bringen war; ja ich fürchte, der Satz bleibt trotz meinen Aufhellungsversuchen den meisten Lesern so dunkel wie zuvor.

Schmidt spricht von den Vorläufern Goethes am Faust, dann von einer Reihe älterer Bücher: *Erst von Goethe kann man wirklich mit dem alten Buch sagen: Er nahm sich Adlerflügel*. Mit welchem alten Buch? Warum wird nur angedeutet, nicht verständig belehrend gesprochen? Es kann das Buch von Spieß, das von Widman, das von Pfizer usw. sein; ja es kann die Bibel sein, denn aus ihr hat Spieß das Wort von den Adlerflügeln entliehen.

Auch der werdende Führer romantischer Tageskritik fand sich in dieser Fülle der Motive und Töne [des Faust von 1790] nicht zurecht. Der Kreis desselben Mannes, dessen Antrieb dann den ersten Teil ans Endziel förderte, der Kreis Schillers konnte einer Charakteristik der poesievollsten Mädchengestalt aller Weltliteratur das Stichwort 'Gänschen' beismengen, die Bewunderung des Titanischen durch eine Betreuzigung vor dem 'Bänkelsang' dämpfen und aus Körners Munde, mit einer bemerkenswerten aber schieß begründeten Witterung des Tatbestandes, die kritische Lösung gegeben: 'Gewiß sind die einzelnen Szenen zu sehr verschiedenen Zeiten gemacht.' (E. Schmidt in seinem 'Urfaust', 3. Aufl.)

Wer ist der werdende Führer romantischer Tageskritik? Wilhelm oder Friedrich Schlegel? Warum wird uns der Name verschwiegen und breitspurig, irreführend umschrieben, wie Harden statt Karlsruhe schreibt: die Fächerstraßenstadt? Welcher Kreis Schillers ist gemeint? Auf wen fällt der Verdacht, Gretchen — die nicht genannt sondern umschrieben wird — 'Gänschen' genannt zu haben? Dies wollen und sollen wir genau erfahren. Wer hat den Faust als Bänkelsang bezeichnet? Und dann: der Kreis Schillers konnte aus Körners 'Munde' eine Lösung geben? Also hat der Kreis etwa Körner damit beauftragt? Was

für schief und krumme Andeuteleien statt einer klaren Auskunft über die, allerdings sehr wissenswerte Aufnahme des Faust von 1790 bei den bedeutendsten Zeitgenossen! Ist denn die Welt nicht schon voller Rätsel genug, fragte Goethe die präziösen Glimmerschreiber seiner Zeit, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Rätseln machen soll?

Man sieht, ein Stilgebrechen wie das präziöse Vornehmtum mit seinem Verdrehseln, Andeuteln, Verschrauben artet bis zur äußersten Zweckwidrigkeit aus: dem Leser werden grobe Irrtümer beigebracht. Allerdings dürfen Schriftsteller dieser Art darauf rechnen, daß die meisten Leser ebenso ungenau, verschwommen dämmernd darüber hinhuschen, wie die Verfasser geschrieben haben. Aber ist das eine Entschuldigung?

*

Bei dem andern Großmeister des Präziösentums oder Pierpuppentums, Maximilian Harden, entarten die Stilverschraubungen in die äußerste Komik und vernichten Inhalt samt Stil, dazu den Schreiber selbst. Der uneigentliche erquälte Ausdruck statt des eigentlichen wird zur Regel. Die gelehrthuerrische Aufdringlichkeit mit überflüssigem, gestern aufgelesenem Wissen, meist Büchmann-Wissen; das Brunken mit Sprachkenntnissen, die nicht aus der Sprachlehre, dem Wörterbuch, den fremden Literaturen, sondern aus den landläufigsten Zeitungs fremdbroden stammen: niemals hat es etwas Ähnliches, niemals etwas so Lächerliches und Ekelhaftes zugleich in irgendeiner Literatur gegeben. Der ehrliche einfache Schriftsteller, den Harden von hochoben verächtlich Tintenfuli schimpft, nennt Schopenhauer — Schopenhauer; Harden dünkt sich wunder wie großartig mit seinem Brillantenstil vom 'deutschen Feuilletonisten aus der Goethestadt'. Daß der Feuilletonist Schopenhauer nicht aus der Goethestadt — übrigens aus welcher? aus Frankfurt oder Weimar? —, sondern aus Danzig stammt, kommt nicht in Betracht. Aristoteles ist dem Brillantenschmuck nicht Aristoteles, sondern 'der Stagirit'. London? Um keinen Preis, sondern 'das Themsemonstrum'. Karlsruhe ist in schillerndem Wechsel: 'die Hardtwaldstadt, Friedrichs stille Residenzstadt, die Stadt wo Karl (welcher Karl? Karl der Große? Karl Moor? Karl der Kahle?) Ruhe fand, die heffische Fächerstraßenstadt'; aus höchsteyner Vollmacht wird das badische Karlsruhe mit einem Federstrich nach Hessen verpflanzt, weil ausnahmsweise nicht im Konversationslexikon nachgeschlagen wurde.

Ein neuer Reichskanzler soll ernannt werden: In der Presse werden sämtliche Papabili beschmeichelt und gehechelt. Papabili? Schmuck mit den Stilbrillanten hat einmal in der Zeitung eines Tintenfuli gelesen, gewisse Kardinäle im Conclave zur Papstwahl nenne man in Rom Papabili; dieses verblüffende Wissen muß ausgeframt werden, gleichviel ob der Ausdruck auf die Verhältnisse bei der Ernennung des deutschen Kanzlers durch den deutschen Kaiser paßt oder nicht. — Es ist die Rede von einer Sultanswahl in Marokko; bei Harden heißt sie: 'der Kürtag von Marakesch'. Mittelhochdeutsch ist nämlich die Sprache von Marokko, — Verzeihung für unsre Unbildung! —, von Marakesch.

Gewöhnliche Schreiber nennen den Zaren: Zar, und der deutsche Leser versteht dies, ohne den Schreiber sonderlich zu bewundern. Der Präziöse will aber nicht schreiben, damit der Leser verstehe, sondern damit er den Schreiber ob seines unerhörten Wissens verblüfft bewundre; folglich schreibt Harden: 'der Gossudar aller Reußen' und nennt dessen Thron den 'Monomachenthron'. Der Leser hat zwar keine Ahnung, was ein Monomach ist und was dieser mit dem Zarenthron zu tun hat; aber das ist ja grade die Absicht Schmucks: er will nicht belehren, sondern plattbrücken; nicht verstanden, sondern angestaunt werden.

Den Reichstag nennt Harden schlicht und gemütlich Wallotbräu. Allerdings hat Wallot den Reichstag gebaut, und die Abgeordneten können dort ein Glas Bier bekommen, folglich Wallotbräu. — Von Hohenlohes Reichskanzlerschaft heißt es: 'Chlodwigs Spalierzeit'. Warum? Das letzte Geheimnis solcher präziösen Kunststücke besitzt nur der präziöse Schreiber.

Der Reichsschatzsekretär Sybow ist für Harden der 'Entpostete'. Etwa weil er um seinen Posten gekommen ist? Grammatische Bedenken hindern keinen Präzisen, also wäre auch diese Auslegung möglich, genau so möglich wie die andre, daß Sybow früher der Postverwaltung angehörte.

Ganz Frankreich heißt bei diesem präzisen Großschmuck: Allgallien; England niemals England, sondern in holdem Wechsel Albion, Britannien, Britenland, der Kanalvetter usw.

Ein gewisser d'Urfe hat einen Schäferroman 'Astrée' geschrieben; Harden spricht von dem Verfasser, von dem er nie eine Zeile gelesen, den er auf S. 288 des Büchmann gefunden, nennt ihn aber nicht — wie Erich Schmidt nicht den Hauspoeten nennt (vgl. S. 43) —, sondern gibt seinen Lesern das Rebus zu raten: 'der Astréeerzeuger. — Paris, Parisisch? Wie! Immer so etwa wie Lutetia, lutetisch: 'eine nervöse Tragödin aus der Lutetiastadt' (Auflösung des Rebus: Rachel); jemand muß 'die lutetische Luft meiden'. — In Nordamerika? O wie gemein, nur gut genug für den Tintentuli, d. h. den fleißigen redlichen Zeitungsmann; der Brillantenschreiber sagt: 'jenseits von der Atlantis'. — Für Bismarck hat Hardens Wörterbuch soviel Schnörteleien, wie das des Arabers für Gott oder Pferd; Bismarck heißt der Mann nur ausnahmsweise. — Das mit England verbündete Rußland wird mit Dichterschwung zum 'fest an die Flanke des Britenleu gebundenen Reußenreich' (welch ein Bild!). Die Italiener heißen bei Schmuck einmal allerliebste 'die Stiefelinsassen'. Das Schwarze Meer ist der Pontuskäfig. Tasso wird nicht genannt, sondern heißt das 'Goethische Künstlergedicht'; daß Goethe mehr als ein Duzend wirklicher Künstlergedichte geschrieben, ist Tintentulwissen. Die päpstliche Bulle, rief (die Bischöfe) aus der Dikumene nach Rom'. Selbst von den akademisch gebildeten Lesern wissen neun Zehntel nicht, ob Dikumene zum Essen oder zum Trinken ist; aber das ist ja gerade solchen Schreibern das Beste daran.

Die bisherigen Perlen habe ich selbst gesammelt; die folgenden Sprachrebus aus der Zeit vor dem Weltkriege hat ein Sonderforscher des Präzisentums, der Wiener Karl Kraus, auf die Schnur gereiht. Was bedeutet 'Schälle täuben'? Kann man so sprachunwissend sein, nicht sofort zu wissen: 'Gerüchte trügen'? Für Menschheit schreibt Harden: 'Alles auf der Erdfeste Kribbelnde'; für Wilhelmstraße 65: 'Das fünfundsechzigste Haus der Wilhelmstraße' (von wo aus gerechnet?). Der präsidierende Erni bedeutet den Reichstagspräsidenten Prinzen Ernst von Hohenlohe, Berni den Staatssekretär Bernhard Dernburg; denn Schmuck hat mit allen unsern Staatsmännern als Schmuckchen Maxi oder Isi in der Kinderstube gespielt, daher die vertrauten Kosenamen. — 'Sein Wollen blößen' heißt auf Deutsch: seinen Plan enthüllen. — Adlerland? Preußen! Aber Österreich und Rußland haben ja sogar je zwei Adler. — Aus 'Er gibt ihr nach' wird in dieser wonnensamen Sprache: 'Er muß in den Weg ihres Willens einschwenken'. Aus der Königin Luise wird: 'Der königliche Kopf der Streligerin', oder zur trauten Abwechslung: 'Die Mirower Ahnfrau'. — Was mag wohl bedeuten: 'Bald schien jeder Mond schlimmer Erinnerung tracht'g'? Etwas in einfacher Sprache Unausprechliches: Fast in jedem Monat gab's ein Unglück.

Etwas leichtere Rebus sind: 'Sich mit frivoler Hand aus dem Sonnenbezirk jäten'; Auflösung: sich umbringen. — 'Die Wiederkehr der Stunde, die den heute zur Mannheit Emporgerechten ins Dasein rief'; 'Der Tag, an dem der erste Blick ins Sonnenlicht sich jährte'. Auflösung: der Geburtstag. Kraus hat nämlich eine köstliche Entdeckung gemacht: Harden darf bei Strafe der Selbstentleibung niemals Geburtstag sagen! Geburttag wagt selbst er nicht zu schreiben, und Geburtstag wäre gegen seine heiligste sprachwissenschaftliche Überzeugung (vgl. S. 80); daher jene so sehr abföhrzenden Umschreibungen.

Es gibt ein Wörterbuch der Sprache der französischen Bierpuppen des 17. Jahrhunderts; vielleicht beschert unsern fernen Nachfahren ein strebbarer Germanist ein Wörterbuch der Sprache Maximilian Hardens; gute Vorarbeiten findet er bei K. Kraus. Zur Gipfelhöhe seiner Verschäupielung, treffender: 'Verschmierung' der schuplosen

deutschen Sprache klonn Harden im Weltkriege. Schmierenspieler mit jedem von ihm hingeschriebenen Sage — von seiner blutdürstigen Welteroherung und Feindbeschimpfung in den ersten Kriegsjahren bis zu seiner Schändung des Vaterlandes beim Ausgang und nach dem Zusammenbruch: ohne allen Zweifel die verabscheuungswürdigste Entartung deutschen Schrifttums in allen Jahrhunderten. Der Harden will sagen: Ein Gerede recht um'. Dies wird bei ihm zu folgendem Komödiantengefasel: *Auf Umwegen über Bergwälle und Weltmeere kriecht, auf Spinnenbeinen, in der Schleimhaube, qualliges Gerede in die Heimat zurück, aus deren Klostertümpeln es einst in den Glaubenschlick krabbelte.* Aus 'Wir wollen siegen' macht der im sichern Port sitzende in jedem Federzug unwahre Stilgaukler: *Jeden Lufthauch, der aus dem Brustschacht klimmt, rüttelt der männliche Wunsch, den Erzrumpf des Feindes zu zerstückeln, seines Hauptes Dach mit Flammenbiß aufzureißen, seine Polypenarme, als ein Bündel blutiger Fetzen, ins Meer zu streuen.* Genau wie der Schmierensbrüller in der Theaterscheune zu Tripstrill.

Der Oktober heißt in dieser Gauklersprache nur 'Weinmonat', die Japaner sind 'gelbe Stinlassen', feindliche Kriegsschiffe werden nicht vernichtet, sondern 'aus dem Gischte gepflückt' und so ging das Jahre hindurch, Woche um Woche in bogenlangem Geschmiere. Aber — 'Entweihet den Tag nicht durch fruchtlosen Schwag!' und 'Weidet eitle Rede wie höllischen Schwefelstank!' mahnte seine Leser jener Mensch, neben dem Lohenstein zu einem Klassiker, Saphir beinahe zu einem Ehrenmann wird.

*

Die tiefste Wesensgleichheit des Hardenschen und des Schmidtschen Stiles, nicht etwa der Gesinnung, liegt auf der Hand; daß sie nicht längst erkannt ist, nimmt wunder. Beide Schreiber weichen mit Vorfaß und Überlegung dem natürlichen, dem eigentlichen, dem selbstverständlichen Worte aus, wählen statt dessen das unnatürliche, das uneigentliche, das unverständliche. Beide enthalten dem Leser die von ihm erwartete Belehrung vor; beide führen ihn, statt in die Klarheit, ins Dunkel. Beide aus dem gleichen Grunde: um durch den unverständlichen Ausdruck zwischen sich und selbst gebildetsten Leser eine, nicht etwa in den Bildungsunterschieden begründete, sondern erkünstelte Schranke aufzurichten. Beide, um dem Leser den irrigen Glauben beizubringen: das Nichtverstehen liege nur an der Unwissenheit oder Dummheit des Lesers; hoch über ihm, in den Äther hinein, das Haupt vom Sonnenlicht göttlicher Erkenntnis umstrahlt, rage der unerreichebare Schreiber. Beide sagen dem Leser Dinge, die er nicht versteht, die kein Mensch auf den ersten Blick verstehen kann, die keiner verstehen soll, und zwar Beide zumeist Dinge von verblüffender Platitude.

Der Unterschied zwischen den Stilmeistern Harden und Schmidt — ganz abgesehen von der ehrenhaften deutschen Gesinnung Schmidts — ist einer des Grades. Harden, der von Schwächlingen und Dummköpfen Gefürchtete, ist gutmütiger: er gibt dem Leser zwar weit mehr Nebus auf als Schmidt, nahezu eins in jedem Sage; aber seine Nebus sind einem Leser mit der gleichen Bildung, nämlich einem mit alltäglichem Zeitungswissen, mit einem Büchmann und einem Konversationslexikon, ohne Ausnahme auflösbar. Einen feinen Vergleichsmaßstab bietet folgendes Beispiel bei Harden. Er will sagen: Bei jedem Morde fragt sich der Jurist: *Cui bono?* Dies wäre eine jedem Tintenfuli geläufige Abgedroschenheit, also muß sie präziös aufgeputzt werden: *Die Frage des Lucius Cassius Longinus Ravilla (kürzer tut Schmock es nicht) klingt auf jeder Mordstätte dem Kriminalisten ans Ohr.* Großartig, nicht wahr? Der Leser schlage Büchmann (23. Auflage, S. 382) auf, so findet er, wie solche Großartigkeiten zustande kommen. Damit vergleiche er Schmidts Nebus über 'des Römers *Vim rebus*' (S. 488)! Harden nennt seinen Römer überausführlich, verschweigt aber dessen Wort; Schmidt führt das Wort an, verschweigt aber seinen Römer. Mit Hilfe des Büchmann bekommen wir Hardens Nebus sogleich heraus; für Schmidts Nebus gibt es keinen Büchmann, darf es keinen geben:

denn in Deutschland wächst die Berühmtheit eines wissenschaftlichen Schreibers mit seiner Unverständlichkeit.

Zuweilen gibt der Stilschäfer Harden ungeübten Lesern scheinbar ziemlich schwere Rebus auf, z. B.: 'Die Savoyertruppen, die Stiefelinsassen, der Kniephofer, Theobaldus Cunctator, das Reich des Lenno, der heitere Ring, der winzige Sohn des Widukindlandes'; aber sie sind weder so abgrundtief wie die Geheimnisse der Sibylla, noch so doppeldeutig wie die Orakel der Pythia. Jeder Handlungsreisende mit Sekundanerbildung, mit einem Brockhaus oder Meyer, vor allem mit dem neuesten Büchmann bekommt jene Rebus heraus, verwundert sich dann allerdings über die große Mühe, die Schmock an die Umschreibung solcher Plattheiten gewandt hat. Die Auflösungen lauten nämlich: Die Truppen des Königs von Italien, die Italiener, Bismarck, Bethmann Hollweg, Japan, Eduard, Windthorst. Selbst eins der dunkelsten Rebus: 'Strählt die Mäuer!' hat der auf Hardens Fährte gefleckte Spürer Karl Kraus, sein Sherlock Holmes, entziffert: Streichelt die Ragen! Solchen Scharfsinn hat der starke Gott schwachen Menschen zum Verstecken und Entdecken verliehen.

Anderes Erich Schmidt. Er verstreut seine Rebus über einen größern Raum, so daß auf jede Seite eins oder zwei kommen, davon eins nur den gelehrtesten Lesern, eins überhaupt nicht auflösbar. Wem es gelungen, die zur äußersten Not erratbaren mit Hilfe einer gelehrten Bibliothek und mit dem Zauberwort 'Mutabor' herauszubekommen, der staunt über die dürftige Gewöhnlichkeit des Ergebnisses seiner Mühe, z. B. 'weibliche Ansätze' für 'Spuren weiblicher Rollen', 'in Hindostan ansiedeln' für 'in Hindostan spielen lassen', 'ausgeweidete Trümmer' für 'oftbenutzten Sagenstoff'. Seine schwersten Rebus verfertigt Schmidt nach dem Muster der unlösbaren Gleichungen, noch um einen Grad über die Diophantischen hinaus: mit drei unbekannten Größen auf eine Gleichung. Von dieser Art ist z. B. das von dem Hauspoeten auf S. 43. Für manche Leser besteht Erich Schmidts wissenschaftliche Bedeutung nicht in seinem unleugbaren Vielwissen, nicht in seiner oft bewährten Schärfe des Forscherblickes, nicht in seinem durch ein Leben voll Arbeit an Dichterverken gebildeten Kunstgeschmack, sondern in der erkünstelten geheimnisvollen Erhabenheit seiner unerforschlichen Rebus.

*

Wohlverdientes Schicksal jeder Unnatur in der Kunst ist das schnelle Ausdermodekommen, der sichere Untergang. Alle unsre älteren Präziosen, darunter einige dazumal sehr berühmte, sind verschollen, oder dienen höchstens noch als Stoff für den Stilsforscher. Dieser hat gleich dem Naturforscher seine rein wissenschaftliche Freude daran, zu beobachten, mit welcher Naturgewalt die unverbrüchliche Wahrheit vom Stil als dem schriftlichen Wesensausdruck sich durchsetzt. Immer und überall dieselben Mittelchen der Vornehmtheit, der Andeuterei, des Umdenbreiherumgehens, des vorgespiegelten Tieffinns, der aufbringlichen Allwissenheit seit gestern oder heute, des Hasses gegen die schlichte Wahrheit und Klarheit der Dinge, gegen das Einfache, das Gemeinverständliche. Ist man einmal argwöhnisch gegen einen dieser Präziosen geworden, und das wird jeder unverbildete Leser nach einigen Seiten, so verfangen alle jene noch so schein geschickt versteckten Stilkünste nicht. Durch all den verschnörkelten Wortfirslefang hindurch erkennt man einen Schreiber, der die einfachsten Dinge aufzubauschen trachtet, also einen mit Bismarck zu reden, hypothetisch belasteten Geist. All seine Mühe ist umsonst, wir kennen seine Kräfte bald so genau, daß uns nur der Widerwille oder die Selbstachtung hindert, sie spottend nachzuahmen. Über Zeiten und Räume rufen wir ihm zu:

Seh' dir Perücken auf von Millionen Locken,
Seh' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

Da goethelt Varnhagen: 'Alle stimmten beieinander in dem klagevollen Bekenntnis überein, daß ihnen ein reichstes und bedeutendstes Lebensbild dahingefunken sei.' Da schnörkelt er geziert über den Tod der eignen Gattin:

Sie (die Freunde) fühlen meinen Verlust in demjenigen mit, der auch sie selbst in mannigfacher Abstufung und Richtung, aber gewiß alle zu schmerzlicher hoher Würdigung durch dieses Scheiden betroffen hat. — Sie bekennen alle, daß sie von dieser Erscheinung einen seltenen und ahnungsvollen Eindruck der eigentümlichsten Kraft und Anmut empfangen haben, der jeder freigelegten Voraussetzung Raum gibt.

Da schreibt Schöll in seinem des Schnörkelstils wegen unlesbaren Buche 'Goethe in Hauptzügen seines Lebens' statt in Weimar: *in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung*. — Er will sagen: Noch wollte Goethe sich nicht verheiraten; da dies aber zu einfach, schlichtwahr und klar wäre, so drehstelt er: *Noch ließ er den Knoten des Familienlebens und der bürgerlichen Existenz unzugezogen*. — Wer versteht folgenden Satz Schölls genau, und aufs genaue Verstehen kommt es an (über Goethes 'Geschwister'): *Die Konzeption selbst in dieser Kasuistik zeugt von der vorzeitigen Experimentiersucht dieser Natürlichkeitspoesie?* — Statt wie Goethe bestrebt war heißt es bei Schöll: *wie er selbst sie zur Bemeisterung seiner Aufgaben und Entfaltung seiner Poesie mehr und mehr sich zu erwerben in der Richtung war*. — Wir haben so verständliche Wörter wie: Beziehung, Hinsicht, Gebiet, Zweig samt vielen andern: sie genügen Schöll nicht, sondern er erfindet ein halbverständliches: *Er (Lessing) war in vielen Erstreckungen ein Gelehrter und Schriftsteller auf seine Hand*. Man erzählt, Buffon habe aus Achtung vor der Kunst des Stils zum Schreiben Handstulpen angezogen; Schöll macht den Eindruck, als habe er dasselbe getan, um für seinen Stulpenstil die richtige Stimmung zu gewinnen.

Sehr löblich handelt ein Schreiber, wenn er sich nicht mit der abgegriffenen Scheidemünze der Sprache begnügt, sondern neue Goldstücke zu prägen magt. Kurz aber müssen sie haben, wissen muß man was sie bedeuten und wert sind. Schöll prägt nicht aus Sprachschöpferdrang, sondern aus präziöser Eitelkeit, folgenden Satz: *Daß Goethe von seinen osteologischen Erkenntnissen in der Entdeckung des Menschenzwischenknochens eine Probe vollzog*. Zunächst was ist eine Probe vollziehen, nun gar bei einer rein zufälligen Entdeckung? Sodann die Folge des geschraubten Satzbaues, daß man beim ersten Lesen Erkenntnis und in der Entdeckung zusammenfaßt. Und das doch nur, weil Schöll, der Todfeind des Einfachen und Natürlichen, nicht schreiben wollte: daß er eine Probe seiner osteologischen Erkenntnisse durch die Entdeckung des Zwischenknochens vollzog, was allerdings sachlich immer noch Unsinn blieb.

Wie großartig klingt Schölls Satz: *Noch ist keine Akademie-Generation bekannt, die einen so tiefen Tag neuer Bildung so weit in die Nation gebreitet hätte*. Wenn er nur verständlich wäre! Was besagt bei genauer Befragung der Wortschwall einen tiefen Tag in die Nation breiten? Vielleicht schwebte dem Schreiber jour = Licht vor; aber tief? Indessen bei Schreibern dieser Gattung darf man nicht genau fragen; ihnen liegt mehr am Klang als am Sinn, mehr an der Fügigkeit als an der Richtigkeit.

Wo keine Wortdreherei stattfindet, wird wenigstens der Satzbau aus seinen Gelenken gerent: *Die gemeinsam angegriffene rationelle Ökonomie, wenn sie noch nicht zum Ausbau gelangte, so gewann doch der Herzog die reelle Kenntnis von den Zuständen des Landes*. — *Wenn nun, wie reich sein Talent sich bildete, die Dichtungen, auf die ich schon hinwies, offenlegen*.

Der unwiderstehliche Drang zur Satzberrenkung bei all diesen Schnörkeln äußert sich mit komischer Gleichförmigkeit. Besonders reizt sie das persönliche Fürwort zu Verschiebungen. Die guten Schriftsteller folgen dem natürlichen deutschen Sprachgebrauch, indem sie das Fürwort möglichst weit vortücken, was übrigens schon aus Gründen des Schnellverstehens nötig ist. Der Gaukler Hardt stellt grundsätzlich sich an die falsche Stelle: unmittelbar vor das Zeitwort, zum Schaden fürs richtige Auffassen der Beziehungen. Schöll schreibt: *Wodurch Goethes Dichtung eine Lebenserhöhung und Beseeligung uns gegeben hat*. Bis zum uns weiß der Leser nicht, auf wen sich die Lebenserhöhung bezieht.

Zu den Präziösen gehörte auch Michael Bernays, wie denn festzustellen ist, daß sich unter den Goethe-Forschern, besonders in deren allerengstem Zirkel, auffallend viele Sprach- und Stilschnörkler finden. Sie schreiben die begeistertsten Lobreden auf Goethes höchst natürliche Jugendsprache, nehmen sich aber als Muster zum eignen Gebrauch seinen Altersstil, den sie dann noch auf ihre Weise weiter verschnörkeln und verdunkeln.

Als erquicklicher Gegensatz zu all dieser Unnatur sei eine Stelle bei Vischer angeführt; er schreibt in seinem berühmten Aufsatz „Mode und Zynismus“ über das engangeliegende Frauenkleid der Siebziger Jahre: *Das Kleid wird quer über den Leib geschnitten und spannt über . . . Da haben wir's gleich! Wie wäre das zierlich auszudrücken? Sollen wir sagen: über die gewölbte Plastik des Mittelkörpers? oder: über die gewisse Gegend, wohinter sich die Verdauungsstätte befindet? Wäre das nicht viel zynischer, als wenn wir ehrlich schreiben: über den Bauch?* Gewiß wäre es zynischer, außerdem aber lächerliche Unnatur. Der leider viel zu wenig gelesene, noch weniger beachtete Stillehrer „aus der Goethestadt“, Schopenhauer, vergleicht mit wohlthuender Grobheit „die Affektation im Stil dem Gesichterschneiden“. Auch dieses kann, wenn nicht in sehr jungen Jahren ausgeprägt, zu einem ungesuchten natürlichen Gesichtsausdruck, nämlich zur Frage, werden.

Daß alle diese präziösen Schnörkler zugleich Ausbünde an Fremdwörterlei sind, versteht sich von selbst. Wer sich seines angeborenen, natürlichen Stiles schämt und mit aller Gewalt sich einen andern, unnatürlichen zurechtdreht, der wird sich erst recht seiner angeborenen Sprache schämen und sie zu verschönern oder, Goethisch gesprochen, zu verschönheiteln suchen. Und da sich hinter pomphaft klingenden Fremdwörtern und vornehmthuerrischer Püclerei (vgl. S. 217) die einfachsten und einfältigsten Gedanken am leichtesten verstecken lassen, so ist das Macaroni-Deutsch die geeignetste und allernatürlichste Sprache der Stilafferei. Mitschuld am Präziösentum trägt ein Grundfehler künstlerischer Ausbildung: das Mißachten des Einfachen, das Überschätzen des Verwickelten. Die Präziösen wissen eben nicht, daß der einfache Stil bei weitem künstlerischer wirkt als der verwickelte. Alles ganz Große ist ganz einfach.

*

Einen geringen Trost gewährt die Stilgeschichte mit ihren zahlreichen Beispielen des nichtigen Zieraffentums in manchen Zeitaltern und bei vielen Völkern. Schon Quintilian kannte die Gattung der Schreiber, denen nichts gut genug ist, die alles ändern, alles anders, als es Brauch ist, sagen wollen. Die römischen Stilmeister berichten Stüdchen von den Schnüdt und Harben ihrer Zeit, z. B. von einem, der, um nicht *spartum* (Pfriemgras) zu schreiben, *Ibericae herbae* (Spanierkraut) schnörkelte; von einem andern, der statt *salsamentum* (Fischlake) großartiger *duratos muria pisces* (Lafe-harten Fische) schrieb.

Über das griechische Präziösentum heißt es in Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur: „Außerdem hatten die Athener in dieser Zeit ihrer größten Aufgewecktheit eine besondere Vorliebe für eine gewisse Schwierigkeit des Ausdrucks; ein Redner gefiel ihnen weniger, der ihnen alles plan heraus sagte, als der sie etwas erraten ließ und ihnen dadurch das Vergnügen machte, daß sie sich selbst gescheit vorkamen.“ Und Thukydides läßt Kleon sagen, daß die Athener durch Neuheit der Rede leicht zu betrügen, Verächter des Gewöhnlichen, Bewunderer des Seltsamen seien.

Aristoteles spricht in der Rednerkunst 3, 3, 3 verächtlich vom einem zieraffischen Schönschwäzer Alkidamas, der statt zu den Isthmien schrieb: zu der irthmischen Festversammlung, statt „Gesetze“: „die Könige der Staaten“, statt „Philosophie“: „Hollwert der Gesetze“, statt „in Eile“: „in der Seele eilendem Sturme“, und urteilt darüber: „Durch solche Ausdrucksweise bringt man zu der Unangemessenheit noch das Lächerliche und Frostige hinzu und wird daneben aus Schwachhaftigkeit unklar.“

Quintilian hatte den wahren Seelengrund der Stilgaukler erkannt, indem er sie *ducti specie nitoris* (durch einen Scheinglanz verführt, also eitel) nennt. Und bei Lukrez (1, 162) stehen diese hübschen Verse:

*Omnia enim stultis magis admirantur amantque
Inversis quas sub verbis latitantia cernunt*

(Wird doch des Dummkopfs Geschmack durch den am meisten bezaubert,
Der ihm verborgene Weisheit durch Wortgeschwänkel erschwandelt.)

Einer modischen Stilkrankheit geistreichelnder Schnörkelei, genannt Euphuismus, war der junge Shakespeare eine Weile zum Opfer gefallen, bis er sich durch Selbstverspottung befreite. Aus dem 17. Jahrhundert, der Blütezeit sprachlicher Unnatur in Deutschland, haben wir ein paar hübsche Proben, die uns der Satirenschreiber Schuppianus aufbewahrt hat. Einen verdrehten heftigen Procurator läßt er zu seinem Burschen sagen statt: „Jung, hol mir mein Messer“: „Page, bring mir mein brotschneidendes Instrument“, nämlich zu dem Zweck, „kundzumachen, daß ein Unterschied sei zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern“. Und statt: „Frau, es ist 9 Uhr, geh' zu Bett“: „Du Hälfte meiner Seele, das gegossene Erz hat den neunten Ton von sich gegeben; erhebe dich auf den Säulen deines Körpers und verführe dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide“. Gewiß, solche Sätze klingen wie alberne Übertreibung; ist aber ein grundsätzlicher Unterschied zwischen ihnen und der Schnörkelei Schölls: in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung für in Weimar? Unser neuestes Präziosentum ist in Wahrheit die Rückkehr zu Opitz! Dieser empfahl ja in seiner Deutschen Poeterei: „Man muß ein Ding nicht bloß nennen, sondern mit prächtigen, hohen Worten umschreiben.“ Gottsched nannte dergleichen Sprachverrenkungen mit einem bei ihm seltenen Humor: „Sich en parlant von der Canaille distinguieren.“

Vorübergehend hat das Präziosentum selbst im klassischen Frankreich des 17. Jahrhunderts die Macht einer französischen Mode an sich reißen wollen. Weibisches Nasenrumpfen über die angeblich unedlen Wörter des täglichen Lebens führte, freilich nur innerhalb eines sehr kleinen Kreises der *Précieuses* wie sie selbst sich nannten, zu solchen blöden Umschreibungen wie *conseiller des grâces* (Ratgeber der Grazien) für Spiegel, *écluses du cerveau* (Schleusen des Gehirns) für Nase, *les chers souffrants* (die lieben Leidenden) für Füße, oder zu einem Satzgebilde wie: *Contentez l'envie qu'a ce fauteuil de vous embrasser* (Befriedigen Sie die Lust dieses Sessels, Sie zu umarmen) für: Nehmen Sie Platz. Eine köstliche Sammlung jenes vornehm-tuerischen Kauderwelsch findet der Leser in Molières *Précieuses ridicules* (Lächerliche Pierpuppen): das meiste, wenn nicht alles, dem Leben abgelauscht. In Frankreich aber versteht man in Fragen der Sprache und des Stiles keinen Spaß; kein Rang, kein Ansehen hindert dort, die Unnatur und Albernheit bei ihren Namen zu nennen. Molières Lustspiel machte dem Präziosentum in seiner verrücktesten Form sogleich den Garauß. Allerdings die Sucht schlechter französischer Dichter, seltner der Prosaschreiber, zur weitschweifigen Umschreibung des Einfachen, zur scheinbaren Veredelung des angeblich unedlen Wortes überdauerte noch um zwei Jahrhunderte den Molièreschen Feldzug gegen das Präziosentum, bis endlich Victor Hugo ihn endgültig vernichtete durch seine ehrliche Berssprache:

Je nommai le cochon par son nom: pourquoi pas?

J'ai dit au long fruit d'or: Mais tu n'es qu'une poire.

(Ich nannte das Schwein — Schwein; warum nicht?

Ich sagte zur „länglichen Goldfrucht“: Du bist ja nur eine Birne.)

In Deutschland dürfen sich Unnatur und Präziosentum, selbst wenn sie zu so krankhaft totem Zerstil wie bei Harden ausarten, ungestraft spreizen; dürfen sich sogar für verfeinerten, veredelten Kunststil ausgeben, wenn dahinter der Name eines deutschen Schreibers steht, der sich, wie C. Schmidt, durch Leistungen ganz andrer Art Verdienste erworben hat.

Zweites Buch. Die deutsche Sprache.

Sans la langue, en un mot, l'auteur le plus divin
Est toujours, quoi qu'il fasse, un méchant écrivain. (Boileau.)

(Der Verfasser hätte gerne einen deutschen Leitspruch über dieses 'Buch' gesetzt; er fand keinen von gleicher Entschiedenheit, und — das ist die Moral davon.)

(In des Verfassers Buch. Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig findet der Leser viele Ergänzungen, für die es im Rahmen der 'Deutschen Stilkunst' an Raum gebracht.)

Erster Abschnitt. Sprachschulmeisterei.

Laß ihn stehen, den Kopf, der eine lebendige Sprache
Vor der Vereinerung Glück hütet, als wäre sie tot.
Laß ihn stehen, er riecht ja nichts, er ist ja von Leder,
Lederne Nase verspürt nimmer den Hauch der Natur. (Vischer.)

Welch ein Unsin: ein Kopf von Leder, der eine Sprache hütet! Welch eine Unmöglichkeit: die lederne Nase, der solch ein Vorwurf gemacht wird! — Alle Sprachschulmeister seit 200 Jahren würden einem Dichter wie Vischer solche Ausdrucksform beschnüffeln und berüffeln. Einen Kopf stehen lassen, einen Kopf, der nichts riecht, einen stehengelassenen ledernen Kopf — lauter schreiende Verstöße gegen die Logik, die Grammatik, die Hermeneutik, die Ästhetik, die Tropik und noch einige andre herrliche Dinge auf iz. Und doch hat der Dichter und Denker Vischer Recht nach Inhalt und Ausdruck; und doch hätte jeder ihn schulmeisternde Nichtdichter und Nichtschriftsteller Unrecht.

Um Himmelswillen keine bloße Schulmeisterei in Fragen der Sprache und des Stils! Möge ein gnädiges Schicksalswalten, möge der redliche Wille mich und mein Buch bewahren vor der Nachahmung der Pedanten und vor der Verwechslung mit ihnen, die seit Gottscheds Tagen sich zu Schulmeistern über ein Volk schreibender Menschen aufgeworfen haben, ohne den Rechtstitel der bescheidensten Frucht eigenen Abnnens. Niemand vermag über deutsche Sprache und Stil mit Lehre und Beispiel zu schreiben ohne vielfache Rüge des Zweckwidrigen, des Schlechten, des Abscheulichen, des Unnatürlichen. Jedoch in kleinliche Splitterrichterei, in düstelhafte Allwissenheit braucht solch Rügeamt nicht zu entarten. Ich bilde mir nicht ein, wie sie das alle getan haben von Gottsched zu Busmann, daß ich mit beiden Ohren dicht am Vorn der ewigen Sprachweisheit und Stilkunst lauschend sitze und aufschreibe, was mir aus ihm entgegenrauscht. Die leiseste Versuchung zum Wüthen und Federchenbürsten habe ich nach Menschenmöglichkeit in mir erstickt: dessen sind Zeugen die Hunderte von Beispielen, die ich in den ersten Jahren meiner Sammelarbeit in allzu peinlicher Strenge vermerkt hatte, aber bei der Ausführung, immer milder werdend, unbenuzt ließ. Es gibt in der deutschen Sprache und im deutschen Stil lange nicht so viel unzweifelhaft 'Falsches', wie die schulmeisterliche Betrachtung der ganz auf Freiheit gestellten Prosa uns glauben machen will. Der Verfasser hat sich aus allen Kräften gestraubt gegen die eigne sehr menschliche Neigung, seinen Sprachgeschmack, seine wissenschaftliche oder künstlerische Überzeugung allein entscheiden zu lassen über so ausnehmend schwierige Fragen wie die in diesem Buche behandelten. Er hat sich bei jedem Beispiel in die Seelen seiner gebildeten Leser mit unverbildetem Sprach- und Stilgefühl zu versetzen bemüht und durchweg den Grundsatz gelten lassen: in allem Zweifelhaften Vorsicht, Nachsicht, Milde. Wo er verwirrt, da hofft er fest auf die Zustimmung der Mehrzahl seiner unbefangenen Leser;

ja er wagt zu hoffen, daß sogar mancher Verfasser der aufs schärfste gerügten Beispiele ihm beipflichten, Besserung geloben oder ohne Gelöbniß üben wird.

Wie tief uns allen — wer dürfte wagen, sich auszuschließen? — die Schulmeisterei in Sprachfragen im Blute steckt, dafür werden weiterhin überzeugende Beispiele in Menge beigebracht. Die Besten ermangeln hierin der Gnade, der wir uns befleißigen sollten. Luther schalt über die guten Neubildungen ‚Bewunderung, Gelassenheit, beherzigen, behändigen, erspriesslich‘. Jakob Grimm beschulmeisterte ‚außer Augen lassen‘ bei Goethe; es müßte heißen: außer den Augen lassen! Und Goethe selbst wütete gegen den harmlosen, kaum entbehrlichen Ausdruck ‚nichts andres als‘. Laube berichtet in seinen Erinnerungen: Als Heine den Titel brachte ‚Französische Zustände‘, da schüttelte man den Kopf über den unbrauchbaren Pluralis ‚Zustände‘, und als darauf hingewiesen wurde, daß Goethe diesen Pluralis eingeführt habe, da sagte man ärgerlich: Der hat gar oft Worte gebraucht, welche nicht hochdeutsch sind. Solche Beispiele jedoch sollen uns nur zur Warnung dienen, nicht zur Entschuldigung eigner überheblicher Poltereien. Und dann: gewiß, wir schreiben böses Deutsch und bösen Stil, wir meisten, und so bleiben darf das nicht länger; wollen wir uns aber nicht wechselseitig mit einigem Humor behandeln? Schließlich könnten wir ja sagen: nach der trostlosen Sprachgeschichte Deutschlands, nach unsrer Sprach- und Stilerziehung dürften wir eigentlich noch viel schlechter schreiben, ohne daß wir uns gar zu sehr zu schämen brauchten. Also nichts da mit der groben Schulmeisterei selbst in den zweifelhaftesten Fragen; nichts mit der selbstherrlichen sprachlichen Großmannsucht wohl gar unsern Klassikern gegenüber; nichts mit der Verekelung der erlaubtesten, ja der wirksamsten Formen und Wendungen, nur weil sie dem Herrn Sprachmeisterer nicht wohlgefallen. Einige Sprachbücher des letzten Menschenalters, besonders das von Wustmann, haben bei manchem Leser ungefähr die Wirkung hervorgerufen wie gewisse volkstümliche Werke zur Gesundheitslehre, nach deren Durchlesen man an allen Krankheiten zu leiden wähnt und seines Lebens nicht mehr froh wird. Man glaubt, eine Beute aller nur erdenkbarer Sprachdummheiten zu sein, und wagt kaum noch einen Brief zu schreiben.

In Deutschland sind die Bücher oder Aufsätze von bewährten Schriftstellern zur Sprach- und Stilverbesserung sehr selten; an diesem Mangel krankt unsre Sprachbildung aufs empfindlichste. Das ist in Frankreich und England anders. Aber schon so ausgezeichnete ältere Stillehrer wie Aristoteles, Cicero, Quintilian sollten uns beweisen, daß über Prosa-kunst nur schreiben darf, wer — Prosa schreiben kann.

Wissen wollt ihr und handeln, und keiner fragt sich: Was bin ich

Für ein Gefäß zum Gehalt? Was für ein Werkzeug zur Tat?

heißt es in den Xenien. Wie hat Gottsched mit seiner von den Schweizern gescholtenen ‚diktatorischen Dreistigkeit‘ an seinem Beruf zum Obergericht in allen Fragen der Sprache gezweifelt. Wie ist seinem Nachfolger Adelung die Lächerlichkeit aufgedämmert, sich selbst an Lessing zu reiben und als Zeitgenosse Wielands, Herders, Goethes, Schillers über die zartesten Geheimnisse des Sprachlebens und des Stiles mit der größten Unverschämtheit zu orakeln, ohne durch ein einziges wenigstens mittelmäßiges Buch seine eigne Stilbegabung dargetan zu haben. In allerneuester Zeit haben wir dann die Spielart des groben Pedanten erlebt, der jedes Sprachunheil Deutschlands von den Berlinern oder gar den Juden herleitet. Der Beweis ist ja so leicht zu führen: ‚Für silberne Hochzeit zu sagen Silberhochzeit, darauf kann zum ersten Male nur ein Jude verfallen sein‘ (Wustmann). Die frühesten Fundstellen für Silberhochzeit stehen bei Johann Heinrich Voß und Johann Wolfgang Goethe; bei Börne und Heine kommt das gutgebildete Wort überhaupt nicht vor.

*

Gemeinsam ist allen Sprachmeisterern die Taubheit gegen das ewig fließende, ewig sich wandelnde Leben der Sprache im Munde lebendiger redender Menschen. Wie sie selber rein äußerlich an der Sprache stoßern und basteln, so stellen sie sich vor, jede ihnen unbekante neue Wendung sei ‚falsch‘, von einem ihnen an Sprachgelehrsamkeit weit nachstehenden Stümper willkürlich erfunden, also ebenso willkürlich zu verbieten. Mit besonderm

Hasse verfolgen sie alles Neue, Kühne, Unregelmäßige. Für Gottsched sind alle starke Zeitwörter verdächtig, denn sie sind so überaus unregelmäßig. Wacke, buk, gebaden; bringe, brachte; schelte, schalt, gescholten — höchst bedenklich für den einzig guten, das heißt den Gottschedischen Geschmack, dem die Regel, das heißt die selbstherrlich aufgestellte, höchstes Gesetz ist. Er verwirft so vortreffliche, so unentbehrliche Bildungen wie: das Schöne, das Große, die sich ja nicht bloß im Deutschen finden. Er verwirft: Heil dir!, Sammler, wörtlich, entfesseln, verlocken, Beeinträchtigung, Fahrlässigkeit. Doch sei um der Gerechtigkeit willen nicht verschwiegen, daß wir dem vielgeschmähten Gottsched die Ausmerzungen einer nicht unbeträchtlichen Zahl wirklicher Sprachwidrigkeiten und lästiger Sprachschäden verdanken.

Noch viel anmaßender als Gottsched spreizte sich der durch keine schriftstellerische Eigenleistung zum Sprachlehreramt berufene Adelung. Sein Buch *Über den deutschen Stil* sollte jeder einmal durchblättern, der sich über die Leidensgeschichte der deutschen Prosa lehre unterrichten will. Nie zuvor, nie nachher, selbst zu Wustmanns Zeiten nicht, hat ein so von allen Mäusen der Sprache verlassener Dünkler eine gleiche Herrschermacht über die deutschschreibende Welt ausgeübt wie jener Adelung, von dem ein Feinmeister der Sprache wie Wieland schrieb: *„Meine Frau muß es bezeugen, wie oft ich täglich diesen Hund nachschlage, aus Angst, ein undeutsches Wort zu schreiben.“* Undeutsch! — Die Willkür eines anmaßenden, geschmacklosen, unwissenden Pedanten, der jede neue Wortbildung, jede noch so sprachrichtige, sinnreiche und lebensvolle Bereicherung der Sprache verwirft, sich jedem wahren Sprachschöpfer aus der Fülle seines Dünkels widersetzt und der doch selbst dem ängstlich gemachten Goethe als eine Sprachquelle erscheint: *„Den Adelung erbitte mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen, ich habe allerlei Fragen an dies Drafel zu tun“* (an Schiller). Adelung erklärt Shafespeare für albern, Goethe für höchst bedenklich; seine Sprachmuster sind Gottsched, Weiße und noch elendere Schriftsteller. Er verwirft mit der bei all solchen Sprachmeistern üblichen Grobheit die besten, längst eingebürgerten Schöpfungen. Menschlichkeit, Vervollkommenung — wofür er höchstens Vervollkommnerung zulassen will! —, Ingrim, Langeweile, liebevoll, entgegen (da wir bereits liebreich, erwidern haben), Überblick (wir haben ja schon Übersicht), tosen (nur noch in den gemeinen Mundarten üblich). Verwirft Mehrzahlformen wie Generäle, Herzöge; brandmarkt: jacht, binnen, düster, Bucht (er fordert Bay!), blank, Diele, Schlächter, flugs, sink, kostspielig, sich beeilen, weitschichtig, Regger, Fleischer, Schrein, Spind (Schrank ist nach ihm das einzig richtige), und beweist breitspurig und im felsenfesten Glauben an seine sprachliche Unschlbarkeit: *„warum sie verwerflich sind“*. An Lessing benörgelte er Wörter wie: mütterseelenallein, Wirrwarr, schmeißen. Hätte Lessing länger gelebt, er hätte an Adelung gewiß ein Strafgericht vollzogen wie an Lange oder Klop. Gegen Schulfische, die ihm sein *„kümmt“* und *„kümmt“* angegriffen hatten, legte er einmal los: *„Ich ersuche Euch höflich, allen Euern Gevattern von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelet lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! Will ich nun einmal! — Schulmeister doch selbst Erich Schmidt an Lessings *„kleiner Schrulle“* zu schreiben: Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein, — es müsse heißen: diesen Gesandten. Warum? Lessing nannte dies ausdrücklich undeutsch!“*

Nach Adelung — Wustmann. Sein Verdienst, durch das grobe Buch *„Allerlei Sprachdummheiten“* in vielen Lesern das Sprachgewissen geweckt oder gestärkt zu haben, sei rühmend anerkannt; alles in allem hat er wohl doch mehr genützt als geschadet. Das hindert nicht, festzustellen, daß er in mindestens ebenso vielen Fällen wie Adelung aus Stumpfheit gegen den Sprachgebrauch der Gebildeten, aus Mangel an Feinsinn für die immer regen neuen Sprachbedürfnisse der Menschheit, besonders aber aus der Erbkrankheit aller Sprachmeister: dem Gelehrtendümel des nicht selbstschöpferischen Schriftstellers, die unschuldigsten, die notwendigsten, die vortrefflichsten alten oder neuen Bereicherungen der deutschen Sprache scheußlich, albern, dumm, jüdisch, schauerhaft schimpft. Wustmann verwirft Mehrzahlen wie Garne, Weine; nennt Vorstrafe, vorbestraft, unsäglich albern;

tabelt: Darbietung, Rückschlag, einwandfrei, minderwertig, selbstlos, Gelände in der Heeres-
sprache (er, wie übrigens auch H. Delbrück und P. Cauer, zieht *Terrain* vor!); bemäkelte
so ausgezeichnete Wortschöpfungen wie: fußfrei, eigenartig, Bahnsteig, Heizkörper, Werbe-
gang (ein Lieblingswort Treitliches), Röntgenstrahlen, Sedanfeier, Fahrtarte, Fahrgast,
Lebewesen, austreiben (von Schiffen), Beamtin, Fremdkörper, Großfeuer, Forttverein,
bedankt (... mein lieber Schwan!) — obwohl sich für alle diese Wörter Belege bei unsern
besten Schriftstellern finden, was allerdings noch niemals einen Sprachschulmeister an
seiner hochüberlegenen Sprachweisheit irre gemacht hat. Er nennt Einakter eine ‚Scheuß-
lichkeit‘. Warum? Also dürfen wir nicht mehr Einhufer, Einmafter, Eindecker schreiben?
Einakter ist nur scheußlich, weil Wustmanns Geschmack es scheußlich findet, wie dem
Geschmacke Bildemeisters die trefflichen Wörter erziehllich, humorvoll, ‚unausstehlich‘
klingen. Wir finden es unausstehlich, daß jeder Eigenbrötler uns auf Druckpapier von
seinen Geschmacksläunen berichtet.

Wustmann schimpft über das angeblich übel klingende ‚welcher‘, findet aber mit seinen
überartnervigen Ohren Sätze wie: ‚Habt ihr ihr ihr Land wiedergegeben?‘ höchst wohl-
lautend. Gute, jedenfalls erträgliche Neubildungen wie: Goethedenkmal, Bismarckbeleidigung,
Wagnerverehrer; harmlose Wendungen guter alter und neuer Schriftsteller wie: regnerische
Tage, gärtnerische Anlagen werden als Sprachverbrechen behandelt. Unbedenkliche, ja
unentbehrliche Sprachbequemlichkeiten neuzeitlichen Lebens, die sich bei allen Bildungs-
völkern aus den gleichen berechtigten Gründen gebildet haben, wie: Schulze-Delitzsch, Hotel
Hauffe, Antrag Ackermann erregen seine Galle. Hingegen verteidigt er das fast nur in
Sachsen, auch dort nur in der läßlichen Alltagsprache der wenig Gebildeten vorkommende:
‚Ich gehe zu Hause‘. — Weitere zahlreiche Beispiele für Wustmanns selbstherrliches
Beschimpfen vortrefflicher deutscher Wörter und Wendungen stehen in E. Engels Buche
‚Gutes Deutsch‘. — Nicht vergessen sei, daß Wustmanns Geschimpfe gegen vermeintliche
Sprachdummheiten mit einer außerlesenen eignen begann: ‚Seit einigen Jahren sind
uns plöblich die Augen darüber aufgegangen, daß sich unsre Sprache usw.‘

Wustmann war ein Sachse und ergoß seine Sprachbelehrungen von Leipzig aus über
die deutsche Welt. Gottsched, der Ostpreuße, hatte gleichfalls in Leipzig seinen Leuchtturm
für die richtungslosen Schiffer auf dem Weltmeer der Tinte entzündet; der Pommer
Adelung in Dresden seinen Herrscherthron im Reiche der deutschen Wortwissenschaft und
Grammatik aufgerichtet. Die Völkerkundigen mögen nach dieser seltsamen Übereinstimmung
des landschaftlichen Genius forschen, die schwerlich bloßer Zufall ist.

Anders steht es mit dem in Sachsen geborenen und wirkenden Theodor Matthias,
dem Verfasser des im allgemeinen ebenso nützlichen wie sachkundigen Buches ‚Sprachleben
und Sprachschäden‘. Weit seltenen Ausnahmen trifft er nicht nur das Richtige, sondern
das Feine; um so verwunderlicher sind bei ihm gewisse Rückfälle in die Sprachmeisterei.
Er tabelt ‚Entstehungsgeschichte des schwäbischen Bundes‘ und fordert ‚Geschichte der
Entstehung —‘; also darf man auch nicht sagen ‚Entstehungsgeschichte des Faust‘? Er
erklärt ‚die Stationsinsassen von M.‘ für eine Ungeheuerlichkeit, die unbedingt durch ‚die
Insassen der Station M.‘ ersetzt werden müsse; verwirft müdenfiehend ‚Straßburgs
Eroberung durch Werder‘ und verlangt ‚die Eroberung Straßburgs durch Werder‘; stimmt
dem Tadel Andresens gegen den Jakob Grimmschen Ausdruck ‚Hammerwurf in den Rhein‘
bei, denn es dürfe nur heißen ‚der Wurf des Hammers in den Rhein‘, was also auch den
‚Pfeilschuß ins Schwarze‘ unmöglich machen würde. Statt ‚des Staatsbesitzes an Forsten
und Bergwerken‘ fordert er den ‚Besitz des Staates an Forsten . . .‘ und nennt so schöne
Blüten sprachlichen Feinsinns wie: unsanft, unfein, unzart, Ausgeburten der Zimperlichkeit.
Wie glücklich ist Heines Wendung: ‚Njunz und nicht mehr ganz gesund‘! Wie gemüthlich
klingt: ‚Nichts für ungut‘! Wohin kämen wir, wenn wir dem Dichter oder dem Prosaschreiber
solche gartgefühlte Zwischenfarben des Ausdrucks tabeln wollten?

Der verdienstvolle Andresen schulmeisterst in seinem Werke ‚Sprachgebrauch und
Sprachrichtigkeit‘ an dem ‚Geschichtschreiber der Päpste‘: es müsse heißen ‚der Schreiber

der Geschichte der Päpste'. — Der wackre, nur gar zu oft pedantische Sanders tabelt, vielleicht mit einigem Recht: *der Wunsch und die Hoffnung des Kranken auf Genesung*. Was aber schlägt er als richtig vor? *Der Wunsch des Kranken nach Genesung und seine Hoffnung auf dieselbe*. Fehlt bloß noch: *und die Hoffnung desselben auf dieselbe*. — Er nennt ‚der Himmel blaute‘ (Marie Ebner) ‚durchaus unzulässig‘.

In dem nicht üblen ‚Antibarbarus‘ von R. G. Keller wird gespottet über ‚Baierherzer‘. Darf man also nicht mehr schreiben: Römerherzen, Griechenherzen, Christenherzen, Menschenherzen? Oder trägt das fehlende n die Sündenschuld? Keller verwirft den Gebrauch von ‚mächtig‘ in dem Satze: ‚In der Stube stand ein mächtiger Kachelofen‘. Falsch ist für ihn der Satz: ‚Die Juden in Lystra, fanatisch und der neuen Lehre abgeneigt, steinigten den Paulus‘; es müsse heißen: ‚Fanatische Juden‘, ohne Artikel, weil nicht alle Juden in Lystra der neuen Lehre abgeneigt waren.

Der überaus anmaßende Germanist Müllenhoff, der sich dünkelt an Klaus Groth rief, erklärte u. a.: ein Vorredner könne nur jemand sein, der regelmäßig Vorreden schreibe oder der den Leuten etwas vorrede.

So wird immer wieder sprachliche Federfucherei kleinlicher Art von Männern verübt, die sonst ein starkes Gefühl für den Geist der deutschen Sprache oder doch Wissen ihrer Geschichte befunden. Wieviel Schaden durch solche Splitterrichterei gestiftet wird, wie diese gerade die einflussreichsten Schriftsteller erbittert und verstockt, das ahnen die Sprachbenötigten nicht, obwohl ihnen die Beispiele aus unsrer Literaturgeschichte bekannt sein müßten. Wie anders hätte sich z. B. Goethe zu Campes lobenswerthem Streben nach Reinigung des Deutschen von der überwuchernden Fremdwörterei gestellt, wenn ihm nicht in den von Campe geleiteten Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache‘ solche Albernheiten, nicht von Campe selbst, begegnet wären, daß man ihm ein Wort wie ‚tiefgeheimnisvoll‘ als Fehler anstrich, weil man doch weder ‚Tiefgeheimnis‘ noch ‚tiefvoll‘ sagen könne; oder daß ihm ein unwissender Frechling ‚mein blutend Herz‘ in der Iphigenie tadelte: es müsse heißen, ‚mein blutendes Herz‘, denn man sage ja auch nicht ‚mein schön Haus‘!

Aus einer Sammelmappe mit Sprachschulmeisterstückchen hier noch eine kleine Auswahl besonders lächerlicher Pedanterien, davon der bei weitem größte Teil aus den Schriften hervorragender Sprachgelehrter und berühmter Germanisten. Da verbietet einer: Kampf ums Dasein, das einzig Richtige sei: Kampf fürs Dasein. Pflichterfüllung gegen das Vaterland wird getadelt, weil es keine Erfüllung gegen das Vaterland gibt. Mit den gleichen Gründen der Logik wird Reisegelegenheit nach Berlin verworfen. Ein Feinspinner bemäfelt die Tochter mußte sich ihre Abfindung seinerzeit gefallen lassen: es müsse ‚ihrerzeit‘ heißen. Ein anderer schreibt vor: *Dieses Mädchen und sein Bruder sind verweist*. Goethe hätte nicht sagen dürfen: ‚Den besten Becher Weins‘, denn nicht der Becher, sondern der Wein soll der beste sein, — was Goethe natürlich nicht gewußt hat. Da bezeichnet ein Sprachforscher die durchaus einwandfreie Wendung ‚der wahrcheinliche Ausgang des Prozesses‘ -als ‚in gewählter Rede nicht zu empfehlen‘, ebenso wenig wie Eigenschaftswörter mit -weise. Sehr bedenklich erscheint einem gelehrten Mückenfeiger: *Der Verwundete wurde nach Anlegung eines Verbandes in seine Wohnung gebracht*, und er fragt überaus komisch: ‚Wer hat den Verband angelegt? Ein Arzt, ein Sanitätsdiener, ein Wachmann? Also sage man das! Will man’s unpersönlich bringen, so drücke man die Zeit richtig aus: nachdem man ihm einen Verband angelegt hatte.‘ Da fordert einer: *Ich werde Ihnen auf dem Klavier begleiten*, denn nicht der Sänger, sondern sein Gesang werde begleitet. Selbiger verlangt zu unterscheiden: Ich danke dafür und Ich danke davor! Auch müsse das Fräulein Müller seinen, nicht ihren Hut aufsetzen. Ein anderer Feinmeister rügt: *Steck es doch in deine Tasche*; es genüge ja: in die Tasche. Gewiß wird sich ein noch tieferer Denker finden, der dies für zu unbestimmt und ‚deine‘ für unumgänglich nötig findet. — Ein Neunmalweiser eifert gegen ‚elektrische Kronleuchter‘: nicht die Kronleuchter, sondern die Lampen seien elektrisch;

streng genommen nicht einmal diese, sondern nur ihr Licht. So harmlose, keineswegs falsche Ausdrücke wie „6 Stück Zigarren“ werden beanstandet: Stück sei doch ganz überflüssig. „Zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt“ wird heftig getadelt; „Machenschaften, Zusammenlegbarkeit“ werden als unerlaubt bezeichnet; buchhändlerische Ausstattung, gärtnerische Zwecke werden „schwerfällig und übellautend“ gescholten; „eines Nachts“ pöbelhaft genannt; „trochener Humor“ für Unsinn erklärt, weil Humor ursprünglich — was fragt die Sprache nach dem Ursprung? — Flüssigkeit bedeutete.

Heftiger Streit tobte, tobt vielleicht noch, um die größere Richtigkeit von Wir Deutsche oder Wir Deutschen. Bismarck hat deutlich gesprochen: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“; so habe ich neben ihm sitzend den Satz aus seinem Munde gehört, und so hat er ihn drucken lassen. Mir persönlich gefällt diese Form besser als Wir Deutschen; aber es kommt mir nicht bei, das Geringste dagegen einzuwenden, wenn einer Wir Deutschen vorzieht. Bei Luther steht einmal: „Wie kommen wir Deutschen dazu?“, ein andermal: „Wir Deutsche sind Deutsche und wollen auch Deutsche bleiben.“ Lessing, Goethe, Jakob Grimm schrieben regelmäßig Wir Deutsche; ebenso Freitag. Einer unserer besten Sprachforscher, der zugleich ein sehr guter Schriftsteller war, Rudolf Hildebrand, erklärte „Wir Deutschen“ für empfehlenswerter. Wo ist die Gewalt, die uns zwingen will oder darf, nur so oder so zu schreiben?

Dann gibt es die ängstlichen Seelen, die hinter Hunderten von unschuldigen gut-deutschen Ausdrücken französischen Einfluß wittern, Kerndeutsches für einen Gallizismus verschreien, z. B. eine Wendung wie „ich komme von Paris“ verpönen und fordern: aus Paris. Dem Verfasser hat ein unverbesserlicher Fremdwörtler und Pückerlehler, R. M. Meyer, den Titel des Buches „Goethe, Der Mann und das Werk“ als undeutlich bekräftelt, da ja auch Franzosen sagen könnten: *L'homme et l'œuvre*! Und doch hat Goethe gesagt: „Mein Werk (Lebenswerk) ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt.“

Ein älterer, einst angesehener Grammatiker, Götzinger, beanstandete den Satz: „Der Mann, den ich mich nicht zu entwaffnen getraute“ und schlug vor: *Der Mann, bei dem ich mich nicht getraute, ihn zu entwaffnen*. Ein neuerer rügte Sybels Satz: *das wurmt unserm Volke als kindlich ungrammatisch*, obwohl es sich hier um einen der so häufigen schwankenden Sprachgebräuche handelt, die nicht durch Scheltworte, sondern einzig durch die Zeit und den Geschmack der guten Schriftsteller festgelegt werden. Richard Wagner schulmeisterete an Eduard Devrient's Stil und nannte *eine Äußerung, die ihn gegen den Strich ging* Rutscherdeutsch. — Nach einem gelehrten Besserwisser ist „denn“ in folgendem Sage Lied's „Unsinn“: *Da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bestieg er den offenen Wagen mit unfreundlicher Miene, denn er mußte in den Bergen einen unangenehmen Tag erwarten*. Warum das Unsinn sein soll, ist sein Geheimnis. — Ein anderer tadelt das „als“ in Kleists ganz richtigem Satzgebilde: *Spornstreichs auf dem Wege nach Dresden war Kohlhas schon, als er bei dem Gedanken an den Knecht und die Klage schrittweise zu reiten anfing*, und fordert: *aber bei dem Gedanken*. Ein Übergelehrter verwirft sogar die unbedenkliche Wendung: *Ich lasse es dahin gestellt* und fragt: Wohin? Ein Ganzfeiner beanstandet *ein älterer Mann*, weil dieser trotz der Steigerung jünger sei als ein alter Mann.

Ganz im Tone Schopenhauers und Wustmanns schreibt der Germanist Müllenhoff, jeder müsse sich solcher „abscheulichen Abstrakta (?) wie Beantragen und Beanstanden schämen“. Kein Mensch mit Sprachsinn braucht bei so guten und anständigen Wörtern die geringste Scham zu empfinden. Ja, ein Mann von bewährtem Geschmack, Erbe, mäkelte an dem Worte „Angewohnheit“ als einer „häßlichen Verbreiterung von Gewohnheit“, und der Germanist Minor nennt das unschuldige „ohnehin“: „eine schauerhafte Bildung“. Warum? Sind auch „obenhin, vorhin“ schauerhaft?

Aus der überreichen neuern Literatur der geringeren Federchenbürster, die aber sämtlich mit dem gleichen Anspruch auf Allwissenheit auftreten wie die größten Meister der Sprache, seien noch ein paar Proben der uns deutschen Lesern zugemuteten Tollheiten

herausgehoben. Ein Herr Soznoſky tabelt an Rojegger Wörter wie: Schrecknis, friedſam, geruhig, und beweist damit nur, daß er die deutſche Sprache nicht kennt. Ein gewiſſer Galatſſka erdreißet ſich, in einem naſeweifen Büchlein auf das Zeitungsdeutſch zu ſchimpfen, und empört ſich über Wörter wie: Geduldsproben, Gepflogenheit, Vormittagsſtunde, Unverfrorenheit, Begegnis, Erdrutſch; dieſem dummſtreiſten Sprachmeiſter genügt nur „Erdrutſchung“. Er findet die garnicht überkühne, unanſtößige „Fragerin“ unerlaubt und fordert: „das Mädchen, das fragt“. Das bei einem Duzend unſrer allerbeſten Schriftſteller übliche, vollkommen richtige „erſtlich“ dünkt dieſen Sprachdünkler falſch, und er fragt: „Warum nicht auch zweitlich?“

An dieſes beſonders lehrreiche Beiſpiel ſei eine Einſchaltung geknüpft, die keine Abſchweifung iſt: über das Hauptbeweiſsmittel der Sprachſchulmeiſterei, die „Analogie“. Wie ſich Gottſched über die unangenehmen unregelmäßigen Zeitwörter ärgerte und ſie am liebſten verregelmäßigt hätte, ſo der große Sprachkenner Galatſſka über „erſtlich“, dem kein „zweitlich“ mit rechtfertigender Analogie zur Seite ſtehe. Die Anſchauung von der Sprache als einem in der Willkür der Sprechenden, wohl gar eines Einzelnen, liegenden Handwerkerzeugnis iſt eben aus ſolchen Handwerkerköpfen nicht herauszubringen, und es lohnt nicht, mit ihnen zu ſtreiten. Auf eine Frage wie die des Herrn Galatſſka: „Wenn erſtlich, warum nicht auch zweitlich?“ gibt es nur die Antwort: „Darum! Wohl gehören Analogie und Logik zu den Lebenstrieben jeder Sprache; ſie ſind aber nicht die einzigen, in vielen Fällen nicht die ſtärkſten. Warum heißt es zwar: Ich ſinge, ſang, geſungen; dagegen Ich bringe, brachte, gebracht? Warum zwar: die Gabel, die Gabeln; aber der Löffel, die Löffel? Und ſo in Tauſenden der Fälle, in denen uns die Sprache willkürlich zu handeln und der Analogie zu ſpotten ſcheint. Man denke nur an ſolche ſcheinbare Unſinnigkeit wie „der Bediente“ für den Bedienenden! Für viele ſolche Abweichungen von der Analogie vermag die Sprachgeſchichte Gründe beizubringen; für weit mehr verſagt die geſchichtliche Wiſſenſchaft, und wir müſſen uns mit der nackten Laſſache der Willkür laune der Sprache begnügen. Die Sprachmeiſterer arbeiten überwiegend mit der Analogie; treffen ſie auf eine Ungleichheit zweier Formen oder Wendungen, ſo muß die Sprachlaune Unrecht haben, damit die Sprachmeiſterer Recht behalten. Was ich mir nicht erklären kann, ſeh' ich als einen Fehler an: ſo lautet der Hauptgrundsatz Derer, die von Sprachdummheiten reden, aber nie an ihrer eignen Sprachweiſheit irre werden. „Untadelig“ iſt ein ſchönes Wort, obwohl es „tabelig“ nicht gibt. Das Sprachgefühl der redenden Menſchen, wofür wir Sprachleben zu ſagen gewöhnt ſind, wird ſeine guten Gründe für dieſen Mangel an Analogie haben; unſre Unkenntnis der Gründe macht weder „untadelig“ zu einer Sprachdummheit, noch würde ſie etwa die Neubildung „tabelig“ entſchuldigen. — „Falſch“ iſt das s in „ſtaatterhaltend“; wer aber darf „ſtaaterhaltend“ ſchreiben? Aber dann denke man an die ſeine Unterſcheiderin Sprache mit ihrem Gegenſatz von Waſſernot und Waſſersnot!

Ich mache eine Verbeugung, aber: Ich tue einen Fußfall. Woher dieſe Verſchiedenheit? Ich weiß es nicht, und keiner weiß es; trotzdem wäre es falſch zu ſagen: Ich tue eine Verbeugung und Ich mache einen Fußfall. — Wir ſagen: ein Wortbruch, aber: ein Vertragsbruch. Warum? Darum! Vielleicht aus Gründen des Wohlklangs, vielleicht auch nicht. Doch ſoll ſich keiner unterſtehen, der Analogie zuliebe Wortbruch oder Vertragbruch zu ſchreiben. — Es heißt: der Hochmut, der Unmut, der Frohmut, der Wagemut, der Kleinmut; aber: die Demut, die Langmut, die Wehmut. Die Mutter, die Mütter; aber die Schraubenmuttern. Warum? Darum!

Alle Schreiber mit geſundem Sprachgefühl beachten den Unterſchied zwiſchen „her“ und „hin“, „herab“ und „hinab“ uſw. In großen Teilen Deutſchlands verwechſeln auch die Sprechenden, ſelbſt die ungebildeten, niemals „her“ und „hin“. Dennoch ſpricht und ſchreibt man allenthalben trotz Analogie und Logik, ja trotz der ſinnlichen Anſchauung nicht „hinablaſſend“, ſondern „herablaſſend“, z. B. in einem Satze wie: „Der

Kaiser zeigte sich freundlich herablassend zu den zahlreich versammelten Fremden. Analogie, Logik und Sinnenhaftigkeit fordern hinablassend; die Sprache, unser aller Meisterin, folgt ihrem eignen Gesetz und sagt herablassend.

Ein gutes Glas Wein ist aus allen möglichen sehr gelehrten und sehr vernünftigen Gründen eigentlich falsch; aus den uns verborgenen, aber gewiß sehr guten Gründen des Sprachgeistes ist es noch eigentlicher richtig, und kein Schreiber braucht sich davor zu hüten. — Was ist scheinbar sinnloser als die sitzende Lebensweise und die wohl schlafende Nacht? Die Lebensweise sitzt nicht, die Nacht schläft nicht, — also Unsinn, und in der That hat schon mancher Sprachschulmeister jene beiden Ausdrücke mit den üblichen Grobheiten bedacht. Tut nichts, die gesprochene und geschriebene Sprache bleibt bei der sitzenden Lebensweise und der wohl schlafenden Nacht, und ihr guter Geist wird wissen, warum. Ähnlich steht es mit Ausdrücken wie zu nachtschlafender Zeit, die fallende Sucht und wer weiß wievielen andern sehr eigenwillig erfundenen, aller Analogie und Tugendvernunft gröblich zuwiderlaufenden Redensarten.

Dem sei, wie ihm wolle: wie unlogisch, nicht wahr? Es kommt schon im 15. Jahrhundert vor, und es ist nicht zu entbehren. — Man darf sagen: die Herren Mitglieder, aber nicht der Herr oder das Herr Mitglied. Was sagt dazu die Logik?

*

Das Beste, was über die Grundfragen deutscher Stilkunst geschrieben wurde, rührt von Schopenhauer her; um so ärgerlicher ist seine grobianische Sprachschulmeisterei, die sich, nur dem eignen Geschmacke folgend, unwissenschaftlich austobt. Er schimpft einen Gegner einen elenden Lumpen, weil der einmal ein Imperfekt statt eines Plusquamperfekts geschrieben, und erklärt: Unter allen Infamien, die heut zu Tage an der deutschen Sprache verübt werden, ist die Ausmerzung des Perfekts aus derselben (!) und Substituierung des Imperfekts die verderblichste. Was bleibt da noch für Urkundenfälschung und Landesverrat übrig? Schopenhauer gebietet von oben herab, billig sei ausschließlich ein moralisches Prädikat, kein merkantilisches; für dieses müsse man wohlfeil sagen. Er mütet gegen den Gebrauch von ‚ähnlich‘ und ‚einfach‘ als Adverbien und behauptet: in keiner Sprache erlaubt man sich Adjektiva ohne weiteres als Adverbien zu gebrauchen. Was bewiese dies, wenn es wahr wäre? Gar nichts, denn jede Sprache hat Eigenheiten, die allen andern fehlen. Es ist ja aber gar nicht wahr! Schopenhauer hätte sich bei ruhigem Besinnen erinnert, daß die Franzosen *vite, bas, haut* und viele andre Wörter ohne Umstandsbindung gebrauchen. Ihm wäre auch eingefallen, daß selbst im besten Griechisch der Gang besteht, Umstandswörter mit Hauptwörtern zu verbinden: *ὁ νῦν χρόνος* (die Jetztzeit). Als ob wir Wustmann läsen, heißt es bei ihm: Nur Deutsche und Hottentotten erlauben sich dergleichen, schreiben ‚sicher‘ statt ‚sicherlich‘ und dann statt ‚gewiß‘. Zu diesen hottentottenhaften Deutschen haben Lessing, Goethe, Schiller gehört.

Zum lobenden Vertilgungsatzorn aber wird Schopenhauers Sprachmeisterei, wo er auf die angebliche Verstümmelung einzelner Wörter kommt. Ein so gutes Wort wie Nachweis könne nur von stumpfen Tölpeln herrühren, nach ihm muß es Nachweisung heißen. Und er beweist das mit den schönsten Gründen der Logik: Die Nachweisung ist ein Subjektives, das heißt vom Subjekt Ausgehendes, die Handlung des Nachweisens. Als ob die Sprache sich um alle diese schönsten Gründe der Logik einen Pfifferling kümmerte. Dabei widerfährt ihm dieselbe Lächerlichkeit wie Herrn Wustmann mit seiner angeblich jüdischen Silberhochzeit: er schimpft über die schändlichen Wortverkürzer, die aus Mephistopheles Mephisto machen, während doch Goethe selbst, der es wissen mußte, mehr als einmal Mephisto schrieb. Nächstornig und schimpfsüchtig, wie Keller ihn mit Recht genannt eifert er bis zur äußersten Kleinlichkeit gegen ‚italienisch‘ statt ‚italianisch‘, gegen so ausgezeichnete Neubildungen wie ‚selbstverständlich‘, es müsse heißen ‚von selbst verständlich‘; Hochschulen statt Hohe Schulen, Dunkelkammer, beanspruchen (unverantwortlich dummes Wort), Felswand (ohrzerreißende und maulverzerrende Härte), das doch in einem der schönsten Gedichte Goethes steht; gegen Berufung, Geschick (es müsse nur ‚Geschicklichkeit‘

heißen), Tragweite, achtbar, vorwiegend und Duzende von andern gutgebildeten, bei unsern besten Schriftstellern häufig vorkommenden Wörtern. Dieser seltne Meistergeist im Stil der Philosophie und in der Philosophie des Stils wird zum polternden Philister, sobald er über Wörterbuch und Sprachlehre schreibt.

Der Germanist Gustav Rötke verwirft den seit Menschenaltern geläufigen ‚Ausfluß — wegen seiner Nebenbedeutung‘ — und verlangt *Kommission*. Er scheint nicht zu wissen, daß es einige tausend deutsche Wörter mit den aller verschiedensten Nebenbedeutungen gibt. Er tabelt ‚Rohstoffe‘ und zieht *Materialien* vor, und so in Duzenden von Fällen — als echtes Mitglied der Berliner Akademie gegen die deutsche Sprache. Der Gräzist und Akademiker Diels nennt die kühne und ausgezeichnete Neubildung ‚Mundart‘ — von dem großen Verdeutschter Schottel — ‚unsinnig‘, findet den, im klassischen Griechisch unbekannten, *Dialekt* sinniger.

Alle Schulmeisterei solcher Art, sie rühre von sehr großen oder sehr kleinen Lichtern her, sie werde grob oder höflich geübt, ist in Deutschland noch für lange Zeit mindestens überflüssig. Selbst wenn sie sachlich richtig wäre und nicht grundfalsch, so wäre sie dennoch so unzeitig und schädlich, wie etwa das Tun eines Arztes, der einen mit dem Tode kämpfenden Typhuskranken zunächst einmal von den unschönen Sommerprossen befreien wollte. Der breisihafte Leib unsrer Sprache und Prosaunst stellt ganz andre Forderungen an die Heilkunde. Die Franzosenkrankheit der Fremdwörterei und Pückerlei, die Rückgratverkrümmung des unnatürlichen Präziosentums, die Elephantiasis der Riesenfachtel-sätze, die Schwindsucht des Sprachgefühls — sie in ihrer Gefährlichkeit zu erkennen und mit den schärfsten Mitteln zu bekämpfen, das ist eine der ersten Bildungsaufgaben der führenden deutschen Männer, ist des Schweißes der Eblen wert. Ist sie gelöst, dann mögen die Sprachschulmeister mit ihren Schönheitspflästerchen, Hautreinigungsspillen und Haarfärbemitteln kommen; aber weit, ganz weit hinterher.

Zweiter Abschnitt.

Deutsche Sprachlehre.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit.

Achtung vor der Sprache ist beinahe Sittlichkeit. (Alexander Bitet, allerdings ein Franzose.)

Ein gebildeter Mann sollte nicht einmal, wenn er im Schlafe spricht, grammatische Fehler machen. (Otto Wildemeister.)

Fragt sich nur, was grammatische Fehler sind! Seit einigen hundert Jahren bemühen sich grundgelehrte und andre Schriftsteller, uns Deutschen endlich unser richtiges Deutsch beizubringen; besonders im letzten Menschenalter ist eine große Literatur über Sprachrichtigkeit emporgeblüht, darunter manches vortreffliche, manches mittelmäßige, manches törichte Buch. Woher nehmen die Herren Verfasser fast all dieser Werke, der strengwissenschaftlichen wie der volkstümlichen, ihre Berechtigung zu solcher Arbeit und ihren Anspruch auf Geltung bei den Lesern und nachmaligen Schreibern? Aus einem geistigen Besitztum, das an sich seinen sehr schätzbaren Wert hat, jedoch zur Entscheidung über die meisten feineren Fragen des Sprachlebens nicht hinreicht. Sache der Sprachgelehrten ist es, die Sprachgeschichte bis in die Gegenwart zu erforschen und uns darzulegen. Die Sprachgeschichte ist eines der nützlichen Hilfsmittel, sich über die verschiedenen Zeitstufen einer sprachlichen Einzelercheinung klar zu werden. Darüber hinaus reicht ihre Gewalt nicht; wo sie sich trotzdem zur Oberrichterin aufwerfen will, da stößt sie mit einer unvergleichlich höheren Macht zusammen, der sie in jedem Fall unterliegen muß: mit dem Sprachgebrauch der gebildeten Sprecher und der guten Schriftsteller. Wo der Sprachgelehrte zugleich ein guter Schriftsteller ist — in Deutschland ein sehr seltner Ausnahmefall —, da gebührt ihm ein höheres Gewicht als dem ungelehrten Schriftsteller; der bloß Gelehrte indessen hat nur das Recht, uns über die Entwicklungsgeschichte eines sprachlichen Vorgangs

durch die Jahrhunderte und bei den verschiedenen Schreibern zu belehren. In Frankreich und in England fallen die beiden Eigenschaften des Gelehrten und des guten Schriftstellers fast immer zusammen, wodurch ihre Bücher über Sprache und Stil einen erziehlischen Wert gewinnen. Ja, wenn Philologen wie Paul Heyse, Geibel, Hans Hoffmann uns ein Buch geschrieben hätten: Deutsche Sprache und Deutscher Stil!

*

Dem Grundirrtum von einem selbständigen Eigenleben der Sprache wurde schon begegnet. Es gibt eine lebendige Sprache nur im Munde redender oder in der Feder schreibender Menschen; deren Sprachgebrauch stellt die Wissenschaft fest, ohne ihm Vorschriften machen zu dürfen. Wäre die Sprache ein vom Menschenwillen unabhängiges Eigengewächs, so wäre es so gut wie unmöglich, auf ihre Entwicklung einzuwirken, und alles Schreiben über Sprachschäden zwecklos. So steht es zum Glück nicht. Machtvolle Dichter und Schriftsteller haben zu allen Zeiten auf die Sprachgestalt ihrer Völker im Ganzen wie in Einzelheiten bestimmend eingewirkt, und vernünftige Lehre von wissenschaftlichen und sprachfeinsinnigen Männern hat manches Unkraut ausreuten helfen. Man denke nur an die durch die deutsche Staatsgewalt erzwungene tiefe Umwälzung des Sprachgebrauchs im Dienste der Post, der Eisenbahn, des Heeres, der Verwaltung, der Gesetzentwürfe usw. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die deutsche Sprache sich wesentlich anders, besser entwickelt hätte, wenn Lessing, Goethe, Schiller, gleich den französischen Klassikern, eine durch jahrhundertelange sorgsame Pflege feingeordnete, wohlgebildete Schriftsprache vorgefunden und nicht nötig gehabt hätten, sich zu ihren Kunstwerken erst das Werkzeug umzuschmieden und zu feilen. Nun gar wenn ihnen, wie in Frankreich, mehr als ein Jahrhundert sprach- und stilwissenschaftlicher Arbeit vorausgegangen wäre. So gut wie nichts von dem kam unsern Größten zugute: selbst mußten sie sich und ihrer Sprache den Wert erschaffen, und, was ihr Lebenswerk für die deutsche Sprachwelt ins Riesenhafte steigert: sie waren geboren und aufgezogen im 18. Jahrhundert, in der geistigen Franzosenzeit des deutschen Volkes. Verstöße gegen den richtigen Gebrauch des dritten und vierten Falles kommen befremdend oft bei Kleist (Was geht dem Volke der Pelide an?), Heine, Arnim vor. Dorothea Schlegel klagte bei ihrem Roman Florentin, daß immer der Teufel an den Stellen regiere, wo der Dativ oder Akkusativ regieren sollte. Man hat in Schillers Vers 'Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen' die Richtigkeit des Drittfalls heraustasteln wollen; ich vermute, er ist nur die Folge der allgemeinen Sprachunsicherheit des Zeitalters. Dennoch, oder gerade darum, hat kein schlechter Schreiber des 20. Jahrhunderts das mindeste Recht, sich für seine Sprachschluberei auf Lessing, Goethe, Schiller zu berufen. Dies sei schon hier nachdrücklich gesagt; zur Wiederholung wird leider noch oft Gelegenheit sein.

Das Meiste dessen, was in diesem Abschnitt über streitige Fragen der deutschen Sprachrichtigkeit und des Sprachgebrauches ausgeführt wird, hat kein Seitenstück in den Büchern über französischen und englischen Stil. Deren Verfasser dürfen bestimmt voraussetzen, daß jeder gebildete Schreiber die Gesetze seiner Sprache fehlerlos beherrscht. Man schämt sich, in einem Werk über deutsche Stilkunst rein sprachliche Fragen zu erörtern, die in den Oberklassen der Volksschule, in der Quarta der höheren Lehranstalten gar keine Fragen mehr sein dürften. Es wäre aber falsche Vornehmerei, wollte ich die fehlerlose Beherrschung des Deutschen voraussetzen, angesichts der allbekannten Tatsache, daß die Verfassung des Deutschen Reiches, die alte und die neue, unsre meisten Gesetze und Verordnungen von Sprachfehlern strotzen; daß manche hohe Beamte, viele Zeitungen, die Mehrzahl der Männer der Wissenschaft grobe Sprachschmier begeben, vom Stil gar nicht zu reden. Ohne eine saubere Sprache gibt es keine Stilkunst, wie es keinen Malkünstler gibt, der nicht zeichnen kann; keinen Tonmeister, dem die Gesetze der Harmonie fremd sind. Im Deutschen breitet sich ein großes Grenzgebiet zwischen Sprachform und Stilkunst, und wohl oder übel muß jedes deutsche Buch unserer Art sich mit diesem Zwischenreich beschäftigen.

Alle Fragen nach der sprachlichen Richtigkeit irgend eines Ausdrucks bewegen sich in der Form: Wie schreibe ich besser, so oder so? Die Sprachgeschichte durchforscht den Sprachgebrauch von Ulfilas über Luther und Goethe etwa bis zu Freytag und gibt uns gelehrte Kunde vom wechselnden oder herrschenden Sprachgebrauch der guten, der besten Schriftsteller. Damit hat die Wissenschaft ihre Aufgabe erfüllt. Manche ihrer Vertreter beanspruchen, daß die lebenden Schreiber sich nach ihren Ergebnissen richten. Eine große Zahl jedoch der Schreibenden, und nicht der schlechtesten, widersezt sich der geschichtlichen Sprachwissenschaft, nicht aus Eigenbrötlei, sondern gestützt auf den guten Sprachgebrauch der Gegenwart, und behauptet, der Lebende hat Recht. Wie kann in solchen Streitfällen ein besonnener Richter entscheiden? Soll er sich auf den Sprachgebrauch der Klassiker stützen? Aber der zuletzt gestorbene, Goethe, ist seit bald 90 Jahren tot; sein Sprachgebrauch hat in den 60 Jahren seines Schriftstellerlebens öfters geschwankt, und er selbst wäre der letzte gewesen, sich für alle Zukunft zum höchsten Richter in jeder Frage der Sprachrichtigkeit oder des Sprachgeschmacks aufzuwerfen. Gar vieles hat sich seit dem Entstehen der sprachebelsten Dichtungen und Prosawerke Goethes im Sprachgebrauch unsrer besten neuen Vorbilder gewandelt, und die leidenschaftlichsten Verehrer Goethes wagen nicht, seine Sprache durchweg als höchstes Gesetz in Sprachfragen aufzustellen. Wenn Lessing schreibt: „Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln“, so liegt auch ein Ton auf „beobachten“; aus einer gelegentlichen Nachlässigkeit der Meister darf der Stümper keine Regel, nicht einmal eine Entschuldigung für die eigne gelegentliche Schluderei ableiten.

Betrachten wir z. B. die Streitfrage: Was ist richtiger, ich frug, oder ich fragte? Die Sprachgeschichte mag uns lehren, daß in den älteren Zeiten nur „fragte“ gebraucht wurde, daß „frug“ erst im 16. Jahrhundert auftaucht, daß sein Vorkommen bei den guten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts noch selten ist, daß es erst im 19. Jahrhundert häufiger wird, bis heute aber „fragte“ überwiegt. Eine lehrreiche Auskunft, die uns indessen nicht vollkommen befriedigt. Das Zurückweichen von „ich frug“ im letzten Menschenalter ist nachweislich nicht die Folge eines bessern Sprachgefühls, sondern des Einflusses der Sprachgelehrten und der Schule. Ausgestorben ist die Neigung zu „frug“ keineswegs, weder bei den Dichtern noch bei Prosaschreibern, und aller Wissenschaft zum Troste kann sich diese Form mit der Zeit die Herrschaft zurückerobern, wenn das Sprachgefühl „frug“ für poetischer, kraftvoller oder nur bequemer hält. Gründe dieser Art müssen doch bei Bürger vorgewaltet haben: „Sie frug den Zug wohl auf und ab und frug nach allen Namen —“, oder bei Goethe: „Niemals frug ein Kaiser nach mir —“. Schiller schreibt: „Der Schwed“ frug nach der „Jahrzeit nichts“. Bei Storm steht fast durchweg „frug“, und der war gewiß einer unsrer Dichter mit dem zartesten und sichersten Sprachgefühl. Köstlich ist die Erzählung Bismarcks: Wenn mein Vater von der Jagd kam und es gemächlich hergegangen war, so sagte er: Ich jagte; ging es aber toll her, so sagte er: Ich jug. Die Grammatiker werden diese Bildung mißbilligen, aber ich selbst möchte meinem Vater Recht geben. Beide Bismarcke waren auf der richtigen Jagdfährte; sie empfanden die starke Form als die belebtere und wirksamere. Noch heute wird entgegen den Verböten der Lehrer und dem Gepolter der Sprachmeisterer von guten Dichtern und Prosaschreibern mit Absicht „frug“ geschrieben, und ich bestreite dem Sprachforscher das Recht, dies einen Fehler zu nennen, so lange der Sprachgebrauch der Gebildeten sich nicht unabänderlich für „fragte“ entschieden hat. Daß die Redensprache des Volkes immer noch „frug“ bevorzugt, ist unleugbar und sehr beachtenswert. — Über diese Frage, wie alle folgenden, handelt ausführlicher des Verfassers „Gutes Deutsch“.

*

Die Sprach- und Stillehrer des Altertums und der neuzeitlichen Völker mit hochentwickeltem Sprachsinn haben der geschichtlichen Betrachtungsweise so gut wie keine Geltung eingeräumt. Der Sprachgebrauch der Gebildeten war und ist ihnen höchstes Gesetz, der *Usus* (Gebrauch), von dem Horaz geschrieben: *quem penes arbitrium est et*

jus et norma loquendi (bei dem die Entscheidung, das Recht und die Richtschnur der Sprache ist). Diesen Sprachgebrauch hat Aristoteles gemeint mit seinem Kernsatz: „Die erste Grundbedingung des sprachlichen Ausdrucks ist das Hellenischreden“, d. h. Nichtigreden; eine so verrückte Barbarei wie die, daß Hellenen fremdwörteln könnten, kam ihm nicht in den Sinn. Aber auch in Deutschland vollzieht sich die sprachliche Entwicklung trotz der sich noch immer vertiefenden Gründlichkeit unsrer Sprachwissenschaft nach dem Gesetze, daß nicht die Sprachlehre den Sprachgebrauch, sondern der Sprachgebrauch die Sprachlehre erzeugt und beherrscht. Die Sprachgeschichte und die Sprachsäße lehren: es sollte eigentlich und immer heißen „reines Herzens, hohes Mutes“. Luther schreibt durchweg so, und Klopstock eifert ihm nach. Gildemeister erzählt, auf seinem Gymnasium wurde ein Fehler angestrichen, wenn ein Schüler schrieb: „sie sind voll süßen Weines“, statt „voll süßes Weines“. Aber schon bei Goethe gehen beide Formen fast gleichberechtigt nebeneinander her, nachdrücklich erklärt er sich für „köstlichen Sinnes“ statt „köstliches“; und heute hat sich der Sprachgebrauch fast ausschließlich für „süßen Weines“ entschieden. Gildemeister glaubt an den Wandel durch eine gewisse „Mundfaulheit“; mir scheinen nicht unberechtigte Gründe des Wohllauts eingewirkt zu haben. Gleichviel, „süßen Weines“ gilt längst nicht mehr für falsch; aber auch ein Romantitel wie „Reines Herzens schuldig“ (von Helene Wöhlau) verlegt unsern Sprachgebrauch nicht so, daß wir von einem Fehler reden dürfen.

An wenigen sogenannten Sprachfehlern läßt sich der Streit zwischen der durch Geschichte und Grammatik geforderten Sprachrichtigkeit und dem übermächtigen Sprachgebrauch so klar offenlegen, wie an den Beiwörtern mit „weise“: die teilweise Benutzung, die stufenweise Entwicklung, die wechselweise Belehrung. Die Sprachgeschichte widerspricht ihr, die Sprachlehre verbietet sie, die Bücher der Sprachverbesserer belegen sie mit groben Schimpfwörtern. Treitschke nennt die Beiwörter auf „weise“: „ein Zeichen gänzlicher Verrohung unseres Sprachgefühls“, und Gildemeister erklärt, sie machen ihm Ohrenschmerz.

Ich gebrauche niemals Beiwörter mit „weise“, bin nie in Verlegenheit geraten, sie durch echte Beiwörter zu ersetzen, ärgere mich, so oft ich sie bei einem sonst guten Schriftsteller finde, — und stimme dennoch nicht in Treitschkes viel zu scharfes Urteil ein. Ich werde bedenklieh und milder als er, wenn ich bei Lessing finde: „stufenweiser Gang, stufenweises Steigen, wechselweise Antworten, zu wechselseitigen Erläuterungen, stückweise Schilderung“; bei Goethe: „teilweiser Besitz, stufenweise Ausbildung“; bei Schiller „wechselweiser Übergang“. Ich werde um so milder, wenn ich bei unserm klassischen Prosaschreiber Moltke auf ein „angriffsweises Vorgehen“ stoße, und bei Bismarck auf die „teilweise Vernichtung eines Werkes“. Lessing, Goethe, Schiller, Moltke, Bismarck haben so gut wie wir alle gewußt, daß Zusammenfügungen mit „weise“ eigentlich Umstandswörter sind und strenggenommen nicht als Beiwörter gebraucht werden dürfen. Keiner hätte ein französisches Umstandswort auf *ment* beiwörtlich gebraucht.

Wie haben wir uns diese doch wohl bewußte Abweichung von einer wohlbekannten Regel zu erklären? Sie fühlten den Mangel eines echten Beiwortes, wollten sich nicht der Mühe des Suchens nach einem vollwertigen Ersatz unterziehen und behielten sich mit einer sprachgesetzlich nicht untadeligen Form. Es könnte seltsam erscheinen, daß die deutsche Sprache nicht imstande gewesen wäre, für stufenweise, wechselweise, stückweise, besonders für teilweise sich echte Eigenschaftsformen zu schaffen, und hiermit kommen wir zum Kern der Frage. Unzweifelhaft befäßen wir für alle jene Begriffe Beiwörter, wenn sich nicht in den Zeiten der Humanisterei und des Franzosentums das Lateinische und Französische vorgebrängt und den schöpferischen Sprachtrieb abgestumpft hätten. Wozu ein Eigenschaftswort für „teilweise“ suchen, wenn man *partial* oder *partiell* sagen durfte, und ähnlich der Reihe nach mit „stufenweise“ (*graduell*), „wechselweise“ (*alternierend*), „stückweise“ (*fragmentarisch*)? Ohne *partiell* hätte man etwa „teilig“ gebildet, wie man ja „zweiteilig, dreiteilig“ usw. sagt. Der ganze Unsegen der Fremdwörtererei zeigt sich an einem solchen scheinbar unbedeutenden Beispiel. Als gebildeter Mensch schämt man sich heute

denn doch, *partiell, graduell* usw. zu schreiben, wagt aber nicht die so natürlichen Neubildungen *teilig, stufig, gradig* usw., sondern greift in der Not lieber zu einem so bedenklichen Hilfsmittel wie dem Beiwort mit *weise*. Ich werde es niemals gebrauchen, sehe aber voraus, daß der Sprachgebrauch in diesem Fall unwiderstehlich über die Sprachlehre hinwegschreitet. Waren doch zufrieden, vorhanden, ferner, einzeln, behend^e ursprünglich nur Umstandswörter; heute nimmt kein Sprachmeister mehr Anstoß an ihrer Wandlung zu Beiwörtern. Daß die guten Schriftsteller sich so lange wie möglich dem schlechten Sprachgebrauch widersetzen, ist nur in der Ordnung, mag selbst in der alten Reichsverfassung *teilweise* bewörtlich stehen. In diesen wie in allen ähnlichen Fällen ist die Vermeidung von *teilweise* kinderleicht. Schmoller brauchte nicht zu schreiben: *unter Friedrich 1. kam dann ein Plan zur teilweisen Ausführung*, sondern: *kam ein Plan teilweise* (ein Teil des Planes) *zur Ausführung*, und ich wüßte nicht, was den Germanisten B. Vizmann zwänge, von einer *teilweisen Umarbeitung* zu sprechen.

Keine Sprache, richtige Sprachform, peinliche Sorgfalt in allen Sprachfragen, und dennoch keine Pedanterie! In dem Abschnitt über die Freiheit der Sprache (vgl. S. 97) wird hierüber noch eingehender gehandelt werden. Wir wollen keinen Anstoß nehmen an einem Satze Gustav Freytags: *Dem Landmann war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden*; wollen uns nicht vermaßen, Goethes Verje zu beimängeln:

Statt heißem Wünschen, wilhem Wollen,
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.

Ja, wir wollen bei Arndt, der wahrhaftig Deutsch verstand, ohne Kummer lesen: *Der Graf hat die wenigsten seiner tapferen Jünglinge wieder zu Hause gebracht*. Wollen endlich nicht immer gleich von einem Verstoß gegen die Sprachgesetze sprechen, wo vielleicht nur ein Druckfehler oder ein Übersetzen vorliegt; so wenn Erich Schmidt schreibt: *Im Hause des Kaiser Franz*. Streng, d. h. pedantisch genommen, gibt es keine deutsche Literaturgeschichte, sondern nur eine Geschichte der deutschen Literatur; keine französische Unterrichtsstunde, sondern eine Unterrichtsstunde im Französischen oder gar eine Stunde des Unterrichts im Französischen, wie tatsächlich von gewissen Sprachmeisterern verlangt wurde. Freiheit aber ist nicht Zuchtlosigkeit, eher ist sie das Gegenteil; und gerade wer geneigt ist, der deutschen Sprache den höchsten Grad von Freiheit zu gönnen, ja zu wünschen, wendet sich mit doppelter Entschiedenheit gegen die Schlamperei, die mit dem Mantel der Freiheit prunken will. Was die Größten unsrer größten Zeit sich aus Gründen, die wir nicht immer ganz verstehen, gelegentlich herausnahmen, ist ihren sehr kleinen Nachfahren noch lange nicht erlaubt. Die Regel über das und was im Bezugssatze steht heute ziemlich fest, schwankte aber zu Goethes Zeit, und er hat mehr als einmal das und was verwechselt. Die entschuldigt nicht die Schluderei Julian Schmidts: *Künstlerisch betrachtet ist das Buch (Lelia) das mißlungenste, was von Georges Sand ausgegangen ist*. Ist Lelia das mißlungenste Buch der Sand oder das Mißlungenste von all ihrem Tun, das ja nicht bloß Bücherschreiberei war? Zu vermuten ist: das mißlungenste Buch, — aber dann müßte es das heißen; meinte Schmidt das Mißlungenste überhaupt, so hätte er's sagen und was schreiben sollen.

Unfre wie jede Sprache hat Klippen, an denen der unachtsame oder ungeübte Schreiber scheitern kann. Sie genau zu kennen, sich der lauernnden Gefahren bewußt zu werden, gehört zu den Pflichten jedes Schreibers. Beim unbestimmten Hauptwort sind nicht alle Fälle der Beugung sofort zu unterscheiden; dieser doch schon in den untersten Klassen gekannten Tatsache sollte sich jeder Schreiber sein Vebelang bewußt bleiben. Unfre treffliche Luise von François schreibt einmal: *Viel wird der idealistische Schwärmer Meister Bismarck nicht nützen*. Wir stugen einen Augenblick, müssen den Satz noch einmal lesen, um zu merken, *Meister Bismarck* soll der Drittfall sein; der idealistische Schwärmer nämlich ist Wildenbruch.

Das Deutsche ist formenreicher als das Englische, formenärmer als alle übrige Hauptliteratursprachen. Unser regelmässiges Zeitwort, das schwache, bildet nur zwölf verschiedene Beugeformen; die französischen Zeitwörter auf *er* bilden 36, die italienischen auf *are* 40, die spanischen gegen 100. Das deutsche Hauptwort ist allerdings formenreicher als das französische und italienische; dennoch unterscheiden Französisch und Italienisch vermöge ihrer festen Wortstellung sicherer als das Deutsche die Fälle des Hauptwortes. Es geht nicht an, sich immer auf das sofortige Verständnis des Lesers zu verlassen, der beim Anblick des Wortes Goethe erkennen soll, ob er den ersten, dritten oder vierten Fall vor sich hat. Ist etwa ein Satz wie: 'Schiller hatte Goethe von Anfang an bewundert' immer nur eindeutig? Im 18. Jahrhundert war man sorgamer: man beugte auch die Eigennamen, schrieb: Schiller hatte Goethen von Anfang an bewundert, und vermied jedes Mißverständnis. Nichts hindert, diese Form noch jetzt anzuwenden, — nimmt doch niemand Anstoß an den Zweifällen 'Goethes' und 'Schillers'.

* *

Mit ganz vereinzelt Ausnahmen haben denn auch alle große deutsche Schriftsteller die Notwendigkeit einer sprachgesehlich sauberen Ausdrucksform anerkannt und sich darum bemüht. Seit den ältesten Zeiten unserer Literatur ertönt die Klage der Besten über die Vernachlässigung der Muttersprache. In der vom Deutschen Sprachverein herausgegebenen schönen Sammlung 'Deutscher Sprache Ehrenkranz' findet der Leser eine fast lückenlose Wiedergabe. Uralt ist die Klage, daß der Deutsche sich mehr vor Fehlern in einer fremden Sprache als in der eignen schäme, und nicht ohne Bewegung liest man in der, allerdings lateinischen, Widmung Otfrieds zu seiner Evangelienharmonie an Kaiser Ludwig den Deutschen die herben Rügeworte auf S. 12.

Hamann dem Dunkeln, dem 'Magus des Nordens', war es unmöglich, selbst für Alaragedachtes den klaren Ausdruck zu finden, geschweige für das viele Unklargedachte. Aus diesem Bewußtsein heraus schrieb er den Satz 'Die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum; eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit.' Weder die Griechen noch die Römer haben in der gefesselten Sprachrichtigkeit eine Gefahr für Reichtum, Stärke und Mannheit der Sprache gefürchtet, und weder dem Französischen noch dem Englischen, dem Italienischen oder Spanischen hat die sprachliche Strenge im mindesten geschadet.

Nur in Deutschland gibt es gebildete Menschen, die glauben, jemand könne einen guten Stil mit groben Sprachschulzern schreiben. Er kann es höchstens zu einem Stil bringen, dessen Reize uns noch mehr ärgern als erfreuen, wie uns ein mit herrlicher Stimme begabter Sänger ärgert, der sich nicht an die ihm pedantisch scheinenden Noten halten will. Nein, dreimal nein: nach dem höchsten Stilgesetz von der vollendeten Zweckmäßigkeit muß selbst der bestgebaute Satz, die musterhaft geordnete Darlegung, der treffendste Ausdruck, der edelste Satzschritt das feine Ohr beleidigen, somit die Wirkung verringern oder verzerren, wenn all jenen Schönheiten des Stils die sprachliche Stümperei zugesellt ist. Ein noch so kunstvoll vorgetragenes Lied des begnadetsten Sängers wirkt lächerlich, peinigend, wenn er alle zehn Takte eine Note um einen halben oder ganzen Ton zu hoch oder zu tief nimmt.

Nur in Deutschland konnte ein sonst so strenger Kunsttrichter wie Bischof den Satz schreiben: 'Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten und Härten, auf ein Wätzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat.' Wie tief beklage ich, daß ich in den unvergeßlichen Stunden, die ich einst mit unserm größten Kunstlehrer nach Lessing zubringen durfte, diesen Satz noch nicht gekannt, also nicht zur Sprache gebracht habe. Der gütige widerspruchsfrohe Mann hätte mir nicht geziirnt, wenn ich ihm erwidert hätte: Jede Nachlässigkeit — es sei denn eine kunstabsichtlich anmutige — stört den Leser durch das von ihr erzeugte Gefühl, der Stilkünstler habe aus Gestalten seiner Gedanken doch nicht die letzte Kraft gesetzt, ihnen also selber nicht den höchsten Wert beigemessen. Jede Härte macht den Leser stocken, hemmt also den Gedankenfluß. Jedes Wätzchen lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, vom

Inhalt des Geschriebenen ab, und welcher Schreiber möchte dies wünschen? Wischer hätte, als Franzose, Italiener oder Engländer geboren, einen solchen Satz sicher nicht geschrieben; als Deutscher konnte er ihn nur schreiben, weil er die Mehrzahl der deutschen Leser kannte, also wußte, daß sie auf eine untadelige Form keinen Wert legen.

Noch für lange müssen wir in Sprache und Stil eiserne Zucht fordern und üben. Jedes Nachlassen der Zügel führt, dies lehrt uns wahrlich eine mehrhundertjährige Leidensgeschichte unsrer Sprache, zur Zuchtlosigkeit. Zum Glück wächst zusehends die Zahl der Leser in Deutschland, die gleich mir dem gemüthlichen Sage Wischers entschiedenen Widerspruch entgegenstellen und höchstens dem Genius ein gelegentliches Abweichen von den Sprachgesetzen nachsehen. Die Sprachlehre ist ja keineswegs die Zuchtmeisterin, die auf Ordnung hält um der Ordnung willen. Nicht Willkür laune hat die Sprache, d. h. die Sprechenden, zur Beobachtung strenger Regeln gezwungen; nicht aus der Herrschsucht schulmeisterlicher Sprachbüttel sind die Verbote gegen den Sagdreh nach Und, den Mißbrauch von Derselbe, Dieselbe, Daselbe, die Verwechselung von Als und Wie geflossen. Kein Schreiber mit geistigem Freiheitsgefühl brauchte sich jenen Verböten zu fügen, wenn er sie für nutzlos, für bloße Schulmeisterwillkür hielte. Der freie Mann, gar der von Natur zur Eigenbrötelei neigende Deutsche gehorcht nur solchen Geistesgesetzen, die seiner Einsicht als heilsam erscheinen. Die Sprach- und Stillehrer aller großer Bildungsvölker haben die Unerläßlichkeit der von den schlechten Schreibern als Kleinigkeitskrämerei verschrienen Sprachlehre nachdrücklich betont. Schon bei Quintilian heißt es: *Ne quis igitur tanquam parva fastidiat grammatices elementa* (Halte keiner hochmüthig die sprachlichen Grundsätze für kleinlich), und von den Aussprüchen der berühmtesten französischen Stillehrer wurde schon manche bedeutende Probe geboten.

Viel Unheil hat Jakob Grimm, doch selber ein Meister der Sprache und des Stils, ein peinlicher Befolger sprachlicher Regeln, zuweilen auch ein strenger Richter der Nachlässigkeit in den Sprachformen, — viel Unheil hat er angerichtet durch Aussprüche wie: Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, das heißt ungelehrt, darf sich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen eine selbststeigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen'. Wäre dieser Satz Grimms richtig, so würde die deutsche Sprache in hundert Jahren verwildert sein wie etwa das Indische zum Zigeunerischen, und Jakob Grimms Lebenswerk wäre ganz überflüssig gewesen. Das Einschießel 'nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen' ist der Schlüssel zu dem unbewußten Trugschluß in jenem Ausspruch. Ein Franzose durfte allerdings jeden gebildeten Franzosen, ja manchen ungebildeten, eine selbststeigene, lebendige Grammatik nennen, denn in Frankreich hat seit der Befestigung des Königsitzes in Paris und der Angliederung einer höheren, sprachgebildeten Gesellschaft eine nie unterbrochene feine Sprachpflege geblüht: dort kann so leicht keine Verwilderung mehr einreißen, wie wir sie in Deutschland oft genug und immer aufs neue zu beklagen haben. Jakob Grimms Satz bedeutet im Grunde nichts andres als: Sprachfehler gibt es im Deutschen überhaupt nicht; jeder darf sprechen und schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen und die Feder geschnitten ist. Von dem ehrwürdigen Manne wissen wir aber, wie er zu seiner Abneigung gegen Schulstunden in deutscher Sprachlehre gekommen war. Er fürchtete, daß die damalige Lehrerschaft mit ihrer geringen Deutschkunde den Unterricht in der Muttersprache nach dem Muster des Unterrichts im Lateinischen und Griechischen gestalten, jeden Freiwuchs des Sprachgefühls beschneiden, kurz eine echte und gerechte Regelmühle daraus machen würde. Statt dessen wollte Grimm lieber gar keine deutsche Sprachlehre in der Schule.

Ganz anders steht es mit dem lahmen Versuch seines Neffen Herman Grimm, sich gegen die vernichtende Beurteilung seiner Sprache und seines Stils durch einen unnachlässigen Fachmann gleichfalls auf das Recht der Freiheit, will sagen der eigensinnigen Zügellosigkeit zu berufen: Es sei keinem verwehrt, auf eigenen Wegen seine eigene Sprache auszubilden; trete kein Schuldeutsch an Stelle dieser natürlichen Vielfältigkeit. Keinem Schüler soll unter Garantie der Richtigkeit ein offizielles Deutsch eingeprägt werden und

18
 Die Brust erweint
 und
 hinwurzeln

voller sichtbar darstellend und viel seine leidet die herte unsern roten
 erhebend allen menschen ideale bieder der lebens geschaffen hab.
 er ist zum lieblingstheile des volkes geworden und geht ihm überall auf

Nach dieser hinter dem was gesagt worden sollte ^{mit ihm} ~~der herte~~
 betrachtung seiner unzugänglichen ^{herte} ist übrig kein Blick auf
 sein leben, auf seine ruhm das die vergabe sein werte zu sein.

In thürmischer ungeländeter jugend konnte neben hohle-
 beider, freudiger enthaltung aller seelenkräfte auch manne harte
 stande der ausmacht und der ertrag über ihn kommen, einmal im
 geriet und es war in Arkadien geboren überwältigt ihn die verbannte
 klage da steht er schon auf dem finsten steile brücke,
 furchtbar erigiert!

empfangen mehr vollmachtbrief zum glücke,
 er bring ihn anerboden der dinsten,
 er wagt nicht von glückseligkeit;

und anderwärts zoger:

erleben sind die harten sonnen,
 die mein jugend pfad erhebt,
 die dinsten der sonnen;

Die erst das trübsal herz gescheit.
 aber diese empfindungen ^{immer} nicht aufhalten, bald muss aber
 qual von ihm geriden, und wie die schatten entziehen, neue harte-
 keit in breiten streifen sein leben sich eigenname haben
 ein fruchtbarer, von schweren krankheiten oft gebrachter und
 erduldeten mannet alt, der innerer mut kehrt ihn in da
 besseren tage steht zurück:

man glückte seine vange roth und roth
 von jener jugend, die nur eine entfließ,
 von jener mut, die früher übertrifft
 der widerstand der thurgau welt berief,
 von jener glück, die viel roth erholte
 bald kühe hervorbringt, bald glücklich schlief,
 damit der gute eintrifft, vater, frau,
 damit der feg den edlen endlich komme.

In die idyllische ^{heimat} (was keine blaue viderkeit, kann zeit
 zum bein seines bürgerbild vaterkaffenen alten und gerichtet,

Vorangedruckte

er sich über dessen Besitz auszuweisen haben. Wenn irgendetwas unsrer neueren, ihres fachlichen Wertes wegen geschätzten Schriftsteller strengste sprachliche und stilische Zucht nötig gewesen wäre, dann gerade jenem Grimm, den schon sein Name zu musterhaftem Deutsch verpflichtete. Der Leser prüfe die in diesem Buche beigebrachten Proben von Herman Grimms lobdrunder Sprache und bilde sich selbst ein Urteil über dessen Recht, in Fragen der Sprache und des Stils entscheidend mitzureden.

Dritter Abschnitt.

Drei Hauptsünden.

Satzdreh nach Und. — Als und Wie. — Derselbe, Dieselbe, Dasselbe.

Hauptgebrechen deutscher Zunge. (Jakob Grimm.)

Hierdurch beehre ich mich, Ihnen ergebenst anzuzeigen, daß mein Vertreter Herr Isidor Cohn Ihre Firma demnächst aufsuchen wird, und hoffe ich, daß Sie demselben recht reichliche Aufträge in Strumpfbändern übermachen werden. So schreibt das ehrenwerte Haus der Herren Schulze und Meyer in Treuenbriezen an einen Geschäftsfreund in Burtshude und dünkt sich damit auf der Höhe kaufmännischer Bildung und fließenden Geschäftstils. Es ist nicht schön, daß die Herren Schulze und Meyer einen Hauptsatz nach „und“ in die Frageform setzen; nur sollte man diese widerwärtige Umdrehung den Herren Schulze und Meyer überlassen in dem Vertrauen, daß gebildetere Kaufleute schon nicht mehr so schreiben, ja daß Schulze und Meyer sich die Unart mit der Zeit abgewöhnen werden. Anders steht die Sache, wenn wir in der alten Reichsverfassung Sätze wie die auf Seite 75 lesen, oder in einem kaiserlichen Erlasse: *Dieselben liefern den Beweis, daß in meiner Armee nicht überall nach gleichen Grundsätzen verfahren wird, und sehe ich mich daher veranlaßt* —. Die Sprache des Präsidenten der deutschen Republik oder seiner republikanischen Koalitionskabinette ist um nichts besser geworden.

Wustmann und andre Sprachschulmeister behandeln den Satz dreh nach Und wie Raubmord oder Einbruch. Es gibt viel ärgere Verstöße gegen Richtigkeit und Schönheit der Sprache; doch stimme auch ich dafür, daß jene Umdrehung mit Stumpf und Stil ausgerottet werden muß. Man hat sie mit allerlei Weißwäschermitteln zu retten gesucht, hat Sätze erkünstelt, in denen sie nicht ganz so garstig klingt; trotzdem heißt es in diesem Falle wie in manchem andern: Das Heilmittel liegt nur im grundsätzlichen Vermeiden. Die schlechten Schreiber, die über einer Fragestellung nach Und ertappt werden, berufen sich, wie immer in solchen Fällen, auf unsre größten Schriftsteller und führen einen einzelnen fehlerhaften Satz bei Goethe und Schiller oder wohl gar bei Luther an. Über diese Berufung eines schlechten Schreibers auf die guten und besten wird an andern Stellen mit allem Nachdruck das Nötige gesagt. Die verhältnismäßig häufige Umdrehung nach Und bei Luther beweist nichts, denn fast alle solche Stellen sind in ihrem Satzbau ganz anders zu beurteilen als in der heutigen Sprache. Es ist etwelcher Unterschied der Fügung und des Stiles zwischen dem Satze: *Wir haben Ihre Order erhalten und werden wir dieselbe bestens effektuieren*, und den Stellen in Luthers deutscher Bibel: *Es lief das Volk zu, und kamen etliche Tausend zusammen. — Und die Gräber taten sich auf und stunden auf viele Leiber der Heiligen*. Auch der Satz in einem Grimmschen Märchen ist nicht fehlerhaft: *Da ging das Kind in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau*. Bei Lessing kommt die Umdrehung nach Und niemals vor, bei Goethe und Schiller sehr selten. Wenn es im Fiesko heißt: *Elf Uhr vorüber, von Waffen und Menschen dröhnt fürchterlich der Palast und kommt kein Fiesko*, so ist bagegen nichts zu sagen. Der 17 jährige Goethe, gescheiter als mancher neuere Stillehrer, rät einmal seiner Schwester Cornelia: *Streiche das Und, setze davor einen Punkt und beginne einen*

neuen Satz. Hätten doch die Verfasser der folgenden Satzgebilde jenen Rat Goethes gekannt und befolgt:

Auf dem Domanium (!) F. wird zum 1. Oktober ein tüchtiger Rauhirt gesucht, er muß verheiratet sein und muß die Frau mitmeilen. (Aus einer Kreisblattanzeige.) — Von Dienstag auf Mittwoch hält das 16. Infanterieregiment eine größere Nachtilbung ab. Mittwoch erhält dasselbe selbmäßige Verpflegung und wird auf dem Gelände geschlachtet. (Wörtniger Note.) — Der Schwerverletzte wurde nach Hause gebracht und schwebte sein Leben lang in Gefahr. (Aus einer Straßburger Zeitung.) — Der Vorsitzende schloß die Versammlung und forderte Johann bei dem immer größer werdenden Tumulte Bürgermeister L. zum Verlassen des Saales auf.

Und das ließ sich der Bürgermeister gefallen? Aber nein, er selbst war ja der Auffordernde.

In einer großen Zeitung begann ein Manöverbericht: *Übrigens ziehen schon vorher unsere Jägerpatrouillen aus und säubern die diensttuenden Offiziere und Feldwebel* —. Hier stockt der heereskundige Leser und fragt: wovon? Erst die letzten Worte beruhigen ihn: 'das Gelände'.

Aus dem Brief eines feingebildeten Beamten an einen Freund, nicht etwa aus der Einladung des Atrous an Thyeft: *Willst du mir eine rechte Freude machen, dann komm um 6 Uhr, wir werden dann bis 8 Uhr fertig sein und können deine lieben Jungen mit dem Vater zusammen bei uns zu Abend essen.*

Hoffentlich sind dem Leser diese treu dem Leben entnommenen Sätze gebührend lächerlich erschienen. Nicht nur, weil er sich selbst durch die Umkehr nach Und gleicher Lächerlichkeit aussetzt, sondern weil sie dank den erfolgreichen Warnungen der Lehrer und der Sprachhilfsbücher jetzt gradezu eines der Kennzeichen sprachlicher Unbildung geworden, nehme sich der Leser vor, sie unter keinen Umständen mehr zu setzen. Zu streiten gibt es hier nichts mehr.

*

Was bedeutet folgender Satz: *Wir müssen den Alkohol höher besteuern wie in der Schweiz?* Für sprachlich ungebildete Menschen ist er überhaupt unverständlich; da sie als und wie fortwährend miteinander verwechseln, so kann der Satz einmal bedeuten: Wir müssen den Alkohol höher besteuern, als man ihn in der Schweiz besteuert; und mit demselben Recht: Wir müssen den Alkohol höher besteuern (als bisher), wie man das schon in der Schweiz tut. Der sprachlich saubere Mensch, der seinen eignen strengen Maßstab an alles Gelesene legt, kann nur die letzte Auffassung zulassen.

Dilthey schreibt: *In andern Dichtern wie in Schiller ist die Entstehung jedes darstellenden Werkes ein . . . Prozeß gewesen.* Lese ich einen solchen Satz, so muß ich zunächst untersuchen, ob Dilthey zu den sprachlich sauberen Schriftstellern gehört, die 'als' und 'wie' streng unterscheiden; erst dann kann ich wissen, ob 'wie' hier wirklich 'wie' oder ob es nicht 'als' bedeutet. — Wenn Otto Ludwig über Hamlet schreibt: *Ein eigenes Stück, bei weitem weniger dramatisch und von konziser Form wie seine übrigen Tragödien*, so ist man beim ersten Lesen nicht vor jeder Möglichkeit des Mißverstehens geschützt, zumal da das 'weniger' vor 'konziser' nicht wiederholt wird.

Was bedeutet der Satz: *Niemand anders hat gesprochen wie du?* Die sich über alle Sprachgesetze großartig hinwegsetzenden Schreiber werden auf solche Weise ausdrücken, daß keiner außer dir gesprochen hat; ein sprachgebildeter Mensch aber kann diesen Satz nur verstehen: Kein anderer hat so gesprochen wie du.

Wenn es irgendeine sprachgesetzliche Frage gibt, über die alles Streiten für immer aufhören sollte, so ist es die von 'als' und 'wie'. Es ist lächerlich, daß der so notwendige richtige Sprachgebrauch sich in Deutschland noch immer nicht durchgesetzt hat. Man vernehme uns mit den abgedroschenen Verusungen auf den unsichern Gebrauch von 'als' und 'wie' bei unsern größten Schriftstellern; wer weder einen Faust noch einen Wallenstein geschrieben, möge wenigstens seine Alltagsprosa ohne diesen groben Fehler verfertigen. Übrigens haben selbstverständlich alle unsre besten Dichter und Schriftsteller in der weit überwiegenden Zahl der Fälle den Unterschied zwischen 'als' und 'wie' beachtet; die Abweichungen sind verhältnismäßig selten. Der einzige große Dichter, der das 'als' nach

der Steigerung so gut wie gar nicht kennt, ist beklagenswerterweise Hebbel; die Folge ist, daß mancher Satz in seinen Tagebüchern und Briefen doppeldeutig oder unverständlich wird. — So ist auch der Vers von Klopstock: *Des Maies Erwachen ist nur schöner noch, wie die Sommernacht* zunächst nicht vor jedem Mißverstehen unbedingt geschützt; denn man setzt grade bei Klopstock voraus, daß er den, schon damals richtig erkannten, Unterschied zwischen „als“ und „wie“ beachtet haben wird. Ähnliches gilt von dem Satze Schillers: *Katharina hatte gegen beide weit leichteres Spiel wie sonst*.

Alle solche Mißverständnisse ein für allemal zu vermeiden, gibt es nur ein Mittel, die straffe Regel: „als“ steht für das Vergleichen ungleicher, „wie“ für das Vergleichen gleicher Begriffe. Jede große Bildungssprache unterscheidet genau und ohne irgendwelche Ausnahme zwischen diesen beiden Gattungen des Vergleichens; im Alt- und Mittelhochdeutschen, aber noch mehr Jahrhunderte später, wurde der Unterschied bei uns gefühlt und durchweg streng bezeichnet. Der sprachgebildete Deutsche würde sich entehrt dünken, wenn man ihm öffentlich vorhielte, er habe *Il est plus grand comme lui* oder *He has more money as the other* geschrieben. Sollte es unmöglich sein, ihn zu bewegen, im Deutschen dieselbe sehr notwendige Unterscheidung mit gleicher Strenge wie im Französischen und Englischen innezuhalten? Es handelt sich ja in diesem wie in den meisten ähnlichen Fällen nicht um eine bloße Schulmeisterregel, sondern um die vernünftige und zweckmäßige Ordnung des Ausdruckes.

*

Was haben wir auf der Schule über die persönlichen Fürwörter im Deutschen gelernt? Doch wohl, daß sie heißen: Ich, Du, Er, Sie, Es, Wir, Ihr, Sie? Dies haben wir in den untersten Klassen gelernt, und hätte man diese Kenntnis in den höheren Klassen mit dem gleichen Nachdruck befestigt wie die des Unterschiedes zwischen *hic* und *ille*, *is* und *idem*, so gäbe es im deutschen Schriftwesen nicht einen der ärgerlichsten Sprachfehler. Ein Sekundaner, der in einer lateinischen Arbeit *is* und *idem* verwechselte, oder in einer französischen schrieb: *Philipp war der König von Makedonien, le fils du même était Alexandre*, würde von dem mit Recht ergrimmtten Lehrer angefahren werden; wiederholte er diesen Unsinn öfter, so bliebe er sitzen. Der erwachsene Deutsche bleibt leider niemals sitzen, wenn er statt der persönlichen Fürwörter mit Vorliebe Derselbe, Dieselbe, Dasjelbe schreibt. Trotz allem Eifer gegen diesen Unfug findet man noch immer in der Mehrzahl der amtlichen Schriftstücke, in manchen Zeitungen und fast allen wissenschaftlichen Büchern das schleppende dreisilbige Ungetüm. Auch in diesem Falle haben wir es nicht mit einer sprachmeisternden Schrulle zu tun, vielmehr ist der Mißbrauch von Derselbe ein Verstoß gegen zwei Grundgesetze des Stiles: Anwendung des geringsten Mittels und Sicherheit gegen Mißverständnis.

Der Ungeschmack und die Sprachwidrigkeit von Derselbe statt Er liegen nicht allein in der schleppenden Dreisilbigkeit, wiewohl schon sie jeden Schreiber mit Sprachfeinsinn zur Wahl des einfachen Er zwingen müßte. Schlimmer als die Schwerfälligkeit ist, daß Derselbe nachdrücklich auf die Gleichheit mit einem vorangehenden Wort hinzuweisen scheint, die zumeist gar nicht vorhanden, oder auf die eigens hinzuweisen überflüssig, ja lächerlich ist. *Der Unterstaatssekretär im Reichspostamt Fritsch, welcher vor längerer Zeit seinen Abschied erbeten, hat jetzt denselben vom Kaiser bewilligt erhalten*. Denselben, beileibe keinen andern. — *Auf seinem Rittergut im Kreise Konitz ist Herr Oskar Wehr gestorben. Derselbe vertrat früher den Landtagswahlkreis Konitz-Schlochau*. Nur ja Derselbe! Wie leicht könnte man sonst auf den Gedanken kommen, es handle sich um zwei verschiedene Menschen.

Aus dem Bewußtsein vieler Schreiber ist ganz verschwunden, daß es ein persönliches Fürwort Dessen gibt. Man kann dicke Bücher und blätterreiche Zeitungen durchlesen, ohne ein einziges Mal Dessen zu finden, dagegen alle zehn Zeilen das stielzbeinige Derselben. Woher mag das dreisilbige Schleppwort stammen? Das älteste Deutsch kennt es als Ersatz für das persönliche Fürwort überhaupt nicht. Erst im 17. Jahrhundert taucht

es in der Literatur auf, zunächst vereinzelt, fast niemals mit der gleichen Überflüssigkeit wie heute. Es rührt wahrscheinlich aus der deutschen Kanzleisprache her, die ja ursprünglich nichts anderes war als Übersetzungsdeutsch, lateinisch Gedachtes in deutscher Nachstümperung. Otto Schroeder hat dem Dreifilber die Hälfte seines lehrreichen Büchleins „Vom papierenen Stil“ gewidmet; auf den wahren Ursprung scheint er mir nicht gekommen zu sein. Ich bin selbst nicht ganz sicher, ihn entdeckt zu haben, spreche aber die Vermutung aus: das dem Hauptwort nachgestellte *ejus* hat dazu verleitet. Der deutsche Humanist, der sich aus Übersetzen machte, gab mit seinem verrotteten Sprachgefühl *filia ejus* wieder: die Tochter desselben. Der Franzose mit seinem gesicherten Sprachsinn ließ sich durch die abweichende fremde Form nicht im natürlichen Gebrauch der eignen beirren: nie hat ein französischer Kanzleischreiber oder gar Schriftsteller *filia ejus* anders als mit *sa fille* übersetzt; *la fille du même* hätte ihn als untauglich für sein Amt erwiesen. Ähnlich in England; hier dient sogar *the same* statt *he* oder *she* zur absichtlichen Kennzeichnung der Sprechweise ungebildeter Menschen. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich deutlich, daß wir fast durchweg Wendungen wie *filia ejus* ungerügt übersetzen durften: die Tochter desselben.

Heute stehen die Dinge so, daß man ohne Übertreibung die guten und die schlechten Schreiber der Gegenwart einteilen kann in die mit und die ohne Derselbe. Nicht etwa so, als stempelte der einmalige oder seltne Gebrauch eines falschen Derselbe den Schreiber ohne weiteres zum Schmierer; hingegen darf man sicher sein: bei jedem Liebhaber von Derselbe, bei jedem der es häufiger setzt als Er, Sie, Es, finden sich auch die meisten übrigen Verstöße gegen Sprachlehre und Stil beisammen.

Das strenge Verbot, Derselbe statt Er zu gebrauchen, ist genau so wenig eine Willkür laune der Sprachschulmeister, wie das Verbot der Umkehr nach Und und des Wie nach der Steigerung. Auf die paar mittelmäßigen Sätze, in denen ein bequemer Schreiber sich mit Derselbe aus einer Verlegenheit zu helfen sucht, kommt gar nichts an. Es gibt keinen Satz, worin Derselbe unumgänglich nötig wäre. Gute Prosa, gleichviel ob auf Schreib- oder Druckpapier, ist Kunst, und nur von der Kunst wird hier geredet, nicht von den Möglichkeiten, sich zur Not verständlich zu machen. Die Kunst aber ist keine Sache für bequeme Leute, die folglich nach dem Allerweltsmittel Derselbe greifen, weil sie ihren Satz ungeschickt angelegt haben und in ihren falschen Unterbau zu verliebt sind, um ihn ohne Derselbe zu ändern. Hätte Spielhagen in dem Satze: *Einige Disziplinen, besonders in den oberen Klassen, waren in so schlechten Händen, daß in denselben Fortschritte zu machen unmöglich war* nicht durch das überflüssig nachdrückliche Denselben unsere Aufmerksamkeit in die falsche Richtung gelenkt, sondern einfach geschrieben: *daß Fortschritte darin zu machen*, so wäre alles in Ordnung.

Natürlich berufen sich die Schreiber mit der Derselbigkeit auf Goethe, der gleich ihnen zuweilen Derselbe geschrieben. Der junge Goethe hat das sehr selten getan, denn er schrieb veredelten Sprechstil, und dieser kennt kein Derselbe. Otto Schroeder weist nach, daß es in den ältesten Teilen des Wilhelm Meister sehr selten, in den aus späterer Zeit stammenden häufiger ist. In den zuerst veröffentlichten Probestücken des „Urmeister“ findet sich ein einzigmal: *Im Grunde desselben (eines Hofes) stand eine künstliche Grotte*. Aus Italien schrieb Goethe (19. September 1786): *Wenn man diese Werke nicht gegenwärtig sieht, hat man doch keinen Begriff davon*. Für die abschließende Fassung von 1816 schlimmsteuerte er dies in den Altersstil: *Wenn man diese Werke gegenwärtig sieht, erkennt man erst den großen Wert derselben*. — Ein zweites böses Beispiel steht im „Philipp Hackert“: *So wird einer nach dem andern vor dem König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand*. Offenbar ist Jeder küßt ihm zuerst mit Kniebeugen die Hand! satzbaulich wie sprachlich besser; und hätte ein sprachkundiger Zeitgenosse Goethen auf dergleichen hingewiesen, so hätte er es verbessert, wie er, durch Campe angeregt, in Neubearbeitungen überflüssige Fremdwörter ausgemerzt hat.

Bei Windelmann ſteht Derjelbe ziemlich oft; bei ihm aber, ſeltſam zu ſagen, faſt ſtilgemäß: es paßt nicht übel zu ſeiner feierlichen, zuweilen ein bißchen geſpreizt hinwandelnden Rede.

Sawohl, Derjelbe kommt bei unſern Beſten vor; aber wie? Als vereinzelte Ausnahme. Bei unſern Mittelmäßigen, Schlechten und Schlechteſten aber kommt es oft, überoſt, beinahe als Regel vor. Sich auf vereinzelte Mißgriffe bei unſern guten Schriftſtellern zur Entſchuldigung für die eigne ſprachliche Unkenntnis zu berufen, iſt eine unziemliche Anmaßung, gegen die nur Grobheit ankommt. Im äußerſten Nothfalle darf man ſogar einmal aus der deutſchen „Fraktur“ ins Lateiniſche übergehen und ſolche Stümper zur Ordnung rufen: *Quod licet Jovi, non licet bovi!*

Ein ziemlich arger Derjelbiger iſt Heine: *Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche.* Haben wir gar kein Recht, Denſelben auf Eichhörnchen zu beziehen? Heine hat das ſchwerlich beabſichtigt, ſondern Denſelben ſollte ſich auf Tannen beziehen, alſo auf ein weiter als Eichhörnchen entferntes Wort. Erſt durch die ſcharfe Hinweiſung, die man naturgemäß auf das Nächſte bezieht, wird der Satz ſchief; das ſchwächere ‚ihnen‘ würde kein Mißverſtändnis hervorruſen. Noch beſſer wäre allerdings: darunter. — *Daß ſie an ihrem Paſchah-Feſt Chriſtenkinder ſchlachten, um das Blut derſelben zu gebrauchen.* — *Der ſpukende Doktor, und derſelbe demonſtrierte ſo eifrig.* — *Der Prinz iſt nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonſaloniere der Demokratie derſelben die beſten Dienſte zu leiſten.* Ein recht ungeſchickter Satz, der ſeinen richtigen Schick bekäme durch die kleine Einrentung: *einige Zeit der Demokratie als ihr Gonſaloniere die beſten Dienſte.*

Bei Laube: *Unſer Theater iſt der Zweck. Zur Beleuchtung deſſelben komme ich ſicherlich auf dieſen Wegen, vielleicht auch zu einiger Förderung deſſelben.* Trotz zweimaliger, nachdrücklicher Hinweiſung erfährt man nicht mit völliger Beſtimmtheit, ob Deſſelben auf Theater oder Zweck geht.

Bei Jakob Burckhardt: *Schließlich noch ein Wort über die Dialekte. Das Dasein derſelben iſt ein Phänomen.* — *Sie hatte derſelben ziemlich viele.* — *Erſt ſpäter erfolgte wieder eine abſichtliche, aber bloß lokale Pflege derſelben.* Dieſes alles kurz nach einander. Auf der nächſten Seite: *Auch Nichtangehörige dieſes Dialekts dichten oder ſchreiben in demſelben, wenn die Gründer der betreffenden Gattung demſelben angehört haben.* So bei einem unſrer Beſten!

Bei Thering: *Mit dieſem Satz berührt unſer Schriftſteller noch mit einem Fuß die Erde, dann aber reißt er ſich von derſelben auch mit letzterm (!) los und erhebt ſich.* ... Und kein gebildeter Seher wagte es, den großen Gelehrten um Änderung zu bitten!

Bei W. Münch: *Die Sprache, die Mittel ſein ſoll, macht ſich in ihrer Rolle ſo breit, daß ſie aus derſelben herauswächst und zum Zweck wird.* — Bei Herman Grimm: *Über den Erfolg der Reiſe hat Curtius Bericht erſtattet, und iſt derſelbe unter dem Titel ... beſonders erſchienen.* Eine prächtige Nuganwendung des Herman Grimmiſchen Sprachgrundſaßes auf S. 66 von der Freiheit! Die ſprachgebildeteren Leſer einer nahen Zukunft werden ſich die Freiheit nehmen, Schriftſteller mit ſolchen ſprachlichen Freiheiten nicht mehr zu leſen. — Adolf Stahr, einer der ſchlimmſten Derjelbiger unter den älteren Berühmtheiten, die man nicht mehr lieſt: *Kleopatra, das Weib, das als die Königin dieſes wilden Karnevals die romantische Perſonifikation deſſelben darſtellen ſollte, wie ihr Ausgang den düſtern Aſchermittwooch deſſelben bildet.*

Hans Delbrück, der Herausgeber der berüchtigten „Erklärung“ von 1889 (S. 170), wählt, wie alle Unterzeichner jener Erklärung, nach ſelbſtertheiltem Zeugnis „ſeine Worte mit Bedacht“, alſo wohl auch in dem Satze: *Von der Feuerwaſſe möchte es ſcheinen, als ob man derſelben gar keinen Einfluß zuerkennen wollte.* Er wird berechtigt beweifen, daß hier nur „derſelben“, beileibe nicht „ihr“ ſtehen darf. Aber Eufemia von Baſleſtreim hat das gleich gute Recht: *Juno Ludoviſi! ich hatte ſie nie wiederſehen wollen, weder in ihrer grandioſen Marmorchönheit, noch im Lichtbild derſelben.* Und vermutlich hat

auch der Verfertiger dieſer Anzeige mit Bedacht geſchrieben: *Man beſtehe deſhalb auf Verwendung der Sunlight-Seife. Dieſelbe iſt erhältlich* —.

Die vorangehenden Beiſpiele ſollten nur die Häßlichkeit von Derjelbe dartun, wenigſtens den Leſern von Geſchmack. Da jedoch über Häßlichkeit und Geſchmack eifrig geſtritten, aber nichts bewieſen werden kann, ſo ſei verſucht, ‚Demſelben‘ durch den Nachweis ſeiner Gefährlichkeit den Todesſtoß zu geben. Bei Diltthey ſteht: *Daß aus denſelben Keimen ſeine Schöpfungen erwuchſen, verteidigte er hartnäckig gegen die Neigung, denſelben Ideen unterzulegen.* Das zweite Demſelben kann recht wohl auf ‚Keimen‘ bezogen werden. Selbſt nach mehrmaligem Leſen bleibt die Möglichkeit eines Zweifels, ob denſelben zu Keimen oder zu Schöpfungen gehört; beides gibt einen faſt gleich guten Sinn.

Wilamowitz-Möllendorff, ebenfalls einer der ſelbſtbewußten ‚Erklärer‘ von 1889, ein hartnäckiger Feind reiner Sprache, ſchreibt: *Dionysos hat ſeine Feiern, die zweijährigen Feiern in Berg und Wald, oder was an Stelle derſelben tritt, eingeſetzt.* Er hätte ſeine Worte mit noch größerm Bedacht wählen ſollen: der Leſer ſchwankt trotz dem ſcheinbar ſo ſcharf hinweiſenden Derſelben, ja gerade deßwegen, ob die Feiern oder Berg und Wald gemeint ſind.

Bei Ranke über Richelieu: *In allen Kreiſen um die höchſte Gewalt her, welche Einfluß auf ſie ausüben konnten, ſollte der Gedanke derſelben excluſivlich herrſchen.* Der einflußübenden Klaſſen oder der höchſten Gewalt? Selbſt der weitere Zuſammenhang ergibt nicht jogleich das Richtige.

Zu den unverſtändlichſten deutſchen Schreibern gehört Schelling; ſeit Schopenhauers ſchonungsloſen Angriffen herrſcht hierüber kein Streit. Natürlich iſt Schelling auch ein Derſelbiger: *Dennoch iſt eben dieſe unbekannte Wurzel, aus deren Erhebung (?) alle Bildungen und lebendigen Erſcheinungen der Natur hervorgehen.* Dann folgt: *Ohne die Erkenntnis derſelben iſt die Phyſik ohne wiſſenſchaftlichen Grund.* Man könnte einen Preis ausſchreiben auf die unzweifelhaft richtige Beziehung von Derſelben. Es kann gehören: 1. zu Wurzel, 2. zu Erhebung, 3. zu Bildungen und Erſcheinungen, 4. zu Natur. Ich würde mich um den Preis mit der Vermutung bewerben: zu Wurzel. Aber Schelling, wie unzählige Schreiber, hielt es für ſchlechten Stil, ein Wort aus einem vorangehenden Satze zu wiederholen und ſo ſeinem Gedanken den ſofort verſtändlichen Ausdruck zu geben, was ſeine Pflicht als Philoſoph und Schreiber war; ſetzte vielmehr ein ſchwammiges Wort, das Dunkelheit erzeugen mußte. Ob Schelling oder Hegel der Unverſtändlichere ſei, ſteht noch nicht feſt; jedenfalls iſt Hegels Satz: *Die wahre Geſtalt, in welcher die Wahrheit exiſtiert, kann allein das wiſſenſchaftliche System derſelben ſein* ebenſo dunkel wie der von Schelling.

Heinrich von Sybel, einer unſrer guten Proſaiſchreiber, treibt im allgemeinen keinen Mißbrauch mit Derjelbe; wo er es tut, wird er meiſt alsbald durch Mißverſtändlichkeit beſtraft: *Damit iſt Frankreich durch Verletzung der Neutralität von der Kollektivgarantie zurückgetreten; folglich, nach der offiziellen englischen Theorie, exiſtiert dieſelbe nicht mehr.* Die Neutralität oder die Kollektivgarantie? oder gar die Theorie? Vielleicht trifft man durch öfteres Hin- und Herraten das Richtige; iſt aber der Geſchichtſchreiber zum Räſelaufgeben, der Leſer zum Räſelraten da? — *Ich bemerke, daß unſere politiſchen Parteien noch keineswegs feſte Stellung zu den hauptſächlichen Fragen genommen haben; ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die meiſten derſelben durch die neuen Verhältniſſe aufgelöſt oder umgeſtaltet werden.* Es bleibt dunkel, ob die Parteien oder die Fragen aufgelöſt werden ſollen.

Eduard von Hartmann: *Es könnte ja ſein, daß derſelbe (Viſcher) jetzt ſelbſt zu hart über ſeine frühere Arbeit urteilt; dann würde die Geſchichtſſchreibung dieſelbe gegen ihn in Schutz nehmen müſſen.* Es kann aber auch ſein, daß ſie ſich der Verurteilung des Verfaſſers anſchließen muß; dann wird dieſelbe ihr allerdings geſtatten —.

Häckel beginnt seine ‚Welträtſel‘ mit den aller Welt rätſelhaften Sätzen: *Am Schlusse des 19. Jahrhunderts, vor dem wir ſtehen, bietet ſich dem denkenden Beobachter eines der merkwürdigſten Schauſpiele. Alle Gebildeten ſind darüber einig, daß dasſelbe (doch zweifellos das Schauſpiel) in vieler Beziehung alle ſeine Vorgänger unendlich überflügelt und Aufgaben gelöſt hat. Erſt jezt dämmert es uns, daß doch wohl das weit voranſtehende 19. Jahrhundert gemeint ſei.*

Henry Rhode will uns belehren: *Das deutſche Element (I) gelangte zum vollen Sieg über das fremde. Worin dasſelbe liegt, läßt ſich mit wenigen Worten ſagen.* Es folgt eine längere Auseinanderſetzung, indeſſen erfahren wir nicht, ob Dasjelbe das deutſche oder das fremde ‚Element‘ bezeichnen ſoll. Er hätte es uns mit weit weniger Worten klar geſagt, wenn er je nachdem jenes oder dieſes geſchrieben hätte. Er hätte das unzweifelhaft getan, wäre ihm in ganz jungen Jahren beigebracht worden, daß Derjelbe kein Wort für einen denkenden Schüler iſt und einen ebenſo groben Fehler darſtellt wie *ut* mit der Vin-Form.

Bei dem in allen Sprachfragen meiſt peinlich ſaubern C. F. Meyer ſteht doch einmal (in der Verſuchung des Peſcara): *Der Blick des Herzogs und der demſelben aufmerkſam folgende ſeines Kanzlers fielen auf ein ſchäkerndes Mädchen.* Warum überhaupt Derjelbe? Gerade durch die ſcharfe Hinweisung wird man einen Augenblick auf den Herzog gelenkt ſtatt auf den Blick. Dieſer eine Augenblick aber genügt, um uns im reinen Kunſtgenuß zu ſtören. Man ſtreiche ‚demſelben‘, und alles iſt in Ordnung.

Heinrich Dernburg ſagt in einem Vortrag: *Wiſſenſchaft und Kunſt verlangen beide ausgebildete Technik und feſte Formen. Damit ſie aber nicht in denſelben erſtarren . . .* Wer erſtarret, und worin? Gibt es nur eine Deutung? — Wenn Dünker in einer Übeſchriſt ſagt: *Goethes Auffaſſung der (Faust-) Sage und die Darſtellung derſelben im erſten Teil*, ſo läßt er uns im quälenden Zweifel, ob Goethe die Fauſthage oder ſeine Auffaſſung ‚derſelben‘ dargeſtellt hat. Und wenn Spielhagen berichtet: *Das Studium umfaßt 6 Jahre. Ich kämpfte mich während deſſelben allmählig zur regelrechten Ausübung meines Berufes durch. Als es beendet iſt, ſtehe ich für den Reſt meines Lebens in demſelben feſt*, ſo iſt uns alles ſonnenklar, nur wiſſen wir nicht, ob er nun in dem Studium, in dem Beruf, in dem Reſt oder in dem Leben feſtſteht.

Aus Zeitungen: *Der Ballon befand ſich gerade über dem Garten des Herrn Kommerzienrats B., als derſelbe platzte.* Offenſichtlich platzte nur der Ballon. — *Den übrigen Gefangenen wurden die Nafen abgeſchnitten und dieſelben (alſo die Nafen?) verſtümmt dem Paſcha wieder zugeſchickt.* — *Der Sultan kam auf einem Rappen daher geritten und war die Bruſt deſſelben mit einem großen Orden geſchmückt.* Sind wir ganz ſicher, daß nicht der Rappe den Orden trug? Bei Sultanen iſt vieles möglich.

Die folgenden Sätze rühren aus einer einſt ſehr einflußreichen Stillehre her, das heißt von deren Verfaſſer ſelbſt: *Wer das Weſen der Mundarten in dieſem Sinne erfaßt und dieſelben als etwas geſchichtlich Berechtigtes erkennt, der wird auch nicht Gefahr laufen, dieſelben zu unterſchätzen. — So leicht man den pathetiſchen Rhythmus durch das Gefühl erkennt, ſo iſt es doch nicht leicht, die beſonderen Formen deſſelben zu bezeichnen. — Wirkt ſchon im Lateiniſchen das Manirierte des Cicero-nianiſchen Stils abstoßend auf einen wahrhaft geſunden Geſchmack, ſo wird eine Übertragung deſſelben auf die deutſche Sprache unerträglich, das Unnatürliche deſſelben wird da doppelt empfunden. Und wie erſt das doppelte Derjelbe! — Althochdeuſch nennen wir diejenige Geſtalt unſerer hochdeuſchen Sprache, welche dieſelbe im 8. bis 12. Jahrhundert hatte.*

Es gibt Leute, die fragen, wie man in ſolchen Fällen Derjelbe vermeiden könnte? Es iſt ja nur die Folge breitſpuriger Wortmacherei; oder ſagt der letzte Satz mehr als: ‚Althochdeuſch nennen wir die Geſtalt unſrer hochdeuſchen Sprache im 8. bis 12. Jahrhundert?‘ Übrigens iſt auch ‚unſrer‘ überflüſſig. — Aus einem andern Stilbuch, dem

Kellerſchen Antibarbarus: *Wie nun bei dem Widerſtreite der Meinungen für den Hochdeutſchen die Aufgabe erwächſt, gegen keine derſelben ſich unparteiſch zu verhalten, ſondern aus dem Angebot, das jede derſelben auf den Markt bringt* —. Der Beſer beſſere ſelber; es ſind nur zwei Striche nötig.

Dilthey über einen Katalog: *Für den Literaturhiſtoriker wäre am günſtigſten, wenn derſelbe (alſo der Literarhiſtoriker) im Unterschiede von Real- oder Namenkatalogen chronologiſch geordnet würde. Man könnte dann in demſelben* —. Ich fände es noch günſtiger, wenn zuvörderſt alle Literarhiſtoriker ſprachlich geordneter würden.

Was ſagt man zu folgendem Satze W. Scherer's: *Die Miß Sarah Sampſon beruht auf denſelben Vorausſetzungen wie Diderot's Stücke, iſt aber unabhängig von denſelben*. Und ein Schriftſteller wie Ernſt Curtius, auch einer der „Erklärer“ von 1889, ſchreibt hin und läßt ſtehen: *Die höchſten Leiſtungen erheben ſich ja überhaupt ſo weit über dem Boden, welcher ſie getragen hat, daß derſelbe für die Erkenntnis derſelben gleichgültig wird*.

Shering kennt das perſönliche Fürwort kaum, jedenfalls haßt er es: *Es wurden drei Fragen geſtellt, die eine derſelben betraf* —. Was ſoll nun an die Stelle jener theoretischen Arbeiten treten? Wenn dasjenige, was ich bisher über die praktiſche Wertloſigkeit derſelben geſagt habe, richtig iſt, ſo begründet der Wegfall derſelben nicht die mindeſte Lücke. Daß wir im Deutſchen die Wörter „deren“ und „ihre“ haben, fällt ihm nicht ein. — Auch zwiſchen Theobald Ziegler und den perſönlichen Fürwörtern beſteht unverſöhnliche Feindſchaft: *Schade, daß Treitschke dieſelben noch nicht gekannt hat, zumal da derſelbe doch* —. — Schiller findet, dasſelbe (Goethe's Stück) ſchlage ins epiſche Feld hinüber, ſobald man den ſtrengen Maßſtab der Tragödie an dasſelbe lege. Zu ihrem Glück ſind manche der ſchlimmſten Derfelbiger ſchon Hochſchullehrer. — Bemerkt zu werden verdient, daß Erich Schmidt niemals derſelbert.

Eine beſondere, ſehr ſeltne Spielart: das vorausgenommene, frei in der Luft ſchwebende Derjelbe wird durch dieſen Satz des „Erklärers“ Rodenberg vertreten: *Sie (die Fächſe) machten zum großen Schrecken derſelben häufige Spaziergänge und Beſuche in der Nachbarschaft*.

Das Beſchämendſte aber leiſtete in dieſem Punkte das wichtigſte Stück früherer öffentlicher deutſcher Proſa: die alte Reichsverfaſſung. Nicht ein einziger Artikel (derſelben!), der nur die entfernte Möglichkeit zur Einſchmuggelung des langgeſchwänzten Kanzleiwortes (in dieſelbe!) bot, iſt von dem Verfaſſer (derſelben!) verſchont geblieben. Ich weiß nicht, welcher hohe Staatsbeamte 1870 mit der Wortfaſſung (derſelben!) betraut war; wohl aber weiß ich, daß ſein Sprachgefühl von äußerſter Stumpfheit geweſen ſein muß. Die Folgen ſind nicht ausgeblieben: Mißverſtändniſſe aller Art entſtehen durch die mißbräuchliche Derſelberei. Im Artikel 8 heißt es: *In jedem dieſer Ausschüſſe werden . . . mindedeſtens vier Bundesſtaaten vertreten ſein und führt (Satzdreh) innerhalb derſelben jeder Staat nur eine Stimme*. Welcher derſelben? Der vier Bundesſtaaten oder der Ausſchüſſe? — Eins der ärgerlichſten Beiſpiele für die Sprache der alten Reichsverfaſſung bietet der erſte Abſatz des Artikels 53: *Die Kriegsmarine des Reiches iſt eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaiſers. Die Organisation und Zuſammensetzung derſelben liegt dem Kaiſer ob, welcher die Offiziere und Beamten der Marine ernennt und für welchen dieſelben neſt den Mannſchaften eidlich in Pflicht zu nehmen ſind*. Hätte man dem Verfaſſer die Bibel zur kanzleimäßigen Umarbeitung übergeben, wir würden wahrſcheinlich als erſten Vers leſen: Im Anfang wurde von Seiten Gottes einerſeits der Himmel, anderſeits die Erde zur Erſchaffung gebracht; letztere war eine wüſte und leere und war es finſter auf derſelben.

Mit dem Stil der Reichsverfaſſung wetteiferte der des alten Reichstages. Einige der letzten Präſidenten — die früheren und früheſten konnten Deutſch — leiteten die Verhandlungen in folgender anmutreicher Sprache: *Wünſcht der Herr Antragſteller das Wort?* — *Er hat dasjelbe*, oder ebenſo ſchön: *Derjelbe hat es*. — Ich eröffne die Diſkuſſion über § 1.

und — ſchließe dieſelbe. Wünſcht der Herr Referent noch das Wort? — Derjelbe verzichtet, oder: ‚Er verzichtet auf daſſelbe‘. — Daß die Sprache der *Nationalverſammlung* und der heutigen deutſchen *Kabinette* beſſer geworden, habe ich nicht bemerkt.

*

Wir wären nicht Deutſche, wenn ſich nicht Verteidiger Deſſelben gefunden hätten. Mein lieber Deutſchlehrer Albert Heine verſucht in ſeinem Buche ‚*Gut Deutſch*‘, *Derſelbe* wenigſtens in gewiſſen Ausnahmefällen zu entſchuldigen; ja er empfiehlt geradezu einen Satz wie: *Hat der Veräußerer eines Grundſtücks eine beſtimmte Größe deſſelben zugesichert*, in der Meinung, hier ſei Deſſelben unvermeidlich. Ich behaupte: es läßt ſich ſchlechterdings kein Satz mit Derjelbe bilden, der nicht durch geringfügige Änderungen ohne die kleinſte Umgeſtaltung des Sinnes von ‚Demſelben‘ gereinigt und dadurch geſchmeidigt werden kann. Was iſt einfacher, als in Heines Satz zu ſchreiben: ‚Hat der Veräußerer eines Grundſtücks dieſes (oder es) in einer beſtimmten Größe zugesichert?‘ Ja, es wäre ſogar zuläſſig: ‚Hat der Veräußerer eines Grundſtücks eine beſtimmte Größe zugesichert‘; denn auch dieſe Faſſung läßt für vernünftige Menſchen keine Doppeldeutung zu.

Th. Matthias erklärt unbegreiflicherweiſe Deſſelben für notwendig in folgendem Satz eines Grimmschen Märchens: *Es blieb nichts übrig, als den Bart abzuschneiden, dabei ging ein kleiner Teil deſſelben verloren*. Wie konnte nur einem ſo feinsinnigen Sprachkennner entgehen, daß an dem Satze nicht das Geringſte geändert wird, wenn man Deſſelben ſtreicht? Ganz allgemein: das beſte Mittel, ſich Derjelbe, Diejelbe, Daſſelbe vom Haſe zu ſchaffen, iſt in vielen Fällen die Streichung. *Die ſtädtiſchen Behörden dürfen ſich nicht von einem unteren Beamten der Krone abfertigen laſſen durch die Weigerung deſſelben, die Akten höheren Orts zu unterbreiten*. Man ſtreiche Deſſelben, und der Reſt bedeutet genau daſſelbe. — *Wenn das Rohr auch nicht gerade eins der optiſch ſtärkſten iſt, ſo erfüllt es doch ſeinen Zweck, dem Publikum den Anblick der Wunder des geſtirnten Himmels zu ermöglichen, vollauf*. Wir bringen nebenſtehend vortreffliche Abbildungen deſſelben. Deſſelben? Welches ſelben? Deſ Himmels? Wahrscheinlich nicht, ſondern des Rohres. Man ſtreiche Deſſelben, und alle Zweifel ſchwinden.

Was ſoll man dazu ſagen, wenn man in einer Kinderſibel für die unterſte Stufe der Volkſchulen in einem Leſeſtückchen über die Zeit den Satz findet: *Der Anfang des Tages heißt der Morgen, die Mitte deſſelben (des Morgens?) der Mittag*. Ein beſonders aufgewecktes Kindchen fragte ſeine Mutter: Was iſt denn deſſelben? Das iſt ja gar nicht wahr! Das ſiebenjährige Mädchen hatte einen feineren Sprachſinn als der Verfaſſer der Sibel. Die Mutter wußte dem Kinde nicht zu raten; ich riet ihm (demſelben): ‚Streich's weg! Mit ausgelaffener Freude ſtrich es (daſſelbe) das überflüſſige Zeug weg, und ſiehe da: der Satz war nicht nur kürzer, er (derſelbe) war auch verſtändlich geworden.

Richard Wagner: Er wohnte einer Vorſtellung des ‚Ring (!) des Nibelungen‘ bei und erklärte inſolge deſſen meinem Freunde, zu jeder Aufführung deſſelben wieder nach Bayreuth kommen zu wollen. — Paul Bindau: Der Inhalt dieſes Buches iſt ſehr mannigfaltig und bis auf die letzten pietätvollen Seiten deſſelben... — Spielhagen: Wenige Tage darauf war er in ein Bad gereiſt. Bevor er aus demſelben zurückkam... — Ich hatte eine Reiſe nach Erfurt gemacht und war von derſelben als Verlobter meiner jetzigen Frau zurückgelehrt. — Ihering von den Aufgaben der juridiſchen Prüfer: Nur wer ſelber die Schwierigkeiten einer Aufgabe nicht kennt, kann ſich in der Wahl derſelben in der Weiſe vergeiſſen, daß er...

Man ſtreiche hier lieber gleich den ganzen Zuſatz ‚in der Wahl derſelben‘: der Reſt wird dadurch verſtändlicher.

Wilhelm von Humboldt: So wichtig die Geiſtesfreiheit, ſo ſchädlich jede Einſchränkung derſelben. — Wundt: Leſſing ſtellt den Satz nicht an den Anfang ſeiner Betrachtung, ſondern an das Ende derſelben.

Ein Verteidiger Deſſelben hat es in folgendem Satze Wundts für unerſetzbar erklärt: *Die franzöſiſchen Kunſtrichter ſind ihm in der dramatiſchen Kunſt trotz der Ver-*

kehrtheit ihrer Anſichten oder vielmehr gerade wegen derſelben die willkommenſten Objekte. Unerſetzbar? Man ſchreibe: *trotz oder vielmehr gerade wegen der Verkehrtheit ihrer Anſichten*. Erſetzt iſt hierdurch Derſelben freilich nicht; aber wozu erſetzen, wo man ſtreichen kann und ſoll?

*

Außer dem Streichen von derſelbe gibt es das Wiederholen des Hauptwortes. Bei zahlloſen deutſchen Schreibern herrſcht die grundsätzliche Meinung, man dürfe niemals ein Begriffs- oder Zeitwort innerhalb weniger Zeilen wiederholen. Eine törichte Sprachmeiſterregel, die zu allerhand Schnörkeleien führt. Das Wiederholen iſt keineswegs bloß ein Nothhilfsmittel, iſt (!) vielmehr unter Umſtänden ein Mittel (!) zum helleren Beſichtigen oder zum Verſtärken des Ausdrucks. Weder die franzöſiſche noch die engliſche Stillehre kennt das Verbot der Wiederholung am rechten Platz. Der ausgezeichnete Stilkuſtlehrer Lafontaine beginnt ſein Werk über den franzöſiſchen Stil: *Le livre s'adresse aux jeunes filles, puisqu'il fait partie d'une collection à l'usage des jeunes filles*. Alle ältere deutſche Stillehrer hätten in einem ſolchen Falle zum Gebrauche derſelben geſchrieben. Sie hätten es richtiger gefunden, wenn es bei Schiller hieße: *Und ſetzt ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch dasſelbe gewonnen ſein*. Oder bei Goethe im Wilhelm Meifter (4, 13): *eine große Tat auf eine Seele gelegt, die derſelben* (bei Goethe: *der Tat*) *nicht gewachſen iſt*. Offenbar nur aus Angst vor der Wiederholung ſchreibt Eduard von Hartmann lieber unklar: *Übrigens iſt es zweifelhaft, ob und wie weit Kant mit den äſthetiſchen Arbeiten Winckelmanns und Lessings bekannt war, da er dieſelben meines Wiſſen nicht erwähnt*. Erwähnt Kant nicht die Arbeiten, oder erwähnt er nicht einmal die Namen Winckelmann und Leſſing? Beides iſt ſehr wohl möglich, jedes aber gibt einen weſentlich verſchiedenen Sinn. Klar würde Hartmanns Meinung nur durchs Wiederholen werden: *da er ihre Arbeiten, oder: da er dieſe beiden Schriftſteller nicht erwähnt*. Der Reſer Hartmanns hat allen Anſpruch, genau zu erfahren, ob Kant wirklich nicht einmal die Namen Winckelmann und Leſſing nennt, zumal da wir wiſſen, daß Goethes Name ſich in keiner der Schriften Kants findet.

Vor dem Niederſchreiben des Satzes: *Das Volk las damals noch nicht, alſo konnte für das Volk unmittelbar nichts geſchrieben werden* hatte ich einſt zu überlegen, wie ich die Rückverweiſung auf das Volk ausdrücken ſollte. Als gebildeter Menſch wäre ich, nach Gildemeiſters hübschem Wort, ſelbſt im Schlafe nicht auf *Daſſelbe* verfallen. Ich ſchwankte ein Weilchen zwiſchen *Es* und der Wiederholung von *Volk* und entſchied mich für die Wiederholung. Ich habe ſie in ſpäteren Auflagen ſtehen laſſen, mehr aus Rückſicht auf die meiſten Leſer als aus ſprachlicher Überzeugung. Ich wollte eigentlich lieber ſchreiben: alſo konnte für es nichts geſchrieben werden. Da jedoch meine Leſer in der Schule gelernt hatten: *es* darf niemals in Präpoſitionen ſtehen, ſo zog ich jene an ſich ja nicht ſchlechte Wiederholung vor. In einem Stilbuch wird bemerkt: *Dieſe Anfeindung* (von Derſelbe) *dürfte wohl die meiſten zu der Frage veranlaſſen, was an dieſem Worte denn ſo ſchlimm ſei, und wie man ſich ohne dasſelbe behelfen ſolle und könne*. Dieſer Satz ſollte zugleich beweifen, daß es in gewiſſen Fällen ohne Daſſelbe nicht gehe. Abgeſehen davon, daß der Verfaſſer ſchreiben durfte: wie man ſich auf andre Weiſe oder anders behelfen ſolle, — warum denn nicht: ohne es?

Adelung war der eigenmächtige Verbieter des *Es* nach Vornbörtern. Eigenmächtig, denn weder der ältere, noch der zeitgenöſſiſche Sprachgebrauch berechtigte ihn dazu. Jakob Grimm verteidigte, ja empfahl dringend die Schreibung: *durch es*, *für es* und ſchrieb in der Vorrede zum Deutſchen Wörterbuch über das gemeinſame Geſchäft mit dem Bruder daran: *Auf welche Weiſe wir uns beide in es finden und einrichten* —. Und in einem der Grimmschen Märchen heißt es: *Das eine der beiden Kinder war von einer Thür, die über es geſtürzt war, das andere durch einen auf es gefallenen Stuhl beſchädigt worden*. Man erſetze die *Es* durch *Daſſelbe*, und man hat die ſchönſte Kanzleiſprache, aber keine Menſchenrede. *Es* wäre ein Gewinn für unfre Sprache, wenn wir

Grimms Beispiel befolgten. Man ersetze in dem Aufrufe Wilhelms 1. vom 18. Juni 1866: *Das Vaterland ist in Gefahr! Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen* das kanzleimäßige Dasselbe durch das sich von selbst auf die Lippen drängende natürlichere Es oder Uns, und die Wucht des Satzes wird eher verstärkt. In Süddeutschland und Österreich, wo „es“ gesprochen wird, wäre es leicht, die blöde Adelsungische Regel umzustößen. Wie kräftig klingt der Vers in Seidls bekanntem Gedicht Hans Euler: *Für es hab' ich gestritten, für es schlug ich ihn tot!* Allerdings können solche Umschwünge nur durch das kühne Beispiel unsrer Dichter und besten Prosaschreiber bewirkt werden.

Zum Glück darf festgestellt werden, daß Derselbe heute zum Abschütteln vom Lebensbaum der Sprache reif ist. Vielfach begegnet man schon dem bewußten Kampfmittel unsrer Romandichter, die sprachliche Unbildung eines ihrer Menschen durch den Gebrauch von ‚Derselbe‘ zu kennzeichnen, z. B. bei Georg Reide im ‚Grünen Fuhn‘. Die rechtshaberischen Rettungsversuche einiger unkünstlerischer Schreiber, so R. M. Meyers, die auf den bequemen Nothbehelf nicht verzichten wollen, sind aussichtslos; spätestens in einem Menschenalter wird ‚Derselbe‘ nur noch von den Bildungslosen geschrieben werden.

Vierter Abschnitt.

Hauptwort.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!

Sagen herbe, deuten milde,
Was wir haben, was wir hatten. (Goethe.)

Dieses Buch ist keine Sprachlehre für Kinder, auch keine für die des Deutschen unkundigen Ausländer; es werden darum hier, wie in den vorangehenden drei Abschnitten nur solche Sprachfragen behandelt, die mit der Stilkunst zusammenhängen. Die Kenntnis der Geschlechtsregeln und der Hauptwörterbiegung wird vorausgesetzt; über Zweifelhafte gibt jede bessere Sprachlehre unsrer Schulen Aufschluß.

Nahezu unbegrenzt ist die Möglichkeit brauchbarer Zusammensetzungen von deutschen Hauptwörtern. Sie nehmen zu; im Nibelungenlied stehen nur 86 zusammengesetzte Hauptwörter. Grimms Wörterbuch enthält 730 Verbindungen mit Land, über 600 mit Hand, 510 mit Geist, 434 mit Mensch, 287 mit Liebe — die von Andern um mehr als 600 bereichert wurden —, 144 mit Bier, sicher unvollständig. Im Griechischen sind uns nur 72 Zusammensetzungen mit *πυρ*, nur 305 mit *θεός* bekannt. Auch das Sanskrit, das zusammensetzungsreiche, steht weiter hinter dem Deutschen zurück. Das Deutsche läßt alle europäische Sprachen an Fülle hauptwörtlicher Neubildung weit hinter sich; dafür sind aber die andern Sprachen geschützt gegen solche Geschmacklosigkeiten wie: Persönlichkeitsglaubensbekenntnis (F. Hart), Reichskanzleramtspräsidentenstelle, Puritintesselfteinverhinderungsmittelerzeugungsgefellschaft (kein erfundenes Wort), Kommunalsteuereinschätzungskommission, Zentralgenossenschaftskassengegenovelle (im preussischen Abgeordnetenhaus, 1896), Rhythmhäusergeschenkartikelhalle, Werkverwaltungssekretariatsassistent, Kriminaldiensthundpatrouillen, Bündwarensteuerausführungsbestimmungen. In Regensburg zeigte jüngst ein Finanzrechnungskommissariatsakzessist die Geburt eines gesunden Mädchens an; es wird dereinst in das Heiratsverzeichnis des Standesamtes als Finanzrechnungskommissariatsakzessistentochter eingetragen werden, denn es hat dasselbe gute Recht wie die Ansbacher Stiftungsadministrationskontrolloffiziantentochter Magdalena F., die sich kürzlich mit einem Landesversicherungsamterssekretär von Mittelfranken verhehlte. — Österreich wetteifert mit Bayern als Heimat der reichsten Amtstitel: dort gibt oder gab es Statthaltereikonzeptspraktikanten, Einreichungsprotokollsdirektorialassistenten, Hilfsämterdirektionsadjunkten. — Besonders geschmacklose Zusammensetzungen finden sich bei Gupfrow, z. B. eine Muraufgottbezogenheit, ein Nachneunhružubettgehen. Ich finde den Hottentottenpotentatentantenattentäter der Fliegenden Blätter geistreicher und sprachrichtiger.

Allgemeine Regeln über die noch zulässigen Grenzen für hauptwörtliche Neubildungen durch Zusammenziehen — oder Zusammenziehungsneubildungsgrenzregeln? — lassen sich nicht aufstellen. Sie hängen vom guten oder schlechten Geschmack ab, und der gute Geschmack läßt sich nicht einrichtern, der schlechte nicht hinaustadeln. Allzu streng dürfen wir nicht sein, denn wir wollen uns erinnern, welche Fülle herrlicher Dichterneworte wir dem fast überfüllten Orange Goethes zum künstlerischen Zusammenschweißen verdanken: Lächelmund, Schloßenturm, Führertritt, Unglücksman, Rettungsdank und reichlich hundert andre. Wenige sind in die allgemeine Schriftsprache, noch weniger in die Nebensprache eingedrungen: z. B. Blüthenräume, Wonneshauer, Spottgeburt, Sternental, die Lebensfluten und der Latenzsturm, Sprechergewicht; doch wer nähme Anstoß an solchen nur ihm eigen gebliebenen Wortschöpfungen wie: Knabenmorgenblüthenräume, Weltwirrwesen, Brandschandmalgeburt, Wonnegraus, Wechselnichtigkeit (von der hohlen Briefschreiberei des Gleimschen Kreises), Flügelflattererschlagen, Pappelzitterzweig. Kellers wundervolles 'Lindenwipfelwehn' ist nicht in die Alltagsprache gedrungen, gehört ja aber in eine höhere Welt.

Ohne Wagemut keine Neubildung, ohne manches unlebendige Newort Goethes und Andrer keine Bereicherung durch solche Sprachkleinode wie: Anempfinder und Anempfinden, Mitsinn (statt Sympathie), Umwelt (ein Jahrhundert vor dem überflüssigen, modegeestischen Milieu), Übermensch (ein Jahrhundert vor Nietzsche), Buntheit, Halbheit, meilenfern, Mundart, Unstern und wie viele andre, die sämtlich den Aeltern unmöglich und abgeschmackt erschienen. So hüte man sich, Neuschöpfungen der Gegenwart wie Goetheschwärmer, Wagnerfreunde, Bismarckbeleidigungen als Sprachdummheiten zu verschreien. Neue feste Begriffe forderten und erzwangen sich neue feste Ausdrücke. Ich möchte selbst einem so schlechten Kunstschreiber wie Meier-Gräfe nicht den Spaß verderben, zu schreiben: *Man ärgert sich über die Kaltehundeschneuzigkeit bei einem Volke*. Wollends ist es bloße Pedanterei, der Verwaltungssprache so klare und nicht übel lautende Neubildungen wie Solleinkommen und Istaussage zu benörgeln.

Daß unsre Neworte in der Mehrzahl Zusammensetzungen sind, ist begreiflich; neuer sprachlicher Urstoff entsteht nur unter besonders glücklichen Umständen. Doch ein Schöpfer ist schon, wem das Formen des kunstvoll Neuen aus vorhandenem Stoffe gelingt; ist das Neugebilde fertig, so erscheint es selbstverständlich, und grade dies ist seine Goldprobe. Jeder Dichter strebt nach solchen Neuschöpfungen, manche schwelgen darin bis zum Uebermaß, so z. B. Rückert. Nietzsche spielt kühn und schön mit Schöpferkraft:

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
Wer sich windeln muß mit Binden,
Angebunden, Krüppelgreis,

Wer da gleicht den Heuschelhänsen,
Ehrenölpeln, Tugendgänsen,
Fort aus unserm Paradies! (An den Mistral.)

Die Zusammensetzung wirkt fast immer dichterischer als die Nebeneinanderstellung, darum liebt jene der Dichter und der dichtende Volksmund. Im Griechischen des 1. Korintherbriefes, 13, stand: Zungen der Menschen und der Engel; der griechische Schreiber durfte nicht anders, denn selbst das zusammensetzungsfrohe Griechisch versagte. Luther schrieb als etwas ganz Natürliches: Menschen- und Engeltungen. In der Apostelgeschichte (1, 24) steht: Herr aller Herzen Ründiger; erst der dichterische Volksmund schuf hieraus den Herzenskündiger. Mit noch so kühner Zusammensetzung der Griechen halten wir Schritt: Wolkenkuckuckshaus (zuerst bei J. Winckwisch) läßt sich neben des Aristophanes *νεφελοκονκυρία* sehen. — Grimmselshausen bildete Freundschaft; Klopstock das Hohnelächter (der Hölle), das Lessing in der Emilia wiederholte; Schiller schrieb zuerst die Worte Gedankenfreiheit, Herrscherseele, Lügenbrut.

Aus dem 19. Jahrhundert haben wir den Waldmeister, die Burschenherrlichkeit, den Blauschtrumpf (nach dem Englischen), den Untertanenverstand (allerdings nur den beschränkten), den Prinzipienreiter (vgl. S. 451), den kostbaren Staatshämorrhoidarius (von Poggi in den Fliegenden Blättern), den Struwelpeter, zweifelsohne (so reinlich und so zweifelsohne, siehe Büchmann), den Großmachtfigel, den Salontiroler, die Milchmädchenrechnung,

das Rauhhein, den Lingeltangel, den Halsabschneider oder Kravattenmacher, und aus neuester Zeit den Lochspizel (von Hendell), die Scharfmacher und Wadenstrümpfler. Schon hier weise ich hin auf mein Buch *Deutsche Sprachschöpfer*, das mehr als zweieinhalbtausend Neubildungen behandelt.

Wie üppig das Kraut oder Unkraut der Zusammensetzung gelegentlich aufschießt, zeigen die geilen Schößlinge von *Khafi'* (so um 1900): *Khafiruhm*, =patrioten, =armee, =logik, =politik, =moral, =anleihe, =taumel, =kurs, =presse usw.; oder gar die zahllosen von *Erşag'* aus den traurigen Weltkriegshungerjahren.

*

Über das seit mehr als einem Jahrhundert umstrittene Binde-s in hauptwörtlichen Zusammensetzungen sei bemerkt, daß Jean Paul, der es in späteren Jahren nach einem Hauptwort weiblichen Geschlechtes durchweg ausmerzte, aus sprachgeschichtlicher Unkenntnis handelte, indem er das s für das Zeichen des männlichen, also falschen Zweifalls hielt, anstatt für einen aus seinem Sprachmuskelgefühl eingeschobenen Wohlklangston. In der 39. *Matame* hat ihn Rückert köstlich ausgepottet. Harden, der Jean Paul nachäfft, hat nicht einmal dessen Entschuldigungsgrund für sich, denn die heutige Sprachwissenschaft könnte ihn eines Bessern belehren. Seine Regierungsräte, Liebelieber, Milde rungsg ründe sind ebenso abgeschmackt wie übelklingend. Zur Strafe hat Harden weder einen Geburtstag noch Geburttag (vgl. S. 46). — Hoffentlich ist die Hilfslosigkeit bei einer Sprachmeisterin wie Ricarda Fuch nur ein Druckfehler.

Feste Regeln für und gegen das Binde-s sind bisher nicht aufgestellt worden; es stände traurig um das Sprachgefühl eines deutschgeborenen Menschen, wenn ihn sein inneres Ohr nicht untrüglich über diese Frage belehrte. Allenfalls ließe sich die Regel aufstellen: Die im Deutschen reichlich vorhandenen Bisslaute sollten nicht durch ein Binde-s gehäuft werden. Dieses kann in Hoffnungschimmer, Volksschule, Geschichtschreiber, Zeitungschreiber, Verwaltungssprache, Gesellschaftssitten, also beim Zusammenstoß von Bisslauten oft unbedenklich wegb bleiben, denn darin wird es selbst auf den besten Bühnen nicht gesprochen.

*

Unter den fehlerhaften Zusammensetzungen ist die bekannteste und lächerlichste die von der Art der reitenden Artilleriekaserne, oder des ledernen Handschuhmachers. Eine Erklärung des solchen Sprachfehlern zu Grunde liegenden Irrtums ist überflüssig. Die folgende Sammlung beansprucht nicht, vollständig zu sein. Der Parlamentsprache gehören an: geheimes Stimmrecht, unlauteres Wettbewerbsgesetz, Einfuhrverbot amerikanischen Schweinefleisches, Getreideeinfuhrscheine nach Rußland, theologischer Kollegienbesuch. Aus andern Sprachschichten stammen: der rote Weintrinker, kleines Gewehrfeuer (statt Kleingewehrfeuer), künstliche Wasserfabrik, keimfreie Eisgesellschaft, der getragene Kleiderhändler, die verfaulte Obstfrau und der gedörrte Obsthändler, der wohlriechende Wasserfabrikant und der rohe Seidenhändler, die verwahrloste Kinderanstalt und die aufgelösten Klosterjungfrauen, die härtige Mannesstimme, der ausgestopfte Tierhändler, der zahlreiche Familienvater, der unorganische Naturforscher (so bei Emil du Bois).

Eine Wart dieses aus Gedankenverschommenheit entspringenden Fehlers stellen Wendungen dar wie: der Befehrungsversuch eines Gegners, statt: der Versuch, den Gegner zu befehren; die Anpassungsmöglichkeit an die Umgebung. Da in diesem Buche zu gebildeten Menschen deutscher Zunge gesprochen wird, so bedarf es keiner umständlichen sprachlichen Darlegung; der Leser begreift aus seinem gesunden Sprachgefühl, daß und warum alle jene Beispiele arg fehlerhaft sind, und wird sich hüten, meine Sammlung durch eigne Erzeugnisse zu bereichern. Er entschuldige sich nicht etwa mit dem je einmal bei Goethe vorkommenden plastischen Metallarbeiter, dem unreifen Traubensaft, dem wilden Schweinskopf, dem geschnittenen Steinhandel, der römischen Kaiser-Krönung, oder mit Lessings verschmigten Frauenrollen; denn der Leser ist weder ein Goethe noch ein Lessing, und vereinzelte sprachliche Nachlässigkeiten bei unsern Klassikern dienen einem

vernünftigen Menschen nicht zum Vorbild, sondern zur Warnung. Bei Jakob Grimm steht einmal „ungeborne Lämmerfelle.“ Sanders tadelte Grimms Titel Deutsches Wörterbuch, benannte das seine: Wörterbuch der deutschen Sprache und bewies dadurch nur seinen Mangel an feinem Sprachsinn. Wollen wir etwa Kellers Lobspruch auf Storm, den „stillen Goldschmied und silbernen Filigranarbeiter“, pedantisch bekritleln? Eben sowenig wie Goethes Italienische Reise, oder den französischen und englischen Sprachunterricht; ja wir wollen nicht überstreng sein gegen italienische Reiseindrücke. Vereinzelte scherzhafte Wendungen wie saure Gurkenzeit oder ein dummer Jungenstreich sind nicht wesentlich anders zu beurteilen als Sauregurkenzeit oder Dummerjungenstreich.

*

Daß ein gebildeter Deutscher Haupt- und Eigenschaftswort richtig beugen kann, setze ich voraus; über gewisse zweifelhafte Doppelformen (die Werke vieler großer Männer oder vieler großen Männer usw.) geben Hilfsbücher, z. B. mein „Gutes Deutsch“, Aufschluß. Sertanerfehler bei bekannten oder berühmten Schriftstellern wie: *Aus aller Herren Länder* (ein Büchertitel Rodenbergs), *des Meister Retzsch*, *der Besuch des Hofrat B.* (bei Heine) sind beschämend, aber gar nicht selten.

Auf viele Schreiber wirken die „wie die gekentten Beugeschranten an der Eisenbahn auf die Kutscher, nämlich, daß ihnen alle Räder der Sprachwelt plötzlich stillstehen: *die Personen in Schillers „Räuber“*, *der erste Akt von „Die Jungfrau von Orleans“*, *in Varnhagen von Enses „Deutsche Erzählungen“* (dies letzte bei Heine!).

Welcher Sprachmeisterer hat die Regel erfunden, nach der man nur schreiben darf: mit starkem englischen Whisky? Ich glaube, Adelung. Warum nicht englischem? Bei Goethe steht: nach überstandbarem sorgenvollem Leben, aus natürlichem frommem Gefühl, nach bezahltem teurem Lehrgeld, eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger; bei Schiller: mit weitem flammendem Rachen; bei Treitschke: Gestalten von unvergänglichem menschlichem Gehalt. Wir haben wahrlich Wichtigeres zum Vertiefen des deutschen Sprachsinnes zu tun, als solche überflüssige Federfucherei zu treiben. Die ausgetifeltsten Gründe von der „Koordinierung und Subordinierung“ kenne, aber mißbillige ich.

Der Verfall unsrer Beugeformen ist so arg, daß wir retten sollten, was noch zu retten ist. Es ist keine schrullenhafte Altertümelei, wenn man zur größeren Klarheit im dritten und vierten Fall Goethe und Schillern schreibt, und es ist besser, im zweiten Dpizens als Dpiz' zu schreiben, denn man schreibt doch nicht bloß fürs Auge. Lessing bildet selbst von dem englischen Namen Hill: Hillen, Schiller schreibt Karl'n dem Fünften. So werden wir wohl nicht mehr schreiben; dagegen sollten Lenzens Hofmeister, Bossens Odyssee, Maxens Fahrrad in gepflegter Sprache die Regel sein oder wieder werden. Wie wird die sofortige Verständlichkeit, und sie ist das Ziel, verstärkt in dem Sage: „Goethe war damals Schatejspeare der einzige echte Dramatiker der modernen Völker“ durch die Änderung „Goethen“!

Den Ausländern macht die Unterscheidung des Dritt- und Viertfalls im Deutschen die größten Schwierigkeiten: im Munde oder unter der Feder der Deutschen ist die meistmißhandelte Beugung der Zweitfall. Ein Oberreichsanwalt am Reichsgericht schreibt: „Des Festungsgefangenen Rechtsanwalt Liebknecht.“ Überhaupt werden von Schreibern mit stumpfem Sprachgefühl alle Berufsamen als beugungslos betrachtet. Man weiß allerdings nicht, was ärger ist, die Beglassung des Zweitfall-s oder die Ersetzung des echten Zweitfalls durch Von mit Drittfall, ähnlich englischem *of* und französischem *de*. Es ist sprachwidrige Schluderei, zu schreiben: *Die Größe von Berlin*, *die Bedeutung von London*, *die Vorstellung vom königlichen Theater*, und man sollte sich in jedem solchen Falle nach der Schule und dem Deutschlehrer des Schreibers erkundigen. Bei Schmoller steht: *vollständiges Einverständnis auf Grundlage von dem Worte des Ministers*. Im literarischen Echo wird durchgelassen: *Phryne verwirrt als Modell und Geliebte des großen Praxiteles das Herz von dessen Schüler Lysippos*. — Natürlich schreibt Goethe schön und untadelig: *Es kann die Spur von meinen Erdentagen*, denn hier liegt kein reines Zweitfallverhältnis vor. Und in Grimms Schneewittchen heißt es nicht unrichtig:

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein. — Schopenhauer empfiehlt eine kleine Sprachschule für deutsche Schriftsteller, wo der Unterschied zwischen Genetiv und Ablativ gelehrt werde, und fragt mit Recht: Wie würde in andern Sprachen ein solcher Schnitzer (das Leben von Leibniz statt Leibnizens Leben) aufgenommen werden? Er nennt Von mit Dativ statt des Genetivs den ‚Deutschfranzosenjargon‘ und hat wiederum Recht.

Gefährlich wird der echte Zweitfall, wo er in Massen auftritt, ähnlich den Wandraupenzügen, Glied an Glied gehängt. In einer reichsgerichtlichen Entscheidung (Strafsachen Band 3, Nr. 20), also aus der Feder eines der höchsten Richter im Reich, heißt es: *Die Zulässigkeit der Berücksichtigung der Unkenntnis der Tatsache der Existenz einer solchen Verordnung ist vom Gesetz nirgends versagt.* Hiermit ist aber noch nicht das Äußerste des Raupen- und Wandwurmstils erreicht; die Frankfurter Zeitung berichtete jüngst folgende Juristenleistung: *Die Tatsache der Berechtigung der Nennung des Namens des Verfassers des inkriminierten Artikels der Nummer der Heidelberger Zeitung des betreffenden Tages.* Möglich wären solche Kettensätze ja auch im Französischen und Englischen; warum wohl sind sie ein Vorrecht des deutschen Stils? — Im griechischen Wortlaut der Offenbarung 19, 15 stehen 5 Zweitfälle hintereinander, — ein Beweis, daß kein gebildeter Grieche das geschrieben hat; Luther hat 3 Zweitfälle daraus gemacht.

Was hätte ein deutscher Quartaner zu befahren, der in einer lateinischen Arbeit schrieb: *Vita Alexandri, filius regis Philippi?* Es ist nicht auszudenken. Daß er nicht nach Tertia versetzt werden würde, ist das Mindeste. Ein hochgebildeter Deutscher, Rodenberg, durfte schreiben: *Meine Jugendjahre verflossen mir als Berliner Schusterjunge* (nicht etwa drollig gemeint) und eine hochfahrende Erklärung gegen den Deutschen Sprachverein unterzeichnen.

Eine unsrer sprachlich sehr ungebildeten Schriftstellerinnen, Ossip Schubin, die in mindestens vier Sprachen grobe Böcke schießt, läßt ein Mädchen sagen: *Als Mensch hab ich ihm auch nie besondere Sympathien abzugewinnen vermocht.* Wer ist der Mensch, Er oder Sie? Der weitere Zusammenhang ergibt: Er; Ossip Schubin kann nicht deutsch genug, um dies auszudrücken. — Heinz Tobote erzählt von Anna: *Sie hielt sich gern in diesem kleinen Vorzimmer auf, eine Art Boudoir.* Daß dies kein Druckfehler ist, sondern einer eigenwüchsigen Sprachlehre entstammt, beweist eine etwas spätere Stelle: *In das kleine Vorzimmer, ein schmaler, eisenstriger Raum.* Ich zweifle nicht, daß der Tertianer Tobote dies oder etwas Ähnliches seinerzeit in richtigem Latein gesagt haben würde; im Deutschen kommt es bekanntlich auf solche Pedantereien nicht an.

Lublinski, ein von seiner Gemeinde ehemals gefeierter Richter über deutsche Literatur, findet die Kenntnis der Anfangsgründe deutscher Sprachlehre für sein hehres Amt entbehrlich; er schreibt über Bleibtreu und fährt fort: *Als Kritiker dagegen war diese dichterische Schwäche in den Tagen der Revolution seine verschiedenste Stärke.*

Von mittelmäßigen Schriftstellern wie Rodenberg, Ossip Schubin, Tobote, Lublinski fordern wir mit Recht, daß sie wenigstens die deutsche Sprachlehre beherrschen. Lesen wir dagegen bei Richard Wagner: *Daß die todesmutige Begeisterung sich immer wieder nur an der Wacht am Rhein stärke; ein ziemlich flaves Liedertafelprodukt*, so sagen wir: Nachlässigkeit des Genies, und nehmen uns vor, als arme Schwächer doppelt vorsichtig zu sein. Mit gleichem Gefühl lesen wir Schillers bedenkliche Verse: *Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen Zerreißen sie des Feindes Herz*, worin ‚zuckend‘ zunächst fälschlich auf ‚sie‘ bezogen wird, und Goethes Satz: *Der Zug windete sich durch die Katharinen-Pforte, seit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang.* Selbst bei Lessing dem Klaren steht einmal diese zweideutige Nachlässigkeit: *Als Prediger bin ich mit dem guten Matthäus recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht.* Wer sich aber für ähnliche Nachlässigkeiten auf Wagner, Lessing, Goethe und Schiller

berufen wollte, wäre mit aller Schärfe in seine Schranken zu weisen. Und wenn ein sonst so feiner Prosaschreiber wie Lothar Bucher sich einmal gehen läßt: In der Arbeit des Kolonisierens wurde das deutsche Volk geführt von zwei Fürstenhäusern, beide Grenz- wächter des Reichs, so sagen wir: schade, daß man so nicht schreiben darf! Zurechtzufinden sind solche Sätze nicht, sie müssen gründlich umgeformt werden.

Fünfter Abschnitt.

Zeitwort.

1. — Handlungs- und Leideform. — Erzähl- und Vollendungsform. — Gegenwart der Erzählung. — Wenn mit „würde“. — Vin-Form und Sei-Form.

Im Anfang war die Tat!

Wer das Zeitwort beherrscht, der beherrscht die Sprache und ist auf dem Wege zum Stil. Das Zeitwort, nicht das Hauptwort, ist die Wirbelsäule des Satzes; wo diese verkrümmt ist, da trägt in zehn Fällen neunmal die schlechte Behandlung des Zeitwortes die Schuld. Natürlich gehören die meisten Verstöße gegen die sichere Beherrschung des Zeitwortes streng genommen in die Sprachlehre, und fast alles in diesem Abschnitt zu Sagende müßte jeder mittelgebildete Leser aus seiner Schule unverlierbar mitbringen. Gewiß ist ihm alles irgendetmal von einem Lehrer gesagt worden, leider ohne den gleichen Nachdruck wie im lateinischen und griechischen Unterricht. Ein Tertianer, der *quin* mit der Vin-Form, ein Sekundaner, der französischen *si* mit der Bedingungs-Form verbände, würde Schwierigkeiten bei der Versetzung finden; hingegen schadet ihm bedingendes *Wenn* mit *würde* schon weniger.

Alles Reden und Schreiben ist Ausdruck bewegter, sich abrollender, vorwärts strebender Gedanken; darum ist das Zeitwort in handelnder Form in jedem Zweifelsfalle der Leideform vorzuziehen. Ja sogar das zielende Zeitwort im Zweifelsfalle dem unzieligen. Bestimmtheit und Klarheit sind bei der Handlungsform; Umschweif, Abchwächung, Trübung bei der Leideform, d. h. in Zweifelsfällen, wie abermals hinzugefügt sei. — Hinzugefügt sei! Eigentlich wollte ich schreiben: wie ich abermals hinzufüge, und dies wäre das Einfachere und Bestimmtere. Da jedoch der Schreiber aus richtiger oder-falscher Bescheidenheit nicht immer sein Ich ausdrücken mag, so wählte ich zur Abwechslung die Leideform. Jakob Grimm schreibt einmal aus ähnlichem Grunde: *Es wird sich ausdrücklich darauf berufen* und begeht aus Bescheidenheit eine arge Härte. In einer großen Zeitung finde ich: *Dadurch unterscheidet sich die Kurie von allen andern Mächten, daß sie niemals und unter keinen Umständen auf irgend ein Recht verzichtet, das je von ihr beansprucht wurde.* Wer beansprucht, die Kurie von einem Andern, oder der Andre von der Kurie? Erst nach zweimaligem Lesen oder zweimaligem Durchdenken trifft man das Richtige: daß die Kurie ein Recht von einem Andern beansprucht; indessen die Auffassung, daß der Andre von der Kurie ein Recht beansprucht, ist angesichts der nie aufhörenden Kämpfe zwischen Kurie und Staat nicht sinnlos.

*

Die deutschen Sprachlehren und die neueren Sprachbesserungsbücher bemühen sich mit löblichem Eifer, zwischen Erzählform (*Imperfektum*) und Vollendungsform (*Perfektum*) unverrückbare Grenzlinien zu ziehen. Ich gebe zu, daß es viele Fälle gibt, wo über die ausschließliche Zulässigkeit des einen oder des andern kein Zweifel, auch kein Schwanken in der Schreibart guter Schriftsteller besteht. Ich bestreite aber (in der weniger bestimmten Leideform: bestritten wird), daß sich für den Unterschied der beiden Zeiten scharfe, jedem Schreiber verständliche Regeln aufstellen lassen, die immer nur die Erzählform oder die Vollendungsform richtig wählen lassen. Ich mache mich anheischig, jeder

der in den Sprachlehren aufgestellten Regeln samt ihren Beispielen aus unsern besten Schriftstellern hundert Beispiele entgegenzuhalten, die bei gleichem gedanklichem Verhältnis das Gegenteil beweisen. Schopenhauer wettet mit der bei ihm in Sprachfragen so häufigen Selbstverblendung gegen alles ihn Widerlegende:

Diese unwissenden Tintenküßler haben in den vierziger Jahren aus der deutschen Sprache das Perfekt und Plusquamperfekt ganz verbannt [beide finden sich reichlich bei hundert zeitgenössischen Schriftstellern], indem sie, beliebter Kürze halber, solche überall durch das Imperfekt ersetzen, so daß dieses das einzige Präteritum der Sprache bleibt, auf Kosten, nicht etwa bloß aller feineren Richtigkeit, oder auch nur aller Grammatizität (!) der Phrase [er meint des Sages]; nein, oft auf Kosten alles Menschenverstandes, indembarer Unsinn daraus wird. Daher ist, unter allen Sprachverhunzungen diese die niederträchtigste, da sie die Logik und damit den Sinn der Rede angreift; sie ist eine linguistische Infamie. Ich wollte wetten, daß aus diesen letzten zehn Jahren sich ganze Bücher vorfinden, in denen kein einziges Plusquamperfektum, ja vielleicht auch kein Perfektum vorkommt.

Schopenhauer würde seine Wette sicher oder, um schopenhauerisch zu schreiben, sicherlich verloren haben.

Weiterhin stellt er eigenmächtig, wie alle Sprachmeisterer, die Regel auf: Man darf im Deutschen das Imperfekt und Perfekt nur da setzen, wo man sie im Lateinischen setzen würde; denn der leitende Grundsatz ist in beiden Sprachen derselbe: die noch fortbauernde, unvollendete Handlung zu unterscheiden von der vollendeten, schon ganz in der Vergangenheit liegenden. Diese Regel mag gelten oder nicht, — in unsern besten Prosawerken finden sich sovielerlei Abweichungen, daß der Begriff einer Regel nahezu erlischt. Man wird sich in diesem Falle wie in so vielen andern auf das an den Mustern geschulte Sprachgefühl der Gebildeten halten müssen. Was würde Schopenhauer z. B. gesagt haben gegen Goethes Verje in der Achilleis:

Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Toten,
Der ihm den Freund erschlug und der nun bestattet dahinsank?

Denkgeseglich richtiger wäre ‚erschlagen hatte‘; doch welcher Leser wagt, ‚schlug‘ für falsch zu erklären? Selbst in guter Prosa wäre gegen solch eine ‚falsche‘ Erzählform nichts zu sagen.

*

Bekannt ist der Gebrauch der Gegenwartsform zur Belebung und Abwechslung des Stils; in größeren Erzählungswerken ist sie unentbehrlich, und alle Literatursprachen gebrauchen dieses wichtige Stilmittel. Zur richtigen Anwendung gehören Takt und Geschmaç: der Inhalt muß durch wertvolles Eigenleben die Verlebendigung der Form rechtfertigen. Unzulässig ist das Hin- und Herschwanken zwischen der Gegenwarts- und Vergangenheitsform auf kleinem Raum. Dahlmann, eine Mischung aus nüchternem Denker und leidenschaftlichem Empfinder, bedient sich immerfort der belebenden Gegenwart, weil ihm andre Belebungsmittel spärlich zu Gebote stehen, und gerät dadurch in störende Stillosigkeit: *Mirabeau verläßt sein Regiment, flieht nach Paris. Von hier begann eine Reihe von Verfolgungen für ihn. Sein Vater läßt gerade . . . Er beschloß, ihn von nun an . . .*

Daß Wendungen wie: ‚Der Herr Kommerzienrat sind ausgegangen‘ weder mit Sprachlehre noch mit Stil etwas zu schaffen haben, daß sie vielmehr in die deutsche Sittengeschichte gehören, leuchtet ein. Besser gefällt mir schon der Bericht jenes Offiziersburschen: ‚Der rechte Stiefel des Herrn Leutnants sind entzwei‘, denn die wahre Mannszucht ergreift den ganzen Mann, vom Scheitel zum Stiefel.

*

Wie streng wird in unsern Schulen darauf gehalten, daß die Jungen lateinisches *si*, griechisches *ei* und *ἐάν* mit den richtigen Zeiten und Aussageformen verbinden, die Mädchen wenigstens das französische *si*, das englische *if*. Dürfte ein deutscher Schüler seine höhere oder mittlere Schule verlassen, ohne mit ähnlicher Strenge belehrt zu sein über den Gebrauch des deutschen Wenn? Hamerling, ein ehemaliger Lehrer, schrieb über Fehler wie: ‚Wenn ich wissen würde‘, statt ‚Wenn ich wüßte‘: ‚Ich stelle den Antrag zur Grün-

dung eines Vereins zur Konservierung der organischen Form des Konjunktivs *imperfecti* im Deutschen'. Wir bedürfen keines besondern Vereins, die Schule ist der beste Verein, und von ihr ist nachgrade dringend zu fordern, daß sie den Schülern einhämmere: Es heißt einzig ‚Wenn ich wüßte‘, niemals ‚Wenn ich wissen würde‘. Abweichungen von dieser so einfachen wie notwendigen Regel kommen bei guten Schriftstellern äußerst selten vor, bei den meisten überhaupt nicht. Bei der trefflichen Sprachkünstlerin Marie von Ebner-Eschenbach fand ich sie nur einmal in der entschuldbareren Wendung ohne Wenn: ‚Würde ich damals gehnt haben (statt: hätte ich), so wäre ich . . .‘ In den Bummelversen des Scheffelschen Trompeters steht:

Ah Gott, und doch wär's besser,
Es würd' ein Andrer sein.

Es wäre für Scheffel eine Kleinigkeit gewesen, einen Reim zu finden auf ‚Wenn es ein Andrer wär'!‘; selbst ein nicht ganz reiner Reim würde das gebildete Ohr weniger beleidigen als jener grobe Sprachfehler.

In seiner prächtigen Redesprache hätte Rosegger niemals gesagt: *Die Mühle stand so versteckt im Gebüsch, daß ich vergebens nach derselben (!) ausgespäht hätte, wenn an ihr nicht zwei Tannen emporgeragt haben würden*, sondern grade umgekehrt: ausgespäht haben würde, . . . geragt hätten. Wie denn überhaupt Rosegger allemal dann unsicher wird, wenn er aus der natürlichen Menschenrede in die Papiersprache abbiegt.

Bei den Ganzpapierenen ist ‚Wenn‘ mit ‚würde‘ beinahe die Regel, so bei dem Geschichtschreiber Ottokar Lorenz: *Es wäre eine vollkommene Täuschung, wenn man den alten Goethe für den Lobredner vergangener Zeiten halten würde*. — Nicht ganz so schlimm steht es mit folgendem Sage Ehlodwigs von Hohenlohe, eines Meisters in der Behandlung der abhängigen Rede: ‚Ich fragte ihn, ob es ihm recht wäre, wenn ich ihn in Dieppe besuchen würde.‘ Und wer will etwas sagen gegen die Verse im zweiten Teil des Faust:

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen.

*

Über den Gebrauch der deutschen Sei-Form (des *Konjunktivs*) gibt es eine ansehnliche sprachwissenschaftliche Literatur; in einigen wenigen Hauptpunkten stimmt sie ziemlich überein, leider sind das die, worin alle gebildete Schreiber ohne sprachgesetzliche Unterweisung übereinstimmen. Selbst in der französischen, sehr viel feiner durchgearbeiteten und durch den festen Sprachgebrauch aller guter Schriftsteller unterstützten Sprachlehre gibt es schwierige Zweifelsfälle des richtigen Gebrauches des ‚Subjunctifs‘. Es kann einer Sprache gar nichts schaden, wenn nicht alles und jedes ein für allemal nach dem eisernen Mantel einer starren Regel gradegezogen ist. Eben da, wo die wissenschaftlichen Regeln aufhören, bekommt das künstlerische Sprachgefühl Spielraum, und wir wollen es nicht beklagen, daß im Gebrauche der deutschen Sei-Form selbst bei den besten Schriftstellern eine edle Freiheit besteht. Freuen wir uns dieses geringen Restes alten Formenreichtums, folgen wir dem Rufe der sprachedeln Isolde Kurz: ‚Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv!‘; hüten wir diesen jedenfalls sorgsam. Dulden wir nicht, daß er durch gröbliche Schlamperei verwüßt werde; erlauben wir aber den Regelschmieden nicht, den wirklich bedachtamen Schreibern unnötige Fesseln anzulegen.

Einverständnis über den Gebrauch der Vin- und der Sei-Form herrscht für Sätze wie: ‚Der Fürst verdient, daß man ihn liebt‘ (er verdient die ihm schon gezollte Liebe), und: ‚Der Fürst verdient, daß man ihn liebe‘ (er verdient die, ihm noch nicht gezollte, Liebe). Und was sollten wir ohne die Sei-Form anfangen, um zu unterscheiden: ‚Du hast es nicht verdient, daß man dich begnadigt‘ (aber du bist dennoch schon begnadigt worden), und: ‚Du hast es verdient, daß man dich begnadige‘ (aber du bist noch nicht begnadigt worden). Die Sprachmeisterei geht weiter und behauptet aus der Tiefe ihres Gemüthes, keineswegs gestützt auf einen feststehenden Sprach- und Schreibgebrauch der guten

Schriftsteller, es sei falsch (ebenso gut: es ist falsch), zu schreiben: „Er sagt mir, er ist krank. Unbedingt falsch ist das nicht; eine feinere Widerspiegelung der Gedankenwelt des Sprechenden wird aber unterscheiden, ob er das Gesagte glaubt oder bezweifelt oder in der Schwebe läßt. In den beiden letzten Fällen wird man durch die Sei-Form abschatten: „Er sagt mir, er sei krank.“

Offenbare Sprachschlamperei ist die Win-Form in dem Zeitungsjahr: *Die Kommandogewalt des Kaisers soll nicht beschränkt werden, aber es soll ihr (!) nahe gelegt werden, daß sie sich nicht anders als im modernen und volkswirtschaftlichen Sinn betätigt.* Der Gedanke ist: dies tut sie noch nicht, sonst brauchte ihr ja nichts nahe gelegt zu werden; also zweifellos nur „betätigt“. Nicht besser steht es mit dem Satz: *Goethe fordert, daß die Ehrfurcht vor der realen Gegenwart (gibt es auch eine irreale?) unsere Individualität fast auslöscht.* Goethe brauchte das nicht zu fordern, wenn die Ehrfurcht das schon täte, wie die falsche Win-Form ausspricht; also unbedingt nur: „auslösche“. Wir beurteilen diese Nachlässigkeit nicht milder, weil wir bei Nietzsche einmal lesen: *Vom Instinkte des Lebens aus mußte man nach einem Mittel suchen, einer solchen Häufung des Mitleids einen Stich zu versetzen, damit sie platzt.* So falsch wie diese Win-Formen ist eine Sei-Form nach „wir fanden“, das heißt: wir stellten fest, bei Otto Ludwig, allerdings in seinen nicht für den Druck durchgesehenen Aufzeichnungen über Shakespeare.

Wie unsicher im Unterscheiden beider Zeitwortformen selbst solche Schriftsteller sind, die auf höchste Klarheit hinarbeiten, zeigt uns der Satz bei Kant in der berühmten Ausführung über die Imperative: *Wenn ich mir einen hypothetischen Imperativ überhaupt denke, so weiß ich nicht zum voraus, was er enthalten werde, bis mir die Bedingung gegeben ist. Denke ich mir aber einen kategorischen Imperativ, so weiß ich sofort, was er enthalte.* Die erste Sei-Form „enthalten werde“ ist unerläßlich und richtig; der zweite „enthalte“ erscheint uns heute falsch, weil sinnwidrig und irreführend. Indessen auch bei Goethe kommen für den Ausdruck bestimmten Wissens gelegentlich Sei-Formen vor, die uns bestreben: *Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sei.* Wir erwarten hier statt „sei“ das feste „ist“. Ebenso in dem Satz: *Es ist klar, daß man mehr die Resultate als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde;* so an Jelter in der Zeit des Altersstils, der überhaupt die Sei-Form liebt. Unantastbar dagegen ist diese in den Versen des Westöstlichen Divans:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,

Höchstes Bild der Erbenkinder
Sei nur die Persönlichkeit —

denn diese Verse spricht Suleika und läßt es ungewiß, ob sie an die Wahrheit solches Ausspruches glaube. Ja selbst wenn sie daran glaubte, wäre *sei* nicht unzulässig.

Wenn es bei Ernst Curtius heißt: *Gott hat die Völker ihre Wege dahingehen lassen, auf daß sie in verschiedenster Weise zeigen sollten, was aus natürlicher Kraft der Mensch vermöge, so ist vermöge richtig; aber vermag falsch zu scheitern, wäre mindestens übertrieben. Ebenso ist die Sei-Form, trotz der Abhängigkeit von einem Ausdruck völliger Gewißheit, in Laubes Satz nicht durchaus falsch: Ein Franzose findet es unzweifelhaft natürlich, daß sein Interesse ganz und gar in erster Linie stehe und daß eine Frage der Höflichkeit gegen das Ausland eine untergeordnete sei.* Auf den Schreiber wirkte der Neben- oder Untergedanke mit ein, daß der Franzose dies zwar unzweifelhaft natürlich findet, daß es ihm aber vom Ausland bestritten wird.

Wiederum ist Ehlodwig Hohenlohes Feinheit im Gebrauche der Sei-Form zu rühmen; sein Lehrer muß ihn einst besonders auf die Notwendigkeit hingewiesen haben, für die mangelnden Sei-Formen der Mehrzahl der Gegenwart den richtigen Ersatz zu bieten:

Ich mache darauf aufmerksam, daß die Enthaltung [Deutschlands von der Pariser Weltausstellung] jetzt einen schlechten Eindruck machen werde, nachdem die Zeitungen sich günstig ausgesprochen hätten und dies die Hoffnung erregt habe, daß wir mittun würden. Ober: Wadding-

ton sagte mir heute, daß St. Waller von Berlin telegraphiere, Deutschland nehme seine Vermittlungsversuche wieder auf, und dies versprache günstig zu enden.

Was freilich wäre ein Botschafter ohne genaueste Kenntniss der ungewissen Sei-Form! Die ist ja die Seele des Berichtes.

Für manche Sprachmeisterer gibt es allerdings keine Schwierigkeit auf diesem überaus zweifelhaften Gebiete: mit einigen straffen willkürlichen Regeln oder mit grober Annahme wird jede Schwierigkeit im Umsehen beseitigt. Der Verfasser eines früher weitverbreiteten Stilbuches, F. Becker, verfügte von seinem Oberichterthron an die schreibende deutsche Menschheit: 'Er glaubt die Sache besser zu verstehen' ist unlogisch; 'Er glaubt, daß er die Sache besser versteht' ist schon etwas weniger unlogisch; 'der logischen Form des ganzen Gedankens vollkommen angemessen' ist einzig: 'Er glaubt, er verstehe die Sache besser'. Da an solchen Feinmeistermaßstäben gemessen unsre sämtlichen Klassiker arme unlogische Schächer sind, so hätte sich der Mann, der das Gras der Logik wachsen hörte, die Mühe nicht verdrießen lassen sollen, sie sämtlich auf die vollkommne logische Form der Gedanken durchzusehen und zu verbessern, denn er glaubte offenbar, er verstehe die Sache besser.

Auch Wustmann versteht sie allein gut, besser, am besten: *Nur ganz unklare Köpfe sind im Stande, Sätze zu schreiben wie: Hamerling hatte bewiesen, daß man als Atheist ein edler und tüchtiger Mensch sein könne.* Der klarste Kopf brauchte sich nicht zu scheuen, so zu schreiben; Sätze von gleicher gedanklicher Form finden sich von Lessing an bis heute bei unsern besten und klarsten Prosaschriftstellern zu Tausenden.

Wenn Frenssen im Jörn Uhl schreibt: *Er schüttelte sich, als wenn ihn ein Grauen überkam,* so ist dies norddeutsche nicht zu lobende Nebensprache. Und wohl nur dem Reim zuliebe schrieb Geibel die sehr bedenkliche Bestimmtheitsform in den trotzdem sehr schönen Versen:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch bereinst dein Aug es sieht,

Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Aber — das Lesenswerteste über die Frage, ob 'Konjunktiv oder Indikativ', rührt von Geibel her. Man genieße sein recht unbekanntes Gedicht 'Schulgeschichten' mit dem schalkhaften Schluß!

Sechster Abschnitt.

Zeitwort.

2. — Das Mittelwort. — Nennform mit Um zu. — Zusammengesetzte Zeitwörter. — Hilfszeitwörter.

Die Sprachlehrer sind dem deutschen Mittelwort (*Participium*) nicht hold; einige, und gleich ihnen fast alle Sprachmeisterer, hassen es wie einen Schädling. Wustmann behauptet: 'Das unflektierte Partizip überhaupt, wenigstens das der Gegenwart, behält für unsere Sprache immer etwas Fremdartiges'. Nun, es ist der deutschen Sprache seit den ältesten Zeiten eigen, kommt bei unsern größten Prosameistern auffallend häufig vor, wird also schwerlich sehr fremdartig sein. Die Abneigung der Sprachgelehrten hat ihren hauptsächlichsten Grund in dem bei schlechten Schriftstellern massenhaften Mißbrauch der Mittelwörter, und die Schuld an diesem liegt wohl in der früher üblichen stümpernden Schülerübersetzung aus dem Lateinischen und Griechischen. Fremdartig oder nicht, das Mittelwort ist ein Satzbaumittel, das den alten Sprachen, aber auch dem Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen unentbehrliche und ungemein nützliche Dienste leistet. Das Deutsche hat nur noch zwei Mittelwortformen, eine Armseligkeit gegenüber dem Reichtum des Indischen, Griechischen, Lateinischen. Jean Paul schalt die deutsche Sprache mit ihrer erbärmlichen Partizipiendürftigkeit gegen die griechische eine Straßen-

bettlerin'. Die romanischen Sprachen und das Englische haben allerdings nur drei und zwei Mittelwörter, gebrauchen diese aber viel ausgiebiger, als das Deutsche.

Unser Mittelwortnot wird ärger, seitdem gewisse Sprachmeisterer das große Wort führen. Man wagt ja kaum mehr, ein Mittelwort, besonders eins der Gegenwart, zu schreiben, aus Furcht, für einen steifselenen Nachahmer der Lateiner erklärt zu werden. Andresen verwirft 'bei einbrechender Nacht', fordert 'bei Einbruch der Nacht' und tadelt die einwandfreie Wendung: 'Das nächstens erscheinende Buch': es müsse unbedingt nur heißen: 'Das Buch, das nächstens erscheinen wird'. Doch selbst das Mittelwort der Vergangenheit wird verfehmt; das einst hochgeschätzte Stilbuch von Becker erklärt für 'unschön': *Die Rebellen haben ihren von Gott gesetzten, rechtmäßigen, gekrönten und anerkannten König abgesetzt und empfiehlt als 'besser': Der rechtmäßige König war gekrönt und anerkannt, und die Rebellen haben ihn abgesetzt.* Behielten solche Stillehrer Recht, so müßten wir Schriftsteller überhaupt zu schreiben aufhören, denn so schön können wir's entschieden nicht.

Was lehrt uns die Sprachgeschichte über das Mittelwort der Gegenwart? Es war in den ältesten Zeiten etwas ganz Gewöhnliches, trat in Wendungen auf, die es nicht einmal im Griechischen und Lateinischen gibt (*Und als er in vrdägende wart im Irwein Hartmanns von Aue*), und bezeichnete nicht nur die Gegenwart, sondern unter Umständen auch die Zukunft. Luther schreibt: 'Du wirst lebend bleiben' statt leben bleiben, und: 'Die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.' Bei Goethe sind die Gegenwartsmittelwörter nicht zu zählen; er hatte eine besondere Vorliebe für das Mittelwort überhaupt. An Niemer schrieb er einmal: 'Vielleicht gelingt Ihnen hie und da die Umwandlung in die Partizipialkonstruktion, die ich scheue, weil sie mir nicht geraten will.' Sie geriet ihm fast immer aufs beste, schon in den Zeiten, wo es keinen Niemer für ihn gab:

Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, sämtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Ähnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaftem Reden mehr als einmal beturend — was gab es da nicht — Man erinnere sich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerschaften sich vom Osten her bewegen, wandelnd, stehend, drängend, gedrängt, verwüthend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend. — Der Dichter, der immer in sich lebend, strebend und urtheilend, bald die unschuldigen Gefühle seiner Jugend —. Die tätigen Männer, einer guten geglätteten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum Voraus sich erfreuend, hatten (hier sogar die Mittelwörter aller drei Hauptzeiten). — Wenn er dann noch in freier nächtlicher Stunde abschüttelnd allen Drud über einen großen Platz wandelte (im Urmeister).

Zu den etwas ungeratenen gehört: *Den 26. Oktober von Zürich abreisend langten wir den 5. November in Nürnberg an.* Wahrscheinlich war ihm irgendein Sprachmeisterverbot gegen 'abgereist' auf die Seele gefallen. In den Gedichten steht einmal: *Mich Geblendeten, Taumelnden.* An Schiller schreibt er: *Ich bin verlangend* (ganz so wie Hartmann von Aue), *ihre neuen Ideen zu hören*, und bei Schiller heißt es an Goethe: *Ich bin ungeduldig verlangend, Sie wiederzusehen.* — *Ich bin sehr erwartend.* In Schillers Spaziergang allein kommt das Gegenwartsmittelwort 66 mal vor.

Kant schreibt: — *sonst würde der Tugendhafte, unaufhörlich in mitleidigen Tränen schmelzend, bei aller dieser Gutmütigkeit gleichwohl nichts weiter als ein weichmütiger Müßiggänger sein.* Und in Fichtes Reden An die deutsche Nation steht gleich im Eingang: *Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen —.*

Goethe und gleich ihm fast alle Schriftsteller des 18. Jahrhunderts wagten sogar Wendungen wie: *Die vorhabende Herbstreise*, und der berühmte Brief Werthers lautet, wörtlich nach dem des unglücklichen Jerusalem: *Wollen Sie mir zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistole leihen?* Natürlich kommt bei Goethe auch *die wohl Schlafende Nacht* vor, und Schiller schreibt einmal: *Nach einer schlechtschlafenden Nacht.*

Nichts ist ferner einzuwenden gegen die folgenden Mittelwortsätze späterer Schriftsteller:

Er suchte rasch seine Stube, nicht wissend, wie er noch länger hier werde verweilen können. (Zimmermann.) — Die Fenster vor der Herdflucht schließend, eine Kiste Zigarren vor Döwals öffnend, das Streichfeuerzeug ihm hinschiebend, sagte er wie in leichter, abgebrochener Anmerkung . . . (Gustow.)

Da saß diesen Meister . . . als elenden Pantor und Organisten . . . sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, daß . . . selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche . . . und nun sehe man . . . (Richard Wagner über Sebastian Bach; was für lange Lebensläge wären sonst nötig gewesen!). — Denn er (der Staatsanwalt), das Wort Revolution immer nur in seiner engen juristischen Bedeutung nehmend, vermag das Wort nicht zu lesen ohne geschwungene Heugabeln vor seiner Phantasie zu sehen! (Lassalle, noch dazu in einer wirklich gehaltenen Rede.)

Seine Flamme hatte er vor den Augen seiner katholischen Todfeinde aus ihrer Stadt Nancy weggeführt, in festlichem Zuge unter Drommetenschall dem herzoglichen Schlosse vorüberreitend. (E. F. Meyer.) — Er trat, gleichsam zufällig, unter sein Haustor, nicht scheinenwollend, als ob er jedem Verzehrer einer Portion Milch seinen Diener mache, und doch verlangend, dem Gaste seine Höflichkeit zu bezeugen. (Kürnberger.)

Der Satz fließt glatt, glätter als mit Erjagmitteln für das Mittelwort.

Ein heutiger kadißcher Oberschulrat, der aber, zu den kleinen Geistern gehörend, teuflischwild ist, weil ich . . . (Hanejakob.) — Das schneidende Weh durchschauerte mein Herz so tief, daß ich aufsprang und fühlend, daß ich es nicht länger ertragen könne, nach einem Messer griff. (M. v. Meyenburg.) — Die stark verregnete Karte in der Linken, hier und dort einen Kameraden grüßend, mir von Patrouillen Auskunft geben lassend, troble ich meinem Ziele zu. (Liliencron.) — Sich selbst fragend und zur Rede stellend, drang er ins Walbinnere. (Gerhart Hauptmann.) — Er weiß die einzelnen Kunstwerke hinreichend zu beschreiben, gern sittliche Motive herauskehrend. (Erich Schmidt über Windelmann.)

Abichtlich wurden so viele Beispiele der verschiedensten Schriftsteller beigebracht: sie zeigen alle, daß grade durch das Mittelwort die Lebendigkeit der Rede gesteigert, der Satz schlanker gemacht wird. Und allen diesen Schriftstellern war sicherlich von ihren Deutschlehrern einst gepredigt worden, daß das Mittelwort der Gegenwart schleppend, daher möglichst zu vermeiden sei. Trotzdem haben sie alle es mit Bedacht gesetzt und wohl daran getan.

Daß es mit einiger Vorsicht zu gebrauchen ist, gebe ich zu. Liliencron geht in seiner ausgesprochenen Liebhabelei für das gegenwärtige Mittelwort zu weit in Sätzen wie: 'Ein Feuer aus trocken sein müßendem Holze' oder 'neben überwintert habenden Brombeerblättern'; wie denn allgemein zu warnen ist vor habend und seiend, nun gar in Verbindung mit einem Mittelwort der Vergangenheit: dies gehört habend, tiefverstimmt seiend. Erst recht vor dem Aneinanderschmelzen zweier Mittelwörter, deren eins vom andern abhängig ist: 'Stauend in den Garten hineinblickend' (Wagner im Parfisol). Und gar dem Zeitungschreiber, der da berichtete: *Seine dummen Streiche bereuend beantragte der Staatsanwalt für den Angeklugten nur drei Tage Gefängnis*, wäre dienlicher gewesen, er hätte die abschreckenden Warnungen seiner Lehrer vor dem Mittelwort befolgt, denn wer nicht damit umzugehen weiß, läßt es lieber ganz. Zu diesen Nichtumzugehewissenden gehörte der König von Bayern und Partizipanten, Ludwig der Erste.

Man hat sogar das harmlose und in spärlicher Anwendung nützliche 'betreffend' auf die Verbannungsliste zu setzen versucht; ohne zwingenden Grund. Daß 'selbstredend' allmählich aus der Rede gebildeter Menschen verschwindet, auch in den Zeitungen kaum noch gebraucht wird, ist nur zu billigen. Ursprünglich war das Wort garnicht so übel; es kommt z. B. bei Justus Möser vor: 'Unter der selbstredenden Bedingung' (Patriotische Phantasien 4, 313). Zum Modewort geworden (z. B. 'selbstredend mußte er schweigen'), sank es immer tiefer, wurde durch 'selbstmurmelnd' verspottet und ist jetzt so unmöglich wie 'voll und ganz'. Offentlich wird es dem guten 'stillschweigend' nicht ähnlich gehen.

*

Beim Mittelwort der Vergangenheit gibt es die Streitfrage über dessen Zulässigkeit bei Zeitwörtern mit 'haben'. Die Schulregel lautet: erlaubt bei Zeitwörtern mit sein, verboten bei denen mit haben; also erlaubt: ein ungebetener Gast; verboten: ein ungebeteter Gast. Dies trifft im allgemeinen zu, duldet aber recht viele Ausnahmen: gegen 'einen studierten Mann, einen befahrenen Seemann, einen verdienten Beamten' ist nichts einzuwenden. Die Grenzen dieses Mittelworts verschieben sich immer mehr

zugunsten der Zeitwörter mit 'haben', offenbar aus einem Sprachbedürfnis. Bismarck schreibt unbekümmert um die Regel: *Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan*, ohne Furcht, ein Pedant könne wähnen, Bismarck sei nicht gefrühstückt worden. Der bis zur Bergewaltigung der Sprache pedantische Andresen nennt sogar solche notwendige und durchaus fehlerfreie Wendungen wie: *ein gern gelesener Schriftsteller, die in der Schule gelernten Sprachen* 'bedenklich', weil er mit äußerlichem Formverstand diese Mittelwörter nur für die Vergangenheit, nicht für die Gegenwart verwendet wissen will. Ginge es nach ihm, so dürften wir also nicht mehr sagen: ein gern gesehener Gast, eine mit Genuß verspeiste Frucht, und so mit hundert ähnlichen nicht nur erlaubten, sondern gebotenen Ausdrücken. Alle europäische Bildungssprachen bedienen sich des Mittelworts der Vergangenheit, in gleicher Weise wie das Deutsche, auch als einer Leideform der Gegenwart. Kein Leser mit gesundem Sprachgefühl wird mit Andresen Anstoß nehmen an Goethes Satz: *Wir besuchten die von Quäkern angelegte wie auch betriebene Messerfabrik und wohnten ihrem nahe bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienst bei*. Die Fehlerhaftigkeit soll darin bestehen, daß die ersten zwei Mittelwörter die Vergangenheit betreffen, das dritte die Gegenwart! Mittelwörter allerdings wie in Goethes Erklärung der Novelle: *eine sich ereignete Begebenheit*, oder in Jakob Grimms Wendung: *die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen* sind nicht nachzuahmen, kommen auch kaum mehr vor.

Zur Nennform (*Infinitiv*) nur ein paar Beispiele aus schlechten, leider auch aus sehr guten Schriftstellern über das irreführende Um zu, das ein beabsichtigtes Tun andeutet, wo von einer Absicht keine Rede sein kann. Wir sollten es loszuwerden trachten, und bei einiger Aufmerksamkeit wäre das nicht schwer. Wenn es bei einem Goethe-Forscher heißt: *Für lange Zeit entfremdet sich Goethes Muse der Heimat, um Italien aufzusuchen*, so verleitet er uns zu der Annahme, Goethe habe sich eigens zu dem Zwecke seiner italienischen Reise der Heimat entfremdet. Lächerlich wirkt bei Schöll: *Von den epischen Werken (Goethes) sind die bedeutendsten bloß angefangen, die 'Geheimnisse' in Oktaven, um unvollendet zu bleiben*. Als ob Goethe die zu schwierige Oktave eigens gewählt habe, um die 'Geheimnisse' nicht vollenden zu müssen. — Schön ist es auch nicht, wenn Erich Schmidt von der Urschrift des Goethischen Prometheus bemerkt, sie war *im Privatarchiv Charlottens eingesargt, um nach langen Jahrzehnten als teures Kleinod gen Straßburg zu wandern*. — Noch bedenklicher ist Julian Schmidts Bemerkung: *Byron reiste ab, 28 Jahre alt, um sein Vaterland nicht wiederzusehen*. — Rodenberg läßt *ein paar Gespanne vor der Universität Halt machen, um gleichgültig weiter zu rollen, wenn ein Herr ausgestiegen*, und Hanslied schreibt über José in Carmen: *Er gesellt sich zu Schmugglern und Räubern, um schließlich als Mörder Carmens durch Henkershand zu enden*.

Der Einwand, der vernünftige Leser könne solche Sätze nicht mißverstehen, gilt nicht; einige der Sätze können tatsächlich mißverstanden werden, und in den andern ist wenigstens ein Wirren des Verstehens für einen Augenblick sehr leicht möglich. Der gute Schriftsteller schreibt so, daß der Durchschnittsleser nicht für einen Augenblick auf die falsche Fährte, manchmal geradezu auf die lächerliche verlockt wird. Wilder ist diese Nachlässigkeit zu beurteilen in Herman Grimms Satz: *Sofort läßt Michel Angelo die Arbeiten an der Sakristei abbrechen. Diesmal, um sie nie wieder aufzunehmen*; hier ist ein Mißverstehen beinahe ausgeschlossen. Nicht ganz bei Ricarda Huch: *Selbst Agnes verwindet ihren Liebesgram, um eine brave Familienmutter zu werden*. Wer sich aber berufen wollte auf die ergreifenden Worte Goethes über seine letzte Begegnung mit Schiller: *So schieden wir vor seiner Haustür, um uns niemals wiederzusehen*, die übrigens nicht mißverstanden werden können, dem wäre zu erwidern, was Schubart jenen Hohlköpfen erwiderte, die sich für ihre Lebensverzweiflung auf Goethes Werther beriefen: *'So hat 'nmal 'n Mensch gehandelt, aber so sollst du nicht handeln!'*

Wir werden beim Sazbau eingehend vom 'Nachklappen' zu sprechen haben (S. 333), also von Sazbildungen wie in Palleskes, Schiller:

Während er die politische Umwälzung des Fiesko auf einem außerdeutschen Boden spielen lassen mußte, stellte er [wohin?], was an Gefühl und Wollen in der deutschen Jugend vereinzelt tobte, mit den Räubern in deutscher Gegenwart, und was in den kleinen Vaterländern unter dem Druck einer brutalen Minister- und Mätressenwirtschaft seufzte, in der deutschen Gestalt seiner Luise Millerin dar [ach so!].

Erst das allerletzte Wort eines ziemlich langen Satzes verschafft uns Klarheit über 'stellte' und über den Zusammenhang des Ganzen. Es bedarf keines Beweises, daß dies ein Stilfehler ist, weil durch einen solchen Sazbau der oberste Zweck alles Schreibens vereitelt wird: seinen Gedanken ohne die geringste Trübung dem Leser zu vermitteln.

In vielen Fällen trägt außer der Ungeschicklichkeit des Schreibers das zusammen-
gesetzte Zeitwort einige Mitschuld. Natürlich wird hierdurch der nachklappende
Schreiber nicht entschuldigt: er soll die Gefahr des zusammengesetzten Zeitwortes kennen
und sie aus allen Kräften bekämpfen. Er kann den ersten Bestandteil eines solchen Zeit-
wortes schon früher als am Schlusse bringen, wenn er denn doch auf seinen langen Saz
nicht verzichten will. Daneben gibt es noch ein, allerdings mit großer Vorsicht zu ge-
brauchendes, Hilfsmittel, von dem ich wünschte, es möchte durch das Ansehen unsrer
besten Schriftsteller breiteren Boden gewinnen: die Nichttrennung des zusammen-
gesetzten Zeitwortes auch im Hauptsatz. Bei einigen dieser Zeitwörter erregt das Nicht-
trennen keinen Anstoß mehr: 'er übersiedelte nach Berlin' wird nur noch von einigen
Sprachmeistern bekräftelt, und zahlreiche Beispiele bei unsern Klassikern und Nach-
klassikern beweisen außer dem Bedürfnis auch die Überzeugung dieser Schreiber von der
Notwendigkeit, die starre Regel zu einem höhern Zwecke zu durchbrechen. 'Ich anerkenne'
kommt bei Goethe ziemlich oft vor, so im Prometheus mit starker Wirkung: 'Anerkennst
du seine Macht?' Es findet sich bei Fichte, Schiller, besonders häufig bei den großen
neueren Schweizern, wie denn überhaupt der gebildete Sprachgebrauch in der Schweiz
mehr und mehr auf die Nichttrennung hinausgeht. Keller schreibt im Grünen Heinrich:
'Er anerbte dem Alten'; im Sinngedicht: 'Er anbefahl dem Alten die Obhut seiner
Wohnung.' — Bei C. F. Meyer steht: 'Das Spiel seiner Natur überquoll wie der Schaum
eines jungen Renners.' — Auerbach versuchte mit voller Absicht diesen Gebrauch durch-
zusetzen: 'Der Bruder einsegnete das Paar. Mythos und Volksdichtung vorbereiten
die Stoffe. Andere beistimmten ihm.' Leider war Auerbachs Geltung nicht stark genug,
solche Neuformen einzubürgern. — Bei Hofegger wimmelt es von Nichttrennungen,
z. B.: 'Weiter ausbreitete sich der Aufruhr.' — Immermann läßt Lisbeth im Oberhof
zur Verstärkung der Rede sprechen: 'Ich würde sündigen an seiner unsterblichen Seele,
zugäbe ich, daß'. Doch nicht bloß in Dichterverken wagen unsre besten Schriftsteller die
Nichttrennung; Goethe scheint auch so gesprochen zu haben, wenn wir seinem Echo
Edermann trauen dürfen: 'Ich anbeate in ihr (der Sonne) das Licht und die zeugende
Kraft Gottes.' Um wieviel klanglich wirksamer ist dies als das hinten nachklappende, an!

Wendungen wie: *Ich anvertraue dir mein Kind, Ich anbefehle dir Gehorsam, Ich anempfehle dir Nachsicht, Er anähnlichte sich ihm, Goethe hineingeheimniste im Alter mit Vorliebe allerlei Symbolisches, Ich unterordne mich, Eine Arbeit obliegt mir, Bismarck obsiegte über alle Widerstände* sind nicht mehr streng zu beanstanden, werden zum Teil schon allgemein zugelassen. Mit der Zeit müssen wir dahin kommen, daß Sätze wie: 'Er schätzte ihn mit Recht (folgen drei bis vier Druckzeilen) gering' nur noch in der Stilschreckenskammer des Kladderadatsch vorkommen.

*

Der Ausdruck Hilfszeitwörter bejagt, daß sie uns beim Reden und Schreiben helfen, nicht daß sie uns hindern oder gar die Kraft unsrer Sprache lähmen sollen. Goethe hatte eine natürliche Abneigung gegen solche Hilfen: 'Besonders verdrießen mich die unglücklichen Auxiliaren aller Art' (an Riemer während der Arbeit an Dichtung und

Wahrheit), und der junge Goethe vernied sie dank dem Springquell seiner Jugendsprache nach Möglichkeit. Man kann aufmerksam lesend eine deutliche Zunahme der Hilfszeitwörter bei Goethe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bemerken, zumal nach der italienischen Reise. Einen Gipfel erreicht sein Altersstil in der Briefstelle: *Es möchte wohl kein Zweifel sein, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponiert finden mochte, dürfte verursacht haben* (an Zelter nach Augusts Tode). Daß hierin aber nur Schreibmanier, nicht Lebenssprache vorliegt, beweist die an Hilfszeitwörtern arme Sprache Goethes in seinen Unterredungen mit Eckermann, Soret, Müller bis ins höchste Alter.

Wir Deutsche haben es schlimmer als die Völker des Altertums, die Indier, Griechen, Römer, Goten, mit ihren mancherlei Zeitwortformen, die wir nur durch Hilfszeitwörter umschreiben können. Ja selbst die Franzosen, Italiener, Spanier, von den germanischen Völkern die Scandinavier, brauchen nicht für so viele Zeiten und Auslageweisen wie wir ein Hilfszeitwort zu setzen. Diese unsre Armut an echten Beugemitteln hat zu der sehr natürlichen, also nicht unberechtigten Weglassung der Hilfszeitwörter in gewissen Fällen geführt. Wird hierin weises Maß gehalten, so verdient diese sprachliche Selbsthilfe nicht die grobe Schelte willkürlicher Sprachmeisterer. Zu diesen gehörte Schopenhauer, der Freund einer gewissen Behäbigkeit und Breitspurigkeit des Stils, die wir bei ihm ertragen, weil er uns soviel Gewichtiges zu sagen hat. Er wetterte: Was in aller Welt haben die Augiliarverba verbrochen, daß sie ausgelassen und übersprungen werden? Der Leser muß sie notwendigerweise aus eigenen Mitteln hinzufügen. Sie haben verbrochen, daß sie noch mehr schwächen als helfen, und bei maßvoller Weglassung fügt der Leser sie ohne einen Augenblick Nachdenkens aus eignen Mitteln hinzu. Jean Paul nannte die Hilfszeitwörter ‚abscheuliche Rattenschwänze der Sprache, und man hat jedem zu danken, der in eine Schere greift und damit wegschneidet‘. Nicht jedem, wohl aber dem Schreiber mit seinem Sprachgefühl, der also tut. Wie heilsam hätte die Schere gewirkt an einem Satz wie diesem von Spielhagen: *Aber diese Weise, wie sie unnachahmlich ist, dürfte, wäre sie es nicht, doch nicht nachgeahmt werden*, — drei Hilfszeitwörter hinter einander, in drei verschiedenen Gliedern eines Schachtelsatzes!

Das Bedürfnis nach größerer Straffung des Satzes drängte früh zum Einschränken der Hilfszeitwörter; doch ebenso früh lehnte sich gegen diesen lebendigen Drang der Sprache, d. h. der Sprechenden und Schreibenden Menschen, die Papier Sprachlehre auf. Schon der alte Schottel eiferte in seiner Deutschen Sprachkunst gegen solches Streben. Vor jedem Übermaß des Auslassens warnte Jakob Grimm mit Recht: ‚Die Sprache sträubt sich wider Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, die dabei entspringen‘, aber doch nur unter der Feder dunkler und zweideutiger Schreiber! Lessing ließ die Hilfszeitwörter mit zunehmenden Jahren immer häufiger aus, sicher nicht zum Nachteil seines kernhaften Stils; Wendungen: ‚Wie wir oben gesehen, wie schon berührt‘, sind überall bei ihm zu finden, und es stört uns nicht, daß wir nicht peinlich genau erfahren, ob hatten oder haben, wurde oder worden ist, gemeint wird.

Allerdings gibt es in unsrer klassischen Prosa einige recht bedenkliche Sätze, z. B. diesen von Goethe: *Alles dies wäre zu tragen gewesen, hätte nicht das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelastet*; aber bedenklich doch nur wegen seines Übersehens der Gleichheit von Mittelwort und Gegenwart. Alles in allem müssen wir Hebbel zustimmen, der das Weglassen der nicht unbedingt nötigen Hilfszeitwörter aus künstlerischen Sprachgründen forderte: ‚Der Numerus (Rhythmus) des Stils verlangt gar oft das Rappen dieser abscheulichen Schlepptaue‘.

Siebenter Abschnitt.

Allerlei Sprach- und Stilgebrehen.

Nach seinem Sinne leben ist gemein:

Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz. (Goethe.)

Welcher. — Aussage mit Ein. — Ersterer und Letzterer. — Her und Hin. —
 Selten günstig. — Rechtschreibung.

Der Sprachmeisterer Wustmann haßte keine der sogenannten Sprachdummheiten mit solcher Verjerfernwut wie das bezüglichste Fürwort Welcher. Er hat Schule gemacht bei solchen, die sich durch Grobheit einschüchtern lassen; vielen gilt jetzt für einen guten Schreiber schon der, welcher sich angstvoll vor jedem Welcher hütet. Indessen wie so oft: Wustmann sei trotzdem bedankt; denn so übertrieben, fast krankhaft sein Zorn gegen Welcher gewesen, er hat es doch dahin gebracht, daß heute nicht mehr so unlebendig, so kanzleimäßig gewelchert wird, wie vordem.

Die sprachgeschichtliche Untersuchung lehrt uns nicht viel; denn aus dem Nichtgebrauch von Welcher als Bezugswort im Alt- und Mittelhochdeutsch folgt für das lebendige Recht der neuhochdeutschen Schriftsprache garnichts. Andererseits würde das Vorkommen in den ersten Jahrhunderten des Neuhochdeutschen nicht beweisen, daß wir gleichfalls ruhig welchem dürfen. Wustmann, der ein für allemal nur Der Die Das im Bezugssatz gelten lassen will, und den selbst Die die die, in gewissen Fällen ja die unvermeidliche Folge, erträglich, wohl gar sehr wohlklingend dünkt, könnte sich auf eine vereinzelte Stelle aus dem 13. Jahrhundert berufen, auf den Satz bei dem großen Volksprediger Bertold von Regensburg: *Die werdent danne viel zornlichen rihlen unde hazzelichen über die, die die heiligen habent gerichtet af ertriche.*

Für die Literatur zwischen 1750 und 1850 hat Minor durch Zählungen seiner Schüler festgestellt, daß von 2000 Bezugssätzen doppelt so viel mit Der wie mit Welcher angeknüpft sind. Unbedingt notwendig ist Welcher in keinem einzigen Falle; künstlich verzwickte Sätze beweisen nichts, denn man soll eben keinen Satz so verzwicken, daß ihn nur ein Welcher retten kann. Hingegen gibt es Fälle, worin Welcher entschieden falsch wäre, Wendungen wie: Ich, der (ich), z. B. in Lessings Briefsatz: 'Ich, der die ganze Welt ausreisen wollte...'. Zugugeben ist nur, daß in den meisten Fällen rein sprachgesetzlich Welcher ohne Fehler ebensowohl wie Der stehen kann, vorausgesetzt daß man nichts gegen einen kanzleimäßigen, unlebendigen Stil hat. Denn kanzleimäßig, unlebendig klingt nun einmal das schwere Welcher mit seinen zwei Silben statt einer und mit seiner nicht allzu flüssigen Mittlautergruppe; hurtiger, vor allem redesprachlicher fließt das leichte Der. Ein Schreiber, der grundsätzlich nur Der setzt, aber 'Die die', gar 'Die die die' und etwaige Doppeldeutungen meidet, wird niemals Anstoß geben; der überwiegende Gebrauch von Welcher beschwert jeden Stil mit einer auf die Dauer fühlbaren Last. Welcher ist unmöglich in beflügelter Rede; stilllos, weil schleppend, wirkt es z. B. in einem aufgeregten Satze von Laube: *Ich schmachte hier und weiß doch, daß ich diesen Staat wenigstens nicht minder liebe und gewiß nicht minder gefördert sehen will als derjenige, welcher mich hierher geworfen*; nun gar: derjenige welcher, statt des einfachen: als der mich. Laube schreibt überhaupt häufiger Welcher als Der; aber er war ja kein Dichter, so wenig wie ein Stilkünstler. Bei den meisten guten Schriftstellern der Gegenwart steht Der häufiger als Welcher.

Hoffnungslos sind die Bemühungen feinspinnender Sprachmeister, allerlei Regeln für den wechselnden Gebrauch von Welcher und Der zu ertiteln; keine läßt sich auf die gesprochene Rede, keine auf eine stetige Anwendung bei den guten Schriftstellern stützen. Sie haben alle nur Papierwert, nicht Lebenswert. Da predigt z. B. eine Stillehre: Wenn ein Adjektivsatz das Attribut des Individuums in einem Satze besonders hervorhebt, so wird die Hervorhebung durch Welcher bezeichnet.' Der Verfasser war sicherlich der einzige.

der diesen Satz verstand. Und wenn er zum Beweise den Goethischen Satz anführt: *Die Verehrung, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich*, so ist das ohne jede Beweiskraft, denn in diesem Satze könnte ohne die allergeringste Änderung des Sinnes und der Wirkung stehen: *Die Verehrung, die Gellert . . .* Bei Luther heißt es: *Daß du nicht scheinst vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir vergelten öffentlich*, doch aus keinem andern Grunde abwechselnd, als aus Rücksichten der Klangschönheit. Bei Storm, gewiß einem unsrer feinsten Wortwäger, heißt es: *Von dem Ackerstück, an welchem wir vorüberkamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unsichtbar in den Furchen lagen*. Will jemand leugnen, daß nicht ebensogut zuerst Dem, zweitens Welche stehen dürfte? Und was sagen gar die Todfeinde von Welcher zu diesem Stormschen Satze: *Mit seinen dunkeln Augen, in welche sich die ganze Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigentümlich von den schneeweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnenduft vor ihm lag* —?

Trotzdem wiederhole ich: unbedingt notwendig ist Welcher in keinem Falle; aber bequem und nützlich kann es zuweilen werden:

Alle gehorchten dem Befehl, auch die, welche die Feindseligkeiten begonnen hatten. — Deutschland wird diesen Schritt, seit welchem eine merkliche Beruhigung eingetreten ist, nicht bereuen. — Die Regierung beabsichtigt nicht, eine Vorlage einzubringen, durch welche vier Vertreter der Kolonien ernannt werden sollen.

Freilich ist in diesen Sätzen Welcher geeignet, Übelklang oder Mißverständnis zu verhüten; sie würden sich aber alle auch ohne Welcher gut bauen lassen. Ja selbst ein Satz wie: *Der Mann, der für die Sicherheit der Fürsten zu sorgen hatte und zu dem König Leopold einmal sagte . . .* fordert nicht unbedingt Welchem; zu dem der König Leopold würde jeden Zweifel ausschließen. Indessen es soll ja niemand bei Strafe der Stilverdammnis gehalten sein, immer und einzig Der zu schreiben. Das unbarmherzig schneidende Messer des Stilarztes findet noch für lange an ganz anderen Leibes Schäden der deutschen Sprache dringendere Arbeit.

Der weise Rat, bei zwei ineinander geschachtelten Bezugssätzen mittels Welcher und Der für holden Wechsel zu sorgen, ist überflüssig: man braucht eben nicht zu schachteln. Und wenn R. G. Keller in seinem Antibarbarus als Beispiel für die Notwendigkeit von Welcher zum Abwechseln den Satz hinschreibt: *Die Deutschen haben eine zweite Blütezeit der Nationalliteratur vor hundert Jahren erlebt, in welcher die Klassiker hervorgetreten sind, deren Sprache für die Gegenwart auch größtenteils mustergültig ist*, so ist zu erwidern: wozu denn durchaus einen zweiten Bezugssatz lose an einen ersten leimen? Man setze hinter „erlebt“ einen Punkt oder Strichpunkt, fahre fort: „in ihr sind die Klassiker hervorgetreten“, dann braucht man kein Welcher und erreicht die Verbesserung des Satzbaues obendrein.

*

Die Arbeit war eine gute, meine Furcht war eine überflüssige, das Haus in der Friedrichstraße ist ein großes, — daß man solche Albernheiten überhaupt erwähnen muß, wenn man von Stil spricht, ist ärgerlich. Verschwinden wird die Unsitte nur, wenn sich jeder Schreiber mit der allgemeinen Stilwahrheit durchdringt, daß zwei Wörter überall da vom Übel sind, wo sie nicht um ein Haar mehr als eins bedeuten und dazu breitspurig, schlaff und flau wirken. Der Mathematiklehrer mag zu dem Schüler sagen: Diese Linie ist eine krumme, jene eine gerade; der Zeichenlehrer darf nur sagen: Deine Linie ist recht krumm. Man hat den Ursprung von Ein mit der Aussage aus dem Englischen herleiten wollen: *a great one*; schwerlich mit Recht. Es ist urdeutsches Gewächs, entsprossen dem an breiter Wortmacherei jeglicher Art so überfruchtbaren Treibhausbeet unsrer Kanzleien.

*

„Ihm verdanken“ wir gewiß auch die geilen Wucherpflanzen Ersterer, Letzterer, Mehrere; in den älteren Zeiten unsrer Sprache kannte man sie nicht. „Mehrere“ wird

vielleicht dem Spotte weichen, den man schon jetzt mit ihm treibt: „mehrerere“. Die drei E mit den zwei R fordern ihn heraus: die Spötter fühlen eben die Überflüssigkeit der Steigerungsilbe. Warum nicht einfach „mehr“? Ich schreibe seit Jahren nicht anders, und noch nie hat ein Leser sich daran gestoßen oder mich auf einen etwaigen Druckfehler hingewiesen.

Daß der Erste und Letzte genau dasselbe besagen wie der Erstere und der Letztere, ist sicher; daß es zur Abwechslung noch die Wörter Jener und Dieser gibt, wissen manche Schreiber nicht. Aber wer ist gefeit gegen die Einflüsse der Kanzlei? Auf die Besten hat sie abgefärbt: *Ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsre Achtung nicht versagen, so wird diese letztere nicht wenig . . .* (Schiller). Wozu hier überhaupt „Letztere“? „Diese“ genügt ja vollkommen. Goethe hatte im Urmeister (3,3) geschrieben: *letztere*, in den Lehrjahren änderte er's in *letzte*! — Einen ganz tollen Mißbrauch bietet Heine: *Oder ist es schon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Teil der Bürger, die nur für das Landesinteresse besorgt sind, meistens ein ernstes Stillschweigen beobachten, sobald man sie über letzteres befragt.* Also über das Stillschweigen? Nein, über das Zeichen des Mißvergnügens; oder nicht vielleicht noch besser über das Landesinteresse? Solchen Lächerlichkeiten aus Unachtsamkeit ist eben jeder ausgesetzt, der sich „letztere“ nicht ganz abgewöhnt; zehnmal glückt's, das erste Mal bringt es eine Stilblüte hervor. Sehr spaßhaft wird es, wenn es sich nicht um die Wahl zwischen zwei, sondern mehr Dingen handelt: *Bestimmt die auswärtige Politik eines Landes die innere? oder die innere die auswärtige? oder stehen sie in Wechselwirkung zueinander? Die erstere Anschauung dominiert.* (Hans Delbrück.) Sollte man dann nicht lieber das einfache „erste“ ganz abschaffen?

Ebers schreibt, noch dazu in einem Roman: *Xanthe näherte sich dem Kranken. Dieser letztere . . .* Dergleichen würde wohl nur einer unter hundert Kanzleischreibern begehen. — Die Straßburger Post berichtet: *Die Pferde seines Wagens gingen durch, Insasse und Kutscher wurden aus dem Wagen (warum übrigens nicht: demselben?) geschleudert, und die Räder des letzteren gingen ersterem über den Leib.* Die Räder des letzteren: äußerst notwendig, denn wie leicht käme man sonst auf den Gedanken, es handle sich um die Räder des Insassen oder des Kutschers. Wer ist übrigens der erstere? Der Insasse oder der Kutscher?

Der Rüben wird in ein kleines blechernes Sieb abgeschüttet und unter beständigem Umrühren mit Wasser übergossen. Nachdem das letztere (nicht etwa das erstere, das Sieb) abgelassen . . . (Karl Ruß). Wollen wir nicht auch zur größeren Kanzleideutlichkeit verbessern: *Jesus aber stund vor dem Landpfleger; und der Letztere fragte den Ersteren und sprach: Bist du der Juden König? Der Erstere aber sprach zu dem Letzteren: Du sagst es.* Wie unüberwindlich muß der Einfluß der Kanzlei sein, wenn ein Stilmeister wie Bismarck einmal schreiben — nicht sprechen — konnte: *Wenn man es ablehnt, es auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Absicht Aller zu grunde legt, so . . .*

*

Daß Her und Hin etwas Verschiedenes bedeuten, ahnt zwar der Nord- und Mitteldeutsche, hält das aber nur für eine bedeutungslose Lehrmeinung; der Süddeutsche fühlt es und spricht demgemäß so lange unbeirrt richtig, wie er nicht durch die allgemeindeutsche Schriftsprache, besonders durch die norddeutschen Zeitungen stumpf geworden. *Ich ging zu ihm herunter* ist eine Sprachwidrigkeit, über deren Unzulässigkeit kein Zweifel bei gebildeten Menschen herrschen sollte. *Bauch hinein, Brust heraus!* hat ein Unteroffizier zu befehlen. Wenn bei dem Süddeutschen Mörke einmal vorkommt (in der herrlichen Stelle über Goethes und Schillers Briefwechsel): . . . *die ruhige tiefe Fläche nicht zu stören, in deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick herunterließ,* so vermute ich eher einen Druckfehler. Dagegen hat kein Druckfehler den Satz bei Bartels verschuldet: *Ich glaube nicht an den Kritiker, der auf den größten Künstler herabblickt,* weil dessen Deutsch noch an schlimmeren Übeln krankt. Und wie mag sich Julius Hart die

Sage gedacht haben in diesem Satze über Tolstoi: *Wir sehen halb mit Staunen und halb mit Abscheu herab auf den Wilden, der an unsern Mauern tobt . . . ?*

Bei Herman Grimm darf uns nach seiner Verteidigung jeder sprachlichen Willkür (vgl. S. 66) garnichts wundern; immerhin zerbricht man sich den Kopf, aus welcher Sinnenwelt es geflossen sein mag, wenn Grimm Goethen vom geöffneten Fenster (seiner Frankfurter Dachstube) in die Stille (der Straßen) herablauschen läßt und gleich darauf schwärmt: *Von der Mainbrücke herab sehen und hören wir nachts neben ihm stehend (auf der Brücke oder im Wasser?) die dunkeln Wellen ihm entgegenströmen.* Er hätte vielleicht doch weise getan, in dem Deutschen Wörterbuch des Vaters und des Oheims ein Weniges über den Sinn von her und hin, herab und hinab zu lesen.

Betrübend sind bei zwei Germanisten solche unmögliche Sätze wie: *Unter den Frauengestalten Goethes ist Dorothea die einzige, die nicht zu der Klugheit und Besonnenheit des Mannes heraufzusehen braucht, und: Goethe schreitet auf dem Hochgrat seines Lebensgebirges, . . . während er die abstürzenden Kletterer nicht ohne eine gewisse Schadenfreude herabgleiten sieht* (beides bei R. M. Meyer). Oder bei Schönbach: *Bis herauf zu Winckelmanns Schreibübungen für den Grafen von Bühnau hatte das Mittelalter als eine Fundgrube . . .* Steht der Schreiber so unmittelbar neben Winckelmann, daß er herauf sagen darf?

Einer der Verehrer des so allgemein beliebten 'Milieu' schreibt in einer großen Wochenschrift: *Eines Tages überfällt uns das heiße Verlangen, aus unserm Milieu herauszutreten, um mit vollen Segeln in die Welt hinauszufahren.* Wenn sich der Schreiber hierbei überhaupt etwas gedacht hat, dann wahrscheinlich dies: heraus und hinaus sind zwei gleichbedeutende Wörter, die man des Klangwechsels wegen beliebig vertauschen kann. Warum sollte er nicht? Er hatte ja auch nicht zwischen den Duzenden guter deutscher Wörter für Milieu gewählt, sondern ohne Besinnen das fremde Formelwort hingeschrieben. Das wäre ein merkwürdiger Fremdwörtler, der Her und Hin richtig oder gar fein unterschiebe.

Allerdings breitet sich hier, wie so oft im deutschen Sprachleben, ein Gebiet mit fließenden Grenzlinien. Während über die Fehlerhaftigkeit der bisherigen Beispiele kein Zweifel bestehen kann, verdienen die folgenden Sätze ein milderes Urteil. Wenn Max Dreyer schreibt: *Jetzt, wo sie in der Dämmerung zu Hause ist, wo sie sich herausgestohlen hat* (gewissermaßen zu sich selbst) *aus dem Dunkel, noch einmal von der Sonne zu kosten*, so ist das zur Not möglich. Und Karl Frenzels Satz: *Wenn die Franzosen ein wenig spöttisch und von oben her auf die deutsche Gesellschaft und Geselligkeit herabsehen*, ist nicht ganz unrichtig, denn es kommt auf den augenblicklichen Standpunkt des Schreibers an: Frenzel sah die Franzosen oben, sich samt der deutschen Gesellschaft unten.

Eine Ausnahme von der sonst strengen Regel bilden einige derbe Zeitwörter wie rauswerfen, rauschmeißen, reinfallen, die übrigens in Süddeutschland meist mit n ('nauswerfen') gebraucht werden. Vielleicht hat das rollende R mit seiner stärkeren Tonmalerei dazu verführt. Und gegen das *Ran an den Feind!* für unsre ruhmreiche Flotte im Heldenjahre 1914 ist gar nichts zu sagen. Selbst bei Lessing steht einmal: *Wenn man uns zum Hause herauswirft* (Minna von Barnhelm). Der Süddeutsche Goethe weicht äußerst selten von der Regel ab; wer in ihr unsicher ist, merke sich als Denkpruch seine Verse: *Da stand es gut um unser Haus: Nur viel herein und nichts hinaus.* — Einige versteinerte Wendungen wie: den Preis herabsetzen, ein Werk herausgeben beweisen nichts gegen die Regel, zumal da sich der Schreiber den Preis und das Werk als zu sich herabsetzt, zu sich herausgegeben vorstellen kann.

*

Ein junges Mädchen mit selten angenehmem Wesen: dies wird von wohlgekleideten Menschen geschrieben, die sich auf hohen, sogar auf sehr hohen Schulen aufgehalten haben. Ist es begreifbar, wie jemand so schreiben kann, den man ein einzigmal

auf den unbeabsichtigten Unsinn aufmerksam gemacht hat? Was bedeutet: *Bei dem selten günstigen Wetter des letzten Monats?* Unzweifelhaft nur, daß meist schlechtes Wetter war. Und wie sollen wir Fontanes Satz verstehen, daß er von Bismarck den Eindruck *eines selten edlen und gültigen Wesens* empfangen habe? Wer Fontanes oft sehr schneidendes Urtheil über Personen kennt, der bleibt über den Sinn eines solchen Satzes zunächst im Dunkeln.

Würde ein Schüler der Mittelklassen eines Gymnasiums oder einer Realschule schreiben: *Inter Caesarem et inter Pompejum* oder *Entre lui et entre moi*? Schwerlich. Deutsche Schriftsteller aber dürfen in all ihrer Berühmtheit schreiben: *Es entsteht dann eine immer größere Spaltung zwischen den Einzelnen und zwischen der Totalität der Nation* (Julian Schmidt in seiner Deutschen Literaturgeschichte).

*

Über die deutsche Rechtschreibung klagte Jakob Grimm 1847: Mich schmerzt es tief, gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt, wie das deutsche. Mit unbegreiflicher Übertreibung, denn sinnloser als die deutsche ist die französische und gar die englische gewiß. Grimm meinte vielleicht nur die damalige Regellosigkeit, nicht den Grad des Abweichens der Schrift vom Laut. Durch zwei amtliche Orthographiereformen ist jetzt wenigstens der Zustand geschaffen, daß man richtig schreiben kann, wenn man will, das heißt, wenn man sich nach den amtlichen Beschlüssen und den entsprechenden Wörterverzeichnissen richtet. Daß unsre Klassiker und ihre Zeitgenossen meist sehr schwankend und nach heutigen Begriffen sehr unrichtig schrieben, ist bekannt. Beim Freiherrn vom Stein kommt vor, *Crayß* statt *Preis*. Sicherlich hat sich die deutsche Rechtschreibung im Vergleich mit der des 18. Jahrhunderts wesentlich gebessert; schon die endlich errungene Einheitlichkeit ist ein Segen, selbst wenn dabei manches Unbegreifliche untergelaufen ist, so namentlich das *ieren* (wegen seiner Abstammung vom altfranzösischen *ier*, dem wir Deutsche uns natürlich ehrerbietig unterwerfen müssen). Rechtschreiberische Eigenbrötleien in deutschen Wörtern sind nicht zu dulden, allenfalls mit Ausnahme solcher Fälle, in denen durch groß- und klein-Schreiben (Alle, alle, Andre, andre) Mißverständnissen vorgebeugt werden kann. Von den Fremdwörtern dagegen sollte es heißen: Schreibt zu, dies Wort ist vogelfrei! Je lächerlicher man sie schreibt, desto eher werden sie verschwinden; es ist ein Ärgernis, daß die Verfasser unsrer Wörterbücher der Rechtschreibung Tausende von Fremdwörtern mitaufnehmen. Ich habe nichts gegen *areptieren*, *echstirpieren*, *Milljöh*, *Nüankße*, *Fong*, *Fotöllch*, *Detalch*, *Anfhangel*, *Entferlöhr*, *Emallje*, *Bassänkß*, zumal da diese Schreibungen die Aussprache der höchstgebildeten Fremdwörterfreunde getreu wiedergeben.

Achter Abschnitt.

Freiheit.

Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. (Goethe.)

Begonnen wurde dieses zweite Buch mit einer Betrachtung der knechtenden Sprachmeisterei; beschlossen sei's mit der Freiheit. Sollte ich selber dem Leser, der bis hierher ausgehalten, als ein schulmeisternder Pedant erschienen sein, weil mir einiges in Sprache und Stil unsrer guten, gar vieles in den Werken unsrer mittelmäßigen und schlechten Schriftsteller mißfällt, so habe ich für ihn nicht geschrieben, denn er vermag nicht den Jörn der Liebe zu unsrer ruhmwürdigen Sprache von Pedanterie, nicht Freiheit von Willfür zu unterscheiden. Ich hoffe jedoch, daß die meisten Leser deutlich herausgeföhlt haben, wie ich über Zwang und Freiheit in dieser unsrer gemeinsamen großen Sache denke. Mein Grundsatz ist in sechs Worten: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhafte Freiheit; und

da es weit mehr Zweifelhafte als unerschütterlich Notwendiges gibt, so darf ich mich rundweg einen Vertreter größtmöglicher Freiheit in allen Fragen deutscher Sprache und Stiles nennen.

*
 O Muttersprache! reichste aller Zungen! Wahrlich, deine Schatzkammern sind so unerschöpflich, so unübersehbar; deine Mannigfaltigkeit, deine Herrschgewalt gepaart mit bestrickender Zartheit so einzig in der Welt, daß dir mit kleinlicher Silbenstecherei und eigensinnigem Kleinmeisterwesen garnicht beizukommen ist. Freiheit hat dich durch die Jahrtausende begleitet; oft ist sie ausgeartet in zügellose Unordnung; fremdes Unkraut hat deine blühenden Saaten durchwuchert, manchen gesunden Keim auf ewig zerstörend. Doch immer wieder hat deine unvertilgbare Lebenskraft obgesiegt über Heimsuchungen, die den Sprachen andrer Völker den Untergang oder die Versehung ihres innern Wesens bereitet haben würden, vielen bereitet haben.

Spenderin aus reichem Horne,
 Schöpferin aus vollem Horne,
 Bohnerin im Sternengelt!
 Alle Höhen hast du erküßelt,
 Alle Tiefen du entsiegelt
 Und durchwandelt alle Welt.

Diese Reine Jungfrau, ewig schöne, Geist'ge Mutter deiner Söhne, Mächtige vom Zauberbann, wie Rückert sie in einem seiner schwungvollsten Lieder besingt, soll uns keine gelehrte Knechtschaft in Fesseln schlagen. Das bedeutet aber durchaus nicht, daß nun jeglicher seine aus Trägheit und düntelhaftem Eigensinn zusammengezwirbelte Willkür-laune an ihr austoben, der erstbeste Schreiber seine sprachwidrige Unform als ‚individuellen Effektizismus‘ verteidigen darf. Es mag sehr wenig ‚genial‘ klingen und dem Rechte des Individuums, sich sprachlich auszuleben, schnurstracks zuwiderlaufen: ‚durch‘ steht nun einmal im Neuhochdeutschen mit dem vierten, ‚bei‘ mit dem dritten Fall, und nicht der mächtigste Herrscher, nicht der erhabenste Genius darf sich herausnehmen, ‚bei‘ mit dem vierten Fall zu gebrauchen, wie Stefan George sich das herausnimmt. Und Sonne bleibt weiblich trotz Herrn Momberts ‚Der Sonne‘. Der wahre Genius hat sich noch niemals über die Urgründe der Sprache, des Atems seiner Seele, erhaben gefühlt, sondern hat ihren unbegreiflichen, seinem eignen Wesen verwandten und unentbehrlichen Geistandächtig verehrt:

Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
 Fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz;
 Überläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung
 Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz. (Hebbel.)

Kein gewaltsamer Eingriff in das Grundgerüst der Sprache ist je geglückt, etwa von der Art des Vorschlages Friedrichs des Großen, die ihm zu stumpf klingenden Kennformen auf en durch ein angehängtes a (z. B. gebena) volltöniger zu machen; oder des Einfalles Bürgers, das für den Vers angeblich unbequeme ‚oder‘ durch englisches *or* zu ersetzen. In den unendlichen Bereichen der deutschen Sprache ist Raum für die freieste Form, den kühnsten, den eigenwilligsten Stil, für jede noch so schrankenfeindliche große Persönlichkeit. Aber nur dieser, nicht jedem unkünstlerischen Stümper, der durch willkürliche Sprachmäßen Aufsehen erregen will, räumen wir die Freiheit ein, die wir meinen. Goethe durfte ruhig schreiben: ‚Der geistreiche Mensch knetet sich seine Sprache selbst‘; dies war in ganz anderm Sinne gemeint als die von Herman Grimm gepriesene Willkür jedes Einzelnen, und dahinter stand Goethe, der Mann und sein Werk. Die von ihm geforderte Freiheit ist eben die Goethische überhaupt: ‚die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun.‘ Was in der Prosa die Freiheit des Vernünftigen sei, darüber entscheidet nicht der Schreiberechtmut des Einzelnen, sondern ein sehr vornehmer und strenger Richter: der gute Geschmack. ‚Der Prosaisst hat die Ellenbogen gänzlich frei und (echt Goethisches ‚Und‘; nicht ‚aber‘) ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; alles, was den Geschmack verletzen könnte, kommt auf seine Rechnung.‘ Und Herder erklärte: ‚Ein Meister entscheidet durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler.‘ Aus demselben Geiste

Schiller: Wenn der Schulverstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte, wie seine Begriffe, an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist; um nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, . . . so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. Der Schulverstand tadelte: *Um 9 Uhr abends ist es in der Volksbibliothek am leersten*; leer dulde keine Steigerung. 'Leerst' ist selbst verstandesmäßig richtig, denn 'leer' bedeutet nicht die vollkommene Luft- oder Menschenleere, so wenig wie 'voll' ein festumgrenzter Begriff ist. Ginge es nach diesen strengen Verständlern, so dürfte man auch nicht sagen: Ich habe dich seit einer Ewigkeit nicht gesehen, nun gar: seit einer halben Ewigkeit.

Goethe hat sich dieser Freiheit für seine Prosa in einer Weise bedient, die für alle Zeiten durch ihre Kühnheit und zugleich Mäßigung vorbildlich sein könnte, wenn uns nicht die Sprachmeisterei um fast alle Goethische Freiheiten gebracht hätte. Sie verbietet uns zu schreiben: *Dein Rock und Mütze, — Gleichen Wuchses und Würde, — Sein sonstiger Ernst und Trockenheit, — Sein gelb und rotes Kleid, — In jung und alten Tagen, — Die klein und große Welt, — Den künftigen Tag- und Stunden, — Jeden Nachklang fühlt mein Herz Froh und trüber Zeit, — Mein Leben und Gesundheit, — Inn und äußeren Feinden*. Goethe schreibt: 'süßte'; wir müssen hübsch genau 'süßeste' schreiben. Goethe wußte so gut wie die Sprachmeister, daß der Höchstgrad von 'hübsch' nach der Schulsprachlehre 'hübschster' heißt, und schrieb dennoch 'hübschter Backfisch', doch wohl darum, weil er, der in allem Ordnung liebende, dies für keine willkürliche Unordnung, sondern für eine klangschönere Freiheit hielt. Er nennt Clavigo einen halb groß halb kleinen Menschen; wie froh dürften wir sein, wenn wir dies wagen und einmal eines unsrer übermäßig häufigen klangschwachen en beseitigen könnten. Goethe erlaubt sich mit Recht: *Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten*; es ist nicht auszudenken, was die Wustmänner unsrer Tage über einen neueren Schriftsteller mit solcher 'greulichen Lieberlichkeit' zusammenschimpfen würden. Wenn Goethe schreibt: *Alle vorhergegangene Süße, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor*, so ist gar nichts dagegen zu sagen; wo aber ist heute der Bühne, der den Sprachmeistern zum Troste solches magt? Goethes Freiheit: *Ein Wundergut, das ich mit Sorgfalt mehr als den Besitz ererbt, errungener Güter . . . pflege* (Natürliche Tochter) ist nicht nur in der Dichtung erlaubt, sondern gar wohl, natürlich mit Maß, auch für die Prosa dienlich.

Schiller schreibt, ähnlich wie Goethe: *Geschah mit meinem Wissen und Erlaubnis*; und es ist nicht anzunehmen, daß ihm der Schulsehler entgangen sei in der Antikündigung seiner ersten Vorlesung: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*

Heines Reisebilder beginnen: *Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität*, schrecklicher Fehler, den Heine wohl bemerkt haben wird. — Storm dichtet in 'Immensee': 'Für all mein Stolz und Freude', weil diese Freiheit volkstümlicher, für ihn also in dem schönen Liede zweckmäßiger ist. — Bei Keller heißt es im 'Hadlaub': 'Ein schöner Mann mit dunklen Augen und Haar.' Wie leicht wäre dies richtig zu machen gewesen; Keller tat es nicht und hatte Recht, es nicht zu tun.

Sollen wir die Stelle in einem Briefe Marianne Willemers an Goethe schelten: *Zugleich demütig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein seliger Traum?* Was hindert uns, nachzuempfinden: mir, demütig und stolz, schien alles?

Novalis spricht von der Geistlichkeit mehrmals in der Einzahl, schreibt aber im folgenden Satz: Die niedrigen Begierden waren ihnen zu Kopf gewachsen. Warum nicht?

Nach der strengen Sprachlehre ist Annette von Droste's Satz falsch: *Das Fräulein Sophie starb ihm bald nach, sie war nie recht gesund gewesen, und diese beiden Stöße zu hart für sie*; nach der Freiheit eines schöpferischen Schreibermenschen ist er durchaus richtig.

Heise und Geibel nehmen sich als Dichter die Freiheiten des Dichters Goethe heraus, schreiben: 'in gut und bösen Tagen, den erst und letzten Ruß, von rot und blauer Zier' und

tum wohl daran; gleichwie C. F. Meyer das Recht hatte, zu schreiben: „Mit nur ein bißchen Freude. Wer einwenden will: Ja in der Dichtung! dem sei gesagt, daß jede gute Prosa an die Dichtung streift, und daß ihr nichts dienlicher ist, als sich aus den Sprachquellen der Poesie Freizüg und Kraft zu schöpfen. Wir müssen doch nicht alle wie Kanzleiräte schreiben.

Heinrich Seidel, einer unsrer reinsten und feinsten neueren Prosaikünstler, schreibt ohne Gewissensbisse: *so muß ich noch immer an Auras* [Name eines Polizeidieners] *seine Augen denken*. Grober Fehler? Nein, seine Freiheit, besser als Auras' oder Aurassens. Die Kanzlei allerdings fordert: *so muß ich noch immer an die Augen des Polizeidieners Auras denken*.

Ich bekenne offen, daß mich sogar Liliencrons Satz: *Früher durch Jahre im großen Generalstabe beschäftigt, lag ihm noch der leidende Zug im Gesicht* nicht grade entsetzt, trotz dem auf S. 81 Gesagten. Ich nehme keinen Anstoß an Schmollers *Mit und durch die Accise*, lese gleichmüthig selbst bei dem mir sprachlich zuwider Herman Grimm: *Vom gemeinsamen Vaterlande und Volksvertretung mußte vorsichtig gesprochen werden*, und finde Molles Anrede in einem Brief an seine Frau: *Mein klein liebes Weibchen!* allerliebste.

Alle deutsche Schriftsteller aller Zeiten haben sich jede Freiheit zunutze gemacht, die im Wesen deutscher Sprache begründet ist. Die Wendungen bei Luther wie *In deiner Stadt oder Dorf*, — *Wenn man seinen Rat und Bedenken hört*, — *Samt der Seele und Leib*, — *Aus eurem Unglück und Trübsal* sind nicht zu zählen. Paul Gerhardt wagt: *Das Kleid und Schuße*, weil er weiß, der sprachgesunde deutsche Leser wird aus dem einen Geschlechtswort das zweite mühelos herausfühlen. Windelmann schreibt schulmäßig falsch, deutsch richtig: *Das schöne Geschlecht unter den Griechen wußte von keinem ängstlichen Zwang in ihrem Putz*, und Claudius in einem Brief an Herder: *Schreibt mir doch ehrlich und gerade heraus, wie es mit Max seinem Examen hergegangen ist*.

O ja, wir haben es in den Nichtigkeiten solcher Art mit Hilfe der Schule herrlich weit gebracht; wohin aber ist Saft und Kraft unsrer Sprache entflohen? und wieviel Bereicherungen aus der Kanzleisprache sind an ihre Stelle getreten? Da aber, wo sich gesunde Triebkräfte der Sprache noch regen wollen, wo das Leben, das vielgestaltige, neue Formen, neue Wortgebilde erzeugen will, da wird ihm, man kann es nicht milder sagen, im Unteroffizierston von den Sprachmeisterern der Gattung Wustmann entgegengebrüllt: *Albern! Greulich! Scheußlich!*, oder was der anmutvollen Sprachfasernenblüten mehr sind. Da wird bemäkelt: Neusprachlicher, naturgeschichtlicher Unterricht, und gefordert: Unterricht in den neueren Sprachen usw. Die eidesstattliche Versicherung wird getadelt, „weil statt eine Präposition ist, also nicht dekliniert werden kann“. Als ob die Sprache, d. h. das Sprachgefühl, eine Ahnung hätte, was für ein Ding so eine Präposition sei. Eidesstattlich wurde als sprachliche Notwendigkeit empfunden, und man sollte sich solcher Neubildung freuen. Osterliche Schulaufnahme, herbstliche Truppenübungen, rechtsseitig, linksseitig, Briefe von und an Schiller, ein klassischer Philologe, Höchstbedarf, Mindestmaß, Erstausführung, beiderseitig — lauter von der neusten Sprachmeisterei verfehnte Wörter und Wendungen. Da werden wonnevoll, würdevoll geschmäht, es dürfe nur heißen wonnig, würdig. Wir dürfen also nicht mehr unterscheiden: Goethes würdige Haltung und seine würdevolle Haltung. Die tollsten dieser Pedantereien hatte Jakob Grimm noch nicht erlebt, als er seinen Aufsatz über das Pedantische in der deutschen Sprache schrieb, worin es heißt: *Wenn das Pedantische früher noch nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es die Deutschen erfunden haben*.

Geht es mit diesen knechtischen Federfuchsjereien so weiter, wohl gar in den Sprachlehren angesehener und nicht unverbienter Männer, so kann man es gebildeten Lesern kaum verdenken, daß sie einen wahren Abscheu vor allen neueren Büchern haben, die in der besten Absicht, das Sprachgefühl zu bessern und die Sprachschäden auszurotten, die gesunde Freiheit der Sprache in Fesseln schlagen und den Schreibern alle Lust fröhlichen Mitschaffens am Kunstwerk der Sprache überstauen.

UNIV. OF CALIFORNIA
Drittes Buch.

Der Ausdruck.

Das Wort finden, heißt die Sache selbst finden. (Hebbel.)

Erster Abschnitt.

Die Macht des Wortes.

Ein guter Ausdruck ist so viel wert als ein guter Gedanke. (Nichtenberg.)

Ein geistreich aufgeschlossenes Wort wirkt auf die Ewigkeit. (Goethe.)

Schläft ein Dieb in allen Dingen, die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu klingen, sprichst du aus das Zauberwort.

(Eichendorff.)

Die Sterne reißt's vom Himmel, das eine Wort: Ich will! (Halm.)

Mehr als ein Volk hat in seiner Lieblingsdichtung, dem Märchen, die Zauberkraft eines einzigen Menschenwortes geschildert. 'Sesam, tu' dich auf, und die festverschlossene Pforte tut sich auf. 'Kumpelstilzchen' muß man rufen, sogleich stampft das böse Gezwerg die Erde und reißt sich selbst entzwei. 'Fauffs Mutabor' im Kalifen Storch ist zwar für ein Märchen zu gelehrt, tut aber seine Wirkung. Ohne *Abrakadabra* ist der mittelalterliche Zauberer ohnmächtig; ohne *Perlepe perlappe* kein Teufelsputz in den ältesten Puppenkomödien von Faust. Und wie im Märchen, so in der Wirklichkeit, im hellsten Tageslicht der Presse, in der Volksvertretung, im Königsaal, auf der ernstesten und heitersten Schaubühne — wie oft hat ein einziges Wort Myriaden, Millionen ergriffen, bewegt, gewandelt! Drei Worte nur schrieb unsichtbarer Finger auf weiße Wand, — ein Königsthron stürzte um in selbiger Nacht, und durch die Jahrtausende hallen noch immer die kaum verstandenen drei Worte *Mene Tekel Ufarsin* als warnende Zauberformel gegen gleiches Geschick. *Gueux*, Bettelhunde, hatten die spanischen Machthaber die freihaitliebenden niederländischen Edelleute geschimpft; furchtbar haben die Geusen den Namen zu Ehren gebracht: er hat den Spaniern die Niederlande gekostet. Man denke an *Cato's Carthago delenda* (Carthago muß zerstört werden), an Welf und Weibling, an *Tabu*, *Schibolet*, *Arier* und *Semiten*. Und im Weltkriege waren es nicht zum wenigsten Worte, die dazu beigetragen haben, uns das Rückgrat zu brechen, obenan das blöde Wort *Militarismus*, ein Gewächs aus dem Unkrautgarten der fluchwürdigen deutschen Welscherei. Mit teuflischer Freude bedienten sich die Feinde dieser ihnen von uns geschmiedeten Waffe.

Ist es kein Wort, so ist es ein Satz. Je kürzer, desto zauberkräftiger. Schlacht nur im Büchmann nach: da stehen sie friedlich beisammen die geflügelten Worte, die Säglein, deren viele wie Schicksalshammerschläge dröhnen, deren mancher ein Lebenszauber oder ein Todesurteil für ganze Völker geworden. Vom *'Eosetui huag* (Einst wird kommen der Tag), dem Weissagespruch über Trojas Untergang, dem Weheruf des Siegers über Carthagos Zerstörung — bis zu der Depesche: 'Welch eine Wendung durch Gottes Führung!' Wo immer wir in den Büchern der Geschichte blättern, auf jeder Seite steht solch ein bedeutungsschwerer Satz, und es macht keinen Unterschied, ob jeder wirklich gesprochen oder nachher vom Treppenwitz der Weltgeschichte ebenso gut oder besser erfunden wurde. Zwei Sätze, die auf dem zehnten Teil dieser Druckseite Platz finden, die berühmte 'miser Depesche' (vgl. S. 322), eines endlos geschwägigen Kanzleiberichtes knappste

Zusammenfassung durch die Meisterhand eines an Wort und Tat gewaltigen Mannes, haben einen verhängnisvollen Krieg unvermeidlich gemacht und eine Weltwende bewirkt oder vorbereitet.

Wir in dem Meerz bedruckten Papiers fast ertrinkende Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts werden stumpf und stumpfer gegen Worte und Sätze von noch so mächtiger Wucht; denn morgen schon umrauschen uns neue Wellen der Rede und überfluten die Brändung von gestern. Einst aber gab es Zeiten, da man eingerichteten Worten, den Unheilzeichen bei Homer, den Runen bei den Normännern, Macht über Tod und Leben zuschrieb; und ein Nachklang jenes Glaubens oder Aberglaubens muß jeden Redner oder Schreiber durchzittern, der auf Menschen, auf viele viele Menschen mit dem Hauch seines Mundes, mit den stummen Zügen einer Schreibfeder wirken will.

Das Wort finden, heißt die Sache selbst finden: dies schrieb Hebbel nieder, ohne zu wissen, daß es, wie das meiste Gescheite, schon mehr als einmal in andrer Sprache gesagt worden war. Jedem tiefen Sprach- und Stildenker ist die Wahrheit aufgeleuchtet: es gibt nur ein einziges Wort für jede Sache. *Le mot propre* nennt es der Franzose mit schlagkräftigem schlichtem Ausdruck, den wir zum bequemen Gebrauche mit Eigenwort schlicht verdeutschen dürfen. *Optima verba rebus cohaerent* (Die treffendsten Worte hängen mit den Gegenständen zusammen) heißt es überaus fein bei Quintilian, kürzer und feiner noch als La Bruyères: 'Es gibt für jeden Gedanken nur ein Wort'; oder als Flauberts Rat an Maupassant: *Quelle que soit la chose qu'on veut dire, il n'y a qu'un mot pour l'exprimer, qu'un verbe pour l'animer et qu'un adjectif pour la qualifier* (Für alles, was man sagen will, gibt es nur ein Hauptwort des Ausdrucks, ein Zeitwort zur Belebung, ein Beiwort zur Unterscheidung).

Quintilian lüftet zugleich den Vorhang, hinter dem wir die Lösung des Geheimnisses suchen müssen. Sie lautet mit der Umdrehung eines Leitspruches über diesem Abschnitt: Wer die Sache hat, der hat das Wort! Noch an manchen späteren Stellen wird vom Sesam zu der Schatzkammer unsrer Sprache mit ihrer halben oder vielleicht ganzen Million Wörter zu reden sein, wie schon einmal von ihm die Rede war (S. 25): von der Sachlichkeit, d. h. der vollkommenen äußern und innern Beherrschung des Stoffes. Ohne Furcht vor dem Verbot des Wiederholens sei es hier noch einmal gesagt: Nur aus dem sichern Eigentum an der Sache gewinnt der Schreiber das eine, das einzige, das Eigenwort.

Der deutsche Schreiber noch ausschließlicher als der fremdländische; denn jener hat zu graben, zu suchen, zu wählen in einer ihn verwirrenden Reichthumsfülle, wie sie keiner zweiten Literatursprache beschieden ward. Man vergleiche in einem beliebigen lateinischen und deutschen Begriffswörterbuch die paar Ausdrücke der Römer für Essen und Trinken, Kämpfen und Schlagen, Lieben und Hassen und Betrügen mit den Duzenden, den Hunderten der sogenannten 'Synonymen' im Deutschen. Ich darf bitten, in meiner 'Entwelschung' bei *düpierten* nachzusehen. Die begeisterten Nieder deutscher Sänger zum Preise unsers Sprachreichtums sind zwar keiner bloßen völkischen Ruhmredigkeit entsprungen; hören wir aber doch lieber die noch überzeugendere Prosa Börnes, des Schriftstellers mit den überscharfen Augen zorniger Liebe für alle Mängel deutschen Wesens:

Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und mild als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen. Was der tollende Donner großt, was die tosende Liebe tänzelt, was der lärmende Tag schwächt und die schweigende Nacht brüht; was das Morgenrot grün und gold und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt, usw.

Ja, das alles und viel mehr dazu ist und hat und kann die deutsche Sprache; nur unsern Fremdwörtlern ist und hat und kann sie nichts, wenn sie nicht Bettelanleihen bei andern Völkern aufnimmt. Wir aber, die wir uns ihrer lebendig reichen Schöne im

Innersten erfreuen, wir wollen in Liebe und Haß, mit Glimpf und Schimpf untersuchen, wie der Schreiber, dem ein gnädiges Geschick solch Werkzeug beschied hat, es bedachtam prüfend und kunstvoll wählend benutzen soll. Der Fremdwörterler allerdings hat es leichter: der braucht nicht zu prüfen, nicht zu wählen; der schlägt das seelenlose Sammelbuch seiner Mengelsprache, seinen „Code“ auf und trifft blindlings zutappend: *Interesse, Moment, Element, Koeffizient, Faktor, Milieu, Interieur, Naturalismus, Realismus, Individualismus, speziell, reell, partiell, qualifizieren, exemplifizieren, assimilieren, isolieren, Popularität, Realität, Originalität, Quantität, Qualität, Individualität, Spezifikation, Qualifikation, Impression, Legitimation, Naturalisation*, und so durch das ganze strotzende Wörterbuch der europäischen Redensarten.

*

Weil das Wort allmächtig ist, weil genau genommen jedes Wort seinem Schreiber eine vorher nicht zu berechnende Verantwortung zuwälzt, muß aus den vielen allenfalls möglichen das eine notwendige gewählt werden. Alle Kunst ist Auswahl; die Wortkunst, die wir Prosa nennen, ist die Auswahl der Auswahl, und nur der feine Wortwähler ist ein Wortkünstler. Was für reingebankliche Erwägungen, was für unbewußte Gefühlschwingungen, was für sinnenhafte Unterströmungen wirken bei der Wahl des Ausdruckes mit, das heißt: sollen mitwirken! Bis zur durchsichtigsten Klarheit muß der verarbeitete Gedanke geläutert sein, ehe das Eigenwort, das einzig treffende, aus dem dunkelwogenden Meer des Sprachschazes hell im Schreiber emporsteht. Wo immer wir auf einen nachlässigen, trüben, schillernden, schielenden Ausdruck stoßen, da wissen wir: der ihn schrieb, hat nachlässig, trübe, schillernd, schielend gedacht. Doch selbst wenn er das nicht getan, wenn er vielmehr eifrig und klar und redlich gedacht hat, was für Unheil kann ihn auch dann noch treffen! Weniger schuldvolles, doch keiner entschuldigt ihn. Die geringste Unvorsichtigkeit, ein sekundenlanges Nachlassen des innern Ohres, und die ganze Wirkung ist dahin. Lichtenbergs feiner Rat: „Ein guter Schriftsteller vermeidet alles, wobei dem Leser etwas zum Schaden des Eindrucks einfallen könnte“, ist berechtigt; wo aber ist der Schreiber, der sie allzeit buchstäblich befolgen kann? Wie manche ungewollte Zweideutigkeit in keuschester Rede, wie manche Lächerlichkeit inmitten des grimmigsten Ernstes ist Schriftstellern und Rednern widerfahren, die an kein Arg beim Schreiben dachten. Es gehört nebst allen guten Gaben und ehrlichen Mühen auch Glück zum Schreiben. Den frommen Schreiber jedoch, ihn den nie das Gefühl verläßt, daß alles Schreiben einen Hauch von Gottesdienst haben muß, wird das Schicksal vor unverbientem Unglück behüten.

Kenntnis des Gegenstandes, oder um Goethes Wort noch einmal zu beschwören: „Um gut zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben“; Kenntnis des deutschen Wortschazes in den Höhen und Tiefen, vor den Augen und in den Winkeln; künstlerische Strenge der Wortwahl: habe diese drei, schreibe mit ihnen deinen Eigenstil, suche den redlichen Gewinn und trachte nicht nach unrechtem Gut. Dann wirst du — vielleicht kein großer Prosameister werden, denn ihrer gibt es in einem Menschenalter nur ein halbes, kein ganzes Duzend; aber man wird dich lesen, auf Schreib- oder Druckpapier, wird dich verstehen, und hast du etwas Ungewöhnliches zu sagen gehabt, so wirst du keinen gewöhnlichen Eindruck machen. Nach mehr laß dich nicht gelüsten; nicht nach dem gefährlichen Ruhm eines geistreichen Schriftstellers, wenn du nicht wirklich geistreich bist; nicht nach dem des Tieffinns, wenn du nur in Worten tiefsinnig scheinen kannst, es nicht in den Dingen bist. Vor allem aber nicht nach einem Stil, der dir nicht angeboren ist, den du nur zurechtgemacht hast, um zu blenden. Du blendest ja doch nur die Blinden oder Kurzsichtigen, und der Ruhm, der dir von ihnen kommt, ist gar nicht fein. Und zu allerletzt, was immer das Wichtigste ist: schreibe keine Zeile, kein Wort nieder, ohne genau so empfunden oder gedacht zu haben.

Als Goethe sich dieses Urgeheimnisses seiner Kunst bewußt geworden, schrieb er aus Weßlar an Herder, in ähnlichen Jubel ausbrechend wie 15 Jahre später aus Venedig

über die Enthüllung des Geheimnisses der Einheit aller Lebewesen: „Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das wie Gedant“ und Empfindung den Ausdruck bildet. Herder hatte ihm das in Straßburg gepredigt; ja schon Klopstock das schöne Bild von Gedanken und Sprache gezeichnet: „Wie dem Mädchen, das aus dem Bade steigt, das Gewand anliegt“. Doch erst durch eignes Erleben im Innern war Goethen diese Grundwahrheit fruchtbar aufgegangen. So würde all mein Predigen dem Leser nichts nützen, — „wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“ Zwing all dein Fühlen und Denken in einen Punkt, in den deiner Federspitze, wie alle Strahlen der Sonne in den Brennpunkt des Hohlspiegels gesammelt werden, und sei gewiß, dir wird das rechte Wort zur rechten Sache im rechten Augenblick nicht mangeln. Ihr Höchstes leistet die Prosa gleich der Poesie nur aus dem ganz von einem Gefühl erfüllten Herzen. Du sitzt am Schreibtisch, starrst gegen die Wand, sinnst, schreibst, streichst aus, schreibst neu, streichst wieder aus: das erste Wort dünkt dich zu schwach, das zweite zu stumpf, das dritte zu verschwommen in den Umrissen, das vierte zu blaß an Farbe. Stärke deine sachliche Bemästerung des Gegenstandes, und dir wird das stärkere Wort aufstöhnen; spitze dein Denken noch schärfer zu, und der schärfere Ausdruck ist plötzlich da; weise alles nicht streng zur Sache Gehörige weit von dir, und eine scharf umreißende Wendung steht da; sieh was du denkst, und das farbige Wort prangt leuchtend vor deinen Augen. „Alle Blumen des Vortrages müssen aus der Sache selbst, an diesem Ort, an dieser Stelle, wie Blumen aus dem Schoße ihrer Mutter Erde hervorgehen“ (Herder). Denke nicht an die Schreibstube, sondern ans Leben; begnüge dich also nicht mit der schwammigen ‚Drehvorrichtung‘, sondern sage dir selbst: die Sprache ist keine Kanzleischreiberin, muß also ein Lebenswort dafür haben: Kurbel heißt es. Tu nicht gelehrt mit *hydraulischer Energie*, denn dies ist halb Eitelkeit, halb Unverständlichkeit; sondern schreibe in der Sprache deines Vaters und deiner Mutter: Wasserkraft. *Hydraulische Energie* kann ja nur einem Menschen in die Feder kommen, der dabei weder das fließende Wasser sieht, noch dessen Donnergewalt hört, dem sich vielmehr alles grüngoldene Leben in graues Altenpapier verwandelt. Ein bißchen spielerisch, aber doch ganz lustig rät Rückert:

Daß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst du schnell den rechten Eindruck machen.

Selbst ein Schriftsteller wie Gustav Freytag wird matt und verschwommen, wo er sich nicht um das Eigenwort bemüht, sondern mit einem der flauen, nichtsagenden Fremdwörter vorlieb nimmt: *Ihre Opposition* (der deutschen Humanisten) *hatte einige Momente, welche sie von der italienischen unterschieden*. — *Momente!* ein Allerweltswort wie ‚machen‘: ‚Ich mache nach Dresden‘ oder wie das allgemeine Ersatzwort für unbekannte Eigennamen: ‚Herr Dingsda‘ (im Französischen *Monsieur Chose*). Daß *Momente* verschwommen ist, läßt sich sehr leicht beweisen: man kann ohne jede Änderung des Sinnes ein andres ebenso verschwommenes Fremdwort, ein Schwammwort an die Stelle setzen: *Elemente, Faktoren, Attribute, Koeffizienten*.

*

Gibt es für jede Sache nur ein einziges in den Zusammenhang passendes bestes Wort, so kann es keine Synonymen geben, d. h. Sinnverwandte, die sich miteinander vertauschen lassen. Alle sogenannte Synonymen sind eben nur sinnverwandt, nicht sinngleich. Selbst in den Fällen, wo man bei läßlicher Auffassung von Sinngleichheit sprechen möchte, wird durch die Klangfarbe mit all ihren feinen Nachschwingungen im innern Ohr ein wesentlicher Unterschied bewirkt. Schon Lessing schrieb mit aller Bestimmtheit: Vollkommene Synonyma gibt es nicht, und Goethe stimmte lebhaft dem Aussprüche W. von Humboldts zu, der Lessings Satz noch erweiterte: „Kein Wort in einer Sprache ist vollkommen einem in einer andern gleich“. Der gute Schriftsteller veriauscht nur scheinbar

ein Wort mit einem ſinnverwandten andern; in Wahrheit vertauſcht er nichts, ſondern beim ſcharfen Vergleich ſeiner Gedankenwelt mit allen ſich anbietenden Ausdrucksformen wählt er ſorgſam, oft unter Qualen, das Eigenwort, das ſich, ſoweit es der menſchlichen Sprache überhaupt gegeben iſt, am genaueſten mit ſeinen Gedanken deckt. Wilhelm Schlegel wollte die Möglichkeit der Synonymen auf die Proſa beſchränken: 'Es gibt logiſche Synonyme, aber keine poetiſche'; mit Unrecht, denn auch in der Gedankenwelt gibt es ſtreng genommen keine vertauſchbare Synonymen. Man vergleiche z. B. die ſinnverwandten Wörter trinken, kneipen, zechen, bechern, picſeln, ſaufen, um nur wenige aus Hunderten herauszugreifen. Der Stilmeiſter, ja ſchon der mittelmäßige Schreiber und trinkſte Mann wird bei nüchternen Prüfung für jede beſondere Trinkgelegenheit nur ein einziges jener Wörter gebrauchen.

Was hieraus für die Fremdwörterlei folgt, braucht vorerſt nur angedeutet zu werden. Faſt jedes Fremdwort läßt mehr als eine Verdeutschung zu; ſolche Dunſtwörter wie *Interesse, Milieu, Moment, Element, Faktor* uſw. ſind überhaupt nicht mehr Wörter wirklicher Menſchenrede, ſondern Formeln, die nur das begrifflich Gemeinſame von Duzenden unterſcheidbarer Begriffſarben andeuten, etwa ſo wie die chemiſche Formel *H₂O* das Waſſer im Menſchenaugen, in der Regenwolke, im Bach, im Fluß, im Teich, im See, im Meer und wo nicht ſonſt noch andeutet.

Zweiter Abſchnitt.

Abblatſchwort und Eigenwort. — Abgedroſchenheit und Urſprünglichkeit.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Wortwelt ſchon gedacht. (Faust.)

Vielleicht hat Goethe in dem Augenblick, als er dieſe Verſe ſchrieb, nicht einmal gewußt, daß ſie die beinahe wörtliche Überſetzung des Ausſpruchs von Terenz waren: *Nullum est jam dictum, quod non sit dictum prius* (Nichts wird geſagt, was nicht ſchon früher geſagt worden), die prächtige Beſtätigung der tiefen Wahrheit jenes Gedankens. Goethe hat ſich immer wieder mit ihm beſchäftigt: er ſah darin die Löſung des Geheimniſſes aller Wortkunft. In den 'Maximen und Reflexionen' ſteht der tiefe Satz: 'Die originalſten Autoren der neuſten Zeit ſind es nicht deßwegen, weil ſie etwas Neues hervorbringen, ſondern allein, weil ſie fähig ſind, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals wären geſagt worden.'

Schopenhauer hat dieſen Ausſpruch Goethes nicht gekannt und doch dasſelbe geſagt: 'Schriftſtelleriſche Vortrefflichkeit beſteht darin: man brauche gewöhnliche Worte und ſage ungewöhnliche Dinge; aber ſie machen es umgekehrt.' Wohl der feinste Reiz des Goethiſchen Liebes und der ſchönſten Stellen in ſeinen Proſawerken liegt für den genießenden Leſer in der Zauberwirkung des Alltagswörterbuchs, deſſen ſich Goethe bedient. In dem erhabenen Psalm: 'Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut' gehört nicht ein einziges Wort der eigentlich dichterischen Sprache an; doch welche Weihe ſtrömen dieſe nicht einmal in feſte Verſe gebundenen Worte aus! Man prüfe Wort für Wort die unſterbliche Strophe: 'Wer nie ſein Brot mit Tränen aß, Wer nie die kummervollen Nächte Auf ſeinem Bette weinend ſaß, Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte': ſcheinbar nichts als Proſa, keine poetiſche Blume eingestreut; aber jedes Wort, jeder Verſ wie ein Seufzer aus ſchmerzgequälter Bruſt, und darum vollendetes Lied.

'Eigenſtändigkeit des Ausdrucks iſt Anfang und Ende aller Kunſt, lehrt uns derſelbe größte Meiſter deutſchen Stils in der Dichtung und der Proſa. Entzückt laß Goethe im Nibelungenlied: 'Es ragete ihm vom Herzen eine Speerſtange lang' und rief: Das iſt kapital! Aus dem ungeheuren Schatz deutſcher Rede, aus den zehn, zwanzig, hundert ähnlichen Wörtern für einen Gegenſtand, eine Bewegung, ein Gefühl — das eine, das einzige Eigenwort zu treffen, das macht aus dem dichterischen Empfinder den dichtenden Künſtler.

Aus dem bewegten Wasser raucht ein feuchtes Weib hervor. — Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn. — War so jung und morgen schön. — Es eifre jeder seiner unbestochnen Liebe. — Mehrheit ist der Unsinn. — Noch ist kein Fürst so hochgefürstet. — Rosenzeit, wie schnell vorbei. — Schenk ein den Wein, den holden. — Berauschter Triumph- todt zu Babylon. — Doch nun wandl ich auf dem Abendfeld. — Die Sense sirtz im Ahrenfeld. Braucht den Lesern wortreich auseinandergelegt zu werden, daß und warum alle diese Stellen unsrer Klassiker und Nachklassiker so unvergeßlich geworden sind? Der dichterische Gehalt muß natürlich da sein, er ist, das Moralische, das sich von selbst versteht; seine höchste Wirkung jedoch übt dieser Gehalt erst durch den „eigenthümlichen Ausdruck“, dessen entscheidenden Wert für alle Kunst Goethe nachdrücklich hervorhebt. Keine fruchtbarere Schule des Stils als die unablässige Prüfung unsrer Meisterwerke auf ihre Eigenwörtlichkeit. Aus ihr wird der nach gutem Stil strebende Leser erkennen, worin das Geheimnis des Wortes liegt, und ist er der rechte Leser, so wird er hoffentlich zu der Einsicht kommen, daß das Wort sich nur vom richtigen Sucher finden läßt.

Hier die zwei äußersten Gegensätze des Suchens. Fontane bekennt in einem Briefe: „Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt; der Künstler, der echte Dichter sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort. Börne erzählt, er habe acht Tage vergebens nach einem Wort (für *sub divo moreris*) gesucht, es erst am neunten gefunden. Ähnliche Äußerungen von den berühmtesten Meistern der Prosa lassen sich zu Duzenden anführen, die meisten von den in der Wortwahl oft krankhaft peinlichen Franzosen. Edmondo de Goncourt behauptet in seinem Tagebuch mit Nachdruck, sein Bruder Jules sei an der Überanstrengung gestorben, die er beim sprachlichen Ausfeilen aller seiner Arbeiten erlitten habe. Dies klingt durchaus glaubwürdig, und Ähnliches, wenn auch grade nichts Tödlisches, hören wir von mehr als einem französischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts. Noch nie ist ein deutscher Schreiber, auch Nießsche nicht, an Stilüberarbeit zugrunde gegangen. Rücksichts- und schonungslos sind die allermeisten deutschen Schreiber nur gegen den Leser. Balzac und Flaubert z. B. haben unterm Suchen nach dem einzigen Eigenwort oder nach seiner besten Stellung im Satz körperlich gelitten. Jeder gewissenhafte deutsche Schriftsteller, der dies liest, wird sprechen: Auch ich. — Und nun das äußerste Gegenteil! Über Jakob Burckhardts Sprache mit ihren zahllosen überflüssigen Fremdwörtern hatte ich in meiner Deutschen Literaturgeschichte gesagt, was zu sagen war: daß seine inhaltlich ausgezeichnete „Kultur der Renaissance“ kein sprachliches Meisterwerk sei. In einer schweizerischen Zeitschrift wurde mir von hochoben herab erklärt: Auf den Wortschatz eines Schriftstellers kommt doch nichts an. — Man stelle sich vor, was ein gebildeter Franzose hierzu sagen würde!

Fontane hat vierzehn Tage nach einem einzigen Worte gesucht, — also muß Fontane einen gefuchten Stil geschrieben haben? Nun steht aber keine Eigenschaft des Fontaneschen Stiles, abgesehen von seiner Fremdwörtelei, so fest wie die ungesuchte plauderhafte Natürlichkeit. Es gibt zweierlei Sucher des Wortes: die einen suchen, um zu finden; die andern, um nicht zu finden. Jenen gelingt nach redlichem Suchen, je nach der Herrschaft über den deutschen Wortschatz, je nach Gabe und verdientem Sucherglück, der große Fund; diesen glückt höchstens das Aufspüren eines verblüffenden und zum Verblüffen, nicht zum Gedankenvermitteln bestimmten Wortgebildes. In dem Abschnitt über das Präziosentum findet der Leser allerlei „Präziosen“, welche dieser Art von Suchern durch die böse Stilfee in die Hände gespielt wurden. Doch sind ja solche Sucher froh, mit gieriger Hand nach Schätzen grabend Regenwürmer zu finden.

Der gefuchte Stil mit all seiner verblüffenden Seltsamkeit entsteht auf die allereinfachste Weise: der Schreiber geht beim Suchen ängstlich an jedem Ausdruck vorbei, der ihm als der natürliche in den Sinn kommt, denn das Natürliche, womit sich alle große Schriftsteller begnügt haben, dünkt ihn, den Überschriftsteller, gemein. Er weiß nichts von den zarten Geheimnissen des Einfachen; für ihn haben die Klassiker der Völker nicht geschrieben, denn alles Klassische ist ganz einfach und natürlich. Hebbel hat diese Sucher des Unnatürlichen, des Unerhörten getauft:

Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
 Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt.
 Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,
 Wären sie plötzlich zu eng für die Helden von heut?

Der ehrliche Sucher muß zwischen zwei fast gleich gefährlichen Klippen des Ausdruckes hindurchsteuern: hier umwirbelt ihn die Charybdis der Gesuchtheit, dort will ihn die Skylla der Abgedroschenheit verschlingen. Leichter zu vermeiden ist immerhin die Gesuchtheit; vor ihr schützt den Schreiber seine Redlichkeit, schützt ihn die Sache, wenn er nur die Sache geben, nicht sich vor die Sache drängen will. Wie aber schützt man sich vor dem abgegriffenen, abgedroschenen Ausdruck, vor der Schablone, dem Gummistempel, dem Abklatsch, dem *Cliché* in der Kunstsprache der Franzosen? Diese wichtige Frage heischt ihre eigne Betrachtung.

*

Das Menschengeschlecht ist hammelartig, sie folgen blind ihrem Führer. Ein geistreicher Mensch sagt ein Wort, und das genügt zur Wiederholung für tausend Schafsköpfe. (Friedrich der Große.) — Leute von Geist hingegen reden, in ihren Schriften, wirklich zu uns; nur sie stellen die einzelnen Worte mit vollem Bewußtsein, mit Wahl und Absicht zusammen. Daher verhält ihr Vortrag sich zu dem der Alltagsköpfe wie ein wirklich gemaltes Bild zu einem mit Schablonen verfertigten: dort nämlich liegt in jedem Wort wie in jedem Pinselstrich spezielle Absicht; hier hingegen ist alles mechanisch aufgesetzt. Denn überall ist stets die Allgegenwart des Geistes in allen Teilen, welche die Werke des Genies charakterisiert. (Schopenhauer.)

Voran geht diesen Sätzen Schopenhauers seine Untersuchung über die Geistlosigkeit und Langweiligkeit der Schriften der Alltagsköpfe. Er findet den Hauptgrund darin, daß sie immer nur mit halbem Bewußtsein reden... Hieraus entspringt der sie charakterisierende fühlbare Mangel an deutlich ausgeprägten Gedanken, weil eben der Prägestempel zu solchen, das eigene klare Denken, ihnen abgeht; statt ihrer finden wir ein unbestimmtes dunkles Wortgewebe, gangbare Redensarten, abgenutzte Wendungen und Modeausdrücke. Infolge dessen gleicht ihr nebliges Geschreibe einem Druck mit schon oft gebrauchten Typen. Wollte man scherzen, so könnte man mit Reuter sagen: die Armut ihres Ausdrucks rührt her von der Poverthé ihrer Gedanken.

Und die Nuzanwendung? Sei wahr! Wolle nicht mehr sagen, als du sicher weißt, klar denkst, ehrlich fühlst, und du wirst weder gesucht noch abgedroschen schreiben. Groß ist die Kraft und der innere Reichtum der schlichten Rede, wenn Wahrheit sie durchglüht. Aus den stillen Alltagsworten erklingen alsdann überraschende Offenbarungen, greifen uns ans Herz, wie kein künstlich gebauchtes, aus irgendeinem Winkel der Gelehrsamkeit herausgestöbertes Wort, nun gar wie kein noch so pomphaftes griechisches Fremdwort. Die Gezierten ahnen hiervon nichts, obwohl ihrer manche ein Leben drangesetzt haben, den Stil unsrer Klassiker zu erforschen, der die Schlichtheit selber ist. Prüfet sie doch, die jedem feingebildeten Geschmack unerträglich gewordenen Hülsen, in denen niemals ganz gesunde Frucht gesteckt und die durch das immer erneute Ausdreschen zum ungenießbaren Wortstroh verödet sind: das großartige Voll und Ganz, das männerstolze Unentwegt, den roten Faden, die Bildfläche, den springenden Punkt, die Individualität mit ihrer untrennbaren persönlichen Note, die Differenzierung, Individualisierung, die Analyse, die Synthese, das Verankern und so viele andre Flickwörter, mit denen die Geistlosigkeit die Lücken ihres Gedankenbaues auszustopfen liebt!

Man könnte fragen: was haben diese allerdings abgedroschenen und für gebildete Menschen unmöglich gewordenen Ausdrücke verschuldet? Sie waren oder schienen doch ursprünglich sehr schön, und nur ihr Mißgeschick, allzu sehr zu gefallen, hat sie verkehrt, wie die schönste Melodie durch den Leierkasten verleidet wird. Mag sein; doch hege ich gegen alle jene abgedroschenen Wörter und Wendungen den Verdacht, sie werden von Anfang an nicht viel wert gewesen sein, sonst hätten sie eben der Masse nicht so ausnehmend gefallen und zum immerwährenden Nachplappern verführt. Voll und ganz ist kein neues Modewort, es findet sich schon bei Tieck, ja schon bei Schiller, gelegentlich bei Zimmermann und Schefffel. Luther gebraucht ein paar Mal die Wendung „ganz und voll

kommen'; da jedoch zu seiner Zeit die Sprachaffäre noch nicht im Schwange war, so wurde daraus kein Schablonenwort. In einer Kriegsordnung von 1634 steht: 'Ein jeder Hauptmann hat sich zu befehlen, die Zahl ganz und völlig zu haben.' Schon Gottfried Keller konnte es nicht aushalten: 'Voll und ganz ist das charakterloseste Wort, trotz seiner Fülle.' Er hätte sagen dürfen: wegen seiner Überfülle, und an ihr ist es zu Grunde gegangen, zumal da es begreiflicherweise mit Vorliebe von solchen Schreibern, von noch mehr Rednern gebraucht wurde, denen es innerlich an Fülle und Gänge gebrach. Wuchtig und nicht unschön wendet Arndt es in seiner Schilderung des Freiherrn vom Stein in andrer Wortstellung an: *Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war; er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich.* Dies war echt gefühlt und durfte ohne unechten Nebenton so gesagt werden. Im Anfang der Siebziger Jahre, wo die Ähre noch nicht so völlig und gänzlich ausgedroschen war, konnte ein so tüchtiger Stilmann wie Niehl schreiben: *Künstler, die voll und ganz im gebildeten Geiste der Nation stehen;* und Bernays, der schon eher zur wortreichen Breitspurigkeit neigte, doch nicht grade zu den Schablonenschreibern gehörte, schrieb arglos: *Aus der Übersetzung vernimmt man voll und ganz den drohenden Ratcheton, der wild grollend durch diese Strophen zieht.* Ja es kommt sogar in einem Gedichte Bishers vor (vgl. S. 25), und Geibel durfte noch in den Siebziger Jahren unbedenklich schreiben: *Im Weltall suchst ich ohn Ermatten, Dich zu ergründen voll und ganz.* Daß ein halbwegs gebildeter Schreiber, selbst in der kleineren Presse, heute noch 'voll und ganz' sagt, ist — ausgeschlossen.

Ausgeschlossen! Da steht es, das Lieblingswort mittelgebildeter Jünglinge und Mädchen, die damit ihre jugendliche Entschiedenheit im Verneinen bekunden wollen. Seine Wirkung tut es voll und ganz erst mit der richtigen Betonung: **Ausgeschlossen!** Jeder Widerspruch nach diesem Kraftwort ist — ausgeschlossen. Noch in voller Maienblüte steht 'restlos'; es nie geschrieben zu haben, ist mir eine angenehme Genugtung. Lebe ich noch ein paar Jahre, so hoffe ich es dem Schicksal von 'voll und ganz' verfallen zu sehen.

Voll und ganz samt Unentwegt wurden hauptsächlich von gewissen Bierbanktschwärmern gemißbraucht, und da sich deren Redekunst vorwiegend von der Phrase nährt, so mußten die mit dem Brustton der Überzeugung hinausgeschmetteten Phrasenworte verhältnismäßig schnell abgenutzt und bald durch neue Abklatsch Worte ersetzt werden. Der rote Faden, die Bildfläche, der springende Punkt gehören immer noch zu den unentbehrlichen Notwörtern jedes Dugendredners, nicht zu vergessen 'die Fahne hochhalten', dessen sich der berechnete Spott mit dem Zusatz 'im steifen Arm' längst bemächtigt hat. Natürlich haben fast alle, die sich des roten Fadens oder des springenden Punktes bedienen, keine Ahnung, warum es grade ein roter Faden sein muß und was das für ein seltsamer Punkt ist, der springt. Zum Glück ist ja der Doktor Allwissend Büchmann da. Die Bildfläche, auf der etwas erscheint, verdanken wir der Erfindung der Photographie; manche Schreiber jedoch gebrauchen sie ganz formelhaft, ohne etwas dabei zu sehen: *Die Namen der Fremdlinge* (die Fremdwörter), *die wie Meteore auf der Bildfläche des Volkes erscheinen* (H. Klempa).

Ein bißchen lächerlich geworden sind Schablonenwörter wie: eine Frage, einen Gedanken ventilieren, etwas auf den Aussterbeetat setzen, eine Frage anschneiden (*Plato war der Erste, der die Frauenfrage angeschnitten hat*), einen Gegenstand aufs Tapet bringen und dergleichen. Übrigens ist die ventilierte Frage deutsches Eigengewächs, d. h. Eigengewächs; die Franzosen, doch sonst die Sprachhelfer deutscher Gedankenlosigkeit, kennen das alberne Wort nicht.

*

Jedes Zeitalter, ja jedes Jahrzehnt erzeugt sich seinen eignen Vorrat von Abklatschwörtern, teils durch Neubildung, teils durch Herausgreifen von Ausdrücken, die bei einer besondern Gelegenheit schlagwörtlich gebraucht wurden. Wehe jedoch dem Worte, das auf solche Weise bevorzugt wird: in wenigen Jahren ist es durch die immerwährende Be-

nutzung, zumal die mißbräuchliche, ausgeschrotet und für einen Schreiber, der sich achtet, unbrauchbar geworden. Bei der ungeheuren Ausbreitung unsrer Presse, bei der wachsenden Lebendigkeit unsers öffentlichen Wesens geht das Ausdreschen einer solchen unglückseligen Wortähre immer schneller vor sich. Sogar manches fast unentbehrliche Wort ist schon ein wenig bematelt: 'Stimmungsvoll' schreibe ich schon seit Jahren nicht mehr, weil es mir ausgedroschen klingt; 'Entwicklung' gebrauche ich spärlich, weil seit Darwin von früh bis spät entwickelt wird. 'Eigenartig' z. B. darf man nur noch mit Vorsicht schreiben; 'großzügig' kaum noch. 'Sich ausleben' ist so anrüchig wie die meisten strohernen Wörter der 'Moderne'. Wie kann ein gebildeter Mensch noch 'Ausleben' in den Mund nehmen, nachdem es zu solchen Fraßereien gemißbraucht wurde wie in folgendem ganz ernsthaft gemeintem Satze des Kunstschrifters: *König Eduard ließ den untersten Westenknopf auf (!), damit die Weste sich energisch (!) nach unten zu ausleben kann (kann !)*. Die sich auslebende Weste ist die sprachschöpferische Tat Poppenbergs (vgl. S. 504). Spärlich gebraucht, als Ausdruck echten Empfindens, hätte das jetzt verblödete Wort uns gute Dienste tun können. Es ist ja nicht neu, findet sich u. a. schon bei Freytag (Luther): *Geschichtliche Helden, denen das Schicksal ward, sich auszuleben*. Paul Heyse soll es zuerst geschrieben haben.

Was hat der krankhafte Mißbrauch aus dem guten Worte 'tabellos' gemacht! Mit der gigerlhaften Betonung 'tábellós' ist es jetzt kaum noch für bessere Kaufmannslehrlinge gut genug. Und doch heißt es in Otto Ludwigs schönem Gedicht 1848:

Und niemand soll dir's wehren,
Du prangen tabellos,
O Vaterland voll Ehren,
Vor allen Völkern groß!

Der Krankheitsverlauf solcher Schablonenwörter gleicht auffallend dem gewisser Seuchen: auf ihrer Höhe angelangt, vernichten sie sich selbst durch ausgechiedene Stoffe, in diesem Falle durch die Abgedroschenheit.

Entschuldbar ist der Reichtum unsrer Sprache an Schablonenwörtern aus der Heeres-sprache. Man macht energisch gegen etwas Front, legt für jemand eine Lanze ein (eine warme Lanze, wie neuerdings gespottet wird), steht Schulter an Schulter, schneidet gut oder schlecht ab, der Kampf entbrennt, tobt, wogt auf der ganzen Linie, man tritt mit einer Behauptung den Rückzug an usw. Ganz wird man solche Formelwörter nicht loswerden, und ursprünglich waren sie ja anschaulich und empfunden. Man glaube nicht, daß es sich bei allen diesen Vorgängen um eine neuzeitliche Sprachkrankheit handelt; allen Sprachen, der deutschen wohl am meisten, ist das eigen, was man ihren pessimistischen Zug genannt hat: das Sinken der Begriffswürde von Wörtern, besonders denen des Alltagslebens. Mähre, Schall, Pflaffe waren einst vornehme Wörter, Dirne (*thierna*) hat ums Jahr 1000 die Mutter Gottes bezeichnet. Viel seltener ist das Aufsteigen der Wörter; doch kann es geschehen, daß ein durch Mißbrauch bis zur Unmöglichkeit abgenutztes Wort nach langer Unterbrechung wieder zu Ehren kommt: es wird dann beinahe wie eine Neuschöpfung empfunden. Die Franzosen des 18. Jahrhunderts hatten ein so unentbehrliches Wort wie *vertu* durch empfindsam verlogenes Gerede den geschmackvollen Schreibern vererbt, und der deutschen Jugend erging es ähnlich. Schreibt heut ein ernster Schriftsteller Tugend und tugendhaft, so klingen die Worte wie schöne Neubildungen.

Zu Worthüllen werden auch stehende Wendungen, deren einzelne Teile von der Ansteckung frei sind. Zu Störungen tritt regelmäßig unliebsam, eine Frage ist allemal eine brennende, ein Grund immer triftig oder nichtig, die Folge unausbleiblich, der Zwang unweigerlich, ein Bestandteil integrierend, ein Protest flammend, eine Tatsache vollendet — gibt es auch unvollendete Tatsachen? —, ein Künstler allemal von Gottes Gnaden, Erwägungen werden ent weder an gestellt oder sind in der Schwebe, bestritten wird entschieden, noch lieber energisch usw. Dazu kommen solche Formeln, die altherkömmlich und von Hause aus gesund waren, heute jedoch mehr und mehr versteinern: nun und nimmer

sich drehen und wenden, bei Heller und Pfennig. Die Ungefühltheit solcher Versteinerungen wird durch den guten Witz beleuchtet: Wenn alle Stricke reißen, hänge ich mich auf.'

Ein gebildeter Schreiber wird sich ferner hüten vor solchen seit Menschenaltern verwelkten Redebümelein, mit denen unsre Vorfahren ihre Schriften zu schmücken glaubten. Die läppische Spielerei des 18. Jahrhunderts mit der griechischen und römischen Götterwelt sollte, außer zu komischen Zwecken, unter keinen Umständen mehr aufgefrischt werden. Das Anrufen des *Jupiter pluvius* oder *Jupiter tonans*, des schelmischen oder neckischen Amor, der Terpsichore als Lehrerin eines Ballettspringers, der Elío als Geschichtschreiberin des Bundes der Landwirte oder der Fortschrittspartei sollte ein für allemal als Erkennungszeichen des schriftstellerischen Schmockes gelten. Auch den Phönix könnte man endlich in seiner Asche ruhen lassen, und zur Ehre des trefflichen J. B. Widmann will ich annehmen, daß er nur halb scherzhaft diesen Satz beabsichtigt hat: *Ich kann von der nach dem Brande wie ein Phönix prächtig erstandenen Ortschaft (Grindelwald) diesmal nichts Neues berichten.* Selbst die Musen sind aus der Sprachmode gekommen; schade! Eulen dagegen sollte man niemals mehr nach Athen tragen. Das moderne Seincbabel, das perfide Albion, Spree-Athen, Elb-Florenz, das Längen auf einem Vulkan — lauter Zeichen der Stilschmökerei. Sogar mit gewissen Gummistempeln für angebliche Tatsachen wissenschaftlicher Erkenntnis sei man vorsichtig: ihre regelmäßige Wiederkehr macht die Tatsachen und die Ausdrücke verdächtig. Mit der Seife als dem feinsten Fortschrittsmesser der Menschheit ziert kein ernster Schreiber mehr seine Darstellung. So hoffe ich auch, daß einige der allerleersten fremdwörtlichen Strohhülsen durch ihre Abgedroschenheit doch mit der Zeit auf den Rehrichthäufen der Sprache wandern werden. Man wird nicht immer von jeder höheren Leistung sagen, sie stelle einen *Rekord* dar, oder noch still-gerechter: *Der Bau eines Hauses in Amerika innerhalb 12 Stunden konstituiert einen Rekord.* Fremdwörtler haben gefragt, wie man denn solch herrliches Fremdwort erszen könne? Als ob nie zuvor in Deutschland auf Deutsch ausgedrückt wurde, daß jemand mehr als alle andern geleistet hat! Es gibt zwanzig, dreißig gut deutsche Wörter für *Rekord*, kein einziges darunter von gleicher Abgedroschenheit und Sinnlosigkeit.

Daß ein gebildeter Schreiber noch Formelwörter wie: *Interesse* und *interessant*, *Individualität* und *individuell*, *Moment*, *Element* und *Faktor*, *Milieu* und *Nuance*, *differenzieren* und *analysieren* gebrauchen kann, ist mir unerfindlich, um ein vergeßenes Strohwort nachzuholen. Sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken, was der gute Schreiber bei jedem Begriffsworte soll, läßt sich ja nichts bei all jenem Häcksel europäischer Redensarten. Unsre feinsten Federn werden stumpf, sobald sie auf solch Zeug stoßen; Gustav Freytag spricht von der Erhebung des preussischen Volkes im Jahr 1813 in schwungvollen Sätzen mit durchglüheter Sprache: *Schwerlich solange es Geschichte gibt, hat ein Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet; für den Deutschen aber hat dieses Moment eine besondere Bedeutung.* Fühlt man nicht, wie durch das abgedroschene *Moment* der Satz verflaut und verflacht wird? Ein andermal spricht Freytag von der 'chaotischen Verwirrung'. Muß man durchaus das Chaos anrufen, um eine Verwirrung zu schildern? Freytag ist durch seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit eine Art Volkschriftsteller geworden: versteht der Leser aus dem Worte 'chaotisch'; muß er es durchaus verstehen lernen?

Gradezu ein Modewort der Arbeiterpresse ist in neuester Zeit *Chaos* geworden. Der erste Satz der Neujahrsansprache des Präsidenten Ebert von 1920 sprach vom drohenden *Chaos*. Die meisten Arbeiter halten dies in aller Unschuld für französisch: und sprechen es auch französisch: *Schao*; so hab ichs mehr als einmal gehört. *Schao* und *katastrophal* — dies ist die neudeutsche Bildungssprache des sich noch immer 'deutsch' nennenden Volkes Luthers, Lessings, Bismarcks. Ist dies mehr zum Lachen oder zum Weinen; und wenn zum Lachen, zu was für einem?

In einer der 'Byzantinischen Novellen' von Hermann Lingg, diesem sprachkernigen Dichter, steht einmal: ... *ein zweiter Faktor der Umgestaltung des alten Kultur-*

zuslandes, auch dieses Element der Verjüngung war vergiftet. Ein vergifteter Faktor, der zugleich ein Element ist!

Und dann die kleinen Eitelkeiten im Pückerstil (S. 217) mit den abgedroschensten fremdsprachlichen Zitatelein. Demonstriert wird immer *ad oculos*; zurückgewiesen nur *a limine*; schließlich oder endlich ist ja nur deutsch, also besser: *last not least*. Und weil einmal ein großer und geistreicher Mensch von den *Imponderabilien* in der Politik gesprochen, lassen es ihm Tausende von Andern nach und bewundert es ein Geist wie der des Germanisten Rötke. Keine Entlegenheit einer Sprache schützt sie vor dem Mißbrauch, vor der Abgedroschenheit im Munde des Deutschen. Nicht einmal im Scherz — wo ist der Scherz? — sollte man die deutsche Polizei eine *Hermandad* oder gar heilig nennen; ein als Dichter so wortkauscher Schriftsteller wie Gustav Falke schreibt in der Prosa eines ersten Romanes: *Das Publikum hatte nur halblaute Scherze für die heilige Hermandad*, in Hamburg!

Gewiß, gewiß, wir können einige der mißbrauchten Alltagswörter nicht entbehren, müssen zuweilen durch ihre schleimige Seichtigkeit hindurchwaten; dann aber so selten wie möglich, eilenden Fußes und immer mit dem Gefühl ihres geringen, fast formwörtlichen Inhaltes. Gukstow schreibt papieren und abgedroschen: *Ich rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt vorzüglich wirken wird*. Noch vorzüglicher wirken würde seine Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe. Und der Germanist Munder hätte bei einigem Suchen gewiß Besseres gefunden als die nichtsagenden Gesichtspunkte: *Morgenland und Deutschland waren die beiden Hauptgesichtspunkte seiner gesamten Poesie*. Wir brauchen Standpunkt und Gesichtspunkt, aber wir sollen sie mit äußerster Sparsamkeit gebrauchen. Man muß nicht einen hochragenden Standpunkt einnehmen, um zu verkünden: *Meine Herren, ich stehe auf dem Standpunkt, daß ich die Tieferlegung dieses Rinnsteins für überflüssig halte* (aus einer Stadtverordnetenversammlung). Goethe gebraucht gelegentlich, nicht formelhaft, Standort; Standpunkt ist bei ihm sehr selten.

Am schablonenhaftesten ist wohl der Sprachgebrauch der Volksvertreter; die erstaunlichen Leistungen der besten Kurzschrreiber, die es gleich gewissen Rednern bis auf 350 Silben in der Minute und mehr bringen, wären ohne die Ausgedroschenheit der Redehülsen kaum möglich. Beginnt ein Redner: *Meine Herren, ich stehe*, so schreibt der fundige Kurzschrreiber einfach: *Meine Herren, ich stehe* und weiter nichts, denn er weiß, daß auf *stehe* unfehlbar der Standpunkt folgt. Man hat das Wörterbuch sehr berühmter Abgeordneten auf seinen Umfang geprüft und ermittelt, daß z. B. in zwanzig langen Reden Eugen Richters über die verschiedensten Stoffe nur rund 2000 Wortstämme vorkamen, die Formwörter eingerechnet. Ähnliche Zahlen lieferten die Reden Lasfers und Miquels. Größer war das Wörterbuch Bennigsens und der meisten süddeutschen Redner. Bei den Römern ist es nicht anders gewesen, wie die Reden Ciceros und der bescheidene Umfang der *Tironischen Noten* beweisen, mit denen damals Reden nachgeschrieben wurden.

Noch schlimmer als bei uns steht es mit der sprachlichen Formelhaftigkeit bei den Franzosen, nur daß diese sie nicht so blank und bloß zur Schau tragen. Sehr fein bemerkt einmal Goethe darüber (an Reinhard, 10. Juni 1822): *Der Franzose bedient sich herkömmlicher Ausdrücke, weiß sie aber so zu stellen, daß sie wie ein aus flachen Glas spiegeln zusammengesetzter Hohlspiegel kräftig auf einen Fokus zusammenwirken*. Aber merkwürdig, der gebildete Franzose leistet dem stumpfsinnigen Modewort viel größern Widerstand als der gebildete Deutsche: die meisten französischen Modewörter werden so zu sagen mit Gänsefüßchen geschrieben und gesprochen.

Wer wird uns endlich erlösen von dem öden *Zeichen*, in dem wir und alle Dinge im Himmel und auf Erden stehen? Weil Kaiser Wilhelm 2. einmal 1891 unter sein Bild geschrieben: *Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs*, steht noch tief im 20. Jahrhundert alles in irgendeinem Zeichen: *Die Vogelwelt im Zeichen des Spätsommers, Deutschland im Zeichen des schlechten Wetters*,

oder des Umzugs, Berlin im Zeichen des Gänsebratens, Apulien im Zeichen der Cholera, Schlaflose Nächte im Zeichen der Wanze. Und weil derselbe Kaiser, der ein leidenschaftlicher Seefahrer war, irgendetmal gesagt hat: 'Und nun Voll dampf voraus!', schreibt der Vorsitzende des Regelvereins Vordereck auf eine Einladungskarte an die Mitglieder zu einem Sonntagsbummel: 'Mit Voll dampf voraus!', und der des Rauchervereins Qualmtute, immerhin stilvoller, bei ähnlicher Gelegenheit: 'Wir wandern unentwegt im Zeichen von Voll dampf voraus!' Alles dies so treu wie möglich nach dem Leben, das phantastischer ist als die kühnste Dichterphantasie.

Ein Trost, doch nur ein schwacher, liegt in der Geschichte all dieser modischen Schlagwörter: sie schlagen die Sache, den guten Geschmack, zuletzt sich selber tot:

Auch Modewörter gibt's, so gut wie Modefarben;

Sie dauern freilich kurze Zeit.

Und viele Lieblingsphrasen farben

Im Sumpfe der Vergessenheit.

Sehr schön, aber so lange sie leben, leiden wir unter ihnen. Selbst die Grobheit ist machtlos wider sie. Das hat Lessing erfahren, als er gegen das modische Schablonenwort 'Genie' in den Siebzigern des 18. Jahrhunderts wettete: 'Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier.' Wo sind die Tränen der Wehmut, die schöne Seele, die sanften Schauer, die tugendhafte Freundin, die zärtliche Sympathie, das Hinschmelzen in Jähren, die wonnigen Entzückungen, — all dieses leere Stroh des empfindsamen 18. Jahrhunderts? Schon 1785 schrieb Wieland im Teutschen Merkur: 'Das Wort Aufklärung fängt jetzt allmählig an, so wie die Wörter Genie, gutes Herz, Empfindsamkeit und andre in üblen Ruf zu kommen.' Immerhin hatte die Aufklärung fast ein halbes Jahrhundert einen guten Ruf genossen; nur hören machte man nichts mehr von ihr. Zwischen 1797 und 1830 war so ziemlich alles 'romantisch', selbst mancher Ort in und bei Berlin war eine 'romantische Fejend'. Heute gehört das Wort fast nur noch dem literaturgeschichtlichen Sprachgebrauch an. Von der 'blauen Blume' der Romantik wurde mehr als ein Menschenalter mit himmelndem Blick geredet, ohne daß die meisten Redenden eine Ahnung hatten, was das für eine Blume sei. Später erschien das Gerede selbst den Romantikern läppisch.

Am schnellsten pflegen sich die politischen Wortschablonen abzunutzen. Wo sind sie hin die Schlagworte von 1848: der Rechtsboden, die breiteste Basis, die Gesinnungstüchtigkeit, die oftpropierte Verfassung, die Märzerrungenschaften? Und wie's mit den alten geschah, so wird's mit den neuen geschehen: sie werden in die Totenkammer der Sprache wandern, von wannen es keine Auferstehung gibt. Wer bildete einst die weltberühmte Quadrupelallianz? Wer weiß noch, wann, wo, worüber jemand 'politische Beklemmungen' hatte? Was für ein Ding war der Scheiterhaufenbrief? Wie war's doch mit dem Weltmarschall?

Endlich die Abklatschworte, die uns die Wissenschaften, die Künste, die Gewerbe bescheren, ursprünglich meist ganz hübsche Neubildungen, nach einigen Jahren durch das Riesenheer der Nachäffer um jeden Reiz und Wert gebracht. Da wurde der elektrische Strom ein- und ausgeschaltet, — alsbald wird alles und jedes ein-, noch mehr ausgeschaltet: Parteien, Minister, Wetter (*Die Hitze ist in diesem bösen Sommer ausgeschaltet*), Tugenden, Laster. In Hauptmanns 'Webern' gibt es keinen Einzelhelden; dies drückt der Literaturforscher Lublinski aus: *Kein Drama im hohen Stil, weil jede Individualität ausgeschaltet war*. Die Maschinenbauer, dann die Nervenforscher bildeten sich das gute Kunstwort Auslösen; alsbald wurde kein Gefühl mehr erzeugt, hervorgebracht, entbunden, entzün det, erregt, sondern immer nur ausgelöst; jedes andre Wort — ausgeschloffen!

Ein nicht ganz dünnes Druckheft wäre nötig für die modischen Schlagworte vieler Literatur- und der meisten Kunstschreiber. Da gibt es großzügig und die entsprechende Großzügigkeit, die Höhenkunst und die Ausdruckskultur, die Differenzierung und Differenziertheit. Augenblicklich ist ein literarisches Lieblingswort — vielleicht für noch ein bis zwei Jahre — 'die Linie, die inneren Linien', kein deutsches, sondern ein französisches Gewächs, ebenso wie die *Geste*, für die man zur Abwechslung, nicht etwa zur Verdeutschung,

zuweilen Gebärde sagt: die lyrische Gebärde, Kleists Gebärde, Max Liebermanns Frühgebärde. Ich lasse dahingestellt, welchen Gedankenwert Nießsches Schlagworte haben; mir schwant, daß der Übermensch, die blonde Bestie, die fröhliche Wissenschaft, das Tanzen der Seele, ja selbst das Herdentier und die Umwertung der Werte über ein Kleines der Überliebe seiner Überfreunde zum Opfer gefallen sein werden.

Zu den Modeworten gehört die Modebeugung, z. B. die wundervollen Mehrzahlen: Sehnsüchte, Heimwehe, Dränge, Zukünfte, Brünste, Dürste — nicht aus dem Eignen, sondern aus dem Französischen. Oder der modische Gebrauch von Ein mit dem sachlichen Eigenschaftswort: ein Neues, ein Großes, was angeblich viel erhabener ist als neu und groß: *Schon dies, daß große allgemeine Interessen auf der Bühne frei ausgesprochen wurden, war ein Neues.*

Ausleben lassen, wohl gar durch spöttische eigne Übertreibung, durch den Hohn der Gänsefüßchen totschlägen helfen! Mit Vernunftgründen ist gegen solche sprachliche Geisteskrankheiten nichts auszurichten. Vor zehn Jahren war 'schneidig' das meistgemißbrauchte Eigenschaftswort: schneidiges Mädchen, schneidige Zigarre, schneidiges Gedicht (von Über allen Gipfeln ist Ruh' selbst gehört). Wer darf das schreckliche Wort heute noch schreiben? Es ist selbst den Husarenrittmeistern verleidet worden. Wann wird 'Staats-erhaltend', ein ursprünglich anständiges, mit der Zeit zum politischen Schwindel benutztes Wort, ihm folgen? — Ganz vermeiden kann kein Schreiber gewisse Schablonen, und er soll es auch nicht versuchen. Wenn's zur Entscheidung kommt, mag er sich sagen: lieber noch ein ehrlicher Philister als ein auf Täuschung ausgehender Stilgauller; besser ein unberühmter nützlicher Alltagschreiber, der weiß, daß er einer ist, als ein für ein Weilschen berühmter Preziöser, der sich für einen großen Mann hält.

Dritter Abschnitt.

Vom deutschen Wortschatz und seiner Mehrung.

Der deutschen Sprache Schatz zu mehren,
Von Jugend auf war mein Bemühen,

Und dieser Trieb soll nie verblühen,
Solang des Lebens Tage währen. (Müldert.)

So oft ein staatliches Ereignis, eine Erfindung, eine Mode neue Begriffe schafft und Ausdrücke dafür fordert, jammert der unverbesserliche Fremdwörtler verzweiflungsvoll: dies kann die arme deutsche Sprache nicht bezeichnen, und stammelt sogleich den Franzosen, Engländern, Italienern, Amerikanern, Russen, Chinesen ihre unerseßlichen Wörter nach. Ihnen erkläre der sprachgebildete und sprachgesunde Deutsche rundweg: Das ist Unsinn; die deutsche Sprache, die reichste aller Welt Sprachen, kann jeden Begriff in allen Ab-schattungen schön und klar bezeichnen, wenn ihr sie nur gewähren lasset. Nur du, undeutscher, fauler und unwissender Fremdwörtler, der du dich nie um edles, reines Deutsch bemüht hast, du kannst nicht anders sprechen als mit Hilfe von verquatschtem Raderlatein, Zigeunergriechisch, Schneiderfranzösisch, Stallknechtenglisch.

Die Fremdwörter von ehemals haben manchen triebkräftigen Keim für immer zerstampft, so daß die fremde Saat an gewissen Bucherstellen nicht mehr auszurotten ist: man denke an Natur, Musik, Religion, Humor, Drama, naiv, spazieren. Unzweifelhaft hätte ohne das Dazwischentreten der Humanisterei die deutsche Sprache für diese Begriffe vollkommen zutreffende, schöne und echtbürtige Wörter aus ihrem fertigen Schatze wählen oder kraft ihrer unbegrenzten Neuschöpfung frisch erzeugen können. Ganz erstorben ist der Wurzeltrieb der deutschen Sprache noch heute nicht. Trotz dem massenhaften fremden Unkraut, das uns der Teufel der geistlichen Ausländerei Jahr um Jahr, nein Tag um Tag zwischen den deutschen Weizen sät, ist unsre nicht umzubringende Sprache immer noch zeugungs-kraftig geblieben, wenn sie gleich in der geilen Fruchtbarkeit nicht Schritt zu halten vermag, mit den Vervielfachern der jährlich mindestens 365 neuen Fremdwörter. Es wäre

eine der reizvollsten Aufgaben für einen fleißigen Erforscher des Neuhochdeutschen, die Neuschöpfungen auch nur der letzten 150 Jahre, etwa seit Lessings Minna von Barnhelm, zu sammeln und ihren Ursprung nachzuweisen. Solche Sammlung würde eindringlicher wirken als die zwar recht schönen, aber wenig überzeugenden Lieder zum Lobe der deutschen Sprache.

[Zusatz 1921: Da sich kein solcher Erforscher gefunden, so habe ich in meinem Buche „Deutsche Sprachschöpfer“ (1919) den ersten Versuch einer solchen Sammlung gemacht.]

Schade, daß wir kein Wörterbuch der deutschen Berufs- und Standessprachen haben; es würde ein dicker Band werden. Gab es doch schon besondere Wörterbücher unsrer Heeresprache vor dem Weltkriege; und wie gewaltig sind sie durch ihn angeschwollen! Die gelehrten Fremdwörter, deren ganzer Sprachschöpfertrieb sich in immer neuen, immer elenderen Fremdludernwörtern austrast, werden von jedem einfachen deutschen Fußsoldaten beschämt. Wäre dem germanistischen Professor als Artilleriehauptmann die Namengebung überlassen worden, so hätte er das Permanenzfeuer, Kontinuierfeuer, Perpetuierfeuer geschaffen; dem einfachen Kanonier verdanken wir das Trommelfeuer.

Hier ein Bröbchen aus der Schülersprache, ein lange nicht vollständiges Verzeichnis der Ausdrücke für die Übersetzungshilfen: Delische, Klappe, Klatzche, Ponz (von pons = Felsbrücke), Schmoch, Schmoll, Schmöker, Schniffel, Schwarte, Spelle, Spicke, Spritze, Transe, Wende. Der Fremdwörterler nennt sie in edler Einfachheit Translationsauxiliarien.

Voran in der immer neuen Bereicherung des Wortschatzes stehen, wie sich's ziemt, unsre großen Dichter und Schriftsteller; doch hat auch mancher Geringere sein Scherflein zum Auffrischen des Bestandes beigesteuert. Ohne Wagemut geht es dabei nicht, und der Schriftsteller, der sich bei solchem Bemühen durch den Spott der Philister beirren läßt, taugt nicht zu diesem Geschäft.

Wißt du beschränkt, daß neues Wort dich fñhrt?

Wißt du nur hören, was du schon gehört? (2. Faust.)

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe: heißt es in Goethes Aufsatz „Deutsche Sprache“, und er fügt bei: „Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos.“ In der Tat würde die bloß äußerliche Reinigung die Sprache wohl säubern, sie aber nicht innerlich stärken und mehren. Zum Glück lehrt die ganze Geschichte der deutschen Sprachreinigung, daß diese immer zugleich eine wertvolle Sprachbereicherung bewirkt hat. Ja so segensreich war alle Zeit schon der bloße Wunsch, unsre Sprache vom größten Schmutze zu befreien, daß selbst mittelmäßigen Schreibern befohlen ward, Worte zu schaffen, die es an Schlagkraft und Lebensdauer mit den Neuschöpfungen der Größten aufnehmen. Wir werden uns an andrer Stelle über diese nicht genug gewürdigte Seite unsers Sprachlebens zu unterhalten haben.

Daß der Philister jedes Neuwort beim ersten Hören verlacht, ist sein Philisterrecht. Man kann ja das Wesen des Philisters nicht besser bezeichnen, als daß er alles Neue haßt und verhöhnt, weil es neu ist, und es nach kurzer Zeit für das Notwendigste von der Welt, für gleichzeitig mit ihm, dem Philister, geboren hält. Man stelle sich vor, das Allerweltswort für die Seelenempfindungen des Menschen wäre noch heute, wie im 17. Jahrhundert bis tief ins 18te, *Sentiment*, und ein tollkühner Sprachschöpfer wagte zum ersten Mal das Neuwort Gefühl zu schreiben, wie das ein gewisser Letens wirklich vor etwa 160 Jahren getan hat. Gefühl! welch ein albernes, scheußliches Wort! — so und nicht anders, vielleicht noch gröber, würde die Salhaberei derselben Sprachphilister lauten, die jedes noch so blöde Fremdwort sogleich nachstammeln. Wer's nicht glaubt, der lese die Urteile unsrer fremdwörtelnden Philister über vortreffliche Neuschöpfungen auf S. 252, dazu fast auf jeder Seite meiner „Deutschen Sprachschöpfer“ nach. Allerdings haben die Wörter so gut wie die Bücher ihre Schicksale: scheinbar vortreffliche Neubildungen haben nicht Wurzel geschlagen; andre, die uns nicht ganz so gelungen scheinen, stehen noch heute in Saft. Für den Seelenforscher der Sprache gibt es wenige so fesselnde Untersuchungen wie die nach den Gründen des Glückes oder Mißgeschickes der neuhochdeutschen Wortschöpfungen.

Neubildungen müssen, das lehrt uns ihre Geschichte, funkelnagelneu sein, müssen durch ihre Neuheit dem Philister, besonders dem Fremdwörtler, aufs äußerste mißfallen, den Sprachsinnigen reizen, packen, zum Nach- und Einfühlen zwingen. Sie müssen bei aller Neuheit zwanglos, selbstverständlich klingen und durch nichts verraten, wie lange ihr Schöpfer gesucht, geprobt, gemessen, gewogen hat. Sie dürfen wohl den Geist in seiner Behaglichkeit stören, die Sprachgewohnheit gewaltsam durchbrechen, die Begriffswelt stürmisch umwühlen, wenn sie nur der Zunge und den andern Sprachwerkzeugen keine Mühe machen. Die unerhörte Neuerung, Gefühl, eine der kühnsten in unsrer Sprachgeschichte, hätte sich ohne den leichten Fluß ihrer Laute nimmermehr durchgesetzt. Im allgemeinen kann man feststellen, daß die guten, d. h. die lebenskräftigen Neubildungen dreist, kurz, leichtlautend, sinnenhaft sind; bloße Verstandesworte, noch so richtig gebildet, werden vom lebensfrischen Sprachsinn der nicht bloß verstandesmäßig gebildeten Leser abgelehnt.

Man übersehe die Geschichte von Zweirad und Rad: zuerst selbstverständlich lauter Fremdwörter, fintemalen unsre plumpe Sprak so großartige Begriffe wie den eines Leichtfahrzeuges mit zwei Rädern nicht ausdrücken kann, sondern, wie immer den großartigen Fortschritten des Feingewerbes gegenüber, in ihrer Hilflosigkeit auf den Beistand des Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen und einiger andrer gebildeter oder wilder Sprachen angewiesen ist. Mithin für das schnell dahingleitende, anfangs hohe, später niedrige Fahrzeug aus Stahl: Veloziped oder Bicycle, nachher Safety und Bicyclette. Dann geschah das Unerhörte: die deutschen Velozipedfahrer besannen sich, daß das Ding, auf dem sie fuhren, bei Licht besehen nichts andres sei als ein Rädergestell. Da sie unter einander solche Unwörter wie Veloziped, Bicycle und Safety schon wegen ihrer stilllos klumpigen Vielsilbigkeit nicht sprechen konnten, so ließen sie sich herab, zum Rade Rad zu sagen, obwohl ihnen alle Sprachphilister einwandten: weder Zweirad noch Fahrrad noch gar Rad, wie man bald allgemein mit treffender und vollkommen ausreichender Kürze sagte, decken sich mit dem herrlichen Veloziped — einer nichtsagenden, ja irreführenden Bezeichnung —, noch mit dem schon durch seine griechisch-römisch-englische Herkunft ausgezeichneten Bicycle, das zwar auch nur Doppelrad bedeutet, aber so unendlich viel vornehmer ist. Da die deutschen Radfahrer nichts vom Philister hatten, so siegte bald ihr gesunder, feiner Sprachsinn und schuf sich zuerst Hochrad, nach dem Verschwinden der Hochräder: Fahrrad, Zweirad, im Sprachgebrauch des Lebens noch besser Rad. Dieses uralte Rad ist in Wahrheit eine Neuschöpfung, eine der gelungensten des letzten Menschenalters; denn als Neuschöpfung müssen wir jedes Wort ansehen, das selbst bei gleichem Klang einen neuen Begriff neu bezeichnet.

Die Geschichte vom Hochrad, Fahrrad, Zweirad, Rad lehrt uns eines der Geheimnisse der glücklichen Neubildung: der Sprachsinn ist kein Pedant, er liebt nicht die peinlich genau unterscheidenden Beiwörter, zumal da diese das Wort länger und langweiliger machen. Das Einzige, was z. B. gegen Bahnsteig eingewendet werden mag, ist die pedantische Belastung mit Bahn; Steig würde genügen, denn daß es kein Gebirgssteig, oder Hühnersteig ist, weiß der Reisende auch ohne die ängstliche Belehrung des Eisenbahners. Ähnlich verlief die Geschichte der Bizmal- und Sekundärbahn; ein Menschenalter hindurch wurde lateinert, bis ein sprachgejunger höherer Beamter Otto Sarrazin Kleinbahn vorschlug: es behauptet heute schon die Alleinherrschaft.

Begierig dürfen wir sein auf die fernere Geschichte des Wortes Aviatiker. Anfangs war das Durchfliegen der Luft etwas so Seltsames, daher Vornehmes, daß es unbedingt mit einem nach der gewohnten blöden Art verdrehten Küchenlateinwort bezeichnet werden mußte. Mit der Zeit werden sich die deutschen Flieger — schon Luftflieger wäre zu lang und zu pedantisch — ihres Rotwelsch schämen und, voran die Heeresleitung, ihre gute Sache mit einem guten Wort bezeichnen. — Wann wird die Gekerei mit *Ski* endlich aufhören? Nun gar die Gekennnot mit der Mehrzahl! Der Vollgeck sagt so wonnesam *Schier*; der Halbgeck so traut *Schis*. Die Norweger nennen ihre Schneeschuhe: *Scheite*: ihr *Ski* bedeutet nichts Vornehmeres als Scheit. In Süddeutschland, wo sprachlich

etwas weniger geäfft wird, sagt man zuweilen: Brettln; kann sich aber der deutsche Sportged mit Brettshuh begnügen?

Nicht zu den Sprachphilistern hat Kant gehört, und doch hat er den Ausspruch getan: Neue Worte zu künfteln, wo die Sprache schon so an Ausdrücken für gegebene Begriffe keinen Mangel hat, ist eine kindische Bemühung, sich unter der Menge wenn nicht durch neue und wahre Gedanken, doch durch einen neuen Lappen auf dem alten Kleide auszuzeichnen. Für gegebene Begriffe! Für diese mangelt es der Sprache allerdings nicht an Ausdrücken, und der Schreiber, der sich mit diesen begnügt, ist nicht zu tadeln. Indessen selbst für gegebene Begriffe will der künstlerische Prosaschreiber, an den Kant allerdings nicht gedacht hat, die durch Alter und Allerweltsgebrauch abgeschliffenen Wörter nicht immer verwenden. Es ist sein gutes Recht, nach neuen Ausdrücken für alte Begriffe zu suchen, um so mehr als ja die Farben der Begriffswelt sich mit den Menschengeschlechtern immer ein wenig ändern. Kant selber war gezwungen, für seine philosophischen Begriffe, die an sich so alt wie die Philosophie der Menschheit waren, neue Ausdrücke zu prägen, und gelegentlich ist er nicht davor zurückgeschreckt, in die Volkssprache seiner engeren Heimat zu greifen, um mit glücklicher Wendung den philosophischen Ausdruck zu bereichern. So schreibt er einmal: Die Liebe ist hier (im Lustspiel) nicht so grämisch (wie in der Tragödie).

Mit wie einfachen Mitteln noch das neuste Neuhochdeutsch sprachschöpferisch arbeitet, zeigen uns so kühne Neubildungen wie: Krach, Ring, Eisenbahner (warum also nicht auch Wissenschaftler?), Urlauber, Eingemeindung, Französelei — bei Goethe Franzoserei —, Wettbewerb, durchlässig, mindervertig, übertragbar und unübertragbar, unstimmig, belichten, abrüsten, durchqueren, enteignen (dies noch nicht bei Goethe), verstaatlichen, verstädtlichen, Ausstand, streben und Streber in der bekannten abschätzigen Bedeutung, und so manche andre, die uns heute wie uraltes Sprachgut erscheinen. Fast jede dieser guten Neubildungen hat zuerst den Sprachphilistern Gelegenheit gegeben, sich lächerlich zu machen, denn keine deckte sich vollkommen mit den Flicken aus den Sprachen dreier Weltteile. Krach z. B. dünkt uns heute so natürlich und alteingeseffen, daß wir die ganze Kühnheit dieses Neugebildes kaum noch ermessen. Wo ist in Krach die leiseste Andeutung von Bankrott, Aktien, Börse, Spekulant, Gründern, Direktoren, Administratoren, Aufsichtsräten, Schwindelmannövern usw., wie die Sprachphilister von jedem neuen deutschen Worte fordern, während sie das Fremdwort überhaupt nicht auf seinen Begriffsinhalt prüfen? Krach ist ein zum Range des vollwertigen Begriffswortes erhobener Naturlaut und bezeichnet dennoch eine so reiche Begriffswelt wie nur irgendein tausendjähriges Urmwort. — Rühne, gute Stammwörter der Elektriker sind: erden (mit der Erde verbinden), funken, gefunkt (Funken geben).

Nicht für möglich sollte man es halten, daß einst bei der Einführung des Enteignungsgesetzes von halsstarrigen Fremdwörtern Einspruch erhoben wurde: Expropriationsgesetz dünkte sie viel schöner und richtiger. Beim Gesetz über den unlauteren Wettbewerb wiederholte sich der ebenso lächerliche wie beschämende Vorgang (vgl. S. 255). Der Hauptschreier gegen die deutschen, für die fremden Ausdrücke war, wie allemal, Hans Delbrück. — Noch lange nicht ausgeschöpft ist der Jungbrunnen der Sprachbereicherung durch die Vorfilben be, ge, er, ver, zer, ent. Erlaubt oder nicht erlaubt, wer kann etwas Tristiges jagen gegen Heines Satz: *Die Chinesen verknixen und verbücklingen zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung ihrer Nationaltugend, der Höflichkeit?* Angelus Silesius bildete kühn, entwerden: *Je mehr du nach ihm (Gott) greifst, je mehr entwirft er dir.*

Nicht durch das Aufspießen fremdartiger Keiser, vielmehr durch das Aufstreben neuer Schöplinge aus dem alten Stamm bildet sich die Sprache lebendig fort, heißt es bei Uhland; aber was bedeuten solche Eckarte deutscher Sprache wie Uhland unsern wissenschaftlichen Sprachverderbern wie Rölhel! Und mit welcher Bitternis gemischt ist jede Vertiefung in den deutschen Sprachreichtum, wenn man ihm gegenüber die Ohnmacht unsrer Welscher sieht, aus ihm zu schöpfen; ihre Gier, jedem edlen Deutschwort das elendeste Fremdwort vorzuziehen. Im Schweizerischen gibt es 454 Apfelnamen, für Wacholder

hat man über 100, für Primel mehr als 50 Namen gesammelt; das Kölnische allein hat gegen 15 Wörter für Ohrfeige, das Mittel- und Niederfränkische etwa 64 Ausdrücke für Schmetterling — alles nutzlos, denn in Deutschland gilt das Welsch für eine Bereicherung unsrer armen Sprache, 'darin soll sie nicht verarmen', wie E. Schmidt und seine vierzig Kämpen des Welsch feierlich erklärten (vgl. S. 170).

Eine widerwärtige, zum Glück lebensunkräftige Gattung der sprachlichen Neugebilde sind die Unwörter wie *Hapag* (Hamburg-amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft), *Bugra* (Buchgewerbe- und graphische Ausstellung), *Wumba* (Waffen- und Munitionsbeschaffungsbureau), *Flak* (Flugzeugabwehrkanone) und ähnliches Unzeug. Ihre einzige Entschuldigung ist: sie waren oder sind sprachliche Notwehr gegen die Taprigkeit bei der ursprünglichen Namengebung. Man war zu sprachohnmächtig, auch zu faul, ein bezeichnendes Kurzwort zu suchen, und griff nach der rohesten Aushilfe. In dieser Sprachroheit stehen wir ausnahmsweise nicht allein: die Engländer treiben es ebenso. — Ich verhehle nicht, daß ich die Benennung U-Boot für die deutschen Heldenschiffe stets gemein gefunden, sie nie in den Mund genommen habe. Gibt es denn nicht 'Tauchboot'? Die romanischen Völker mit ihrem besonders feinen Sprachsinne halten sich von derartigen Mißbildungen fast ganz fern.

Ein großartiger Wortschöpfer war Luther; ohne alle Rücksicht auf 'Analogie' schuf er sich Kraftwörter, wo er Kraft zeigen wollte: 'Herren und Siegmänner des Todes' nennt er die Christen. — Sogar der lederne Dpiz hatte in der Schule seiner französischen Vorbilder die Notwendigkeit der Neubildung im Deutschen nicht verlernt: 'Neue Wörter, von andern Wörtern zusammengesetzt, zu erdenken ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmut.' — Lessing hat sich vor keinem schöpferischen Wagnis gescheut; wir verdanken ihm Neuwörter wie Weinerlich, empfindsam, Hirngespinnst, und da das ahnende Genie allemal der langjamten Wissenschaft weit vorausseilt, so hat Lessing den wichtigen Grundsatz für alle sprachliche Neubildung, besonders für das Verdeutschten von Fremdwörtern, mehr als ein Jahrhundert früher geformt als der Deutsche Sprachverein. Dem Übersetzer von Sternes *Sentimental journey*, Bode, empfahl er 1768 das Wort Empfindsam und schrieb dazu: 'Wagen Sie es! Was die Leser fürs erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.' Nach diesem Grundsatz müssen die Schriftsteller handeln, die zur Sprachbereicherung berufen und nicht gesinnt sind, für jede neue Begriffsfarbe zunächst und zuletzt ein neues Fremdwort zurechtzufneten.

Lasson wollte sagen: Die großen deutschen Schriftsteller am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sind ihrem Bewußtsein nach Kosmopoliten. Der Gedanke ist abgedroschen, aber der Schreiber wollte ihn wenigstens sprachlich ausputzen: so setzte er denn für 'Schriftsteller' die kichenlateinischen *Literatoren*, und wie groß stehen nun Mann und Saß da! Dies ist die Wortschöpfung, wie sie nicht sein soll, und nichts von solchen Aftergebilden bleibt am Leben. Nicht die Hyperempfindlichkeit, die ihr Verfertiger sicherlich für viel vornehmer und wissenschaftlicher gehalten als die Überempfindlichkeit; nicht die Metaerotik, nicht die Emotivität, nicht antiprometheisch. Nach einem Jahrzehnt liegt all solch vornehm klingendes Zeug auf dem Sprachflehrichthaufen, und meist folgen über ein Kleines den Wörtern die Bücher. Wertwürdig lange hat sich die unaussprechbare 'Jetztzeit' gehalten, vermutlich weil das Wort grade wegen seiner zungenbrecherischen Mißlaute mittelgebildeten Menschen besonders großartig erscheint; heute gebrauchen es wohl nur noch innerlich taubstumme Schreiber. Geleimt hat es Jean Paul, dessen Sprachmusikgefühl herzlich grob war. Schopenhauer hat es mit gerechtem Zorn an den Schandpfahl der Sprache angeprangert.

Einer der erfinderischen und glücklichen Sprachneubildner war Ludwig Zahn: hat er doch einem ganzen großen Zweig unsers Erziehungswezens, dem Turnen, das Wörterbuch geschaffen. Von ihm rühren her: Turnen, Turner, Turnwart, Warren, Reck, Riege, Welle usw. Selbstverständlich wurde dies alles von den Neunmalweisen zuerst bespöttelt; französische oder englische Bezeichnungen hätten sie mit derselben Affensfreude ungeprüft

aufgenommen, mit der unsre heutigen Rasenballspieler, Fußballschläger, Ruderer, Segler sich ihr ganzes oder halbes Wörterbuch aus England holen, da die deutsche Sprache natürlich außer Stande ist, so unerhörte Krafttaten wie Ballspiel, Rudern, Segeln zu bezeichnen.

Den Mangel einer Sammlung sprachschöpferischer Neubildungen soll die folgende kleine Auslese natürlich nicht ersetzen; sie mag höchstens eine Ahnung geben von der Unabsehbarkeit der Grenzen unsrer Sprache, die den Fremdwörtern so armselig scheint, daß sie diesen abgründtiefen Schreibern für die einfachsten Begriffe versagt. Wenn eben nur der rechte Meister über sie kommt, der nach des sehr jungen Goethe Spruche tut: 'Was reich und arm! Was stark und schwach!' (S. 125). Dem Sprachgewaltigen bietet fürwahr die deutsche Zunge alle Mittel der Milde und der Macht, er bedarf keiner Anleihen bei den Nachbarn; der Sprachstümper müßte ohne Fremdwörter stammeln.

Ohne weit über das 18. Jahrhundert rückwärts zu gehen, seien hier in bunter Reihe nur einige reizvolle Beispiele vermerkt. Simon Dach schrieb zuerst das zu seiner Zeit für ungemein kühn gehaltene 'furchtlos'. — Erst durch Christian Wolf wurde 'Leidenschaft' eingebürgert; erst durch Winckelmann 'flau' für matt (von Farben). — Claudius bildete überkühn: 'zerbrüder'n' (Brüder entzweien); das Wort hat sich nicht halten können. — Von Lichtenberg haben wir das hübsche 'verschlimmbessern'. — Von Lessing sei nachgeholt: 'hämtüchisch', was entschieden besser ist als das halb unverständliche 'heimtlichisch'. Goethe, der durch Aurelia in den Lehrjahren *perfidie* für unübersetzbar erklärte, würde sich anders besonnen haben, wenn er hämtüchisch bei Lessing gefunden hätte. — Der alte Boß erfand das prächtige 'Anhündeln', was noch über das Byzantinern geht. — Arähwinkel war eine gute Erfindung Jean Pauls.

Ein reicher Sprachschöpfer war Schubart; wir verdanken ihm u. a.: Bluttat, Dichterstern, folgenschwer, herabwürdigen, Flugblatt, Strebsamkeit. — Von Fahn war schon die Rede. Mit ihm zu vergleichen ist E. M. Arndt, nur mit dem Unterschiede, daß diesem mehr die schönen Kraftworte gelangen, die an ihrem Orte mächtig wirken, von denen aber nur wenige am Leben geblieben sind. Er schreibt: Sendtschaften auftragen, die Abkraft und Unmacht des Alters, Kleinodien vergelben, Erstigkeiten (für Koryphäen), Dünkling; nennt den wortkargen Freiherrn vom Stein einen 'rechten Kurzbold', spricht von einer 'innerlichen Jornwühlung', wo der echte und gerechte Fremdwörtler nur an eine Irritation, Emotion, Emotivität, Indignation denkt, und wagt den für die damalige Rechtsprache sehr kühnen Ausdruck Halsfachen statt Kapitalverbrechen.

Unsre Romantiker sind nicht grade fruchtbare Sprachbereicherer gewesen; selbst ihre an sich schönen Neubildungen, wie Arnims 'Tröstensamkeit', haben sich nicht behauptet. Brentano bildet einmal 'gesundensället', schwerlich in der Absicht, die Sprache dauernd zu bereichern. Von Heine rührt 'verständnissinnig' her. Schleiermachers 'schlechthinnig' hat sich nur sehr kurze Zeit erhalten, es ging an seiner Sprachroheit zu Grunde.

Nicht geblieben ist Schopenhauers in Frankfurt aufgegriffenes 'messentlich' (jede Buchhändlermesse), wie denn Schopenhauer nicht zu unsern Sprachbereicherern gehört. Büchmann schreibt ihm die erste Anwendung von 'Zeitungsdeutsch' zu; schwerlich mit Recht, und selbst wenn, so ist Zeitungsdeutsch kein Neuwort, das Erwähnung verdient, denn es versteht sich gar zu sehr von selbst.

Immermann erfindet im Oberhof das wunderfeine Wort 'ehrenzart' (die keuscheste und ehrenzarteste Liebe); noch sonst stehen im Münchhausen mancherlei Neubildungen, doch zumeist mehr seltsam eigenwillige als lebensfähige. — Annette von Droste wagt es mit 'enttreiben'. — Ungemein reich an eignen Wörtern und Wendungen ist Gotthelf, dem freilich sein kernhaftes Schweizerdeutsch zu Hilfe kam. Wie sinnenhaft läßt er einer neuen Röchin 'harthölzige Stimme die Treppe herunter erschallen'.

Das Wort 'stetig', das man schon bei Luther vermutet, soll zuerst von Gneisenau und Clausen in einem gemeinschaftlich verfaßten Nachruf von 1813 auf Scharnhorst gebraucht worden sein. Das ist ebenso gut möglich wie der nachweisbar erste Gebrauch von 'wohlig' durch Goethe (im Fischer). Man täuscht sich recht oft über das Alter allbekannter, un-

entbehrlicher Wörter: 'Zeitgenossen' ist noch keine hundert Jahre alt, soll von Gutzkow erfunden sein. Dichtkunst, Sprachlehre, Gemeinwesen, Zahlwort und Zeitwort, Beschaffenheit, Gegenstand, Lehrsaß, Staatsmann, Verfasser, Mundart, Wörterbuch, Lustspiel stammen alle erst aus dem 17. Jahrhundert als Neuschöpfungen der großen Sprachreiner aus dem Kreise der Fruchtbringenden Gesellschaft; Verhältnis, Bewußtsein, Vorstellung, Ergebnis sogar erst aus dem 18ten.

Treitschke schreibt einmal mit guter Umbildung von 'verbrauchen' und 'benutzen': *Unter all den hochbegabten Männern, welche der König an falscher Stelle vernutzte, und ein andermal sehr gut von eigenrichtiger Tadelsucht statt von selbstgerechter.* — Mommsens Versuch mit Hochpriester, um das längere 'Der Hohepriester, Des Hohenpriesters' zu vermeiden, mißglückte; das zu ersetzende Wort war durch Luthers Bibeldeutsch zu fest gewurzelt.

Einer unsrer kühnsten Neuschöpfer war Vischer, und mindestens eine seiner Schöpfungen sollten wir lebendig halten: 'brecherisch'; für Zustände, die zum Brechen sind, also z. B. für die Fremdwörterei. Vischer schreibt mit Absicht: *Die Karaffe flog den Weg ihrer Geschwister und zerplatzte (nicht: zerplatzte) am Granitblock.* Vielleicht ist Vischers 'Gröbe' ('er kann das Gemeine in seiner Gröbe aufnehmen') schwäbisches Gut; dann sollten wir es erst recht ins Schriftdeutsche einheimen, schon um eine der ewigen heiten und keiten schlagkräftiger zu ersetzen. Ähnlich schreibt der Schwabe D. F. Strauß: 'Bei aller Tiefe keine Trübe.' Schon im Faust singt Homunkulus: 'In dieser holden Feuchte.'

Bei dieser Gelegenheit sei nachdrücklich auf die weiblichen Zeithauptwörter auf e als Bereicherungsquelle, zugleich als eines der vielen Entwelschungsmittel hingewiesen. Die Freunde reindeutscher Sprache brauchen nur an Kühnheit den hundertsten Teil der Unbeschämtheit der Welscher aufzubringen, die mit ihren *ation, ition, uktion, isation, ifikation, isifizierung* usw. in hunderten, in tausenden von Fällen jedem saubern deutschen Wort aus dem Wege gehen. Wir haben die Beuge, die Kehre, Wende, Trage, Presse, Schurre; warum nicht auch die Treibe für *Motor*, die Liege für *Chaiselongue*, die Halte für *Station*, ja selbst für Haltestelle? Bei Goethe gibt es die Feuchte, die Kleine (statt Kleinheit), die Schöne (statt Schönheit), die Schnelle, die Steile, die Trübe. Aber in Deutschland wird ja jedes noch so gerechtfertigte Wagnis mit einer deutschen Neubildung von denen verhöhnt, die gegen die schamloseste Befudelung des Deutschen mit immer neuen, immer tolleren Welschereien nichts einzuwenden haben.

Paul Heyse bildet *abgründlich* für *abgrundtief*: *einer der schärfsten Denker und abgründlichsten Gelehrten*; warum nicht? — Ich liebe Wilhelm Jordan nicht, sage aber auch zu seiner Wendung *der arme Spötter und schneidige Hochmüter*: warum nicht? — Gottfried Kellers Neubildungen oder feingewandelte Anleihen beim Schweizerdeutsch würden eine gute Seite füllen. Die eine und andre war unlebendig, vereinzelt sogar sprachwidrig, z. B. *der Untersuch* (im Salander) statt *Unterfuchung*. Wie lieblich aber ist bei ihm *ziervoll* (*das ziervolle Geschöpf*), und so manches andre Eigenwort. Sein Halblandsmann J. B. Widmann schreibt: *An einem verdrießlichen Untage des letzten Winters*, und ich beneide ihn darum. Dagegen beneide ich nicht Ossip Schubin um ihr *bebeifallt*, sondern ziehe in diesem seltenen Ausnahmefalle *applaudiert* beinahe vor. — Hans Hoffmann bildet *füllig*, gewiß ein Neuwort für voll; er läßt Walter von der Vogelweide in einem der Bözener Märchen sprechen: *Wieviel fülliger wäre dann mein Ruhm!*, und es wäre zu bedauern, bliebe dieses schöne Wort an seiner wenig bekannten Stelle vergraben. Sudermanns *Sturmesellen* wurden schnell zum Schlagwort.

Wir werden Bismarck nicht schulmeistern, wenn er an seine Frau einmal gemüthlich schreibt: *Wenn ich geprühtückt und gezeitung habe*, obwohl die Sklaven der Analogie einwenden werden: Zeitwörter auf *ungen* gibt es nicht. Bismarck würde solchen Schulmeistern erwibert haben: Um so schlimmer, dann müssen sie eingeführt werden. — Sybel spricht glücklich vom preussischen *Altland* im Gegensatz zu den neuen Provinzen von 1866; und Hans Delbrück, der nicht den Mut hatte, seine geliebte *Concurrence illoyale*

(er meinte *déloyale*) durch 'Unlautern Wettbewerb' zu übersetzen, er wagte: *Das war für ihn ein Ungedanke*, und er sei dafür eher belobt als bestrittelt.

Wie kein Schöpfer aus dem reichen Vorne seiner friesischen Heimat, so überhaupt kein kühner Neubildner war auffallenderweise Hebbel. Er mochte empfinden, daß ihm die 'alten Stempel' (vgl. S. 107) bei kraftvoller Führung zu jeglichem Zwecke gefügig waren; ja er scheint eine bewußte Abneigung gegen die sprachliche Neubildnerei empfunden zu haben:

Viel sind der Sprachen auf Erden; schon dieses sollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;
Darf sich darum aber ein jeder die eigene bilden?
Besser wäre der Mensch stumm, wie die Fische im Meer!

Ein nicht zu verachtender Wortbildner ist der Volksmund, zumal der witzige. Freilich werden viele seiner Gebilde ob ihrer Unvornehmheit nicht über die Schwelle der Schriftsprache gelassen, über die doch so viel gelehrt klingender fremder Unsinn und Unform unbehindert schreiten dürfen. Fadenbeißer für Schneider, Nachtrat für Nachtwächter, Lumpensammler für den letzten Vorortzug oder Straßenbahnwagen, Wimmerholz für Geige, Schifferklavier für Ziehharmonika, Stottertante für Maschinengewehr, dicke Luft für Gefahr, Musßprige für Regenschirm, Futterluxe und Revolverschnauze für ein übermäßig essendes oder schwagendes Maulwerk, die Mutter Grün, die Bleibe (Schlafstelle), die Quasselfstrippe, der Riechbolben, der ursprünglich von Rückert erfundene Glimmstengel, der Hammelsprung, der Drückeberger — wieviel gute Laune, wieviel sprachliche Sinnhaftigkeit offenbaren sich darin!

Reicher noch fließt der Zustrom brauchbarer Neuworte aus dem Quicksborn der Mundarten. Jeder, der aus einer Landschaft mit eigener Mundart stammt, wie zu seinem Glück der Verfasser, wird aus freudigem Herzen dem Schwaben Wischer zustimmen:

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen
Noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,
Milch der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am Borne,
Vom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk!
Immer wenn einer spricht, der nie gelebt in der Mundart,
Hör ich im Oberton einen dibattischen Klang.

Schlimmer noch: einen papierenen Klang! — Schon im 13. Jahrhundert empfahl der Verfasser des 'Renners', Hugo von Trimberg:

Wer aus der Landsprach Gutes nimmt, Mich dünkt, der hat nicht missestan,
Das sich für seine Dichtung ziemt, Tut er's mit Kunst und nicht mit Wahn —

und bestätigte die noch immer geltende Tatsache:

Ein jeglich Mensche spricht gern
Die Sprache, drin er ist erzogen.

Welches Stilgesetz waltet über der belebenden Wirkung der Mundart, schon über der eines vereinzelt eingestreuten Mundartwortes? Die Mundart ist Redesprache, nur ausnahmsweise Schreibsprache; man hört bei ihrem Klange sprechen, sieht bewegte Lippen, fühlt einen Menschen dahinter. Alle Schriftsprache ist zunächst nur beschriebenes Papier, und es muß ein lebensvoller Schreiber sein, der uns darin als ein lebendiger Sprechender Mensch erscheint. Wie köstlich wirkt Bismarcks 'Dor lach ik öwer' statt eines schöngestellten hochdeutschen Satzes mit der entschiedensten Wiberlegung. Wie spricht das Leben selbst aus einer Briefstelle Bismarcks an Frau Johanna aus Versailles. 'Trochü wollte Waffenstillstand, — is nich!', anstatt etwa: 'aber wir haben seinen Wunsch zurückgewiesen.' Für sprachliebende Leser sind süddeutsche Zeitungen im allgemeinen erquicklicheres Gelese als die norddeutschen, besonders die großstädtischen. Selbst die Sprach- und Stilstümper ahnen den Zauber, der in der Mundart schlummert: die unbegabten unter den Jüngstdeutschen suchten sich durch id und det als hochnaturalistische Romanciers aufzuspielen; und so oft — oh wie oft! — einem Berliner Possenverfertiger der Witz ausgeht, erfert er ihn durch eine Schnoddrigkeit in 'vogtländischer', d. h. berlinischer. Mundart. Man

kann jedoch allgemein behaupten: wo immer ein deutscher Schriftsteller nach Menschenaltern lebendig geblieben, oder wo in unsern Tagen einer uns tief ins Herz trifft, da hat ihn in den Jugendjahren die Mundart umklungen. Selbst Heine wurzelt, wenngleich lose, in seiner Düsseldorfer Mundart. Nun aber die sehr Großen oder uns Inniglieben! Lessing streute, Herrn Gottsched zum Troß, mit besonderm Vergnügen allerlei Lausitzisches ein: „Begeizen, sterlen, ausgattern, schwude“, und führte das heftig bekämpfte schweizerische „entsprechen“ in die Schriftsprache ein. Freudig bekannte der Lausitzer in Hamburg, er habe erst dort, im Lande des Niederdeutschen, den ganzen Umfang der deutschen Muttersprache begriffen.

Goethe sprach in der Erregung oder zur Erhöhung der Gemütlichkeit noch als Achtzigjähriger sein singendes Frankfurtisch und rechtfertigte sich zu Wilhelm Grimm: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Die Mundart nannte er „doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“. Anders als Jakob Grimm, der empfahl, „mit gesammelter Kraft eine einzige Sprache zu pflegen, die gleich der attischen streben sollte, über allen Dialekten zu schweben“, hat Goethe über die heilsame Notwendigkeit der Mundarten geurteilt: „Es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich, die seltsamste Sprachmengerei! Zu Verderbnis des guten sondernden Geschmacks nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will? Es war zwar wohlgetan, daß Goethe im endgültigen Faust die Frankfurtschen Liedcher, Frauens, Professors des Urfaust ins Schriftdeutsche umsetzte; freuen aber tut's uns doch, daß er in den Fastnachtspielen unbekümmert stehen ließ: huntten (hier unten), haußen, räffeln, Wubens, Maidels, Bratens, Geschlapp und das prächtige Geles statt der flauen Lektüre. Selbst in so hochgestilte Dichtungen wie Pandora und den zweiten Faust nahm er die mundartlichen Formen abgewendet und abestürzt auf. „Abe, abe!“ kommt in den Räubern Schillers vor, der gleichfalls bis an sein Ende der Mundart treu blieb. Ja, Schiller hat im lebhaften mündlichen Verkehr herzlich geschwäbelt, und mancher Reim, manche Wendung bei ihm sind echt schwäbisches Heimatsgut. Unsre Klassiker werden uns durch solch sprachliches Bodengefähr, wie Wischer das nennt, durch das mundartliche Geschmäckle, nur noch herzlicher vertraut, und wir empfinden es nicht als einen Abbruch an ihrem Klassikertum. Wir genießen es wie eine edle Feinwürze bei Uhlund und Mörike, bei unsrer großen Annette und bei der ehrwürdigen Ebner-Eschenbach, bei allen bedeutenden Österreichern von Grillparzer bis zu Rosegger, bei allen großen Schweizern von Gottlieb bis zu Keller, Meyer und Zahn; bei Storm und Otto Ludwig; nun erst bei Fritz Reuter und Klaus Groth. Nichts dergleichen haben die Franzosen uns gegenüberzustellen, denn Mistral's Mireio ist nicht in einer Mundart, sondern in einer selbständigen Sprache geschrieben und obendrein kein französisches Volksbuch geworden. Mit Recht wollte Max Müller die deutschen Mundarten mehr wie Quellbäche denn wie Nebenanäle auch der Literatursprache angesehen wissen. Mit Recht schrieb Zahn: „Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichnam“, und Gottfried Keller: „Durch energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsche vor der zu raschen Verflachung bewahrt.“ Es ist ein schweres Unglück für die französische Schriftsprache, ein Hauptgrund ihrer formelhaften Erstarrung, daß sie nicht wie die deutsche immer neues Leben aus dem Jungbrunnen der ja auch in Frankreich vorhandenen Mundarten trinken kann oder will, weil den französischen, das heißt parisißchen Schriftstellern alles Nichtparisißche als *vulgaire* oder *patois* gilt.

Ganz frei von jeglicher Mundart ist kaum ein einziger großer deutscher Dichter oder Prosaschreiber. Selbst bei dem sprachlich wenig bodenständigen Hebbel kommt doch gelegentlich ein derbes Volkswort vor, so in dem strengen Epigramm „Der Allerdeutsesteste“:

Niemals wehrt sich der Esel; als deutsches unter den Beestern,
Stört er niemand's Genuß; selbst nicht des Volks, der ihn frißt.

Die guten Schriftsteller, allerdings nur sie, sollten sich noch viel sorgloser aus den Mundarten Lebensfrische und Sprachfarbe schöpfen. Wenn z. B. im Rönischen ein listiger Mensch ein Lauer (Lauernder) heißt, warum sollten Schreiber vom Rhein solch malerisches gutgebildetes Wort nicht gelegentlich verwenden? Warum nicht wenigstens das treffliche lauerfam, das übrigens schon bei Musäus vorkommt? Der rheinische Klüngel' füllt wie kein Gleichsinnswort eine Lücke aus; wie könnte man z. B. den 'akademischen Klüngel' schärfer ausdrücken und zugleich geißeln? Mundartlich sind Feg, heikel, Schneid; der Rheinfranke Goethe schreibt 'schmorgen' für 'absparen'; warum ist solch ein Prachtwort nicht allgemeiner Besitz geworden? Bismarck, der Gutsheer von Varzin, hat die hinterpommersche Brute literaturfähig gemacht; warum schreiben wir sehr gebildet und sehr papieren noch immer Kohlrübe? Man braucht sogar nicht überängstlich zu sein gegen solche Landschaftswörter wie Mumpitz, Faple oder Stiesel; mit Vorsicht und am rechten Ort gebraucht, tun sie sprachliche Wunderdienste. Wie unvergeßlich ist das alsbald geflügelte Wort eines Berliner Polizeipräsidenten über die deutsche Literatur der Gegenwart: 'Die ganze Richtung paßt uns nich!' Ohne 'janze' und 'nich' wäre es saftlos. Und wie schlagend wirkte einst Bismarcks Kraftwort: 'Wat nich will dieken, dat mut wiefen.'

Ausnahmsweise kann selbst ein Fremdwort, vom rechten Mann an der rechten Stelle gebraucht, unübertrefflich wirken. Friedrichs des Großen Wort von den 'Gazetten, die nicht geniret werden dürfen', und das von der 'eigenen Fassion, nach der jeder selig werden müsse', wollen wir nur so hören; auch nichts ändern an Moltkes derbem Soldatenwort der Freude, falls der Teufel seine 'alte Carcasse' in einem großen Kriege für Deutschlands Ruhm holen sollte. Und wenn selbst die zwar überwiegend ekelhafte, zuweilen aber sehr malerische halbjüdische Gaunersprache ein brauchbares Wort hergibt, so wollen wir auch das, aber in bescheidenem Maß, für eine brauchbare Bereicherung halten, etwa Falle für Schwindel, Pleite für Bankrott. Hat doch Pleite ein so großartiges Bild erzeugt wie: Der Pleitegeier schwebt über dem Hause.

Daß hier nicht ganz allgemein dem Eindringen der Mundart in die Schriftsprache das Wort geredet wird, ist selbstverständlich. Vischer hat wiederum das richtige Maß dafür gefunden:

Die Mundart.

.. Traulichem Lampenschein gleicht sie im wohnlichen Haus.
Aber die Sprache, sie gleicht der Königlischen, der Sonne,
Wie sie ins Offne hinaus Meere des Lichtes ergießt.

Wo gar die Mundart Fehlerhaftes aufgenommen oder wo sie zu Unklarheiten führt, da verwehren wir ihr den Eintritt. Es wäre ein Flecken gewesen, hätte Goethe die Worte Gretchens im Urfaust: 'Und macht doch eben so warm nicht draus' nicht geändert in: 'Und ist doch eben so warm nicht drauß', selbst wenn wir uns Gretchen als Frankfurterin dächten. Wir wünschen nicht, daß noch andre als Hansjakob schreiben: 'Die meisten Schüler der Klasse fürchteten sich auf seine Stunden', so anschaulich auch der Ausdruck zeichnet. Und wenn der Schweizer sagen darf: 'Man fand eine große Erbsmasse vor', so möchten wir selbst ihm, bei aller Freude an seiner kernigen Mundart, doch empfehlen, daß er die Verwechslung mit einem Erbsenbrei unmöglich mache durch die Schreibart Erbsmasse.

*

Solche Kleinigkeiten aber sollen uns nicht die Freude mindern an den vielen saftreichen Eigenworten grade der Schweizer, an 'innert' bei Keller (innert der gegebenen Frist), an sein 'äufnet' (seinen heimlichen Schatz äufnen = mehren). Verbanken wir doch den Schweizern 'staunen' (erst seit Haller schriftdeutsch), 'anstellig' (von Schiller zuerst bei uns gewagt), 'geistvoll'. Wie nützlich wäre uns die Aufnahme des schweizerischen 'anderlei' oder des 'Fürsprachs' statt des 'Rechtsanwalts'. Und wenn Anzengruber schreibt: 'Die Glocken hatten vor langem gellungen', so ist dies kürzer und dichterischer als: vor langer Zeit. Mag Wustmann noch so wütend über die Mehrzahlwörter mit s schimpfen, —

Goethe und Schiller haben sich dieser verbgemüthlichen Form (Kerls, Jüngens, Mädels) am treffenden Orte treffend bedient, und der gute Schriftsteller darf ihnen das ruhig nachtun. Es ist noch lange kein Verbrechen, wenn Bischer, der Deutsch verstand, als eigenwilliger Schwab das Bleistift schreibt, oder ein Niederdeutscher das Talg. Grade aus dem Niederdeutschen, dem von allen Avelungs verachteten, haben wir Duzende jetzt unentbehrlicher Wörter herübergenommen, deren Plattlandsursprung die meisten Oberdeutschen nicht ahnen. Niederdeutsch sind: echt, drall (zuerst in Lessings Nathan), Lippe, Lehm, Hafer, sacht, Nichte, Hälste, Melke, Treppe, Schrulle, bucken (erst durch Goethe eingeführt, von Moriz entschuldigt), Wucht, dreist, schwül. Niederdeutsch die meisten seemännischen Ausdrücke, z. B. Flotte, Ebbe, Tide, Flagge, Hafen, Baas, Raat und zahlreiche andre. Sollten einst die Mundarten auf dem Festlande ganz verstummen, so würde wenigstens das Niederdeutsche seine Zukunft auf dem Wasser noch für unabsehbare Zeit behaupten.

Ein nicht zu übersehender Vorzug der Mundart ist ihre unbestechliche Ehrlichkeit. Gefremdwörtelt oder erlogen gebildet kann in ihr nicht werden; sie ist von allem, was undeutsch ist, abgesondert' (Goethe).

„Un denn, müdt id Sei seggen, is dat Plabbüttch mit vel leiwew, as dat sine Hochbütsch, wat Sei schriewen, 't is doch taum wenigsten noch nich von de Franzosen verpuscht un verdorben.“ — „Es ist eine gemeine Sprache“, rep Kägebein, de nu of hügig würd — de oll Konreter was „t all lang“ — „es läßt sich in ihr kein einziger feiner, poetischer Gedanke ausdrücken“. — „Dat sall sei of nich“, rep de Konreter un slog up den Disch, „dortau is sei tau ihrlich“. (Meuters Dörchläuchting.)

Ich liebe die österreichischen Mundarten im Munde der Österreicher zu sehr, um ihre in der Schriftsprache unberechtigten Eigentümlichkeiten überhart zu verurtheilen. Nur das muß ihnen in aller Freundschaft mit Nachdruck geraten werden, sich gewisse ausschließlich österreichische Schreibgewohnheiten abzuerziehen, sobald sich die Schriften auch an reichsdeutsche Leser wenden. Wenn diese Österreicherereien alle wenigstens lustig oder doch lebensvoll wären! Sie sind aber entweder nur Kanzleipapier oder unzierliche Nachlässigkeit. Es ist doch nicht gar so schwer, sich zu merken, daß ‚vergesen‘ bei keinem guten Schriftsteller anders als mit dem einfachen Viertel vorkommt, sich also das Vergessen auf oder an etwas abzugewöhnen. Es heißt nicht ‚beiläufig 10 Gulden‘, sondern: ‚ungefähr 10 Gulden‘. Es heißt nicht ‚beim Fenster hinaus‘, sondern zum . . . ‚Bereits‘ und ‚fast‘ sind nicht dasselbe, sowenig wie ‚nachdem‘ und ‚weil‘. Es heißt im Schriftdeutschen nur ‚in Zukunft‘, nicht ‚in Hinfunft‘. Es heißt nicht: ‚ich habe nur mehr 10 Kreuzer‘, sondern: ‚nur noch‘. Der Germanist J. Minor hat gegen Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘ seine ‚Sprachgrobheiten‘ geschrieben. In aller Höflichkeit sei ihm gesagt, daß die gute Schriftsprache selbst einem noch gelehrteren Österreicher verbietet, zu sagen: *Die bündnerische Zeitschrift nimmt nur mehr von dem Verweise Notiz und gleich darauf: Schiller hatte es nur mehr mit dem Herzog von Württemberg zu tun.* Dies Verbot ist keine Schulmeisterei; z. B. in Minors Satz: *In Mannheim hatte Schiller nur wenig mehr zu tun* entsteht durch das falsche ‚mehr‘ gradezu ein Mißverständnis. Es ist schlechtes Deutsch ‚über‘ und ‚auf‘ zu verwechseln: über Beschluß des Ministeriums, oder: ein Amtchen bot sich ihm über Verwendung . . . (so in J. J. Davids ‚Anzengruber‘). Für Nichtösterreicher ist dies fast unverständlich, und die Österreicher schreiben doch mit der Absicht, auch nördlich und westlich von Bodenbach genau verstanden zu werden. Es heißt nicht nebstbei, es heißt nicht geziemen auf (z. B. bei Fallmerayer: wie es sich auf das baltische Tirol geziemt); es heißt nicht Abgang, sondern Mangel (bei Hamerling: *Der Abgang eines solchen Avisos* (!) *an den Käufer*). Alles dies ist weit entfernt von ‚norddeutscher Rechthaberei‘, sondern die einfache Feststellung schriftsprachlicher Tatsachen. — Wenn hingegen eine österreichische Behörde für Österreicher solch vorgebliches Deutsch verübt wie: *Hochortig erließ eine Hofordnung über Antrag des . . . welche wir nebstbei*, so geht dies eben nur einige österreichische Sonderkreise an und hat mit gemeindeutscher Sprache und Literatur nichts zu tun.

Vierter Abschnitt.

Ausdrucksmittel.

Was reich und arm! Was stark und schwach!	Fliehet, Gottheit, von dir aus!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?	Faß' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Ist stark das Schwert im Arsenal?	Und über Nachbarn Ruhm!
Greif milde drein, und freundlich Glanz	(Goethe, Die Sprache.)

In den ältesten Stillehren der Römer und in den alten der Franzosen wurde mit großer Ausführlichkeit zwischen edlem und unedlem Ausdruck unterschieden. Namentlich bei den Franzosen, bis zu den Romantikern unter Victor Hugos Führung, erhielt sich die Ansicht, es gebe an sich edle und an sich unedle Wörter; der gute Schriftsteller müsse ausschließlich jene anwenden, diese peinlich vermeiden. Im 17. und 18. Jahrhundert der französischen Literatur artete diese Ansicht in eine wahre Entmannung der Sprache aus; Hunderte von treffenden Wörtern waren aufs strengste verpönt, weil sie *ignoble* oder doch nicht *noble* wären. Unedel wurde zuletzt fast jedes scharf bezeichnende Wort, besonders für die Dinge der Sinnenwelt, und da man die sinnenhaften Begriffe doch irgendwie ausdrücken mußte, so schrieb man statt eines kurzen Wortes eine ganze Verszeile oder zwei bis drei. Der in solchen Umschreibungen ebenso großartige wie langweilige Delille drehelte z. B. diese zwei Alexandriner:

Un insecte aux longs bras, de qui les doigts agiles
Tapisent les vieux murs de leurs toiles fragiles —
(Ein langarmiges Insekt, dessen flinke Finger
Die alten Wände mit ihren gebrechlichen Gespinnsten überziehen),

nur um nicht *araignée* (Spinne) zu schreiben, und dies war noch eine der verhältnismäßig kurzen Salbadereien, die an die Stelle des einen treffenden Ausdruckes traten. So tief hatte sich dieser Unfug in die französische Dichtersprache eingefressen, daß Victor Hugo Stürme der Entrüstung bei den sogenannten Klassikern entfesselte, als er die Dinge mit ihrem Namen zu nennen wagte. In seinem *Hernani* antwortet jemand auf die schon unerhört kühne Frage: Wieviel ist die Uhr? ohne eine langatmige edle Umschreibung: „Um Mitternacht.“ Als Alfred de Vigny 1827 seine gute Übersetzung von Shakespeares *Othello* auf die Bühne brachte, entsetzten sich die meisten Zuhörer bei dem Worte *mouchoir* (Taschentuch), denn in keinem der klassischen französischen Dramen besitzt ein Held oder Nebenheld ein *mouchoir*. Als unedel galt und wurde dem so edlen Racine zum Vornwurf gemacht, daß er in einer Tragödie von *chiens* (Hunden) sprach: er hätte eine poetische Umschreibung wählen sollen. Selbst *chambre* (Zimmer) galt als unedel, *salle* (Saal) mußte es heißen. Der sehr unfähige, aber sehr edle Shakespeare-Übersetzer Ducis hatte statt des unedlen *mouchoir* im *Othello* sich mit dem edlen *bandeau* (Binde) aus der Not geholfen; Lebrun, ein anderer sogenannter Klassiker, in seiner schwachen Übersetzung von Schillers *Maria Stuart* das edle *tissu* (Gewebe) gewählt. Um die unedle *poire* zu vermeiden, umschrieb ein Versedrechsler des 18. Jahrhunderts das harmlose Wort durch drei Alexandriner mit zusammen 36 Silben; die Romantiker sagten dafür einfach *poire* (Seite 51). Victor Hugo hat jenen höchst klassischen, aber höchst unnatürlichen Zustand und die durch ihn selbst am meisten geförderte Umwälzung des Sprachgebrauches der Romantiker gut gekennzeichnet:

Les mots, bien ou mal nés, vivaient parqués en castes,
Alors, brigand, je vins . . .
Et sur les bataillons d'Alexandrins carrés
Je fis souffler un vent révolutionnaire.

(Die Worte, hoch oder niedrig geboren, lebten nach Rassen gepfercht,
Da kam ich der feste Räuber . . .
Und ließ über die aufmarschirten Alexandriner-Bataillone
Einen umstürzlerischen Wind wehen.)

So arg wie in Frankreich ist in Deutschland diese lächerliche Scheidung des Wortes in Edle und Unedle niemals gewesen, und der gesunde Geschmack wird auch in

Zukunft unsre Schreiber vor solchen Übertreibungen schützen. Darum genügt die Bemerkung, daß es, abgesehen von gewissen Wörtern aus den heimlichen Gemächern des Lebens und der Sprache, überhaupt kein unedles Wort in dem Sinne gibt, daß es nicht das einzig richtige und treffende an der richtigen Stelle werden kann. Man lese noch einmal Wischers Satz auf S. 50 und überzeuge sich, daß kein andres Wort an jener Stelle stehen dürfte als *Bauch*. Warum der *Bauch* des Menschen unedler sein soll als seine *Brust*, ist nicht einzusehen. Wischer hatte vollkommen Recht: wenn es in solchen Geschmacksfragen, wie er sie behandelte, etwas Unanständiges geben kann, so liegt das viel eher in einer andeutenden Umschreibung als in dem ehrlichen kurzen Wort.

Es gibt nicht Edel und Unedel in der Sprache, es gibt nur Angemessen und Unangemessen. Wer in feierlicher Rede, die sich über die Niederungen des Alltagslebens erheben will, ein Wort gebraucht, das, an sich weder edel noch unedel, uns in jene Niederungen zurückführt, der begeht einen der schlimmsten Stilfehler: er behandelt den Ausdruck zweckwidrig. Die Wörter selbst sind alle ganz unschuldig; nur durch die Erinnerungsbilder, die ihr Aufklingen hervorrufen, nehmen sie die Farbtöne von Edel oder Unedel, Hoch oder Niedrig, Ernst oder Heiter, Feierlich oder Alltätig an. Ein sehr unanständiges Wort kann durch die Gewalt des Augenblicks geadelt, ja zur Höhe der Tragik emporgesteigert werden.

Der junge Goethe schied sprachlich nicht zwischen Edel und Unedel, sondern einzig zwischen Angemessen und Unangemessen. Derb und saftig bis an die äußersten Grenzen des noch Erlaubten, ja zuweilen einen Schritt darüber hinaus, in seinen Fastnachtspielen und kleinen dramatischen Schnurren; zart, linde, kösend im innigen lyrischen Liebe; beides gut gemischt in den Briefen an die vertrauten Freunde und Freundinnen: so ist sein Jugendstil für alle Zeiten das herrlichste Muster für die künstlerische Wahl des treffenden Ausdrucks. Man sagt nicht kriegen; man sagt nur bekommen: so verfügt's der Sprachschulmeister. Aber Goethe schreibt im Götz: *zu Gesichte kriegen*, und nur so darf es an der Stelle heißen. Manche Sprachmeisterer möchten all die guten bildlichen Wendungen wie: ins Gras beißen, auf den Leim gehen, am Zeuge flicken als unedel verbannen. Durchaus falsch, völlige Verkennung des Grundgesetzes alles Stils; jene Wendungen können an der richtigen Stelle nicht nur richtig sein, sondern richtiger als irgendwelche andre, die viel vornehmer, viel edler scheinen. In späteren Jahren scheute sich Goethe vor bestimmten Wörtern, doch nicht aus sprachlichen Gründen, sondern aus einer Gemütsstimmung heraus; so zog er alle mögliche Umschreibungen für Tod und Sterben vor, weil ihm die Gedanken an die Todesstarre nach bewegtem Leben, an das Verweisen nach der Entfaltung unerträglich waren. *Das Ausbleiben meines Sohnes, — August kommt nicht wieder, — Die schließliche Ruhe, — Schiller entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden.* Goethe steht mit dieser Scheu ja nicht allein; der zartfühlende Mensch wählt unter den Bildern des Todes gern solche, die dessen Grauen mildern, sagt lieber heimgehen, abscheiden, entschlafen statt sterben, und gegen solche Wohlrede ist so wenig einzuwenden wie gegen den *Euphemismus* der Alten. Beide beruhen auf dem Glauben an die Zaubermacht des Wortes und fließen aus den letzten Tiefen der Seele. *Tröstet ihr mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet*, sagt Wilhelm Tell, nicht weil er sich vorm Tode fürchtet, sondern weil er ihn in diesem Augenblicke nicht sehen will.

Nur keine Pedanterei! lautet auch für diesen Abschnitt unsre Warnung. Man hat mit den Gründen der Logik Ausdrücke wie *silbernes Hufeisen* bekämpft, weil dies eine *contradictio in adjecto* (innerer Widerspruch) sei. Der Grund wird trotz dem Latein nicht triftig: silbern darf gar wohl zum Eisen kommen, wenn dieses seine Urbedeutung in einer Zusammensetzung nahezu verloren hat. Wir denken bei Hufeisen mehr an den Huf als an das Eisen, und wenngleich man nicht grade von silbernem Eisen sprechen wird, so ist gegen ein silbernes oder goldenes Hufeisen nichts zu sagen. Ebenso wenig gegen das Wachstreichhölzchen. — Gulden ist von Gold abgeleitet, trotzdem ist Silbergulden sprachlich nicht schlechter als Goldgulden. — Trinkhorn hängt mit Büffelhorn, jedenfalls

mit Horn zusammen; wer aber gegen ein silbernes Trinkhorn — oder eine goldene Stahlfeder — eifert, der ist ein Bedant.

*

Soll man lange oder kurze Wörter vorziehen? Eine allgemeine Regel hierüber gibt es nicht; es gibt eben nur die oberste Stilregel der Zweckmäßigkeit. Das kurze Wort kann kräftig, es kann aber in vielen Fällen unkräftig wirken; das lange kann schwächen, es kann aber auch stärken und vertiefen. Der Stilkünstler bedient sich zu seinen Zwecken jedes Mittels, und selbstverständlich ist es nicht gleichgültig, wie lange der Klang eines Wortes im äußern oder innern Ohre des Hörers oder Lesers nachschwingt.

Schlimmer als die „unedle“ Sprache, mit Gänsefüßchen, ist die bedientenhafte, ohne Gänsefüßchen. Ausdrücke wie „alleruntertänigst ersterben, der höchstselige Ahnherr“ hat es nicht einmal in Frankreich zur Zeit Ludwigs 14. gegeben. Beschämt lieft ein aufrechter Deutscher jenen Brief Molières an den Sonnenkönig mit dem Eingang: „Sire, die Pflicht der Komödie besteht darin“, und dem Schluß: *Mir genügt es, meine Anliegen in den Händen Eurer Majestät zu wissen, und ich erwarte von Ihr, mit Achtung (!), alles, was Ihr darüber zu befehlen gefallen wird. Molière.* Der verschörfelte Byzantinerstil im Verkehr mit dem Landesfürsten, wie wir ihn von dem österreichisch-römisch-deutschen Kaisertum leider übernommen hatten, war längst gradezu unanständig geworden. Die wahre Ehrfurcht spricht anders. Wörtlich aus einer sehr großen Berliner Zeitung: „Seine Majestät traten allergnädigst in das Gotteshaus ein“, erwiesen also dem Herrgott die Allgnade ihres Eintrittes. Dafür, daß „traten“ schwächer wirkt als „trat“, hatte der Schreiber kein Gefühl.

In Nürnberg wurde kurz vor dem Weltkrieg ein bayrischer Prinz zur Enthüllung eines Denkmals mit einer Rede angehündelt, worin es u. a. hieß:

In tiefster Ehrfurcht gedenken wir unseres allgeliebten Landesherrn, Sr. Königlichen Hoheit des allerdurchlauchtigsten, allergnädigsten Prinzregenten, allerhöchster welcher Eure Königliche Hoheit mit allerhöchster Vertretung bei der heutigen Enthüllungsfeier unseres Denkmals allerbildvollst zu betrauen geruht haben, wodurch unser Fest die höchste Weihe erhielt. Für diesen allergnädigsten Beweis landesväterlicher Gesinnung entbieten wir Seiner Königlichen Hoheit allererfurchtsovollsten Dank. In treuester Verehrung schlagen unser aller Herzen und ehrfurchtgebietend (?) erheben wir unsere Blide empor, um mit innigster Begeisterung und in tiefster Verehrung Euer Königlichen Hoheit allerehrerbietigsten Willkomm zu entbieten und dem innigsten Dank über höchsteigenes Erscheinen gebührenden Ausdruck zu verleihen... Der heutige Tag wird sich ehrenvoll an die ruhmreiche Vergangenheit anschließen und einen Meckstein bilden in der Geschichte unseres lieben Bayernlandes...

In diesem „Stil“ weiter noch etwa 100 Zeilen lang. Und ein gebildeter Mensch, wie es der Prinz doch war, hörte solchen ekelerregenden Basel bis zum Ende an! Ohne die ermunternde Duldung der deutschen Fürsten hätte sich die Byzantinerei nicht so schmach- und verhängnisvoll auswachsen können.

Will ich dem Leser meine Gedanken aufzwingen, so muß ich ihn zu diesem Hauptzweck aller Schreiberei vor allem zwingen, aufzumerken und — nicht einzuschlafen oder wegzulaufen. Kann ich ihm keine unerhörten Geisteskräfte, keine verblüffenden Neuigkeiten offenbaren, so kann ich ihn doch angenehm fesseln durch das allgemein menschliche Reizmittel des Wechsels. Ich bin vielleicht genötigt, ihm oft von demselben Gegenstande zu sprechen, z. B. dem Leser dieses Buches immer wieder von Sprache und Stil; und spräche ich mit Menschen- und mit Engelzungen, sagte ich nicht nur mein Bestes, sondern überhaupt das Allerbeste über den Gegenstand, immer jedoch mit den gleichen Ausdrücken, kein Leser hielte mir stand. Stand aber soll er mir halten, nur darum schreibe ich. Trocken ist unser Gegenstand nicht, indessen nicht so reizvoll, wie wenn ich über die Siebe, die Dichtung, die Malerei schriebe. Alle diese schönen Dinge leuchten mit hundert farbigen Lichtschiffen in tausend eignen Regenbogen. Bei der Sprache hingegen handelt es sich in diesem Buche nur um ein paar Haupteigenschaften, die obendrein auf die Meisten einen sehr geringen Reiz üben, nur sehr Wenige beglücken; beim Stil am letzten

Ende nur um eine: höchste Zweckmäßigkeit. Fühlt also der Leser, wie überaus schwierig es ist, Fragen dieser Art — ich will nicht sagen kurzweilig, aber doch nicht allzu langweilig zu behandeln? Unlangweilig, nicht um ihn beim Lesen leichtfertig zu ergötzen, nicht um geistreich zu spielen, nicht um 'interessant' zu scheinen; sondern um auf den Leser in meinem Sinne zu wirken. Die Langeweile mag wissenschaftlicher, vornehmer, abgeklärter, 'objektiver' sein als die Kurzweile; sie ist aber weniger nützlich, weniger zweckmäßig, wäre also gerade in einem Buch über Stilkunst so stilwidrig wie nur denkbar. Ich besitze kein Wörterbuch der 'Synonymen', also der Sinnverwandten, wünsche mir keins, wenn es ein gutes gäbe, begnüge mich mit meiner Kenntnis des deutschen Wortschatzes, die so unvollkommen ist, wie sie einem so ungeheuren Reichtum gegenüber immer sein muß; wohl aber bemühe ich mich, für die ähnlichen Begriffe mir alle Möglichkeiten des Wechsels im Ausdruck dienstbar zu machen. Damit verstoße ich nicht gegen den auch von mir gebilligten Satz, daß es in Wahrheit keine Sinngleichen gibt; denn ich wähle zwischen: Sprache, Rede, Prosa, Schrift, Schreiben, Wort, Worte, Wörter, Ausdruck, Wendung usw. mit Bedacht und nicht ohne redliche Mühe, wie ich ohne Furcht vor dem Schein des Selbstruhmes sagen darf. Brauche ich zu erklären, daß ich das Beispiel dieses Buches nur wähle, um dem Leser meinen Gedanken möglichst nahe zu bringen?

Jeder Schreiber, der auf Stil hält, strebt nach Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, nicht um seine Rede äußerlich zu schmücken, noch weniger um sich zierig aufzuspielen, überhaupt nicht um irgend etwas zu scheinen. Die Sache will's, der Leser fordert's, und der Leser hat um der Sache willen Recht. Jedes Ding hat gar viele Seiten: Aufgabe des Prosafäbrikanten ist es, das Ding von allen seinen Seiten zu zeigen; künstlerisch frei mit dem Dinge zu spielen; Klänge und Farben, Bilder und Gefühle der vielen Wörter für das eine Ding alle mitwirken zu lassen zu dem einen einzigen Zweck alles Schreibens: der Unterjochung des Lesers unter den Willen des Schreibers. Wie langweilig wird z. B. in jeder längern Lebensgeschichte das doch unentbehrliche Wort *Entwicklung*; wie notwendig ist dessen häufiger Ersatz durch schärfer zeichnende Begriffs- oder Bildworte. Keineswegs bloß zum Vermeiden der Langenweile; sondern jeder Mensch entwickelt sich auf jeder Lebensstufe in andrer Weise, in anderm Zeitmaß. Manchmal ist es kein langjames Auswachsen langsam gewachsener Häute, — also würde Entwicklung ein falsches Bild zeigen. Goethe wählt einmal, schafft sich vielmehr das Wort *Entwirken* ('Und hier mit heilig reinem Weben Entwirkte sich das Götterbild'), weil er an die wirkenden Kräfte des mit warmem Leben angefüllten Kindes denkt. Begreift jetzt der Leser die grauenvolle Ode, die einen feinfühligsten Menschen aus einem immer und immer wieder gebrauchten Formelwort angehäht, z. B. aus *Evolution, Milieu, Interesse, Individualität, Element, Moment, funktionieren*?

Die Notwendigkeit, mit dem Ausdruck zu wechseln, ihn dem Klange, der Farbe, dem Schritt, der Seele des Satzes aufs genaueste anzugleichen, sie erstreckt sich durchaus nicht allein auf die Begriffswörter; der gute Schreiber wählt auch seine Formwörter mit feinem Bedacht. Es ist nicht gleichgültig, wie die Bezeichnung eines Gegenstandes eingeleitet wird; aber, doch, jedoch, hingegen, dagegen, indessen, andererseits usw. sind alle Geschwister oder Geschwisterkinder und dennoch einander nicht gleich. Jeder Satz, jedes Satzglied hat seine eigne Klangfarbe, seinen eignen Schritt und Tritt; an jeder Stelle paßt strenggenommen nur eins von jenen Sinnverwandten. Und da der gute Schreiber vornehmlich an den guten Leser denkt, so wird er, abgesehen vom verschiedenen Begriffswert der Verwandten, schon für das Wohlbehagen des Ohres durch Abwechslung sorgen, also nicht immer abern. Der Verfasser litt früher an einer gewissen Taubheit für Auch, setzte es oft, manchmal überflüssig, manchmal unpassend; ein einzigmal darauf hingewiesen, erkannte er sein Stilgebrechen und besserte gründlich: aus der neuen Auflage eines einzigen, allerdings dicken Buches mußten wohl hundert Auch verschwinden oder sich durch ebenso, zugleich, selbst, ferner, sogar usw. ersetzen lassen. Wie viel können wir hierin von unsern klassischen Sprachfeinmeistern lernen. Wie gewandt wechselt Lessing:

Es ist rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem herausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

*

Neuschöpferisch zu schreiben, ist nicht vielen gegeben, nicht jedermanns Aufgabe, und keiner soll gescholten werden, der sich mit dem für alle gewöhnliche und viele ungewöhnliche Ausdrucksbedürfnisse wahrlich genügenden Wortschatz unsrer Sprache behilft. Diesen Schatz jedoch immer tiefer zu durchwühlen, sich immer mehr von ihm anzu-eignen, nicht immer bloß die abgeschliffene Scheidemünze dünner und glatter zu schleifen, das sollte sich jeder Schreiber, auch der nie etwas drucken läßt, zur erfreulichen Aufgabe machen. Glaubt man etwa, daß unserm meisterlichsten Beherrscher der deutschen Wort-welt, Goethe, diese Herrschaft durch eine Himmelsgnade beschrieben ward? Erlebt und erlesen hat er sich seinen außerlesenen Sprachreichtum, und er hat uns zugleich manchen guten Rat gegeben, wie auch wir unsern lebendigen Besitz an Ausdrucksmitteln mehren können. Viel und richtig lesen war ihm eine werthe Kunst: 'Die guten Deutschen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe kostet, um lesen zu lernen'. Gewiß tut hierzu ein gut Gedächtnis guten Dienst; Wortgedächtnis aber stärkt sich wie von selbst, wenn man mit Liebe und Freude an der Sprache liest, nicht bloß mit Heißhunger nach Stoff ein Buch durchfliegt. Der landläufige Wortschatz der letzten Gegenwart wird uns mühelos durch Alltagsleben und Zeitungen vermittelt; doch wer möchte sich bei diesen immer wieder durchgepausten Schablonen beruhigen? Der Schreiber mit einigem Wortkunstsinne empfindet viele nicht schlechte, aber nicht besonders gute Ausdrücke als matt und platt, lau und flau; dürstet nach mehr Saft und Kraft, mehr Bild und Klang; möchte, ohne die Absicht des Scheinens oder Auffallens, schärfer prägen, glühender malen, vollmundiger sprechen und schreiben. Manche Fundgrube wurde ihm schon in früheren Abschnitten gewiesen; eine der vollhaltigsten nennt uns Goethe, der sie so fruchtbar wie eifrig durchschürft hat: die Schriften unsrer alten und ältesten Literatur. Er empfahl z. B. 'die Benutzung treu-herziger Chronikenaussprüche' und gab den nützlichen Wink, auf die Abstammung der Wörter, also auf ihre Wurzelsilben schärfer zu achten:

Die Ableitung führt den Leser auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehalt-volle wieder her, setzt ein mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen.

Wieviel reines Sprachgold hat Goethe allein aus Luthers deutscher Bibel gefördert und erst dadurch mit jenem höheren Sprachleben begabt, das doch allein aus der Dichtung fließt. Herder, der lange vor der Sintflut des neuern Zeitungswesens, also in einer sprachkräftigeren Zeit als der unsrigen schrieb, hat ähnlich wie Goethe geurteilt: 'daß allein in alten Schriftstellern die Adern gebiegenen Goldes anzutreffen.'

Außer den alten und ältesten Büchern, die leider vielen Lesern schwer zugänglich oder sonst unbequem sind, gibt es unter denen der Gegenwart vornehmlich die von süd-deutschen, österreichischen und schweizerischen Schriftstellern mit solcher Ader gebiegenen Goldes. Je tiefer in der Mundart wurzelnd, je vollgehaltiger diese Schriftsteller, desto besser eignen sich ihre Bücher zum Auffrischen und Bereichern unsrer Scheidemünzen-sprache. Hebel, Vischer, Hansjakob, Anzengruber, Rosegger, Gotthelf, Keller, Zahn lese man nicht nur, um zu erfahren, was, sondern wie sie schreiben. Mit welcher Freude las ich z. B. bei Gotthelf von der Kleidung: 'nicht kostbar, aber wahrhaft'; es nachzu-schreiben darf ich nicht wagen, wünsche aber, einer unsrer meistgelesenen Schriftsteller möchte es in die Schriftsprache einbürgern; vielleicht verdrängt es 'solid'. Schade, daß es keine Sammlung der saftigsten Aussprüche des bayerischen Preußenfressers Sigl gibt: viele Preußen könnten lachend oder sich ärgernd sprachlich von ihrem grimmigen toten Feinde lernen. — Daß es unter den Österreichern neuester Zeit einige unerträgliche Sprachgecken gibt, natürlich zugleich wilde Welscher, soll nicht verschwiegen werden: Hermann Wahr und Hugo von Hofmannsthal sind die abscheulichsten.

Im 17. und 18. Jahrhundert priesen die deutschen Sprachgelehrten unsern Reichtum an Machtwörtern. Manches ist ohne Schuld versunken oder so veraltet, daß die Beilegung zur Gesuchtheit werden würde. Noch mehr sind der Fremdwörterlei zum Opfer gefallen: wohin diese rohe Plattfüßerei tritt, da verdorrt das Gras. Mit dem unterschiedslosen Aufgraben verschütteter Wortschachte ist es freilich nicht getan, und ich weiß nicht, welcher Ungeschmack ärgerlicher wirkt: die aufdringliche Teutschtümelei oder die abgeschliffene Gewöhnlichkeit. Goethe, der Meister in allen Grundfragen der Wortkunst, hat hierüber wie so oft das Unübertreffliche gesagt; an einen unbekannten Studenten Blamenthal schrieb er über den unausbleiblichen Werdegang der deutschen Sprache zur Kraft und Reinheit: er möge sich durch die Teutschtümelei nicht irremachen lassen, selbst der beste Zweck wird immer getrübt und verschoben; aber demohngeachtet wird das Treffliche gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar dadurch veranlaßt. Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Auherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache.

Wie doch selbst in solchen uns urneu scheinenden Fragen alles schon einmal dagesewesen ist! Die römischen Stillehrer empfahlen zum Aufwischen ihrer Sprache das gleiche Mittel wie Goethe; Horaz sang von manchen alten *vocabula: Multa renascentur quae jam cecidere* (Vieles lebt wieder auf, was schon versunken). Aber Paul Heyse war nicht der erste, der über eitle Sprachaltertümelei — über die Wagenscheibensprache, besonders Julius Wolffs und Rudolf Baumbachs — spottete:

Der Mastentöbel, guter alter Zeit
Entleert, birgt nun moderne Nichtigkeit.
Da schleift und stetzt ein blöder Mummenschanz,
Ein Landsknechtminnespiel und „Gowenanz“

Mit Hei! und Ha! und Phrasensput verbrämt,
Der totem Kunstgebrauch sich anbequemt.
O wie den Herrn, die nichts zu sagen hatten,
Die fremde Schnörkelrede kam zu statten!

Schon Quintilian warnte vor gekünsteltem Umlateinertum, denn *nil est odiosius affectatione* (nichts ist abscheulicher als Ziererei), und Seneca belustigte sich wie Heyse über die altertümelnden Zieraffen seiner Zeit, *qui duodecim tabulas loquuntur* (die Sprache des uralten Zwölftafelgesetzes sprechen). Große Vorsicht und feiner Geschmack sind vonnöten, um nicht am helllichten Tage des 20. Jahrhunderts alsanzigen Sprachmummenschanz zu treiben. Mit der Scheinbelbung von Heigerleis, allhup oder gar des altfranzösisch-mittelhochdeutschen *Gowinanz* ist nichts gewonnen; das letzte zumal bleibt so fremd und albern wie etwa der amerikanische *Cake walk*. Ein beliebiger Dichter unsrer Tage darf sich nicht herausnehmen, ringer statt geringer zu schreiben; Erich Schmidts geziert altertümelnde 'Jahrzehende' haben keinen Tag mehr als unsre Jahrzehnte, und der sonst hochmoderne Dichter eines neuen Gndrunliedes wird unfreiwillig lächerlich mit Versen wie: *Nun will ich Sieglands Magen Behalten mir zum Pfand!*

Fünfter Abschnitt.

Vom nachlässigen, vom schludrigen, vom schlampigen Stil.

Jeder deutsche Schriftsteller sollte mit dem Bewußtsein schreiben, zu 100 Millionen deutschredender Menschen zu sprechen.

'Schludrig' und 'Schlampig' sind nach der Ansicht der meisten meiner Vorgänger sehr unedle Wörter; ich habe sie daher erst nach einigem Besinnen gewählt. Es nützt aber nichts, grobe Schäden mit feinen Wörtern zu bezeichnen, und warum sollte man mit Schreiben fein umgehen, die mit ihrer und unsrer Sprache sehr unfein umgehen? Natürlich werden die in diesem Abschnitt gelegentlich genannten Schriftsteller nicht samt und sonders zu den nachlässigen, schludrigen und schlampigen Schreibern geworfen. Auch sollen die in ihren Schriften gefundenen Beispiele nicht zu allgemeinen Schlüssen mißbraucht werden, es sei denn zu dem einen, daß in Deutschland selbst die besten Schriftsteller nicht jenes Maß peinlicher Achtbarkeit auf Sprache und Stil wenden, das in Frankreich sich

schon bei mittleren, ja bei noch viel tiefer eingestuftten Männern der Feder von selbst versteht. Ich sehe voraus, daß die strengsten meiner Richter, natürlich die selbst makellosen, mir mehr als einen Beitrag zu meiner Sammlung aus diesem Buche liefern werden; ich danke ihnen dafür im voraus und entschuldige mich wie alle Andern, die trotz redlichem Bemühen um tadellose Sprache nicht immer Fehlern entgehen, mit dem Satze, der ebenso sehr Anklage wie Entschuldigung ist: Die deutsche Schule hat uns nicht streng genug gewöhnt. Auch hier gilt nicht Rang noch Namen: neben den mit Recht hochberühmten Dichtern und Schriftstellern stehen die mehr oder minder berühmten Stümper; neben den Zeitungsschreibern die Professoren, sogar die der Germanistik; neben uns bescheidenen schreibenden Steuerzahlern unsre hochmüthigen Herren Regierer, in neuester Zeit die des an Vornehmheit dem alten Ministerium noch überlegenen Kabinetts.

Da gab es vor etlichen Jahren z. B. einen preussischen Minister, einen Mann von Verdiensten sehr verschiedener Art, mit einem gar merkwürdigen Deutsch, nicht just so schlecht wie Wrangels, doch nicht so gut wie eines begabten Sekundaners. Eine seiner stehenden Redewendungen war: *meines Erachtens nach*, und selbst das Gelächter eines ganzen Reichstags vermochte nicht, ihn von diesem Deutsch abzubringen. Er hat noch Ärgeres verübt; doch da er fast nur geredet, wenig geschrieben, so lohnt es sich nicht, weitere Proben seiner absonderlichen Sprachlehre zu geben. Fürst Chlodwig Hohenlohe schreibt einmal nachlässig: *Er ist einer, aus dem Reichskanzler gemacht werden*. Nachlässig über sah er, daß aus einem Menschen, selbst dem begabtesten, nicht mehr als ein Reichskanzler gemacht werden könne; er wollte schreiben: er ist einer von denen, aus welchen —, oder aus dem Stoff, woraus —.

Herzog Ernst von Koburg spricht in seinen Denkwürdigkeiten von einem Handstreich auf das Leben Friedrich Wilhelms 4.: *Es erregte eine furchtbare Aufregung und Erbitterung unter den Parteien, welche sehr geneigt waren, sich eine Art Mitverantwortung zuzuschreiben*. Merkwürdige Parteien, noch merkwürdigere Selbststerkenutnis! — Ach so, der Herzog meinte das gar nicht so, er meinte, die Parteien seien geneigt gewesen, einander eine Art Mitverantwortung zuzuschreiben; ein französischer Herzog, aber schon ein französischer Sekundaner hätte dies unzweideutig ausgedrückt.

Auf den Weimarischen Notizen von 1854, also auf Schriftstücken von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit, stand die Strafandrohung: *Die Nachahmung, Verfälschung und wissentliche Verbreitung verfälschter Banknoten wird nach Maßgabe der Strafgesetze bestraft*. Demnach wäre im Großherzogtum Weimar damals die Nachahmung und Verfälschung echter Banknoten straffrei gewesen! Den Verfasser jener Aufschrift hat die unselige deutsche Angst vor der Wiederholung eines Wortes (vgl. S. 77) zu einem vollendeten Unsinne verleitet.

Hans Delbrück, selbsternannter Wortführer der ‚mit Bedacht‘ Schreibenden, bemerkt einmal: *Der preussische Konservatismus existierte nicht jenseits der Elbe. Wo ist das? Auf dem rechten oder auf dem linken Elbufer? Die ganze Ausführung ist unverständlich, wenn man dies nicht weiß; die Schriftsteller schreiben aber für die Nichtwissenden, sonst brauchten sie überhaupt nicht zu schreiben*. — Delbrück schreibt: *Die Bestätigung, daß hier das punctum saliens zu suchen ist, gibt die Antithese, welche unsere eigene Ara darstellt*. Wer versteht diesen Satz beim ersten Lesen? Wer beim zweiten? Woher sollen wir wissen, ob die Bestätigung und welche der erste oder der vierte Fall sind? Bei einem so unklaren Schreiber wie Hans Delbrück sind beide Möglichkeiten ziemlich gleich bedachtigt.

Nachlässigkeit oder viel Schlimmeres bei Herman Grimm darf uns ein für allemal nicht wundern bei diesem Verteidiger der sprachlichen und darstellerischen Willkür: Er schreibt: *Man will heute Goethes Verhältnis zu Bettina damals so auffassen*. — *Die Zeit des lassischen Französisch scheint für die Franzosen vorüber und für uns wenig Gewinn abei, es sich anzueignen*. — *Deutschland zerfiel von jetzt an auf fast zehn Jahre drei Hälften*. — Hier sei der angenehmen Unterbrechung wegen die nicht um einen

Grad zu grobe Erklärung Schopenhauers über die Nachlässigkeit und Schlamperei des Stils eingeschaltet:

Wer nachlässig schreibt, legt dadurch zunächst das Bekenntnis ab, daß er selbst seinen Gedanken keinen großen Wert beilegt. Denn nur aus der Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit unserer Gedanken entspringt die Begeisterung, welche erfordert ist, um mit unermüdlicher Ausdauer überall auf den deutlichsten, schönsten und kräftigsten Ausdruck bedacht zu sein; wie man nur an Heiligtümer oder unschätzbare Kunstwerke silberne oder goldene Behälternisse wendet. Daher haben die Alten, deren Gedanken in ihren eigenen Worten schon Jahrtausende fortleben, und die deswegen den Ehrentitel Klassiker tragen, mit durchgängiger Sorgfalt geschrieben; so! doch Platon den Eingang seiner Republik siebenmal, verschieden modifiziert, abgefaßt haben. — Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlamperei entspringt aus derselben im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft.

Schopenhauer hätte hinzufügen sollen: wenn nicht in diesem Geschlecht, dann im nächsten ganz gewiß.

Julian Schmidt schreibt über Georges Sand. Er spricht von ihrer *Lelia* und nennt es eines der verrücktesten Bücher der Literatur; es habe eigentlich nur noch ein Ebenbild, den René: *René erschien 31 Jahre vor der Lelia; ein Menschenalter liegt zwischen ihnen*. Wem kommt hierbei der Gedanke, daß René das Werk eines ganz andern Schriftstellers, Chateaubriands, ist? Selbst nicht jedem leidlichen Kenner der französischen Literatur ist dies sogleich gegenwärtig. Warum könnte ein René nicht von der vielschreibenden Sand sein? Erst sieben Druckzeilen später wird Chateaubriand genannt. Dies nenne ich nicht Nachlässigkeit, sondern grobe Schlubrigkeit. — Julian Schmidt will von den Untersuchungen gegen den angeblichen Demagogen Jahn sprechen und nennt sie demagogische Untersuchungen! Oder er schreibt: *Wunderlich genug sehen diese Klagen aus, mit dieser Kraft und Energie (doppelt hält besser) der Rede ausgesprochen*. Ein achtsamer Schreiber würde solche Klagen klingen hören. Oder: *eine verkehrte Ansicht des Protestantismus* — er meinte: Ansicht vom . . .

Wilhelm Scherer sagt von Goethe: *Er war religiös und sittlich tolerant*. Ist religiös? Eigenschafts- oder Umstandswort? Beides ist möglich, beides gibt einen guten Sinn. Besonders im Satzbau ist Scherer von kaum glaublicher Schlubrigkeit; auf jeder gedruckten Seite steht mindestens ein Satz, der zu Mißverständnissen verführt. Ich glaube nicht an eine Unfähigkeit Scherers zum richtigen Satzbau, beurteile ihn aber darum nur noch strenger. — Scherer über Goethe: *Als er im Alter von 16 Jahren die Universität Leipzig bezog, angeblich um die Rechte zu studieren, in Wahrheit um in allen Wissenschaften zu naschen und schließlich nur von einem Künstler, Öser, eine wahrhaft tiefgehende Anregung zu empfangen*. Also darum bezog Goethe die Universität Leipzig? In demselben Satze das richtige und das falsche, um zu! Schlubriger schreiben wenige unter den vielgeschmähten Zeitungsschreibern. — Wiederum Scherer über Goethe: *Wie Goldsmith, den Herder so liebte, den englischen Landprediger und seine Familie geschildert hatte, so stand er vor ihm*. Wer vor wem? Goldsmith oder Herder oder der englische Landprediger? Alle drei sind an der Stelle möglich, und erst viel später kommt eine ungefähre Auflösung des Rätsels. — Noch einmal Scherer über Goethe: *Er meinte (beim Öth) eine Rettung zu vollziehen, wie sie Lessing gern versuchte, wenn er sein Andenken erneuerte*. Wer erneuerte wessen Andenken? — Immer noch Scherer über Goethe: *Er setzte die Figur des Helden halb aus sich selbst, halb aus dem jungen Jerusalem zusammen, einem Sohne des Braunschweiger Abtes, der sich am 29. Oktober 1772 erschoss*. Der Abt Jerusalem hätte sich 1772 erschossen? Der hat ja noch neun Jahre später eine Erwiderung auf Friedrichs des Großen Abhandlung über die deutsche Literatur geschrieben. — Ach so, nicht der Abt, sondern sein Sohn hat sich erschossen, und nur Scherers Schluderei verleitet zu dem Irrtum.

Wie viel unnütze Arbeit mutet Gervinus seinen Lesern zu, Arbeit, die er selbst hätte verrichten müssen: *So sind die ästhetischen Ausstellungen am Wallenstein wohl vielfach gerechtfertigt, wie bei Don Carlos, ohne daß darum das Wort Goethes nicht Wahrheit behalte, es sei dies ein so großes Werk, wie zum zweiten Male nichts Ähnliches vorhanden ist.* Hat Goethe den Don Carlos oder den Wallenstein als ein so großes Werk bezeichnet? Wer etwa einwendet, der Leser werde den Ausspruch Goethes kennen, also das Richtige treffen, dem ist zu erwidern, daß Gervinus dann die ganze zweite Hälfte des Satzes hätte weglassen sollen, denn was der Leser schon genau weiß, soll ihm kein Schreiber erst sagen. — Haym spricht von Schillers Fiesco: *Nicht als habe der Dichter eigentlich ein kaltes Napoleons Gesicht (in Fiesco) zeichnen wollen.* Um 1782 sollte das schwer gewesen sein.

Im Magazin für Literatur schreibt ein Professor Alfred Klaar: *Ich bedaure, selbst auf die Gefahr hin, den Vorwurf, gegen Hans Arnold, also eine Dame, eine Unliebenswürdigkeit zu begehen, hören zu müssen, es auszusprechen, daß der Stil Arnolds recht salopp ist,* und kommt sich dabei selbst wahrscheinlich als ein Stilmeister vor.

Selbst bei einem so feinen Schriftsteller wie Karl Hillebrand steht einmal: *Man spricht von der französischen Ignoranz des Auslandes;* er meinte damit die französische Nichtkenntnis des Auslandes, und nur das Fremdwort verursachte den schiefen, kaum halbverständlichen Ausdruck.

Überhaupt die Fremdwörter! Es gibt wenig grobe Stilgebrechen, an denen sie keinerlei Mitschuld haben. Der Rechtslehrer Holzendorff, sonst ein klarer Schriftsteller, will rügen, daß ein so geringer Bruchteil der des Mordes Angeklagten verurteilt wird; dies drückt er so aus: *Von 134 Angeklagten wurde doch nur eine sehr große Minorität, nämlich 40, schuldig befunden.* In Wahrheit findet er diese Minorität nicht groß, sondern sehr gering; hätte er Minderheit geschrieben, so wäre ihm der Unsinn schwerlich widerfahren.

In der auf reine Sprache und klaren Stil haltenden Kölnischen Zeitung stand einmal: *Hier lernte er seine spätere Frau und Witwe kennen, heiratete sie und fuhr mit ihr nach Konstantinopel.* Daß jemand seine eigne Witwe heiratet und mit ihr in der Welt umherreist, ist immerhin ungewöhnlich.

Adolf Stahr läßt in seiner Kleopatra jemand sagen: *Inmitten der in deiner Heimat wütenden Furie des Bürgerkrieges.* Inmitten einer Furie? Wer kein Dichter ist, hüte sich vorm Bildern, und wer Fremdwörter schreibt, werde sich bewußt, was sie bedeuten. — Der Philosoph Jasson schreibt: *Denn immer tritt ein Punkt ein, wo —.* Was ein eintretender Punkt ist, bleibt räthelhaft.

Berwiltbert bildernde Phantasie läßt den Dichter Max Bower schwärmen: *Bismarcks Hand schlug wie die Hand eines Helden, sein Herz wie das Herz eines Dichters.* Allzu streng ist diese Überkühnheit nicht zu beurteilen; gradezu großartig wirkt sie in einem Heeresbefehl des Prinzen Friedrich Karl an seine Krieger: *Lasset eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf die Feinde!* — wohl nach Cromwells Vorgang.

In jeder Sprachlehre steht die nicht schulmeisterliche, sondern sprachkünstlerische vollberechtigte Warnung vor dem Zusammenhäufen von Vornörtern. Herman Grimm verachtet die Vernunft und Wissenschaft, die in der Sprachlehre steckt, und schreibt: *Eine kleine Anzahl von für Mathematik vorzüglich begabten Schülern.* Fälle dieser Art sind bei ihm so häufig, daß man an Absicht glauben muß. Ganz vereinzelt kommt diese Unschönheit bei Jakob Grimm vor (in der Vorrede zum Wörterbuch) *von an der Oberfläche klebenden Arbeiten.* — In einer Zeitung stand jüngst der großartige Satz: *So sehen wir ihn mit durch zum Bösen verlockende Welterfahrung und glückliche Erfolge immer gesteigerter Frechheit zum Jüngling heran- und dem Racheschwerte der ewigen Gerechtigkeit entgegenreifen.* Der Mann bekäme es fertig, alle Vornörter in der Regel an, auf, hinter, neben, in' aneinander zu reihen, und ein verflüchtiges Satzgefüge drumherum zu bauen. — Auf die häufige Schluderei mit 'her' und 'hin' sei hier noch einmal nachdrücklich hingewiesen (S. 95).

Außergewöhnliche Schlamperei begeht der Derselbiger Spielhagen:

Diese Betrachtung, daß der Genius, wie die Kinder, seine Sprache längst innerlich gesprochen hat, bevor er zur ersten Äußerung kommt, hebt das Wunder desselben freilich nicht auf, erklärt aber doch eines: den Vorsprung nämlich, welchen derselbe auf diese Weise vor dem bloßen Talente hat, und der durch keinen Fleiß des letzteren eingebracht werden könnte, selbst wenn derselbe die Energie des Fleißes des Genius hätte.

Selbst einem Schreiber wie Spielhagen hätte beim Durchlesen einfallen müssen, daß man nicht dreimal von demselben sprechen und jedesmal einen andern meinen darf.

Verzeihlicher sind Schludereien, die belustigend wirken. Auerbach erzählt in Dorf und Stadt: *Reinhold kam in das Bierstübchen, wo er sitzen blieb und stundenlang durch die menschenleeren Straßen wandelte.* — In einem der herrlichen Romane von Georg Ebers steht zu lesen: *Der Oberpriester trat ihm näher und legte beide Hände auf seine Schultern. Beide waren von gleicher Größe. Gilt das nicht von allen Menschenhänden?* Indessen Ebers meint den Oberpriester und den Ihm.

Max Kreher, einer unsrer schlampigsten Schreiber, berichtet von den Arbeiterinnen einer Fabrik: *Sie waren alle schon Mütter gewesen, die einen mehr, die andern weniger,* und erzählt uns: *Der Schnee trieb die großen Flocken gegen die Fensterscheiben. Der ihm nicht unähnliche Wilhelm Walloth schreibt im 'Gladiator' von jemand: Er sah sie mit halb verlegenem, halb wütendem, halb wehmütigem Blicke an, ein mathematisches Wunder, gleich diesem andern eines Andern: Das Drillingspärchen befindet sich recht munter.* — In einer großen Berliner Zeitung wird berichtet: *In S. fand man jüngst einen Lumpensammler als Leiche liegen, der nach seiner eigenen Aussage seit 17 Jahren nicht mehr in einem Bette geschlafen.* — In einer andern Zeitung: *Beide Fälle (von Selbstmord) betrafen Maurer, die gegenwärtig den besten Erwerb haben. Dieser Un Sinn ist die Folge der unseligen Anleimerei von Bezugssätzen (vgl. S. 324).* — Für die Bilderzeichner unsrer Witzblätter liefert Philipp Galen in einem seiner Romane diesen fruchtbaren Stoff: *Nachdem sich die Portière geschlossen hatte, schlüpfte mit leisem Tritt ein weiblicher Fuß ins Zimmer und löschte mit eigener Hand die Kerze.*

Bei Gerhart Hauptmann heißt es im 'Griechischen Frühling': *als sank sie von allen Seiten Finsternis.* Dieser 'größte deutsche Dichter' hätte allen Grund, seine Kenntnisse in deutscher Sprachlehre für Volksschulen zu vervollständigen, anstatt in englischen oder gar in griechischen Fremdbroden zu schwelgen (vgl. zu S. 288).

Karl Lamprecht will sagen: Sudermann ist hauptsächlich Dramatiker, hat zwar zuerst Erzählungen drucken lassen, tatsächlich aber zuerst Dramen geschrieben. Dies wird uns in Sätzen mitgeteilt, die so gebaut sind: *Der Dichter ist seiner Grundlage nach nicht Erzähler. Denn gewiß hat er der Reihenfolge seiner veröffentlichten Werke nach als Erzähler begonnen . . ., allein diesem äußeren Anschein entspricht nicht der wirkliche Entwicklungsgang.* Hat Lamprecht gewacht oder geschlafen, als er die Worte, denn gewiß, hinschrieb?

Merkwürdigerweise war Ziliencron, dieser leidenschaftliche Bewunderer einer sauberen Sprache, oft recht nachlässig, und die mit der Herausgabe seiner gesammelten Werke betraute Freundeshand Dehmels konnte ruhig ausmerzen, was der Dichter bei längerem Leben auf Freundesrat gewiß gern selbst verbessert hätte. Es gibt bei ihm Wendungen wie: *Ein markerschütterndes Hurra entlassen unsere Kehlen.* — *Abseits der eigentlichen Wahlstatt dunkelte, in helles Mondlicht getaucht, ein Wäldchen.* — *Er sollte unsere Nordarmee zum Abrücken auf Paris verhindern.*

Überaus schludrig schreibt Adolf Bartels; an dieser Stelle sei nur seines regellosen Durcheinandermengens von Und und Wie gedacht, die er offenbar für ganz gleichbedeutend hält: *Die elementare Kraft wie das feine Gefühl für innere Form kann man sich nicht geben; wir wären zufrieden, wenn Bartels sich einiges Gefühl für die äußere Form geben könnte.* — *Geibel hat in der Tat eine größere Mannigfaltigkeit der Stoffe wie die vollständige Beherrschung der äußeren Form erreicht.* Dies beides auf einer Seite. — Bartels entschuldigt sich: er müsse von seiner Feder leben, also, flüchtig

schreiben. Das freilich ändert die Sache; sonst aber betrachtet man deutschen Stil als eine Frage der Kunst und des tiefsten Seelenausdrucks, nicht als eine des Geldverdienens.

Ärgerliche Schludereien begegnen uns auffallend oft bei Heine: „Ich bin heut im Schoß meiner Familie zurückgekehrt, — Auf dem blanken Schwert gestützt, — Der Vascaro hat erröthet, das letzte in Paris geschrieben, wahrscheinlich unter dem Einflusse von *a rougi*.“

Gelegentlich verunglücken selbst unsre Größten und Sorgfältigsten; wir werden in solchen Fällen nicht spotten, vielmehr entweder an Seherfehler, Durchleseversehen, oder an ein augenblickliches Nachlassen der Aufmerksamkeit denken und für uns daraus entnehmen, daß wir um so vorsichtiger sein wollen. Falsche Ehrerbietung vor dem überlieferten Wortlaut hat bis heute den widersinnigen Schreibfehler Lessings stehen lassen: *Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen* (Emilia Galotti 2, 6). Man sollte dies ohne weiteres verbessern. — Die berühmte Stelle bei Kant: *Der kategorische Imperativ ist also ein einziger und zwar dieser: Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde*, ist sprachlich fehlerhaft, und einer der Herausgeber Kants hat mit Recht vorgeschlagen, durch die zu ändern in „von der“. — Heinrich von Kleist schreibt in einem Augenblick der Gedankenlosigkeit: *Das Glück wollte, daß das Feuer wegen eines anhaltenden Regens, der vom Himmel fiel, nicht um sich griff*. — Dagegen halte ich seinen Satz: *Ein Fluch ruht auf dein Haupt* (Schroffenstein 1, 2) nur für eins der vielen Beispiele seiner Unsicherheit in deutscher Fügung. — Gottfried Keller in Romeo und Julie: *Sie horchten ein Weüchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche auf den Gründen lagen*, und dies an einer der schönsten Stellen des herrlichen Kunstwerkes!

Wenn wenigstens alle Unglücksfälle der Schreiber so erheitend wirkten wie diese zwei aus einer einzigen Zeitungsnummer: *Der Feldmarschall von Manteuffel würde sich in seinem Grabe umdrehen, wenn er dies erlebt hätte*. — *Heute Abend Vortrag: Die Abstammung des Menschengeschlechtes von Lehrer Kalb in Gera*.

Sechster Abschnitt.

Der sichtbare und der unsichtbare Stil.

Zur Charakteristik [der Scheindenker] gehört auch dies, daß sie, wo möglich, alle unterschiedenen Ausdrücke vermeiden, um nöthigenfalls immer noch den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können: daher wählen sie in allen Fällen den abstraktern Ausdruck: Leute von Geist hingegen den konkretern, weil dieser die Sache der Anschaulichkeit näher bringt, welche die Quelle aller Evidenz ist. (Schopenhauer.)

Ein geistreicher ausländischer Seelenforscher, dessen Name mir leider entfallen, kennzeichnete einmal die drei wichtigsten Bildungsvölker nach der Art, wie sie die Aufgabe lösen würden, ein Kamel zu zeichnen. Der Engländer würde in die nordafrikanische Wüste ziehen; der Franzose in den Pariser *Jardin des plantes*; der Deutsche würde nichts dergleichen tun, sondern das Kamel aus der Tiefe seines Gemüthes zeichnen. — Ganz genau hat jener Forscher uns doch nicht gekannt: der Deutsche würde zwei Kamele zeichnen und eins das subjektive, das andre das objektive nennen.

Hüte dich, o Leser, vor solchen Schreibern, die vom Kamel, oder sonst von Tieren, Menschen, Dingen gleichviel welcher Art, aus der Tiefe ihrer Gemüther sprechen, ohne irgendetwas gesehen zu haben: ihre Schriften werden dir nichts nützen, denn wer selber nichts gesehen, kann andre nichts sehn machen. Warum hat noch kein Germanist unsre Klassiker und Nachklassiker auf die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit ihrer Sprache untersucht? Im voraus darf das Hauptergebnis so bezeichnet werden: je sichtbar der Schreiber, desto

lebendig dauernd; je unsichtiger, desto vergänglicher. Goethe schrieb bei weitem sichtiger als Schiller und selbst um etwas mehr als Lessing: Goethes noch immer aufsteigende Geltung ruht nicht am wenigsten auf dieser unerschütterlichen Grundlage. Trotz der höher und höher schwellenden Papierflut ist der Leser des 20. Jahrhunderts ein Mensch mit Körpersinnen geblieben, und wehe den Schreibern, die nicht auf seine Sinnenseele zu wirken vermögen. Das Ding leibhaftig sehen soll uns der gute Stil machen; mit dem wortreichsten Zerbenten des Dinges ist nichts getan. Ein armseliger Papiermensch bleibt jeder Prosaschreiber, der nicht so viel vom Dichter hat, daß er Sinnenbilder in uns heraufbeschwören kann. Wie fein schildert Storm seinen Freund Mörike: 'Bei den Gesprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte sich überall der ihm innewohnende Drang, sich alles, auch das Abstrakteste, gegenständlich einzuprägen; die Monaden des Leibniz erschienen ihm wie Froschläch.' Gewiß eine sehr unwissenschaftliche Art, sich die Monaden des Leibniz vorzustellen; und doch wird Mörike sie deutlicher gesehen haben, als die meisten darüber schreibenden deutschen Philosophen.

Ganze dicke Bücher, halbe Büchereien mit nicht ganz wertlosem Inhalt sind ungenießbar, unwirksam durch ihre sinnlosen, verblasene Ausdrucksform, die allemal die Folge unklaren Denkens ist. Es ist dem Menschen überhaupt nicht gegeben, vollkommen klar zu denken, ohne das Gedachte klar im innern Auge zu sehen. Jeder überwiegend 'abstrakte', also abgezogene Stil ist das sichere Kennzeichen einer gewissen schriftstellerischen Unwahrhaftigkeit; denn unwahrhaftig ist es, von Dingen zu schreiben, die man weder mit dem äußern noch dem innern Auge gesehen, deren Wortwerte man beliebig durcheinander mischt, deren genaue Bedeutung kein Leser nachprüfen kann, weil ihm der einzige allgemeinemenschliche Maßstab fehlt: der sinnliche Eindruck. Allerliebst verspottet der sonst so ernste Vorn die Schwindelsprache der Nichtsfeher:

Der Ritter sprach zum Anappen:
Auf! sattle mir den Rappen!
Drauf ritt er ins Getümmel
Der Schlacht auf seinem Schimmel.

Bei, wie er flog zum Lanze
Mit Schwert und Schild und Lanze,
Er war der Feinde Schrecken
Auf seinem wilden Scheden.

Da schwirrten die Geschosse —
Der Ritter sank vom Roffe;
Er sank zu Aller Staunen
Gerab von seinem Traunen; —

Besah die Todeswunde
Und rief: O Runigunde,
Ich sterbe beinetthalben —
Dag tot bei seinem Traunen!

Man vergleiche die Sprache des Nichtsfehlers, also Richtdichters Bleibtreu (S. 446).

Freilich kann auch der Schreiber mit sichtigstem Stil nicht Formeln aus der höheren Mathematik sinnhaft anschaulich machen. Das aber ist die einzige Ausnahme, die allenfalls zu Gunsten der unsichtigen Schreibart einzuräumen wäre. Ein befreundeter Mathematiker versichert mir übrigens, daß es selbst in der höheren Mathematik möglich, ja erwünscht sei, künstlerisch zu arbeiten, daß nach der 'eleganten Formel' gesucht werde, also nach einer, die auf die Sinne des mathematischen Denkers wirke. Und ganz gewiß wäre es ein schweres Stilgebrechen, z. B. über Stil schattenhaft, dunstig, abstrakt, d. h. abgezogen von aller sichtbarer Wirklichkeit, zu schreiben. Wie wäre ich unglücklich, wenn mir das in diesem Buche öfter als leider unvermeidlich widerfiele! Nein, man braucht selbst über beschriebenes und bedrucktes Papier nicht papieren zu schreiben, denn man will ja auf lebendige Menschen wirken. Wie sinnfällig vom Stil gesprochen werden kann, zeigt uns Lessing. Er will auf Deutsch sagen, was auf Abstrakt und Hochwissenschaftlich etwa lauten würde: *Die linguistisch-psychische Form der graphischen Ideenexpressionen des Individuums steht in einer approximativ äquivalenten Relation zur konstitutionellen Synthese seines physischen Organismus.* Lessing drückt dies in seiner lebensfrischen Menschensprache aus: 'Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase.' Oder man verjuche sich den unsichtigen Wortschwall auszudenken, den ein Meister der Papiersprache über Lessings 'Methode der kritischen Polemik' fertig brächte. Lessing, der alles was er schreibt zuerst gesehen, malt ein Bild seines kritischen Antes, das nach anderthalb Jahrhunderten noch in den frischen Farben des Lebens leuchtet:

Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich nun auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemandem und helfe niemandem, und lasse mir von niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. — Mäden können dazwischen hinschwärmen, aber mutwillige Duden müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchlagen wollen. — Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben. Auch kann ich ihn nicht sanfter niederlegen, als er fällt.

In einer einst sehr berühmten Stillehre steht zu lesen:

Wenn in der Darstellung die Begriffe auf das Besondere einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt werden so erregt die Darstellung bei dem Angeredeten (!) dadurch, daß er selbst den Begriff als ein nicht sinnlich Allgemeines aus dem Besonderen reproduziert, ein besonderes Wohlgefallen, hoffentlich ein größeres als das beim Lesen dieses Satzes empfundene. — Es heißt gleich darauf weiter:

Aber auch wenn der Begriff nicht von dem Angeredeten aus dem Besonderen reproduziert, sondern ihm unmittelbar mit dem Begriffswort mitgeteilt wird, hat der Angesprochene [man beachte die Feinheit des Besfels!] an der Darstellung des Begriffes ein Wohlgefallen, und dieses Wohlgefallen hat in dem letztern wie in dem erstern Falle, jedoch auf andre Weise, seinen Grund in der Natur des menschlichen Geistes.

Nicht unmöglich, daß sich hinter diesen geheimnisvollen Sätzen eine tiefe Weisheit versteckt; dem Leser bleibt sie ewig verborgen, weil der Schreiber beim Schreiben nichts gesehen, nichts gehört, sondern eben nur stroherne, der Erde entrückte Worte aneinander gereiht hat.

Johannes Schlaf über die Völkerwanderung:

Sie treibt die Unrast solcher unerhörten Reibungen und Ausgleichungen bis zu dieser so wunderbaren Wende der Renaissance. Und hier nun scheint die erste Klarheit des neuen Bewußtseinszustandes aufzudämmern. Es erhebt sich plötzlich mit höchster Energie und Entschiedenheit der Begriff der Individualität. Die Individualität entbedt sich.

Wer so schreibt, ist vielleicht ein Denker, bestimmt kein Dichter: er gibt dem Leser nur Wörter zu hören, läßt ihn kein Ding sehen. Daß hinter der Unrast, den Reibungen und Ausgleichungen, hinter dem Bewußtseinszustande, der Energie und Entschiedenheit, hinter dem Begriff der Individualität und hinter der Individualität selber atmende Menschen standen, erfährt der Leser nicht.

Es gibt keinen Zweig des Menschenlebens, der den unsichtigen Stil fordert oder — erträgt. Nicht die Politik oder die Staatskunst, denn sie wird von Menschen für Menschen getrieben, nicht von wolfigen Behörden oder Volkvertretungen für wolfige Bevölkerungen und Klassen. Nicht die Volkswirtschaft, denn sie hat zu Gegenständen arbeitende Menschen und ihrer Hände Werk. Nicht die Dichtung und die bildenden Künste, denn Menschen schaffen in ihnen, schaffen Werke für genießende Menschen. Auch nicht die Philosophie, denn sie spricht von den Gedanken in Menschenhirnen. Wir haben in Deutschland über Unterricht und Erziehung Bücher, in denen man vor lauter Unterricht und Erziehung, meist *Pädagogik* und *Psychologie*, das Kind nicht sieht. Karl August von Weimar, der ganz sinnenhafte Mensch und Fürst, empörte sich über seine tief im Schreibwesen befangenen Unterrichtsbeamten: Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Altstil vorgetragen zu sehen, ist unglaublich (an Knebel). Seine Briefe waren bis zuletzt sprachlich durchtränkt vom Sinnenleben, in viel höherem Grade als die Altersbriefe Goethes, von denen der Herzog garnicht sehr erbaut war.

Zwei unverkennbare Merkmale haften dem unsichtigen Stil an: die Hauptwörter auf ung, heit, feit, und — die Fremdwörter. Goethe, besonders der Jüngling und der Mann, haßte die Ungerei und vermied sie, wo er konnte. Keller schalt in einem Brief an Storm über die Anhäufung der verfluchten Endsilben ung, heit und feit. Um wieviel schwächer, papierner klingt: Ich habe keine Hoffnung mehr als Ich hoffe nichts mehr. Ein Lehrer der oberen Klassen sollte einmal seinen Schülern die Preisaufgabe stellen, aus einem beliebigen Lesestück, selbst von unsern Klassikern, möglichst viele ungs und

Zubehör auszumergen und durch sichtige Wörter zu ersetzen. Erscheint ein Schreiber unklar, so prüfe man ihn auf das Verhältnis seiner Dingwörter (*Concreta*) zu den Denkwörtern (*Abstracta*). Schopenhauer hätte in dem Satze auf S. 135 noch besser getan, statt Anschaulichkeit zu schreiben: den Sinnen, obwohl auch dies ein Denkwort ist. Wo sich ein Ich ist selber selbst nicht ganz klar über die Dinge und Menschen geworden, die er darstellt, da ungt, heitet und feitet er.

Völlig vermeiden lassen sich natürlich solche Denkwörter nicht; indessen wer da will, daß der Leser hinter einem Buch einen Menschen gewahre, der wird sie aufs äußerste einschränken. Schon das Bewegen ist etwas weniger bloß gedacht als die Bewegung, das Strömen als die Strömung; und in nicht wenigen Fällen gibt es gute knappe Hauptwörter statt der meist langgeschwänzten auf ung und heit = feit. Je älter Lessing wurde, desto mehr bevorzugte er Wörter wie Teilnahme vor Teilnehmung, Befremden vor Befremdung. Das Neuwort Abteil in der Eisenbahnsprache ist freudig zu begrüßen und sollte vorbildlich werden. Einiges dergleichen haben wir ja schon: Abschluß, Nachschub, Ausstoß, Verputz, Verzehr, Betrieb, Bauwich. Das letzte würde auf Abstrakt lauten: *Distancerelation zwischen den reziproken Situationen von Immobilienseitenfronten*.

Wie schattenhaft sind die Eindrücke dieses durchweg denklichen Satzes von Haym über Schillers Freund Körner):

Er war es noch mehr durch die unbedingte Zuverlässigkeit und Wahrheit, durch die Gleichmäßigkeit, Ruhe und Überlegtheit seines Wesens, durch die Mäßigkeit seines Verstandes, durch die Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit, mit der er bei aller Sicherheit seines Selbstgefühls ...

Scheu wir vor lauter heiten und feiten einen Menschen?

Der Kunstwart, „Zeitschrift für Ausdruckskultur“, leider nicht für Kultur des Ausdrucks, schreibt von den Kosten der Beherbergung des Bevölkerungszuwachses; gemeint sind die Kosten der Häuser für die zuwachsenden Menschen. Bei Loge steht der Schattensatz: *Weder diese Atome noch jene Bewegungen sind so, wie sie sind, Gegenstände unsrer Beobachtung; beide sind die notwendigen Voraussetzungen, auf welche nur die Berechnung der Erscheinungen zurückführt*. Zum vollen Verständnis bedarf es eines Übersetzens ins Sichtbare. — Kohler vom Kriege: *Er trägt in allen Fällen die Kennzeichnung des Außergewöhnlichen an sich*; er meint die Kennzeichen.

Das bayerische Ministerium schreibt in einem sonst löblichen Erlaß gegen das Umhacken von alten Dorfbäumen: *In vielen Fällen wird sich schon durch einen Wechsel der Baumart Abhilfe schaffen lassen, ohne daß eine Auflassung der Allee Platz zu greifen hat*, statt: ohne daß man die alten Bäume umzuhauen braucht. Was bayerische Bauern mit ihrem gesunden Sprachsinn sich wohl unter „Auflassung der Allee“ denken?

Unentbehrlich sind dem verblasenen Denkstil die lieben, lieben Fremdwörter; ohne sie, allein mit den ungen und heiten, gelänge ihm das Verdunsten und Umwölken der Gedanken doch nicht völlig. Je unbestimmter, flauer, europäischredensartlicher, desto besser passen sie in den Stil der bloß bewegten Luft. Ihre Faktoren, Interessen, Momente, Elemente, Materie, Material, nicht zu vergessen die ebenso laut schöne wie scharfzeichnende Individualität — was singe der Schreiber des nie Gesehenen noch Gefühlten ohne euch gefällige Allernstformeln an? Aber er rechnet mit des Lesers gläubigem Vertrauen: Wenn man nur Worte hört, so muß dabei sich auch was denken lassen. Das beliebteste aller dieser Dunstwörter ist zur Zeit wohl Material: Männer, Weiber, Kranke, Gesunde, Tiere, Bäume, Steine, Kleider, alle sind sie Material. Die Ärzte sprechen von Krankenhausmaterial und meinen nicht etwa Verbandwatte und Werkzeuge, sondern kranke Menschen: *Unser Material im Virchow-Krankenhaus ist ein (1) sehr verschiedenes*, was bedeuten soll: Wir haben dort Kranke sehr verschiedener Art. — Ein Stadtschulrat klagt: *Diese Stadtgegend liefert uns schon seit Jahren nicht mehr genügendes Material für unser Gymnasium*; das Material sind lebendige Knaben. — Ein Minister im preussischen Abgeordnetenhaus: *Wir verfügen über ein Richtermaterial von außer-*

ordentlicher Gewissenhaftigkeit; er meint lebendige Richter. — Avenarius schreibt: *Zum Streit um die Wachsbüste (die Flora von Lionardo) wollen wir erst Stellung nehmen, wenn wir ein wirklich brauchbares Anschauungsmaterial unterbreiten können*; er meint brauchbare Abbildungen. — Bei Laffon steht: *Ein glücklich geführter Krieg öffnet die Augen, die im Staatswesen vorhandenen schädlichen Materien zu erkennen*. — Leider hat auch Bismarck, allerdings nur den Sprachgebrauch der Kanzlei im Kriegsministerium wiedergebend, einmal gesagt: *Wir haben mehr Offiziermaterial und Unteroffiziermaterial, als irgendein anderes Land*.

Bei B. Sigmann sind selbst Kellnerinnen *Elemente*: der junge Mensch kommt in *Berührung mit Elementen, die ihn das moderne Weib nicht von der idealen Seite kennenlernen lassen*. — Rohler, aber er nicht allein, schreibt: *Es ist für die Rechtspflege von Vorteil, wenn das Laienelement daran beteiligt ist*. Er meint: Laien. Weiterhin läßt Rohler dieses Laienelement in seiner Lebenserfahrung stets Schwarz und Weiß zugleich sehen. Ein Element, das sieht! Bei Rohler gibt es auch ein mangelhaftes Geschworenenmaterial; er meint Geschworene. Selbstverständlich könnte man Material, Element, Faktor und noch manches andre Fremdwort in den meisten Fällen miteinander vertauschen, ohne an dem Sinn des Satzes etwas Wesentliches zu ändern: was tut's, wenn sich eine Dunstwolke ein wenig verschiebt?

Bei Henry Thode, einem Gelehrten, der alle von ihm besprochene, greifbare Kunstwerke sprachlich verdünstet, wird aus einem begabten Künstler, Mann oder Menschen, *eine begabte Individualität*, und es heißt gar: *Begabte Individualitäten sehen die Nichtigkeit dieses Treibens ein*. Man versuche dies ins Griechische, Lateinische, Französische, Englische, Italienische zu übersetzen! Es ist unmöglich, denn es ist ja überhaupt keine Menschenprache, sondern Wortdunst auf Papier. — Aus folgendem Satze Thodes soll sich der Leser einen Begriff von der Aufgabe des Bildners machen: *Die Bewegung so zu bestimmen, daß die Phantasie bei dem Bestreben, sie für wirklich zu halten, nicht in Widerstreit mit der Wahrnehmung des tatsächlichen Verharrens der bildlichen Erscheinung gerät, ist die Aufgabe des Bildners*. Wenn der Leser sich trotzdem kein Bild davon machen kann, wer ist dann der Unfähige? — Bei einem weniger bekannten Kunstschreiber heißt es: *Damit hat Lionardo das Wesensprinzip der Kunst über eine Existenzform souverän gemacht, die ihr die härteste Eigengesetzlichkeit entgegenzusetzen scheint*.

Adolf Wagner spricht vom Arbeitsertrag: *Daran nehmen teil alle, die ihn geschaffen, die höheren Beamten, die Kapitalisten, die leitenden Elemente, die Unternehmer ebenso gut wie die Arbeiter, und dies in einem Vortrag für Arbeiter!*

Ranke, wie leider die meisten unsrer Geschichtsschreiber, läßt mit Vorliebe Begriffe gegen einander anrücken, nicht lebendige Menschen. Die *Faktoren, Momente, Elemente, Materien und Materialien*, besonders aber die *Prinzipien* stehen bei ihm fast auf jeder Seite. Völker sind bei ihm nicht einheitlich gestaltet oder geeint, sondern: *Bisher hatte das Prinzip der Einheit in den abendländischen Völkern überwogen*; und nicht fühlen Menschen sich selbständig, sondern: *Das Prinzip der Selbständigkeit war bis in die unteren Kreise des öffentlichen Lebens eingedrungen*. Statt 'Ehe' schreibt er einmal: das *maritale Element*. Ersände dies ein Wigblattschreiber, so riefte jeder: törichte Erfindung! Wie immer kann man auch bei ihm ohne die geringste Sinnänderung *Element* vertauschen mit *Faktor, Moment, Prinzip* und noch einem Duzend ähnlicher nichts und alles sagender Formeln. Köstlich ist Hegels, des Abstraktesten der Abstrakten, Ausfall gegen die Abstraktion: *Formeln in abstrakter Fertigkeit und Inhaltlichkeit als Selbstmöglichkeiten ihrer Wirklichkeiten sind ebenso unverständlich für den Geist wie greuelvoll für das Ohr*.

Selbst die Guten sind bei uns nicht frei von dieser Verwolkung eines festen Gedankens Bölsche spricht von dem Kritiker Fontane und will etwa sagen: Er war für mich nicht mehr der Botsbringer oder Vertreter einer mir unerfreulichen Macht, sagt aber dies: *Er war*

für mich nicht mehr der Typus eines mir unsympathischen Machtprinzips. Was ist ein Machtprinzip, und was ist der Typus eines Machtprinzips? Ich bekomme höchstens eine ganz verschwommene Ahnung, kein deutliches Bild. Ich schätze Bölsche, kann aber nicht umhin, Schopenhauers Ärger zu teilen über die Köpfe, die sich mit einem Helldunkel begnügen, 'in welchem sich zu beruhigen sie gern nach Worten greifen, zumal nach solchen, die unbestimmte, sehr abstrakte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe bezeichnen.' Dabei ist Bölsche im Hauptberuf darstellender Naturforscher, hat also die Pflicht, seine Leser etwas sehen und fühlen zu lassen.

Die meisten Bücher von Rudolf Gneist sind wegen ihrer ganz unsinnlichen Sprache nur halbverständlich, kaum lesbar; mit ihrem schnellen Versinken sind sie ein überzeugendes Beispiel, wie selbst die inhaltlich wertvollsten Schriften dauernd nur durch den Stil über den Abgrund der Vergessenheit hinweggetragen werden können. — Ein Gegenbeispiel ist Wilhelm von Humboldts berühmte und, was mehr ist, noch heute gelesene Schrift 'Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen', ein künstlerisch feines Gemisch aus Begriffs- und Sinnenprache.

Unter den vielgenannten Männern der neueren Wissenschaft war Karl Lamprecht der dunktigste, besonders in den letzten Bänden seiner 'Deutschen Geschichte'; an welchen andern Gebrechen sein Stil leidet, wird weiterhin zu untersuchen sein. Unsichtbar, blutlos, dabei wortreich bis zum breitesten Geschwöge und, selbstverständlich, unerträglich fremdwortlerisch: so kann sein Stil aufmerksamen Lesern, die sich nicht durch Wortdunst benebeln lassen, als abschreckendes Muster die besten Dienste leisten. Sein ganzes reiches Lebenswerk versinkt vor unsern Augen schon jetzt, wenige Jahre nach seinem Tode.

Über den Menschen des 16. Jahrhunderts heißt es bei Lamprecht: *Er war isoliert selbständig; es wurde nicht vornehmlich an seine Auswirkung hinein in die Umwelt im Sinne der Betätigung eines lebendigen Subjektes gegenüber dem Objekte der Erscheinungen im Natur- und vor allem im menschlichen Dasein gedacht.* Jetzt kennt man den Menschen des 16. Jahrhunderts ganz genau. — Vom Seelenleben jener Zeit schreibt Lamprecht:

Daß es nicht als eine Reihenfolge von aktuellen Vorgängen und die Seele selbst als Trägerin einer solchen Aktualität gegenwärtiger wie festgehaltener vergangener und geahnter zukünftiger Begriffe wurde, sondern als ein in sich abgegränkter Vorgang auf der Grundlage der Vorstellung von einem fändigen innerlichen Sichgleichbleiben der seelischen Auswirkung.

Hat man eine Weile Lamprecht gelesen, so muß man nach Schopenhauer als einem der Nothelfer unsers Stilelends greifen und sich aus ihm Trost erlesen:

Was die Schreiberei unserer Philosophaster so überaus gedankenarm und dadurch marternb langweilig macht, ist zwar im letzten Grunde die Armut ihres Geistes, zunächst aber dieses, daß ihr Vortrag sich durchgängig in höchst abstrakten, allgemeinen und überaus weiten Begriffen bewegt, dabei auch meistens nur in unbestimmten, schwankenden, verblasenen Ausdrücken einherschreitet. Zu diesem aerobatischen (luftwandlerischen) Gange sind sie aber genötigt, weil sie sich hüten müssen, die Erde zu berühren, als wo sie, auf das Reelle, Bestimmte, Einzelne und Klare stoßend, lauter gefährliche Klippen antreffen würden, an denen ihre Wortdreimäßer scheitern könnten.

Gute Trösterbienste leistet auch Lassalles Schrift über Julian Schmidt. Darin nennt er jenen Wortmacherstil kurz aber deutlich 'Bimbam' und schreibt von ihm:

Sie haben sich aus den Schriften der Denker und Gelehrten einiger vornehmer Ausdrücke bemächtigt und mit deren Hilfe sich eine eigene Art von gespreizter 'Bildungssprache' erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine kaleidoskopartige durcheinander gestülpte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Paar so aussehen, als gäben sie einen solchen und einen erstaunlich tiefen.

Vor allem aber lese man unsre großen Schriftsteller, deren Größe nicht zum mindesten darin liegt, daß sie nur schrieben, was in klaren festen Bildern vor ihrem innern Auge stand: Lessing, Goethe, Schiller. Gibt es einen scheinbar unsichtigeren Gegenstand als die Erziehung des Menschengeschlechts? Nun lese man Lessings Abhandlung mit diesem Titel und genieße bewunderungsvoll die strahlende Helle jedes Satzes, ja jedes Wortes! Wer zu solchen Stilübungen Gabe und Lust verspürt, der übersehe z. B. den Satz Lessings:

Warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? diesen höchst sinnfälligen Ausdruck für den rein gedanklichen Begriff der Seelenwanderung, in die Sprache Hegels, Schellings, Julian Schmidts, Lamprechts! Er braucht keinen Nachspott zu beabsichtigen, er kommt von selbst zustande. Lessing verstand das Allerunsichtigste sichtbar zu machen, weil er vor dem Niederschreiben den Gedanken bis zu dessen äußersten Grenzen durchdacht und sich mit höchster sinnlicher Deutlichkeit zu eigen gemacht hatte. Er veranschaulichte sogar das Nichts, indem er von dessen 'unfruchtbaren Lenden' sprach, und erwiderte einem der papiernen Gegner, Goetze, der Lessings Sinnfälligkeit benörgelt hatte: 'Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß den kalten symbolischen Ideen auf irgendeine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schade?'

Der Abstrakte schreibt: 'Er war voll und ganz eine königliche Individualität'; Shale-speare läßt Lear sich hoch aufrichten: 'Jeder Hohl ein Rönig!' — Dem abstrakten Rechts-lehrer wäre das Haus: die Umgrenzung der Wirkung der Polizeiverwaltung; die englische Lebenssprache sagt: 'Mein Haus ist meine Burg.' — Ein gelehrter Kriegsgeschichtschreiber würde sich ausdrücken: 'Durch die Schußwirkungen war eine Verminderung der Entfernung eingetreten'; Moltke schreibt von einer Brigade, sie habe sich an den Pachtthof 'herangeschossen'. — Der Abstrakte sagt: 'Nimmt die Lage eine ernste Wendung —'; der Sinnesmensch: 'Wenn Hart auf Hart kommt —'.

Feindschaft herrschte von jeher in Deutschland zwischen den sichtigen und den unsichtigen Schreibern. Der Konkrete und der Abstrakte, wie man meint mit überflüssiger Gelehrthuerei so einfache Dinge benennt, hassen einander, wie das Leben den Tod, wie der Tod das Leben haßt. Der Dunschreiber schimpft den Sinnen-schreiber 'Literat' oder 'Feuilletonist', was auf Deutsch besagt: Du kannst so schreiben, daß man dich versteht und gern liest; der Konkrete sagt zum Abstrakten: 'Du bist nicht Leben, sondern Leder; du gibst nicht Speise, sondern Stroh, nicht Menschenseele, sondern Papier, wirst also weder verstanden noch gelesen. Der sichtige Stil kann flach sein, wenn der Schreiber flach ist; aber er ist ehrlich, gaukelt keine Tiefe vor. Der unsichtige Stil erweckt fast immer den Verdacht, daß der Rebelldunst eine nichtvorhandene ungeheure Wissenswelt, der trübende Schleier ein scheinbar abgrundtiefes Gedankenmeer ahnen lassen soll. Wie greifbar sinnenhaft sind Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten; wie sichtbar Schillers schwierigste philosophische oder künstlerische Untersuchungen. Man lese z. B. in Goethes Aufsatz 'Natur', einem seiner herrlichsten Prosastücke, diese Sätze, die den Bildern eines großen Malers gleichen:

Natur! Wir sind von ihr umgeben und verschlungen — unermüdet, aus ihr herauszutreten, und unermüdet, tiefer in sie hineinzutreten. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entsinken.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall larg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Aus Große hat sie ihren Schutz geknüpft. Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Tönen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Kiste zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Bünde aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben der Mähe schablos.

Oder man vergleiche Schillers Aufsatz 'Anmut und Würde' mit Thodes wolkig verblasenem Wortdunst und mit dem Mengseldeutsch so vieler anderer Kunstschreiber unsrer Zeit.

Es gibt allerdings auch eine falsche Anschaulichkeit, wir werden sie in dem Abschnitt 'Bilderei' (S. 444) näher betrachten. Es gibt das modische, den französischen Symbolisten nachgeahmte Scheinversinnlichen des Unsinnlichen durch Mittelchen, die jedermann handhaben kann: man läßt irgendeinen Begriff nach der Reihe alle erdenkliche menschliche oder tierische Handlungen vornehmen. Der Erzähler Gysä ist zur Zeit der Meister dieser Spielerei:

bei ihm gibt es z. B. eine Stille, die sich je nachdem schlängelt, kriecht, sich zusammenballt, lichtet usw. (vgl. S. 447). — Sodann erfreuen wir uns der gelehrten Prosaschreiber, die durchaus Dichter sein möchten und dies durch verstiegene Bilderei bewirken wollen. Karl Vorinski schreibt z. B.: *Wir dünken uns heute sehr fortgeschritten und entwickelt. Unser Frack fühlt sich der Toga, dem Staatskleid der alten Römer, unendlich überlegen.* Gute Dichtung ist dies nicht, es ist nur schlechte Prosa. — Endlich gibt es in unserer Alltagsprache eine Menge toter Wortklumpen, die ursprünglich sinnfällig wirken mochten, aber längst zu Formeln erstarrt sind: ins Leben treten, in die Erscheinung treten, in die Wege leiten, auf der Bildfläche erscheinen — drei, vier Wörter statt eines einzigen, also bloße Wortmacherei. Der Kanzleistil ist besonders reich daran, und die Zeitungssprache wetteifert erfolg reich mit ihm.

Nach dem Grade der Willigkeit und der Ausdauer steigern sich die drei Arten, Gedanken aufzunehmen, in dieser Reihenfolge: Lesen, Hören, Sehen. Lesen und Hören können bald einschläfernd wirken, Sehen erst nach längerer Zeit. Nur der Prosaschreiber, der gleich dem Dichter uns sehen macht, erzwingt sich unser Aufmerken. Dies wußten schon die klugen Alten: Quintilian preist die Kunst, die Dinge so auszusprechen, *ut cerni videantur* (daß man sie zu sehen meint). Lessing forderte die Sichtbarkeit sogar für den wissenschaftlichen Stil: Was meine Art zu streiten anbelangt . . . , ich suche allerdings durch die Phrasen auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden. Wer hiervon nichts weiß, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen. Es gibt kaum zwei aufeinander folgende längere Sätze in Lessings wissenschaftlichen Schriften ohne ein Bild, und wo kein fertiges Bild, da enthalten seine nachdrücklichsten Worte Bildstoff. Was Vischer in seiner Ästhetik von der Aufgabe des Dichters sagt, gilt fast mit gleicher Notwendigkeit vom Prosaikünstler: Dafür zu sorgen, daß das Wort dem Hörer nicht mechanisches, totes Zeichen bleibe; er muß ihn zwingen, zu sehen und selbständig Belebtes, Lebendiges zu sehen.

Wo ich nur lese, nur höre, niemals sehe, da glaube ich nicht, ja da verweile ich nicht einmal, und was ist der Schreiber wert, der mich nicht vor allem zwingt, bei ihm zu verweilen? Ursprünglich war alle Menschenprache Bildsprache: sie gab durch die Lautmittel der Rede die Dinge selbst, und Tausende von Einzelwörtern oder Wendungen in allen alten und neuen Sprachen zeugen für jenen Urzustand menschlichen Ausdrucks. Fürs Deutsche hat Hermann Schrader in seinem lesenswerten Buche *Der Bilderschmuck der deutschen Sprache* eine sehr reiche und doch nicht vollständige Sammlung geliefert. Goethe, der Augenmensch vor allen andern, besaß die Zauberkraft, uns die ganze Welt hinter den Worten schauen zu lassen; er gibt immer ein Ding statt eines Wortes, heißt es überaus fein bei Emerson. Die philosophischen Schriftsteller, besonders die deutschen, halten sich für vornehmer als alle andern, weil sie sich von aller Sinnenwelt durch einen möglichst abstrakten Stil abstrahieren, d. h. abziehen. Dies ist keine Vornehmheit des Stils, sondern die künstlerische Unfähigkeit des Schreibers, mit sicheren Füßen im Wirklichen stehend sich sprachlich über alle Welten hinauszuschwingen, in alle Abgründe des Gedankens niederzutauchen. Die ganze Welt der Reflexion, heißt es bei Schopenhauer, ruht und wurzelt auf der anschaulichen Welt. Alle letzte, das heißt ursprüngliche Evidenz ist eine anschauliche.

Wie unsinnlich, wie unwirklich die deutsche philosophische Schriftstellerei werden kann, lesen wir in einem köstlichen Briefe Fichtes an Schiller; darin wirft der nichtssehende Philosoph dem allessehenden Dichter vor: Sie setzen die Popularität in ihren unermesslichen Vorrat von Bildern, die Sie statt des abstrakten Begriffes setzen . . . Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen; ich muß alles erst übersetzen, ehe ich es verstehe, d. h. aus der Wirklichkeit in die Unwirklichkeit, aus dem Gesehenen ins Gedachte. Wie schade, daß Schopenhauer diesen Bekenntnisbrief Fichtes nicht gekannt hat. Von den Schriftstellern wie Fichte, den augerlos, den phantastischen, die immer nur in sich selbst hinein, niemals in die Seele des

Lesers blicken, rühren die unzähligen Aufsätze und Bücher, die uns nichts lehren, weil sie uns nichts sehen machen; die Beschreibungen von Maschinen die wir nicht begreifen, von Einrichtungen die uns beschriebenes Papier bleiben, die Literaturgeschichten ohne Proben. Über das in Gortys auf Krete vor einem Menschenalter ausgegrabene altgriechische Gesetzbuch stand seiner Zeit in der Deutschen Rundschau ein langer Aufsatz ohne eine einzige zusammenhängende Probe der Inschrift!

Von den augenlosen Schreibern haben wir eine augenlose Sprache, die aus einem Ding einen Begriff macht, aus der Kurbel eine Drehvorrichtung, aus der Pumpe einen Schöpfapparat, aus dem Wasserfall die hydraulische Energie. Der Prosameister begnügt sich nicht einmal mit dem Eindruck aufs Auge; hören sollen wir auf sein Gebot, schmecken, riechen, fühlen mit allen Taftsnerven unsers Leibes. Wir Schreiber können nicht alle wie Goethe mit Worten zaubern; wer sich jedoch dieses größte Vorbild nicht ein einzigmal, und wär's im Traum, zum Ziele setzt, der erreicht auch nicht die erste Staffel zum Kunststil der Prosa. Goethe läßt uns Dignon zuerst nur sehn; aber wie? in belebender Bewegung:

Ein kurzes seidenes Westchen mit geschlitzten spanischen Ärmeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Bewunderung an und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das Letzte und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Philine bekommen wir nicht bloß zu sehn, wir hören sie, und im weitem Verlauf der Darstellung empfangen auch die andern Sinne ihr Teil:

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegengetreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Neglige geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehen gab; ihr kurzes Röddchen ließ die lieblichsten Füße von der Welt sehen.

Dann riechen wir ihren Blumenstrauß, schmecken ihre gebrannten Mandeln, fühlen, wie Wilhelm Meister, ihre Knie, Strauß und Busen, hören sie endlich singend die Treppe hinunterklappern. — Oder man genieße die jedes Wort mit Lebensblut durchtränkende Augenhaftigkeit der Verse im Faust: *Und dein Herz, Aus Aschenruhl' Zu Flammenqualen Wieder aufgeschaffen, Bebt auf!*

Ein Meisterstück sinnenhafter Sprache ist die erste Seite von Immermanns Oberhof; da nicht darauf zu rechnen ist, daß jeder Leser sie im Augenblick zur Hand hat, so siehe sie, gewiß zur Zierde dieses Buches, bequemer hier:

Im Hofe zwischen den Scheuern und Wirtschaftsgebäuden stand mit aufgesträmpften Hemdärmeln der alte Hofschulze und schaute achtlos in ein Feuer, welches zwischen Stienen und Kloben am Boden entzündet lustig fladerte. Er rückte einen kleinen Amboß, der daneben stand, zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitze einiger großen Radnägels, die er aus dem Bruststücke des vorgebundenen Schurzfeldes zog, legte die Nägel auf das Bodenbrett des Reitwagens, dessen Rad er ausbessern wollte, und drehte die Stelle des Rades, von welcher ein Stück Schiene abgebrochen war, achtsam nach oben, worauf er durch untergeschobene Steine das Rad in seiner Stellung festigte.

Nachdem er wieder ein paar Augenblicke in das Feuer gesehen hatte, ohne daß seine hellen und scharfen Augen davon zu blinzeln begannen, fuhr er rasch mit der Zange hinein, hob das rotglühende Stück Eisen heraus, legte es auf den Amboß, schwang den Hammer darüber, daß die Funken sprühten, schlug das noch immer gluthrülliche um das Rad, da wo die Schiene fehlte, schlug und schweißte es mit zwei gewaltigen Schlägen fest und trieb dann die Nägel, welche es in seiner weichen Dehnbarkeit noch immer leicht hindurchließ, an ihre Plätze.

Einige der stärksten und heftigsten Schläge gaben dem eingefügten Stück das letzte Geschick. Der Schulze stieß mit dem Fuße die vor das Rad gelegten Steine hinweg, saßte den Wagen bei der Stange, um das geflickte Rad zu prüfen, und zog ihn ungeachtet seiner Schwere ohne Anstrengung quer über den Hof, so daß die Hühner, Gänse und Enten, welche sich ruhig gesonnt hatten, mit großem Geschrei vor dem rasselnden Wagen entflohen, und ein par Schweine aus ihrem eingewöhnten Lager grunzend aufzuhren.

Ja, so war's, genau so muß der Dichter alles dies mit seines Geistes Augen gesehen haben; und weil er's gesehen, vollbringt er das Kunstwerk, es uns wie gegenwärtigste Handlung miterleben zu lassen. Alle Mittel des Sichtbarmachens, die großen wie die kleinen, beherrscht Immermann in diesem klassischen Stück Prosa. Sein Hauptmittel aber ist die durch das Zeitwort in ununterbrochenem Schwung erhaltene Bewegung. Es gibt wenig Seiten in unsrer großen Prosa mit einem so drangvollen Reichtum an Wörtern hurtig-rüstiger Tätigkeit. Der anschauliche Stil ruht, sicherer als auf dem Hauptwort, weit sicherer als auf dem Beiwort, auf den Eckfeilern des Zeitwortes. Sehen ist gut, Sehen gibt Umriß, Licht und Schatten, Farben und Körper; erst das Zeitwort haucht den Gesichtern den lebendigen Odem ein, setzt die Dinge, mit ihnen den Leser, in Bewegung. Umfassende Zählungen müßten ergeben — der Verfasser hat nur kleinere, doch für den Zweck genügende vorgenommen —, daß bei den unsichtigen, den abstrakten Dunschreibern sich die Haupt- und Eigenschaftswörter in viel größerer Menge finden als bei den augenhaften Schriftstellern, die nur Gezeichnetes niederschreiben. Umgekehrt führt bei diesen das Zeitwort die Herrschaft, und hierdurch wird noch ein wichtiger andrer Vorrang vor den Abstrakten gewonnen: die Sätze des Sinnenhaften werden kürzer, ihr Gang schneller, Herzschlag und Puls durchbeben seine Rede. Erlernen läßt sich dies so wenig, wie sich der Gang des Menschen umlernen läßt. Doch Zehntausende gibt es, deren Stil durch die Verbildung eines Menschenlebens auf Stelzen statt auf Beinen geht, im Wolkendunst statt auf der festgegründeten Erde wandelt. Solchen durchs Verbilden unnatürlich gewordenen Stil kann man ablegen; denn sehen kann ein jeder und es durch strenge Selbstzucht dahin bringen, nur das mit Augen des Leibes oder des Geistes Geschaute auszusprechen. In Wahrheit denkt ja kein Mensch aus Fleisch und Bein überwiegend oder ausschließlich in Begriffen. Auch der Abstrakte sieht beim Denken Innenbilder; nur spannt sich in seiner Schreiberseele keine Brücke zwischen Bildgedanken und Bildwort. Dichte graue Spinnweben verhüllen ihm beim Schreiben die Lebensbilder; diese verdunsten ihm zu Schatten, wie Odysseus sie in der Unterwelt unbestimmt, hin und her schwankend erblickt, und der blutlose Stil des abstrakten Schreibers vermag nicht die Schatten durch den Bluttrauf des Lebens zum Sprechen zu bringen.

Der Abstrakte schreibt z. B.: *Die Menschheit bewahrt bis zum letzten Augenblick Hoffnungen, die sich nie erfüllen, und ist stolz auf diesen verständigen, richtig gebauten Satz. Ja, höchst verständig ist er, nur sieht der Leser nichts dabei, und da er keine ganz neue Wahrh. u. hört, sondern nur eine altbekannte in unsichtiger Sprache, so hat er sie in der nächsten Minute vergessen. Nun aber kommt ein Meister der Prosaunst über jenen beinahe platten Satz und lebenden Auges gestaltet er ihn um: Der Mensch schreitet dem Grabe zu mit der nachschleppenden langen Kette seiner geldäuschten Hoffnungen. So steht der Satz bei dem französischen Prosaünstler Bossuet; und einem noch Größern gelänge es wohl, auch die Hoffnungen zu versinnlichen. Die Hoffnung fuhr wie ein leuchtender Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg* (Goethe, Wahlverwandtschaften). Man achte auf den wesentlichen Unterschied zwischen der abstrakten Menschheit und dem sichtbaren Menschen. *Es gibt keine Menschheit*, so eiferte Goethe einst gegen einen gelehrten Abstrakten, *es gibt nur den einzelnen Menschen*. Zweitausend Jahre vor ihm hatte Aristoteles gelehrt: *Ein Einzelner ist sinnhafter und künstlerischer als Arten und Geschlechter*. Für die Prosa gilt dasselbe große Stilgesetz.

Was verzeihen wir nicht dem Schreiber, der gesehen hatte, bevor er schrieb! *Es gibt grüne Bäume, es gibt für die Phantasie goldne Bäume, es gibt aber keinen Baum, der zugleich grün und golden ist. Und dennoch empfinden wir Goethes Verse 'Grua, teurer Freund, ist alle Theorie Und grün des Lebens goldner Baum' als vollkommen echt: so, grade so hatte Goethe den grünen, den goldnen Baum des Lebens geschaut.*

Der Wirkliche Geheime Abstrakte am preussischen Ministertisch würde der Fortschrittspartei in einem wohlgebauten Satze vorgeworfen haben: *Ihre Bestrebungen sind nur eine Vorbereitung für die Entwicklung der sozialistischen Bewegung.* Der die Ge-

anken und Worte aus der Sinnenwelt schöpfende Bismarck nennt die Fortschrittspartei 'eine sehr gute Vorfrucht des Sozialismus', und alsogleich sehen wir einen Acker, sehen wir die Saat streuen, die Halme sprießen, die Ähren reifen. Jener Satz eines Abstrakten wäre längst wie Spreu verweht; Bismarcks Bildsatz, 1878 gesprochen, wird immer wieder aufgefrischt zu immer neuem Verdrusse der, mit Recht oder mit Unrecht, gescholtenen Partei.

*

Wir können aber nicht wie Lessing, wie Goethe, wie Immermann, wie Bismarck schreiben; wozu also diese unnachahmbaren, unerreichbaren Größten und Großen uns als Muster vorrücken? Wahrscheinlich kann nicht einer von den Zehntausenden, die ich mir zu Lesern wünsche, annähernd wie Lessing, Goethe, Immermann, Bismarck Prosa schreiben, so wenig wie ich, und von keinem wird dies gefordert. Sehen aber könnt ihr alle, hierin seid ihr den Größten gleich: so habet den Mut, habet die blanke Redlichkeit, das zu sagen, und nur das, was ihr gesehen, und ihr werdet, wenn nicht in der Kunst, doch in etwas sehr Kostbarem auf gleichem Boden neben den Größten stehn: auf dem der Wahrhaftigkeit eurer Rede.

Siebenter Abschnitt.

Das Beiwort.

Beiwörter sind dichterische Hauptwörter. (Novalis.)
Nisi aliquid efficitur, redundat. (Quintilian.)

Die Prosa ist, oder sollte sein, eine der schönen Künste. Eines der obersten Gesetze für jede Kunst lautet: Du sollst deine größten Werke mit den geringsten Mitteln schaffen; dieses Gesetz gilt auch für die Stilfrage des Beiwortes (Eigenschaftswortes, Adjektivs). Cicero gebraucht das Beiwort in zahllosen Fällen als äußerlichen Schmuck, zum 'Abrunden' des Satzes, zum Steigen des Ranges, und ihm folgend, Jahrhunderte hindurch, hat man in alter und neuer Zeit, bei uns bis tief ins 18. Jahrhundert, mit dem Beiwort den Unfug der Schmückerei getrieben. Der nüchterne und doch so geschmackvolle Stilforscher Quintilian hat anders darüber gedacht; wie, das zeigt sein Satz über diesem Abschnitt: Wird durch das Beiwort nichts bewirkt, so ist es überflüssig.' Sehr einfach, aber, wie alles Einfache, nicht leicht zu finden. Das *Epitheton ornans*, das bloß schmückende Beiwort, ist vielleicht ein Schmuck für den Schmod des Stils; dem Stilkünstler ist es ein Greul, etwa so wie dem Bildner der überladene Schmuckstil der Kokos-Buppen. Aristoteles berichtet in seiner 'Rednerkunst', in des Alkidamas Reden hätten die Beiwörter nicht bloß eine Würze (*ῥοδοσμία*), sondern die Hauptkost (*ἑδοςμα*) gebildet; danach wäre Alkidamas ein eitler blumiger Schwäger gewesen — zur Bestätigung des Satzes, daß der Stil der Mensch selber ist. Die Nährkost der Rede besteht in den Haupt- und Zeitwörtern; sie sind Brot und Fleisch, die Beiwörter nur Würze und Beiguß. Auch diese können einen gar feinen Geschmack im Munde erzeugen und hinterlassen, missen wollen wir sie nicht; zum Sattwerden aber brauchen wir nährhaftere Dinge, und wer uns mit dem Beiwerk seiner Kunst abspießen will, den halten wir für einen unreblichen Subelstock.

In den staatlich und dichterisch flauen Jahrzehnten des deutschen 19. Jahrhunderts bewunderten die urteilslosen Leser die geschmacklosen Schreiber der blumengeschmückten Rede als glänzende Stilmeister. Das Schreien in allen grellen Farben, das Funkeln in allen Glislichtern unreinen Glases, das Begraben eines dünnen Wortkernes unter dem Rauschgold und Flittertram gehäufte Beiwörter: das war der schöne, der glänzende Stil. Wahrheit allein gibt echten Glanz! hatte Lessing hundert Jahre zuvor gelehrt; aber wer von jenen Blumenschreibern kümmerte sich um Lessing? Unwahr wie die Zeit und die Menschen war ihr Stil; denn unwahr, es paßt kein milderer Wort, ist jeder Schmuck, der an sich nichts wert, der eben nur schmücken soll. Die Franzosen haben einen kräftigen Ausspruch über das Beiwort: *L'adjectif est l'ennemi du substantif* (das Bei-

wort ist der Feind des Hauptwortes). Vielleicht rührt es her von Voltaire, dem sparsamen Künstler des Beiwortes. Es soll bedeuten: das überflüssige Beiwort stört das Hauptwort nicht, sondern schwächt es, wie ja für den Stil der durchgreifende Satz gilt: Was nicht nützt, schadet. Doch jener Spruch trifft noch nicht in den Mittelpunkt der Frage; das Beiwort ist nicht nur der Feind des Hauptwortes, es ist eines der Erkennungsmaße des guten und des schlechten Schreibers. Jedes Beiwort besagt: das Hauptwort, bei dem ich stehe, reicht allein nicht hin auszudrücken, was der Schreiber gesehen und gedacht, ich muß helfen. Solche Hilfe ist manchmal, ist häufig unentbehrlich; denn unsre Sprache, wie alle Weltsprachen, vermag nicht durch ein Begriffswort den Begriff in allen seinen Abschattungen auszudrücken. Es gibt Sprachen unliterarischer Völker, die dies in viel höherem Grade vermögen; in ihnen ist die Zahl der Beiwörter geringer als in den feiner durchgebildeten Sprachen. Indessen der Schreiber, der immerfort nach Hilfen für seine Hauptwörter greift, beweist, daß es ihm an Denk- und Sprachkraft gebricht: er hat seinen Gegenstand nicht scharf genug geschaut, oder ihm fehlt eine genügende Kenntnis des Wortschazes. — Bis zu gewissem Grade gilt das hier vom überflüssigen Beiwort zum Hauptwort Gesagte auch vom Umstandswort zum Zeitwort. Wer immer nur schreibt: schnell gehen, langsam gehen, stürmisch gehen, leise gehen usw., dem sind die Zeitwörter eilen, hasten, laufen, fliegen, rennen, hupsen, humpeln, schleichen, stürmen, schweben, gleiten usw. nicht geläufig. Er kennt sie, aber sie fallen ihm nicht zur rechten Zeit ein.

Den ganz großen Schriftsteller wie den bescheidenen Schreiber mit gutem Stil erkennt man schon an seiner Sparsamkeit mit Beiwörtern. Beide lassen sich ihr Stilgesetz von der Wahrhaftigkeit vorschreiben, die gebietet: Setze kein Wort, dessen Notwendigkeit du nicht empfunden hast. Notwendig aber ist einzig das Wort, das der vollkommenen Übertragung der Gedanken und Gefühle des Schreibers auf den Leser dient. Der sonst ziemlich strenge Quintilian ist nachsichtig gegen die Dichter, die von 'weißen Zähnen' und 'feuchten Weinen' sprechen; dem Prosaiter verbietet er dergleichen. Ganz ähnlich eraubt Aristoteles den Dichtern, verbietet er den Prosaisern die 'weiße Milch'. Schwerlich mit Recht, denn alle Grundgesetze des Stiles gelten für Poesie und Prosa mit gleicher Strenge, und wären 'weiße Zähne' wirklich nur eine Überflüssigkeit, so dürfte auch der Dichter so nicht schreiben. Weiße Zähne sind aber durchaus nicht immer eine Überflüssigkeit, stehen jedenfalls nicht in gleicher Reihe mit dem 'weißen Schimmel': es gibt Fälle, wo grade die schimmernde Weiße der Zähne, nicht die Zahnreihe selbst, die Hauptsache ist. Überdies gibt es Zähne von so mancherlei Farben, daß die besonders weißen gar wohl als solche eine Rolle für den möglichst anschaulichen Ausdruck spielen können. Ebenso steht es mit der dunklen Nacht, dem hellen Tag, dem blauen Himmel, selbst mit der grünen Wiese. Ja sogar der weiße Schimmel läßt sich rechtfertigen: es gibt mehr als zehn Schimmelfarben. In allen diesen Fällen entscheidet die Wahrheit oder Unwahrheit der Empfindung dessen, der schreibt. 'Da lag sie nun in ihrem weißen Kleiden auf der grünen Wiese': warum nicht, wenn es dem Schreiber vornehmlich auf den Farbengegensatz zwischen Weiß und Grün ankommt, und dieser Gegensatz zu seinem Zwecke notwendig ist? Ganz abgesehen davon, daß nicht alle Wiesen Grün zum Hauptton haben. Besäßen wir eigne Wörter für grüne Wiese, Blumenwiese, bunte Wiese, fleerote, fleerweiße Wiese usw., so brauchte kein Schreiber in den Farrentopf der Beiwörter zu greifen. Ähnlich steht es mit dem weißen Schnee, dem kühlen Grabe, dem tiefen Meer, dem gelben Korn und noch manchen andern scheinbaren Selbstverständlichkeiten, die unter der Hand des Künstlers zu Notwendigkeiten werden können. Anders ausgedrückt: jedes Beiwort, das nicht ein selbst dem passendsten Hauptwort fehlendes, aber wirksames, ja notwendiges Farbüppchen hinzumalt, ist eine Sünde gegen die Grundgesetze von der Zweckmäßigkeit und Wahrheit des Stiles. Goethe läßt seinen Werther in dem Abschiedsbrief an Lotte schreiben: *Ich sehe die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen.* Nichts von leuchtenden, strahlenden, glänzenden Sternen; nichts vom ungeheuren, bedeutungsvollen, nördlichen Wagen, denn auf all dies kommt es dem Sterbenden nicht

an; nur auf das Sternbild, zu dem er so oft der Geliebten gedenkend emporgeblüht. — Dann aber in den Schlusssätzen: *Diese blaßrote Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum ersten Mal unter deinen Kindern fand . . .* Die Schleife liegt ja in dem Briefe, Lotte wird sie sehen, wozu also die blaßrote Schleife? Aber in diesem eigenfarbigen Schmuck hat Werther Lotte zuerst gesehn; so oft er sich ihr Bild hervorruft, ist die Schleife da: so gehört denn sie samt ihrer Farbe notwendig zu den letzten irdischen Gesichten des Unglücklichen.

Je kräftig sinnlicher das Hauptwort, desto entbehrlicher das Beiwort; je erhabener Stoff und Stil, desto spärlicher das Beiwort. Der zweite Satz wird durch den ersten erklärt: der Schreiber des Erhabenen wählt die wirksamsten Worte, und diese sind zugleich die mit den reichsten Eigenfarben. Man zähle die Beiwörter im ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte! Man zähle sie in den Berichten der Evangelienreiber über Jesu Tod! In dem Aufruf „An mein Volk“ von 1813, in den Siegesdrachtungen des Königs Wilhelm aus Frankreich, in der Reichstagsrede Bismarcks auf seinen abgeschiedenen kaiserlichen Herrn! In dem Maße, wie sich die Menschenrede über das Kleine des Alltags erhebt, streift sie alles ab, was Schmuck heißt, aber nur entbehrliches Beiwerk ist. Zwei der größten neueren Lehrer und Meister des Stils, die Romandichter Flaubert und Edmond de Goncourt, stimmten überein, daß man den Künstler der Prosa am Beiwort erkenne; beiden war die Wahl des richtigen, das Streichen des überflüssigen Beiwortes oft die Arbeit von Tagen, die Qual von Nächten. Und von Jean Paul, der in seinen eignen Romanen leider so wenig die weisen Lehren seiner Ästhetik übte, rührt das Wort her: „Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius.“ Vielleicht ein wenig übertrieben; denn man braucht nicht gerade ein Genius zu sein, braucht nur aus allen Kräften seinen Gegenstand zu packen, zu sehen, um das rechte, das sinnliche Beiwort als ehrliche Frucht ehrlicher Arbeit zu pflücken.

Was nützt z. B. den „modernen“ und „modernsten“ Wortfarbenreibern und -mischern ihre buntschillernde Palette? Homer hatte keine sieben Wörter für die Farben am Himmel, auf Erden, im Meer, und doch sehen wir alles, was er gemalt, nach dreitausend Jahren noch in blühender Lebensfrische glänzen. Daß der Sehnerv Homers, der Griechen überhaupt, weniger Farben unterschieden habe als der unsrige, ist undenkbar; sie hielten es nur nicht für nötig, für jede Zwischenfarbe ein eignes Wort zu bilden, sondern verließen sich auf die Farbenphantasie des Lesers, der denn auch beim „weinfarbenen Meer“ alles sieht, was für den dichterischen Eindruck nötig ist. Die stehenden Beiwörter Homers: der helmumflatterte Hector, der wolken sammelnde Zeus, der ferntreffende Apollo, der listenreiche Odysseus, der schnellfüßige Achilleus, waren nicht als Schmuck beabsichtigt, wie ja schon ihre regelmäßige Wiederkehr beweist. Der Dichter der Homerischen Gesänge kannte das Gesetz vom Reize des Wechsels so gut wie irgendein bewußter Dichter späterer Zeiten. Seine stehenden Beiwörter sind Namensformeln, vergleichbar unsern Vornamen zu den Familiennamen. Als *Epitheta ornantia* (Schmuckbeiwörter) wären sie ebenso langweilig wie unkünstlerisch.

Sicher ist dies: die Sparsamkeit mit Beiwörtern kann niemals zu einem so empfindlichen Stilfehler werden, wie schon eine bescheidene Freigebigkeit. Noch nie wurde ein Dichterwerk wegen seines Reichthums an Beiwörtern, selbst an schönen gerühmt; wohl aber gibt es vollendet schöne Dichtungen ohne alle Beiwörter. In Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ steht keins, es fehlt sogar in dem 20 Zeilen langen Gedicht „Rastlose Liebe“: der stürmische Schritt duldet keins. In dem Liede „Der du von dem Himmel bist“ steht ein einziges, am Schluß, mit außerordentlicher Wirkung. Es gibt keine schmucklosere Dichtung als Goethes.

Wilhelm Schlegel kennt als Regel für das Beiwort nur „Weise Sparsamkeit und gefällige Verteilung“ und vermindert durch die drei letzten Worte den Wert der zwei ersten. Nichts da von Gefällig und nichts von Verteilung, — damit wären wir ja wieder beim gefällig verteilten Schmuck. Einzig die Zweckmäßigkeit, also die Notwendigkeit,

entscheidet; was sie erzeugt, wird allemal gefällig und wohlverteilt sein. Ja schon ‚weise Sparsamkeit‘ ist ein noch zu mildes Gesetz; strengster Geiz ist besser. Wie heilsam wäre er z. B. für Lenau gewesen, hätte ihn verhindert, sich an Beiwörtern zu berauschen, die, so schön sie klingen, sich gegenseitig schwächen, ja totschlagen:

„Weil‘ auf mir, du dunkles Auge, läge deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht.“

Niemals hätte Goethe einen Vers wie den zweiten geschrieben. Nun gar Beiwortschwelgerei wie diese von A. Grün:

„Unermesslich und unendlich, glänzend, ruhig, ahnungscher,
Liegst du vor mir ausgebreitet, altes, heil‘ges, ew‘ges Meer!“

Fast alle österreichische Dichter, Grillparzer eingeschlossen, haben zu ihrer Liebe für die Klangschönheit die Vorliebe für das gehäufte Beiwort als verhängnisvolle Zugabe bekommen. Bei Jean Paul sind Eigenschaftsklumpen von dieser Art nicht zu zählen: *Dabei hatte der Knabe ein so gläubiges, verschämtes, überzartes, frommes, gelehriges, träumerisches Wesen.*

*

Wollte man den Werdegang der Weltliteratur, oder auch nur der deutschen, an einem einzigen Stilmaßstabe messen, so, dürfte man einfach sagen: im Fortschreiten durch die Jahrhunderte häufen sich die Beiwörter. Die heutigen Schwelger in Beiwörtern erklären dies durch die subtil differenzierte und raffinierte Psyche des modernen Individuums, das mehr und feiner sehe als der fossile Literaturmensch. Der Beurteiler, der sich nicht durch Worte irremachen läßt, erwidert: die Alten haben sinnhafter empfunden, sinnhafter gesprochen, und haben grade darum weniger Beiwörter gebraucht. Alle herrlichsten Stellen in der Ilias und Odyssee, genau wie im Alten und Neuen Testament, sind bettelarm an Beiwörtern, überreich an Tiefgehalt der Haupt- und Zeitwörter. Erstaunlich arm ist das Nibelungenlied an Beiwörtern, selbst da wo es bewegtes Leben beschreibt, wie in der Jagd im Odenwald. Es gibt Duzende von Versen hintereinander ohne ein einziges Beiwort, und je tiefer der mittelhochdeutsche Dichter gräbt, desto larger seine Sprache. Daß er die Kraft des Beiwortes gut gekannt hat, dafür zeugen die paar Stellen, wo es zu starkem Eindruck gehäuft steht, so von dem ungeheuren Steinwurf Brunhildens:

Man truoc ir zuo dem ringe einen swaeren stein,
Gröz und ungevüege, michel unde wel.

Wir sollen mit jedem neuen Beiwort die Last schwerer wuchten fühlen, — auffallend ähnlich dem homerischen *βαρύ, μέγας, στυγερὸν* zu gleichem Zweck.

Es gibt nicht viele so wirksame Reden an die deutsche Nation wie Luthers, z. B. die an den christlichen Adel. Man prüfe sie auf die Zahl ihrer Beiwörter: larg bis zur scheinbaren Dürftigkeit; aber welch Leben durchpulst die Sätze, wie dröhnen die Hammerschläge der Zeitwörter, wie leuchten die Farben der Hauptwörter! Auf zehn Seiten eines allermodernsten Romans, zumal von einem der Subtildifferenzierten, stehen doppelt so viele Beiwörter wie auf den sechzig der ganzen Lutherschen Flammenschrift.

Den Weg der Literatursprachen bezeichnet nicht die grade Linie; sie schwellen zu Wellenhügeln und sinken zu Wellentälern. Immer wieder folgt auf eine Zeit der Kargheit des Ausdruckes der Worttrausch: in Klopstocks Messias, mehr als in den Oden, spreizt sich das Beiwort der falschen Erhabenheit, des überflüssigen Schmuckes, der bloß rednerischen Phrase. Klopstock malt und malt, aber vor lauter Malerei sehen wir kein Bild. Von Winckelmann hätte Klopstock lernen können, wie das Erhabene, die ewige Kunst, larg und feuch im Schildern ist. *Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe*, hieß es in Winckelmanns Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke (1755), und wer sonst keinen Satz von ihm kennt, der hat von der edeln Einfalt und der stillen Größe gehört. Hier sind es die Beiwörter, die den Sieg über die Hauptwörter davon-

getragen: von Einfach und Größe der griechischen Kunstwerke wußte man; daß aber ihre Einfach edel, ihre Größe still sei, das hatte Winckelmann zuerst gesehen oder doch so gesagt, daß es wie zum ersten Male gesagt schien; mit Bewußtsein, denn er wiederholte später gern diese ihm so gut gefallenden Gabenworte eines gesegneten Augenblicks.

In der berühmten Beschreibung des Apoll vom Belvedere übt Winckelmann mit oem Beiwort die gebefrohe Sparsamkeit, die am rechten Orte verschwinden will. Man bedenke, daß zu jener Zeit nicht jeder Leser ein Abbild des Apollo neben sich liegen hatte, daß also Winckelmann der mangelnden Sinnlichkeit nachhelfen mußte:

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. — Dieser Apollo übertrifft alle anderen Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Über die Menschheit erhaben ist sein Gewächs (Wuchs), und sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. — Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Aern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung erfüllt. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmut, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Rüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Mäulen, die ihn zu umarmen suchen. — Sein weiches Haar spielt, wie die arten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Oel der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen.

Lessing ist, wie alle Großen, einer der Beiwortkargen, obwohl er doch, nach Goethe, unser bildhaftester Schriftsteller ist. Sieht man von den dichterischen Werken Beider ab, prüft man nur ihre wissenschaftlichen Schriften, so trägt Lessing an bewegter Bildlichkeit den Preis über Goethe davon. Er veranschaulicht überwiegend durch Haupt- und Zeitwort; um so leuchtender sind die spärlichen Beiwörter, die er bei der geringen Sinnhaftigkeit vieler seiner Gegenstände benötigt. Mit wie wenig Zutat kommt er z. B. in der berühmten Stelle seines 17. Literaturbriefes aus, von *Er* (Gottsched) hätte aus unsern alten dramatischen Stücken bis die gebahnten Wege der Alten betritt.

*

Goethes Prosa ist begreiflicherweise reicher an Beiwörtern als seine Poesie, weil diese, ganz Sinn und Gefühl, mehr in Dingen als in Wörtern steht und spricht. Keine bessere Beiwörterzucht gibt es für den strebenden Leser, als Goethes schönste Gedichte einmal auf Zahl und Wert ihrer Eigenschaftswörter zu prüfen. Wenn Goethe im Werther schreibt: *Nein, ich betrüge mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schicksal*, so könnten die schwarzen Augen überflüssig scheinen. Sie sind es so wenig wie die blaßrote Schleife an Lottens Busen (S. 147). Werther sieht, wie jeder Liebende, nicht begriffliche Augen der Geliebten, sondern sieht sie in den Farben des Lebens, und ohne ihre Schwärze wären sie ihm weniger oder nichts. — Man prüfe den Schlußabschnitt des Werther, eine ganze Druckseite, so streng wie möglich auf Zahl und Notwendigkeit der Beiwörter: staunend wird man sich überzeugen, wie der Meister des Schreibens als eines Erlebens mit nur vier Beiwörtern ausreicht, von denen nicht eines ohne Bedeutung, ja Notwendigkeit ist. Der blaue Frack und die gelbe Weste müssen uns am Schlusse noch einmal gezeigt werden, und wie einfach sind die 'heißesten Tränen', wenn wir an die Tränenschwelgerei des 18. Jahrhunderts denken. Im Wilhelm Meister ist Goethe, wie überhaupt mit zunehmenden Jahren, freigebiger mit dem Beiwort; doch um wieviel sparsamer selbst da, wo höchste Bildlichkeit beabsichtigt

wird, als die allermeisten Erzähler des letzten Menschenalters. Nicht ein einziges Beiwort — denn das weibliche und ungewöhnlich hastige Offizierchen zählt nicht — braucht Goethe im ersten Kapitel zur Schilderung des doch nicht gewöhnlichen Vorganges:

Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Mariannens auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber wie sehr verwundert trat sie zurück, als das weibliche Offizierchen, ohne auf die Biebstoungen zu achten, sich an ihr vorbeidrängte, mit ungewöhnlicher Galt und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging und den feierlich angezündeten Dichtern keinen Blick gönnte.

Erst am Schlusse des Kapitels kommen die zwei für das Bild notwendigen Farbtöne: *Mit welchem Entzücken umschlang er die rote Uniform, drückte er das weiße Atlaswestchen an seine Brust.* Man denke sich die beiden Farbenwörter weg, und das Bild erlischt. — Oder man lese in den Wahlverwandtschaften das 13. Kapitel, die ergreifende Stelle, wo Eduards Kind ertrinkt und Ottilie zusammenbricht, von den Worten *Horch!* rief er aus bis zum Schlusse. Auf mehr als hundert Druckzeilen nur dreißig Beiwörter, von denen man höchstens eins oder zwei anzuweisen könnte.

Im Alter wurde Goethe — wie minder sinnhaft, so beiwortreicher und überhaupt breitbehäbiger; immer jedoch, wo noch einmal in ihm der volle Blutstrom dichterischen Lebens heiß emporquoll, fand er den starken Sinnenton seiner reifen Jugendsprache. So lese man z. B. in den Wanderjahren (3. Buch, 1. Kapitel) etwa das Stück *Das Gespräch der Handwerker* bis *anmutig erweckt* und würdige besonders die schon angeführte Stelle auf S. 31. Ebenso prüfe man diese Stelle noch einmal auf ihre Beiwörter.

Gewiß kommen auch bei Goethe, wie bei jedem rechten Dichter, am rechten Ort die feiner ausmalenden Pinselstriche reichlicher vor, und nicht selten überfließt grade in einigen lyrischen Stücken vom höchsten Wert seine Malerplatte von Farben mannigfach. Jean Paul bewunderte als Meisterstück die Verse aus Goethes *Proserpina*: *Wie greift's auf einmal durch die Freuden, Durch diese offne Wonne Mit entsetzlichen Schmerzen, Mit eisernen Händen der Hölle durch.* Der Sonderforscher würde Hunderte von Prachtstellen ähnlicher und stärkerer Wirkung bei Goethe finden.

Schiller ist von unsern drei Größten der an Beiwörtern reichste; nicht wenige kommen auf Rechnung des rednerischen Zuges in seiner Prosa und Dichtung. Indessen Schillers Reichthum besteht nicht aus Glasperlen und Flittern; ganz überflüssige Beiwörter sind bei ihm selten, und da, wo sie in verhältnismäßiger Menge stehen, helfen sie färben oder belichten. Meister ist Schiller im Beiwort des Charakterbildes, mehr als dem der Natur. Wenn er z. B. im Abfall der Niederlande die Gründe Egmonts zum Bleiben in Brüssel erklärt: *Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Mut an kleinern Pflichten gefangen*, so können wir keines der drei Beiwörter missen. Und in dem Abschnitt Wilhelm von Dranien und Graf von Egmont weiß er die beiden grundverschiedenen Führer ohne Verschwendung durch gut, oft meisterlich gewählte, fast durchweg notwendige Beiwörter sichtbar zu machen. Der Abschnitt ist sorgsam nachzulesen. Streiten könnte man über die Notwendigkeit des *magischen Spiegels* im letzten Absatz; doch man setze dafür Zauberspiegel, so wird magisch nicht überflüssig erscheinen.

In einer berühmten Stillehre wird in Schillers Versen: *Da tritt ein braun Bohemerweib mich an Mit diesem Helm' . . . 'braun' ein verschönerndes Adjektiv, ein Epitheton ornans genannt. Du lieber Himmel, verschönernder Schmuck für die Zigeunerhege! 'Braun' ist das Licht, durch das der ganze Auftritt erst voll sichtbar wird; ist innerste Notwendigkeit, nicht aufgeklebtes Schmuckstück.*

Mit einem breiten Sprunge über die Romantiker hinweg, die uns weiterhin mehr zur Abschreckung dienen sollen, zu einigen neueren Meistern im Sparen und Ausgeben des Beiworts. Die Stelle in Zimmermanns Oberhof auf S. 143 durchforsche man noch einmal auf ihre Beiwörter; so reich bewegt die Schilderung ist, wie wenig sind ihrer, und wie notwendig, wie aus dem deutlichen Innenbilde gestossen ist jedes.

Als Beiwörter ist keine sehr ungleich; mehr als seiner Künstlerschaft nützlich streut er oft mit der Schlegelischen *gefälligen Verteilung* die beiwörtlichen *Brillanten* zwischen

seine Prosa, darunter viel Similisteine. Auf der Höhe seiner Künstlerchaft gelingen ihm gleich Goethen großartige Wirkungen durch Kargen wie Verschwenden. Nicht zu wenig, nicht zu viel Beiwörtliches enthält die Lorelei. Wundervoll wirkt die Kargheit in einem von Heines ergreifendsten Gedichten: Wo wird einst des Wandermüden Letzte Ruhestätte sein?, und nicht ein Beiwort zu viel steht in dem schönen Lied auf Byrons Leichenfahrt in die Heimat:

Eine starke schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin,
Die verummten und verstumten
Leichenhüter sitzen drin.

Toter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe Klingt's, als riefte
Eine kranke Nigenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen,
An dem Kahn, wie Klage laut.

Wie boshaft treffend ist das Beiwort in einem seiner Prosasätze, dem von der 'brillanten Unwissenheit der Franzosen im Reiche der Tatsachen', so fein, daß hier sogar das Fremdwort als eine Bierde erscheint. Wie weiß er einen spinnwebenen Rationalisten zu versinnlichen *mit seinen abstrakten Beinen, mit seinem engen transzendentalgrauen Leibrock und mit seinem schroffen, frierend kalten Gesicht*.

Der Österreicher Grillparzer ist nach der Art seines Stammes üppiger mit Beiwörtern, in der Prosa mehr als in den Dramen. Immerhin darf man ihn keinen Beiwörtler nennen: der strenge Künstler in ihm zügelte den läßlichen Österreicher. Wenn es im Eingang des 'Klosters bei Sendomir' heißt:

Die Kleidung der späten Gäste bezeichnete die Fremden. Breitgebrückte, besiederte Hüte, das Elenkoller vom dunkeln Brustharnisch gebrückt, die straffanstehenden Unterfleider und hohen Stulpsstiefel erlaubten nicht, sie für eingeborene Polen zu halten. Und so war es auch. Als Boten des deutschen Kaisers zogen sie, selbst Deutsche, an den Hof des kriegerischen Johann Sobiesky — so sind alle diese Beiwörter künstlerisch geboten. — Im 'Armen Spielmann', da wo der wunderliche Alte gezeichnet werden soll, steht gleichfalls kein Beiwort zu viel:

Endlich ein alter, leicht siebzigjähriger Mann in einem faden-schneigen, aber nicht unreinlichen Moltonüberrock mit lächelnder, sich selbst Belsall gebender Miene. Barhäuptig und kahlköpfig stand er da... und so bearbeitete er eine alte, vielersprungene Violine, wobei er den Takt... zugleich durch übereinstimmende Bewegung des ganzen gebückten Körpers markierte.

Hebbel ist gradezu ein bewußter Feind des Beiwortes: Leben, Situation und Charakter springen in kerniger Prosa ohne lange hausliche Adjektiva, die den Jambus so oft ausfüllen müssen, frisch und kräftig hervor. Mit dem Jambus meint er seine Juthith, doch ist auch diese trotz ihrer hochgestilten Sprache keineswegs beiwörtlich gebauscht.

Ein Kunstgenuß wird jedem Leser diese Stelle aus Kellers Grünem Heinrich sein:

Ogleich ich... tief beschämt erröthete, daß ich glaubte, die Röthe meiner brennenden Wange müsse ihre weiße Schulter anglühen, an welcher sie lag: so sog ich doch Wort für Wort dieser süßesten Schmeichelei begierig ein, und meine Augen ruhten dabei auf der Höhe der Brust, welche still und rein aus dem frischen Linnen emporstieg und in unmittelbarster Nähe vor meinem Blick glänzte wie die ewige Heimat des Glücks. Juthith wußte nicht, oder wenigstens nicht recht, daß es jetzt an ihrer eigenen Brust still und flug, traurig, und doch glücklich zu sein war.

Nicht minder diese aus einem Gedichte C. F. Meyers:

Mit edlen Purpurröthen
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Fischen
Stolziet der junge Tag

Der Wanderschritt des Lebens
Ist noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem frischen Kranz.

*

Die Gesetze der echten Kunst werden nicht durch Ländergrenzen beschränkt: die große Prosa aller Völker und aller Jahrhunderte verdankt ihre Größe den gleichen Tugenden. Wo wir einem berühmten Schwäger begegnen, da ist er ein Beiwörterler; wo ein Klassiker des Stiles lebendig geliebt, da gleicht er im Gebrauch der Beiwörter dem Nibelungendichter und Luther, Lessing, Goethe und Moltke. Von der Beiwörterarmut der Bibel war schon die Rede. Thukydides, Platon, Xenophon, Aristoteles, Demosthenes, um nur die ersten Prosameister der Griechen zu nennen, sind sparsam mit Beiwörtern; von Aschylos lese man die anschauliche Schilderung der Schlacht bei Salamis in den 'Persern' und bewundere die Sinnenkraft der Haupt- und Beiwörter bei spärlichstem Beiwort.

Der beiwortfarge Tacitus bildet den äußersten Gegensatz zu dem so oft mit zwei, drei Beiwortsklaven anrückenden Cicero, die dem matten Hauptwort die überlange Schleppe nachtragen müssen. Mit wie wenig Beiwörtern kommt Tacitus in seinen bildhaftesten Schilderungen aus, z. B. in der des Teutoburger Schlachtfeldes (vgl. S. 493). *Ruere in servitium*, ohne Umstandswort, ohne Beiwort, wie Cicero sie schwerlich unterlassen hätte; aber die drei schlichten Worte genügen, um die spätrömische Selbsterniedrigung und jede noch spätere mit unverlöschlichem Brandzeichen zu stempeln. *Quam arduum cuncta regendi onus* schreibt Tacitus mit falschem Bilde, aber wie überraschend und wirksam. *Trepidati* (bebend) nennt er kühn die *nuntii*, also Eilboten. — Die knechtischen Schmeichler läßt er den Kaiser anhändeln: *Tibi summum rerum judicium di dedere, nobis obsequii gloria relicta est* (Dir gaben die Götter das höchste Urtheil über die Dinge, uns blieb der Ruhm des Gehorsams). Nur *gloria*, welch ein Fund! Sein bloßes *seculum* (Zeitgeist) statt eines Wortschwalles. — Ein ausgezeichnetes Beiwort zu *judex* ist bei Cicero *nummarius* (münzhaft) von einem Richter, der sich durch Geldgründe in seinem Urtheil bestimmen läßt.

Bei Dante herrscht, mit der Freude des Italieners an blühender Rede, ein größerer Reichtum der Beiwörter. In der Göttlichen Komödie macht ihn zuweilen der Zwang der schwierigen Reimform nachsichtiger als in der Prosa der *Vita nuova* (des Neuen Lebens) gegen den nicht unbedingt nötigen Zusatz. Man wäge aber die in jeder Verszeile der Aufschrift über der Hölleapforte stehenden Beiwörter: jedes hallt wie der gellende Klang der Posaunen zum Jüngsten Gericht:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Von Shakespeare, in der Jugend mit dem Beiwort schwelgerisch, bei wachsender Reife immer geiziger, sei ein Stück des berühmten Lobliedes Johns von Gaunt auf England aus Richard 2. (2, 1) als Probe für seine feine Künstlerkraft auch in diesem Punkte dargeboten:

This scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demi paradise,
This fortress built by Nature for herself
Against infection and the hand of war,
This happy breed of men, this little world,
This precious stone set in the silver sea, —
This blessed plot, this earth, this realm, this England —
This land of such dear souls, this dear dear land, —
England bound in with the triumphant sea.

Welches von den acht Beiwörtern in diesen zehn Versen, davon eins in einem Verse dreimal, könnte von dem peinlichsten Stilprüfer bemängelt werden? Wie hinreißend wirkt gerade das dreifache *dear*! — In dem Selbstgespräch 'Sein oder Nichtsein' stehen in 32 Zeilen nur 12 Beiwörter; es lohnt sie zu prüfen.

Unter den neueren Franzosen — die meisten älteren sind Beiwörterler — war der strengste Selbstbeherrscher Flaubert (vgl. S. 202 u. 106). Jedem deutschen Schreiber ist

bringend zu empfehlen, diesen Künstler des Beiwortes sorgsam zu durchforschen, der nicht ein einziges mit Unbedacht niedergeschrieben. In *Salammbô* steht das wilde Gemälde: römische Soldaten auf dem Marsche durch die karthagische Wüste erblicken eine Reihe von gewaltigen Kreuzen mit draufgenagelten toten Löwen auf den verschiedensten Stufen der Verwesung, fürwahr ein Bild, das eine Fülle von Beiwörtern aus allen Sinneswelten zu fordern scheint. Flaubert braucht nur drei; *antérieures* zählt nicht, denn die Franzosen haben kein einfaches oder zusammengesetztes Wort für Vorderbeine:

C'était un lion, attaché à une croix par les quatre membres comme un criminel. Son muffle énorme lui retombait sur la poitrine, et ses deux pattes antérieures, disparaissant à demi sous l'abondance (!) de sa crinière, étaient largement écartées comme les deux ailes d'un oiseau. Ses côtes, une à une, saillaient sous sa peau tendue; ses jambes de derrière, clouées l'une contre l'autre, remontaient un peu; et du sang noir, coulant parmi ses poils, avait amassé des stalactites au bas de sa queue qui pendait toute droite, le long de la croix.

*

Nur der Raum gebietet die Beschränkung auf diese wenigen etwas längeren Proben; der aufmerksam gewordene Leser wird sie selber nach dem Grade seiner Lust an solchen Untersuchungen vermehren. Daß diese zu den reizvollsten Arbeiten jedes wahren Forschers gehören, braucht nur angedeutet zu werden. Auf einem abermaligen, schnelleren Nachsestreichzug durch ein paar Literaturen pflücken wir noch hier und da eine besonders schöne einzelne Blume. Da sind zunächst geschichtlich denkwürdige Beiwörter, deren einige die Jahrhunderte, die Jahrtausende durchdauert haben: das auserwählte Volk, die französische Republik *une et indivisible* (einig und unteilbar) aus der Revolution, das meerumschlungene und up ewig ungedeckte Schleswig-Holstein, die Bassermannschen Gestalten, die moralischen Eroberungen Preußens, die fatilinarischen Existenzen, der bestverleumdete Mann, Victor Emanuels Wort von der *Roma intangibile* (dem unantastbaren Rom), Gladstones *unspeakable Turk* (unaussprechlicher Türke), Heinrich Leos strophuloses Gefindel, Neuleaug's Zusammenstellung Billig und Schlecht; Friedrich Wilhelms 4. gesinnungsvolle Opposition; die assenartige Geschwindigkeit, die 1866 eine Wiener Zeitung den siegenden Preußen vorwarf; das *archiprêt* (erzbereit) Lebœufs und das *cœur léger* (leichte Herz) Olivièrs. Ein jetzt selbst in Frankreich wenig bekannter Dichter, August Barbier, verdankte seine frühere Berühmtheit zumeist einem einzigen malerischen Beiwort für Napoleon: *O Corse à cheveux plats* (glatthaariger Korse).

Von einigen großen Dichtern seien erwähnt: das unaussprechliche Gelächter bei Homer, die *dira necessitas* (schreckliche Notwendigkeit) bei Horaz, die fragwürdige Gestalt (*questionable shape*) in Shakespeares Hamlet. Welch glücklicher Einfall war Ibsens 'dreieckiges Verhältnis' (in Hedda Gabler). Wie wirksam ist die 'fröhliche Wissenschaft', die sich als Übersetzung eines altprovenzalischen Ausdrucks zuerst bei Herder, nach ihm bei Nietzsche findet.

Mit Goethe darf man gar nicht anfangen, wo wäre sonst ein Aufhören? Ein einziges, eines seiner so zahlreichen ganz schlichten und doppelt vielsagenden Beiwörter stehe hier für Hunderte: die freundliche Gewohnheit des Daseins, von der Egmont in seiner letzten Stunde spricht. — Schillers konfiszierter Kerl lebt bis heute. — Wie großartig wirkt bei Hölderlin:

Mit ihrem heil'gen Wetterchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt

Die Not an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Noch einmal gebraucht Hölderlin es in demselben Gedicht zu gleich starker Wirkung:

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,

Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land.

Wie einzig treffend ist bei dem schwindstüchtigen Hölty: O wunderschön ist Gottes Erde! kurz vor dem Hinscheiden. Seine fand nichts Tieferes: Im wunderschönen Monat Mai. — Würde ein allerjüngstdeutscher Dichter mit all seinen Farrentöpfen nur annähernd die Wirkung erreichen wie Claudius: Der Wald steht schwarz und schweiget —? Und welch ein Glücksfund war der so selbstverständlich scheinende weiße Nebel wunderbar.

Als Kant zuerst vom kategorischen Imperativ sprach, wollte er nur ein strenger Verstandesmensch sein und war doch ein machtvoller Wortschöpfer. — Seumes übertünchte Höflichkeit, die richtiger heißen sollte übertünchende, ist in all ihrer Schiefheit beinahe das einzige noch ganz lebendige Wort von Seume, wie die mondbeglänzte Raubernacht beinahe das einzige von Tiedt. — E. M. Arndts greifender Wein (von Blücher), Uhlands hochgefürstet (Noch ist kein Fürst so hochgefürstet), sein wundermilder Wirt, sein süßes Grauen in Des Schäfers Sonntagslied — lauter Meisterworte. Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein von Kerner: wie paßt es als Gegensatz zu der trüben Scheidestunde.

Einer unsrer reichsten Weiwortpräger war Mörike: sein 'sicherer Mann' ist unübertrefflich. 'Frühling läßt sein blaues Band Wieder flattern durch die Lüfte' — sein blaues, nicht sein buntes. Wie köstlich sind die Weiwörter in: 'O flamenleichte Zeit der dunkeln Frühe — Von sanfter Wollust meines Daseins glühe', hierzu noch die Adelnung des gesunkenen Wortes Wollust; — 'und welch Gefühl entzückter Stärke': dies alles in einem Gedicht, dem ersten in der Sammlung. Und nicht bloß der Dichter, auch der Brieffschreiber Mörike findet das neue und dennoch nicht gesucht klingende Weiwort, so z. B. in dem Lobe für Paul Heyßes Verse: 'bei solcher Bündigkeit so silbenkeusch zu bleiben.'

Von dem Jungdeutschen Wienbarg soll 'taufriß' zuerst gebraucht worden sein, von Heine 'europamüde'. Heines Weiwörter sind oft abgedroschen; dazwischen stehen aber wahre Perlen, so am Schlusse des Liedes An die Zungen:

O süßes Verberben! o blühendes Sterben!
Verauschter Triumphtod zu Babylon.

Von Alfred Meißner, dem immer mehr versinkenden, rühren her die bleichen Höhen und die alte braune Stadt in den Liedern auf Benedig.

Eine der schönsten Vertonungen Schuberts galt dem Liede seines Freundes Franz von Schober, An die Kunst: Du holde Kunst in wieviel grauen Stunden — ganz meisterlich. In demselben Liede des fast verschollenen Dichters steht der nicht minder schöne Vers: Ein süßer, heiliger Akkord von dir.

Der lange Knecht in Hebbels Heidenabnen; Am grauen Strand, am grauen Meer von Sturm; dessen goldne Rücksichtslosigkeiten, dessen Vers Schenk ein den Wein, den holden: — ja so wählt ein Dichter.

Heilig ist die Sternengeit,
Öffnet alle Grüste;

Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte

singt Keller, auch einer, bei dessen herrlichen Weiwörtern man nicht lange verweilen darf, von denen man sich so ungern trennt, z. B.:

Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittere Erde sie nicht hegt.

Wer vergäße je seinen Maus den Zahllosen! Sein goldner Überfluß der Welt ist sprichwörtlich und zu einem Buchtitel geworden. Die erschrockene Stille im Lanzlegendchen, das sinkende Gestirn im Abendlied (Augen, meine lieben Fensterlein), vor allen aber das kühne Wagnis mit dem Grünen Heinrich.

Schöffels feucht-fröhlicher *Genius loci* Heidelbergs, Richard Wagners wabernde Lohe, Nießches blonde Bestie, Goldbergers unbegrenzte Möglichkeiten Nordamerikas: so verschieden an Größe die Finder, ihre Funde sind die Ausbeute der gleichen Wunschelrute: der auf einen Punkt verdichteten hellseherischen Anschauung. — Von Hottel stammt das unsrer Behördensprache so unentbehrliche 'schätzbare Material', von Mommsen die 'voraussetzungslose Wissenschaft'.

*

Stillehler oder Reigungen dazu werden noch besser durch Abschrecken geheilt als durch klassische Muster, denen gegenüber sich der Leser, zumal der junge ohnmächtig fühlt. Nach und neben den Klassikern benutze man die weiwörterelnden Schriftsteller zur vergleichenden Gegenprüfung. Fast alle unsre Romantiker trieben Mißbrauch mit dem Weiwort; denn da sie in ihrer verträumten Unsinnlichkeit die Dinge nicht in scharfen Umriffen, sondern

im blauen Nebel sahen, so wollten sie durch reichliche Beiwörter dem Verständnis nachhelfen. Tief mit seinen blauen Haupt- und Zeitwörtern schwelgte in Beiwörtern, deren meiste man ohne Schaden streichen kann, deren viele das Bild doch nicht verschärfen.

Novalis, in seinen Sprüchen (Blütenstaub, von 1798) so knapp und scharf, ist im „Heinrich von Ofterdingen“, dem romantischsten Buche der Romantik, überaus beiwörtlerisch, ohne unsern Sinnen dadurch sichtbarer zu werden. Wie sollen wir z. B. seine berühmte „Blaue Blume“ vor Augen sehen aus Beiwörtern wie „hoch, lichtblau“; von welcher Art sind ihre „breiten glänzenden Blätter“? Hätte Novalis sie sinnenhaft gesehen, nicht rein begrifflich gedacht, so hätte er, der in seinen schönsten Gedichten oft genug das Eigenwort auch im Beiwort trifft, uns mit einem einzigen Beiwort die blaue Blume sehen lassen.

Brentano setzt seine Beiwörter in der Prosa beinahe, wie es Gott gefällt; nur in „Rasperi und Annerl“, dem straffsten seiner Werke, hält sich das Beiwort in den Grenzen der streng wählenden Kunst.

Auffallend blaue Beiwörter stehen oft bei Platen: *Gesänge formt' ich aus verschiedenen Stoffen*, und statt kraftvoll zu verdichten, häuft er das Verwandte: *Inbrünstige, fromme Gebete Dir, Kypria, send' ich empor*.

Unter den Philosophen, die den Romantikern nahe standen, sei hier Fichte rühmend genannt wegen der Zurückhaltung, die er am Beiwort in den „Reden an die deutsche Nation“ übt.

Außer den Büchern kann uns das Leben lehren, welche Rolle das Beiwort in der mündlichen Menschenrede spielt, die doch immer der letzte Maßstab aller Stilfragen bleibt. Wir alle sprechen ja viel weniger Beiwörter, als wir schreiben, und von den Dichtungsarten ist das Drama, dessen Form die Menschenrede, das beiwortärmste. Schon dies muß uns nachdenklich und vorsichtig gegenüber dem Beiwort machen. Sobann: je sinnhafter Ding und Hauptwort, desto weniger bedarf es des Beiwortes. All die kaum zählbaren Eigenschaften jedes Dinges, jedes Begriffes kann man ja doch nicht in jedem Falle herzählen. Jedes Wort der Menschensprache hat nur einen annähernden Begriffswert; seine Gedankenwellen sind nur ein sehr geringer Teil all derer, die beim Aufklingen eines Wortes im Menschenhirn mit- und gegenschnitten. Der gute Schreiber ist wie der gute Klavierspieler, der uns durch ein paar starke Volllänge die ganze Tonart seines Spieles vorausverkündet. Eine Eigenschaft unter hundert genügt, um im Zusammenhang mit dem Ganzen das Bild hervorzulocken, das dem Schreiber vor der Seele stand. Man darf für das Beiwort, mit einem selbstverständlichen Vorbehalt für die Ausnahme, die herrschende Regel aufstellen: eines wirkt stärker als zwei, zwei stärker als drei, keines oft stärker als alle zusammen.

Daß bei der Darstellung von ganz oder überwiegend unsinnlichen Gegenständen das Beiwort notwendig, ja unentbehrlich ist, leuchtet ein: erst durch es gewinnen die Begrifflichen lebensähnliches Dasein. In einem Werke z. B. wie diesem geht es beim besten Willen nicht ohne Beiwörter, an manchen Stellen nicht ohne viele. Stil, Ausdruck, Sprachgefühl, Aufbau und wie viele andre Hauptbegriffe dieses Gebietes sind so gut wie ganz unsinnlich, können fast nur durch möglichst lebendige Beiwörter versinnlicht werden. Darum Nachsicht mit den Beiwörtern in wissenschaftlichen Schriften: sie sind oft das einzige Mittel, die Wissenschaft in Leben zu wandeln. Keine Nachsicht aber mit der Beiwortspielerei, wie sie aus begreiflichen Gründen von solchen getrieben wird, denen die Haupt- und Zeitwörter versagen. Spielerei ist es, wenn Wilhelm Wolters in einem Roman uns „Rembrandt-als-Erzieher-braune Ripsvorhänge“ zeigen will: wir sehen weder das besondere Braun, noch die Ripsvorhänge. Nicht besser steht es mit dem beiwörtlichen Farbenpiel des Sohnes Rosseggers, der in einer Novelle einen törichtblonden Referendar eintreten läßt. Es mag töricht Referendare geben und es gibt bestimmt blonde Referendare; es gibt aber ganz sicher keinen törichtblonden Referendar, und des jungen Rossegger

- Sag ist geistreichelinder geistloser Unsinn. Derselbe unbedeutende Sohn eines großen Vaters möchte durch Auffallsucht den Mangel an Gaben ersetzen und faselt von „dunkel

düsteren Schneeflocken'. Überhaupt große Vorsicht vor dem Farbenpinsel, wenn man ihn nicht zu führen gelernt hat! Ossip Schubin erblickt in ihrem Roman *„Du mein Österreich“* mit beneidenswerten Scharfäugen *„mitten in einer schwülen Augustnacht über den schwarzen Kronen der Bäume das blaue Himmelszelt“*.

Auf der andern Seite darf die Vorsicht nicht in pedantische Ängstlichkeit ausarten. Wenn z. B. Th. Matthias tadelt: *„kaltbleicher Frühschein“* oder *„es regen sich leisgeheime Säfte“*, so widersprechen wir ihm nachdrücklich; hier ist berechnete, schöne Neuschöpfung, hier regen sich leisgeheime Säfte des Sprachlebens.

*

Fragst du, mein Leser, mich aber nach all diesen Betrachtungen und Proben, wie du selber in den Fällen der Notwendigkeit eines Beiwortes unter den zahlreichen Möglichkeiten die eine beste treffen sollst, und sprichst du verzweifelnd: *„Ich bin kein Dichter wie Goethe, ich bin kein dichterischer Prosameister wie Lessing, was also muß ich tun?“* —, so sage ich dir: Ich bin das so wenig wie du, mein Leser, und kann dir nur dieses raten: Geheimnisvolle Stilzaubermittel gibt es dafür nicht; so du aber nach meinem Tun und der Art meiner Lehre Vertrauen in mich setzest und glaubst, daß ich es redlich mit dir und unsrer Sache meine, so will ich dir statt einer Regel von obenher einfach vertrauen, wie ich es mache, um zum Wort das Beiwort zu finden, wenn ich eins brauche. Es ist immer dasselbe Mittel, das ich dir schon mehr als einmal empfohlen habe: Sachlichkeit oder, was beinahe das gleiche, Wahrheit. Fasse das Ding, von dem du sprichst, so scharf wie dir's möglich ins Auge; packe die Seite, die Linie, die Farbe, die Wirkung, die dir zuerst und zuletzt am deutlichsten sind, dich am stärksten erregen, und du müßtest ein gar zu armseliger Kenner unsers Wortschatzes sein, tauchte dann nicht ein gutes Beiwort aus den Tiefen deiner sehenden Seele. Laß dich nicht wirren durch den Zweifel, ob das Wort nun auch alle Eigenschaften des Dinges umfasse. Das vermag kein Eigenschaftswort, und wäre es aus Goethes Feder geflossen. *„Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht“*; — aber der italienische Wind ist nicht bloß sanft, er ist noch blumenduftig, staubwühlend, söhnschwül und manches andre; und der italienische Himmel ist blaßblau, hoch, höher als der deutsche, durchsichtiger, äthergleich, und doch sagt Goethe mit ausnehmender Wortmeisterchaft nur: *„sanft und blau“*. Ebenso: die stille Myrthe, der hohe Lorbeer. Aber der Leser, in welchem der Schreiber die eine klingendste Seite angeschlagen, ergänzt willig alles Verschwiegene. In dieser steten regen Mitarbeit des Lesers beruht ein Hauptreiz aller Kunst.

Begnüge dich nicht mit dem guten Wort, es gibt ein noch besseres, ein bestes; und hast du erst das gute, so fällt dir bald das beste ein. Weise jedoch, ich rate dir treu, jedes nur gelesene, nicht zugleich selbstgefühlte Beiwort ab, sei ganz du selbst, und es kann dir unter glücklichem Stern gar wohl einmal gelingen, es den Größten gleichzutun.

Viertes Buch.

Die Fremdwörterei.

1.

Setzt schrey ich an das Vaterland,
Deutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Nach! (Ulrich von Hutten.)

(Als notwendige Ergänzung zu den folgenden zwei „Büchern“ müssen hier genannt werden des Verfassers Schriften: „Sprich Deutsch!“, „Entwelschung“, „Deutsche Sprachschöpfer“.)

Erster Abschnitt.

Die deutsche Barbarensprache.

O, was ist die deutsch Sprach für ein arm Sprach! für ein plump Sprach!
(Riccaut de la Marlinière.)

Es gibt wackere Deutsche, die diesen spitzbübischen Franzosen verachten und sich belustigen über seine Empörung, daß Minna von Barnhelm seine Künste im *monter un coup, filer la carte, sauter la coupe, plumer un pigeonneau, corriger la fortune* in ihrer abscheulich rohen Sprache Falschspielen, Betrügen nennt. Die wackern Deutschen haben Unrecht: Falschspielen und Betrügen sind gemeine, barbarische Wörter, was schon dadurch bewiesen wird, daß sie deutsch sind, ihnen also all die zarten Nuancen mangeln, über welche Riccauts Falschspielerfranzösisch verfügt. Riccaut hat Recht: die deutsch Sprach ist ein arm Sprach, ein plump Sprach, und es muß wundernehmen, daß ein so feines Fräulein wie Minna von Barnhelm sich so tief erniedrigt, zu einem leidhaftigen Franzosen Deutsch zu sprechen und vom Französischen, das sie ja gelernt, mit lächerlich „chauvinistischem, nationalistischem Purismus“ zu sagen: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier?“ Riccaut der Bartfühlende verzeiht ihr in seiner französischen Überlegenheit solchen Anfall deutscher Geschmacklosigkeit: „Gutt, gutt! It kann aut mit auf Deutsch explizier“, und er expliziert sich, ungefähr ebenso gut, wie sich viele Berliner auf Berlinfranzösisch explizier (vgl. S. 225 und 271).

Riccaut der Geldbedürftige hat sich noch viel zu höflich ausgedrückt. Eine Sprach kann arm sein, aber wenigstens das Notwendigste bezeichnen; plump, und dennoch den Bedürfnissen dessen genügen, der als minderwertiger Barbar sie zu sprechen verdammt ist. Indessen das Deutsche ist nicht bloß arm und plump; es ist die ärmste, die plumpeste unter allen Sprachen, von denen uns die alte oder die neue Geschichte der Menschheit berichtet. Der Hottentott, der Papua, der Fidschimensch, der Tuguse, der Eskimo, der Feuerländer — sie alle vermögen ihre Hausgenossen, ihre Gebrauchsgegenstände, ihre niederen und höheren Begriffe, so viel oder wenig sie deren haben, mit ausreichenden Wörtern ihrer Sprache zu bezeichnen. Glaubwürdige sprachkundige Reisende berichten, daß all jene braune, gelbe, schwarze, rote Menschen nicht nur ihren altererbten Vorstellungsbesitz, sondern auch die ihnen durch die Europäer vermittelten neuen Dinge und Begriffe einer höheren Gesittung, fremden Kunst, seltsamen Betriebsamkeit ferner Länder sehr bald in ihren Sprachen ausdrücken lernen, mit einem Neubildungstriebe, der jenen Reisenden Staunen einflößt. Denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: wir haben keinem Volk

einen Propheten geschickt als in seiner Sprache' (Goethe). Einzig die Deutschen, dieses, wie verlautet, sonst nicht ganz unbedeutende Volk, von dem sogar die fremden Völker, die Gebildetsten und die weniger Gebildeten, zugeben, daß es etwelches in der Vergangenheit geleistet hat, ja heute noch allerlei leistet, einzig diese, offenbar maßlos überschätzten, Deutschen vermögen nicht, was die farbigen Wilden von den Hottentotten bis zu den Feuerländern vollbringen: alle unentbehrlichste Begriffe in der Sprache ihres Vaters und ihrer Mutter auszudrücken.

Ist dies die nichtswürdige Verleumdung eines deutschfeindlichen fremden Dummkopfes, oder die wahrheitsgetreue Zusammenfassung dessen, was ist? Der sonderbare Schwärmer Schiller verstieg sich allerdings einmal zu der Behauptung: 'Die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und Flüchtigste, den Geist, die Seele, unsre Sprache wird die Welt beherrschen.' Wie sollte sie das, sie die ja unfähig ist, von Schillers oder Goethes Seele — Verzeihung für das arme, das plumpe Gestammel — mit einem anständigen Worte zu sprechen und sich eins von den Griechen borgen muß: die so unendlich bedeutsamere *Psyche*. Die unfähig ist, Dürers oder Goethes Lebenswerk aus dem eignen Sprachschatz anders als mit dem kläglichen Stümperwort Werk zu benennen, also den Franzosen ihr *Oeuvre* nachsäufeln muß, um die sprachliche Höhe eines halbwegs gebildeten Volkes zu ersteigen. Ja die — hier hört eigentlich alles auf — so armselig ist, daß einer unsrer gelehrtesten Goetheforscher, L. Geiger, nicht einmal das Heim Goethes auf Deutsch schildern kann, sondern sich bettelnd an die so sehr viel sprachgewaltigeren Franzosen wenden muß und dann hochbeglückt *Goethe intime* schreibt. Daß ein so vornehmer Leben wie Goethes keinen Gipfel, keine Spitze, keinen Höhepunkt, sondern nur eine *Akme* haben konnte, ist klar: Fischer, Runo, hat sie ihm verliehen. Also weder über Seele, noch Arbeit, noch Haus, noch Leben kann der Deutsche, selbst der gebildetste, deutsch sprechen. Nun gar über Weltanschauung, Kunst, Wissenschaft, Staatsleben, Sittlichkeit, Gewerbe, Erfindungen, Leibesübungen, Gesellschaftsleben — ausgeschlossen!

Latinius berichtet, die alten Germanen hätten die Taten ihrer Helden in Liedern ihrer Barbarensprache besungen. Die deutschen Gelehrten unsrer Tage, die über altdeutsche Heldenlieder schreiben, benennen ihr Tun mit einem Barbarenwort, zusammen-gemanscht aus Latein, etlichem Griechisch, wenigem Deutsch: die germanistische Forschung und schreiben, mit verschwindenden Ausnahmen alle, in ihren Büchern über die deutsche Heldendichtung ein ähnliches Sprachgemansche. Gustav Röhre, Professor obbemeldeter Germanistik, ist außerstande, selbst in einer weisevollen Festrede von der sittlichen Leidenschaft eines Menschen der altdeutschen Heldensage deutsch zu sprechen, sondern kann das nur küchengriechisch tun, z. B.: 'Dieser Held, der immer *ethisches Pathos* besitzt.' Da von einem so angesehenen, sprachkundigen und deutschgesinnten Manne wie Röhre nicht anzunehmen ist, daß er die fremden Wörter aus Eitelkeit, aus Unkenntnis des Deutschen oder gar aus unbaterländischer Gesinnung hingeschrieben hat, so bleibt nur der Schluß, daß er das Deutsche für unfähig hält, den sittlichen Schwung, Hochschwung, Sturmjorn, Adel, die sittliche Leidenschaft, Würde, Glut, Erhabenheit, das sittliche Hochgefühl eines altdeutschen Helden auszudrücken. Wollends zu vermuten, Röhre möchte das *ethische Pathos* nur aus gedankenloser Gewohnheit nachgeplappert haben, wäre beleidigend für einen so gründlichen deutschen Gelehrten. Röhre darf verlangen, daß nicht der unzüchtige, nichtbeamtete Laie, der 'gelehrt ist, wenn er sein Deutsch versteht', sondern ein staatlich festbesoldeter Fachmann von genau gleichem Wissen und Können wie Röhre das Urteil über dessen Sprache fälle. Ein solcher fällt ihm dieses:

Sie (die Fremdwörter) versagen, sobald unsere Rede in die heimlichen Tiefen der Seele bringen, den Adel erhabtester und zartester Stimmung gestalten will. Es scheint mir wirklich ein großer Vorzug unsrer Sprache, daß sie in ihren geheimsten Momenten (!) zur Reinheit strebt.

Dieses vortreffliche Urteil hat ein weiser, ein gerechter Richter über Röhres Sprache gefällt; es steht in den Preussischen Jahrbüchern (Band 114, S. 157) und rührt von Gustav Röhre her. Da seine Fremdwörtelei in einer Rede zur Feier des Geburtstages des

Kaisers in der Berliner Universität begangen wurde, so müssen wir eine noch erhöhtere und zartere Stimmung, einen noch geheimstern Sprachmomang dieses Redners abwarten, um uns und ihn den gerühmten Vorzug unsrer Sprache einmal selbst genießen zu hören. Bleibt also von allen Möglichkeiten einzig die, daß jener Lehrer der Deutschkunde das Deutsche selbst in den erhöhtesten 'Momenten' (oder Momenten?) für zu arm-selig hält, um der Seelengröße eines altdeutschen Helben sprachlich gerecht zu werden.

Auf Deutsch kann man nicht ausdrücken, daß jemand sich wie ein Ehrenmann benommen hat: *Der Kaiser (1913) hat sein Bedauern ausgesprochen. Das war gentlemanlike, und diese faire Erledigung bringt die Person des Kaisers aus dem Spiel* (so in einer der meistgelesenen Berliner Zeitungen).

Wie freut man sich, bei einem der 'Erklärer' (S. 170), Oskar Jäger, folgenden hochgeschwellten Satz deutschen Sprachstolzes zu lesen (in der Schrift 'Das humanistische Gymnasium'): *Es hat sehr viele Mühe gekostet, das Deutsche aus fremden Banden zu befreien, aber es ist jetzt befreit [Hurra!]. Unsere Sprache ist zu voller Kraft und Reinheit entwickelt [Hurra hoch!], wir treten nicht mehr als Bettler und Borger an die andern Sprachen heran. Heil diesem endlich zur Einsicht gelangten Verherrlicher der Sprachreinheit! Jener Satz aber folgt auf diesen andern: Ein Verein, der auf dem Wege (!) der Agitation für eine bestimmte Art von Schulen Reklame macht und die Bildung . . . mit demselben Empressement, wie eine Fabrik ihre Waren, dem Publikum anzupreisen sich verbunden hat. — Ach über diesen seiner selbst spottenden Wortdrescher!*

Wie gern vernähmen wir das letzte Geheimnis über die Gipfelgeister der Menschheit, solcher, die wir mit einem heiligen Worte der Römer *Genius* benennen! Das Wort lassen wir uns gefallen, denn unser größtes Zeitalter, Goethes und Schillers, und ihr verehrungswürdiger Sprachgebrauch haben es auch uns geheiligt. Mehr als einmal hat der Genius der Menschheit in Deutschland Menschengestalt angenommen; doch, o Trauer!, sein Wesen läßt sich auf Deutsch nicht aussprechen. Wilhelm Dilthey, dieser Beneidenswerte, wußte, was der Genius ist, konnte es aber seinen Landsgeossen nicht in ihrer elenden Barbarensprache mitteilen. Er setzte zur Verkündung des Geheimnisses auf Deutsch an: *Das Wesen des Genies ist, also er konnte bis zum gewissen Grade Deutsch, und wir sind aufs äußerste gespannt; dann kommt sie, die tiefe Enthüllung: ist Penetration und Konzentration; und, dies ist das Schönste, es gibt Leser, die sich einreden, wie Dilthey sich's eingeredet hatte, daß sie jetzt wissen, was das Genie ist. Ach, der große Mann hat uns das Genie nicht erklärt, sondern nur ein Fremdwort durch zwei andre umschrieben. Das trauen wir zur Not uns selber zu, etwa so: Konzeption und Kulmination.*

Viele Menschen in allen Ländern, leider, haben neben vielen andern Trieben den der Selbstsucht (Campe), Ichsucht, Eigensucht, Eigenliebe, Selbstigkeit (so bei Goethe), des Eigenneids (G. Keller), Eigennuzes, Selbstsinnes, selbstischen Sinnes, Ichsinnes usw. Man möchte fast annehmen, irgendeins dieser Wörter müsse dem tiefspürndsten deutschen Seelenkundigen genügen, um von jenem allgemeinen Menschentriebe zu deutschen Menschen verständlich zu reden. Dazu käme noch das seit mehr als einem Jahrhundert eingebürgerte lateinisch-griechische überflüssige, häßliche *Egoismus*, an das uns jedoch die Fremdwörterlei unsrer Vorfahren leidlich gewöhnt hat. Doch nein! all jene zehn Wörter genügen dem deutschen Forscher Theobald Ziegler nicht; keines bietet seinem zartüberfeinerten Sprach- und Begriffsgefühl die eine einzige seltenste Müantze, die er notwendig braucht, um die letzten Gründe seines ungeheuren Wissens von den Geheimnissen der Menschentriebe auszuschöpfen. Kein Wörterbuch irgendeiner toten oder lebenden Sprache reicht hin, seine neue Weisheit den Lesern zu vermitteln; am Lateinischen und Griechischen verzweifelnd, das Deutsche selbstverständlich für ganz ungeeignet haltend, greift er zum vornehmeren Küchenlatein und bildet sich nach dessen anmutvollen Kühnheiten die *Egoitas*, so wie seine Vorgänger im 12. Jahrhundert sich die *Quidditas* und ähnliches erfanden. Doch da fällt ihm noch im letzten Augenblick ein, daß er sozusagen für deutschgeborene dumme Leser

schreibt, und sich liebeich zu ihnen herablassend wandelt er *tas in tāt*, was zwar nicht deutsch ist, aber beinahe so klingt, und schreibt *Egoität*. Jetzt endlich ist die nagelneue Begriffsnüancse, die Er zuerst entdeckte, auch zuerst mit gleichem Entdeckerglück in sein geliebtes Deutsch übertragen. Kämen wir 'chauvinistische Puristen' ihm aber mit dem frechen Verlangen, uns das Ding auf Deutsch zu sagen, so würde er, dem Sinne nach wie Riccaut, nur sprachlich richtiger, erwidern: Im Deutschen gibt es kein sich vollkommen mit diesem von mir entdeckten nagelneuen Begriffe deckendes Wort. So dachte gewiß auch der noch tiefer bohrende Seelenforscher in einer Hamburger Zeitung, der vor der *utopistischen Ichologie* väterlich warnte.

Vom Christentum, überhaupt von einer Weltanschauung kann selbstverständlich nicht deutsch gesprochen werden. Die Hottentotten bis zu den Feuerländern können von ihrem Weltbilde, ihren Götzen, ihren Glaubensbräuchen ganz geläufig hottentottisch oder feuerländisch sprechen; der große deutsche Gottesgelehrte Adolf Harnack kann ähnliches nicht, sondern etwa so: *Die christliche Religion ist kein ethisches oder soziales Arcanum, um alles mögliche zu konservieren*, also ein Satz, in dem alle wichtigen Wörter aus drei fremden Sprachen geschöpft sind, aus dem Raderlateinischen, Küchen-griechischen und Griechisch-Römischen. Da Harnack ein Gelehrter und Schriftsteller ist, der in einer so wichtigen Sache wie dem Wesen des Christentums nicht ohne große, auch sprachliche, Sorgfalt schreibt, so beweist er, daß er das Deutsche für unfähig hält, eine so abgrundtiefe Wahrheit auszudrücken wie: 'Der christliche Glaube ist kein sittliches oder gesellschaftliches Geheimmittel, um alles mögliche zu bewahren'. Die Religion als eins der ältesten Fremdwörter — das allerdings Luther nicht nötig fand! — gestehen wir ihm ohne Röhrgelei zu.

Berliner Künstler veranstalten eine Ausstellung älterer deutscher Bilder. Da ihnen das Deutsche unbrauchbar scheint, eine so unerhörte Sache für jedermann verständlich zu bezeichnen, so müssen sie, o mit wie schwerem Herzen!, das einzig gemäße, jedermann ohne weiteres verständliche Wort wählen: *Retrospektive Ausstellung*.

Heinrich Hart will in seinen 'Literarischen Erinnerungen' die zumeist durch ihn entfesselte jüngstdeutsche Literatur schildern. Er ist ein Deutscher, schreibt über deutsche Dichter zu deutschen Lesern, hält aber die deutsche Sprache für unermöglich, einer so ungeheuren Erscheinung gerecht zu werden; er braucht dazu ungefähr vier fremde Sprachen:

Mit realistischen und naturalistischen Versuchen, mit ideellen Gärungen [wirklich Gärungen, nicht Fermentationen!] hat sie begonnen; sie hat sich weiter entwickelt in allerdings neuromantischen, phantastischen, bizarren Spielereien ... Sie war im Beginn materialistisch und sozialrevolutionär, später wog das Individualistische, Aristokratische vor. [Seien wir dankbar, daß es nicht dominierte, prädominierte, präponderierte.] Das Reinästhetische drängte das Sozialistische in den Hintergrund, der Ästhet den Kämpfer.

Ein bis zur Leidenschaft begeisterter einseitiger Vorkämpfer deutschen Wezens, Friedrich Lange, schreibt ein dickes Buch: 'Reines Deutschtum'; es wimmelt von den überflüssigsten Fremdwörtern. — Einer unsrer formbegabten neueren Versdichter, Ludwig Fulda, hat für die Prosa offen bekannt: 'Die zahlreichen Fremdwörter, mit denen jede Sprache (?) sich behelfen muß, was bedeuten sie andres, als ebenso viele Zugeständnisse, daß ein treffender Ausdruck mangelt?' Doch! sie beweisen etwas ganz andres: die Stumpfheit der Prosaschreiber, aber nur der deutschen, die den treffenden deutschen Ausdruck gar nicht erst suchen, sondern das ungesuchte fremde Formelwort aufgreifen. Der fremdwortreine Versdichter Fulda wird sich hüten, so zu verfahren.

In seinem Buche 'Die Kunst der deutschen Prosa' stimmte einst der Jungdeutsche Th. Mundt wahre Lobgesänge auf die reindeutsche Sprache an: 'Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Wort geboren.' Nichts als hohles Blech, denn auf derselben Seite und durch das ganze Buch wird in lächerlichen Fremdwörtern gesammelt.

Nein, die deutsche Sprache taugt weder für eines der höheren menschlichen Anliegen, noch für die gewichtigen Fragen der Stallfütterung, des Ackerbürgers, des Paar- und

Bartschneidens, des Schneiderns, Kochens, Tanzens, Reitens usw. Allenfalls zu solchen gleichgültigen Verrichtungen wie dem Gedichtemachen scheint sie, bis jetzt, unentbehrlich; doch wird das fortschreitende Raffinement im Evolutionismus der deutschen Psyche wie in allen Disziplinen menschlicher Energetik, im Religiösen, Ethischen, Sozialen, Ästhetischen, Artistischen, Politischen, Germanistischen, Agrikulturellen, sich schließlich wohl auch im Lyrischen, Dramatischen und Epischen zu einer kosmopolitischen Eklektik expressivistisch synthetisieren und damit endlich einen nicht mehr zu überfulminierenden *Comble* der linguistischen Differenzierung repräsentieren.

*

Von keinem andern Volk der bewohnten Erde als dem deutschen meldet uns die Geschichte, daß es seine eingeborene, mit ihm großgewordene Sprache für unzureichend erklärt hat, auszudrücken, was es sah und empfand, was es zeugend oder nachahmend vollbrachte, was ihm die Heimat bot, die Fremde ihm sandte. Kein totes oder lebendes Volk hat seine geredete oder geschriebene Sprache je auch nur annähernd mit so viel Hunderten, Tausenden, Zehntausenden von Wörtern aus fremden Zungen durchsprentelt, wie das deutsche seit mehr als drei Jahrhunderten. Wir werden weiterhin den oberflächlichen Einwand zu widerlegen haben, auch die Franzosen und Engländer hätten Fremdwörter; es lohnt nicht, in dieser Einleitung von solchen Kleinigkeiten zu reden. Wir Deutsche selber, mit unserm regen Feingefühl für den fremden Sprachgeist, würden sofort die Albernheit im Munde eines Franzosen empfinden: *J'ai fait un joli Spaziergang autour des Befestigungswerke avec ma Base Marguerite*; aber wir sind unempfindlich gegen die Roheit eines Satzes wie; 'Ich habe eine reizende Promenade mit meiner *Kusine* um die *Fortifikationen* gemacht'. Wir lachen über des Amerikaners Charles Seland englischdeutsche Breitmann-Balladen etwa in diesem Rauberwelsch:

Dey reefed de Hall mid pushes so nople to pe seen,
 Aroundt Beethoven's buster dey ondit a garlandt green:
 De laties vork like teufels dwo tays to scroob de vloor,
 Und hanged a crate serenity mit Willkomm! oop de toor!

Ja, dies ist sehr lächerlich, aber es ist das Werk liebenswürdiger Frohlaune, ist nicht im mindesten ekelhaft, läßt sich begreifen und entschuldigen als die verderbte Mißschrede entdeutschter Auswanderer und ihrer Kinder inmitten eines großen anderssprachigen Volkes. Die Zahl der englischen Brocken in der Sprache der ungebildetsten Deutschamerikaner, z. B. im Pennsylvania-Deutsch, ist lange nicht so groß wie die der Küchenlateinischen und kellnerfranzösischen in den Werken vieler unsrer ersten Gelehrten.

*

Gab es je ein Volk, dem man die Fremdwörtelei nachsehen könnte, so waren es die Römer. Ihre ganze höhere Bildung hatten sie von einem fremden Volke, den Griechen, übernommen, und wir dürfen uns nicht allzusehr wundern, wenn ihr Fremdwörterbuch ein paar Tausend griechische Ausdrücke enthielte. Außer einigen Duzenden griechischer Wörter, die sich überdies alle in die römischen Formen pressen, unter die römischen Tongesetze beugen lassen mußten — man denke an *música* aus *μουσική*, *grammatica* aus *γραμματική*, *philosophia* aus *φιλοσοφία* — blieb Latein selbst in der Hochflut griechischer Bildung Latein, und kein noch so reich aus griechischem Wissen genährter römischer Schriftsteller hat je zu griecheln gewagt, wie im heutigen Deutschland die verhältnismäßig am reinsten schreibenden Männer der Wissenschaft und vieler anderer Berufe griecheln, lateinern, französiseln, engländern usw. *Sermo purus erit et latinus* (Die Sprache soll rein und lateinisch sein), fordert Cicero von den römischen Rednern. 'Ich spreche im Lateinischen, schreibt er einmal, ebensovienig griechisch, wie im Griechischen lateinisch.' Von griechischen Fremdwörtern wie Philosophie, Grammatik, Geometrie, Musik sagt er sehr verständig: das alles lasse sich auch lateinisch ausdrücken; da es aber einmal von den Vorfahren übernommen sei, so könne man dergleichen ausnahmsweise beibehalten. Wie ist ihm eingefallen, in den griechischen Fremdwörtern eine feine Bereicherung der

römischen Begriffswelt zu sehen und aus ihnen eine besonders wertvolle Nuance herauszufisteln. Er ließ sich nicht irre machen durch den bekannten Trugschluß der Sprachverbesserer, ein fremdes Wort sei kürzer als die Muttersprache: 'Ich pflege auch in den Fällen, wo die Griechen ein Wort gebrauchen, es durch mehr (lateinische) wiederzugeben, wenn ich nicht anders kann' (*De finibus* 3, 1).

Die Römer lernten von den Griechen Grammatik, es ist ihnen aber als einem Sprachsaubern Volk nicht beigegeben, die griechischen Kunstausdrücke zu übernehmen. Wir Deutsche sagen seltner Fall als *casus*; die Römer nur *casus*, nicht *περίπτωσης*. Wir schreiben Metapher (von *μεταφορά*); die Römer übersetzten sich das griechische Wort durch *translatio*. Cicero gebraucht in seinen philosophischen Schriften nicht den hundertsten Teil der griechischen Fachwörter, ohne die es in keinem deutschen philosophischen Buche abgeht. Wie glatt wäre z. B. über eine römische Zunge die *physiologia*, die *ironia*, das *criterium* geflossen; aber Cicero schreibt: *naturae ratio*, *irrisio*, *regula* oder *judicium*. Horaz gibt Elegie durch *querimonia* wieder. L. Seneca spricht sich offen über die Unzulässigkeit des Fremdwörtelns aus: 'Solche Gleichmütigkeit nennen die Griechen εὐδαιμονία, ich nenne sie Gemütsruhe (*tranquillitatem*). Wir brauchen ja nicht die griechischen Worte nachzuahmen.' Quintilian schärfte ausdrücklich ein: *Non alienum est admonere, ut sint quam minime peregrina et externa* (Es ist nicht unangebracht zu erinnern, daß so wenig wie möglich fremdländische Wörter gebraucht werden). Dabei sprach er, wie jeder gebildete Römer, fließend Griechisch. Von Erich Schmidt steht dies nicht ganz so fest, aber er muß den Juden Nathan einen *εὐκολος* nennen (vgl. S. 488). Und wenn von Reichs wegen die altdeutschen Urkunden gedruckt werden, so heißen sie *Monumenta Germaniae historica*, und die Herausgeber schreiben lateinische Einleitungen dazu mit graulichem Latein.

Auch die alten Griechen hätten Fremdwörtler sein dürfen, ja sein müssen, wenn ihnen nicht ein so feinkünstlerisches Sprachgefühl innegewohnt, ihr Schönheitssinn nicht das Gemengel der Formen für das edle Kunstwerk verboten hätte, welches Prosa heißt. Man tut immer so, als zwingt uns Deutsche von heute, uns einzigartiges Ausnahmewort, unser Wohnen inmitten anderer Völker, unser Zusammenhang mit der Gesamtbildung der Welt unausweichlich zur Fremdwörtelei. Die andern heutigen Völker lassen sich jedenfalls hierdurch nicht zwingen, und die Griechen, eins der ersten Handelsvölker des Altertums, haben sich ebensowenig zwingen lassen. Mit allen Völkerschaften Vorderasiens, Süd- und Westeuropas, Nordafrikas haben sie in regem Verkehr gestanden, mit den Persern und Medern, den Bewohnern Italiens und Spaniens, mit Ägypten und Karthago; aber wie winzig sind im Altgriechischen die sprachlichen Spuren dieser Beziehungen. In den seltenen Fällen, in denen sie ein fremdes Wort für eine ihnen fremde Sache aufnahmen, verfahren sie damit, wie die alten Deutschen mit den lateinischen Lehnwörtern: sie zerbrachen den Fremdwörtern alle Knochen und walzten sie so völlig griechisch um, daß erst die vergleichende Sprachwissenschaft den Ursprung ermittelt hat. Die Griechen vernahmen von des Perserkönigs Tiergehege in Susa, das *Pardesch* hieß: da sich dieses persische Wort nicht ins Griechische fügte, so wurde es griechisch gemacht durch eine griechische Vorsilbe *para*, aus *desch* wurde eine wenigstens nicht ungriechisch klingende Wurzel *deis*, die gutgriechische Endung *os* trat hinzu: so entstand aus dem persischen *pardesch* griechisches *paradeisos*, das Quellwort für unser Paradies. Doch wie wenig solcher Lehnwörter hat das Griechische! — Eigentliche Fremdwörter überhaupt nicht. Als unter der römischen Herrschaft ein griechischer gelehrter Geck eine Geschichte des Partherkrieges mit dünnelhaft eingestreuten wenigen lateinischen Wörtern geschrieben, entlud sich der Born des Spötters Lukan: 'Sie (die Fremdwörter) sollen wohl dem Purpurlappen gleichen, den man als Aufputz (auf ein Kleid) setzt, um dem Ganzen ein schöneres Aussehen zu geben'.

Die Kenntnis des Griechischen in Rom war so weit verbreitet, daß um 80 v. Chr. ein griechischer Abgesandter seine Rede im Senat griechisch halten durfte; trotzdem dünkte es die gebildeten Römer unter ihrer Würde, zu griecheln. Damit vergleiche man das

Gebaren vieler deutscher Gelehrten, die in fremden Sprachen meist nur stammeln können, aber bei jeder Gelegenheit fremde Bröcklein in den Kuchen ihrer Rede hineinstopfen.

Über das Verhältnis der Griechen zu fremdländischen Einflüssen bemerkte schon Plato mit Tiefblick: „Was die Griechen etwa von den Barbaren übernehmen, das verarbeiten sie schließlich zu etwas Schönerem.“ Das taten auch die alten Deutschen mit ihren Lehnwörtern: man denke an das bequeme Pferd aus dem unbrauchbaren *paraveredus*. So undenkbar aber war einem Griechen das Einfließen fremder Sprachbrocken, daß in Aristoteles' Rednerkunst die „fremden Wörter“, vor denen er warnt, nur ungewöhnliche, selten gebrauchte, aber reinhellenische Wörter bedeuten.

Wir Deutsche sind das einzige Volk, das sich einen festen Kunstausdruck für diese Sprachkrankheit geschaffen: „Fremdwort“ ist eine Neubildung Jean Pauls und steht in der Vorrede zur 3. Auflage des Hesperus von 1819.

*

Ich stelle vier Sätze aus zwei recht verschiedenen Welten hier untereinander, alle vier ungefähr in gleicher Fülle fremdwörtlerisch:

Ich bin im Pittgen, und muß grandig schneedeln, und habe wenig zu acheln und zu pafen und der Schoter will mir immer Mades stecken. (Aus einem „Kassiber“.)

Alle Relationen, die das bewußte Denken sich diskursiv appliziert, sind nur Reproduktionen. expliziter oder Implikationen impliziter oder explizierte Reproduktionen implizierter Bewegungen. (Eduard von Hartmann.)

Prüfen wir die negativistischen Formen der Autosuggestion vom einfach satirischen Gang bis zum Perosiratum, voller Pessimismus und zerstörender Anarchismus, grundsätzliches Behagen am Relativieren und Zerlegen. (Karl Lamprecht.)

Der idealistisch teleologische Entwicklungstheoretiker identifiziert Teleologie und Kausalität und bringt diese Einverleibung des kausal-notwendigen Regresses in den teleologisch-notwendigen Progreß Berechenbarkeit des Geschichtsverlaufes und Konstruierbarkeit der letzten Ziele mit wissenschaftlich objektiver Sicherheit hervor. (Theologische Literaturzeitung von 1902, S. 388.)

Die meisten Leser werden den ersten Satz ekelhaft, die drei folgenden vielleicht nicht besonders schön, doch immerhin erträglich finden. Ja, diese drei würden den Lesern ohne meine Einleitungsworte und die Zusammenstellung kaum auffallen, z. B. wenn sie ihnen mitten in einem wissenschaftlichen Werke begegneten. Der erste Satz stammt aus der Gaunersprache und bedient sich des bekannten Mausehelgemisches aus verderbtem Hebräisch und verludertem Deutsch. Die drei andern Sätze manchen einige deutsche Wörter mit Küchengriechisch, Niederlatein, Falschfranzösisch, und ihre Verfertiger haben dieses Gemanische ebenso schön wie tief gefunden. Ich nehme mir die Freiheit, alle vier Sätze Gemauschel zu nennen; ja, ich halte den Satz in dem Kassiber des eingesperrten Strolches für stilvoller: seine Bestandteile sind gleichmäßig verderbt, während das Notwelsch der wissenschaftlichen Fremdwörtler ein paar gute deutsche Wörter mit vielen schlechten griechischen, lateinischen, französischen mengt. Gemauschelt aber klingen alle vier Sätze dem gefunden, nun gar dem feinen Sprachgefühl. Auch die Zwecke beider Sprachformen sind nicht völlig verschieden: der gefangene Gauner will einem bestimmten Leser etwas offenbaren, es aber zugleich vor den Uneingeweihten verstecken; die wissenschaftliche Fremdwörtersprache offenbart ihr Wissen nur halb, zur andern Hälfte verschleiert, verschleimt, versteckt sie etwas, nämlich die nicht vollkommene Klarheit des Schreibers über den Gegenstand. Selbst rein philologisch ist z. B. das Wort „Kassiber“ weniger unedel gebildet als Lamprechts „negativistisch“: jenes aus einer hebräischen Wurzel *kassaw* mit einer deutschen Endung, dieses aus der lateinischen Wurzel *neg*, zwei lateinischen Vindesilben und einer griechischen, gefolgt von der deutschen Endung *isch*.

Noch an eine andre Sprache ist zu erinnern, an die eines unglücklichen Volkspolitikers, ohne Staatsgefüge, ohne andres Band als das seines elend verderbten Geplappers, denn Sprache wäre zu edel: der Zigeuner. Aus Indien stammend, in altersgrauen Zeiten im Besitz einer der reichsten und schönsten Sprachen der Welt, eines Abkömmlings des Sanskrit, hat die gehezte Wanderhorde der Zigeuner auf ihren Wegen durch die Länder anderszungiger Völker beinahe die Hälfte ihres Wortschatzes verloren, den Sprachbau

verelenden lassen, Hunderte von Fremdwörtern aufgenommen — ihre ganze Sprache zählt ja kaum zweitausend Wörter —, und könnte den deutschen Fremdwörtern als ein ähnliches Schreckbild dienen, wie das Kamel dem Pferde in der schönen Lessingschen Fabel, oder wie der kluge Schimpanse einem faulen Trottel. Haben doch die Zigeuner ihren eigensprachlichen Volksnamen verloren, nennen sie sich doch *Romani pal* (Römerbruder), wie sich die gelehrten Deutschforscher '*Germanisten*' nennen. Ich kenne die Fremdwörtersprache genau, die Zigeunersprache ein wenig, und erkläre ohne die geringste übertreibende Absicht: beim Lesen besonders fremdwörtlicher Aufsätze oder Bücher, die vielen Andern keinen Anstoß erregen — denn was erregt in Deutschland sprachlichen Anstoß? —, höre ich's wie Klänge der Zigeunersprache. Ich stehe nicht allein mit dieser Ansicht; Auerbach nannte den fremdwörtelnden Stil der Wissenschaft: die Zigeunersprache der Rathgeber, und der Abgeordnete Traub die welsche Sprache der deutschen Volksvertretung: die Gaunersprache.

Mit einer solchen Auffassung, die ich nicht für krankhaft halte, die übrigens mit dem Urtheil aller ausländischer Deutschlandsfreunde über unsre Fremdwörtersprache übereinstimmt, kann ich diesen Abschnitt nicht in verzeihender Sanftmut schreiben. Ich lasse es drauf ankommen, daß man meinen Ton über diese Frage vor jedes unparteiliche Stilgericht stelle, denn hier geht es um die wichtigste aller Stilfragen, um die reine Sprache. Ich könnte mich für meinen Ton auf allerlei unverächtliche Vorgänger berufen, z. B. auf Ernst Moriz Arndt, der mit goldner Rücksichtslosigkeit aussprach, daß unsere schwächlich und kümmerlich gewordene Sprache die Krähe, ja die Franzosen hat.

*

Noch eines unterscheidet den fremdwörtelnden Deutschen von allen Völkern: nachdem er tagüber in der Wissenschaft, im Handel, im Gewerbe, in der Zeitung jeden Satz, oft jede Zeile mit einem Wort aus andern Zungen besudelt hat, schlägt er in einer abendlichen Mußestunde vielleicht eine Blumenlese unsrer schönsten Gedichte auf und genießt darin mit gerührter Freude die vielen Lobpreisungen der Herrlichkeiten deutscher Sprache von Klopstock, Herder, Arndt, Geibel, Dahn, Greif, Platen, Leuthold, Rückert, vor allen aber das Liebeslied Schtendörfs:

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelasset,
Klingest ewig in mir fort. —

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich tiefen
Väter aus des Grabes Nacht. —

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

Im tiefsten Herzen bewegt, flüstert er: O wie schön, wie wahr, wie innig! Und wenn er einer unsrer Germanisten ist, so setzt er sich, von der Macht des Liebes getrieben, vielleicht hin und schreibt von dessen *ethischem Pathos*, oder *pathetischem Ethos*, *Popularitätsgehalt*, *individualistischem Timbre*, seinem lyrischen *Coin de la nature*, kurz unserm ganzen großen lyrischen *Oeuvre*. Und das in holder Unschuld, ohne einen Gedanken an Spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Im Jahre 1783 setzte die königlich preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, mit Genehmigung Friedrichs des Großen, einen Preis auf die beste Arbeit 'Über die Ursachen der Weltherrschaft der französischen Sprache'. An dieser Weltherrschaft und ihrem guten Recht zweifelte damals weder die preussische Akademie mit ihrem französisch-sprechenden deutschen Beschirmer noch sonst eine gelehrte Anstalt in Europa. Ein geistreicher Franzose, der Graf Rivarol, gewann den Preis durch die Schrift *Sur l'universalité de la langue française*, ein liebenswürdiges, sehr gescheites Büchlein. Darin steht der wie ein Peitschenhieb klatschende Satz: 'Von den Deutschen hat Europa gelernt, die deutsche Sprache geringzuschätzen.' Stilloferes, um ein viel härteres Wort zu unterdrücken, als die Verachtung des Deutschen durch Deutsche im Verein mit wortfelliger Schwärmerei fürs Deutsche ist kaum zu erdenken. In seinem bedeutamen Werke 'Die Lehre von den

Geistigen und dem Volke' schreibt der von manchen, auch von mir, geschätzte Philosoph Konstantin Brunner:

Ich, was mich betrifft, ich wollte wie gern! alle die paar (!) Wörter aus fremden Sprachen hingeben für einen einzigen (!) besseren und echten Ausdruck in meinem geliebten, gesegneten, meinem wonnigen, mächtigen, meinem wunder tätigen Deutsch, das würdig genannt werden darf neben jenen großen Sprachen des Altertums, und das, ein furchtlos starker Adler, so hoch fliehet wie jene, sich emporzuschwingen vermag bis unmittelbar vor den Thron der Wahrheit! — Mit Jubel wollte ich die paar (!) Brocken und Leichen des Fremden hinschleudern für ein einziges Wort meiner Muttersprache, wodurch ich den Wert des Gedankens, den ich mitteilen soll, würdiger kenne an den Tag bringen und ihm in den Gemütern Festigkeit und Dauer verursachen.

Und nach diesem berauschenden und berauschenden Lobgesang auf die geliebte, gesegnete, wonnige, mächtige, wunder tätige Muttersprache setzt der Sänger sich beruhigt hin und schreibt Sätze wie diesen: *Während Geist mit Analogon sich verbinden kann, weil der Inhalt des geistigen Denkens, das Absolute, und der Inhalt des analogen Denkens, das fiktiv Absolute oder die absolut gedachte Relativität, usw.* Zur Rede gestellt, wie es ihm von mir geschah, kämpft er, wie jeder Fremdwörtler — Brunner ist nicht der schlimmste —, um jeden seiner Brocken und Leichenteile des Fremden mit Nägeln und Nähen wie um ein unerseßlich kostbares Heiligtum. Alle fremdwörtelnde Schwärmer für das vielgeliebte Deutsch sind hierin zum Verwechseln gleich. Karl Spitteler wendet sich mit der ihm eignen innern Unwahrhaftigkeit und Selbstgerechtigkeit in verachtenden Worten gegen die Fremdwörterlei der Andern und schreibt dann einen Satz: *Jede ästhetische Wahrheit wird solange durch den Mund der Weisheit gezogen, bis sie schließlich infektiös wirkt.* Ich zweifle nicht, daß er aus allen Kräften für die Unentbehrlichkeit, die Unerseßbarkeit, die begriffliche Zaubermacht von 'infektiös' grade an dieser Stelle kämpfen und jedes der zahlreichen guten deutschen Wörter für unmöglich erklären würde, etwa ansteckend, vergiftend, verseuchend, durchseuchend, anseuchend, verpestend, anfränkend. Ein deutscher Schriftsteller, der seine Worte wie ein Künstler wählt, darf in diesem unerhört sonderbaren Falle einzig 'infektiös' schreiben.

Wie ernst meint es Adolf Bartels mit dem Deutschtum und der deutschen Sprache, wie giftig verfolgt er alles Nichturgermanische! Dieser deutsche Schriftsteller will über die 'drei Stadien' des künstlerischen Schaffens schreiben, und da die arme, die plumpe deutsche Sprache hierfür keine Ausdrücke besitzt, so muß er, o mit welchen Herzensqualen!, die Stadien selbst den Griechen, alles andre den Römern und Küchenlateinern entleihen: *Man (wer ist, Man?) unterscheidet heute in der Regel drei Stadien: die Konzeption, die Reflexion, die Produktion.* Wie stillos wirken in diesem küchenlateinischen Satze die drei deutschen Fremdwörter 'die'. Auch über das Urteil in dichterischen Fragen, meinet halben über die Kritik, kann ein noch so germanisch gesinnter Deutscher nicht deutsch schreiben; Bartels unterscheidet wieder drei Stadien: *Konzeption, Reflexion, Reproduktion*, die der *Produktion* entspricht, und das urdeutsche Meisterstück ist fertig. — Bartels findet, wie jeder Verschmüger deutscher Sprache, eine Entschuldigung: hätte er deutsch geschrieben, so hätte man ihn nicht verstanden. Man stelle sich das Gesicht eines Franzosen vor, der solchen das eigne Vaterland frech schmähenden Blödsinn läse!

*

Der Leser wird schon an dem Umfange dieser zwei Bücher über die Fremdwörter erkennen, welche Wichtigkeit ich der Frage für die deutsche Stilkunst beimesse. Sie ist in der Tat die Hauptstilfrage, ragt hoch und weit hinaus über die Bedeutung, die man ihr bisher fast immer nur aus Gründen des Volksgefühls oder der Sprachsauberkeit zugeschrieben hat. Wie hoch und weit hinaus, das soll vornehmlich in dem Abschnitt Kunstprosa und Fremdwort erwiesen werden. Schon hier aber sei der Feldruf vorweg verkündet, mit dem gekämpft werden soll: Es gibt keine große Prosa, überhaupt keine Prosaunst ohne das reine Kunstmittel, also ohne die möglichst reine Sprache.

Zweiter Abschnitt.

Zur Geschichte der Fremdwörter.

*Wê dir, tiuschiu zunge,
Wie stët dîn ordenunge?* (Walthar von der Vogelweibe.)

Keine Sprachliteratur irgendeines andern Volkes außer dem deutschen kann sich 'rühmen', ein Fremdwörterbuch zu besitzen. Hilfsbüchlein für die gewerbliche Sprache gibt es in Frankreich und England, Fremdwörterbücher nicht. Das erste wurde Deutschland schon 1571 beschert: die humanistische Überschwemmung mit Latein hatte es für solche Leser nötig gemacht, die nicht so lateinkundig waren wie die Müller, Schulzen, Schmiede, Bäcker, Schneider, die sich der anständigen deutschen Namen ihrer Eltern schämten und sich in Mylius, Scultetus, Faber oder Fabricius, Pistorius, Sartorius umbenamt hatten. Es war ein mäßig dickes Buch, 15 Bogen stark, doch sorgte die Fremdgierigkeit für das immer stärkere Anschwellen, und heute sind wir so weit, daß die letzte Auflage des heylischen Fremdwörterbuches es auf mehr als 125 000 wirklich gebrauchte Ausdrücke aus mehr als einem Duzend Sprachen gebracht hat. Natürlich ist hiermit nicht das Ende erreicht: unsre Wissenschaft allein wird in den nächsten hundert Jahren für das zweite Hunderttausend sorgen, denn noch immer ist ja nicht jedes Wort des Griechischen und Lateinischen in ihre sogenannte deutsche Sprache verpflanzt.

Aus fremden Sprachschätzen entlehnt hat das Deutsche, wie alle neuere Sprachen, seit unvorstelllichen Zeiten. Der Unterschied zwischen der uralten und der neuzeitlichen Aufnahme fremder Wörter besteht darin, daß der Sprachsinn unsrer Vorfahren zu fein und machtvoll zugleich war, um fremde Worte in ihrer fremden Form zu dulden. Rücksichtslos und ohne eitle Gelehrttuerei wurden die nützlich scheinenden fremden Ausdrücke für deutschgewordene Dinge eingedeutscht; einzelne Laute, ganze Silben, halbe Wörter ausgestoßen oder zermürbt, zerschrotet, um ein deutschklingendes Wort, jedenfalls eins mit deutscher Betonung auf der ersten Silbe, zusammenzufneten. Aus dem griechischen *Kyriaké* wurde mit der Zeit Kirche, aus *corôna* Krone, aus *persicum* Pfirsich, aus *cuminum* Kümmel, aus *monastérium* Münster, aus *préshbyter* Priester, aus *archiatrós* Arzt, aus *praepositus* Propst, aus *diabolus* Teufel, aus *paraverédus* Pferd. Lehnwörter heißen diese durch gewaltsame Umbildung völlig eingebürgerten Fremdlinge, denen von den bekanntesten noch hinzugefügt seien: Kaiser, Prinz, Kreuz, Zirkel, Bezirk, Tisch (aus *discus* vom griechischen *δίσκος*), Markt, Kerker, Zoll, Straße, Meile, Kelter, Keller, Kiste, Kohl, kosen, kosten, Trichter, Teller, Öl, Mauer, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Pulver, Speicher, Koch, Schüssel, Lampe, Spiegel, Seide, Staat, Kanzel, Schule, Orgel, Abt, Mönch, Nonne, Papst, Bischof, Bogt, Essig, Münze, Meister und alle älteren Zusammensetzungen mit der Vorsilbe erz: in allem über 200 ausgezeichnete altdeutsche Lehnwörter aus dem Griechischen und Lateinischen. In meinen 'Deutschen Sprachschöpfern' stehen sie ziemlich vollständig verzeichnet. Mit den späteren Ableitungen sind es jetzt zusammen ungefähr 1200. — Wölter mit gesundem Sprachsinn machen es noch heute so, wie die Deutschen vor mehr als 1500 Jahren: aus der Kellnerin wird in Italien eine *chellerina*, aus dem Pudding ein *puddino* oder *bodino*, aus dem Blumpudding ein *blombodino*.

Nie hat ein vernünftiger Freund der deutschen Sprache und ihrer Reinheit gegen diese Lehnwörter etwas eingewandt, nicht einmal der verlästerte und verleumdete Philipp von Besen, von dem kindische ältere Literaturgeschichten die lächerlichsten erlogenen Geschichten erzählen. Die Lehnwörter sind eine unentbehrliche Bereicherung unsrer Sprache, und wären die neueren Fremdwörter von gleicher oder ähnlicher Art, so gäbe es überhaupt keine Fremdwörterfrage. Keinem 'Puristen', wenn solche Querköpfe noch anderswo als in den Köpfen der Fremdwörtler leben sollten, fällt es ein, unsre Lehnwörter zu bemäkeln. Sie sind fast alle mit bewundernswerter Sprachkraft und -kunst geschaffen, mit unvergleichlich größerer als sie irgendeinem fremdwörtelnden Germanisten eigen ist.

Ganz erloschen sind Kraft und Kunst des Neuschaffens noch heute nicht; besonders da, wo nicht die Sprachgelehrten entscheiden, sondern die urwüchsige Freude des einfachen Mannes am Spiel mit Lauten und Worten waltet, gelingen immer noch gute und nützliche Bereicherungen. Ganz wie ihre Altvordern zu den Zeiten Cäsars das Lateinische, verdeutschten sich unsre Soldaten 1870 in Frankreich das Französische: aus *paysan* wurde ‚der Pifang‘; das Wort erlosch, als es unnötig geworden. Der Streif wurde von den Arbeitern geschaffen nach einer älteren, schlechteren Stricke. Rest, Rente, Rasse, Miene, Mode, Koffer, Kasse, Bresche, Pöbel, Gruppe, Truppe, Filter, Finte, Front, forsch, Dose, Priße, Briße, Zone, Kabel, Tube, Norm, Taste, Takt, Plante, fab, Part, Frack, Sport, Huppe, Titel: lauter brauchbare Lehnwörter, die alle sich den deutschen Lautgesetzen fügen und fast als ebenso deutsch empfunden werden wie die echtdeutschen Wurzelwörter.

Schwindler, aus dem Englischen, ist erst ungefähr hundert Jahre alt; Scheck beginnt sich einzudeutschen, was durch deutsche Rechtschreibung zu beschleunigen ist; Soße könnte unbedenklich zum Lehnwort werden und die von Stephan vorgeschlagene Salße entbehrlich machen. Warum soll das Volk der mittelmäßigen Salßen und schlechten Tunken nicht etwas Gutes von den französischen Großmeistern der Soßenkunst entlehnen? ‚Seien wir doch vielseitig!‘ so riet Goethe grade in Küchenfragen. Er selbst schrieb einmal ‚Sößchen‘, und im Deutschen Zollgesetz von 1902 steht ‚Soße‘ als amtlicher Ausdruck. Auch die Bluse ist nachgrade kein Fremdwort mehr. Die in solchen Fragen sehr maßvollen Leiter des Deutschen Sprachvereins haben sich längst für die Aufnahme von Kontor erklärt, wiewohl dessen Tonfall undeutsch ist. Vor tausend Jahren hätte man aus Comptoir ohne weiteres Kontor oder Komper gemacht; wir dürfen das nicht mehr wagen. Das heißt, wir dürften schon, aber . . . wir dürfen eben nicht: der gelehrte Schulmeister und die ganze Schar der Fremdwörterler würden sich gegen uns erheben. Für diese gibt es heute nur ein *Comptoir*, sprich Komptuahr oder Kontuahr. Münze ist ein ganz deutschgewordenes Lehnwort aus *moneta*; was wäre einfacher, als daraus zu bilden: Entmünzen? Aber das dürfen wir nicht, es muß heißen ‚*demonetisieren*‘; hingegen sind Ausmünzen, Vermünzen gestattet.

Ein kühnes neuzeitliches Lehnwort ist der Propörz für die Proportionalwahl, angeblich zuerst in der Basler Nationalzeitung von 1890 gedruckt. Es widerspricht dem Lautgesetz des Deutschen, klingt elsthaft und wird hieran doch vielleicht scheitern. Aus der Gaunersprache haben wir das Rümmeblättchen durch gute Volksumbildung aus *Gimmel* (drei) blättchen; Schmus und schmusen, schofel und Pleite. Für noch mehr möchten wir uns denn doch bedanken. Der Vorschlag, ähnlich wie die Altdeutschen mit kühner Schonungslosigkeit solche Fremdwörter wie *Elektrizität*, *elektrisch*, *Paragraph*, *Lokomotive*, *Telegraph*, *telegraphieren* in die Lehnwörter: Elze, elzisch, Parf, Time, Telf, telen zu wandeln, war gutgemeint, aber in unsrer so sehr sprachgelehrten und sprachverbildeten Zeit undurchführbar. Vor tausend Jahren wären die Deutschen unbekümmert so verfahren, und heute krähte kein Hahn mehr danach.

Wie mächtig noch heute das deutsche Tongesetz wirkt, zeigen uns die Fremdwörter wie: *Jápan*, *Kóran*, *Pánik*, *Téchnik*, in denen der Ton vorgerückt ist.

*

Doch auch das Eindringen fremdbleibender Fremdwörter ins Deutsche ist so alt, daß man leicht einen eingeborenen, unvertilgbaren Gang zum Durchwirken des Nebegewebes mit fremden Sprachfäden annehmen kann. Mit offener Billigung schrieb Gottfried von Straßburg über seinen Helden Tristan die angeführten Verse (S. 12). Im 13. Jahrhundert empfahl Thomaßin von Zirkläre gradezu die ‚Streifelung‘ des Deutschen mit welschen Wörtern. In der höfischen Versdichtung vermied man die kernhaften deutschen Heldenwörter wie Rede und Degen und ersetzte sie durch die angeblich vornehmeren französischen Ausdrücke. Indessen jene ganze Dichtung war Literatur einer herrschenden, zum Teil einer gelehrten Kaste, ‚Literatenliteratur‘, aber kein Spiegelbild der wirklichen Volks- oder der gebildeten Verkehrsprache. Im Gegenteil, schon in den Frühzeiten unsrer Literatur rührte sich die Verispottung der französelnden Fremdwörterei: Lannhäuser der Minnesänger dichtete

Vieder mit absichtlich spottender Häufung von Fremdbrocken, und in der ältesten deutschen Dorfgeschichte, dem Meier Helmbrecht, wurde die mit fremdsprachlichen Wörtern durchsetzte Rede des heimkehrenden Taugenichts von Bauernsohn dem Hohne preisgegeben. Bis zur Humanisterei blieb unsere Literatur in Vers und Prosa ziemlich sprachrein. Man prüfe z. B. das alte Gesetzbuch Sachsenspiegel auf seine Sprachform: kaum ein Dutzend überflüssiger Fremdwörter stehen darin. Vollends Luthers Prosa ist von einer Reinheit, die bei der Fülle der von ihm behandelten großen Gegenstände unser freudiges Staunen erregt. Nach ihm allerdings begann die Fremdwörterseuche fast uneingeschränkt zu wüten, bis sie um die Wende vom 16. bis zum 17. Jahrhundert eine Höhe erreichte, auf der die Gefahr einer völligen Verfranzoserei Deutschlands, wenigstens seiner herrschenden Kasten, nahe rückte.

Rümelin, einer der standhaften Verteidiger der Fremdwörtererei, meinte: 'Es handelt sich um eine geschichtliche Entwicklung unserer Sprache, die unabhängig (?) als solche zu begreifen und zu begründen ist, die keines Menschen und keines Vereins Willkür wieder rückgängig machen wird.' Sprach- und bildungsgeschichtlich unhaltbar, denn eine 'unabhängig als solche zu begreifende Sprachentwicklung' gibt es nicht; es gibt nur die den verschiedensten, auch sehr gewaltthätigen, Einflüssen zugängliche Gewohnheit sprechender Menschen. Der durch vernünftige Unterweisung sich hebende Geschmack, das Erstarken des völkischen Sinnes, das Vertiefen der Sprachbildung, das gute Beispiel hervorragender Schriftsteller, nicht zum wenigsten die von einer gutberatenden Regierung angeordnete Verbesserung des deutschen Unterrichtes könnten in einem Menschenalter einen ungeheuren Umschwung bewirken, wie er durch ähnliche wohlthätige Einflüsse z. B. im deutschen Kunstgewerbe im letzten Menschenalter eingetreten ist. Man denke nur an das bewußte Ausmerzen von mindestens tausend überflüssigen Fremdwörtern aus der Heeres-, der Post-, der Eisenbahnsprache und an ihren Ersatz durch vortreffliche, im Umsehen eingebürgerte deutsche Ausdrücke, um die Hohlheit der Redensart von der unabhängigen Entwicklung einer Sprache zu durchschauen.

Seit Jahrhunderten, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit nie wieder ganz versiegender Kraft, hat gegen die Sprachwelscherei die Sprachreinigung angekämpft. Dieser noch fortbauende Kampf hat sich vollzogen durch den groben oder feinen Spott des Häufleins der Sprachreiner über das Massenheer der Sprachverschmutzer, durch frechen Hohn der übermächtigen Fremdwörtler über die Sprachsäuberer. Unwiderleglich aber beweist die Geschichte dieses Kampfes, daß auf die Länge nicht die Fremdwörtler, sondern die Sprachreiner obgesiegt haben; denn selbst unsere ärgsten Fremdwörtler bedienen sich vieler von ihren Vorgängern verspotteter, jetzt unentbehrlicher Sprachbereicherungen der 'Puristen'. Außer den unwissendsten Fremdwörtlern weiß man jetzt, daß die neuhochdeutsche Sprache den größten Teil ihrer dauernden Bereicherungen dem Verdeutschungseifer einiger Puristen verdankt, sogar des allerdings ein wenig sonderbaren Philipp von Zesen und des bekannteren Campe, des Verfassers des Neuen Robinson. In dem Abschnitt 'Verdeutschungen' (S. 246) werden wir die Früchte ihrer Tätigkeit näher zu würdigen haben; in meinen 'Deutschen Sprachschöpfern' (1919) stehen sie, etwa 2500, annähernd vollständig beisammen.

Schon hier aber muß vorweggenommen werden die Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins durch den hochverdienten Hermann Riegel (1885). Der Verein hat im ersten Menschenalter seines Wirkens erfreuliche Erfolge geerntet und selbst den Gegnern oder Entstellern seiner Bestrebungen genügt, wie weiterhin gezeigt wird. Vor allem hat er das Sprachgewissen der Gebildeten geschärft; mehr als früher erkennen sie die Notwendigkeit, richtiges und reines Deutsch zu schreiben, bemühen sich auch leidlich darum, sind aber im allgemeinen, zumal die meisten Männer der Wissenschaft, noch nicht weiter gekommen, als den übermäßigen Gebrauch der Fremdwörter scharf zu tadeln — bei jedem Andern, dagegen jedes ihrer eignen zahlreichen Fremdwörter für unentbehrlich, ja für eine besondere Zierde des deutschen Stiles zu halten. Mit seinen mehr als 320 Zweig-

vereinen, nahezu 40000 Mitgliedern unter den gebildeten Ständen ist der Deutsche Sprachverein eine Macht geworden, von der nur bitter zu beklagen ist, daß sie nicht mit viel größerer Macht für die große Sache eingesetzt wird.

Der Verfasser dieses Buches hält sich für berechtigt, die geschichtliche Tatsache hier festzustellen, daß er im Januar 1881, vier Jahre vor der Gründung des Sprachvereins, als Herausgeber des „Magazins für Literatur“ die ernste Mahnung an seine Mitarbeiter richtete und ihr dauernde nachdrückliche Wirkung erzwang: sich in ihren Beiträgen aller überflüssiger Fremdwörter zu enthalten.

*

Einige Jahre nach seiner Gründung widerfuhr dem Sprachverein das Beste, was geschehen konnte, um seinem Streben neuen Sporn und neues Ziel zu setzen: 1889 erschien in den Preussischen Jahrbüchern folgende „Erklärung der Einundvierzig“:

Seit einigen Jahren haben sich in Deutschland Schuss- und Trugvereine (?) zur Reinigung unserer Muttersprache ausgebreitet und ihren Grundsätzen nicht bloß mannigfache Anerkennung, sondern auch praktischen Erfolg bei Einzelnen wie bei maßgebenden Behörden zu verschaffen gewußt.

Jetzt, wo der Gesamtvorstand des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen zu stellen, und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte (?), fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund (?) der Entwicklung und der Bedürfnisse der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit (?) und der nationalen Widerstandskraft (?) unserer Sprache, Literatur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden (1) Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen (?) Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung (?) entschieden zurückweisen.

Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalispolzes (1) erhoben wird. Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher (?) zum sauberen Gebrauch der Sprache (?) und zu fortschreitender Vertiefung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.

Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite (?) dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehr (nur?) steuern kann. Die Regierungen mögen, von sach- und sprachkundigen Männern beraten, umfassender und zugleich behutamer als bisher auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschazes (nur?) Wandel schaffen.

Die Unterzeichneten, denen es fern liegt (?), den Überschwang der Sprachmengerei zu schützen, verwahren sich aber dagegen, daß Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden (?) entschieden werde.

Sie kennen und wollen keine Reichssprachämter (?) und Reichssprachmeister (?) mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei. Unsere durch die Freiheit [der Verächtung?] geübte Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich (?) das ihrem Geiſt Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer (1) Begriffe als bereichernden Gewinn (?) darin festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen (1).

Den maßvollen Satzungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins laufen zahlreiche Beiträge in den (?) Vereinsorganen und der übergroße Eifer vieler Vertreter (?) zuwider, welche das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort suchen und durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung (?) von Ersatzwörtern Schaden (?) anrichten und Unwillen (messen?) herausfordern (1).

Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen (1). Darum verwahren sie sich gegen die Anrufung staatlicher Autorität und gegen die behende Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jakob Grimms Wort [seinem durch die Geschichte der zahlreichen gegliederten Verdeutschungen längst als irrig erwiesenen Wort] in der Oberfläche der Sprache herumrennen und wühlen.

Verfaßt war diese Erklärung von Erich Schmidt, einem geschätzten Gelehrten, zugleich aber einem Schriftsteller mit dem allerschlechtesten Stil, dem präzios verschnörkelten; veröffentlicht wurde sie von Hans Delbrück, für dessen Stil und Sprachsinn die Leser in diesem Buche zum Urteil ausreichende Proben finden. Die Unterschriften einiger bedeutender Dichter und Prosaschreiber waren, wie sich später ergab, nur dadurch herausgelockt worden, daß die Sammler die Unterzeichner über die Satzungen und die Ziele des Sprachvereins getäuscht hatten. Treitschke z. B. hat nachmals bitter bereut, seinen guten Namen einer so schlechten Sache gewidmet zu haben; ähnliches ist von Gustav Freytag bekannt geworden. Wildenbruch wurde sogar begeistertes Mitglied des Sprachvereins. Man hatte Männern wie Heyse, Klaus Groth, Gerok, Sybel, Borchow vorgerebet, der Verein suche die deutschen

Regierungen oder doch die preussische zu bewegen, den Schriftstellern von oben herab, etwa durch Gesetz oder Verordnung, vorzuschreiben, welche Fremdwörter erlaubt, welche verboten seien, und die wirklichen Meister der Sprache in Dichtung und Prosa hatten um der Kunstfreiheit willen ihren Namen hergegeben. Die stilllosen Unterschreiber waren froh, sich als Hüter des wahrhaft guten Deutsch aufzuspielen, und die Mitläufer, die als Schriftsteller überhaupt nicht in Betracht kamen, unterschrieben mit Freuden, schon wegen der sie ehrenden guten Gesellschaft.

Wir müssen uns die Unterzeichner einzeln ansehen, doch erst nach einem Überblick auf die durch Abwesenheit Glänzenden. Keine Gefolgschaft hatten den großen Sprach- und Stilmeistern Erich Schmidt und Hans Delbrück geleistet von den damals noch lebenden Klassikern unsrer Dichtung und Prosa: Gottfried Keller, C. F. Meyer, Marie von Ebner-Eschenbach, Luise von François, Rudolf Lindau, Mosegger, Moltke, Bismarck, um nur einige der allerbedeutendsten und sprachreinsten Schriftsteller zu nennen. Von den hervorragenden Germanisten fehlten u. a.: Rudolf Hildebrand, Friedrich Kluge, M. Trautmann, Behaghel, Suphan, W. Wilmanns, D. Bremer, P. Pietsch, Wadernell, Heyne; hingegen glänzten die Namen grade der nachlässigsten oder noch schlimmeren Schreiber ziemlich vollständig unter der Erklärung. Von Diltheys, H. Grimms, Hayms, Rodenbergs, Wilamowitzens Deutsch stehen durch dieses Buch verstreut der kennzeichnenden Proben mancherlei. Spielhagen, von den damals berühmten Schriftstellern der mit der kläglichsten Sprache, dem unerträglichsten Stil, durfte nicht fehlen, wo sich schlechte Schreiber neben unsre Klassiker zu stellen erdreisteten. Trotz Treitschkes Widerwillen wurde er als Einundvierzigster 'Führender' zugelassen. Wie es um Theodor Fontanes Sprache und Stil bestellt ist, werden die Proben beweisen, die jeder Leser beim Blättern in seinen Werken verhundertfachen kann. Ihm genügt z. B. nicht 'glänzendes Glend', das doch Goethen genügte; er muß 'splendide Misère' schreiben. Alle Achtung vor der guten Erzählungskunst Fontanes, sehr geringe vor seiner Prosasprache.

Einer der unbeschränkten Unterzeichner war jener Karl Weizsäcker, der in seiner 'verbesserten' Bibelübersetzung den Satz Luthers: 'Sintemal ich nichts weniger bin, denn die hohen Apostel sind' (2. Korintherbrief 11,5), als 'führender Schriftsteller, der seine Worte mit Bedacht wählt', verschönernte in: *Denn ich bin in nichts zurückgeblieben hinter den Extraaposteln*. Wir werden diesem 'führenden' Johann Ballhorn noch öfter begegnen, wo mit der deutschen Sprache, mit Luthers Sprache Schindluder getrieben wird (vgl. S. 180). — Von einem andern Unterzeichner, einem gewissen Karl Vardt, der sich gleichfalls zum führenden Schriftsteller ernannte, rührt eine Übersetzung der Horazischen Episteln her, worin u. a. diese von feinstem Sprachsinn zeugenden Verse stehen:

In kräftiger Arbeit schleunig ausgegeben,
Beschloß er als Gamin hinfort zu leben (im alten Rom!) . . .
Oder: Habt ihr zusammen euch Nothion gemacht, . . .
Erjucht er dich, noch etwas zu verweilen
Und sein splendides Jagddinner zu teilen.

Man sieht, wie kurzlebig der Eindruck solcher Züchtigungen wie der durch Lessings *Bademecum* an dem Horaz-Übersetzer Lange ist.

Außer diesem berühmten Herrn Vardt, der in holder Bescheidenheit stehen wollte, wo unsere Klassiker standen, hatten noch eine Anzahl von Männern unterschrieben, die in ihren Berufen als Prediger, Schulmänner, Althphilologen, Zeitschriftleiter aller Ehren wert waren, aber kein einziges hervorragendes Prosawerk aufzuweisen hatten, überhaupt als Schriftsteller nur engen Fachkreisen bekannt geworden waren: Hermann Scholz, Gustav Uhlig, Dietrich Volkmann, Karl Weinhold, Gustav Wendt und andre.

Bemerkenswert ist noch folgendes: Gustav Freytag, 1889 über die Bestrebungen des Sprachvereins gröblich getäuscht, unterwarf bald darauf für eine neue Gesamtausgabe seiner Werke deren Sprache einer strengen Prüfung, beseitigte über 500 Fremdwörter, die er trotz dem 'Bedacht', womit er angeblich geschrieben, achtlos hatte stehen

lassen. Er verfuhr dabei genau nach dem Leitwort des Sprachvereins in der Frage der Fremdwörter: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. So ersetzte er u. a. Generationen, mechanisch, Reputation durch Geschlechter und Geschlechtsfolgen, bewußtlos, Leumund. An Treitschke aber schrieb er bald darauf:

Die Agitation der Sprachreiner hat weit mehr Segen als Nachteil [?] gebracht. Denn sie haben Hunderttausende an Perle und Bopf gezogen und gemahnt, auf das deutsche Sprachgut gegenüber den neuen Importen zu achten. Ich selbst verdanke dieser Polizeiwirtschaft, daß ich aufmerksamer auf den deutschen Ausdruck und sparsamer im Gebrauch der Fremdwörter im Schreiben geworden bin.

Die kleinen Ungerechtigkeiten 'Nachteil' und 'Polizeiwirtschaft' verzeiht man dem Trefflichen: darf doch der geheilte Kranke die Bitterkeit des Heiltrankes schelten. Ebenso verfuhr später der Unterzeichner der Erklärung und Verteidiger der Fremdwörter Rümelin.

Zu den einzelnen Sätzen jener Erklärung noch dies. Unwahrheit enthielt die Behauptung, daß der Sprachverein den Sprachgebrauch von obenher geregelt sehen möchte. Unwahrheit die, daß die Abwehr der Fremdwörter vornehmlich zum Gebot des Nationalstolzes erhoben werde. Nicht minder Unwahrheit die, daß der Sprachverein gefordert habe, Sprachbehörden, Reichssprachämter und Reichssprachmeister einzuführen. Hohles Gerede war das von 'den maßlosen Vereinsorganen'; es gab und gibt nur eins: die Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, ein Muster der Maße, für manche einer allzu langmütigen Maße. Die Behauptung, daß die Puristen des Vereins die staatliche Autorität angerufen hätten, war leichtfertig aus der Luft gegriffen; der Verein hatte keinen Puristen im Vorstande, und dieser hatte niemals den Staat zum Zwange angerufen.

Schlimmer noch war die tolle Annahme des Inhalts der Erklärung. Man stelle sich vor: ein Gelehrter, der als mustergültiger Vertreter der schlechtesten aller schlechten Stilgattungen, der unnatürlich geschnittenen, der eitel gezierten, schon damals galt, sammelte einige ausgezeichnete, viele mittelmäßige und mindestens sechs nach Sprache und Stil klägliche, ja abschreckende Schriftsteller um sich und trat mit ihnen einem großen Verein entgegen, der aus den edelsten Beweggründen für die Reinheit und Schönheit der verwahrlosten Muttersprache kämpfte. Dem Verein gehörten eine Anzahl unsrer bedeutendsten Sprachforscher und viele mit Recht angesehene Schriftsteller an: außerdem Hunderte von Oberlehrern, höchsten und hohen Beamten aller Zweige, führenden Männern in Rat und Tat des deutschen Volkes.

Natürlich begegnen wir in jener Erklärung all den selbstgefälligen Truggründen, mit denen von jeher die ärgsten Fremdwörter ihr Rauberwelsch zu verteidigen gesucht. Der verschwenderische Mißbrauch der Fremdwörter — durch die Andern! — wird phrasenhaft gebrandmarkt; den Fremdwörtern liegt es fern, den Überschwang der Sprachmengerei bei den Andern! — zu schüren'. Selbstverständlich ist jedes Fremdwort der Fremdwörter unter den Verfassern, Sammlern, Veröffentlichern, Unterzeichnern unantastbar, denn — sie erklären sich ja aus eignen Gnaden zu 'führenden Schriftstellern, die ihre Worte mit Bedacht wählen'. Mit gutem Recht wird daher in diesem Buche jedem der schlechten Schreiber, dessen Namen unter jener Erklärung steht, in den größten Fällen seine selbstgerühmte 'Bedachtsamkeit' bei der Wortwahl ins Kerbholz geschnitten.

Dann aber die Dreistigkeit, sich für die ärgsten eignen Sprachjüden auf unsre Klassiker zu berufen und sich anmaßend an deren Seite zu stellen: 'Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsre Klassiker, standen.' Wo standen denn diese? Mitten im 18. Jahrhundert, der deutschen Franzosenzeit unsrer Sprache. Hervorgegangen aus der mehr französischen als deutschen Bildung ihres Zeitalters; mühsam ringend mit einer Sprache, die beinahe zwei Jahrhunderte hindurch in Gefahr gewesen, Mengelsprache oder Barbarenrede zu werden; aufgewachsen in einer heimischen Literatur, die nicht ein einziges großes Sprachmuster neudeutscher Prosa bot: so haben unsre Klassiker Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, nicht zu vergessen Winckelmann, das Gewaltigste geleistet, was in aller Geistesgeschichte je in den Bereichen der Sprache und der Dichtung geleistet wurde: eine edle Literatursprache

und eine herrliche Literatur zu schaffen nach wüster Barbarei. In einem Reiche, dessen größter Fürst der vaterländischen Zunge nur stümperhaft mächtig, der vaterländischen Dichtung fremd, ja feindlich war. Kein Deutscher hat das Recht, einem unsrer Klassiker des 18. Jahrhunderts einen Vorwurf daraus zu machen, daß er, als Enkel eines Geschlechtes ohne Vaterland, als Erbe einer halbfranzösischen, viertellateinischen und kaum vierteldeutschen Geistesbildung, die sprachlichen Spuren der traurigsten Vergangenheit mehr als uns heute lieb aufweist. Wo in der Geschichte der Menschheit sehen wir einen zweiten Fall, daß ein großer Künstler sich erst Werkstoff und Werkzeug selber verfertigen, ein großer Schriftsteller erst seine Sprache schaffen mußte? Selbst als Dante den kühnen Entschluß faßte, ein großes Gedicht italienisch statt lateinisch zu dichten, hatte es längst eine brauchbare italienische Literatursprache gegeben.

Und da erdreisteten sich einige unsrer schlechtesten Schreiber am Ende des 19. Jahrhunderts, nach der ruhmreichen Arbeit der Klassiker und Nachklassiker von anderthalb Jahrhunderten an unsrer Sprache, nach drei Geschlechtern von wissenschaftlichen Ergründern deutscher Zunge, deutschen Stils, deutscher Dichtung, sich zur Verteidigung ihres Rückfalles in die Barbarei des 17. Jahrhunderts zu berufen auf eben jene Klassiker, die freien Meister der Sprache, die befangen in den Gewohnheiten vieler Menschenalter sich noch nicht ganz hatten befreien können vom Fluche der deutschen Franzosenzeit! Wo in Wahrheit der größte von allen, Goethe, in diesen Fragen "gestaunten, das wird am rechten Ort untersucht werden (S. 275). Hier muß vorderhand die schroffe Zurückweisung einer der lächerlichsten und zugleich empörendsten Überhebungen gegen die Meister unsers Stiles genügen.

Dann aber beachte man die tiefe innere Unwahrhaftigkeit jener berüchtigten Erklärung: sie war das einzige in nahezu reiner deutscher Sprache abgefaßte Schriftstück, das je aus der Feder des Verfassers und Verbreiters geflossen war! Mit einem lange unentdeckt gebliebenen Schreiberkniß hatten sie sich, gewiß im Schweiß ihres Antlitzes, eifrig bemüht, sich als edle Reinschreiber aufzuspielen, damit die unbefangenen Leser sich sagen möchten: Fürwahr, Schreiber mit so reiner Sprache haben ein Recht, im Namen der deutschen Sprache aufzutreten. Ich bin hinter jenen Kniß erst sehr spät gekommen. Jedenfalls hat weder Erich Schmidt noch Hans Delbrück je im Leben vor oder nach jener Erklärung etwas so Deutsches verfertigt wie ihre zur Verteidigung der Fremdwörterei erdrechselte Erklärung.

Unwillkürlich kommt einem beim Rückblick auf jene Erklärung der Vergleich mit Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur. Für den in allen Fragen deutscher Sprache und Literatur bejammernswert unwissenden König lassen sich Entschuldigungen beibringen; für die Urheber jener Erklärung keine. In jeder Geschichte der neuhochdeutschen Sprache wird sie eine Rolle spielen wie Friedrichs traurige Schrift, und die schlechtschreibenden Unterzeichner dürfen von Glück sagen, wenn man sie jezt oder später nur drollig nimmt.

Noch ein anderer vergleichender Rückblick zwingt sich auf. Was hätten die wertlosesten unter den Erklärern erklärt, wenn sie zwei Jahrhunderte früher, 1687, zu den 'Führenden' gehört hätten, dazumal als Christian Thomafius in Leipzig das Unerhörteste wagte, was ein deutscher Hochschullehrer wagen konnte: eine Universitätsvorlesung in deutscher Sprache anzukündigen? Man muß das Loben des Professorenklüngels jener Zeit darüber nachlesen: 'daß das ehrliche schwarze Brett so beschimpft und *Lingua latina* als *Lingua eruditorum* so hindan gesetzt worden wäre.' In der dunstigen phrasenreichen, präziösen Schnörkelsprache des Verfassers der Erklärung von 1889 hieß das: 'die Entwicklung und die Bedürfnisse der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit.'

[Die Gerechtigkeit gebietet, in dieser Auflage hinzuzufügen, daß Erich Schmidt, der Verfasser der 'Erklärung' gegen den Allgemeinen Deutschen Sprachverein, nach dem Erscheinen meines Buches jene früher unter seinen 'Charakteristiken' prangende Erklärung aus einem Neudruck mit voller Absicht wegließ! Nach gut beglaubigten Mitteilungen hat

ihn, den gescheiten Mann, nur der Tod gehindert, die einstige Verirrung reuevoll offen zu bekennen. Die von ihrem besser belehrten Verfasser solchermaßen zurückgezogene Erklärung wurde von ihrem unbelehrbaren ersten Veröffentlichers Hans Delbrück nach 25 Jahren, mitten im Weltkrieg ums deutsche Dasein, abermals abgedruckt. Diesmal hat man sich nicht mehr darüber entrüstet, sondern lachend die Achseln gezuckt. Daß Delbrück in Sprachfragen überhaupt nicht mitzählt, weiß alle Welt. — Nachtrag von 1921.]

*

Seit einem Menschenalter ist die Sprachbewegung über jene ebenso empörende wie lächerliche Erklärung samt den Erklärern hinweggeschritten, und auf mehr als einem Gebiet ist mit erstaunlichem Erfolge der aufgehäufte Fremdwörterunrat der Jahrhunderte ausgelegt worden. Im Behördenstil, in der Sprache der besten Zeitungen, im Schriftverkehr der höheren Gewerbskreise herrscht heute unverkennbar größere Sauberkeit als um 1889. Unfre schöpferischen Schriftsteller huldigen fast durchweg dem Grundsatz der Reinheit als eines unerläßlichen Kunstmittels. Auch die Schule, die höhere wie die niedere, tut vielfach, aber lange nicht überall, ihre Pflicht im Ausrotten oder doch Beschneiden der Fremdwörterei, dieser Feindin ehrlicher Bildung, dieser Förderin der Schwindelbildung und des Bildungschwindels. Ein Gebiet unsers geistigen Lebens jedoch ist von der Veredelung unsrer Sprache so gut wie unberührt geblieben: die in der 'Erklärung' mit weisem Bedacht, oder vielmehr gleichfalls mit listigem Kniff völlig übergangene Wissenschaft. Gerade diese aber verichmüßt die sprachlichen Blutbahnen, die sich säubern möchten, immer von neuem mit dem fremden Blutgift. Bei der hohen sachlichen Geltung der Wissenschaft in Deutschland ist diese Verfindigung an einem der vornehmsten Volksgüter unverzeihlich. Ohne die fremdwörtelnde Sprache der Wissenschaft dürften wir hoffen, wenn nicht zu einer reinen, so doch allmählich zu einer leidlich sauberen, anständigen deutschen Gemeinsprache zu gelangen. Mit der wissenschaftlichen Fremdwörterei ist hier nicht gemeint die Überkommenschaft früherer Jahrhunderte, sondern die Sucht, die Seuche, die Wut vieler wissenschaftlicher Schriftsteller von heute, immer neue, immer überflüssigere, immer tollere Fremdwörter zu erfinden. Wir werden diese Krankheit in einem besondern Abschnitt (S. 177) näher untersuchen; zur Kennzeichnung des gegenwärtigen Zustandes vorweg nur wenige Proben.

Zwei Jahrhunderte lang gab es Moral, moralisch, und auch wer sie nicht schreiben mag, weil Sittlichkeit und sittlich genau dasselbe besagen, wird sie als längst eingebürgert gelten lassen. Da Griechisch viel vornehmer ist als Latein, so wurde Ethos, Ethik, ethisch hinzugetan, und ein Verein zur Vertiefung der Sittlichkeit nannte sich vornehmthuerrisch 'Ethische Gesellschaft'. Bald aber reichten weder Moral noch Ethos aus, und es gab neue Bereicherungen unsrer armen Sprat: Immoral und Amoral. Nun fehlen aber noch immer Bimoral, Eymoral, Submoral, Metamoral, Prätermoral, Supermoral usw. Aber vielleicht täusche ich mich, und sie sind schon alle da? Immoralismus und Amoralismus sind mir schon begegnet. Jedenfalls öffnet sich hier ein unermessliches Feld für unsre Ethiker, die zwar die unmoralische Menschheit bisher nicht wesentlich gebessert zu haben scheinen, sich aber um so erfolgreicher der gebrechlichen Sprache annehmen. Bald werden Moral und Ethos völlig ausgeleiert sein, und was dann? Ja was dann? Ich empfehle den wortschöpferischen Ethikern das indische Dharma, das mit seinen vornehmen dh das griechische th noch überbietet. Auch zu Ableitungen ist es nicht ungeeignet: dharmatisch, Dharmatifik, adharmatisch usw. werden keine Schwierigkeiten bereiten. Ein Jahr nach ihrer Einführung wird der tiefgründige deutsche Dharmatiker den oberflächlichen Puristen beweisen, welche neue feine Nüanzen und subtile Differenzierungen dem Dharma gegenüber Moral und Ethos innewohnen.

Primitiv kannten wir, ach ja; seit einiger Zeit kennen wir auch Primitivität, Primitivismus, primitivistisch — sie alle bei gewissen Kunstschreibern und, wie immer, bei Karl Lamprecht. Motiv und motivieren gab es längst; Lamprecht hat uns um die Motivation bereichert, eine unendlich feinere Nüanze als Motivierung. Die Maschine war alt; jung

ist maschinisch und wird fortzeugend eben so Schönes gebären, z. B. Maschinosität, Maschinismus, maschinistisch, maschinibel, maschinabel, maschinubel (wie volubel). Warum eigentlich nicht?

Wenn die Franzosen in ihren Witzblättern den Durchschnittsdeutschen schildern wollen, so lassen sie ihn in jedem Satze mindestens einmal „kolossal“ sagen, was immerhin ein wenig übertrieben ist. Karl Scheffler, einer unsrer sich in Fremdwörtern überschlagenden Kunstschreiber, bildet aus dem ohnehin abgeschmackten „einfachen“ Schwulstwort die Kolossalität; die Monumentalität hatten wir ja schon zum Glück, sonst hätte er sie erfinden müssen. — Die Imagination, ein Kunstausdruck des 18. Jahrhunderts, war einmal aus der Mode gekommen. Das ging nicht an, der berlinfranzösische Kunstschreiber Poppenberg, bei seinen Lebzeiten der größte Fremdwörtler dieser Gattung, erfand imaginatorisch. Warum gerade so? Warum nicht, ich frage im Ernst, imaginibel, -abel, -ubel? Warum nicht imaginal, imaginell, imaginös, imaginistisch, imaginalistisch, imaginalistizistisch? Der Leser halte mich nicht für boshafter, als ich vielleicht bin: bloßes Zeug genau von dieser Art gibt es tatsächlich in unsrer so wonnesamen, so trauten Muttersprache. Die meisten Bereicherungen mit solchen Formen verdanken wir Karl Lamprecht. Seit Menschenaltern gab es das Wort historisch, und obwohl es nicht um einen Hauch mehr besagt als geschichtlich, obwohl die Engländer und Franzosen mit einer Wortwurzel für Geschichte und geschichtlich gut auskommen, mußten wir uns, da wir Deutsche sind, das Nebeneinanderbestehen von geschichtlich und historisch gefallen lassen. Indessen mit der Zeit bedienten sich des Wortes „historisch“ außer den berufsmäßigen Geschichtsforschern ganz gemeine, nicht künftige Schriftsteller, Zeitungsschreiber, Abgeordnete, Minister und anderer Bildungspebel: folglich verlor das Wort für gewisse Berufsschreiber seinen Funstadel, und — sie beglückten die Wissenschaft und uns mit historistisch.

Hierbei, so denkt der dumbe Laie, hätte sich die vornehmste Gelehrsamkeit beruhigen können. Sie beruhigte sich nicht, sondern suchte, um Gottscheds prächtiges Spottwort aufzufriechen, sich noch unverkennbarer *en parlant* von der *canaille* zu *distinguierten*: sie, das heißt Karl Lamprecht, erfand das herrliche historistisch. Die Fremdwörterlei der Wissenschaft ist ja keine Fachsprache, die für Fachgenossen neue Begriffe kurz und schlagkräftig ausdrücken will; sondern sie ist eine Raßendünkeltsprache, die ohne die geringste Begriffsbereicherung, durch bloßes Wortgeklingel, den Schein einer besonders neuen, besonders tiefen Geheimwissenschaft erzeugen will und bei Unkundigen leider oft wirklich erzeugt. Eins der wichtigsten Mittel hierzu ist die griechische Winkelfilbe *ist*; wer hiermit Bescheid weiß, kann, ohne ein Wort Griechisch zu kennen, mit den berühmtesten Männern aller Wissenschaften in der Wortflunkerei wetteifern. Als Vorbilder mögen ihm, außer historistisch und historistisch, dienen: schematistisch bei Servinus, panlogistisch bei Th. Ziegler, impressionistisch bei allen Kunstschreibern, pogromistisch in schlechtgeschriebenen Zeitungen, hetaristisch, negativistisch, subjektivistisch bei Lamprecht. Doch wie armselig erscheint selbst dieser üppigste aller Fremdwortdrechsler! Ein Wort z. B. wie „hetaristisch“ befremdet bei ihm durch die unfruchtbare Vereinsamung. Warum nicht „hetaribel“ für ein Frauenzimmer das zur Dirne, „hetarös“ für eine Gesellschaft die zum Dirnenwesen sich neigt? Warum nicht, mit feinsten verallgemeinernder Abschattung, hetaribilistisch und die davon untrennbare Hetaribilistizität? Sprachlich, wenn man solches Lallen überhaupt zur Sprache zählen will, sind sie ebenso richtig gebildet wie irgendein andres Unwort; also bitte, warum denn nicht? Hermann Bahr ist ganz im Recht, wenn er von jemand schreibt: *Er ist nicht Marxist, nein, sondern Marxistist, so muß man es nennen*. Unter allen Umständen muß man es so nennen, denn die nächste Auflage des Heftischen Wörterbuches mit seinen lumpigen Hunderttausend Fremdwörtern muß doch um einige Tausend Neuschöpfungen vermehrt werden.

Renaissance erklärt jeder Welscher für völlig unersetzbar und unübersetzbar. Sält man ihrer einem vor, daß man ganz einfach „Auflebung“ sagen könnte, so erklärt er uns für verrückt. Zeigt man ihm die Stelle bei Goethe (Italienische Reise, 22. 7. 1787), wo

statt *Renaissance* Auflebung steht, so wird er verlegen, aber nur für einen Augenblick. *Renaissance* gehörte bis vor kurzem zu den armfeligen Welschereien ohne Ableitungen, — da fand ich bei einem Meister des 'Deutschen', Th. Heuß: C. F. Meyer und der *Renaissancismus*. Es war die höchste Zeit.

Sehr beliebt, allerdings nicht ganz so ergiebig, ist die lateinische Bindehilfe *iv*. Bierbaum will in einem Reisebericht wissenschafteln und schreibt von der Kunst des im Krafswagen Dahinrasenden: *Bilder objektiv registrativmäßig aufnehmen*. Doch gewinnt erst Lamprecht dem *iv* die feinsten Reize ab. Intensiv und Intensität hatten wir zu unserm Heile schon; aber wo blieben Intensivität, intensivieren? Jetzt hat Lamprecht sie uns endlich geschenkt. Agitator, Agitation, agitieren besaßen wir; agitativ fehlte noch: vor kurzem fand ich es in einer Zeitung aus der Feder eines Mannes, der sich als abgefragten Feind des Fremdwörterunwesens — bei den Andern — bekannt hat. Julius Stinde, der Schöpfer der Familie Buchholz, bildete einmal derbspottend als Ausfluß der Buchholzerei Acceptabilität; er hatte Lamprecht auf seiner sprachschöpferischen Höhe nicht erlebt, sonst hätte er den Spott unterlassen. Die Wirklichkeit ist ja immer erfinderischer als die Dichtung. Einem strebsamen jungen Germanisten auf dem Gebiete der Wortforschung empfehle ich als Stoff zu einer Habilitationsschrift (oder muß es gemäß den Fortschritten deutscher Wissenschaft nicht vielleicht besser heißen: Habilitisierung oder Habilitistizierung?): Karl Lamprechts sprachliche Neuschöpfungen. In einem Anhang könnte er noch die Theobald Zieglers behandeln, solche Herrlichkeiten wie: luxurieren, Egoität, individuallos (besonders merkwürdig als bisher einziges Beispiel für die Zusammenfügung eines Beiwortes mit los), verabsolutieren, sich standalisieren (weil die Franzosen sagen *se scandaliser*).

In den barbarischen Zeiten unsrer klassischen Literatur sagte man Verinnerlichung und dachte sich etwas Lebendiges dabei; die deutsche Wissenschaft kommt und setzt dafür Esoterisierung: welche Errungenschaft! — Der Egoismus war von altersher da; als unentbehrliche Ergänzung wurde Altruismus geschaffen: *Die schönste Blüte des Christentums ist* — man erwartet: *die Bruderliebe*; nein: *der Altruismus* (in der Nationalzeitung). Doch wie kränkend für den echten und gerechten Fremdwörtler: die beiden äußersten Pole des sittlichen Empfindens waren glücklich mit lateinischen Namen bezeichnet: Egoismus, Altruismus, und die so wichtige, mittlere Linie mußte sich mit gemeinen deutschen Benennungen begnügen: mit Gegenseitigkeit, Wechselgefühl, Gemeinsamkeit, Gemeinschaftsgefühl. Diesem Unfug mußte ein Ende bereitet werden: obwohl wir doch die so wohlklingende *Reziprozität* besaßen, wurde *Mutualismus* hinzuerfunden, von einem angeblich lateinischen Worte *mutualis*, das es nie gegeben, und nun erst hatte die liebe Fremdwörtlerseele Ruh.

Dritter Abschnitt.

Die Fremdwörterseuche.

Melius malum Latinum quam bonum Teutonicum (Besser schlechtes Latein als gutes Deutsch). (Ausspruch eines Nürnberger Lateinlehrers um 1530.)

Ihr, deren grob verderbtes Blut
Sich gleichsam als des Fiebers Mut
Ob meiner Schrift erhitze und gefrieret,
Ihr mischet Deutsch, Welsch und Latein,
Doch keines rein,
Euern Verstand nicht zu lang zu verhalten.
(Wedderlin).

Was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit gereicht, absonderlich zu besorgen. (Seibitz in der von ihm verfaßten Stiftungsurkunde der Berliner Akademie der Wissenschaften über deren Aufgaben.)

Der vorige Abschnitt schilderte den herrschenden Zustand der Sprache unsrer Wissenschaft; die üblichen Ausnahmen sollen an ihrem Ort nicht verschwiegen werden. Es nützt nichts, sich die Augen zuzuhalten gegen die Tatsache, daß die Fremdwörterseuche in

der Wissenschaft, aber noch auf manchen andern Gebieten unsers innern und öffentlichen Lebens immer verderblicher anschwillt. Besteht überhaupt die Möglichkeit, sie zu heilen, dann nur nach der Erkenntnis ihrer ungeheuerlichen Ausbreitung. Behörden und Sprachverein mögen noch so viele schmutzige Zuläufe reinigen und verstopfen, aus immer neuen Schlammgruben und Sielen sickert ununterbrochen neue üble Sauche in den stolzen Strom unsrer Sprache. Jeder der Schriftsteller, von denen auf den folgenden Seiten Beispiele der überflüssigsten, der lächerlichsten Fremdwörterei stehen, würde sich empören, wenn man ihn für einen Fremdwörtler erklärte; denn heißen will keiner so, und doch trifft diese Bezeichnung auf fast jeden zu, mit nur geringen Unterschieden nach Häufigkeit und Geschmac. An vielen unsrer guten Schriftsteller übersehen die meisten Leser die Fremdwörterei, weil ihr glänzende süßnende Eigenschaften gegenüberstehen. Ein Sprachlaster bleibt, was es ist, auch bei dem besten Schreiber; doch werden wir die gelegentliche Fremdwörterei bei Paulsen, Nießsche, Dühring, Harnack, Rosenkranz, also ausgezeichneten Beherrschern des Ausdrucks und des Stiles, anders beurteilen als bei solchen Schludern wie Spielhagen oder solchen Sprachgecken wie Poppenberg oder Hermann Bahr. Die Schreiber stehen in bunter Reihe nebeneinander; sie zeitlich oder nach dem Grad ihrer Fremdwörterei zu ordnen, ist zwecklos.

Paulsen schrieb: *Cicero hat, seitdem die Imitation seiner Latinität aufgehört hat*, und wäre um Gründe für die eherne Notwendigkeit von Imitation statt Nachahmung nicht verlegen gewesen. Ob lateinischer Stil oder Wortgebrauch nicht dasselbe besagt wie Latinität, beantwortete sich der Leser selbst. Ein andermal beklagte er *die Ekstrasierung des Realgymnasiums*.

Rosenkranz wollte sagen (vor 1870): Wir Deutsche sind ein Volk ohne äußerlichen Mittelpunkt. Dies wäre verständlich gewesen. Was schreibt er? Keine Phantasie errät es: *ohne eine äußerliche Centralität!* Sprachlich und logisch ein Unsinn, und doch war Rosenkranz ein sehr gescheiter Mann.

Mommsen: . . . *weil der von der Koalition beherrschten Fraktion dieser Körperschaft die Instruktionen der Machthaber fehlten*. So in einer Geschichte der Römer! Was würde ein römischer Schriftsteller, etwa Tacitus, zu Koalition, Fraktion, Instruktion im Munde eines Deutschen gesagt haben, zu drei Wörtern, die der Römer entweder gar nicht oder nicht in der Mommsenschen Anwendung kannte? Was gar zu einer sich lateinisch nennenden Darstellung, in der die meisten Hauptwörter schlechtes Germanisch wären?

Eugen Dühring begnügt sich nicht mit sozial und sozialistisch, sondern braucht unbedingt *sozialitär*. Weiß er, weiß irgendwer, was dies bedeutet? Es steht weder in einem Wörterbuch der französischen noch einem der Fremdwörter Sprache: wie also kann ein noch so gebildeter Leser genau wissen, was Dühring meint?

Nießsche, der nach seitenlanger Sprachreinheit oft wahre Krampfanfälle der Fremdwörterei erleidet, begnügt sich nicht mit Degeneration, die ja um nichts mehr oder besser ist als Entartung, sondern bastelt sich das tolle Wort *Degenerescenz* zusammen, das gleichfalls genau dasselbe besagt wie Entartung. An einer Stelle des 'Antichrist' spricht er unaufhörlich von *décadence*, von *dekadenten* Werten und dergleichen, als ob er nicht Deutsch verstehe, und wenige Zeilen später schreibt er in genau dem gleichen Sinne vortrefflich: Niedergang, Niedergangswerte.

Carl Busse, einer unsrer lyrischen Dichter, der für die zarten lyrischen Empfindungen die zarten deutschen Ausdrücke findet, berichtet über Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin: *Sie gelten als eine Zierde unserer epistolographischen Literatur*. Er wird uns gewiß beweisen, welche feinere Nuance diesem Schwulst als der 'Briefliteratur' zukommt.

Hermann Bahr, der sein Deutsch gern aus dem Französischen übersezt (z. B. Seelenstände aus *états d'âme*), findet das urdeutsche Wesen unzulänglich für die Schärfe seiner Sinne: *Der Gang ist ein Verräter unserer Essenz*. Wer sich mit Essenzen selbst und dann auf die Straße geht, den mag dieses sein Wesen wohl verraten.

Paul Kühn gibt einem Buche ‚Die Frauen um Goethe‘ den Untertitel ‚Weimarer Intérieurs‘, sprich: Anterörß, — oder wie sonst? — denn der französische *Pluriel* würde anders nicht zur geziemenden Geltung kommen.

Bierbaum, in vielen seiner Gedichte deutschstümelnd bis zur Übertreibung ins Mittelhochdeutsche, bringt ohne Küchenlatein und Speisefartenfranzösisch keinen längern Prosasatz fertig. Er gehört zu denen, die ein deutsches Begriffswort erst dann wählen, wenn ihnen durchaus kein fremdsprachiges einfällt. Ein Wagen ist bei ihm nicht unzulänglich, sondern insuffizient; ein Sitz wird zur Aufnahme weiterer Koffer nicht hergerichtet, sondern adaptiert; ein Schutzleder ist nicht sinnreich, sondern ingenios erfunden. Gegen klappernde Fenster hat er nicht Abneigung oder Abscheu oder Widerwillen, sondern Aversion. Er rüstet sich nicht — es handelt sich um eine so großartige Sache wie eine Lustreise im Kraftwagen —, sondern equipiert sich; ein Kleiderkünstler oder noch einfacher ein Schneider ist ihm ein Kleiderkonstrukteur, eine Aussicht eine Perspektive, Hirse haben ein *air* von Gelangweiltheit. Und der Mann war kein Kellner oder Handlungsreisender von einer jetzt auch schon aussterbenden Art, sondern ein sozusagen berühmter deutscher Schriftsteller.

Schöll will von der Welt, der Gesamtwelt sprechen; Welt genügt dafür, doch doppelt hält besser, also heißt es Totalwelt. Das Gegenteil dazu wäre dann die Partialwelt. Aber warum nicht vornehmer Totalkosmos oder Pantkosmos?

Der Germanist Eugen Wolff, unfähig zwei Sätze hintereinander in deutscher Sprache zu schreiben, spricht von den Begleitumständen lyrischer Gedichte: *Sie muß der Dichter eliminieren, um dadurch die Gefühlsreger in ihrer vollen Intimität zu isolieren, konzentrieren, prononizieren*. Wurde von einem der Dunse des 17. Jahrhunderts elenderes Gewäsch verübt? Könnte der hohnvollste Spötter einen Schreiber schonungsloser übertreibend nachäffen? Wolff ist Lehrer der Deutschkunde an einer deutschen Hochschule.

Der Germanist Max Herrmann, der nicht um sein Leben zu retten die Hauptbegriffe eines längern deutschen Satzes deutsch ausdrücken könnte, schreibt: *Goethes Werther fällt nicht aus dem Oeuvre des Dramatikers und Lyrikers heraus*. Er findet im Werther eine Mischung von *dramatischer Objektivität und lyrischer Subjektivität* und bewundert darin *die zyklisch-lyrische Rolle der Tageszeiten*. Es sei ein *erlesener Genuß, die Intensität* (nur so? nicht Intensivität?) *und die Diskretion zu erkennen, mit der auf wichtige Situationen vorgedeutet wird*. Jerusalems Tod sei für Goethe gewesen *das pragmatische Resultat seiner Reflexionen*, und eine Selbstschilderung heißt: *das autopsychologische Element*. Bei diesem Germanisten haben die deutschen und fremden Begriffswörter ihre Rollen vertauscht: die deutschen erscheinen wie Fremdwörter inmitten des fremdsprachlichen Gestrümmels. ‚Brecherisch‘ hätte Bischer dergleichen genannt. Zu solcher Entartung eines Teiles der sich mit Goethe beschäftigenden Germanistik stimmt es ausgezeichnet, daß das Goethehaus in Weimar jetzt amtlich ebenso undeutsch wie sprachwidrig ‚Goethe-National-Museum‘ heißt. Die große Weimarer Gesamtausgabe seiner Werke heißt allerdings bis jetzt noch nicht ‚Das Oeuvre Goethes‘ aber; unsre Wissenschaft, besonders die germanistische, ist ja entwicklungsfähig.

Vielen Germanisten versagt das Deutsche bis zum Fallen. Professor B. Vitzmann will aufzählen, was für Früchte der ‚gemeinsame Nährboden der modernen Nervosität und Hysterie‘ in der Literatur erzeugt hat. Man sollte denken, einem deutschgeborenen und deutscherzogenen Manne, der die Erforschung der deutschen Sprache zu seinem Lebensberuf gemacht, müßte das, wenn auch mit einiger Mühe, in der Sprache seiner Eltern und seines Wissenszweiges halbwegs gelingen. Folgendes sind die Früchte: *Krasserster Materialismus, mystischer Spiritismus, demokratischer Anarchismus, aristokratischer Individualismus, pandemische Erotik, sinnabtötende Askese*. Er vergißt: fremdwörtelndes Rotwelsch. Der Gelehrte, der solches Deutsch schreibt, wurde vom Staate dazu bestellt, deutschen Jünglingen Vorlesungen über deutsche Sprache und Dichtung zu halten.

Schreiber wie Litzmann haben uns Urteile zugezogen wie das in der Pariser *Revue critique*: *Ce style à moitié (?) viel mehr als das) français qui passe aujourd'hui pour de l'allemand*. Auf unsre gelehrten Welscher macht kein noch so berechtigtes Hohnewort der Feinde Eindruck, denn mit ihrem Dünkelwelsch fühlen sie sich den ja nur reines Französisch schreibenden oberflächlichen Franzosen hochüberlegen. Und dann wundern wir uns, daß die Feinde unsre *Kultuuuhr* verhöhnen und daß unsre einstmaligen Freunde sich von unsrer Würdelosigkeit angewidert fühlen.

Der verstorbene Germanist Haym schrieb über Schiller: ... zu einer *Biographie gestaltet, deren Motive sich auf dem Niveau des populären Interesses für Schiller bewegen* — jedes bedeutsame Wort fremdsprachlich.

Professor Karl Weizsäcker hat Luthers Bibelübersetzung u. a. wie folgt in sein geliebtes Neuhochdeutsch verbessert: für Bürgschaft schreibt er *Kaution*, für Hauptmann *Kommandant*, für Geschöpf *Kreatur*, für Mordmörder *Sikarier*, für Kriegsoberst *Offizier*, für Gerichtstage *Gerichtstermine*, für Ruhr *Dysenterie*, für besessen *dämonisch*, für Fürst *Regent*, für freundlich *human*, für Zerstreuung *Diaspora*, für Gebot *Edikt*, für Kopfgeld *Kapital*, für Jugendgenossen *Proselyten*, für Bornehmste *Notabeln*. Und dieser Verballhornen eines der ewigen Meisterwerke deutscher Prosa hatte die Stirn, seinen Namen unter eine Erklärung von angeblich 'führenden Schriftstellern' gegen einen Deutschen Sprachverein zu setzen! Gibt es außer dem deutschen noch ein Bildungsvolk, unter dem solche Affenschanke möglich wäre? — Hierher gehört auch die Verbesserung Lessings durch einen Germanisten: Lessing spricht im Laokoon über den 'fruchtbarsten Augenblick'; hieraus wird in der Abhandlung eines Deutschlehrers an einem Berliner Gymnasium: 'der fruchtbarste Moment' (wahrscheinlich Momang auszusprechen).

In einer Abhandlung über Novalis will Franz Blei von dessen ins Erhabene verfeinertem Liebesgefühl sprechen. Dies würde jeder Leser verstehen; da jedoch das, was jeder Leser versteht, zu gemein ist, so spricht er von Hardenbergs *sublimen Metaerotik*. Eine gebildete Frau wandte dagegen ein: ich dachte, Hardenbergs Geliebte hieß Sophie, nicht Meta; als ich ihr den Irrtum aufklärte, schämte sich die Gute ihrer Unbildung.

Der Rechtslehrer Franz von Liszt, kein Arzt, spricht von der *deletären Wirkung des Alkoholmißbrauches*. — Ein bekannter Literaturforscher schreibt: *Der Leutnant von heute evolutioniert sich nicht zur Dekadenz*. — Der 'Erklärer' Spielhagen spricht von einem *Stadium des Überreizes, des excitement*. Dies soll eine Steigerung sein; Spielhagen weiß nicht, daß *excitement* schwächer ist als Überreiz, aber Englisch muß ausgetramt werden.

Hans Delbrück, der Sammler und Veröffentlichler der 'Erklärung' schreibt: *Brandt war äußerlich prädisponiert, intellektuelle Leistungen für aktive Leistungen anzusehen*; gleich darauf aber, diesmal seine Worte wirklich mit Bedacht wählend: *Gneisenau aber hatte, wie man es öfter bei Männern der Tat findet, die mit der Anlage zur Wissenschaft...* Also er kann deutsch, nur nicht immer. Natürlich wird er beweisen, welche tiefe Mißankfenkluft zwischen Prädisposition und Anlage gähnt; die Fremdwörter beweisen dergleichen in jedem Falle, denn sie sind von einem unsagbaren sprachlichen Feingefühl befeelt.

In Delbrücks Preussischen Jahrbüchern verkündete ein Herr Robert Heßen: *Das Wort Journalistik deckt einen deutschen Kulturbegriff, der erst mit unsrer Nation untergehen wird*. Und doch hatte selbige Nation mehr als ein Jahrhundert Journalisten gehabt, z. B. den Journalisten Lessing bei der Vossischen Zeitung, ehe sie just dieses Wort für die Zeitungsschreiber erfand, und hatte doch bestanden. Sie wird den Untergang des Journalisten ebenso heil überleben, wie sie den der 'Armee' überlebt hat; wenn ihr nur der ehrliche Zeitungsschreiber und das tapfere Heer bleiben.

Der große Sprachmeister Hans Delbrück kennt ein *höchstes Maximum* und besichert uns die *Rejuveneszenz*. Wer aber meint, dies lasse sich verständlicher auf Deutsch sagen, dem wirft er vor, 'die deutsche Sprache unnational zu verschleimen'. Reines Deutsch hält

er nämlich für unnational. Würde irgendein gesundes Volk einem Menschen wie Delbrück gestatten, über Fragen der Muttersprache mitzureden?

In einer deutschgesinnten Zeitung, der Täglichen Rundschau, stand folgender Satz: *Drei Resolutionen sind beschlossen worden, um gegen die Zustände zu protestieren, insbesondere dagegen, daß die konstitutionelle Agitation despotisch unterdrückt werde.* Man stelle sich vor, ein Franzose schriebe: *Trois Beschlüsse ont été prises pour widersprechen à cet état de choses, surtout à la gewaltherrliche suppression de la verfassungsmäßigelle Werbearbeit*, und man suche das Wort, das ihm von allen französischen Lesern ins Gesicht geschleudert werden würde. Dieselbe erbauliche Übersetzungsübung nehme man mit andren Bröbchen der deutschen Fremdwörtler vor.

Der Germanist Rudolf Lehmann, der einst an der Posener Akademie zum Vertreter des Deutchtums gegen fremde Einflüsse bestellt ward, der Verfasser eines großen Werkes über den deutschen Unterricht, spricht von einer *Robustizität* des Geschehenen und bekennt dadurch, daß solche abgründtiefte Weisheit sich auf Deutsch nicht ausdrücken lasse. Jeder gebildete Pole wird das auf Polnisch ohne weiteres sagen können. Aber mit solcher *Sprache* wie *Robustizität* sichert man vortrefflich den Bestand des Deutchtums, soweit die deutsche Zunge klingt, nicht wahr?

Ich liebe den prächtigen Erzähler Theodor Fontane und genoß die Ehre, Freund von ihm genannt zu werden. Lebte er, ich würde ihm ins Gesicht sagen — und er war der Mann, es ruhig anzuhören —, daß seine Fremdwörtelei über alles vernünftige Maß hinausgeht. Er fühlte sich nicht wie Chamisso als deutschgebildeten Franzosen, sondern war ein durchaus deutscher Mann; überdies waren seine Kenntnisse des Französischen von rührender Dürftigkeit. Das hat ihn leider nicht gehindert, bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit französische Brocken und Fremdwörter aller Art einzustreuen, beinah so arg wie die ärgsten Germanisten. In den *Fünf Schlössern* heißt es von deutschen Menschen: *Er ridicülisierte sie, worauf sie jene hautaine Miene annahm.* In ganz deutschem Zusammenhange spricht er von *einem célebren Rencontre*, denn im Berlinfranzösischen ist Rencontre sächlichen Geschlechts. Ist es nicht trostlos, daß einer unsrer liebenswürdigsten Dichter feinfühligsten deutschen Lesern, nun gar französischen, lächerlich erscheinen muß durch solche dem tüchtigen Manne so übel zu Gesicht stehende Geckerei? Wie böse Streiche hat ihm seine Fremdwörterfucht gespielt! So z. B. wenn er von der Tafelrunde des Prinzen Friedrich Karl spricht, zu der außer einigen Offizieren gehörten: ein Hofprediger, ein paar Schriftsteller, darunter Fontane selbst, und diese Gesellschaft nennt: *die Paladine der Dreilindener Tafelrunde*.

Bei Marx, dem Vater des Sozialismus: *Die Arbeitsteilung reduziert den Arbeiter auf eine degradierende Funktion. Dieser degradierenden Funktion entspricht eine depravierte Seele.* Wie stören uns die anständigen deutschen Fremdwörter Arbeiter und Seele inmitten der kuchenlateinischen Bizeunerisprache.

Ein Leipziger Professor hält folgenden Satz für Deutsch: *Tacitus mit seiner prinzipiellen Abnormität der Satzkonstruktion ist ein Unikum der Literatur*, — doch sehr wohl ein größeres als die gesamte wissenschaftliche Schreiberei solcher Art in Deutschland. — Eine Preisfrage der Leipziger Universität lautete: *Über das relativ beste Organisationsprinzip der Provinzialadministrativmittelinstanzen*, und zwar deutscher, nicht etwa römischer *Instanzen*!

Der Rembrandtdeutsche Langbehn, d. h. der Verfasser eines drittelgeseiten, drittelverrückten, drittelplatten Buches *Rembrandt als Erzieher* (1890), hat endlich das Geheimnis des Deutchtums entdeckt, wie Dilthey das des Genius (vgl. S. 160), und will, o Glück, es uns offenbaren: *Die treibende Grund- und Urkraft alles Deutchtums aber heißt* — höher schlägt unser Herz, unser Atem stockt vor freudiger Erwartung — *heißt Individualismus.*

*

Die neusthochdeutsche Sprache beginnt bewußt das niedrige deutsche Wort Seele auszuscheiden; bei vielen Germanisten überwiegt schon die *Psyche*, ja für Goethe gibt es überhaupt fast nur noch die *Psyche*. Ich nenne keine Namen, es sind ihrer zu viele; und unter ihnen ein paar sonst sprachlich anständige. Vertiefen wir uns in die *Psyche* des ersten dieser germanistischen Fremdwörterler, des kühnen Entdeckers der Goethischen *Psyche*. Etwa dieses stumme Selbstgespräch rollte sich ab (ich übersehe aus dem Germanistischen ins Deutsche): Wie ist es denkbar, daß ich für eine die Welt einsaugende und wieder rückstrahlende Seele wie Goethes mich eines so abgedroschenen, schon von jedem nicht goethe-reifen, ja von jedem nicht einmal promovierten, geschweige habilitierten Deutschen gebrauchten Wortes wie Seele bediene? Wie leicht könnte man in und nun erst außer den Fachkreisen auf den Gedanken kommen, daß ich selbst vielleicht gar keine tiefere Einsicht in das Wesen unsers größten Dichters habe als irgendein nichtzünftiger, nicht festangestellter Kenner und Verehrer Goethes. Setze ich aber *Psyche* statt Seele, so schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe [eine überseherische Freiheit für *Duplizität des Resultats*]: Ich zeige allen des Griechischen Unkundigen, daß ich Griechisch verstehe, was sehr angenehm ist, und ich erzeuge bei ihnen, vielleicht sogar bei einigen harmlosen Fachgenossen, den Glauben, daß ich noch ganz andre Geistesigenschaften Goethes als die durch das banausische, laienhafte Wort Seele ausgedrückten erforscht habe. Bei einigem Mut, der den welschenden Germanisten niemals fehlt, könnten dann Verbesserungen gewagt werden wie: Glücklicherweise ist die *Psyche*, die liebt, — Des Menschen *Psyche* gleicht dem Wasser, — Das Land der Griechen mit der *Psyche* suchend.

Bei der leutseligen Freigebigkeit der Fremdwörterler wurde *Psyche* bald ein Gemeinwort für die Seele überhaupt, von Goethes *Psyche* bis zur *Psyche* eines Rotkehlchens: *Wie verstanden sich aber diese einfachen Leute ganz unbewußt auf die Psyche ihres kleinen Lieblings* (Kunstwart, *Organ für Ausdruckskultur*! von 1908). — *Zwei Hauptverfahren gibt es, die Seele, die Psyche, eines lebenden Wesens von außen zu studieren*. So ist's recht, die Leser wissen ja gar nicht mehr, was Seele ist, sie muß ihnen ins Griechische übersetzt werden. — *Über das organische Leben des Regenwurms waren wir längst unterrichtet; Taylors Studien haben uns auch die Psyche desselben näher gebracht*. — *Das Geheimnis der gelben Psyche* (der Chinesen!). Fehlt bloß noch, daß der Dünger die *Psyche* der Landwirtschaft genannt wird.

Im *Euphorion*, einer germanistischen Zeitschrift für Literaturgeschichte — Band 17, Heft 1, Seite 95, man kann mit solchen unschätzbaren Dokumenten nicht akribios genug probieren — veröffentlicht Heinrich Willemsen einen Aufsatz mit der Überschrift: *Von Heinrich Heines Schulzeit. Ein Beitrag zu seinem Bios*. Der Herausgeber des *Euphorion* fand diese Bereicherung unsers lächerlich kleinen Fremdwörterchases durchaus angemessen, und ich begreife nicht, wie Freunde, denen ich vom *Bios* berichtete, sich darüber entsetzen konnten. Auf *Psyche* für Seele müßte *Bios* für Leben folgen; man bedenke: in einer Zeitschrift, die den vornehmen Titel *Euphorion* führt! Entsetzt ihr euch denn über *Psyche*, *Ethos*, *Ethnos*, *Eros*, und alle ihre Sprößlinge? Schreibt ihr nicht längst *Biologie*, *Biographie*, *Makrobiotik*, *Biogenese*? Ist dem einfachen *Bios* nicht billig, was den Zusammensetzungen recht ist? Hätte Herr Willemsen geschrieben: Ein Beitrag zu seiner *Biographie*, so hätte sich ja kein Mensch entsetzt. Nun also! Kommt aber jemand auf den tollen Einfall, man solle schreiben: zu seiner Lebensgeschichte, so schimpft ihr ihn Purist. Also freuen wir uns über *Bios* und schaffen wir, zunächst für die berühmten Männer, das gemeine deutsche Leben ab; die Rotkehlchen und Regenwürmer werden mit der Zeit nicht zu kurz kommen. Übel allerdings an diesen so sehr vornehmen griechischen Wörtern ist ihre schnelle Abnutzung; je vornehmer, desto modischer und gedenkhafter häufiger der Gebrauch, desto schneller also ihr Verschleiß. Was aber dann? Dann bleibt dieser Meta- oder Hypergermanistik nichts übrig, als meinen alten Rat zu befolgen: Zurück zum Sanskrit! Daß Ihr große Stilmeister es nicht kennt, tut nichts; denn das wäre ja noch schbner, müßte man alle Sprachen kennen, die man fremdwörtelnd bestiehlt und verhandelt.

Welche andre niedrige deutsche Wörter werden der Seele und dem Leben folgen? *Somatisch* habe ich schon gelesen, also weg mit Leib und her mit *Soma*! Zunächst für Goethe: Goethes *Soma*; später für uns gemeine Lebewesen. — Pflicht, Pflichtenlehre? Kinderfabelsprache! Der Gelehrte hat *Deontologie* zu schreiben. Die weitere Entwicklung unter den Händen unsrer gelehrten Prosa-künstler male sich der Leser selbst aus. Denn wie der früh verstorbene Jüngstdeutsche Hermann Conradi so unnachahmbar schön sagte: *„Das Fremdwort ist und wird bleiben das natürliche Motivationsherz des Aphorismus. Das Fremdwort ist das Prinzip der Synthese, es hat Atmosphäre.“*

*

Haym bespricht Schillers Abhandlung *Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit der geistigen* und fühlt sich gedrungen, Schillers gemeine deutsche Ausdrücke *Zusammenhang* und *tierisch* im weitem Verlauf in sein verebeltes Gelehrten-deutsch zu übersetzen: *Der Connex der physischen und geistigen Natur des Menschen*. Setzt erst ist aus Schillers ungelehrtem, nur deutschem, nicht germanistischem Laiengestammel etwas Wissenschaftliches geworden.

Ein Naturforscher schreibt in einem Nachruf auf Robert Koch: *Inmitten dieses unermüdlichen Schaffens stand Koch als das energievollste Ferment, das die langsam verlaufende Reaktion der Entwicklung des Menschengesistes beschleunigte*. Ein Mensch ist ein Ferment, und die Entwicklung hat eine Reaktion. Er meinte Aktion, die Reaktion könnte doch erst nach dem Ferment eintreten; aber bei Fremdwörtern kommt auf solche Kleinigkeiten nichts an, wenn sie nur auf ion endigen und schwammig oder unverständlich sind.

Man sollte denken, ein so vornehmes und wohlhabendes Fremdwort wie *Villegiatur* genüge für einen Sommeraufenthalt im pommerischen Heringsdorf. Doch da entdeckt einer von den Hyperattributionen, an denen wir reicher sind als sonst ein Volk, daß dies für einen Strandort ungenau sei, und schreibt ebenso gründlich wie schön: *Aquaggiatur*. Ist es zu grob, wenn man darauf mit einer in dem Wort enthaltenen Silbe „reagiert“? — In derselben Zeitungsnummer stand: *Dieses Je ne sais quoi besteht in dem Chic und Charme und Pli der Pariserin*. Warum aber das unverständliche *Pli*? Das richtige Berlinfranzösisch lautet doch *Plü*.

Hermann Bahr nennt seinen Band sehr schlechter Novellen: *Romanetten* und glaubt sie dadurch verschönert zu haben. Wie könnte ein so berühmter Mann etwa schreiben: *Geschichten*? — Der sich auf sein Urfrankentum viel einbildende M. G. Conrad spricht von ‚gelb gantierten Händen‘; gelbe Handschuhe sind zu vornehm, um deutsch ausgedrückt zu werden; vielleicht würde er braune Handschuhe einfach Handschuhe nennen.

Was ist eine ‚architektonische Kausalpsychologie‘? Ich weiß es nicht, aber Karl Scheffler weiß es; auf uns dumme Leser kommt nichts an. — *Jetzt ist es neun Uhr abends, und die Königin Sonne hat ihren Séjour am Horizont noch nicht abgebrochen* (so im Berliner Tageblatt). — Schaulal heißt ein nicht unbegabter deutscher lyrischer Dichter, der sein Deutsch vergißt, sobald er Prosa schreibt: . . . *wie er überhaupt das Leben experimentierend traktiert*. Die Gesellschaft wird bei ihm zur *Sozietät*, das Gepräge zum *Cachet*, stürmisch zu *impetuos*. Natürlich höhnt er über die Fremdwörter der andern Lyriker, die es genau so machen, z. B. über deren *geste*: ‚Eure Gebärden sind im besten Fall Tätowierungen.‘ Es gibt keinen strengern Verderber des Fremdwortes eines Andern als den Fremdwörtler.

In Frankreich ist das alte Wort *geste* zum Modewort geworden, — das haben die Franzosen mit sich abzumachen, denn sie fühlen etwas Unmittelbares bei *geste*. Die deutschen Affen der Franzosen fühlen nicht, sondern — affen eben nur. Die Blätter für Kunst, d. h. Stefan George und die Seinen forderten 1900 großartig, daß der Deutsche endlich einmal eine (!) *geste*, die deutsche *geste* bekomme; das sei wichtiger als zehn oberste Provinzen. — Aber wir haben sie ja längst, diese echtdeutsche *geste*: die Afferei; kein zweites Volk macht sie uns streitig; wohl aber haben wir einige Provinzen verloren.

In einer Fibel (von Dietlein, 79. Auflage!) wird zu deutschen kleinen Kindern gesprochen vom „Analysieren und Elementieren (!) zweisilbiger Wörter“, von Vorübungen auf „quadratierten (!) Tafel“, und die Schulbehörde läßt solch Buch gemüthlich zu. — Paul Güßfeld kam in einer Schrift „Die Erziehung der deutschen Jugend“ u. a. auf Schleimsuppe zu sprechen und verteidigte ihr gegenüber die *crème d'orge* als das richtigere Wort. — Der Arbeiterführer Liebknecht schrieb in einer Zeitung für Arbeiter: *Das absolute Recht der Majorität ist der größte Despotismus und zugleich die größte Absurdität.* Er war der Verfasser eines besondern Fremdwörterbuches für Arbeiter!

Der Germanist W. Scherer mochte nicht „Herausgeber“ (eines deutschen Werkes) schreiben; um wieviel feiner ist *Editor*. Verschiedenartig dünkte ihn unfein, also her mit *heterogen*! — Professor Schmoller wollte ein Bild Bismarcks zeichnen: dies nannte er *das Portrait fixieren*. — Man sollte denken, Konzert sei fremd genug; aber nein, ein deutscher singender Gesck kommt in die deutsche Stadt Köln und kündigt an: *Vocal recitals*, und die annoch deutschen Kölner strömen in Scharen hin.

Eine große Berliner Zeitung berichtet über einen verbrecherischen Forstgehilfen: *Er ist typisch für den Jüngling, der im Intérieur der Stube erwachsen ist.* Wäre er doch im *Extérieur* der Stube erwachsen!, vielleicht wäre er dann nicht auf die Bahn des Verbrechens geraten.

Es gibt eine hübsche Zeitschrift „Die Biene“, hauptsächlich gehalten von Bauern, Bahnwärtern, Walдарbeitern usw. Darin steht von einem Pfarrer ein Geschreibsel: „*Apologische Miscellen*“. Dem frommen Manne ist dringend das Lesen des Korintherbriefes 1, 14 anzuraten.

Die Zustände vor der Erfindung der Eisenbahn nennt ein Vortragender in Wien *präferrovia*l. Hätte ihm jemand vorgeschlagen, „voreisenbahnlich“ zu sagen, so hätte der gewiß die Antwort bekommen: Welch unschönes Wort! Gegen *präferrovia*l aber ist nichts einzuwenden. Am Ende „deckt sich“ voreisenbahnlich gar nicht mit dem unentbehrlichen *präferrovia*l?

Deutschsprechende Menschen pflegten bis vor kurzem zu schreiben: Heidentum und Christentum; der Kunstprofessor R. Muther darf so nicht schreiben, denn jeder Leser würde das verstehen. Er schreibt Paganismus und Christentum; jetzt verstehen das die meisten weiblichen und manche männlichen Leser nicht, und mit jedem Leser, der einen Schreiber nicht versteht, steigt nach deutschem Brauch des Schreibers Ansehen. — Der Kunstwart, „*Organ für Ausdruckskultur*“, berichtet ernsthaft: *Moral ist lächerlich, sagte mir jüngst ein freidenkender Arzt. Ich kenne nur ethische Werte.* Weder dem Arzt noch dem Ausdruckskulturorganisten im Kunstwart dämmert es, daß dies genau so sinnreich ist, wie daß die Armut von der Povereté herrührt.

In einer der größten Berliner Zeitungen stand einmal: *Die bravouröse Haltung des Fürsten von Bulgarien.* Zufällig wurde dies dem berühmten französischen Kritiker Sarcey berichtet, und er schrieb: „Frankreich kann es durchaus nicht als eine stillschweigende Ehrenerklärung für seine Sprache betrachten, wenn ein Volk, dessen Sprachreichtum so bedeutend ist wie der deutsche, die französische Sprache so mörderisch entstellt, wie dies in Deutschland durch die Nachäffung französischer Ausdrücke geschieht.“ Es gibt kein französisches Wort *Bravourös*; aber dem echten Fremdwörtler genügt ja weder das deutsche noch das fremde Wörterbuch, sein Wörterseck muß immer größer sein, und er bereichert sogar den französischen (vgl. auf S. 220 *tomber en jeunesse*).

Es bildet sich ein Deutscher Postkartenammlerbund. Warum nicht? Aber wie nennt er sich? Philofartistenbund! Eines Philatelistenbundes (der Briefmarkensammler) durften wir uns längst rühmen.

Und argesichts dieses jedem Beobachter wohlbekannten Sprachzustandes schrieb einer der freiesten Köpfe der Sozialdemokratie, Anton Fendrich, im Weltkrieg: „Wer innen deutsch ist, kann schadlos ein ganzes Schock Fremdwörter vertragen.“ Welch ein Selbstbetrug! Als ob man über einen deutschen Schreiber mit einem ganzen Schock Fremd-

wörter ein Wort verlore. Als ob es einen Fremdwörtler mit weniger als zehn, als hundert Schock gäbe. Als ob sich nicht in der ganzen Prosa unsers öffentlichen und geistigen Lebens fast neben jedem deutschen Begriffswort, oft genug jedem voran, ein Fremdwort spreizte. Unser Unglück ist aber, daß der grauenvolle Zustand der deutschen Sprache nur sehr Wenigen vollbewußt geworden.

Das Tollste, was auf diesem Gebiet in der letzten Zeit erlebt worden, ist der Fall Düfel. Dieser, ein germanistischer Schüler Erich Schmidts, entdeckte im Weltkriege sein germanistisches Herz und gab ein Fremdwörterbuch heraus, das, fest und treu auf den Arbeiten von Sanders, Dunger, Sealsfeld ruhend, ganz brauchbar war. In seinem Vorwort schwärmte Düfel begeisterungsvoll von dem 'königlichen Reichtum' unsrer Muttersprache; und nachdem dies geschehen, machte er selber von seinen Verdeutschungen so gut wie keinen Gebrauch, sondern bediente sich nach wie vor in allem Geschriebenen derselben Welschwörter wie jeder andre welschende Kunstschreiber. Der Bettlerstaat der Welscherei ist ihm wertvoller und unentbehrlicher als der königliche Reichtum des Deutschen.

*

Schadenfreude ist nach Einigen die schönste Freude; aber ach, es freut den Freund sprachlicher Sauberkeit gar wenig, wenn er sieht, wie die Fremdwörtler sich selber mit ihrer Unwissenheit und Lächerlichkeit tagtäglich bloßstellen. J. B. wenn er in dem Aufsatz eines sehr berühmten Schriftstellers liest: *Trotz seiner Popularität ist Tolstoi der großen Masse kaum dem Namen nach bekannt*, welcher Unfinn ihm nicht widerfahren wäre, wenn er sich Popularität zu überlegen versucht hätte. — Die angesehenste österreichische Zeitung berichtete über ein Fest: *Das Publikum massierte sich* (gegenseitig?) *vor und hinter dem Burgtheater*. Und das zu Ehren des Kaisers! — Ach so, der Schreiber meinte wahrscheinlich: es häufte, sammelte, preßte, drängte, quetschte sich. Was aber soll der Leser tun, der jenes absonderliche 'massierte' im deutschen Fremdwörterbuch vergebens gesucht hat? Er muß ja an Körperkneten denken.

Der Germanist J. Minor erzählt von Hamann, *sein erstes Début sei ungeschickt ausgefallen*; leider verschweigt er den Ausfall seines zweiten Débüts. Gerechte Strafe für überflüssige Fremdwörtererei; aber ist das ein Trost?

Von derselben Art sind Sätze wie: *General Willisen hatte sich endlich bereit gefunden, den offensiven Angriff vorzunehmen*, . . . *Das Einzelindividuum ist zu solcher Initiative unfähig*, . . . *Die akute Leichtigkeit, den Kopf zu verlieren* (dies bei Hamerling), . . . *nach welcher Seite das Schwergewicht gravierte* (bei Pfleiderer), . . . *Der hypokratische (!) Zug in Herrn von Bethmanns Regiment* (in einer der größten deutschen Zeitungen), . . . *Das äußerste Extrem*, . . . *Das Momentane einer Augenblicksstimmung*.

Vor einigen Jahren faselte die Augsburger Allgemeine Zeitung von der *Unantastbarkeit der Integrität der Türkei*. Wendungen wie: *Vokalgesang*, . . . *eine höchstpersönliche Individualität*, . . . *numerisch war ihre Anzahl viel kleiner*, . . . *ostentativ zur Schau tragen* begegnen jedem Zeitungsleser ungehört. Vom 'Guerrillakriege' lohnt nicht zu sprechen, er gehört zum eisernen Bestand unsrer Zeitungssprache. — Wundervoll muß die Sprachgewalt eines Wiener Zeitungsmannes sein, der jüngst berichtete: *Vom Dache des Parlamentsgebäudes wehte ein schwarzgelbes Tricolorum*. O möchte es dort wehen *in secula seculorum*! — Sehr hübsch ist auch Ossip Schubins Rückenlatein für 'Bachschne': *Dieses Mädchen hatte nichts von der eckigen Anmut moderner Adolescentinnen*. Im Fremdwörterbuch fehlte das noch, jetzt kommt's endlich hinein. Die *Epheden* für die gar zu gemeinen deutschen Jünglinge hatten wir längst.

Ein Herausgeber von Hebbels Tagebüchern spricht von einer *geschlossenen Phalanx der Gleichgültigen* gegen Hebbel. Diese neue Vorstellung einer geschlossenen Phalanx der über die Welt Verstreuten ist sein ausschließliches Eigentum. — *Im Zirkus Schumann sind die Singhalesen noch für zwei weitere Abende prolongiert worden* (aus einer Berliner Zeitung). Und solche Menschenjinderei nach der Art des scheußlichen Prokrustes

buldet die Berliner Polizei! Hätte der Prolongierer, wenn ihm der unerhörte Gedanke gekommen wäre deutsch zu schreiben, auch „verlängert“ geschrieben?

Dies ist der Zustand der Fremdwörterseuche in unsern gebildetsten Kreisen, soweit einzelne Beispiele, und würden sie aufs Tausendfache vermehrt, das Bild eines Zustandes zeichnen können. Aber ich weiß, der Leser, einmal rückhaltlos auf diesen Krebsfraß unserer Sprache hingewiesen, wird mein Urteil selber bestätigen; er braucht nur eine beliebige deutsche Zeitung, ein beliebiges wissenschaftliches Werk aufzuschlagen, und er wird durchschnittlich in je zwei Druckzeilen ein Fremdwort finden. Ja, es gibt Schreiber, besonders von wissenschaftlichen Werken, die im Durchschnitt nicht eine Zeile ohne ein Fremdwort fertig bringen, selbst wo es sich nicht um entlegene Sondergebiete mit vielen Kunstausdrücken handelt.

Mit einer Sprache von solcher Beschaffenheit ist eine Kunstprosa unmöglich.

Vierter Abschnitt.

Der fremdwörtelnde Dünkel.

Insolentia et frivola jactantia. (Quintilian.)

Sonder viel mehr liegt ihnen daran, daß sie in Vermummung fremder Sprach und Red vor andern etwas mehr geachtet seien. (Fischart.)

Sie wollen sich en parlant von der Canaille distinguierten. (Gottsched.)

Ohne das Mindeste nur dem Bedanten zu nehmen, erschuffst du,
Künstler wie keiner mehr ist, einen vollendeten Ged. (Schiller.)

Wie verfährt die Natur um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein. (Schiller.)

Mit pathetischem Dünkel
Quadrirt den Birtel,

Bisseziert den Winkel.
(Goethe, Nachlaß zum Faust.)

Ach, smet Bräsig bi Sid weg, Produktjon! — Das haben sie sich in den letzten Jahren erst angewöhnt; in meine Kinderjahre wußt kein Mensch was von Produktjon. Das will ich Sie sagen, Meister, das is en bloßen Bierat, indem daß sie gelehrt aussehen wollen. (Fris Reuter.)

Ein Tropfen Nüge und Eitelkeit im Menschen spiegelt sich notwendig in seinem Stile und kann ihn zwar glänzend, absonderlich, interessant und sonst noch manches machen, scheidet ihn aber aus dem Bereich der Schönheit. (Ricarda Huch.)

Unsre mehr oder weniger fremdwörtelnden Klassiker zeigen die Spuren der sprachlichen Zeitkrankheit ihres Jahrhunderts. Aufgewachsen zwischen der griechisch-lateinischen Gelehrten- und der französischen Gesellschaftsprache, verdienen sie keinen Vorwurf, daß sie nicht mit einem Schlage die ganze fremde Lumpenpracht vernichtet haben. Sie hatten eine noch gewaltigere Aufgabe für Deutschland zu erfüllen als die genügend große, uns aus dem Sprachelend abgelebter Jahrhunderte völlig zu erlösen. Nicht die leiseste Anwendung kleinlichen Dünkels spricht aus den von Lessing, Goethe, Schiller gebrauchten Fremdwörtern, und wo immer ein eitler Fremdwörtler sich in irgendwelchen Erklärungen auf jene Meister unsrer Sprache zu berufen erfrecht, da darf man ihm gebührend grob über den Mund fahren. Jawohl, Goethe schreibt an Schiller von Apprehensionen, und Schiller antwortet ihm mit Affiduität; aber diese Wörter sprach alle Welt um beide herum, ohne viel darauf zu geben, und kein Gedanke daran, daß Goethe etwa Schillern, Schiller Goethen gegenüber mit dergleichen großtun wollte. Was aber das Entscheidende: Lessing, Goethe, Schiller sind mit dem ererbten Fremdwörtertrödel nicht nur auskommen, sondern haben eine große Menge bewußt ausgemergelt, Goethe sein Leben hindurch wie nur je ein Purist (vgl. S. 275), und keiner hat sich gleich einigen unsrer Wissenschaftler von heute das Gehirn zermartert und täglich ein bis zwei neue Fremdwörter hinzuerfunden.

Halbbewußte, viertelbewußte, unterbewußte, in allen Fällen aber irgendwelche Eitelkeit liegt der heutigen Fremdwörtelei zu Grunde, soweit sie nicht aus der gedankenlosen Gewohnheit oder dem Zwange des Berufes entspringt. Als ich schon vor Jahren diese Überzeugung in einer Zeitschrift aussprach, wurde mir die Frage entgegengestellt: War auch Bismarck ein Fremdwörtler aus Eitelkeit? Hierauf habe ich geantwortet und wiederhole es hier, da ich den Einwand abermals erwarte: Bismarck war kein Fremdwörtler, denn die meisten Fremdwörter, die er gebrauchte, waren aufgezwungene Berufssprache. Die Meinung, Bismarck sei ein Fremdwörtler gewesen, ist dadurch entstanden, daß von ihm eine Reihe berühmter Aussprüche mit einem Fremdwort angeführt wird, z. B. der von den Imponderabilien der Politik, der pupillariſchen Sicherheit, der Konvergenz. In Wahrheit ist Bismarck der Redner, der Schriftsteller, besonders der Brieffschreiber mit viel weniger Fremdwörtern ausgekommen, als der jüngste Privatdozent und der untergeordnetste Zeitungsschreiber mit der 'höheren Bildung' vereinbar hält. Bismarcks Fremdwörterei war die herkömmliche Handwerkssprache der Gesandtschaften und Ministerien. Als er seine Laufbahn als Staatsmann begann, herrschte das Französische im wechselseitigen Staatenverkehr, und selbst da, wo man deutsch sprach und schrieb, mischte man zum schnelleren Verständnis für die Leute vom Bau die geläufigsten Wörter der französischen Notensprache bei. So kam es, daß der ganz deutschdenkende Landjunker Bismarck als Gesandter mit den Wölfen heulen, also ihre Fremdwörter Sprache reden mußte. Ähnlich steht es mit den Fremdwörtern Wilhelms des Ersten: aufgewachsen unter der Oberherrschaft des Französischen als der Gesellschaftssprache der regierenden Stände, mischte er gar manche, nicht sehr viele, Fremdwörter in seine Niederschriften, in Briefe mehr als in Erlasse, fühlte aber die Fremdwörter so deutlich als geistige Fremdlinge, daß er sie bis ins höchste Alter durch die Lateinschrift — ähnlich wie Schiller — unterschied. In des Kaisers Friedrich Aufzeichnungen und Briefen stehen schon viel weniger Fremdwörter als in denen seines Vaters.

Bismarck ist in den Briefen an Braut und Gattin ein deutscher Mann mit deutscher Sprache, die Fremdwörter in ihnen lassen sich zählen. Zieht man in seinen Reden die üblichen Kunstausdrücke der Parlamente ab, Wörter wie Debatte, Amendement, interpellieren und dergleichen, so muß man nach einer sorgfältigen Untersuchung der Staatschriften und Reden Bismarcks freudig bekennen: Er war das Gegenteil eines Fremdwörtlers, wie es noch jeder wahrhaft große deutsche Mann und Schriftsteller gewesen ist. Die genaue Durchsicht einiger der wichtigsten Erlasse und Reden Bismarcks hat mir folgendes ergeben. In dem Rundschreiben vom 18. Juli 1870 an sämtliche Gesandten des Norddeutschen Bundes, einem Schriftstück von drei Druckseiten, stehen nur elf Fremdwörter, allgemein übliche wie: existieren, Motive, Traditionen, oder zum gesandtschaftlichen Sprachgebrauch gehörige wie: Inzidenzfall, Souveräne. Noch weniger Fremdwörter gebrauchte Bismarck im Reichstag am 20. Juli 1870 in der Rede über die französische Kriegserklärung; auf den drei Druckseiten finden sich mit Ausnahme von 'Genesis der Situation' nur ein paar landläufige Parlamentsfremdwörter. Ähnlich steht es mit den drei großen Seiten seines Berichtes an den König Wilhelm über die Verhandlungen bei Sedan. Man lese ferner die vier Seiten der Antwort Bismarcks an den schweizerischen Gesandten über die völkerrechtliche Seite der Beschickung von Paris: Reklamation, Zirkular, militärische Operationen, konstatieren, Feststellung der Identität und Nationalität, reklamieren, analog, internationale Courtoisie, militärische Aktion — das ist alles.

In der sieben Druckseiten langen Erklärung Bismarcks vom 1. März 1870 im Reichstag über die Todesstrafe kommen nur 13 Fremdwörter vor; in seiner letzten großen Reichstagsrede, der berühmten vom 6. Februar 1888, auf etwa 50 Buchseiten, finden sich nur gegen 20 über den beruflichen Sprachgebrauch hinausgehende Fremdwörter. Ganze Seiten in kraftvollem Deutsch, frei von jedem Fremdwort, so z. B. der schwungvolle Schluß jener Rede, zwei Buchseiten lang, darunter die Stelle: 'Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.' — Endlich Bismarcks bewegte Ansprache an den Reichstag am 9. März 1888 über den Tod des ersten Deutschen Kaisers. Auf den mehr als drei Druck-

seiten kommen an Fremdwörtern nur vor: historisches Aktenstück, Dokument, Konsolidierung der Nationalität. Hiermit vergleiche man beliebige drei Seiten eines unsrer nur bescheiden fremdwörtelnden Gelehrten, der nicht über die Beziehungen des vielstaatlichen und viel-sprachigen Planeten, sondern etwa über die zwischen zwei unbekannten Dichterlingen des 18. Jahrhunderts geschrieben. In allen großen Augenblicken seiner und der deutschen Geschichte hat Bismarck den buntlappigen Bettlermantel der Fremdwörterlei weit von sich geworfen, hat zu Deutschen und Fremden auffallend reines Deutsch gesprochen und geschrieben. Träte ein so im Kern deutschgefinnter Mann wie Bismarck, ausgerüstet mit der veredelten deutschen Sprachkunde der Gegenwart, in die deutsche Geistesbewegung unsrer Tage schreibend und sprechend ein, wer wagt zu bestreiten, daß er dann aufräumen würde mit dem undeutschen und unkünstlerischen Sprachgerümpel aus einer im Deutschgefühl so sehr viel schwächeren Zeit! Man lese gewisse Seiten in Goethes und Schillers Briefwechsel mit ihren oft unverständlichen, längst abgestorbenen Fremdwörtern: wer dürfte heute noch so schreiben? Das und manches andre sind Staffeln unsers Sprachweges, die hinter uns, wir dürfen sagen unter uns liegen, und zu denen wir niemals wieder zurückkehren werden.

Rein, es bleibt dabei: die fremdwörtelnden Quacksalber, Nahrungsfälscher, Speisewirte, Schneider, Schreiber aller Art, gelehrte und ungelehrte — sie alle wollen aus Gewinn-sucht oder Eitelkeit mehr scheinen, als sie sind. Jeder spiegelt mit mehr oder weniger Bewußtsein den Lesern vor, hinter der Sprache seiner Salben, Gifte, Speisen, Kleider, Ab-handlungen und Bücher stecke etwas im gemeinen Deutsch Unausprechbares; Geheim-nisse von so wunderbaren Eigenschaften, daß sie ohne Griechisch, Lateinisch, Küchenlatein echtes und berlinisches Französisch, Englisch usw. nicht auszudrücken, geschweige zu er-fassen seien. Es ist dieselbe unbenehme, geschmacklose Eitelkeit, aus der sich manche Menschen mit falschen Diamanten schmücken und Talmihrfetten mit erbsendicken Gliedern getragen werden. Bei den feineren Abarten dieser Eitelkeit sind es, um im Bilde zu bleiben, Talmifetten mit dünneren Gliedern. Talmi aber, Tombak, Simili oder wie sonst die mit Recht fremdwörtelnden Bezeichnungen für jeden prozenden Schwindel heißen, wird man bei unerbittlich strenger Prüfung auf dem Seelengrunde jedes wirklichen Fremdwörtlers finden. Der Vorsicht wegen füge ich hinzu, daß nicht jeder, der ein allgemein bräuchliches Fremdwort oder noch ein paar darüber gebraucht, schon ein Fremdwörtler ist. Der redliche Leser wird mich verstehen.

*

Man prüfe noch einmal die Beispiele mit *Ethos*, *ethisch*, *Psyche*, *Akme*, *Bios*: wer will uns einreden, daß solche Griechelei nur getrieben werde, weil das Deutsche nicht genüge? Ein hervorragender Germanist R. M. Meyer erwähnt die berühmte Stelle in Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde über die zeitgenössische Dichtung. Sehr schön, also: Überblick, Überschau, Rundblick, Rundsicht, Rundschau, Umschau, Umblick, und zehn, zwanzig andre gute verständliche deutsche Wörter stehen ihm, wenn er nur will, mühelos zu Gebote. Aber er will nicht, *Teichoskopie* muß er schreiben, er kann nicht anders; denn obwohl das der Gelehrsamkeit Alexandrias entlehene Wort und Bild nicht im mindesten paßt, der Leser soll erfahren, daß der Schreiber die Ilias und Griechisch kennt, was jeder Leser dem Schreiber ohne Beweis zutraut, und daß dort eine Rundschau von den Hinnen Ilions vorkommt: darum so stillos wie möglich die *Teichoskopie* der Greise und Weiber auf die kämpfenden Feinde für den Gottfriedschen Rundblick über die dichten-den Freunde. Daß eine große Anzahl seiner Leser das seltsame Wort nicht ohne weiteres versteht, erhöht nur das Ansehen des Schreibers, soll es ja erhöhen. Wollen wir nicht in Zukunft auch Heines Gedicht mit dem *Thalatta! Thalatta!* die *Thalattoskopie* nennen?

Der selbe Gelehrte liest Goethes Wort über Egmont: *Ich gab ihm das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attrattiva) und so die Gunst des Volkes, die stille Neigung einer Fürstin*. Goethe gebraucht ein einzig-mal das italienische *attrattiva* im Gedanken an seine italienische Zeit und als Ausdruck

für eine außerordentliche, dämonische Anziehung. Sogleich wird dieses seltns Sonderwort aufgeschnappt und nun bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit losgefeuert, z. B. ‚Christi-anens *attrattiva*‘, obwohl diese doch einzig auf Goethe gewirkt hat.

Ein so ehrlischer Schriftsteller wie Bölsche läßt sich von dem kleinen Ehrgeiz — der große ist anders — unterkriegen und befremdet, verblüfft die Leser der Einleitung zu einer Volksausgabe von Humboldts Kosmos: *Diese oder jene hypsometrische Angabe stimmt nicht mehr*. Von zehn Lesern müssen neun ein Fremdwörterbuch aufschlagen, um was zu erfahren? Die großartige Enthüllung, daß hypsometrische Angaben bedeutet: Höhenangaben. Bölsche ist viel zu aufrichtig, um nicht einzugesiehen, hier habe es einmal bei ihm gemenschelt. Welcher Erdgeborene wäre frei von jeder Spur der Eitelkeit? Der Verfasser dieses Buches ist kein Pharisäer, der sich in die Brust wirft: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene. Kämpfen aber soll der redliche Schriftsteller mit der uns allen eingeborenen Eitelkeit, der Todfeindin jeder Kunst; diesen Kampf wollen wir sehen. Wem jedoch die Talmikette der Fremdwörterlei propygidt über dem Bauche baumelt, von dem sagen wir: Hebe dich weg, denn du hast nicht gekämpft!

*

Früher behandelte der Schreiber eine Frage, Aufgabe, Erscheinung, einen Stoff, Gegenstand, Vorwurf; heute ist alles ein größtuerisches Problem: *Das Problem des Kleistischen Versbaues*, — *Das Problem der rationellen Züchtung des eßbaren Kaninchens harrt noch immer seiner definitiven Lösung*, — *Das Müllproblem in Halberstadt*.

Halb oder doch viertel entschuldbar ist ein im Parlamentskauerwelsch altgewordener Schriftsteller wie Bamberger, wenn er von der preußischen *Indemnitätsbill* von 1867 spricht, weil man in England ein Gesetz *Bill* nennt. Käme aber einem Engländer je der verrückte Einfall, von einem *Indemnity-Gesetz* zu sprechen? — In Berlin wird ein neues Museum errichtet, und seinen gelehrten Leitern fällt als das Selbstverständliche ein: *Ethnologisches*. Dem Kronprinzen Friedrich verdanken wir, daß es Museum für Völkerkunde heißt; dem Kaiser Friedrich die Umwandlung des *Ministerconseils* in den Kronrat.

Die Kölnische Zeitung, eine der bestgeschriebenen in deutscher Sprache, läßt doch einmal in der Eile der Herstellung den Satz eines auswärtigen Mitarbeiters durch: *Überhaupt geht durch die ganze Geschichte des Boulangismus ein ausgesprochen weiblicher, ich möchte sagen femininer Zug*. Möchten Sie nicht noch lieber sagen ein: ‚weibischer‘?

Von der Zigeunerform ‚Germanistik‘ wurde schon gesprochen (S. 165). Als ich in meiner Deutschen Literaturgeschichte diese Wissenschaft Deutschkunde nannte, nach dem Muster von Deutschlehrer, Deutschverderber, Lateinkunde, Erdkunde, Weltkunde, Wortkunde, Volkskunde, Völkertunde, Sternkunde, schalt der Germanist Munder das richtig gebildete selbstverständliche deutsche Wort: ‚scheußlich‘. Der Zufall fügte, daß ich in derselben Zeitung angezeigt fand: *Neue Erscheinungen der Germanistik*, und durch zwei Zeilen getrennt: *Das hervorragendste Werk der Hühnerologie*. Hätte Jakob Grimm, der leider kein fruchtbarer Wortschöpfer, auch kein geschickter Verdeutscher war, Deutschkunde geschrieben, so würde Munder dies heute so natürlich finden wie irgendeines der Hunderte von Neuwörtern, die wir den kühnen älteren Verdeutschern verdanken. Aber was der Germanistik recht, das ist der Hühnerologie billig: beide Wörter sind auf gleich vornehme Weise gebildet, und gegen den Blumisten, Lageristen, Probisten, Hornisten, Comptoiristen kann kein Germanist etwas Tristiges einwenden. Natürlich darf der Blumist keine Blumenpenden verfertigen, sondern stilgemäß *blumistische Arrangements*; wie der Germanist keine Untersuchungen mitteilt, sondern *Exkurse skizziert*, keine Ausgaben veröffentlicht, sondern *Editionen publiziert*; oder wie kein Anfänger im Schreiben einen Aufsatz zusammenstümpert, sondern einen *Essay*, der ihm keine größere Schwierigkeit bereitet als die der richtigen Betonung.

Der Bürger liebt das Steuerzahlen nicht — eine traurige Wahrheit, die etwas von ihrer Härte verliert, nicht wahr?, wenn wir schreiben: Der Bürger ist antisteuerzahlerisch.

Dies ist ein von mir erfundener lächerlicher Satz; steht es mit folgender Bereicherung unsrer Ausdrucksweise besser? Erich Schmidt will sagen: Der Einzelne hat sich, anders als Prometheus, in den Grenzen der Menschheit zu bescheiden; dies heißt in seiner uns bekannten Schnörkelsprache: *antiprometheisch*. Auch philologisch eine Unmöglichkeit, denn *anti* bedeutet nicht un-, sondern gegen, und der antisteuerzahlerische Bürger hat nichts gegen das Steuerzahlen der Andern. Warum wohl schrieb Schmidt nicht: anders als Prometheus, oder: im Gegensatz zu Prometheus, sondern *antiprometheisch*? Weil es anspruchlose Leser in Menge gibt, die *antiprometheisch* für gelehrt, *anders als Prometheus* kaum für gebildet halten.

Ich schalte hier ein schönes Gedicht aus dem Nachlasse Knoop's (vgl. S. 427) ein:

Eine Unglückliche.

Auf meiner stillen Lebensfahrt
Traß ich ein Weib von sonderbarer Art,
Der Königsmantel schmutzig und zerfetzt,
Mit Glittertram und Lappenzeug besetzt,
Die unvergleichlich herrliche Gestalt
Gebeugt von eines schweren Grams Gewalt;
Und von Mißhandlungen, die es erfuhr,
Berriet das edle Antlitz manche Spur.
Mich trieben ihrer Blide stumme Klagen,
Nach ihrem Schicksal mittheilsdovoll zu fragen.
„Ich war ein Opfer“, sprach sie, „allezeit
Der Noth und der Niederträchtigkeit.
Von bösen Duden litt ich manche Schmach;
Der traurigste Philister stellt mir nach;

Selbst jene lassen kein Erbarmen walten,
Die sich für edel und für vornehm halten.
Und gar — was muß ich nicht von solchen dulden,
Die ihren Lebensunterhalt mir schulden!“

„Doch schützt dich nicht Gericht und Polizei?“

„Ach, die Justiz erklärt mich vogelfrei;
Vergebens würde ich zu jenen wandern,
Sie treiben es noch ärger als die andern.“

„So unglücklich, wie geheimnißvoll!

Doch nenne dich, wenn ich dir glauben soll!“ —
Sie aber sah mir traurig ins Gesicht:

„Kennst du die deutsche Sprache nicht?“

Hans Delbrück will in einem Aufsatz über Clausewitz sagen: *Die Abhängigkeit von den herrschenden Ideen seiner Zeit wirkte auf die Bildung seiner Entschlüsse ein.* Dies wäre einfach, verständig, verständlich. Mit vollem Bedacht, wie immer, schreibt er: *Die Abhängigkeit von . . . war ein Koeffizient in der Bildung seiner Entschlüsse*, nebenbei ein mathematischer Unsinn: Delbrück dachte an Faktor; aber für die Fremdwörterler sind Koeffizient, Faktor, Element, Moment beliebig austauschbare Worthülsen.

Der Naturforscher Forel hält in einer wissenschaftlichen Versammlung einen Vortrag, worin folgender Satz vorkommt: *Diese Weltpotenz besitzt an sich die plastische Expansionsfähigkeit einer endlosen evolutionistischen Diversifikation im Detail ihrer Erscheinungen.* Nicht wahr, eine große Offenbarung? Aus der gelehrtthuenden Zigeunersprache in ehrliches Deutsch übersezt: Die Natur ist endlos im Hervorbringen mannigfaltigster Einzelercheinungen, — eine Platttheit, die keinem reiferen Knaben etwas Neues sagt.

Ein Augenarzt schreibt: *Die Intensität der Kauterisation muß proportional sein der Intensität der Blennorrhoe.* Erhaben! Einer unsrer hervorragendsten Augenärzte, Professor J. Hirschberg, erklärt, es bedeute nichts weiter als: Je stärker die Eiterung, desto stärker die Ätzung. Die erste Fassung ist die des Dünkels, die zweite die der Redlichkeit. — Was bedeutet wohl diese meisterliche Probe hochgeschwollener Welscherei: *Die Intelligenz der Agronomen ist irrationell proportional dem Volumen der produzierten Solanosen* —? Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln. Wäre ich Lehrer, so machte ich mit meinen Schülern Übungen dieser Art zum Abekeln.

J. Burckhardt schreibt in einem Satze: *Von der Perikleischen Grabrede bei Thukydides möge daher die Rede sein; das Altertum aber kannte auch von Gorgias einen epitaphischen Logos.* Was muß das für ein wunderjamers Ding sein! denkt der gutgläubige Leser. Epitaphischer Logos ist widerwärtig verunstaltetes Griechisch für Grabrede!

Ein wissenschaftelnder Geck schreibt in einer großen Berliner Zeitung über die *edaphischen Verhältnisse der Mark*. *Edafos* heißt auf Griechisch Boden; der Geck schwindelt den Lesern vor, er sei ein großer Gelehrter. — Ein mittelmäßiger unter uns lebender Philosoph spreizt sich: *Das allumfassende Weltpneuma*; Goethe kam mit *Weltgeist* aus.

— Krafft-Ebing will folgende Platttheit schreiben: Ein Gehirn, das nicht vernünftig denken kann, war schon im Keim entartet. Daraus macht er folgendes gelehrflingende Geschwätz: *Ein Gehirn, dem diese auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe zivilisierter Menschen integrierende Fähigkeit abgeht, erweist sich als ein ab ovo inferior angelegtes, defektives, funktionell degeneratives.* — G. Hauptmann, Deutschlands größter Dichter, will nicht in schlechtem Deutsch schreiben: 'Die Sonne geht unter,' sondern er will irgend etwas Großartiges, Hochgebildetes, Griechischverstiegenes darbieten und schreibt: 'Dies ist die *kosmische* Stunde.' Er hat zwar kein Griechisch gelernt, muß aber etwas weiterhin wiederum sagen: 'Das *kosmische* Drama' (des Sonnenuntergangs). Ein deutsches Beiwort für die Stunde und das Schauspiel des Sonnenuntergangs findet dieser größte Dichter unsrer Zeit nicht. — Sehnsucht nach Einsamkeit heißt bei diesem deutschen Dichter: 'Sein *quietistisches* Ideal.'

Der Germanist Gustav Röhre, der wütige Verfolger derer, die da meinen, in Deutschland müsse deutsch gesprochen werden, schreibt von der Schwindel erregenden Höhe seiner Wissenschaft hinab verachtungsvoll über die Verteidiger der Realschule: 'Ich habe keinen Anlaß gefunden, mich mit diesen Elementen auseinanderzusetzen, und ich hätte ihnen kaum etwas zu sagen.' — In der Tat! Er hat ja, wie ihm ein hochverehrter Meister der Deutschkunde Friedrich Kluge öffentlich vorgehalten, seinen eignen Fachgenossen, den Germanisten, noch nichts zu sagen gefunden. Desto mehr hätten 'diese Elemente' dem ebenso selbstbewußten wie bedeutungslosen Germanisten Gustav Röhre zu sagen, z. B. daß ein gebildeter Mensch, gar ein Angehöriger der Sprachwissenschaft, zumal der deutschen, allen Anlaß hätte, wenigstens durch seine Sprache zu bekunden, daß er auf der Höhe der Bildung 'dieser Elemente' stehe.

Es muß endlich einmal gesagt werden: ein großer Teil der solch Deutsch schreibenden deutschverderbenden Wissenschaft ist nichts weiter als fremdwörtelnde Jungendrescherei, oder in ihrer eignen Sprache: pueriler Pennalismus. Man übersehe die geschwollenen Fremdwörter und man erhält platteste Gemeinplätze, vor denen sich Primaner entsetzen würden. Dies hat der fremdwörtelnden Scheinwissenschaft ins Gesicht einer unsrer besten Wissenschaftler gesagt, der zugleich einer unsrer feinen Sprachmeister war, der große Arzt und edle Dichter Richard Volkmann (Seander): 'Wird etwa ein wissenschaftlicher Aufsatz dadurch gelehrter oder geistreicher, daß man ihn mit allen möglichen, sei es selbst von der Straße aufgesehenen Fremdwörtern spickt? Die Fremdwörtler reden das sich und andern ein.'

Fremdwörtelnde Kultur, die alle Welt beleckt, hat auf die Strolche und Diebe sich erstreckt. Die Landstreicher heißen in der Amts- und Zeitungssprache Vagabunden, Landstreicherei ist Vagabondage. Mordbuben heißen in der irisch-amerikanischen Straßensprache Hooligans, folglich heißt ein Berliner oder Treuenbrieker Raubmörder ein Hooligan, und, es mußte kommen, kürzlich berichtete eine Zeitung mit vollem Ernst in längeren Aufsätzen über ein 'Syndikat der Hoteldiebe'.

In Berlin richten die Schuldiener eine Bittschrift — sie heißt natürlich Petition oder Petikum — an die Stadtverordneten um Verleihung des Titels Kastellan, 'weil Schuldiener dem fortschrittlichen Geiste nicht mehr entspricht.' Warum sollten sie nicht? Tobt doch ein noch nicht geschlichteter Streit um den höheren oder niederen Rang der Titel Oberarzt oder Assistenzarzt, Stadtschreiber oder Magistratssekretär oder Magistratsassistent. Mit Entrüstung würden diese Stadtschreiber, wie Kaiser Wilhelm 2. sie gutgelaunt richtig benannte, die Zumutung abweisen, sich amtlich so nennen zu lassen. Ein gewisser Gottfried Keller dünkte sich nicht zu vornehm, Staatschreiber zu heißen, und doch war er das, was bei uns zum mindesten ein Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat ist. — In Sachsen verlangten jüngst die älteren Weichensteller den Titel 'Unterasistent'; da sie bescheidenerweise nicht gleich Subassistenten heißen wollten, so willfahrten die Behörden ihrem billigen, d. h. nichts kostenden Wunsche. — Noch heut und diesen Tag heißen in vielen Schulen die Bänke Subsellien; ein Unterschied allerdings zwischen Ober- und Unter-Subsellien, je nach dem Range der Schulen, wird bisher nicht gemacht.

In Preußen und andern deutschen Staaten wird eine veränderte Form der höheren Mädchenschulen geschaffen. Etwas so Großartiges, 'Höhere Mädchenschule' oder 'Mädchensoberschule' zu nennen, geht selbstverständlich nicht an, denn wir sind in Deutschland, und wo bliebe da die 'Bildung'? Folglich heißt das Ding *Lyzeum*, obgleich kein Unterrichtsminister, kein Lehrer, keine Schülerin genau weiß, was *Lyzeum* bedeutet. Die zutreffendste Übersetzung ist 'Wolfschlucht', und dahinein gehört das Scheusal.

Ein deutscher Tierbändiger, noch besser Bändiger, will nicht so erniedrigend heißen; mit ungebändigtem Stolz fordert er den Titel *Dompteur*, und Presse wie Zuschauer nennen ihn so. Ein Taschenspieler heißt *Prestidigitateur*; das Wort läßt sich schwer aussprechen, wird aber dadurch um so vornehmer. — Der *Defraudant* würde eine Beleidigungsklage gegen den anstrengen, der ihn Rassenieb nannte, und — würde sie wahrscheinlich gewinnen. — Die Berliner Lumpensammler handeln mit *Produkten*.

Ähnlich steht es mit dem literarischen Dieb und Diebstahl: viel seltner liest man diese ehrlichen Bezeichnungen der Unehrlichkeit als *Plagiator* und *Plagiat*. Ein *Plagiator* dünkt sich wohl gar sehr vornehm.

Darf man es unsern Bauern allzusehr verargen, wenn sie jetzt, dem lächerlichen Beispiel der 'Gebildeten' folgend, nicht mehr ihren uralten Ehrennamen, sondern den eines 'Ökonomen' führen wollen? Es ist zur Schmach für die neudeutsche Gesittung wirklich wieder so geworden wie im 17. Jahrhundert, als Moscherosch sein Schimpflied dichtete:

Fast jeder Schneider
Will jeund leiber
Der Sprach erfahren sein
Und redt latein,
Wälsch und französich
Halb japonessich,
Wann er ist doll und voll,
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthias
Spricht bona dies,
Wenn er gut Morgen jagt
Und grüßt die Magd;
Die wendt den Kragen
Tut ihm Dank sagen,
Spricht Deo gratias
Herr Hippocras.

Ihr böse Teutschen,
Man sollt Euch teutschen,
Daß ihr die Muttersprach
So wenig acht!
Ihr liebe Herren,
Das heißt nicht mehrnen;
Die Sprach verkehren,
Und sie zerßören.

Der Hannoversche Anzeiger vom 10. September 1904 berichtet über die Verhandlung gegen einen Steinträger wegen groben Unfugs. Auf die Frage: Sie sind Steinträger? antwortete er: Nein, das bin ich nicht, ich bin Baumaterialientransporteur. Schallendes Gelächter. Warum Gelächter? Der Kerl tat doch nur nach den vornehmsten Vorbildern.

Beim Reichspatentamt wurde ein 'Zeitkonstatierapparat' angemeldet. Ahnt der Leser, was für ein Ding das gewesen? Eine Uhr. Ein andermal ein 'Ophthalmoskopischer Apparat', — es war ein Spiegel.

Wie armselig war doch die Sprache unsrer Klassiker: sie besaßen ja nicht einmal die unentbehrlichen Wörter *Suggestieren* und *Suggestion*, obschon ihnen der wunderbar tiefe Begriff nicht ganz fremd gewesen zu sein scheint. Man findet bei ihnen: einreden, unterschieben, beeinflussen, einflößen, eintrichtern und 20, 30 andre Zeit- und Hauptwörter. Doch was ist das alles gegen *Suggestieren* und *Suggestion*! Ich vermute, daß jetzt in den Schulen nicht mehr vorgesagt, sondern suggeriert wird, und gegen eine so vornehme Mogelei werden hoffentlich die Lehrer nachsichtiger sein als gegen das gemeine Vorsagen. Dabei ist *suggester* ein uraltes französisches Wort, durchaus kein Modewort.

Je länger ein Fremdwort, desto süßer stillt es die Eitelkeit. Der Franzose hat sich das leidlich lange Wort *Acclimatation* gebildet; der Deutsche findet das nicht gelehrt, nicht schwungvoll genug, er macht *Acclimatisation* daraus, wenn er sich nicht mit der etwas weniger gelehrten *Akklimatisierung* begnügt. Doch er verschmäht in der Not auch die kleinen Fremdwörter nicht: *clou* ist jetzt der *clou* der großstädtischen fremdwörterlinden Hanswursterei. Auf einem städtischen Grundstücke Berlins tut sich eine große Musikbaracke auf, die sich *Clou* nennt, — die städtischen Behörden dulden den Unfug. Und die Bevölkerung Berlins unterstützte Jahre hindurch einen Riesenrummelbau am Potsdamer Platz mit dem bloßen Namen *Piccadilly*.

Die Amerikaner bringen ein Börsenwort *Concern* auf; daß die deutschen Börsen es nachsprechen, ist halb verzeihlich, aber es steht jetzt auch im politischen Teil mancher deutscher

Zeitungen: *Bethmanns Minister-Concern verspricht keine lange Dauer.* — In der mir vor kurzem zugesandten Bittschrift eines Wohltätigkeitsvereins wurde ich ersucht, im Geiste der Charitativität beizusteuern für dessen „charitativen Zweck“. O wie sich Herz und Geldbeutel des Menschenfreundes bei solchen tiefergreifenden Worten erschließen!

Der übergebuldige Leser hat genug; ihm wie mir wird von all der fragenhaften Eitelkeit so dumm, als ging uns ein Mühlrad im Kopf herum. Zur Belohnung für ihn, zur Erquickung für uns beide setze ich ein erheiternendes Stückchen Dichtung zum guten Nachgeschmack (*pour la bonne bouche* auf Gebildet) her. In Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“ gibt es einen ausnehmend gebildeten Hausknecht Sabakuf, der sich in der gemeinen deutschen Wirklichkeit sehr unglücklich fühlt, denn er ist angeblich, wie er bei jeder unpassenden Gelegenheit ausposaunt, zwei Jahre in Paris gewesen*. Kalisch hat diese spaßige Nebengestalt zu einer Berliner Posse „Der gebildete Hausknecht“ erweitert. Raimunds Sabakuf macht aus der Stubenmädelschaft eine Stubenmädeliade und spricht ganz im Tone des Fürsten Büdler (S. 217) und der Französlinge unter unsern gelehrten Fremdwörtlern etwa in diesem Ton: *Ich versichere Euer Gnaden, ich war zwei Jahre in Paris, aber ein Herz, wie Euer Gnaden zu haben belieben, das ist wirklich nouveau.*

Der gebildete Hausknecht wird sicherlich keine Kunstprosa zustande bringen.

Fünfter Abschnitt.

Der fremdwörtelnde Schwindel.

Was wassch ist, ist falsch. (Altdeutsches Sprichwort.)

Fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit. (Rant.)

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgendeine fremde Beihilfe, hinreichend gewinnen kann. (Goethe.)

In einer Sprache wird man nur groß. Nur in der Muttersprache widerhallen alle Hochgefühle. (Jahn.)

Daher ich bei denen Italienern und Franzosen zu rühmen gepflegt: Wir Deutschen hätten einen sonderbaren Probiertestein der Gedanken, der Andern unbekannt; und wenn sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sei; denn was sich darin ohne entlehnte und ungehörliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sehe wirklich was Rechtfertigendes; aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reindeutsche Sprache nicht an. (Leibniz.)

Die reindeutsche Sprache allerdings nicht, um so mehr die deutschzigeunerische Schwindelsprache:

Jamolin, Mandlin, Pilantine, Neutraline, Albin, Palmutrin, Varin, Polarin, Pfannin, Ramin, Vadin, Polmin, Laurin, Jatin, Carnin, Spartin, Saladin, Bratin, Jasmin, Palmatin, Waslin, Selmina, Arlin, Baffelne, Dallmina, Alpin, Balmillo, Doramin, Kernin, Palmbuttin, Fettalin, Purin, Sanin, Baltina, Sanarine, Romanin, Aromin, Santin, Gofin, Adasin, Kunerol, Vegetaline. Alle diese, bei weitem nicht vollständige, lieblich auf der Zunge zerfließende Bezeichnungen bedeuten in reinlichem Deutsch: Bäckfett. Für Stiefelwische gibt es unter hundert andern feinen Müantßewörtern: *Liparin, Urbin, Pedol, Glättolin, Glanzol, Blendol.* Zum Hutbügeln wird *Zylindrol*, zum Stärken der Plättwäsche *Glanzin* angeboten, zum Glätten struppiger Haare: *Strurwelin*. Von den fünftausend Nähr- und Stärkungsmitteln seien nur *Leciferrin, Hämoglobin, Nutrol, Tropon, Somatol, Somatose, Sanatogen* herausgehoben; von den Wasch- und Schminkeisalben: *Kosmin, Javol, Odol*. In einer einzigen Preisliste von Apothekermitteln — sie heißen natürlich „Pharmazeutische Präparate“ — fand ich 166 Quacksalbereien auf *in*, 83 auf *ol*, darunter *Glühweinol*, 31 auf *al*, 9 auf *ose* — offenbar nicht den hundertsten Teil dessen, was mit griechischen oder lateinischen Wortschwänzen auf den Markt gebracht wird. — In dem Augenblick, wo dies geschrieben wird, geht mir eine gedruckte Anpreisung von *Pneudichtol* zu. *Pneu* ist offenbar Abkürzung von *Pneuma* = Geist, *Dichtol* muß mit Dichten zusammenhängen, also wohl ein Rauchmittel

zur Abfassung geistreicher Gedichte. Oder sollte es nur ein Radreifenlickmittel sein? — Daß die Nahrungsmittelfälscher fast durch die Bank nur in Fremdwörtern schwindeln, ist bekannt und durchaus stilgerecht.

Allerliebste schilderten jüngst die Lustigen Blätter die „natürliche Schöpfungsgeschichte des Menschen“:

Gott machte Adam und Eva eine subkutane Einspritzung von 1,5 Gramm Antischämsolin mit der Folge, daß sich beide nicht schämten, obwohl sie nackt waren. Später bekam die Schlange eine Dosis Bistol und Lingu'n, um listig mit den Menschen sprechen zu können, worauf Adam und Eva von dem Philosophin am Baum der Erkenntnis in Tablettenform aßen.

Weiterhin gibt es dann noch ein *Transpirantil* für den Schweiß des Angesichtes und zuletzt ein *Antiparadisol*. — Dies ist sehr lustig und sehr lächerlich; steht aber wirklich *Blendol* philologisch tiefer als *Germanist*, *Antiparadisol* tiefer als *Antiprometheisch* (S. 190)? Doch nicht bloß philologisch sind *Blendol* und die ganze wüste Horde ähnlicher Unworte gleichwertig mit *Germanist*, *individuell*, *individualistisch* usw.; auch sittlich, moralisch und ethisch stehen die Quackalberschwindelwörter nicht viel tiefer als die fremdwörterlenden Quackalbereien für die einfachsten Begriffe jedes geistigen Menschen. Die Verfertiger von *Blendol*, *Glättolin*, *Kosmin*, *Pneudichtol* usw. kennen die „Psyche“ ihrer deutschen Landsleute sehr genau. Sie wissen, daß nichts auf sie so tiefen Eindruck macht wie die Gelehrsamkeit oder, was in der Wirkung dasselbe ist, ihr äußerer Schein. Der Zusammenrührer einer neuen Stiefelwische sagte sich: „Blickblank“ wäre das treffende, sogar das bestechende Wort, wenn ich nicht zu Deutschen spräche. Klebe ich aber meiner Schmiere einen Zettel mit *Blendol* auf, so glauben die wackern Leute, ich sei ein großer Chemiker und habe mit allen Geheimmitteln der Wissenschaft die einzig wahre Stiefelwische herausbekommen — folglich: *Blendol*. Der Seelenvorgang ist bei dem Verfertiger von *Blendol* der nämliche wie bei dem von *Psyche*, *Bios*, *Ethos* usw.; die Vornehmigkeit des Standes und Berufes macht keinen Unterschied im Wesenskern der Fremdwörterlei.

Ein Gefestgenosse des Verfertigers von *Blendol*, auch ein *Intellektueller*, bot jüngst „*viskosives Konzentrikum*“ an; es war eine Wagenschmiere, und ich bin sicher, daß er glänzende Geschäfte damit macht.

*

Mit Ausnahme einiger, sehr weniger, seit Jahrhunderten eingebürgerter, wenngleich ihrer Tonstelle nach immer noch nicht eingebürgerter Fremdwörter, wie etwa *Natur*, *Musik*, *Melodie*, *Religion*, *Ration* usw., leiden alle Fremdlinge an einem unheilbaren Gebrechen, durch das sie zu Werkzeugen jedes Schwindels vorausbestimmt sind: sie werden von dem, der sie schreibt oder spricht oder liest, nur halb oder weniger oder gar nicht gefühlt, nur halb oder weniger verstanden. Zunächst sind alle Fremdwörter für die Fremdsprachunkundigen hohler Schall. Campe hatte vollkommen Recht: für den, der nicht Griechisch und Lateinisch gelernt, könnte Hypothese ebenso gut Tipstaps, Subjekt Hurliburl heißen. Er wollte damit sagen: das sind keine Wörter, sondern Formeln. Es ist selbst für den Gebildeten unmöglich, bei Wörtern wie *individuell*, *individualistisch*, *Inkompatibilität*, aber selbst bei scheinbar einfacheren wie *Milieu*, *Nuance*, *Faktor*, *Element* etwas zu fühlen, was wir eben unter Fühlen verstehen: im Herzen miterleben. Alle diese und zehntausend andre Fremdwörter sind im besten Falle äußerlich angelernte, „auswendig gelernte“ Begriffsformeln in fremden Lauten; die feinsten Empfindungsaiten dessen, der sie spricht und schreibt, schwingen dabei nicht mit. Kraft des Grundgesetzes des guten Stils: der höchsten Zweckmäßigkeit, sind alle Fremdwörter schlechter Stil, weil sie in höherem oder geringerem Grade dem Zweck alles Schreibens: der vollkommenen, der ungetrübten Gedankenübertragung, widersprechen. Der Verstand, aber nur der des sprachlich vielseitig Gebildeten, erfasst ungefähr die Absicht des fremdwörterlenden Schreibers; sein Herz bleibt unbewegt. Also eines der wichtigsten Werkzeuge zum tiefsten Eindruck auf den Leser und Hörer wird abgestumpft oder zerbrochen.

Niemals werden uns die Wurzelwörter, die wir nicht schon in der Kinderstube von Vater und Mutter und Geschwistern gehört, mit der vollen Gefühlskraft berühren, wie

sie zum restlosen Aufnehmen eines unbekannten Stoffes erforderlich ist. Goethe ging so weit, daß niemand den Andern versteht, daß keiner bei denselben Worten dasselbe was der Andre denkt, und hatte gewiß nicht ganz Unrecht. Immerhin ist das Verstehen leichter bei Worten, die dem Sprechenden von Kindesbeinen an vertraut sind, die von allen sie Gebrauchenden mit fast gleichem Sinn verbunden werden, also bei denen der Muttersprache. Wir haben hierfür den zwingenden Beweis in der jedermann bekannten Tatsache, daß selbst die ärgsten Fremdwörterler von ihrem Zigeunerdeutsch ablassen, sobald ein Urgefühl sie ergreift: im Gebet, im tiefsten Leid, in höchster Lust, mit den Freunden, den Eltern, den Kindern, der Geliebten, der Gattin; kurz da, wo alle Lügen des Lebens, die großen und die kleinen, die Lügen der Gesellschaft, des Staatslebens, der Wissenschaft, dazu die Stillfügen, im Sturm einer echten Leidenschaft dahinsinken. Dann fährt über den ärgsten Fremdwörterler das reinigende Gewitter der lauteren Wahrheit in Gedanken und Worten, der eiserne Fegebesen der Muttersprache. Dann ist es aus mit Aethes gelehrt-tuendem Bombast vom *ethischen Pathos*, und von Glück kann ein Fremdwörterler sagen, wenn ihm alsdann die sittliche Höhe geblieben.

Ach und wie viele bedeutende Gelehrte machen sich mit unverständenen Fremdwörtern lächerlich gleich berühmten Possengestalten. Ein hervorragender, nicht übermäßig fremdwörterlender Germanist wollte, der Zukunft die *Diagnose* stellen. Er meinte die *Prognose*; da er aber bei keinem der beiden Formelwörter etwas fühlte, sie nur aus dem Verstande schöpfte, so verwechselte er sie, obwohl er Griechisch gelernt hatte. Ein anderer Germanist sprach von *kriminellen Verbrechen*, nur weil er nichts bei *kriminell* gefühlt hatte. Für eine große Berliner Zeitung schmiedete ein Fremdwörterler hin: *Gladstones scharfes Wort über Sibirien wird seine Popularität am russischen Hofe wohl kaum verstärken*, weil er sich bei *Popularität* etwas ganz Unbestimmtes, wenn überhaupt etwas gedacht hatte. Ungefühlte Sätze wie: *Dieser Kreuzgang ist von Norden nach Süden orientiert.* — *Am Wege stand ein Kruzifix mit dem Bilde des Gekreuzigten* — *Betrachten wir nun Ludwigs 2. individuelle Persönlichkeit* (warum nicht *persönliche Individualität*?). — *England ist uns trotz der geringeren numerischen Anzahl darin überlegen.* — *Wagner machte dreißigjährig mit Rienzi die größte Furore.*

Alle diese Verquatshungen — wie soll man solch Zeug höflicher benennen? — wären ohne die kaum halbverstandenen Fremdwörter unmöglich. Wer fühlt denn etwas, so wie er bei deutschen Ausdrücken fühlt, bei Wörtern wie *Fiskus*, *Patent*, *bigott*, *Fiasko*, *fanatisch*, *isolieren*, *Standard*, *Proviant*, *Reklame*, ja selbst bei *Religion*? Mit dem Verstande haben wir sie uns zur Not angeeignet, das Herz weiß nichts von ihnen, es ist ein bloßes Kennen. Daß auch Philologen von zahlreichen Fremdwörtern nichts verstehen, wird noch gezeigt werden (S. 204).

Das Fremdwort mit seinem Mangel an Gefühlswerten verengt den Kreis der Verstehenden; kommt gar mangelndes Verständnis hinzu, etwas Unvermeidliches bei den ungeheuren Anforderungen an die fremdwörterlende Sprachenkenntnis der Leser, so schrumpft der Kreis noch mehr zusammen. Die schönwissenschaftlichen, nicht streng sachlichen Werke mit ihren Fremdwörtern wenden sich doch an einen gemischten Leserkreis, müssen aber einem großen Teil halb unverständlich bleiben. Daß viele Zeitungen, die zu Lesern aller Stände und auf den verschiedensten Bildungsstufen sprechen, noch immer unmäßig fremdwörteln, grenzt an die bare Verrücktheit. Der Zeitungschreiber will ja, daß seine Darstellung von jedem Leser gefühlt und verstanden werde, handelt aber durch seine Fremdwörterlei zweckwidrig, wie sonst nur ein Sinnloser. Selbst in England, dessen Sprache aus germanischen und romanischen Bestandteilen gemischt ist, gilt als Regel für das allgemeine Verständnis: möglichst viele *sächsishe* Wörter statt der lateinischen, weil der Leser in der Kinderstube überwiegend sächsische Wörter gehört hat, sie also tiefer fühlt, voller versteht.

Das deutsche Wort ist klar und rechtschaffen, um mit Leibniz zu sprechen; das Fremdwort im besten Falle schwammig, schaumig, in den vielen noch schlimmeren Fällen un-

redlich, schwindelhaft. Erst auf Umwegen über die Wissenschaft steigt beim Klang des Fremdwortes eine Vorstellung in uns auf. Wie treffend ist der verächtliche Ausdruck 'europäische Redensarten' für alle sprachliche Schaumföhlerei; von den europäischen Redensarten aber sind die verlogensten die mit Fremdwörtern. Vothar Bucher ruft einmal aus: '*Nationales Prinzip!* Efelt nicht dem unverbodenen Sprachgefühl schon vor dem Worte? Klare Gedanken, reine Sprache; reine Sprache, klare Gedanken; deutscher Sinn, deutsches Wort! Und dieses Ungetüm zusammengestickt aus zwei geborgten Fetzen.'

Man ist bequem, zu suchen jedesmal
Das deutsche Wort, was dem genau entspricht,
Was man zu sagen wirklich willens ist.
Ein fremdes Wort ist uns geläufiger,
Und wir gebrauchen's, weil's bedeuten kann
Bald dies, bald das, und so denn hier auch paßt.

(Hoffmann von Fallersleben.)

Ja, wie die Faust aufs Auge! Köstlich ist die Geschichte, die Fürst Chlodwig Hohenlohe vom Berliner Kongreß (1878) erzählt. Die österreichischen Bevollmächtigten wären ohne Programm nach Berlin gekommen und hätten gemeint, es solle sich dort 'kristallisieren'. Auf die Frage, was das bedeute, hätten sie geantwortet: 'Wissen's, das ist so ein naturwissenschaftlicher Ausdruck, bei dem man sich allerlei denkt.' Ähnliche europäische Redensarten kennen wir schon: die Faktoren, Elemente, Momente usw. Wenn etwas nichts Besseres ist, — ein Faktor, Element, Moment, Koeffizient ist es immer noch. Ein Professor Karl Boll schreibt über ältere Bilder Lenbachs: *Ihr Wert ruht allein in den Faktoren der Pilotyschen Schule*. Kein Mensch versteht genau, was das Schwammwort hier bedeuten soll. Gleich darauf: *Die moderne Betrachtung hält Lenbach nicht mehr für einen der entscheidenden Faktoren*. Er hätte, wenigstens der anmutigen Abwechslung wegen, hier Elemente oder Momente oder Koeffizienten schreiben sollen.

Weil man phrasenhaft *diametral* entgegengesetzt schreibt, heißt es in Paul Friedrichs Einleitung zu seiner Ausgabe Grabbes: 'Er scheint unserer Zeit durchaus *diametral* zu sein.' Jetzt wissen wir's.

Bin ich allein so überempfindlich gegen verblasenen Fremdwortdunst, oder fühlt nicht jeder unbefangene Leser mit mir, daß dieser Satz W. Scherers hohles Gerede ist:

Die wahre Methode literarhistorischer Forschung steigt durch die Zusammenfassung des Verwandten, das sich bietet, zu einem realen Allgemeinen auf und stellt dieses als bewegende Kraft hin, deren Entstehung aus einer Summe individueller Leistungen ein weiteres Objekt der Forschung, ein vorausgehendes Moment der Darstellung bildet.

Otto Sarrazin, der sachkundige Vorsitzende des Deutschen Sprachvereins, gibt in der Einleitung zu seinem Verdeutschungswörterbuch ein überzeugendes Bild der Armseligkeit, die durch eins der dunstigsten Fremdwörter: *Idee*, ins Denken, Schreiben und Sprechen kommt:

Für Plato war sie das Urbild der Dinge selbst. Auch wir verbinden mit dem Worte nicht nur den Vernunftbegriff, sondern auch andre hohe Vorstellungen. Der Dichter begeistert sich für eine Idee: einen großen erhabenen Gedanken, und dem Werke des wahren Künstlers wird immer eine künstlerische Idee: ein künstlerischer oder Kunstgedanke zu Grunde liegen. Aber das Bild: die Idee, welche diesmal in der Idee, der Seele des Künstlers gelebt, entsprach nicht der Idee: dem Begriffe, welchen man mit der für ein Kunstwerk geeigneten Idee: einem geeigneten künstlerischen Vorwurf oder dichterischen Stoff, zu verbinden pflegt. Es war eine plötzliche Idee gewesen: ein Blitzgedanke, ein plötzlicher Einfall; die Bezeichnung einer erleuchteten Idee, eines Lichtgedankens verdiente keine Idee: sein Gedanke, mit nichten. Er hatte hier von freilich selbst wohl eine unklare Idee: eine undeutliche Vorstellung; aber zu der Idee: dem Entschluß, von der weiteren Durchführung seiner ursprünglichen Idee: seines alten Entwurfes, abzustehen, vermochte er sich nicht durchzuarbeiten. Die abweichenden Meinungen seiner Freunde hielt er für verkehrte Ideen: für irrige Ansichten, und es wurde bei ihm schließlich zur fixen Idee: zu einer Wahnvorstellung, zum festen Wahne, sie mißgönnten ihm nur die Vollenbung seiner Idee: seines Planes. Vergeblich versuchte er, ihnen eine ausführliche Idee: einen Überblick und eine nähere Übersicht über seine eigentlichen Ideen oder Absichten zu geben; es kam damit nicht die Idee weiter: nicht die Spur.

Wir sind mit der Allerweltsidee noch nicht fertig: Die Anschauung oder Idee, daß es verhärtete Gemüter gibt, in denen auch die letzte Idee, der letzte Funke, von Menschlichkeitsgefühl erloschen ist, beruht keineswegs nur in der Idee oder Einbildung. Es ist aber ein Zeichen von augenblicklicher Erregung und Übertreibung, wenn jemand, nur weil beispielsweise der auf den Tisch gebrachte Salat einen etwas faden Geschmack hat, seine Köchin mit der Behauptung anfährt, sie habe von der ganzen Kochkunst nicht die leiseste Idee: nicht die blasse Ahnung, bloß weil sie unterlassen hat, eine Kleinigkeit, einen Tropfen, ein Tröpfchen, ein wenig, oder etwas... kurzum 'eine Idee' mehr Essig an den Salat zu tun.

Seufzend schließt Sarrazin: 'Idéz . . . armer Plato!'

*

Begreift der Leser, daß das Fremdwort nur eine Formel, kein Gefühl, ja nicht einmal ein Begriffswort ist? Daß es schleimig, breiig, dunstig, neblig, wolfig, schleierhaft, schillernd, flimmernd, schwankend ist, also zur Unklarheit, zur absichtlichen und unabsichtlichen, damit aber zum Schwindel wie geschaffen ist? Der echte und gerechte Fremdwörtler jedoch wird unentwegt und voll und ganz dabei verharren: keins von den 34 guten deutschen Wörtern in der Sarrazinschen Plauderei 'deckt sich vollkommen' mit Idee, und — er hat recht: Klarheit deckt sich nie mit Dunst, Schärfe nie mit Schaum, Redlichkeit nie mit Schwindel.

Bettina Brentano-Arnim schreibt an die Dichterin Gündelode:

Schreib doch nicht mehr 'passiert'. Das Wort ist nicht deutsch, hat einen gemeinen Charakter und ist ohne Klang. Kannst du nicht lieber in den reichen deutschen Ausdrücken wählen, wie es der reine Ausdruck fordert: vorgeht, ereignet, begibt, geschieht, wird, kommt? Das alles kannst du anwenden, aber nicht passiert.

Noch viel mehr gute deutsche Wörter hätten sich der Gündelode dargeboten: begegnen, vorkommen, eintreten, eintreffen, sich zutragen, sich abspielen, zustoßen, widerfahren — doch wo ist das Ende? Der so überaus zart fühlende und wählende Fremdwörtler wird abermals sagen: Keins von allen deckt sich mit der einzigartigen, unvergleichlichen Nuance von Passieren.

Wie bedenklich, ja gefährlich die Nebelnatur des Fremdwortes werden kann, mußte Lassalle einst erfahren. In seinem Vortrage 'Das Arbeiterprogramm' hatte er wiederholt von 'Revolution' gesprochen und damit ebenso wohl die gewalttätigen wie die friedlichen Umwälzungen gemeint. Der Staatsanwalt klagte ihn an und Lassalle wurde verurteilt. Es half ihm nichts, daß er sich verteidigte: Mißbrauche ich vielleicht die Sprache, oder führe ich auch nur einen neuen Sprachgebrauch ein, indem ich das Wort Revolution in diesem Sinne nehme? Indem ich es auf die friedlichsten Erscheinungen anwende und den blutigen Aufständen verweigere? Jawohl, er hatte seine Sprache, die deutsche, mißbraucht, denn sie ward nur den Unredlichen dazu gegeben, ihre Gedanken zu verbergen; dem Redlichen, um seine Gedanken so unzweideutig wie möglich kundzutun, und dies kann man, wenn überhaupt, nur in der Muttersprache. Lassalle erklärte: 'Revolution heißt Umwälzung'. Jawohl, so heißt sie; indessen während Umwälzung damals und noch heute nicht unbedingt mit dem Begriff der Gewalttätigkeit verbunden werden muß, — kann, ja muß Revolution nach dem allgemeinen Sprachgebrauch und nach den geschichtlichen Erinnerungen allein oder weit überwiegend als gewalttätige Umwälzung gedeutet werden. Hätte Lassalle deutsch gesprochen, so wäre er nicht verurteilt worden.

In Berlin wurde ein Rechtsanwalt, der den strengen Strafantrag eines Staatsanwalts als 'Reford' bezeichnet hatte, mit einer Strafe wegen Ungebühr belegt: das Wort wurde wegen seiner Zugehörigkeit zur Sportsprache anstößig befunden. Erst das Berufungsgericht hob die Strafe auf, da Reford auch allgemein 'Höchstleistung' bezeichnen könne. Die Zeit wird kommen, wo kein sich achtender Anwalt so erbärmliche Stallknecht-fremdwörter in den Mund nimmt.

Den Landwirten empfahl einst Bismarck, um Mißdeutungen vorzubeugen, 'die Anwendung der Bezeichnung Agrarier gänzlich zu vermeiden und sich stets als das, was sie sind, als Landwirte, zu benennen und zu geben. Man braucht kein Purist der deutschen Sprache zu sein, um einen so verlogenen Ausdruck, wie es heutzutage die Bezeichnung

Agrarier geworden, zu perhorreszieren. 'Die Agrarier ließen sich dies gesagt sein, gründeten den Bund der Landwirte und errangen unter diesem Wortschild Erfolge, die den Agrariern vermutlich versagt geblieben wäre.

Man erinnere sich der Heuchelei mit dem Wort *impulsiv* während der Regierungszeit Wilhelms 2.; des drei furchtbare Kriegsjahre hindurch von dem unseligen Bethmann mit den *realen Garantien* getriebenen Schwindels; der Entschuldigung der Rothhautgrausamkeit der Franzosen mit der *Kriegs-Psychose*, der Erpressungsfolter der *Sanktionen*, der Verleumdung mit der deutschen *Kadaver-Verwertung*!

Was für ein schwindelhafter Unfug wird mit *Objektiv* und *Subjektiv* verübt, welche Gedankenverschleimung liegt ihrem Durcheinanderquirlen zu Grunde! Max Osborn schreibt in einem Aufsatz 'Die Kunst im Leben des Kindes': *Es ist die Frage, ob sich das Millionärskind in seinem sorgfältig ausgestatteten Kinderzimmer subjektiv wohler fühlt als das Proletariatskind auf der Straße.* Kann sich ein lebendiger Mensch anders als subjektiv wohl fühlen? — Häßel entschuldigt sein Buch 'Infulinde', es werde recht wenig den Erwartungen entsprechen; das gilt sowohl in objektiver als in subjektiver Beziehung. Haben diese Dunstworte überhaupt einen Sinn, dann nur den: es wird weder den Erwartungen der Leser noch den meinigen entsprechen. Aber warum sagt der Mann das nicht in einer ehrlichen Sprache? — Karl Bleibtreu faselt wörtlich: *Freilich muß sich eine objektive Subjektivität und eine subjektive Objektivität verbinden* und glaubt sicher, etwas unerhört Tiefes gesagt zu haben. Ebenso Leo Berg über Bleibtreu: *Er hat auch noch nicht die Unmittelbarkeit seiner Subjektivität.*

In einer Zeitung lese ich von einem begeisterten Großgrundbesitzer und Anhänger der Kornzölle: *Wenn die Liberalen die Lage der Landwirtschaft objektiv prüfen, so müssen sie die Zölle billigen.* — Aus der Rede eines Reichstagskandidaten: *Meine Herren, ich bitte, meine Stellung zur Finanzreform objektiv zu beurteilen.* — Aus einer Reichstagsrede: *Die Ausführungen des Herrn Vorredners stellen doch nur seine ganz subjektive Meinung dar.* — Aus der Besprechung einer Deutschen Literaturgeschichte: *Die Urteile über Hauptmann und Sudermann sind durchaus subjektiv.* All dies Geschwätz von *Objektiv* und *Subjektiv* bedeutet, wenn irgend etwas, nur dieses: *Objektiv* ist meine Meinung, *subjektiv* jede andre; ich besitze die objektive ewige Wahrheit, ihr alle seid in schnöder Subjektivität gefangen. Es erinnert an die schöne Erklärung von Egoismus: 'Dieser Mensch ist der verkörperte Egoismus! Über eine Stunde unterhalte ich mich mit ihm, und nicht ein einzig Mal spricht er von mir.' *Objektiv* und *Subjektiv*, allenfalls mit Ausnahme der philosophischen Fachsprache, sind flimmernde Schwindelwörter, die in den Stil keines gebildeten, keines redlichen Schreibers mehr hineingehören.

Wer schwammig und verschwommen denkt, schreibt unfehlbar in schwammigen und verschwommenen Fremdwörtern: *Die Kenntnis Rafaels, der Besitz seiner Werke ist zu einem Element geworden, auf dem die menschliche Bildung überhaupt beruht* (Herman Grimm). Die Bildung beruht auf einem Element: was hat sich Grimm dabei gedacht? Nichts Deutliches, also denken auch wir dabei nichts Deutliches.

Was ist *prägnant*? Es wird selbst von sprachkundigen Fremdwörtlern fast nur in der falschen Bedeutung: 'scharf, genau' gebraucht, also im Durcheinander mit 'präzis', z. B. 'eine prägnante Äußerung'. Goethe schreibt 'prägnant' selten, dann aber in richtiger Anwendung für inhaltsvoll: vor der Schlacht bei Jena hatte er eine 'prägnante Unterhaltung' mit dem Herzog Karl August. — Erich Schmidt rühmt den eignen Stil als 'prägnant', weil er in seine Sätze allerlei nicht hinein Gehörendes stopft.

Was heißt *differenziert*? Wie man es zur Not übersetzen könnte, brauche ich nicht zu sagen. Heute ist es zu einem Modeschwindelfremdwort geworden, das jeder anmaßlichen Untüchtigkeit gepaart mit Sittenlockerung zum trügenden Aushängeschild dient. Früher sprach man von einer 'verdrehen Schraube' und wußte, woran man war. Heute nennt man ein Frauenzimmer, das von den Pflichten des Hauses nichts weiß noch wissen will, das aber einen eben Wust von aufgeschnappten Brocken der Kunstgeschichte, Literatur-

geschichte, Modengeschichte weghat und ebenio elendes Französisch und Englisch radebreicht, ein 'differenziertes Weib' und erzeugt in diesem ganz überflüssigen Geschöpf den Dünkel, sie bezeichne eine höhere Stufe des Frauentums. In Gedanken nennt übrigens jeder vernünftige Mann sie nach wie vor 'verdrehte Schraube', wenn er sie nicht, mit Rücksicht auf die vielseitige Differenzierung ihrer Gunst, 'Kofotte' nennt.

Reizend verulkt Hartleben in der 'Geschichte vom abgerissenen Knopf' die schwindelnde Verschommenheit der Fremdwörter. Da hat ein blöder Bildungsphilister der kleinen Vore geschrieben: 'Ich war suggestiv prädisponiert', und Vore fragt mit Recht: Quatsch! was heißt denn das? Als ihr erklärt wird: 'So viel wie reingefallen, auf den Leim getrocknet', erwidert sie: 'Aha! da hat er nun gedacht, das würd' ich nicht verstehen'.

In Anzengrubers 'Jungferngift' (5,10) gibt es folgende Unterhaltung:

Regel: Du, fürs erste, sag mir amal, was bist denn du eigentlich?

Hollantenwölger: Linguist.

Regel: Dös is g'wiß nitz Rechtschaffn's, weil d' dir's net deutsch g'sagen traust.

Das Regel hat eine feine Nase.

Hans Delbrück schreibt: 'Die feine Eleganz der Sprache' und zwingt uns zu der Frage: gibt es auch eine unfeine? — Ein preußischer Minister von Hammerstein erklärte im Abgeordnetenhaus: *Meine Herren, wenn ich, absolut sage, so meine ich das natürlich relativ.* Unbezahllbar!

Bethmann, der Mann mit den *realen Garantien*, den *Démarchen*, dem *Désintéressement*, hält im Reichstag gewisse Holländerungen für *akzeptabel*; auf erstaunte Zurufe berichtigt er diesen *Lapsus*: für *diskutabel*. Er hätte sie je nachdem auch für *blamabel* oder *lamentabel* erklärt; das alles macht einen deutschen Reichstanzler im deutschen Reichstag nicht — *pitoyable* oder *abominable*.

Zu welchen Verschommenheiten die ungefühlten Fremdwörter selbst einen guten Schriftsteller verführen können, zeigt dieser Satz bei Richl: *So lange ein Wissenszweig bloß dient, ist er überhaupt keine Wissenschaft; er wird dies erst, indem er sein Zentrum in sich selber findet.* Sicherlich hätte er nicht Mittelpunkt geschrieben, denn auch ein dienender Wissenszweig hat seinen Mittelpunkt in sich selbst. Er meinte irgend etwas andres als Mittelpunkt; was aber, wird uns nicht klar, selbst nicht durch seinen Zusatz: 'das heißt, indem er frei und selbständig auftritt.'

*

Von der Verschommenheit des ungefühlten Ausdruckes ist es zum Schwindel nicht weit. Schwindel ist ein hartes Wort, aber ich finde kein andres ebenso treffendes. Wer es gar zu hart nennt, dem räume ich ein: das Schwindeln mittels der Fremdwörter ist vielleicht nicht ganz so gefährlich wie das Fälschen von Banknoten oder Wechseln, aber — geschwindelt ist geschwindelt. Kein Schwindel z. B. im Erwerbsleben ist ohne Fremdwörter vollkommen: man erinnre sich des über die Gaunersprache Gesagten. Im Deutschen lügt man, wenn man noch so höflich fremdwörtelt. Nicht immer wird 2 × 2 gleich zu 5 hinaufgeschwindelt, wohl aber mindestens zu 4½, und schon das ist viel zu viel. Von der Quackalbersprache war schon die Rede; man prüfe die Sprache der schwindelhaften Ausverkäufe, der Nahrungsmittelfälscher, der prahlerischen Schaubudenbesitzer, der Tangel — überall ein ganz ähnliches Zigeunerdeutsch wie in den Werken unsrer vornehmsten fremdwörterlenden Forscher. Nie hat z. B. ein Nahrungsmittelfälscher vor dem Weltkrieg von einem Ersatzmittel gesprochen, immer nur von einem *Surrogat*. Die edle Bichorie war kein Ersatz, kein Zusatz, sondern ein *Surrogat* für Kaffee. Nach Bonn kam einst ein Guckastenmann und kündigte Vorstellungen seines *Panorama international* an (a Person 20 Pfg.). Ein anständiger Bürger machte Lärm in der Ortszeitung: sofort änderte der pfiffige Budenbesitzer seine Anzeige in 'Rundbilder aus aller Welt'. Er hatte geglaubt, mit *Panorama international* ein besseres Geschäft zu machen, und sich dieses einzige Mal geirrt.

In Stuttgart zimmert jemand ein paar Schwimmbuden zusammen und benamst sie: *Balneologisches Institut*. — Aus einem schwäbischen Nest bietet ein Winkelhändler die Reben und Obststämmchen seines *Onologischen und pomologischen Instituts* an. — In einer Hauptstraße Berlins kann man in Schaufenstern Edelsteine aus Glas sehen; sie heißen natürlich: *Imitationen*, echte *Imitationen*, sogar *garantiert echte Imitationen*! Künstliche Edelsteine heißen *synthetisch*, weil die deutsche Bezeichnung in ihrer Ehrlichkeit die Unrechtheit sofort aufdecken würde. — Über einem Kellerloch in Berlin fand ich die Inschrift: *Zymotechnisches Institut*. Das hatte ich noch nie gehört, und die Wißbegier trieb mich, Namen und Art zu erfragen: Wärme, Hefe, Sauerteig wurde in dem Kellerloch verkauft.

Die Wissenschaft tut gelehrt mit Individuell, Faktor, Moment, real usw., das Klein-gewerbe spielt sich auf mit Institut, Atelier, Salon usw. Ein Brillenladen ist ein *Optisches Institut*, Fingernägel werden im *Institut für Schönheitskultur* gepuht, Zähne im *Zahnatelier* ausgezogen oder eingesetzt, ein Haarschneider hat einen oder mehrere *Frisiersalons*. Wenn über diesem Kleinschwindel wenigstens ein bißchen Humor waltete, wie ihn der Begründer einer *Hemdenklinik* übtel! Oder wenn sich fremdwörterlender Urbäterkram so puzig gebärdete wie in diesem Bericht der Rostocker Zeitung vom 7. März 1899 über die Einführung eines neuen Predigers:

Gemäß dem Introduktionsformulare verpflichtete Introducens dann Introducendum mit Ja und Handschlag. Nun erfolgte die solenne Begrüßung Introducendi. An der Amtswohnung Introducti angelangt, richtete der erste Bürgermeister beglückwünschende Worte an Introductum usw. Das ist ein ernstgemeinter Bericht, und doch liegt Rostock nicht in Raragonien, sondern im vernünftigen Mecklenburg.

Der wegen unsagbarer Verirrungen zum Zuchthaus verurteilte Oskar Wilde nannte sich einen *Hedonisten*, und so nannten ihn selbstverständlich mit Wonne alle seine deutschen Bewunderer; die richtige Bezeichnung für ihn war ein ganz andres griechisches Wort. — Die Wünschelrute wird von einem gutgläubigen Schwärmer zu harmloser Selbstbeschwindelung gebraucht: sogleich schreibt ein grundgelehrter Mann über die *rhabdomantischen Verjuche*. — Wie fein läßt Gottlieb Keller von dem Gauner Wohlweisenden den arglosen Salander fremdwörterlender beschwindeln: *Zinsfuß und Zeitberechnung sind amikal*. Ähnlich läßt Goethe seinen Erzschwindler Cagliostro, den Großkophtha, geschichtlich treu mit dem selbstgemachten Unsinn *Melion Helion Tetragrammaton* denen, die nie alle werden, das Geld aus der Tasche fremdwörteln. Unser alter Freund Sganarelle (S. 27) sei hierbei in gebührender Erinnerung gebracht.

Wir leben im Zeitalter der Erotik: kein Buch über die Beziehungen von Mann und Frau ohne *Erotik*, *erotisch*, *Erotiker*. Ein ganz unentbehrliches, unerseßliches Wort. Wahrscheinlich so alt wie die Liebe selbst. Aber seltsam — bei Goethe kommt keins jener unentbehrlichen Wörter vor! Wahrscheinlich hat er von der *Erotik* noch nichts verstanden. — Der *Dramatiker* und *Skeptiker* Lessing kennt weder diese Wörter noch *skeptisch*, *Skeptizismus*, *Skepsis*. Wie armselig ist doch der Wortschatz unsrer Größten, — jeder bessere Sekundanter von heute überbietet sie.

In neuester Zeit wird in allen deutschen Groß- und Mittelstädten straßauf straßab besonders eifrig geschwindelt mit *Zentral*, *Spezial*, *Universal*, *National*. Ein kleines Kellergeschäft nennt sich: *Zentralhalle für Milchkonsum*; ein winziger Laden, worin Seife verkauft wird: *Spezial-Seifenmagazin*; ein Schuhflicker nennt seine Bude: *Universal-Beschlunungsanstalt*; ein Zahnbrecher seine Folterkammer: *Laboratorium für Prothese*. Daß eine Zahnprothese 20 Mark, ein Zahneinsetzen nur 3 Mark wert ist, entspricht der Schwindelzeit, in der wir leben. Man lese in Reuters *Stromtid* (2. Teil, 20. Kapitel), wie Pomuchelskopp mit Malchens und Salchens *eigenem Appartement* großtut. Pomuchelskopp und Bräsig sind zwei Fremdwörterler:

Awer't was en groten Unner'sheid tuschen de Beiden. Bräsig wußt recht gaub, dat hei allerlei bunmeses Lüg mit de Frömdwörbr' anrichten ded, äwer hei habbd't sî einmal anwennt, kunn't nich laten, habbd sin Pleßir daran un scheerte sî wieder um de Welt nich; Pomuchelskopp äwer wull sine Red' dormit upposamentieren.

Nicht viel besser auf geistigem Gebiet. Zwei blutjunge liebenswerte Anfänger, die Brüder Hart, kommen aus Westfalen nach Berlin; flugs gründen sie eine Zeitschrift 'Deutsche Monatsblätter' und geben ihr den 'anmaßlichen Nebentitel' (Heinrich Harts eigne Worte): Zentralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Darf inmitten solches Geflunkers ein Gelehrter vom Range H. M. Meyers anständigerweise noch Zentralfrage für Kernfrage schreiben? Was sollte durch E. Schmidts Allerweltsfremdwort 'universalistisch' upposamentiert werden? Und was besagt das gelehrttuerische Geprähle G. Hauptmanns, er wolle Komplexe geben, nicht Konflikte?

Der Vorsitzende des preussischen Prüfungsamts für junge Rechtsbessiffene, H. Ule, berichtete unterm 25. 1. 1913: 'Die Vorliebe für Fremdwörter zeigt sich besonders bei schwächeren Referendaren, denen solche Ausdrücke bisweilen über Schwierigkeiten oder über mangelhafte Schärfe und Klarheit des Gedankens hinweghelfen sollen.' Also — Schwindelhuberei! Hoffentlich hat Herr Ule solche Schwindelhuberchen 'raffeln' lassen.

*

Von hier aus erblicke ich, der ich trotz allen Bemühungen des Sprachvereins, der Behörden, der besten Zeitungen keinen Rückgang unsrer Krebsartigen Sprachkrankheit wahrnehmen kann, die ferne Möglichkeit einer Heilung. Alle Versuche, dem Übel mit dem Verufen auf die Sprachwissenschaft, auf den vöblischen Stolz beizukommen, sind gescheitert. Man hat den guten Geschmack aufgeboden gegen den schlechten; indessen die Fremdwörtler halten ja ihr Zigeunerdeutsch für wunderschön. Man führe aber den Kampf als einen der Sprachrebllichkeit gegen den Sprachschwindel, gegen die sprachliche Ehrlosigkeit, wie der deutschschreibende Germanist M. Trautmann die Fremdwörtelei seiner Fachgenossen nennt; halte den Belehrbaren unter den Fremdwörtlern die Fremdwörtelei der Quacksalber und der Uehrlichen aller Gattungen unter die Augen, und man wird, vielleicht, durch die Scham vor der Gemeinschaft mit der fremdwörtelnden Schwindlerwelt erreichen, was nicht gelang durch das Poehen auf den ja immer bestreithbaren guten Geschmack oder auf die Vaterlandslicbe, die man selbst unsern ärgsten Fremdwörtlern nicht aberkennen mag. Gelänge es, in unserm Volk das Gefühl zu erzeugen: übe argwöhnischste Vorsicht vor jeder Ankündigung, Zeitung, Schrift mit ausgesprochener Fremdwörtelei, denn sicherlich handelt es sich dabei um nichts vollkommen Reblliches, immer steckt eine große oder kleine Unwahrhaftigkeit, ein Mehrscheinenwollen als Sein dahinter, so wäre die Kraft einer uralten deutschen Krankheit gebrochen. Kein vornehmer, kein saubrer, kein ehrlicher Schreiber würde dann ein einziges Fremdwort mehr gebrauchen, als einsteilen noch unbedingt nötig ist.

Eine Kunstsprosa wird der Sprachschwindler nicht zustandebringen, denn die Kunst ist ehrlich.

Sechster Abschnitt.

Fremdwörter und Verständlichkeit.

Wer teutschet mir das Teutsche? Es ist ohne einen Dolmetscher, der etlicher Sprachen mächtig ist, nicht zu verstehen. (Karl Gustav von Hille, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft.)

Wem schreiben sie die Zeitungen zu lesen? Nicht den Franzosen, nicht den Italienern, nicht den Spaniern; sondern es geschieht dem ehrlichen Teutschen zu lieb. Aber was ist das, da so viel Französisch, Italienisch, Spanisch, darinnen, das solches kein Teutscher verstehen kann, und ist gewiß, welcher nicht auch im Französischen oder Italienischen Bescheid weiß, daß derselbe kein Zeitung verstehen kann. (Schill in 'Der Teutschen Sprache Ehrenkranz', 1644.)

Von jeher ist der Zweck der Einmischungen (der Fremdwörter) gewesen, zuvörderst aus der unmittelbaren Verständlichkeit und Bestimmtheit, die jede ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen. (Fichte.)

Vom Griechischen und Lateinischen reden die Klüger der sprachlichen Alimoberei des 17. Jahrhunderts gar nicht; die beiden alten Sprachen verstanden sich in allen Büchern und Zeitungen von selbst; das Englische war damals von den deutschen Fremdwörtern

noch nicht entdeckt, tauchte erst im 18. Jahrhundert bescheiden auf und ergießt sich in vollem Schwallde seit einem Menschenalter über unsre Sprache des öffentlichen, ja schon des häuslichen Lebens. Was aber würden sie sagen, wenn sie folgendes Bröbchen der neusten wissenschaftlichen Mamoderei lesen könnten:

Erweitert erscheint die Suggestibilität der Anfänge der zweiten subjektivistischen Periode: auf kirchlichem Gebiete der Meritismus, auf staatlichem und nationalem der Chauvinismus, zu geschweigen der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Egoismen. (Karl Lamprecht.)

Ungeschmack, Albernheit, Eitelkeit, Schwindel: lauter äußerste Gegensätze des geschmackvollen, vernünftigen, schlichten, ehrlichen Stils. Indessen mit all diesen Fehlern kann man immerhin auf geschmacklose, alberne, gutmütige, leichtgläubige Leser wirken. Die Berühmtheit einer ganzen Reihe widerwärtigster Fremdwörtler unter unsern Schreibern ist ja nur so zu erklären: sie und ihre Leser sind einander würdig. Eine Seite aber der Fremdwörtelei verstößt gegen das Grundwesen alles Stils, den Zweck alles Schreibens, grenzt unmittelbar an den Wahnsinn: ihre Unverständlichkeit. Da schreibt ein Mann der Wissenschaft einen Aufsatz, ein Buch über einen alle Gebildete fesselnden Gegenstand; nicht etwa für seine engsten Fachgenossen, sondern für einen aus allen gebildeten Ständen bunt zusammengesetzten Leserkreis. Natürlich will er von jedem verstanden werden; das Gegenteil anzunehmen, hieße ihn für verrückt erklären. Ein Augenblick Nachdenkens muß dem fremdwörtelnden Schreiber sagen, daß er selbst von sehr gebildeten Lesern keine immer gegenwärtige Kenntnis des Griechischen, Lateinischen, Küchenlateinischen, Französischen, Berlinfranzösischen, Englischen, Spanischen erwarten darf. Allenfalls mag er eine oberflächliche Bekanntschaft vieler Leser mit einigen jener Sprachen annehmen; aber ist es nicht eine Tollheit, zu fordern oder zu hoffen, daß jeder Leser jedes noch so entlegene, noch so knifflige Wort einer in früher Jugend notdürftig gelernten, aber seitdem doch größtenteils vergessenen Sprache ohne weiteres verstehe? Man denke z. B. an die *Teichoskopie* (S. 188) und ziehe die Wörter auf S. 204 heran: nicht einer von tausend Gebildeten kennt ihre genaue Bedeutung, nicht einer von zehntausend ihre Wurzelform und deren Sinn. Nie hat es in der Geschichte des Schriftentums der Welt eine so unbegreifliche Tollheit gegeben wie die, daß Schreiber, die, wie alle Schreiber, den Zweck verfolgen, verstanden zu werden, alles tun, um einer großen Zahl von Lesern das Verstehen unmöglich zu machen. Übrigens würde jede scharfe Prüfung ergeben, daß die Fremdwörtler sich auch untereinander nicht verstehen, der griechelnde nicht den französclenden, der lateinernde nicht den engländernden usw.

In einer Besprechung meines 'Goethe' machte mir einer der ärgsten Fremdwörtler, R. M. Meyer, den sanften Vorwurf, daß ich selbst die 'brauchbaren Fremdwörter' verschmäht hätte. Er nannte keine einzelnen, aber ich vermute, er meinte die Allerweltsformeln individuell, Individualität, Faktoren, Momente, Elemente, Milieu, interessant, Evolution und dergleichen. Nicht ihm — er ist wie jeder altgewohnte Fremdwörtler unbelehr- und unbefehrbar —, aber dem unbefangenen Leser will ich sagen, warum ich die angeblich brauchbaren Fremdwörter nicht gebrauche. Geschähe es nicht zur Aufklärung des Lesers über eine der wichtigsten Seiten der Fremdwörtelei und damit des deutschen Stils, so spräche ich wahrlich nicht von mir und irgend jemandes Meinung über meine so bedauerlich fremdwortarme Sprache. Ich verschmähe die Fremdwörter, weil sie wegen ihrer schillernden Zweideutigkeit für mich als einen redlich bemühten Schriftsteller unbrauchbar sind. Ich schreibe, obwohl mir mancher Völker Sprachen bekannt, einige durch die tägliche Notwendigkeit eines Menschenalters geläufig sind, nicht für einen mir bekannten kleinen Kreis fremdwörtelnder Philologen, sondern für eine mir unbekannte Lesermenge auf den verschiedensten Bildungsstufen, und ich will mit jedem meiner Sätze von jedem meiner Leser bis in die letzten Gründe meines bescheidenen Denkens, bis in die äußersten Schwingungen jedes meiner einfachen Worte verstanden werden. Dazu aber taugt keines der von andern vielleicht noch brauchbar befundenen Fremdwörter. Warum es nicht taugt, wurde in dem vorangehenden Abschnitt aufgezeigt. Ich will nicht bloß verschwommen ver-

standen werden mit dem, was ich etwa verschwommen gedacht hätte; sondern das Wenige, was ich mich aus allen Kräften bemüht habe zu durchdenken und zunächst für mich selbst bis in die höchste mir erreichbare Klarheit zu steigern, das soll mir jeder meiner Leser, der gelehrte wie der ungelehrte mit guter Volksschulbildung, in höchster Klarheit nachdenken.

Und wie, wenn ich so vermessen wäre, zu glauben, meine Kenntnis des Deutschen reiche hin, um jeden meiner schlichten Gedanken deutschen Lesern lückenlos auf Deutsch mitzuteilen? Wie, wenn ich die meisten angeblich brauchbaren Fremdwörter unbrauchbar und dazu sprachlich gemein fände? Wenn ich von Lessing (vgl. S. 250) gelernt hätte, daß alle jene brauchbaren Fremdwörter nicht das geringste mehr sagen als die deutschen und auch dem einen Ekel erwecken, der nichts weniger als ein Purist? Wenn ich z. B. da, wo mein Beurteiler *providentieller Moment* (Roman) schreibt und dies sehr brauchbar, wohl gar sehr schön findet, *Schicksalsstunde*, *Sternenstunde* schreibe und dies brauchbarer, verständlicher, ja schöner fände? Und endlich, wie wenn ich alle Schriftstellerei für eine Kunst hielte, die Fremdwörterei für Unkunst, und mir ernstlich verbäte, von Fremdwörtern, die nicht deutsch schreiben können, die dies selbst eingestehen, über Sprach- und Stilfragen des Deutschen belehrt zu werden?

*

Die Fremdwörterei ist die granitne Mauer, die sich in Deutschland zwischen den Gebildeten und den nach Bildung ringenden Klassen erhebt. Die meisten belehrenden Schriften in deutscher Sprache sind jedem nicht fremdsprachlich Gebildeten kaum halb verständlich, da ja grade viele der wichtigsten Begriffswörter nicht deutsch, sondern griechisch, lateinisch, französisch, englisch ausgedrückt werden. Diese ungeheuerliche Tatsache hat sogar Erich Schmidt durch ein offenes Bekenntnis bestätigt: durch die von ihm besorgte Volksausgabe der Hauptwerke Goethes, worin er jedes Fremdwort in einem Riesenanhang lauber verdeutscht hat. Hierdurch hat er selbst bezeugt, daß die Leser dieser Ausgabe unfähig sind, die Fremdwörter Goethes ohne Erklärung zu verstehen, worin er übrigens durchaus Recht hat. Und wie beschämend, ja entwürdigend: der Verlag der schönen Jugendschriften-Sammlung von Bachem in Köln sieht sich gezwungen, jedem Band ein kleines Fremdwörterbuch am Schlusse beizugeben, damit deutsche Leser verstehen, was deutsche Schriftsteller — gar für die Jugend — in fremden Zungen für sie geschrieben haben. Wo hat es je ein mit solcher Geistes-schmach beladenes Volk gegeben!

In der vierten seiner Reden an die deutsche Nation sagt Fichte von so wichtigen Wörtern wie Humanität, Liberalität, Popularität: 'Diese Worte, vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert und so aus dem Kreise seiner Anschauung und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herausreißt.' Welchen unerträglichen Dünkel bekundet jeder Schriftsteller, der für einen großen unbestimmten Leserkreis schreibend von diesem verlangt, daß er genau so viele fremde Sprachen verstehe, oder unverstanden nachplappere, wie er. Oder der erwartet, die meisten Leser besäßen ein Fremdwörterbuch und schlugen voll Ehrerbietung für den Schreiber jedes der zahllosen unverständlichen, unverständlichen Wörter auf. Gesellt sich zu diesem Dünkel noch die unwissende Oberflächlichkeit des Schreibers selber in den vielen vorgerathenen fremden Sprachen, von denen er in Wahrheit meist nur die Fremdwörterbrocken, ja nicht einmal diese genau nach Ursprung und Bedeutung kennt, so erreicht seine Anmaßung den Grad, wo das Überschnappen beginnt.

Vollends da, wo man sich an sprachenunkundige Menschen wendet, zu fremdwörteln, — gibt es ein zu grobes Wort für solche Verrücktheit? Da wird ein Erholungsheim für Arbeiter und Arbeiterinnen gestiftet, aber es darf natürlich nicht Erholungsheim heißen, denn der Stifter oder der Leiter darf ja nicht 'seine akademische Bildung verleugnen' (vgl. S. 263). Es wird also kurz und klar *Rekonvaleszentenheim* benannt, und einer der Ärzte stellte folgende Briefaufschriften an die Benutzer der Anstalt fest: *Regenvaliszentenheim*, *Rekonfaliszenthenheim*, *Rekonvalizentenheim*, *Reckawaliszentenheim*.

Rekonfalszendenheim, Reconfalleszentenheim, Recomfaltenzenheim, Rekawaleszentenheim, Rekowaleszentenheim, Rekomvalenzenheim, Rekonfalzentenheim, Rekonfazentenheim, Reskonvalenzenzenheim, Rekanvaleszentenheim, Rekonvolzentenheim, Rekovalleszentenheim, Rekonesvaleszentenheim, Reronfalszentenheim, Revonvaleszentenheim, Rekonfalscendenheim, Reckonftaleszentenheim, Rekovaliszerteheim, Renevales Zentenfeind.

Vielleicht noch widerlicher ist die gegenseitige Heuchelei, womit die fremdwörterkennenden Schreiber und ihre Leser sich selbst und einander vorschwindeln, daß es sich um lauter genau verstandene Wörter handle. Könnte man doch mit diesen Überphilologen einmal eine kleine Prüfung vornehmen, z. B. ihrer einen vor allem Leservolke fragen: Du hast da ‚sarkastisch‘ geschrieben — erkläre es mir sprachlich, aber vom Fleck und ohne griechisches Wörterbuch! Von tausend sogar gelehrten Schreibern weiß das vielleicht einer. Die 999 haben also ein Wort hingeschrieben, das sie selbst nicht verstehen, bei dem sie sich nur irgend etwas Unklares denken. — Was, o ihr sechs oder sieben Sprachen mißhandelnde Fremdwörterler, die ihr euch über die sprachenunkundige Menge emporbläht, was bedeutet: *Hallucination, mediatisieren, Kontrast, bizarr, isolieren, fuszinieren, panegyrisch, fanatisch, Apophthegmen*? Aber bitte: vom Fleck und ohne Wörterbücher! Erkläre mir, du dich mit nicht vorhandener Kenntnis des Französischen spreizender Französling, was bedeutet *Caprice, capriciös, kokett*? Was ist ein *Roué*? Aber bitte nicht bloß ungefähr, sondern ganz genau und mit Angabe ihres sprachlichen Ursprungs, wie es sich für so überaus gelehrte Leute ziemt. Was ist *frivol*?, was *Sabotage, Police, Veterinär, Siesta, Utopie, Menu, Palliativ, Pasquill, Porträt, Praliné, Nuance, Niveau, barock, banal*? Was ist *Fiasko*, was ist *Fiasko* machen? Es klingt italienisch, und du, o fremdwörterkennender Mezzofant, wirst es verstehen und mir erklären; denn du bist ja zu vornehm, um etwa zu sagen: Das Stück war erfolglos, fiel durch, wurde abgelehnt. Nein, dir genügt einzig die angeblich italienische Müanffe: es hat *Fiasko* gemacht.

Was ist ein *Epizootien-Rat*? Wolffs Telegraphenamt weiß es sicher nicht, berichtet aber auf Grund eines Telegrammes aus Oesterreich seinen deutschen Abnehmern darüber; diese, die Zeitungen, drucken es, obwohl kein Zeitungschreiber eine Ahnung hat, was es wörtlich bedeutet. Die Leser sehen es, verstehen keine Silbe und bewundern die Bildung der Zeitungschreiber. — In dem Buch eines gewissen Wilhelm Lange über Hölderlin lese ich das Wort *psychotisch*. Nichts dem Ähnliches steht in den dicksten griechischen Wörterbüchern, das Fremdwörterbuch kennt es nicht — wann wird der Schleier sich heben, der die Tiefen dieses großen Unbekannten noch verhüllt? Und warum nicht *psychitisch, psychetisch, psychatisch, psychistich*? — Von Zeit zu Zeit geht durch deutsche Blätter das Gerede von einem Inkompatibilitätsgefeß; die Schreiber erklären es den Lesern nicht, die Leser, mit einer Ausnahme auf zehntausend, verstehen es nicht, das Ganze nennt man die ‚Erzieheraufgabe der Presse‘.

Ist denn selbst von jedem Hochgebildeten zu erwarten oder zu verlangen, daß er in all den Sprachen zuhause sei, aus denen die Welscher zu mausen belieben? Herder der Sprachenkundige bekannte freimütig: Ich schäme mich nicht, meine Schwäche [?] zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache [die eigne] vollkommen fassen zu können. Ganz dasselbe bekennet der Verfasser dieses Buches von sich. Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht heißt es bei Goethe; diese Aufgabe, eine ungeheuer schwere, einigermaßen zu erfüllen, ist ein sehr feiner Ruhm.

Zu wie ernststen politischen Kämpfen, zu wie schweren Gewissensnöten Wilhelms 1. von Preußen hat das vieldeutige Fremdwort *Indemnität* im Herbst 1866 geführt! Bismarck berichtet:

Es kam dazu eine staatsrechtliche Auffassung Seiner Majestät, die ihm ein Verlangen nach Indemnität als ein Eingeständnis begangenen Unrechts erscheinen ließ. Ich suchte vergeblich diesen sprachlichen und rechtlichen Irrtum zu entkräften, indem ich geltend machte, daß in Gewährung der Indemnität nichts weiter liege als die Anerkennung der Thatfache, daß die Regierung und ihr

königlicher Chef *rebus sic stantibus* [wie die Dinge lagen] richtig gehandelt hätten; die Forderung der Indemnität sei ein Verlangen nach dieser Anerkennung.

Schließlich wählte man den Ausdruck: „nachträgliche Verwilligung“, und Bismarck fügt in seinen Gedanken und Erinnerungen hinzu: *In verbis simus faciles* (seien wir in Worten [oder Wörtern] willig). Der ganze trauriglächerliche Zwischenfall wäre vermieden worden, hätte man von Anfang an deutsch gesprochen, etwa Gutheißung oder Nachbewilligung gesagt. Statt dessen drohendes Zerwürfniß zwischen siegreichem nachgiebigem König und versöhnlich gestimmten Volksvertretern um ein nichtsnußiges, sinnloses Fremdwort, dessen wahrer Sinn niemals erforscht werden konnte, sitemalen es im Französischen eine ganz andre Bedeutung hat: Entschädigung, und im Römischen überhaupt nicht vorkommt. Es ist ein tüchlenlateinisches Fremdwort mit verschwommenen Begriffswert. Sowie man nach einem deutschen Worte suchte, womit deutsche Staatsmänner hätten anfangen müssen, war das Zerwürfniß beseitigt.

Was soll man dazu sagen, daß eine Reichsbehörde über Beihilfen an ehemalige Kriegsteilnehmer eine Verfügung erläßt, wrcin gesprochen wird von *Personen, welche sich nicht im Besitze des deutschen Indigenats befinden!* Dies soll ein armer wundgeschossener ehemaliger Bauernbursche in Hinterpommern verstehen. Bitte, Herr Geheimer oder Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, dem diese Verfügung entfloßen, erklären Sie selbst mir vom Fleck den geheimen Ursprung von *Indigenat*, ich meine seine Wurzel samt Zubehör! Sie wissen es nicht? Dann sollten Sie sich schämen, es zu schreiben. — In dem preußischen Stempelsteuergesetz von 1889 steht: *Der von antichretischen Verträgen zu entrichtende Stempel* . . . Weiß ein Leser, was das für Verträge sind? Man sollte meinen, Gesetze werden erlassen, um verstanden zu werden; in Deutschland ist das freilich anders als in allen übrigen Ländern.

Haym schreibt über Schiller und dessen neuen Dramenstoff: *Diesen Don Carlos konzipierte er jetzt als sein eigenes Ebenbild.* Was bedeutet das? Das lateinische *concupere* klärt uns nicht auf, denn das hat mehre, recht verschiedene Bedeutungen; und das deutsch-tüchlenlateinische *konzipieren*, mit dem allein wir es hier zu tun haben, läßt uns ebenso sehr im Dunkeln, denn es hat in seiner Verblafenheit noch mehr Bedeutungen als das gutlateinische Wort. Sollte es bedeuten: innerlich empfangen, oder schriftlich entwerfen, oder darstellen? Haym war ein großer Gelehrter, aber ein schlechter Schreiber, denn er vermochte nicht — dies ist ja nicht der einzige Fall —, seine Gedanken unzweideutig auszudrücken.

Wilhelm Bölsche ist der Verfasser dieses Satzes: . . . *ein vollständig verändertes Denken und Fühlen. Von dieser Rekreation aus bin ich heute nicht nur der Weltstadt entfremdet* . . . Was bedeutet das? Der einzige Sinn, in dem das törichte Fremdwort sonst vorkommt, ist: Erholung; an jener Stelle aber soll es vermutlich — etwas Gewisses weiß man nicht — mit der ursprünglichen Bedeutung von *recreatio* gelten: Wiedergeburt.

Hans Delbrück erzählt seinen Lesern etwas von *hypostasieren* und von einer *Hyperbolie des Momentes*. Wie würde er sich entrüsten über die in Deutschland zunehmende Unbildung der besten Leser, wenn er erführe, daß neun Zehntel nicht wissen, ob das zum Essen oder zum Trinken ist.

Was ist ein *Ubiquitärer*? Es hängt unter Umständen Freiheit oder Einsperrung eines Schreibers davon ab. Harden nannte den Kaiser Wilhelm 2. so; im dicksten aller Fremdwörterbücher steht es nicht, das lateinische ist stumm, das beste französische, von Sachs-Willatte, belehrt: *Ubiquitaire = Ubiquitarier* (der an die Allgegenwart des Leibes Christi glaubt). Aber das paßt nicht zu Hardens Satz. Was für ein unerhörter Sprachgelehrter ist doch dieser Harden, der nicht nur alle Sprachen Europas, dazu das Arabische, Chinesische, Japanische kennt, sondern sie besser kennt, als die berühmtesten Wörterbuchverfasser! Der Gerissene weiß sehr gut, daß das blöde Welschwort ein Schutz gegen das Verstandenwerden ist und daß er genau solange für einen Mordsterk gilt, wie man ihn nicht versteht.

Was besagt folgender Satz von Avenarius im Kunstwart (dem Organ für Ausdruckskultur!) über Wolfgang Kirchbach: *Manches seiner sichern Urteile war mehr dogmatisch als zertitudinal gedacht?* Da ich mit Kirchbach befreundet war, so wüßte ich für mein Leben gern, was das bedeuten mag. Nie werde ich's erfahren, denn alle Wörterbücher schweigen, und durch eine Anfrage bei Avenarius ihm meine Unwissenheit im Keltischen — oder ist es Finisch? — zu verraten, bin ich zu philologisch-eitel.

Ein so feiner Lyriker wie Ludwig Jacobowski wird, wie so mancher andre, ungenießbar, sobald er sich in die Gelehrtenprosa verirrt. Er will sagen: Der verschwommenen Lyrik der Romantik fehlt die deutliche Naturanschauung; hieraus wird: . . . *fehlt die Prägnanz (1) der Physis*. Die zartesten Seelenregungen kann der Lyriker Jacobowski deutsch aussprechen, zum Ausdruck solcher einfachen Sache erklärt er seine so heißgeliebte Muttersprache für unfähig.

Dilthey in einem nicht fachwissenschaftlichen Aufsatz über Faust: *Der Genius Goethes ist ohne Relicenz in seinem Faust enthalten*. Von zehn Lesern müssen drei bis vier in einem Wörterbuch nachschlagen, und was finden sie? Diese verborgene köstliche Weisheit: *reticentia* heißt Verschwiegenheit, und ein deutscher Gelehrter kann oder darf dies nicht deutsch sagen. — Was heißt *grassieren*? Welcher Sprache zahmer oder wilder Völker entstammt es? Abolf Bartels will sagen, daß im Oberlehrerstande, philologischer Hochmut und Kleinigkeitskrämerei immer noch sehr weit verbreitet ist oder wütert; hieraus wird: sehr stark *grassiert*. — Er entschuldigt sich mit dem Hinweis aufs französische *gras* oder etwas Ähnliches. Eine triftige Entschuldigung für einen urdeutschen Schreiber, denn wir müssen als echte Deutsche ja vom Französischen ausgehen.

Richard Wagner erklärt, er wolle *bestimmt und für immer mit der formellen Gegenwart brechen*. Recht so; aber wir wüßten gern, was er damit meint. Erst nach längerem Weiterlesen ahnen wir: er will mit den Formen der Gegenwart brechen. — Eine Arbeiterzeitung schreibt beim Tode des Sozialistenführers Singer: 'Vor 30 Jahren war er aus dem Konfektionsgeschäft der Brüder Singer formell ausgetreten.' Die gegnerische Presse höhnte nicht mit Unrecht: Aha, nur formell, in Wahrheit war er Teilhaber geblieben. — Die Arbeiterzeitung hatte gemeint: in aller Form.

Rosenkranz spricht von Goethes *höfischer Festdichtung*, und dies würde der gebildete Leser verstehen; dagegen verstehen von den Gebildetsten 99 unter 100, vielleicht alle 100 nicht, was *enkomiastische Epigrammatik* ist, nebenbei ein schiefgewidelter Ausdruck. — Was ist ein *Epichronismus*? Rovalis schreibt in einem Brief an seinen Bruder: *Mein Schicksal hat einen großen Epichronismus gemacht*. Ob auch nur sein Bruder dies verstanden hat?

Was, o ihr G'tter, Musen und Grazien, ist eine *Theke*? Die Zeitschrift für österreichisches Gymnasialwesen (Band 32) teilt folgende Sapperle mit aus einer k. k. unterrichtsbehördlichen Verfügung: *Ferner ist darauf zu sehen, daß die Theken auch in ihrem Format bei allen Schülern übereinstimmen, daß die Seiten der Hefte paginiert werden, daß das Elaborat stets links, das Correctum rechts geschrieben werde*. So viel ich weiß, war noch bis vor kurzem die Unterrichtsprache auf deutsch-österreichischen Gymnasien deutsch.

*

Sollte man es für möglich halten, daß dasselbe unverständliche Eigenerdeutsch den einfachen Lesern in Arbeiterzeitungen dargeboten wird, wie in den geschwollensten bürgerlichen Blättern? Auch ein *modernistisch-dekorativ-demokratisch zugestutzter Monarchismus verrückt den Sozialdemokraten nicht den Aspekt der Dinge* (Vorwärts, 23. 7. 1911). Großartig in der Fremdwörterei war der alte Liebtnecht, der Verfasser eines Fremdwörterbuches für Arbeiter: *Es muß alles aufgeboden werden, um Licht über die Sache zu verbreiten. Insbesondere Fürst Bismarck ist engagiert*. Wahrscheinlich dazu engagiert, denkt der lesende Arbeiter, um Licht über die Sache verbreiten zu helfen? Man muß das Französische schon sehr gut kennen, um zu ahnen, was 'engagiert' hier bedeuten

mag. Daß man auf Französisch nicht sagen kann: *Bismarck est engagé*, nur nebenbei. Liebknecht, wie übrigens alle Sozialisten mit „akademischer Bildung“, fremdwörtelte mit Leidenschaft, aber — er fügte in den tollsten Fällen die Verdeutschung in Klammern hinzu: *Das nationalliberale enfant terrible* (Schreckenskind) *Hans Blum*. Als ob die Arbeiter nun wüßten, was ein Schreckenskind ist! Hat Liebknecht selber es gewußt? Wer von meinen Lesern weiß es? Wahrscheinlich denken sie an etwas wie eine Schreckenslammer. Erst mit Hilfe von Sachs-Willatte kommt man hinter die Bedeutung, erst durch Büchmann erfährt man ihren Ursprung. Schriftstellerei dieser Art ist nicht Wiedergabe des klaren Sprechens, sondern des halbbewußten Fallens, ist nicht wesentlich verschieden von der Sprachbehandlung in folgenden zwei Beispielen. In Berlin fand jüngst ein Pferderennen statt, mit Beteiligung von Last- und Droschkengäulen. Natürlich mußte das Ding *Concours hippique* heißen. Ein Droschkenkutscher mit einem sehr schönen Pferde lehnte ab: „Ich werde mir doch nich selber in Konturs bringen.“ — Eine Leipziger Köchin schreibt einen Brief an ihren Schatz in Sibirien und fügt auf klugen Rat den Beförderungsweg bei: *Vivat (via) Sibirien!* Sehr lächerlich, nicht wahr? Ist es wirklich lächerlicher als Hardens Ubiquitärer?

Lächerlich oder nicht, eins steht fest: Der Schriftsteller, der sich in unverständlichen Ausdrücken gefällt, wird keine Kunstprosa schaffen.

Siebenter Abschnitt.

Milieu und Nuance.

Es sagen auch die Meister wol,
Mehr als das Wort ein Beispiel tut! (Boners Edelstein.)

Wie schwer ist das!-Nuance-gebende Fremdwort oft zu ersetzen. (Carl Busse.)

Höb bi vör de Inbildung! (Fritz Reuter.)

In dem seit Begründung des Deutschen Sprachvereins schon ein Menschenalter währenden erneuten Kampfe gegen und für die Fremdwörter hat man von beiden Seiten die Streitfrage immer ganz allgemein behandelt. Man hat von der Entbehrlichkeit oder Notwendigkeit, von dem Geschmack oder Ungeschmack der Fremdwörter gesprochen, hat aber kaum versucht, an einem einzelnen Fremdwort, dessen Geschichte sich von uns Lebenden leicht übersehen läßt, die ganze Frage wie an einem Musterbeispiel zu prüfen. Ein solches Wort ist das vor etwa 25 Jahren mit der in Deutschland üblichen „affenartigen Geschwindigkeit“ zu einem scheinbar unentbehrlichen Modewort gestempelte *Milieu*. Als ich einst in einer Berliner Zeitung in einem Aufsatz über Modewörter auch *Milieu* für ein überflüssiges und abgedroschenes Schablonenwort erklärte, nahm der fremdwörtelnde Herausgeber in einer Anmerkung das *Milieu*, ohne das er selbst keinen seiner Aufsätze fertig bringt, in Schutz. Die Verteidigung seines Lieblings lautete:

Milieu wurde zuerst in Frankreich und dann in Deutschland als technischer Ausdruck der Kunstsprache eingeführt; es bedeutet da nicht Umgebung schlechtweg, sondern die Umgebung, die auf die Bildung des Charakters entscheidend einwirkt. Ein deutsches Wort mit diesem besonderen Sinne müßte erst geprägt werden.

Diese Anmerkung ist lehrreich; sie enthält den am häufigsten gebrauchten, nach der Ansicht der Fremdwörterler unwiderstehlichen Beweisgrund: der armen, plumpen, deutschen Sprache fehlt für einen unentbehrlichen Begriff gebildeter Menschen ein kurzer Ausdruck, in die Lücke mußte also ein Fremdwort treten.

Die ganze Beweisführung ist bodenlos. Nur dem unfähigen Schreiber fehlte der kurze deutsche Ausdruck, und diese seine persönliche Unfähigkeit erklärte er für einen Mangel der deutschen Sprache. Niemals brauchte eine Lücke der deutschen Sprache durch ein Fremdwort ausgefüllt zu werden, noch dazu durch ein ganz französisch gebliebenes. „Umgebung, die auf die Bildung eines Charakters entscheidend einwirkt“: das soll ein ganz neuer Begriff sein? Solange sich der Charakter eines jungen deutschen Menschen in irgend-

welcher Umgebung ausgebildet hat, also seit Hermanns des Cheruskerfürsten Tagen, muß es einen Ausdruck für diesen landläufigen Grundbegriff gegeben haben, oder das deutsche Volk und seine Sprache hätten gestanden und ständen noch heute auf einer der untersten Stufen geistiger Bildung.

Das französische Wort *milieu* ist sehr alt und schon zwei Jahrhunderte vor Zola genau in derselben Bedeutung wie bei ihm gebraucht worden. Schon vor Zola hatte Taine es zu einem abgenutzten Schlagwort gemacht: in seinen Schriften über Lafontaine und Livius, noch häufiger in seiner Geschichte der englischen Literatur, gebrauchte er *Milieu* für seine bekannte bequeme Erklärerei aller führenden Menschen. Seine Lehre ist längst zu den Toten geworfen, sein Schlagwort hat die Lehre überlebt. Zola konnte für seine auf ähnlichen Gedankengängen wie bei Taine gewonnene Ansicht vom Entstehen eines Einzelcharakters kein nützlicheres Schlagwort finden als das Tainesche *milieu*. Für Frankreich haben Taine und Zola das Wort zu Tode geheßt, dort wird es von den besten Schriftstellern nur noch selten gebraucht. Neu konnte es den Franzosen niemals klingen; für Taines und Zolas Leser war es ja nur die ermüdend häufige Anwendung eines ihnen längst geläufigen, nichts Sonderliches besagenden Wortes. Schon in älteren Auflagen des Wörterbuches der Französischen Akademie findet sich als eine der Erklärungen für *milieu*: *Le fluide qui environne les corps* (das die Körper umgebende Mittel), und das Beispiel wird angeführt: *L'air est le milieu dans lequel nous vivons* (die Luft ist der Bereich, in dem wir leben). Ferner erklärte das Wörterbuch *milieu* als *la société où nous vivons* (die Gesellschaft, in der wir leben). Man sieht, weder Taine noch Zola haben dem Worte *milieu* irgendwelche neue Bedeutung beigelegt; denn daß das Mittel, der Bereich, die Gesellschaft, worin wir leben, den Charakter bilden können, steckt ja nicht in dem Worte *milieu*, sondern muß sich erst aus dem Zusammenhang ergeben. Es ist übrigens selbstverständlich; daß Erziehung und Leben in jedem Daseinstreife auf den Charakter einwirken, hat man lange vor Taine und Zola gewußt, sonst gäbe es nicht das sehr alte Sprichwort von den bösen Beispielen, die die guten Sitten verderben. Also: Höd bi vör de Zinbildung!

Aber auch im Sinn einer Charakter und Taten bestimmenden Umgebung ist *milieu* über 200 Jahre alt. In Pascals Gedanken steht der Satz *Nous voguons sur un milieu* (Welt) *vaste*, und in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon kommt *milieu* genau in der gleichen Bedeutung vor wie bei Taine und Zola: *Louvois fut employé dans un milieu* (Schicht) *qui fit le malheur du royaume*.

Schon durch die deutschen Besprechungen von Taines Englischer Literaturgeschichte drang das Wort als Modelformel in den deutschen Sprachgebrauch, daß heißt in den der Fremdwörter. Das angeblich neue Modewort wurde als etwas Köstliches gierig aufgegriffen, sofort in den Bigeunersprachschatz aller eitler Kunstschreiber aufgenommen und diente fortan dazu, den in die letzten Kunstgeheimnisse eingeweihten Mann vom Bau wie durch ein Freimaurerzeichen kundzutun. Der redliche gebildete Mann sagte nach wie vor: Umgebung, Kreis, Lebenskreis, Dunstkreis, Lebensluft, Welt, Umwelt, Gesellschaft, Schicht und je nach dem Zusammenhang zwanzig, dreißig andre gute, malende, anschauliche Wörter; der Literaturschmuck sprach und schrieb und schreibt nur *milieu*, am Morgen, am Mittag, am Abend, in der Nacht.

Daß es sich um keine Sprachlücke für Deutschland gehandelt hat, sondern nur um eins der tausendfachen Beispiele für die unausrottbare deutsche Fremdwörterseuche, dafür gibt es einen schlagenden Beweis in dem Verhalten aller übrigen Bildungsvölker gegenüber dem Modewort *Milieu*. Wäre dieses eine großartige Bereicherung der Kunstbegriffswelt gewesen, so hätten die Engländer, die Italiener, die Scandinavier es gleichfalls aufnehmen müssen. Das ist ihnen nicht eingefallen. Obgleich Taines Buch über die Englische Literatur England besonders nahe anging, hat sich kein Engländer einen Fegen des Taineschen Sprachgewandes angeeignet; alle sind sie ruhig bei ihren guten, vollkommen ausreichenden Wörtern wie *world*, *circle*, *sphere*, *society*, *surrounding*, *company*, *set*, *province*, *community* usw. geblieben. Ebenso haben die Italiener ihr treffliches, mit *milieu* gleichbedeuten-

des *Ambiente* neben vielen andern Wörtern mit gesundem Sprachsinn beibehalten; die Skandinavier ihr *Omgivning*, und selbst die sonst ziemlich arg französischen Russen haben Milieu nicht aufgenommen, sondern schreiben wie früher ihr gutes *Sredá* (Mitte, Gesellschaftskreis).

Bezeichnete Milieu eine ganz neue Begriffswelt, so hätten es ja grade die Engländer noch aus einem besondern Grunde aufgreifen müssen, wenn sie an einer ähnlichen Sprachkrankheit wie wir Deutsche litten: das Milieu, die bestimmende Umgebung, war ja für einen viel Größern als Taine, für Darwin, ein noch wichtigeres Rüstzeug seines Beweises. Wie muß ein deutscher Milieu-Schwärmer staunen, wenn er in Darwins drei Hauptwerken: Ursprung der Arten, Umbildung von Tieren und Pflanzen, Abkunft des Menschen und Zuchtwahl, die ja zum Teil erst nach Taines Schriften erschienen, nicht ein einziges Mal Milieu findet!

Unre armen, plumpen Klassiker mit ihrer ebenso armen plumpen Sprach, wie müssen die gelitten haben unter der Sprachlücke, die angeblich erst durch das Zauberwort Milieu ausgefüllt wurde! Gernicht haben sie gelitten, und damit berühre ich die tödliche Stelle der ganzen Fremdwörterlei. Die Verteidiger der Fremdwörter tun immer so, als ob ihre Lieblinge lauter neue Sprachoffenbarungen seien, köstliche Hilfen in unsrer Armut. Liest man daraufhin unre größten Schriftsteller des 18. und des 19. Jahrhunderts vor Taine, so zeigt sich, daß die ganze Fremdwörterherrlichkeit eine Lumpenpracht ist. Zahlreiche schlichte, aber grade darum finnschwere deutsche Wörter bei Lessing, Goethe, Schiller und den größten unter ihren Nachfolgern sind durch die schmückische Eitelkeit der Fremdwörter vernichtet, sind verschlungen worden von irgend einem farblos neb igen Fremdwort, bei dem sich Hörer und Leser alles Mögliche, nur nichts Bestimmtes denken können, — nichts denken sollen.

Gibt es ein deutsches Buch vor allen, in dem sich Milieu finden müßte, wenn dies ein unentbehrliches Wort für den Begriff „entscheidend auf die Bildung des Charakters einwirkende Umgebung“ wäre, so ist es Goethes Dichtung und Wahrheit. Keiner unsrer jungen und jüngsten Klassiker der letzten 25 Jahre wäre im Stande, seine eigne wunderbare Tertianerzeit ohne einige Duzend Milieus zu schildern. Nicht ein einziges Mal kommt bei Goethe etwas derartiges vor, etwa Atmosphäre, wie man ehemals fremdwörtelte. Der heutige sprachliche Ungeschmack würde es herrlich finden, hätte Goethe in Dichtung und Wahrheit geschrieben: *Der Erlöser, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun im Milieu der Erzväter, Propheten und Vorläufer. Oder: Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das Einzelne erhielt. Unser Milieu erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller Verknüpfung. Oder: Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle: er ist Vater Hausherr, Landmann. In diesem reinen, schönen, irdischen Milieu ruht sein höherer Beruf. Etwas weiterhin: Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von dem Milieu machte, in dem sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Oder in der Schilderung der Seseheimer Tage: In diesem Milieu trat unversehens die Lust zum Dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor.* Abfichtlich teile ich die gut deutschen, feinabgetönten, „nünanzpierten“ Goethischen Worte nicht mit, versichere aber dem Leser, daß sie alle es mit der Allerweltssformel Milieu aufnehmen. Die Stellen mag er zu seiner Erbauung selbst auffuchen.

Ebenso würde kein „modernster“, etwas auf sich haltender Literaturjüngling einen Leidenschaftsroman wie Werther schreiben zu können glauben ohne reichlichen Verbrauch von Milieu. Sein Werther würde z. B. sagen: *Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht der Tor wäre. Ein so schönes Milieu findet sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als das ist, in dem ich mich jetzt befinde.* — In den Wahlverwandtschaften schildert Eduard den Hauptmann: *Diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Kein Milieu*

ist ihm gemäß. Natürlich schreibt Goethe anders und besser, nämlich deutsch, was für einen deutschen Schriftsteller immerhin das Gemäßere ist. — In Stella spricht Frau Sommer von ihrem entschwundenen Gatten: *Er wird aus seinem Milieu in das unsre hineingezogen, mit dem er im Grunde nichts gemein hat.* Das heißt, so würde sie sprechen, wenn man damals schon den Franzosen das 'unentbehrliche Milieu' nachgeplappert hätte.

Aber um Himmelswillen, was schreibt denn Goethe in solchen Fällen? Ach, so armselig, so nüchternlos, wie man sich eben nach der Meinung unsrer Fremdwörter überhaupt auf Deutsch nur ausdrücken kann. So heißt es bei Goethe über Winckelmann: *Der Bibliothekar eines deutschen Grafen ist für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich zu Hause finden.* Da schreibt also ein Mann, den man immer, offenbar irrtümlich, für einen unsrer sprachgewaltigsten Schriftsteller ausgegeben hat, ganz einfach, wie etwa ein deutscher Arbeitsmann sich ausdrücken würde, über ein Leben wie Winckelmanns beim Kardinal Albani, also über sehr vornehme Verhältnisse, höchst gewöhnlich: 'zu Hause', anstatt, wie es sich für jeden modernen deutschen Zeitgenossen ziemt, Milieu zu setzen und dadurch anzudeuten, daß man die so unentbehrliche Kunstsprache der Franzosen kennt; daß man wohl gar selber 'zwei Jahre in Paris gewesen'.

Auch Lessing, der große Lessing, hat so großartige Dinge wie die einwirkende Umgebung eines Menschen mit einfachen deutschen Ausdrücken bezeichnet. Und den nennt man einen deutschen Klassiker! Schreibt der Mann da im fünften Gespräch für Freimaurer: *Indess hat freilich die Freimaurerei immer und allerorten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen, denn diese war stets die stärkere.* Gesellschaft — welch gewöhnliches Wort im Vergleich mit dem überaus gebildeten Milieu!

Wie reizvoll und lehrreich wäre eine Zusammenstellung der sprudelnden Fülle farbenreicher deutscher Ausdrücke unter den Händen unsrer Sprachmeister für den Begriff 'bildende Umgebung'. Bei Goethe allein fand ich im flüchtigen Blättern folgende je nach dem Bilde, in dem sich der Satz bewegt, fein abgestufte und sinnhaft gefärbte — auf Fremdwörtlerisch: nüanzferte — Wörter und Wendungen: Strom, Zeitstrom, Tageszeit, Welt, Umstände, Kreis, Lebenskreis, Verhältnisse, Gegenwartigkeit, Das was uns umgibt, die Welt in der man sich bewegt, Umgebung, Umgebungen und vor allen die prächtige, ihm von Campe dargebotene, Umwelt, hinter der sich milieu verkriechen muß. In dem von Goethe und Schiller gemeinsam verfaßten Aufsatz über Epische und dramatische Dichtung heißt es: *Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein: 1. die physische, und zwar die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören, und die sie umgibt.* Würde auch nur einer von zehn heutigen Kunstschreibern 'Welten', würden nicht alle 'Milieu' schreiben? Umwelt ist unsern Fremdwörtern bekannt, sie wissen, es steht bei Goethe, — dennoch ziehen sie Milieu vor! Aber sie würden sich auch nicht entsetzen, hätte Goethe geschrieben:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter im Milieu der Welt —

oder im Faust:

Das ist dein Milieu! Das heißt ein Milieu!

Mein kleines Verzeichnis ist natürlich nur ein Bruchtheil dessen, was sonst bei Goethe vorkommt.

Bei Schiller finde ich, gleichfalls nur flüchtig blättern: Außendinge (*In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht . . .*); Zeitalter (*Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in dem ich ihn auftreten lasse*); Geist (*Der Geist, aus dem die athenischen Dramen geboren*); Umwelt (*Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn*). Wie dürftig muß den Schwärmern für Milieu dieser Satz klingen:

„Keine noch so erhabene Erscheinung steht gänzlich losgelöst vom Boden der menschlichen Umgebung da!“ Der Satz ist von R. Wagner; kein lebender Kunstschreiber würde sich mit der gemeinen „Umgebung“ begnügen.

Kein richtiger Fremdwörtler gibt sich durch solche Beispiele für besiegt, denn: keines der deutschen Wörter bei Lessing, Goethe, Schiller, deckt sich genau mit Milieu. Als ob der Fremdwörtler überhaupt genau wüßte, was der Franzose bei Milieu empfindet; er kann ja höchstens andeuten, was die Fremdwörtler sich verschwommen bei ihrem Milieu denken. Dieses Milieu allerdings deckt sich genau mit der Begriffswelt des Fremdwörtlers: es ist ebenso verschwommen wie diese. Eben darum ist es ja ein Lieblingswort unklarer Kunstschreiber und halbgebildeter Nachsprecher geworden. Milieu hat man ohne Kunstwahl immer zur Hand; hingegen macht es einige Mühe des Denkens und Wählens, also dessen was Sprachkunst heißt, für den gegebenen Fall, der ja stets ein besonderer ist, das besondere richtige Wort zu finden. Dies ist schwierig, dies heißt Stil, dies heißt Kunst der Prosa.

Aber Milieu ist doch so bequem. — Freilich, es ist überaus bequem: nehmen wir bequeme Leute also lieber das große Leichenlaten Milieu und werfen wir es über die Fülle feiner Lebensfarben; lassen wir unsre Sprache elend verarmen, indem wir auf alle arten Ausdrucksunterschiede verzichten zu Gunsten einer unklaren europäischen Redensart!

In allerneuester Zeit hat das begonnen, was noch jedem modischen Fremdwort widerfahren ist: das Übermaß des Gebrauches und Mißbrauches hat das Wort lächerlich, ja albern gemacht. Es sinkt aus den Höhen der Kunstschreiberei in deren Niederungen und wird bald das Schicksal von „voll und ganz und unentwegt“ teilen. Eine sehr lustige österreichische Posse, die auch im Reiche vielfach aufgeführt wurde, erzeugte überall stürmisches Gelächter durch einen besonders späßigen Auftritt. Eine Köchin hat einen schwarzen und einen weißen Liebhaber, einen Schornsteinfeger und einen Kuchenbäcker, die sie im regelmäßigen Nacheinander in der Küche empfängt. Durch ein Versehen treffen die beiden Schätze dort einmal zusammen, aber die geistesgegenwärtige Köchin beschwichtigt deren Zorn durch die Bemerkung: „Ihr werdet uns doch nicht dös wunderseene Mirsljöh verderben.“ Auf die erstaunte Frage, was ein Mirsljöh, sei, erklärt sie: „Wißt's, was so die Zeit mit a Bildung sind, die sagen halt, wann drei so gemiatlich wie wir beisammen sißen, nicht Gsellschaft oder so was, sondern sie sagen halt Mirsljöh.“ Schornsteinfeger und Kuchenbäcker sind befänstigt, und das gemüthlich dreieckige Mirsljöh nimmt keinen Schaden. — Der bekannte berlinische Zeichner Jille ließ kürzlich seine drollig-ruppigen Großstadtbilder mit dem Sammeltitle „Mein Mirsljöh“ erscheinen. Recht so.

*

Das erste Wort, das jedem Verteidiger einer saubern Sprache von den Verteidigern der Fremdwörterlei entgegengerufen wird, heißt *Müanßke*. Ich fühle mich nicht verpflichtet, es so zu schreiben, wie die Franzosen, sondern wähle die lautlich getreue Wiedergabe der holden Aussprache unsrer Fremdwörtler, was sie hoffentlich für eine Huldigung halten werden.

Der Holsteiner Johann Nist (1607—1667), der Begründer des Elb-Schwanenordens, läßt spottend einen alamodischen Sprachgecken sagen: „Siehet es nicht tausendmal zierlicher, wenn man im Parlieren oder Reden zum öftern die Sprache changieret?“ Dies war ein guter Spaß; sehr schlechter Ernst ist es, wenn der Dichter Carl Busse, nach der üblichen wertlosen Verbeugung vor der Reinheit der deutschen Sprache, schreibt: „Wie schwer ist das Nuance-gebende Fremdwort zu erseken.“ Dies über die Sprache mit dem größten Wörterbuch der Welt! Busse hat als Lyriker doch wahrlich die feinsten Abschattungen des Ausdrucks nötig: warum kommt er in seinen lyrischen Dichtungen ohne die fremden Müanßken-Wörter aus? Ist seine Prosa so viel gedankenreicher als seine Poesie, daß ihm die deutsche Sprache den Dienst versagt? Er täuscht sich; die Wahrheit ist diese: es versteht sich für jeden deutschen Versdichter seit Jahrhunderten von selbst, daß er nur deutsch sprechen darf; also kommt er, kommt auch Carl Busse, gar nicht auf den tollen Gedanken, dichterische Gefühle in halbgriechischer, kuchenlateinischer, französischer Zigeunersprache

auszubringen. Und weil dies so ist, so findet er, da er ein Künstler ist, für jede noch so feine Farbe der Empfindung und des Bildes das fein färbende Eigenwort. Die deutschen Prosaschreiber hingegen wissen seit Jahrhunderten, daß sie ungestraft sprachlich zigeunern dürfen, also geben sie sich nicht die gleiche Mühe wie die Versdichter, sich unbedingt nur deutsch auszudrücken. Weil sie sich aber keine Mühe geben, noch zu geben brauchen, so schreiben sie für die Prosa nicht sorgsam wählend das Eigenwort, sondern setzen, wie Seher einer Druckerei die fertige Bierleiste in die Saßform, oder, wie kaufmännische Schreibhilfen einen fertigen Gummistempel, das fremde Formelwort ein, das in dem großen Formelkasten, genannt Fremdwörterbuch, bequem zur Hand liegt. — Soeben wird ein neues unfehlbares Haarfärbemittel angepriesen: „Nüancin“; ob das wenigstens den Gebildeten unter den Fremdwörterlern die Nüantke verfeinern wird?

O über unsre großartigen Meister der Nüantke! Aus dem überreichen Füllhorn des Deutschen schöpfen sie, so viel ihnen ohne Wahl zufließt; dazu plündern sie rücksichtslos alle Sprachen die sie nothdürftig, und viele die sie gar nicht kennen, alles zu dem Kunstzweck, ihre Sprache so nüantkenreich wie nur menschenmöglich zu machen. Also wird, nein muß die deutsche Prosa die allererste der Welt sein. Also müßten die andern Meistervölker der Kunstprosa, die von uns bewunderten Franzosen voran, aber auch die Engländer, die Italiener, die Spanier und wer nicht noch, ehrfurchtsvoll staunend zu uns ruhmreichen deutschen Großmeistern der Weltprosa emporblicken und von uns lernen, wie man eine farbige Glanzprosa zustande bringt. Doch wie seltsam: alle höchstgebildete Völker sind einig, daß die deutsche Prosa im großen und ganzen die schlechteste ist, die je geschrieben ward; ja was noch seltsamer: alle urteilsfähige deutsche Schriftsteller alter und neuer Zeit stimmen überein in der Verdamnung unsers kläglichsten Prosastils. Dabei strotzt unsre Prosa von zehntausend geborgten und dann verquatchten Nüantken, während die von uns mit Recht gerühmten Franzosen gleich den alten Griechen auf jede Nüantkierung durch geborgtes oder gestohlenes und verfälschtes fremdes Sprachgut verzichten.

Wie der Teufel als höchsten Trumpf im Spiel um eine arme Seele die Bibel anführt, so die Fremdwörter Goethen. Seine Stellung zur Frage der Sprachreinheit muß an andrer Stelle (S. 246) eingehend erörtert werden; hier nur, so weit es sich um seine Ansicht von den fremden Abschattungen handelt. Um seine Ansicht; denn von den mit Goethe krebssenden Fremdwörtern wird immer das Wichtigste übersehen: in die Tat hat er seine Ansicht, vielmehr seinen flüchtigen Augenblitzeinsfall, nicht umgesetzt! Verärgert, gereizt durch solche Sprachschulmeister wie die auf S. 278 erwähnten Wendgler der Iphigenie, hat er einmal im Gespräch fallen lassen: Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr oder Bäreres gefaßt hat. Wäre dies mehr als ein vereinzelter Ausbruch des Ärgers gewesen, hätte Goethe dies zur allgemeinen Regel gemacht, so wäre daraus die wüste Verwirrung seiner und unsrer Sprache entstanden. Seine Äußerung aber galt nur dem einen und andern einzelnen, ihm sehr bezeichnend scheinenden Fremdwort, und darüber läßt sich ja ganz ruhig reden. Es gibt keinen vernünftigen Freund edler Spracheinheit, der jedes Fremdwort, auch das längst eingedeutschte, ohne Ausnahme verbannt wissen will.

Außer jenem Aussprüche Goethes wird dann regelmäßig angeführt seine Verteidigung von *perfidie* im 5. Buche von Wilhelm Meisters Lehrjahre (Kap. 16):

Zu Reservationen, Halbheiten und Ägen ist es [das Französische] eine treffliche Sprache; sie ist eine *perfidie* Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um *perfid* in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. *Perfid* ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so seine Schattierungen in einem Worte auszudrücken weiß.

Dies sagt übrigens nicht Goethe selbst, sondern die überheizte und ein wenig verdrehte Aurelie, für deren Aussprüche Goethe die Verantwortung abgelehnt hätte; doch wäre es selbst aus Goethes Herzen geschrieben, müssen wir es unbedingt für richtig halten? Kennt denn das Deutsche nur die von Goethe verworfene Abschattung *Treulos*? Lückisch, heimtückisch, oder Lessings noch besseres hämtückisch, arglistig oder hinterlistig sind ebenso kalt,

giftig, spitzig wie *perfidie*. Sehen kann niemand etwas bei *perfidie*; wieviel dagegen bei hinterlistig: den von hinten heranschleichenden listigen gewissenlosen Schurken. Einer der neunklugen Verteidiger jedes Welschwortes gegen jedes Deutsche wollte aus *perfidie* das Bischen der Schlange hören. Hüb di vör de Inbildung! Aus „hinterlistig“ zischt die Schlange doch viel deutlicher, aber das vertaubte Welscheröhr vernimmt das nicht. Fehlt etwa in Schillers „Die Falschheit herrscht und die Hinterlist“ eine Nuance? Und dann: außer *perfidie* gibt es ja noch das französische *insidieux*, auf Fremdwörtlerisch *insidiös*. Den Franzosen ist es ein treffender Ausdruck für das Mächtig-Niederträchtige, und die Schwärmer für die Miantke werden leicht auch an diesem Wort eine besondere Gefühlsfarbe entdecken. Also her mit *insidiös*! nicht wahr?

Indessen Goethes oder Aureliens Ausführung fordert zu einem noch stärkern Einspruch heraus. Sind wir Deutsche denn so weit, daß wir ursprünglich französisch denken und den französischen Gedanken nur in das deutsche Wort übersetzen? Wer niemals das Französische gelernt hat, also *perfidie* garnicht kennt, der verfällt überhaupt nicht darauf, daß er dieses Wort notwendig brauche. Der Deutsche empfindet doch wahrlich die Hinterlist eines treulosen Schurken nicht lauer als der Franzos: also wird sein Ausdruck, der für alles Gemeine von jeher zornig kraftvoll genug war, hinreichen, die Verrätereie so scharf zu geißeln, wie irgend ein französisches Wort. Siegfrieds „*ir boesen zagen*“ ist so treffend wie nichts andres. Wallenstein über Octavio: „Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden!“ hätte treffender sagen müssen: „Dein Vater hat *perfidie* an mir gehandelt?“ — Und endlich: hat denn Goethe selbst jemals nach seinem Augenblickseinfall gehandelt? Mir ist trotz eifrigem Suchen keine einzige Stelle in seinen Dichtungen, Prosawerken oder Briefen bekannt, in denen *perfidie* stände. Ebenso kommt bei Goethe das Wort *nuance* in dichterischer Prosa niemals vor; und selbst in der Farbenlehre schreibt er einmal: *Von Homigfarbe durch alle Abschattungen eines gesättigten Gelbs bis zum schönsten Hyazinthrot*. — Aber grade an dem Wort *nuance* kann man ja die formelhafte Armseligkeit der Fremdwörtererei erkennen: wo der Franzose nur zwei, drei Ausdrücke, der Fremdwörtler gar nur dieses eine kennt, da hat die deutsche Farbensprache mindestens 30. Der sprachgesunde Leser wird sie finden; sie dem sprachkranken Fremdwörtler vorzuzählen, wäre nutzlos.

Träfe jenes spielend hingeworfene, folgenlose Gesprächswort Goethes so allgemein zu, daß man jedes Wort gebrauchen dürfte, in dem eine andre Sprache viel mehr oder Barteres gefaßt hat, so reichten nicht zehn-, nicht hunderttausend Fremdwörter aus, sondern wir müßten uns folgerrecht jedes fremde Wort zu eigen machen. Jedes sagt irgendetwas Barteres oder Stärteres, auf alle Fälle etwas andres als das deutsche (vgl. Humboldts und Goethes Meinung auf S. 104), würde also unsrer Rede irgend eine andre Farbe verleihen. Dann wäre gegen *Psyche* nicht nur nichts zu sagen, sondern sie wäre uns neben der Seele unentbehrlich, denn unleugbar schlummern schon in den Lauten *ΨΥΧΗ* andre Schwingungen als in *ΣΕΛΕ*. Ein fremdwörtelnder Tiftler, einer von denen, die das Gras der Sprache wachsen hören, könnte mit reichlichem Wortschwall beweisen, daß *Psyche* mehr den Hauch, Seele mehr das Schweben bezeichnet. Aber auch *Anima* ist anders gefärbt als *Psyche* und als Seele, ist flüchtiger beschwingt als die starken Spondeen und Trochäen; man denke z. B. an Verschen, wie: *Animula vagula, blandula*. — Und *Soul*? Klingt *Shakespeare's soul* dem Engländer nicht großartiger als Seele, *Psyche*, *Anima*? — Oder *Ame*? *L'âme de Victor Hugo* hat für den Franzosen einen Inhalt und Ton zugleich, woran kein Wort einer andern Sprache reicht. — Und das indische *Atma*? Schopenhauer, der Hundefreund und Menschenhasser, nannte seinen weisen weißen Pudel so und wird sich gewiß etwas absonderlich Schönes dabei gedacht haben. Auch das hebräische *Nefesch* hat nach dem Urtheil von Kennern eine sehr besondere Farbe, soll sich z. B. unter anderm vorzüglich für die Tierseele eignen, für die uns ein Eigenwort fehlt.

Braucht gesagt zu werden, daß deutsche Liebe, indisches *Kama*, altgriechischer *Eros*, neugriechische *Agapi*, italienischer *Amore*, französischer *Amour*, spanischer *Amor*, englisches *Love*, skandinavisches *Kjærlighed* und *Kärlek* gar sehr verschiedene Gefühle sind, so verschieden nämlich wie die Menschenherzen in Deutschland, Indien, altem und neuem Griechenland, Latium, Italien, Frankreich, Spanien, England, Skandinavien —?

Explications im Verkehr zwischen zwei auswärtigen Ämtern ist schärfer als Aufklärungen und Erklärungen. Die italienische *Mancia* ist nicht völlig gleichbedeutend mit Trinkgeld, dieses nicht mit *Pourboire*; das russische *Na tschai* hat einen sehr abweichenden Geruch, *Tip* einen andern Klang und etwas andern Sinn. Bei der Rolle des Trinkgeldes auch im deutschen Leben müßten wir also die Bezeichnung sorgsam in mindestens fünf Sprachen abtufen.

Und was gibt es nicht sonst noch für ausgezeichnete fremdsprachliche Eigenwörter, denen wir nichts völlig Gleichfarbiges gegenüberstellen können. Der Oesterreicher, gewiß ein Freund der Behaglichkeit, sagt: 'I will mei Ruh haben'; was aber ist selbst des Oesterreichers Ruh gegen des Türken *Kef*? Dem deutschen Badefaulenzer z. B. käme dieses Wort vortrefflich zu statten. — Der Spanier hat einen sehr wichtigen kurzen Fluch: *Caramba!*, also her mit ihm! Zum Verneinen oder Ablehnen sagt der Spanier, kräftiger als der Deutsche: *Mucho!* Gegen *Mucho* ist 'Fällt mir nicht ein' geschwägig. Also her mit *Mucho!* — Des Italieners allerstärkste Bejahung, die Dickens so sehr gefiel, lautet: *Altro!* Unser 'Na ob' ist ja auch nicht übel, aber erstens ist es nicht schriftdeutsch, zweitens ist es nur deutsch, also her mit *Altro!* — Und wie wirksam ist das arabische *Imshi!* (Scher dich zum Henker!), z. B. gegen zudringliches ägyptisches Gefindel! Es muß schleunig eingeführt werden, etwa gegen unsre Pooligans oder Apachen. — Ich fürchte den Vorwurf eitlen Ausframens von Sprachkenntnissen und streiche den Rest meiner Liste mit mehr als hundert andern schönen Wörtern fremder Zungen, die uns immer noch fehlen. Den Meistern von der Müancke steht sie zur Vermannigfaltigung ihrer anmutvollen Rede zu Gebote; darunter des Franzosen *charabia*, des Engländers *gibberish* für wüstes Gequatsch, also seine Müancken für die deutsche Fremdwörtersprache.

Der feinsinnige Otto Wildemeister, selbst keiner der schlimmsten Fremdwörterler, verteidigte doch die Müancierung durch gewisse Fremdwörter. Er führte als Beispiele an: kokett und gefallsüchtig, bigott und scheinheilig, devot und untertänig, frivol und leichtfertig, Eleganz und Zierlichkeit, Grazie und Anmut, Esprit und Witz, und meinte, man müsse all diese Fremdlinge um der Müance willen dulden. Zunächst franken die Beispiele an dem von allen Fremdwörterlern geübten dürftigen Kunstkniff, daß Wildemeister jedem fremden Wort nur ein deutsches Wort gegenüberstellte, während es deren je 10 und 20 gibt. Ferner paßt auf Wildemeisters Gedankengang alles das, was vorhin über *Atma*, *Psyche*, *Anima*, *Soul*, *Ame*, *Nefesch* gesagt wurde. Wie merkwürdig, daß ein so außergewöhnlicher Kenner fremder Sprachen sich nicht selbst folgenden einfachen Einwand gemacht hat. Also Eleganz und Zierlichkeit, Esprit und Witz usw. haben sehr verschiedenen Begriffswert, drücken sehr verschiedene Müancen aus. Gut; aber warum hat noch nie einer der vielen ausgezeichneten französischen Stilknister, deren leidenschaftliches Streben auf die treffendste Bezeichnung jeder Farbe geht — man denke an Flauberts schlaßlose Nächte um ein Wort! (S. 106) —, warum, so frage ich den Leser, da ich leider meinen freundlichen Vönnern Wildemeister nicht mehr fragen kann, warum ist noch nie ein großer französischer Schriftsteller auf den Gedanken gekommen, seiner Farbentafel einen neuen Ton hinzuzufügen durch ein deutsches Wort? Feingebildete oder gelehrte Franzosen wissen sehr wohl die Schönheit und Eigenfarbe vieler deutscher Ausdrücke zu würdigen, kennen die geheimen Reize von Wehmut, Gemütlichkeit, Sehnsucht, sehnsuchtsvoll, Schadenfreude, Weltanschauung, Innigkeit und manchen andern deutschen Eigenwörtern. Was hindert sie denn, sich diese Sprachjuwelen anzueignen, für die sie wirklich keinen völlig entsprechenden Ersatz haben? Da z. B. Zierlichkeit eine andre Farbe trägt als *élégance*,

warum hat noch niemals ein französischer Prosafürstler geschrieben: *Elle était d'une élégance et d'une Zierlichkeit qui enchantaient tout le monde?*

Grillparzer weist einmal darauf hin: „Der Franzose hat kein (einfaches) Wort für Stehen, Reiten, Fechten.“ Ist es einem französischen, ja nur elsässischen Schriftsteller jemals eingefallen, diese Sprachlücken durch deutsche Ausdrücke zu stopfen. Es gibt auch kein einfaches französisches Wort für ‚sigen‘, keins für ‚hören‘ (er hört schlecht). Haben die Franzosen deshalb die deutschen Wörter gemaust? Der Franzose kann, vom Wetter sprechend, nicht sagen: *Nous parlions du temps*, sondern muß hinzufügen: *qu'il faisait*; greift er darum zu dem Fremdwort *Wetter*? Er kann mit seinem *homme* nicht Mann und Mensch, mit *filles* nicht Tochter und Mädchen unterscheiden; bettelt er deshalb die Deutschen um ihre doch gewiß nicht unwichtigen Müantzen an? Wir haben ‚himmelblau‘, der Franzose bleibt bei seinem schwerfälligen *bleu de ciel, couleur de ciel*, und wehe dem französischen Schriftsteller, der mit *les yeux himmelblau* zu fremdwörteln wagen sollte. Aber keiner wagt es, *l* inner wird es je wagen. Warum wohl nicht? Bildemeister hat es so gut wie ich gewußt, hat zufällig nur nicht daran gedacht: weil das französische Sprachgefühl nicht durch eine vielhundertjährige Krankheit verderbt, das Deutsche dagegen seit Jahrhunderten aus der Bahn gesunden Auslebens verirrt ist.

Doch! Jüngst fand ich einen gedruckten französischen Brief mit der Stelle: *Je n'ai d'autre Heimweh que . . .* Aber — der Brief ist von Goethe an die Stein und sollte nur eine Übung im Französischschreiben sein. Goethe fand kein französisches Wort für Heimweh, ein Franzose würde unschwer mehr als ein genügendes Ersatzwort finden. Und nun ein Gegenstückchen: der Franzose hat ein Wort für den ‚nächsten Tag‘: *lendemain*, wir haben keins, folglich borgen wir, d. h. unsre Fremdwörtler, den *lendemain*. Und wenn eine französische Zeitung, der *Gaulois*, über solche Vorgerei auftrumpft: ‚Mag das Deutsche immerhin weit mehr Wörter besitzen als das Französische, so ist sein Reichthum doch nur bettelhaft, da es bei der ärmeren Sprache Anleihen macht‘, was haben selbst die Fremdwörtler ihr zu erwidern?

Die Sprache jedes großen Bildungsvolkes ist fähig, alle Gefühle und Begriffe dieses Volkes auszudrücken. Die wenigen Ausnahmen für bestimmte gemeinsame Kulturbegriffe, deren Bezeichnungen allen gebildeten Völkern gemeinsam sind, spielen hierbei keine nennenswerte Rolle. Ebenjowenig das Verufen der Fremdwörtler auf die Fremdwörter anderer Völker und Sprachen; doch davon eingehend weiterhin.

Was soll man dazu sagen, daß Scherer, einer der berühmtesten Germanisten, schreibt: *Die Schicksale . . . entsprechen nicht der Regel, sondern der Ausnahme; sie sind, um es mit Fremdworten schärfer zu sagen, nicht generell, sondern exceptionell*. Also ein deutscher Professor für deutsche Sprache erklärt diese selbe Sprache für unfähig, Regel oder Gattung oder Allgemeinheit und Ausnahme oder Einzelfall scharf, schärfer, am schärfsten zu bezeichnen. Er braucht dazu notwendig ein Wort, das es nie in einer Menschensprache gegeben: *generell*, und ein entstelltes französisches Wort: *exceptionell*. Nicht um eine Scheermesserschneide schärfer als Regel sind *generell* und *exceptionell*, wohl aber verwackelener und übelklingend, dazu weniger kurz, weniger allgemein verständlich, weniger natürlich, obendrein für jedes gesunde Philologenohr lächerlich. Wenn Einer Schärfe brauchte, dann Luther für seine Bibelübersetzung, die es an Gedantentiefe und Sprachreichtum vielleicht doch mit den großartigsten Offenbarungen germanistischer Wissenschaft aufnimmt. Nun wohl, Luther hat beide Testamente mit einer so geringen Zahl altüberkommener Fremdwörter verdeutscht, daß er eigentlich gar nicht zur deutschen Bildung gehörig erscheint. Und von Auflage zu Auflage hat er selbst solche Fremdbrocken beseitigt, die damals jedermann für selbstverständlich galten.

Unschätzbar zur Widerlegung des Geschwäges von der Unentbehrlichkeit der Fremdwörter fürs Müantzieren ist folgendes Stücklein des guten Wieland, der, trotz Lessings früher Müßelei (vgl. S. 250), noch im Alter mehr als billig fremdwörtelte. In den Abderiten (1, 10) schrieb er: *Sie setzte sich in die Attitüde der Mediceischen Venus* und

dazu die Anmerkung: *Ein fremdes Wort! ich bitte es den Puristen ab. Aber weder Lage noch Stellung noch Gebärde drückt das aus, was Attitude, und so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genügt bleiben, fremde zu borgen.* Kaum einem deutschen Schriftsteller, außer Lamprecht, R. M. Meyer und Poppenberg, würde es heute in den Sinn kommen, in solchem Fall *Attitude* zu gebrauchen. Die gewöhnlichen Fremdwörtler würden *Pose* schreiben; aber an guten deutschen Wörtern, noch an vielen andern als den von Wieland genannten, für eine so einfache Sache ist gar kein Mangel. Das Schönste aber kommt erst: in einer spätern Ausgabe strich Wieland *Attitude* und schrieb *Stellung*: er hatte sich überzeugt, daß es nichts als Selbstverblendung gewesen war, von der Unentbehrlichkeit der *Attitude* zu sprechen. Wieland der seine Schriftsteller war belehrbar; der gemeine Wald- und Wiesen-Fremdwörtler ist unbelehrbar.

Ein gar feiner Nuancierier war Don Quijote. Seinem weniger nüancenreichen Sancho Panza empfiehlt er statt des echtspanischen *regoldar* fürs Rülpfen das gelehrtere *eruchar* (lateinisch *eructare*), denn: „das heißt die Sprache bereichern“, und Sancho verspricht ihm, bei seinem häufigen Bedarf davon Gebrauch zu machen.

Rümelin erklärte Wörter wie *aigriert*, *Tailleur* usw. für entbehrlich. Für einen Verteidiger der Fremdwörter mit Unrecht; denn *aigriert* stellt eine andre Nuance dar als „ärgersch“, wie übrigens auch *fâché*, *contrarié*, *vevé*, von denen die Nuancenfreunde keines aufgeben sollten. Und wie man einen französischen *Tailleur*, diese ganz einzige Nuance des Schneiderkünstlers, zu Gunsten des plumpen deutschen Schneiders opfern will, das ist vom Standpunkt eines Fremdwörtlers schier unbegreiflich. Für den richtigen Nuancenreiber, der vor lauter Nuancen leider nie zum scharf bestimmten, klaren Ausdruck kommt, sind alle fremde Wortverwandte unentbehrlich. Wenn z. B. Bölsche schreibt: *Zweck der Gründung war Seidenkultur, die aber nicht reüssierte*, statt: geblüht, glückte, vorwärts kam, emporkam, blühte, Ertrag brachte, lohnte usw., so wird er, denn er ist ein Fremdwörtler, Stein und Bein schwören: just an dieser Stelle konnte ich armer deutscher Schächer kein andres Wort als *reüssieren* gebrauchen, und zu rechten ist nicht mit ihm.

Franzose schreibt einmal von Paul Heyse, er werde an *Noblesse* des Empfindens von niemand übertroffen. Wäre es nicht trostlos, wenn das Deutsche für die Vornehmheit oder den Adel des Empfindens keinen eignen Ausdruck hätte, sich einen von den Franzosen borgen müßte? Oder hätte Goethe nicht doch besser getan, zu schreiben: „*Nobel* sei der Mensch, hilfreich und gut“?

Schopenhauer bemerkt in seinem Aufsatz „Über Sprache und Worte“: „Das griechische *σωφροσύνη* hat in keiner Sprache ein adäquates Äquivalent“. Abgesehen davon, daß statt „adäquates Äquivalent“ stehen sollte: deckenden Gleichwert, — was folgt hieraus, wenn es wirklich so wäre? Daß nun jedes neuzeitliche Volk die *Sophrosyne* einführen müßte? Keinem andern Volk aber als dem der deutschen Gelehrten ist es eingefallen, *Sophrosyne* aufzuschnappen, und aus dem Deutschen ist das überflüssige Wort, nach kurzem Gebrauch im 18. Jahrhundert, wieder verschwunden. Die mittelhochdeutsche *Maße* war ebenso gut wie die griechische *Sophrosyne*, und Wieland brauchte nicht von dem jungen Goethe in Weimar zu griecheln: *Von dem Augenblicke an, da er dezidiert war, sich dem Herzog und seinem Geschäft zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt*.

Selig ist der deutsche Schreiber, wenn er seinen Lesern hüchengriechisch kommen kann. Ja doch, ja doch, wir haben einmal in Sekunda — oder schon in Tertia? — etwas gehört von *καλός και αγαθός*. Müssen wir darum den weniger gelehrten Lesern in einem Zeitungsaußsätzchen etwas von „*kalokagathisch*“ vorprahlen? Wie pennälerhaft unreif ist all solches Geschreibe.

Im 17. und 18. Jahrhundert, gelegentlich wohl noch im 19ten, hielt man die französische oder kichenlateinische *Ambition* für unentbehrlich. Um wieviel feiner vermag das Deutsche abzutönen zwischen Ehrgeiz, Ehrsucht, Ehrtrieb, Ehrliche, Ehrfönn, Ehrgeföhl, Aufstiebs, Ruhmsucht, Ruhmsönn, Streben usw.

*

Die Fremdwörterler stehen bei jedem Versuch, einen ihrer Lieblinge zu verabschieden und durch ein deutsches Wort zu ersetzen, ratlos da: die krankhafte Gewöhnung eines Menschenlebens hat ihnen den gesunden Sprachtrieb ertötet, der als Wegweiser durch die Schatzkammer des deutschen Wörterbuchs dient. Es geht ihnen wie den Gewohnheitstrinkern, denen nach einem Leben mit täglichem Alkohol das klarste Quellwasser nicht mehr schmeckt: das fremde Wort macht ihnen wirklich mehr Freude als das deutsche. Die sprachgesunden Menschen, Schreiber oder Nichtschreiber, sind niemals in Verlegenheit um den klaren deutschen Ausdruck für den klaren deutschen Gedanken. Sprachkraft und Sprachreichtum weniggebildeter Menschen sind erstaunlich groß, sobald das Gespräch sich auf die ihnen genau bekannten Stoffe lenkt, auf ihr Gerät, Tagewort, Spiel, auf ihr besonderes Freuen und Leiden. Und hinaufsteigend sehen wir einen so mit höchster Bildung auf vielen Gebieten gesättigten Mann wie Moltke in seiner kurzen Geschichte des Krieges von 1870/71 die verwickeltsten Vorgänge in ganz reinem Deutsch erzählen, nur selten unterbrochen durch die paar notwendigen Fachfremdwörter der damaligen Heeresprache. Man vergleiche fast jede beliebige wissenschaftliche Geschichte jenes Krieges mit der von Moltke auf die Reinheit der Sprache! Noch um einen Grad strenger ist die Sprache seines Aufsatzes über den Bau von Eisenbahnen (vgl. 492). Was erscheint unentbehrlicher als „Chaussee“? Moltke schreibt es das erste Mal, um auch von den Fremdwörterlern verstanden zu werden; dann aber heißt es: Kunststraßen, und weiterhin; versteinte Wege. Ja unser großer Purist Moltke kommt ohne „parallel“ aus: *Schienen, welche unter einander genau gleichlaufend sein müssen*. Goethe brachte es fertig, seine Iphigenie, wie nur irgend ein Purist, ganz ohne Fremdwörter zu schaffen, denn Triumph, Flor, Port waren schon zu Goethes Zeiten Lehnwörter. Und doch müßte, wenn ohne die Fremdwörter keine feine Nuancirung im Deutschen möglich wäre, das zarte Seelenleben Iphigeniens das angeblich zart färbende Fremdwort gebieterisch fordern.

Nein, der deutsche Schriftsteller, der seine Sprache frei beherrscht, findet in ihr für jeden Farbenton, jedes Spiel von Licht und Schatten, jedes leise oder laute Regen der Seele das fein abgestufte Wort; wogegen der Fremdwörterler, der aus den Sprachen aller Völker fremde Brocken in sein Geschreibe einstreut, es niemals zu einem bleibenden Kunstwerk der Prosa bringt.

Achter Abschnitt.

Die Bilderei.

Es nutzt die Sprachenkunst sehr viel,
Wann man sie recht gebrauchen will.

Zum Prachtsein nicht, noch Übermut,
Nur wenn es höchst von Nöten tut.

(Grimmelshausen.)

Eine Stimme aus dem Winkel: Das sollen Deutsche sein? — Schmidt (ein Kunststrichter): Es ist mir, als ob ich in Paris wäre. (*Pandaemonium Germanicum* von R. M. Benz.)

Wandre, lerne
In der Ferne
Biel und gerne.

Übe die Zunge und den Sinn.

Aber bleibe in deiner Haut,
In deinen Knochen, wie sie gebaut.
Sprich, wie es wahrhaft dir zu Mut

Im eignen Fleisch, im eignen Blut. (Bischer.)

Kein lautbegabtes Lebewesen spricht in den Tönen eines andern; kein Vogel singt die Weise eines andern Vogels nach. Nie hat ein gebildetes oder wildes Volk ohne zwingende Gewalt, ohne weltgeschichtliche Umwälzungen seine angeborene Sprache mit zahllosen Brocken aus fremden Sprachen durchsetzt, mit der einzigen Ausnahme des deutschen Volkes, oder doch seiner gebildetsten, seiner gelehrtesten Schichten.

Wir Deutsche sind das Volk der Philologen; kein zweites Volk treibt mit solchem wissenschaftlichem Eifer fremde Sprachen, tote und lebende, europäische und außereuropäische. Wir treiben sie aus Forschungsbegierde, und wir treiben sie, weil wir tiefer als die meisten Völker von dem Bewußtsein durchdrungen sind: die Kenntnis fremder lebender

Sprachen ist für den Welthandel und für den Verkehr der Gebildeten aller Länder unentbehrlich. Gegen diese beiden Antriebe zur Beschäftigung mit fremden Sprachen ist nichts einzuwenden. Ich lasse an dieser Stelle sogar den recht bezweifelbaren Bildungswert fremdsprachlicher Kenntnisse auf sich beruhen und begnüge mich mit der kurzen Prüfung des immer wieder nachgesprochenen Satzes: Ohne die Kenntnis fremder Sprachen keine volle Kenntnis der Muttersprache. Er klingt sehr schön, nur läßt er sich durch nichts beweisen, ja alle Erfahrungen der Geistesgeschichte widersprechen ihm schlagend. Ist es ein bloßer Zufall, daß das sprachgewandteste Bildungsvolk der alten Geschichte, die Griechen, und das sprachkünstlerisch höchstgebildete Volk der Neuzeit, die Franzosen, in der Beschäftigung mit fremden Sprachen am tiefsten stehen? Nicht einmal unter römischer Herrschaft haben die Griechen Latein getrieben. Dagegen rühmen ja unsere klassischen Philologen mit Recht den künstlerischen Sprachfeinsinn der alten Griechen und erzählen mit heller Freude den Schülern die allerdings sehr lehrreiche Geschichte von der Sprachkunde einer athenischen Volksversammlung, die dem Demosthenes einen absichtlich begangenen Betonungsfehler sogleich durch allgemeinen Zuruf rügte. Und beneiden wir so überaus sprachkundige Deutsche nicht den Franzosen die Sicherheit, mit der selbst ihre untergeordneten Schriftsteller das Französische beherrschen, während unter dem deutschen Philologenvolk manche hochgebildete und berühmte Schriftsteller kein einwandfreies Deutsch schreiben?

Was aber in aller Welt hat der unleugbare Nutzen fremder Sprachen für Handel und Verkehr, was der bestreitbare Bildungswert fremder Sprachen zu schaffen mit der einzig im deutschen Schriftentum geduldeten, ja vielfach reizend gefundenen Durchsprenkung des Deutschen nicht bloß mit mehr oder minder umgestalteten oder verunstalteten Fremdwörtern, sondern mit unverändert gelassenen fremden Wörtern, Wendungen, Sätzen und Sätzen? Es ist wahr, wir Deutsche wissen durchschnittlich etwas mehr von fremden Sprachen als andre Völker; müssen wir aber dieses, meist recht mangelhafte, Wissen überall ausdrücklich auskramen, selbst da wo der fremde Brocken nicht um ein Haar mehr oder Besseres ausdrückt als das Deutsche, nun gar zu Lesern, die wenig sprachkundig sind? Der gebildete Schriftsteller schreibt: „Wir werden ja sehen“; der Gebildete Hausnecht kommt sich, leider auch manchen Lesern, großartig vor mit *Nous verrons*, noch großartiger mit *Qui vivra, verra*. Wie mancher Schreiber dünkt sich und andre überaus geistreich, wenn er statt „Wer weiß?“ italienert: *Chi lo sa?* Die Kenntnis des Italienischen ist zu solcher Geistreichelei ebenso wenig vonnöten, wie die all der vielen fremden Zungen, aus denen man bei unsern schlechten Schriftstellern allerlei Brocken, meist mit den größten Sprachfehlern, findet.

Müßten nicht schon der gute Geschmack und die Selbstachtung jedem Schreiber das Einstreuen von Fremdbrocken verbieten, so sollte die einfachste Vorsicht davor warnen. Nur wer die Sprache eines Fremdbrockens vollkommen beherrscht, dürfte ihn einzustreuen wagen. Allerdings wird sich grade solch hochgebildeter Sprachkennner vor der Stilwidrigkeit der Sprachstreuung hüten; denn er weiß, welche lächerliche Annahme es ist, auf Grund der durchschnittlichen Sprachkenntnis auch nur zwei Sätze in fremder Zunge drucken zu lassen. Der Verfasser war sein ganzes Mannesleben hindurch gezwungen, beinahe so viel in fremder wie in deutscher Sprache zu reden; nie aber hätte er gewagt, seine Fremdsprachkunde ohne zwingendste Not schriftlich zu erproben, wohl gar französische *Bons mots* der von Schiller gerügten Art zu verfertigen (vgl. S. 220 und 221). Dem Seelenkundigen ist es leicht begreiflich, daß der Brockenstil nur von Solchen verübt wird, die wenig oder nichts von fremden Sprachen wissen, aber gern den Schein reichen Wissens vorpiegeln möchten. Also auch in diesem Falle Unwahrhaftigkeit, Unredlichkeit als letzte Ursachen eines schweren Stilgebrechens.

*

Kein deutscher Schreiber ist verpflichtet, irgendeine fremde Sprache zu kennen, so wenig wie sich Platon verpflichtet fühlte, Ägyptisch, Phönizisch oder Persisch zu kennen;

so wenig wie viele der größten französischen Schriftsteller irgendeine lebende Fremdsprache gekannt haben. Man zweifle darob an Platons oder Daudets Bildung; ihren klassischen, ihren reinen Stil muß man gelten lassen. In Deutschland herrscht übrigens ein grober Irrtum über die Möglichkeit des Beherrschens von mehr als einer Sprache, nämlich der Muttersprache. Unfre Fremdbroschensreiber, die fünf, sechs Sprachen oder mehr plündern, um die plattesten Dinge zu sagen, werden es nicht glauben, wahr ist es dennoch: Nie hat es einen großen Schriftsteller, ja nie einen großen Mann gegeben, der zwei Sprachen, davon eine die Muttersprache, mit gleicher Vollkommenheit meisterte. Man lese Goethes treffende Ausführungen hierüber im 11. Buche von Dichtung und Wahrheit, z. B. die über Schöpflin. Große Oberkellner mit vollkommener Herrschaft über zwei Kellnersprachen mag es geben. Nichts beweist siegreicher die Alleinherrscherrolle der Muttersprache im Seelenleben, als die durch reichliche Beispiele belegte Tatsache, daß nur die Mittelmäßigkeit oder die Nichtigkeit sich in zwei Sprachen gleich gut, das heißt gleich schlecht auszudrücken vermag. In einem französischen Briefe Goethes an Frau von Stein steht ein so unmöglicher Satz wie: *en changant ce palais dans une cabanne de charbonnier*; aber bald war ihm die ganze Französischschreiberei zuwider: *Il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu*. In dem französischen Nachwort zu einem deutschen Brief an Chézy stehen die unfranzösischen Wendungen: . . . *dans une langue où . . . , persuasion statt conviction*. Aber Goethe schrieb das französische Nachwort nur aus Höflichkeit; sonst hat sich der Sonnenklare nicht getäuscht: „Soll ich französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine (Gewöhnliche), nur die groben Züge ausdrücken kann?“ (Briefe aus der Schweiz). Dabei sprach und schrieb Goethe von Jugend auf was man so nennt geläufig französisch.

Offenkundige Deutschwendungen stehen in den französischen Briefen der Königin Luise, ja der das Französische so eifrig pflegenden Kaiserin Augusta. In der Wiedergabe französischer Gespräche begeht Fürst Chlodwig Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten grobe Schnitzer, und von Bismarck berichtet er, wie sauer diesem die Leitung des Berliner Kongresses von 1878 in französischer Sprache gewesen sei. Man prüfe übrigens z. B. den Eingang des französischen Briefes Bismarcks von 15. Februar 1877 an Schuwaloff (in den „Gedanken und Erinnerungen“), einen Satz mit einem Relativsatz und zwei weiteren von diesem und unter einander abhängigen Relativsätzen. — Wenn Einer hätte französisch schreiben können oder sollen, dann Friedrich Gentz, der Verfasser zahlloser französischer Schriftstücke der österreichischen Regierung unter Metternich. Nun lese man in seinen Tagebüchern die zusammenhängenden französischen Stellen: sie wimmeln von schlecht übersetzten zu Grunde liegenden deutschen Wörtern und Wendungen. Wo an einem deutschen Hofe des 18. Jahrhunderts etwa leidliches Französisch gesprochen wurde, da war das Deutsche um so elender.

Man kann es gradezu als einen der Beweise für die geistige Größe eines Mannes bezeichnen, daß er unfähig ist, etwas Bedeutendes in einer andern als der Muttersprache fehlerlos oder gar künstlerisch darzustellen. Sechszwanzig Jahre hat Heine in Frankreich gelebt, — kein längerer französischer Brief von ihm selbst ist wirkliches Französisch, und niemals hat er sich unterstanden, die französische Übersetzung auch nur eines seiner Prosawerke ohne fremde Hilfe abzufassen. Max Müller, der den größern Teil seines Lebens in England zugebracht, besaß zu tiefe Einsicht in die Unmöglichkeit, daß ein deutschgeborener, deutschgebildeter Mensch englisch schreiben könne, um jemals eine seiner englischen Arbeiten allein abzuschließen. Von Karl Hillebrand, der so viel für französische Zeitungen geschrieben, wissen wir zwar nicht ebenso verbürgt das Gleiche; wohl aber erscheinen alle seine Aufsätze in französischer Sprache mittelmäßig im Vergleich mit seinen deutschgeschriebenen Büchern. Und keinem leidlichen Kenner französischer Stilkunst, ja nur echt französischen Sachbaues kann die Berechtigung von Voltaires Urteil über Friedrichs des Großen Französisch entgehen: *Tudesque!* Schon Justus Möjer, ein guter Kenner des.

Französischen, klagte: „Es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem Übrigen ihr [der Franzosen] Meister ist und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken.“

Nur aus der Muttersprache zieht nach Goethes tiefem Wort die Seele ihren Atem. Schiller hat hierüber nicht anders gedacht. Der Engländer Henry Crabb Robinson berichtet über eine Unterhaltung mit ihm, die anknüpfte an deutsche Übersetzungen Shakespeares in Schillers Bücherei. Der Engländer fragte ihn, ob er nicht Englisch könne, worauf Schiller erwiderte, er habe Shakespeare englisch gelesen, aber grundsätzlich nicht viel; „meine Aufgabe im Leben ist, deutsch zu schreiben, und ich bin überzeugt, daß man nicht viel in fremden Sprachen lesen kann, ohne das zarte Gefühl für die Kraft der Worte zu verlieren, das wesentlich ist, um gut zu schreiben.“

*

Jeder Fremdbrockenschreiber verfällt unentrinnbar dem Fluche wohlverdienter Lächerlichkeit, sei's durch den Ungeschmack der Eitelkeit, sei's durch alberne Sprachschnitzer, meist durch beides. Kein Schriftstellerruhm, keine noch so angesehene Gelehrtenstellung, kein noch so hochgestiegenes Selbstbewußtsein eines modischen Zeitungsschreibers schützen den Fremdbrockler vor den ärgsten Albernheiten. Wer sich überzeugen will, daß Fontane das Französische nicht einmal leidlich verstand, der lese seine französischen Briefe aus der Kriegsgefangenschaft. Aber dieser geschmackvolle Künstler konnte dem deutschen, besonders dem berlinischen Kitzel nicht widerstehen, in seine Romane und in die Märtyrchen Wanderungen lächerlich falschfranzösische Brocken einzustreuen. Ja ihm ist die wüste Ungeheuerlichkeit widerfahren, in einem Gedicht auf den Tod Wilhelms des Ersten diesen den „Kaiser Blanchebart“ zu benamen! — Silencron, der, wie ich bestimmt weiß, kein Spanisch verstand, schloß einen deutschen Brief an mich mit „*Qui sabe?*“, was ihm spanisch vorkam. — In Heines Reisebildern begegnen uns: *Longarno*, — *Croce bianco*, — *Due Torre*.

Ein gelehrter Germanist, der Fremdwörtler R. M. Meyer, will durchaus zeigen, daß er Französisch kann, sogar Pariser Künstlerfranzösisch, und schreibt statt *Trompe l'œil* (Augenblender): *Trompe d'œil*, was allenfalls Augenrüssel, wenn überhaupt etwas, bedeutet. Statt „Persönlicher, oder eigner Ton“ schreibt er hartnäckig *Note personnelle*; und da er, ohne Italienisch zu können, es uns eifrig aufdrängen will, so vergleicht er, an den Haaren herbeiziehend, irgend etwas mit dem *Ponte dei orefici* in Florenz. — Ja bis zu erquälten Geistreichigkeiten, bis zu *Bons mots* in vorgeblich französischer Sprache verstieg sich ein Gelehrter vom Ansehen Erich Schmidts, indem er Kleists Rätchen von Heilbroun ein *tomber en jeunesse* des Dichters nannte! Er wußte, daß man *tomber malade*, *tomber en enfance* sagt; aber er wußte nicht, daß *tomber en jeunesse* Unsinn ist. Kein deutscher Gelehrter braucht das zu wissen; wer aber zwingt einen deutschen Gelehrten, über einen deutschen Dichter für deutsche Leser französisch zu schreiben, und gar ein Französisch, das es nicht gibt?

Von Immermann berichtet Erich Schmidt: er „wies alle romantische *prédilection d'artiste* für den Katholizismus zurück“. Die Bedeutung des Gelehrten, nicht des Schriftstellers Schmidt reizt zum Untersuchen der Seelengründe, aus denen solch ein Satz erblühen konnte. Man stelle sich das Unmögliche vor, ein französischer Akademiker, wohl gar ein Professor der französischen Literatur an der Sorbonne beginge die Tollheit, zu schreiben: *Immermann s'abstenait de toute Künstlervorliebe pour le catholicisme*. Welches Schicksal erlitt er bei seinen Hörern, bei der obersten Unterrichtsbehörde, bei der gesamten französischen Presse! Und keineswegs bloß oder zumeist aus „Chauvinismus“. Wäre *prédilection d'artiste* ein allbekannter Kunstausdruck der Franzosen, so bliebe dessen Anwendung im Deutschen immer noch ganz überflüssig, denn wohin kämen wir, wollten wir alle französische Kunstausdrücke aufnehmen? Es ist aber kein stehender Kunstausdruck, sondern eine ganz gewöhnliche französische Wendung, die sich ungezwungen bei jedem über Kunstfragen schreibenden Franzosen oder etwa bei einem deutschen Fremdbrockenschreiber findet. Bei solch einem, nämlich bei dem Brockler Friedrich Schlegel, hat Schmidt diese ihn großartig

dünkende Nebenart aus der deutschen Franzosenzeit gefunden, — sogleich wird sie angeeignet ohne den Versuch der Prüfung, ob Künstlervorliebe nicht genau dasselbe ist wie der von Schlegel aus bloßer Gekerei einmal gebrauchte französische Brocken. Dabei sagt uns Schmidt nicht einmal, wär's nur durch Gänsefüßchen, daß er den überflüssigen Brocken von Schlegel hat; er selber also ist dem Leser für solche Brockenschreiberei verantwortlich.

Auch für folgende Französelei: *Karoline Schlegel gelangt in diesen sicheren Hafen, wo Schellings Hausherrnjugend sich übermütig als souverain de sa femme fühlte.* Etwas so Großartiges läßt sich natürlich von einem Großgermanisten nicht auf Germanisch sagen.

Erich Schmidt war einer der genauesten Kenner Lessings, — was hatte er von diesem Todfeinde alles Schönes gelernt? Über ähnliche zeitgenössische Gekereien mit nichtbeherrschtem Englisch heißt es einmal bei Lessing: 'Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu . . . In einer toten Sprache mag es noch hingehen, denn eine tote versteht niemand vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, das ist mir zu unbegreiflich' (39. Literaturbrief). Bei dem unausstrotzbaren deutschen Gelehrtenfigel zur eiteln Ausländerei ist nichts oder — alles unbegreiflich.

Die bedeutendste wissenschaftliche Zeitschrift der Franzosen, die *Revue critique*, schrieb jüngst über dergleichen gelehrte deutsche Geschmacklosigkeiten mit vollem Recht: 'Wir müssen feststellen, daß die Sprache dieser Herren nicht mehr deutsch ist und niemals französisch werden wird.' Im Weltkrieg: spie uns der *Matin* deswegen an mit einem höhnischen Aufsatz *Le Boche tel qu'on le parle* (Das wirklich gesprochene Schweinedeutsch).

Wie alt diese sprachliche Hautkrankheit in Deutschland ist, lehrt uns Schillers nicht übergrobes Xenion:

Die französischen Bons mots besonders, sie nehmen sich herrlich
Zwischen dem deutschen Gemisch albernere Ähnlichkeit aus.

(Ausgabe der Xenien von E. Schmidt und W. Suphan, Nr. 261.)

Kann man es bei solchen Stilmustern unsrer 'führenden Schriftsteller' einer bescheidenen Schreiberin wie Natalie von Eschtruth verargen, wenn sie mit einem Französisch von dieser Art prunzt: *Supçon, Chance, Pièce*? Oder ihrer Kunstgenossin Eufemia von Ballestrem, die sich mit einem Italienisch eigner Maché spreizt wie *San Trinita di Monte*? Oder der großartigen Berlinfranzösin Pinfus-Wertheim (*Truth*): *Il est servi, Madame . . .*? — Karl Bleibtreu weiß weder Griechisch noch Französisch noch Italienisch: für einen deutschen Schriftsteller keine Schande, denn 'Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht'; unverzagt aber erzählt er uns: *Scheffels Ekkehard ist kein Epos, sondern ein Epopö*, spricht gelehrt von Byrons 'griechischen *Ephillien*', von einem 'griechischen *Nobili*', nennt Lassalle einen *Fanfaronneur* demokratischer Schabloneuphrasen', wird den gleich ihm Unwissenden unverständlich, den Sprachkundigen lächerlich.

Bierbaum, der sehr wenig Französisch wußte, aber um so mehr zum besten gab, rief aus: *Wo auf der Welt gäbe es etwas so schönes wie Châteaux d'Espagne*; er hatte einmal etwas von *Châteaux en Espagne* läuten hören, und als deutscher Schreiber, der auf sich hielt, durfte er natürlich nicht Spanische Schlösser oder Lustschlösser sagen. — Felix Dörmann schildert ein *Intérieur* (sprich: Entteröhr), dessen Lichtstrom von *buntgefärbten A bas-jours gedämpft wird*, und es ist sehr unartig von den Franzosen, daß sie ihm zum Troß *abat-jour* schreiben. — Bei Ossip Schubin, einer Madenbrecherin in fünf bis sechs Sprachen, speißt man *Foisgras-Bröddchen*; aber eben nur bei ihr, nicht bei den Franzosen.

Ist es denkbar, daß ein sonst gesunder Mensch ohne solches zum Verblüffen bestimmte Suchen darauf verfallen kann, für 'italienische Truppen' zu schreiben 'Savoyertruppen', was nicht einer von hundert Lesern versteht? Kann man es milder bezeichnen als gesucht präziösen Stil, wenn jemand 'in Weimar' ausdrückt durch: 'in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung.' Oder ist es eine von der gesunden Natur über einen klugen Menschen verhängte Sprache, wenn er für 'Schauplatz (einer Parabel) verlegen' schreibt: 'ansiedeln', was kaum erraten, geschweige sogleich verstanden werden kann?

Der Großmeister unnatürlicher Gesuchtheit war unter unsern älteren Schriftstellern Jean Paul. Man sieht auf jeder Seite ganz deutlich, wie er es anfängt: das Herausziehen eines der Hunderte von Zettelkästen, das Suchen unter den aufgespeicherten Mosaissteinen der gelehrt scheinenden Geistreichigkeit, die Vergewaltigung des Sinnes, des Sages, der Sprache, um den mühsam herausgesuchten Zettel mit einem ganz abseits liegenden Gedanken, einem an den Haaren herbeigezogenen Zitat, einem halbverrückten Wort durchaus in die Marterform hineinzupressen. Manchen Zeitgenossen gefiel Jean Pauls Stil ausnehmend, schon darum, weil sich im Lesen allerlei überflüssiges Scheinwissen nebenbei auffammeln ließ. Was hat alles Suchen Jean Pauls seinem an Masse so reichen Lebenswerke gefrommt? Es ist zum allergrößten Teil in den Abgrund der sehr berühmten und sehr unbekannten Bücher hinabgesunken und wartet dort auf die Nachfolger. Die kleinste bemerkbare Gesuchtheit — und bemerkt wird sie immer — genügt, um eine ganze schöne Seite Prosa zu verderben.

Soll mit dieser Verurteilung des gesuchten Unsinnns etwa die wortschöpferische Kühnheit eines Meisters benörgelt werden? Das traut sicherlich kein Leser dem Verfasser zu. Jede Kühnheit ist erlaubt, sie ist sogar geboten, wenn sie der natürliche, ungesuchte Ausdruck eines echten Gefühls ist. Wenn C. F. Meyer einmal schreibt: 'Sie empfanden es nicht mit der Seele, aber mit den Fingerspitzen des feinen Kunstgefühls', so ist gegen dieses kühnschöne Bild gar nichts zu sagen. Meyer hat nichts dabei gesucht, er hat gesehen und einfach nachgeschrieben. Nietzsche verdankt ein großes Stück seiner Berühmtheit bei den gebildeten Massen, bei dem von ihm verachteten Bildungsphilister, weit mehr gewissen kühnen Wortschöpfungen als dem Tiefgehalt und der Lebenswahrheit seiner Gedanken. Hieran wird nichts dadurch geändert, daß fast alle geflügelte Worte Nietzsches nur Nachschöpfungen sind: der Übermensch, die blonde Bestie, das Herdentier, das Tanzen der Seele, der Bildungsphilister, die fröhliche Wissenschaft und viele andre.

Einer dieser Pücker-Schüler, Peter Altenberg, der gleichfalls jede geplünderte Sprache mißhandelt, läßt ein Frauenzimmer, den hysterischen Blick, *le précipice de l'oeuil* bekommen. Selbst bei richtiger Schreibung wäre dies für einen Franzosen Blödsinn. Bei Altenberg sitzt am Schreibtisch ein Clark und Jrgendwer setzt sich ans Klavier und spielt die *Kamárinskaja*, ein Russisch seiner Erfindung. Er muß irgend einmal einen fernen Dunst vom Latein bekommen oder von einem *locus minoris resistentiae* läuten gehört haben, — also quasselt er von *loci minorum resistentium*, anstatt zu schreiben: schwache Stellen.

Sehr beliebt, besonders in den Weltbetrachtungen deutscher Zeitungen, ist *coûte qu'il coûte*. 'Koste was wolle' ist nur deutsch, verrät also wenig Bildung. Wie die Franzosen wirklich sprechen, braucht der Mann mit der Bildung nicht zu wissen. Es ist alles Manjoduhn.

Erläßt ein spanischer Politiker einen Aufruf, so muß der gebildete deutsche Zeitungschreiber sein Spanisch leuchten lassen und von einem *Pronunziamento* sprechen, was sehr gebildet klingt, aber bei weitem weniger spanisch ist. Werden ein paar alte Briefe im Ofen verbrannt, so ist dies für den deutschen Duzendschreiber unfehlbar ein *Autodafe*, was nur zwei Fehler hat: Unsinn und Unspanisch zu sein. — In einer Berliner Montagszeitung standen jüngst aus der Feder eines nicht unbedeutenden Schreibers, der keine Ahnung vom Italienischen hat, in einem Absatz: *Si no è vero, è bien trovato* und als letzte Forderung eines schmerzvollen Schlusses: *Libera chiesa in libero estado*. Was denkt sich dabei der Durchschnittsleser, und wie verachtungsvoll lacht jeder Sprachkundige! Weil Nietzsche einmal vom indischen Tschandala spricht, wird dieser Tschandala von einem Duzend deutscher Schreiber alsbald der geliebten Muttersprache einverleibt, und ohne eine Ahnung vom Sanskrit zu haben, stottern sie ihren Lesern so oft wie möglich den geheimnisvollen Satz *Tat twam asi* vor.

Seltner sind die Sprachschneider unsrer Fremdbrockler im Lateinischen, solche von der Art des 'Reichsboten', der die kölnische Zeitung mit *captatis benevolentiae* um sich werfen läßt.

Der österreichische Minister des Außern Graf von Mensdorff schreibt 1866 an den Herzog Ernst von Koburg: *Inter duobus litigantibus tertius gaudet*, denn so tiefe Weisheit wie „Wenn zwei sich streiten“ darf nicht in richtigem Deutsch, sondern nur in lächerlichem Latein gesagt werden.

*

Dieser Abschnitt trägt die Überschrift Die Bücklerei, so genannt nach dem lächerlichsten Sprachgecken unsrer ältern Literatur, dem Fürsten Hermann zu Bückler-Muskau (1785—1871). Zum Teil aus verkehrter Erziehung, mehr noch aus unbornehmer Eitelkeit flichte er bis zum Ekel in seine Rede nicht nur Hunderte, Tausende von Fremdwörtern ein, sondern suchte auch seine vermeintlich vielseitigen Sprachkenntnisse gigerlhaft aufdringlich auszutrampen durch Sakflicken in allen europäischen Zungen, selbst in solchen, von denen er so gut wie nichts verstand. Immermann — man lese das 6. Buch des 3. Teils des Münchhausen — und Börne haben ihn fürchterlich verspottet, ihn als Schriftsteller totgeschlagen; seine Gattung lebt munter unter uns, denn der Boden zeugt sie wieder. Man spottet oft über die greuelvolle Prosa des 17. Jahrhunderts; diese war klassisch rein im Vergleich mit der alten Bücklerei und der neuen Poppenburgerei (vgl. S. 504). Die folgenden beim hastigen Blättern gesammelten Proben des echten Bückler-Stiles sind sicher lange nicht die ärgsten: *Man hat den Fehler begangen, das Corps de logis nicht so zu placieren, um es entre cour et jardin, mit einer bloßen grille nach der Straße hin zu bringen, — ungarische Volksredner in ihrer Faconde, — er tauschte im anmutigsten Contrast mehrere poignets de mains (französisch sein sollender Unsinn) mit einem jungen Republikaner aus. — It is so delightful für jemand, der fühlt und denkt wie ich. — Die weibliche Linie des Bückler-Stils wurde durch die Gräfin Ida Hahn-Hahn mit fast gleicher Lächerlichkeit vertreten. Für die Franzosen waren diese beiden Sprachnarren mit ihrem vorgeblichen Französisch eine ebenso reiche Quelle der Heiterkeit, wie unsre heutigen gelehrten und ungelehrten Nachstammler des gegen sie ewig spröden Französisch.*

Bücklers treuester Schüler aus älterer Zeit, besonders in der Französelei, war Spielhagen. Eine kerndeutsche junge Dame läßt er zu Deutschen loslegen: *Ah mon Dieu! rief die junge Dame. So allein, Mesdames? Ich komme si üh und toute seule.* Weiterhin faßelt ein junger Deutscher: *Aber schön ist sie, verteuflert schön! sagte Alfred. Grands Dieux, combien elle est jolie! Und dies nicht etwa zu Franzosen. Einen altklassischen Philologen und einen Kandidaten der Theologie läßt er, o wie gebildet, ihre Gespräche spicken mit tiens, nous verrons, eh bien, und so tiefsinnige, bekanntlich nur den Franzosen gelingende Feinheiten wie au fond, enfin, voilà gehören zu den regelmäßigen Stilblüten dieses einst hochberühmten Schriftstellers.*

Kommt man von Spielhagen, der als einer der Führenden da stehen wollte, wo unsere Klassiker standen, so wird man nachsichtig gegen eine Schreiberin wie A. von Gersdorff: *Dann blieben wir daheim au coin du feu, nachdem wir noch ein leidliches Diner à la fortune du pot eingenommen hatten.* Beschämt allerdings und verzweifelnb liest man bei Fontane in den „Fünf Schlössern“, märkischen, deutschen Schlössern: *Er riddikülisierte sie, worauf sie jene hautaine Miene annahm. — Ein célèbres rencontre. — In Vater und Sohn ist dasselbe talent épistolaire vorhanden. — Hermine von Preuschen überschreibt ein Gedicht auf die Berliner Straßenbahn: A travers la ville!*

Der Germanist Ludwig Geiger, einer der ersten deutschen Gelehrten der Goetheskunde, betitelt einen Aufsatz über den deutschen Dichter Goethe für eine deutsche Zeitung: „Goethe intime!“ Der Leser sage sich selber alles das, was ich, aus vielleicht unangebrachter Rücksicht, unterdrücke. Öffentlich zurechtgewiesen, schrieb Geiger bei einem spätern Abdruck: „Goethe im Verkehr; von selbst war dem deutschen Schriftsteller dieser deutsche Ausdruck nicht eingefallen, oder er war ihm zu gewöhnlich erschienen.“

Der Germanist Röhre, der auf seinem Gebiet, älterer deutscher Sprache und Literatur, allerlei Wissen besitzt, fühlt nicht die Stillosigkeit von Französeleien wie eine Erscheinung

à la Karl der Große ober: bei seinen (des alten Fritz) *Entdeckungsreisen à la Harun al Raschid*. — Ein berühmter Rechtslehrer schreibt über einen deutschen Mordprozeß: *Das Ganze mutet uns wie eine Romantik de bas étage an*. — Der Prosafürstler Nießsche, der doch selber die strengsten Forderungen an seine Kunst stellte, erniedrigte sich zu unerträglichem Sprachgesprenkel, oft nicht anders als die rückständigsten Zeitungsschreiber: *Ich habe mir einmal erlaubt, den ganzen christlichen Buß- und Erlösungstraining als eine methodisch erzeugte folie circulaire zu bezeichnen*. Selbst hochgebildete Leser müssen nachschlagen, was *folie circulaire* bedeutet, und ist jeder Leser Nießsches verpflichtet, Stallknechtenglisch zu verstehen? Oder gleichfalls bei Nießsche: *Diese Tolérance und Largeur des Herzens, die alles verzeiht, weil sie alles begreift*. Vergleichen sollten wir nicht auf Deutsch sagen können? Ist *largeur* irgend etwas andres als Weite oder Größe? Und wäre sie etwas andres, müssen wir alles, was in fremden Zungen anders ist, in fremden Zungen sagen? Ist die von Nießsche so heiß ersehnte deutsche Kunstprosa auf solche Weise erreichbar? — Besonders im „Fall Wagner“ französiselt Nießsche Seite für Seite. Da genügt ihm z. B. nicht, allenfalls zu sagen: „Wagner ist eine *Neurose*“, sondern diese höchst einfache, jedem gebildeten Deutschen vollverständliche Behauptung, die übrigens auch ganz deutsch lauten dürfte, mußte ganz französisch gefaßt werden: *Wagner est une neurose*. Wäre es zu streng, solche Französelei bei einem Meister der Sprache als den Beginn einer *Neurose* zu bezeichnen?

Mit welchem Gefühl liest man bei einem ernstern Denker wie E. von Hartmann diese Pöckerei: *In der Überlieferungsreligion lohnen und strafen die Götter nach ihrem bon plaisir; der Mystizist nahm das orthodoxe System nur faute de mieux aus Indifferentismus an; es fragt sich nun, was den Willen dazu motivieren kann, beständig mit geschärfter Aufmerksamkeit en vedette zu liegen*.

Ein drolliger Germanist, R. M. Meyer, behauptet von dem deutschen Dichter Goethe und dessen deutscher Lyrik: *Die dauernden Bestandteile eines bestimmten coin de la nature gehören dazu*. Auf Deutsch kann er's nicht sagen, denn er muß zeigen, daß er Französisch gelernt und Bala gelesen hat. — Hofmannsthal schreibt in dem Kellnerdeutsch seiner Prosa: *Ein Garten ist die große Natur à la portée eines Kindes*. Unfre arme, unfre plumpe deutsche Sprach ist natürlich unfähig, einen so erhabenen Gedanken auszudrücken. — Ein Hamburgisches Volksblatt beginnt einen Aufsatz über die deutsche Finanzreform: *Die Anker sind wieder gelichtet, vogue la galère!* — ein Ausdruck, dessen Herkunft dem Schreiber, dessen Sinn 999 Lesern von 1000 dunkel ist.

Ein echter Franzose mit gesundem Sprachsinn, Prémontval, hat über all solche Verrohung das unwiderlegliche Urteil gefällt: „Sieht man diese üppige Fülle von Wörtern, Wendungen, Sakteilen des Deutschen aus dem Französischen zur Bezeichnung der allergewöhnlichsten und unentbehrlichsten Dinge des Lebens, wer würde nicht die Deutschen für einen nordamerikanischen Stamm halten, welcher der einfachsten Begriffe entbehrt und sie samt den passenden Ausdrücken von den Franzosen entlehnt?“ Aber es gibt ja keinen sprachlich so niedrig stehenden Rothhautstamm!

Und alle jene Französeleien werden verübt von Deutschen, die höchstens vorübergehend in Paris gewesen, von denen also keiner behaupten kann, daß dieses Stillaster etwa durch dauernde Gewöhnung in fremdem Lebenskreise erzeugt wurde. Damit vergleiche man die Reinheit der Sprache von Franzosen, Engländern, Italienern, die Menschenalter hindurch in der Fremde gelebt haben! Bohnig schreibt einmal Mozart über einen Franzosen im Dienste des Königs Friedrich Wilhelms 2. von Preußen, der ihn, den deutschen Mozart, zwingen wollte, französisch mit ihm zu sprechen: „So ein welscher Fratz, der jahrelang in deutschen Landen lebt und deutsches Brot frisst, muß der nicht deutsch reden oder radebrechen, so gut oder so schlecht das französische Maul ihm dazu gewachsen ist?“ Der Franzose konnte sagen: Nein, das muß ich nicht, das will ich nicht, denn ich liebe meine Sprache und zwingen euch würdelose deutsche Dummköpfe dadurch, sie mit mir zu sprechen.

Neben der offenen Französelei gibt es die versteckte, die mit deutschen Worten französisch schreibende. Wer nicht *Note personnelle* zu schreiben wagt, der französelt von der ‚persönlichen Note‘, wiewohl Goethe mit seinem ‚eigensten Gesang‘ ohne die Note auskam, und Lessing der Plogischen Schule vorwarf: ‚Keiner hat auch nicht einmal seinen eignen Ton.‘ Bei manchen neueren Schreibern gewahrt man hinter den deutschen Wörtern das französeltende Denken. Wenn Hermann Bahr schreibt: ‚Aber weil es in der Natur der Gardenia ist,‘ so ist das eine Übersetzung aus *c'est dans la nature*. Und wenn Ludwig Hevesi einmal von schlechten Theaterstücken spricht, bei denen ‚das Spiel die Kerze nicht wert war‘, so ist das nur halbverständlich für jeden, der nicht weiß, daß die Franzosen in solchen Fällen sagen: *Le jeu ne vaut pas la chandelle*. Wieviel Leser wissen dies? Und ist auch nur einer verpflichtet, es fürs Lesen einer deutschen Zeitung zu wissen?

In dem Bericht des preussischen Gesandten von Werther an König Wilhelm aus Paris vom 12. Juli 1870 heißt es: *Unsere vom Herzog von Grammont eingeleitete Unterredung rollte hauptsächlich auf dem vom Grafen Benedetti angeregten Gegenstand*. Auf Französisch hieße es *roulait*; gab es keinen passenden deutschen Ausdruck?

Der Germanist Adolf Frey schreibt: *Zwei Priester äußerten sich mißbilligend und, unter der Stimme natürlich, bezeichneten es als ein starkes Stück*. ‚Unter der Stimme‘ ist die stümpernde Übersetzung von *sotto voce*, die kein Leser versteht.

*

Eine absonderliche Sprachpfüke, aus welcher deutsche Schreiber verschwenderisch schöpfen, stellt das Berlinfranzösisch dar. Im *Journal des Débats* standen einmal Auszüge aus einer Spottschrift des Franzosen Dubray über diese ‚Bereicherung‘ des Deutschen, die freilich, so lehrreich sie waren, keinen Fremdbrockler bessern werden. Als sinnlos und unfranzösisch führte er an: *Affréditiif* statt *lettre de créance*, *Balleteuise* statt *ballerine*, *Parforcejagd* statt *chasse à courre*. Wer, fragt Dubray, läßt es sich biesseit der Vogesen einfallen, daß jemanden *alterieren* bedeuten soll: jemanden in Zorn versetzen, und die *Balance* verlieren unserm *perdre l'équilibre* entspricht. Wer vermutet, daß *Apparat* einen *appareil de physique* und *Chansonette* eine Kaffeehausfängerin bezeichnet? Wenn Sie auf der Eisenbahn ein *Coupé* vorausbestellen, dürfen Sie sich nicht wundern, daß man Ihnen ein ganzes Abteil zur Verfügung stellt, und was wir in Frankreich ein *Coupé* nennen, heißt in Deutschland ein *Halbcoupé*. Ein *vestiaire* wird zur *Garderobe*, ein *mouvement diplomatique* zu einem *revirement*, ein *expédientnaire* nennt sich *Ex-pédient*. Mindestens neun Beihetel aller französeltenden Brocken im Berlinfranzösischen sind alles andre, nur nicht französisch. Berlinfranzösisch sind das *Parterre* und die *Belétage*, die *Ménage* (Salz und Pfeffer), die *Poussade* und die *Retirade*, das *Couvert* (statt *enveloppe*), die *Galanteriewaren*, die *Kulanz*, die *Blamage* und *Kontrahage*, der *Portier*, die *Lorgnette*, die *Tuille*, der *Friseur* und die *Friscuse*, das *Rouleau*, die *Gage*, die *Pikanterie*, die *Delikatessen*. Dann gar solche Redensarten wie: sich ein *air* geben, er hat *pli* (oder *plü*), das wunderschöne *à la Bonheur* und was dieser allerdings mehr erheiternden als ärgerlichen, überdies meist mehr als hundertjährigen Berliner Friseurfranzöseleien mehr sind. Als Satyrpöbchen diene: *Der Friseur im Parterre kondoliert seinem Kompagnon in der Belétage*.

In Raimunds Iritiger Poisse Alpenkönig und Menschenfeind gibt es den uns schon bekannten vorgeblich in Paris angewesenen, sehr gebildet französeltenden Hausknecht Sabakut aus Stockerau bei Wien (S. 193). Dieser gebildete Hausknecht ist noch viel älter als Raimunds Poisse. Schon unser alter Johann Laurenberg hat ihn gekannt und in einem seiner ‚Beer nedderdütsch gerimete Scherzgedichte‘ (1652) naturgetreu geschildert:

Beel reisen na Paris und andere fremde steden,
Alleen darüm dat se hernamals können reden:
St bin in Frankrit of gewesen dre, veer jahr.

Hermann Bahr war keine ganzen drei, vier Jahre in Paris, vergaß aber in noch kürzerer Zeit das Wort Vorhang und schrieb dafür ‚die *Courtine*‘. *Vieux jeu* ist ihn:

unvergleichlich vornehmer als Alter Kram oder Olle Kamellen; *Description* feiner als die plumpe Beschreibung. Zu seinem Schaden war er nicht lange genug in Paris; irgendwo plagt er mitten in sein Oesterreicherdeutsch hinein mit einem überflüssigen *Embarquement à Cythère*. Er hätte wenigstens solange in Paris bleiben sollen, bis er von den Franzosen gelernt hätte, daß man in diesem Falle nicht *à*, sondern *pour* sagt.

Einer dieser verunglückten Mezzosantis ist auch Alfred Kerr; er schließt einen Aufsatz: *So ist das Leben. Questa è la vita. Such is life. C'est la vie!* Aber diese Sprachbrocken sind ja jedem bessern Banklehrling bekannt! Nicht einmal spanisch kommt uns dieser Sprachgelehrte.

Will ich mit all diesen höchst lächerlichen Beispielen mich etwa als überlegenen Sprachen-Kenner und -Schulmeister aufstun? Kein unbefangener Leser kann aus dem Anführen solcher Fremdsprachsnitzer etwas andres herauslesen als meinen tiefen Widerwillen gegen die Geschmacklosigkeit, trotz mangelhaften Kenntnissen durchaus Fremdsprachebrocken in unsre Prosa einzustreuen. Zudem handelt es sich in fast allen von mir gerügten Fällen um Schnitzer, die ein Sekundaner oder eine höhere Tochter der zweiten Klasse, nun gar eine Lyzeistin, Lyzeastin, Lyzeanerin, verbessern kann.

*

Der folgende Absatz dürfte gelassen überschrieben werden: 'Affenschanke', ohne mir den Vorwurf mangelnder Sittenmilde zuzuziehen. Zwei Germanisten geben eine neue Zeitschrift für Deutschkunde heraus und nennen sie: *Acta Germanica*. Eine Stettiner Kohlenhandlung empfiehlt 'oberschlesische Steinkohlen billigt *ex Kahn*', eine andre: '*ex löschenden Rähn*'. Im Frankfurter Journal war einmal zu lesen: *Der Fürst Bismarck geleitete die Schwiegertochter per Arm zum offenen Wagen*. Ja, schrecklich zu sagen, selbst bei Heine steht einmal, wohl aus schierer Gedankenlosigkeit: *per fahrender Post*, und Bierbaum berichtet: 'Heute sind wir *à la Postutsche* gereist.' Man reist in Deutschland *per Bahn*, fährt *per Rad*, sucht *per 1. Oktober* oder *per* halb eine Wohnung, die kostet so und so viel *per anno*, bezahlt zehn Pfennige *per Pfund*, *pro Pfund*, oder *à Pfund*. Man beschneigt das Bezahlen einer Rechnung mit *per acquit*, und im Omnibus oder Straßenbahnwagen heißt oder hieß es fast ausschließlich: Zwei *à* zehn. Hat es je eine Menschen- oder Tiersprache gegeben, worin Ähnliches vorgekommen? In edler Hornwallung hat der Germanist und Erzfremdwörtler Richard Meyer diese Affenschanke Deutschlands mit dem schonungslosen Satz gebrandmarkt: 'Das Häufen fremdsprachlicher Ausdrücke [bei allen andern als bei ihm] ist barbarisch wie die Tracht eines mit Zylinder, Kotillonorden und Sporenstiefeln ausgestatteten nackten Negers.' Wir wollen ihm für das Wort danken und uns dessen erinnern, so oft wir auf Beispiele stoßen wie: *Nur das, was man, Dieu m'en préserve, Saison zu nennen pflegt* (Johannes Schlaf), — oder: *Wer ist nur auf den entzückenden Einfall geraten, mir meine Bude inzwischen in dieses wunderschöne Himmelblau zu kleiden? Wirklich je me trouve tout en bleu!* (bei Selbigem), — oder: *Hélas, sie sinkt zurück ins Meer* (Peter Altenberg in einer Novelle mit deutschem Stoff). — *Tout Wahnfried wohnte der Aufführung von Siegfried Wagners neuer Oper bei* (aus einer Münchener Zeitung). — Noch schöner als die berlinische Gekerei mit *tout Berlin* ist die wienische mit *tout-le-Vienne*. Die Franzosen stehen starr vor so viel Bildung. — *Der Bauernsproß Stelzhamer* (ein Volksdichtert) *stellte in seiner musa ruralis das ruralis allem voran* (Literarisches Echo). Stelzhamer hätte beim Lesen geflucht und ausgepuckt. — Verblüfft liest man in einem Brief unsers sonst sprachgesunden Wilhelm Busch: *Ich weiß wohl, daß es ein Paradieselost gibt, welches hinter der ganzen Menschheit liegt*. — Schwerlich hätte er diesen Satz so drucken lassen. — Aus einer großen deutschen Zeitung: *Deshalb erschien es für die deutsche Regierung am vernünftigsten, noch eine Zeitlang zurückzuhalten und England zu erklären: Après vous!* denn die vernünftigste Sprache Deutschlands, zumal gegenüber England, ist bekanntlich das Französische.

Ist 'Affenschanke' zu hart für ein Vorkommnis wie dieses: im Jahre 1914 erscheint eine Volksausgabe von Richard Wagners Werken; wie heißt sie? *Nationaledition!* Und der Verlag war tief empört, als sich — bei Wenigen — Widerspruch dagegen erhob.

Harmloser ist das Einstreuen solcher fremdsprachiger Schulfuchserien wie *Quod erat demonstrandum*, — *Summa summarum*, — *Qui pro quo*, — *Lupus in fabula*, — *Conditio sine qua non*, — *Videant consules*. Sie sind Gemeingut aller 'humanistisch' gebildeten Völker, doch schwelgen die Deutschen natürlich am wonnigsten in dergleichen gelehrt klingenden Bröckchen; die Engländer haben diese kleine Pennälerdummheit abgetan. Einsam stehen die Deutschen da mit Verlateinerungen wie: Bremenser, Hallenser, Jenerser, Badenser, Kasseler (bei Dingelstedt), Gothaner, Pommeraner, Weimaraner (von Goethe fast immer nur scherzweise gebraucht).

Gelehrttuende Eitelkeit steckt hinter Pedanterien wie: Der Rhone, Die Peloponnes, und dergleichen. Auch der Gebildetste braucht sich nicht zu schämen, das Parthenon und die Liber (wie Goethe) zu schreiben, und selbst wer mit Stangen oder Coof in Egypten war, braucht uns keine Kenntnis des Arabischen durch Fellahim oder noch echter Fellahin vorzuspiegeln; die Fellahs tun es ebenso gut. Früher sagte man sehr hübsch 'der Muselmann'; heute muß es 'der Moslem', in der Mehrheit 'die Moslemim' heißen, denn solches verlangt die Bildung. In den Zeiten kraftvollen Sprachgefühls in Deutschland hat ein so gelehrter Mann wie Hutten ruhig geschrieben: Vincenz (Vincenza), Treviſ (Treviſo), Veron (Verona). Goethe schreibt: venedisch, Vellenz (Vellinzona), übersezt im 'Cellini' fast alle italienischen Vornamen ins Deutsche, schreibt z. B. Julius der Römer, nicht Giulio Romano. Der heutigen Büchlerei kann es gelingen, solche höchst ungebildete Verdeutschungen wie Mailand, Venedig, Rom, Neapel zugunsten der echtitalienischen Namen zu verdrängen, ja uns mit Pjätjrburk und Moskwa zu beglücken. Hat man sich doch in deutschen Landen mit heiligem Eifer gestritten, ob wir die Herren Hereros als 'Proparoxytonon oder Paroxytonon' zu behandeln habe, dieweilen unsre Heeresverwaltung gezwungen war, sie mit Maschinengewehren zu behandeln.

Schreiber, die einmal im Ausland gewesen, wissen durchaus ihre überlegene Sprachkunde leuchten lassen. Köstlich verspottet Gottfried Keller im Salander solchen deutschen Ausländer: *Wenn er von England spricht, wird er Dschury sagen; Schüri, wenn er von Paris erzählt.*

*

In allerneuester Zeit ist zur Französelei die Engländerei gekommen, über deren wachsenden Umfang ein treffliches Büchlein von H. Dunger unterrichtet. *Rowdy* ist feiner als *Kaufbold*, *Pennyaliner* als *Zeilenschreiber*, *Pace* als *Gangart*, *Lunch*, *Dinner* und *Five* (sprich: feif) *o' clock* ungleich vornehmer als *Frühstück*, *Mittag* und *Nachmittagstee* oder *Taufe*. Wer auf einem Spreedampfer nach Treptow fährt, gibt sich den Anschein eines Weltmeereisenden durch *Steamer*, *Starboard*, *All right*, *Go ahead*. Nach einem vierwöchigen Aufenthalt in England kennt er keine Selbstverwaltung mehr, sondern nur noch ein *Selfgovernment*, keinen Wagen, sondern nur noch ein *Cab* oder *Coach*, und diesen oder andern Unjinn nennt er *Nonsense*. Der gebildetste Engländer sagt: *The Times writes*; unser Deutschengländer überengländert ihn: Die Times schreiben. Da erzählt einer von einer ungarischen *Gentry* und berichtet, daß ein Ungar in einem Klub *geblackballed* wurde. Schildert unser Berliner Angelfachse eine erste Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, so erfahren wir von 'freundlichen Begrüßungen und allgemeinen *Shakehands*'. Die Nationalzeitung berichtet aus Moskau: 'Keiner ging an Katkow vorbei, ohne ein *Handshaking* mit ihm auszutauschen'. Ein wichtiges deutsches Buch wird von dem besprechenden Schmock unfehlbar ein *Standardwork* genannt, obwohl er keine Ahnung hat, warum. — Deutsche Maschinenbauer sprechen von einer Dampfmaschine mit 500 *HP* (*Horse power*); läme ein Engländer je auf den hinverbrannten Gedanken, im ähnlichen Falle *P K* (Pferdekraft) zu schreiben? Und täte das ein vereinzelter Narr, würde seines Bleibens in einer englischen Werkstatte sein?

Auf deutsche Banken in Notlagen wird nie ein Ansturm gemacht, immer nur ein *Run*, d. h. in deutschen Zeitungen. Daß die meisten Leser das englische Wort nicht verstehen, daß es eins von den etwa 20 gewußten englischen Wörtern des Schreibers ist, tut nichts, denn in London sagt man *Run*, folglich auch in Kyritz an der Knatter.

Lächerliche und zugleich widerwärtige Englandäfferei sind Schiffsnamen wie: Die Deutschland, die Vaterland, sogar die Kaiser. Es gibt nicht den Schatten eines Grundes für diese Geckensprache; aber die Engländer sprechen von Schiffen mit *she*, folglich —. Jetzt gehören alle diese sprachlich verengländerten deutschen Schiffe den Engländern, also ist die Sache wohl in Ordnung.

Es gibt in Deutschland Jugendvereine, die sich sehr hübsch ‚Pfadfinder, Wandervogel‘ nennen. Wird man es in einem Zeitalter mit deutschem Ehrgefühl für wahr halten, daß eine große Berliner Zeitung darüber schreibt und die Vereine hartnäckig *Boy-scouts* nennt? Es ist die furchtbare Wahrheit. Das Furchtbarste daran ist, daß nicht einer von den hunderttausend Lesern Einspruch dagegen erhob.

Wenn Bismarck einmal schreibt: ‚Bis dahin war ich bereit, der Opposition nach Bedürfnis *black-mail* zu zahlen‘, was den allermeisten Lesern unverständlich ist, so ist er allenfalls damit zu entschuldigen, daß er als Staatsmann einen Kunstausdruck der englischen Staatsmannsprache anwendet. Wenn hingegen Spielhagen fragt: ‚Was war die *ruling passion* seiner (Spielhagens) Seele?‘, so hat dies keinen andern Grund als Spielhagens Sucht, zu zeigen, daß er Englisch gelernt hatte. Kein Wort ist darüber zu verlieren, daß Moltke in einen Brief an seine englische Frau gelegentlich ein englisches Wort einfließen läßt: ‚So ist es denn äußerst heimlich und *snug*.‘ Umgekehrt kann man nur seine Freude an diesem deutschen Klassiker haben, wenn man sieht, wie äußerst selten sich bei ihm solche wahrlich harmlose Sprachmengerei findet.

Fünftes Buch. Die Fremdwörtererei.

2.

Erster Abschnitt.

Die unwissenschaftliche Wissenschaft.

Sagen sie [die Gelehrten], daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Deutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr Armut ihrer vermeinten Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen. (Leibniz.)

Im 17. Jahrhundert schrieb die vornehme Welt in Deutschland samt der deutschen Wissenschaft überwiegend den Stil Wallensteins in dem auf S. 239 angeführten Bericht. Unsere Staatsmänner und Feldhauptleute haben seitdem deutsch schreiben gelernt; hingegen hat unsere Wissenschaft nach Kellers bekanntem Wort inzwischen einen neuen höchsten Gipfel erklimmen und schreibt — ich wähle eine ihrer berühmtesten Zierden zum Muster — wie folgt:

Die Charaktere sind oberflächlich skizziert, Dialog und Motivierung sehr leicht genommen und nicht einmal der nahe liegende Effekt erreicht... — Im zweiten Teile des *Faust* regiert ausschließlich der *typische Realismus*, nur daß der *Realismus* mehr und mehr verschwindet und lediglich die *Typen* bleiben, neben denen *Allegorien*, *Personifikationen* üppig wuchern. — Drei begnadigte Sünderinnen stehen neben Gretchen, um das völlig *individuelle* und *exzeptionelle* Bild der schuldigen Unschuld in eine *typische* Reihe zu rücken. (W. Scherer.)

Die meisten wichtigen Begriffs- und Eigenschaftswörter aus dem Niederlatein!

Daß Stil und Sprache der deutschen Wissenschaft, nach Abzug der rühmlichen Ausnahmen, in schreiendem Widerspruch zum sachlichen Werte stehn, ist eine so allgemein zugegebene Tatsache, daß sie hier nicht besonders bewiesen zu werden braucht. Hunderte von Beispielen dieses Buches aus den Schriften unsrer größten Gelehrten sind Beweis genug. Deutsche Wissenschaftler haben selbst mehr als einmal die wissenschaftliche Prosa — natürlich immer nur die der Andern und besonders die der Presse, des großen Unbekannten, — für sehr mangelhaft und verbesserungsbedürftig erklärt, und im Auslande herrscht über den größten Teil unsrer nicht schönen Prosaliteratur nur eine Meinung: daß sie wirklich sehr unschön, daß sie sogar überaus häßlich ist. Wie wenig deutsche wissenschaftliche Bücher, selbst inhaltlich sehr bedeutende, ja notwendige, werden von den Franzosen oder Engländern übersetzt! Viele sind unübersetzbar, weil in ihnen schon die Übersetzung aus dem Gedanken in den Ausdruck mißlungen ist; sie müßten zuvor ins Deutsche übersetzt werden.

Ständen wenigstens unsre wissenschaftlichen Fremdwörter annähernd auf der Höhe des philologischen Wissens in Deutschland. Auch die Franzosen und Engländer haben wissenschaftliche Fremdwörter, von diesen wird hernach zu sprechen sein; sie haben jedoch unvergleichlich weniger Fremdwörter, und diese wenigen sind nach den Gesetzen der fremden und der eignen Sprachen gebildet. Der deutsche Gelehrte hingegen, der sich,

auch wenn er kein Philologe ist, soviel auf sein Sprachwissen einbildet, bedient sich Hunderter, Tausender von Fremdwörtern, deren Sprachformen unphilologisch, schlampig, knotig, septanerhaft, barbarisch sind.

Der Fremdwörtler mit seinem kranken Sprachsinn hat vor fremden Sprachen ebenso wenig Achtung wie vor der eignen: er verquatst sie alle. Man prüfe sie nur oder lasse sie durch einen verständigen Sekundaner prüfen, solche Urkunden deutschen Gelehrtengeistes wie: *generell, individuell, universalistisch, historizistisch, Intensivierung, Emotivität* usw. Ganze Seiten ließen sich mit solcher Rigeunersprache füllen. Alle diese Wörter sind genau nach den lieblichen Sprachregeln des Gaunertrotwelsch gebildet (vgl. S. 164). Man nehme z. B.: *Die genetische Erklärung der Motive.* (Eugen Wolff), — welcher genetisch-philologische Unterschied besteht zwischen *genetisch* und dem Gaunertwort *bekochisch* (aus *bekoch*=Gewalt, also gewalttätig)? Sprachwissenschaftlich keiner, sprachkünstlerisch erst recht keiner. Welcher Sprache gehört *typisiert* an: *Wie ist der König mit Treffsicherheit typisiert!* (Eugen Wolff). Dieser Germanist verfertigt auch eine *Typik*, die sich unter den hunderttausend Fremdwörtern im Hejse nicht findet, aber ein unabweisbares Bedürfnis war. Wodurch unterscheidet sie sich philologisch von *Schmiere* (aus der hebräischen Wurzel *schamar*=wachen)? *Schmiere* klingt immerhin noch germanischer als die *typisierte Typik* dieses Germanisten.

Hans Delbrück forderte in einem offenen Brief an einen französischen Geschichtsschreiber irgend etwas von dessen *Loyalität*. Der Franzose war zu höflich, um ihm zu erwidern: Sie rufen etwas in mir mit einem Worte an, das es in keiner Menschensprache gibt. Wollen Sie mit mir, dem Franzosen, französisch sprechen, so seien Sie hiermit belehrt, daß wir eine *Loyalité* nicht kennen, sondern nur eine *Loyauté*, und ich verbitte mir die beleidigende Zumutung, daß ich das verpöbelte Küchenlatein deutscher Professoren oder das Berlinfranzösisch Ihrer *Friseurs* verstehen solle. Da Sie, der vaterländisch gesinnte deutsche Forscher, kein deutsches Wort für Ihre *Loyalität* kennen, so empfehle ich Ihnen, zu prüfen, ob sich nicht für Sie, auf die Gefahr von Ihren Gefinnungsgegnen Purist geschimpft zu werden, besser eignen möchten: Redlichkeit, Ehrlichkeit, Pflichtgefühl, Pflichtsinn, Ehrenpflicht, aufrechter Sinn, Wahrheitsliebe, Mannesehre und 20 andre schöne deutsche Wörter, die Sie in den Wörterbüchern Ihrer Sprache finden könnten, wenn Sie nicht mit Ihrem einzigartigen Sprachgefühl die einzigartige Mißankße der nichtfranzösischen *Loyalität* allen deutschen Ausdrücken vorzögen.

Jakob Burckhardt überschreibt einen Abschnitt seiner griechischen Kulturgeschichte: *Der koloniale und agonale Mensch*. Wer versteht dies? Welcher Menschensprache gehört *agonal* an? Einer der feinsten Kenner der griechischen Geistesbildung also hat von den Griechen so wenig Sprachsinn gelernt, daß er an das griechische *agon* die lateinische Endung *al* und an diese die deutsche Endung *e* anhängt, um ein Unwort zu bilden, das erst einer langen Erklärung bedarf und selbstverständlich auf Deutsch schlagkräftiger, edler, bestimmter gesagt werden kann.

Erbärmliches Küchenlatein sind: *intellektuell, Motiv, objektiv, subjektiv, normal, anormal, abnormal*. Küchenlatein und Notwelsch zugleich ist Lamprechts großartige *Emotivität*: überhaupt alle seine zahllosen Erweiterungen der ohnehin philologisch unmöglichen Urfremdwörter. Da dreckselt einer, um der kostbaren Mißankße willen, ein *intellektiv*, ein anderer ein *intelligenziös*. Warum nicht auch *intellektibel, intellektibilistisch*? Wo ist die Grenze? Etwa bei Lamprechts *Emotivität*? Nun, dann los mit *Intellektivität*, die streng nach Lamprechts philologischen Bildungsgefeßen geformt ist.

Ist der Welscher ein Sprachgelehrter, so hält er z. B. bei seinen Schülern im Unterricht peinlich auf strengste Behandlung der fremden Sprachen. Als Welscher aber ist er blind und taub gegen die sprachliche Pöbelhaftigkeit seines geliebten Welsch. Er nimmt in den Mund und die Feder solche Gekwörter wie *Interessenten, Reflektant, Referat* und unzählige andre, die allen Sprachgefeßen Hohn sprechen, denn er kennt, wie für die eigne Sprache keine Sprachlehre, so vor der fremden Sprache keine Sprachscham. Und so

schreiben und sprechen nicht etwa die rückständigen unter den Kellnern, Schneidern und Haarscherern, sondern die geschwollensten Mitglieder von Akademien der Wissenschaft, auch solche, die, wie Herr Rötze, Gutachten gegen das Deutsche, für das Welsh verfassen.

Da schreibt ein Germanist in seinem vielgeliebten Deutsch: *Das Wichtigste an der kleinen Monographie ist die akriböse Quellenbenutzung.* Warum denn nicht? Ist 'akribös' etwa verrückter als z. B. Lublinskis 'Ipsissimosität'? Und einmal auf diesem Wege der Sprachbereicherung, nach Goethe eines 'Geschäftes der besten Köpfe', warum nicht kühn weiter voran, 'mit Woll dampf voraus': *akribund, akribistisch, akribabel, -bibel, -bubel?* Nach eurer Rational-, Spezial- und Universal-Philologie ist das alles gleich schön und gleich erlaubt.

Ein berühmter Berliner Germanist, Erich Schmidt, trägt seinen Studenten über ein Puppenspiel Faust vor: *Der Text ist nicht genuin.* Die Studenten, die das Wort nie zuvor gehört, also nicht verstehen, unterhalten sich nachher über dessen Bedeutung. Ein Einziger, ein Neuphilologe, ahnt sie: er hatte auf einer Büchse mit englischem Mostsch das Wort *genuine* gelesen. — Eine Wissenschaft, die sich nicht verständlich machen kann, ist keine. Zudem besagt das schwammige *genuin* jenes Germanisten gar nichts über die Natur des Puppenspieltexes. Ist er gefälscht, nicht gut überliefert, zum Teil geändert, — was ist er? Den Studenten wird also etwas durchaus Unwissenschaftliches beigebracht. Hätte der Germanist sich der germanischen Sprache bedient, so hätte er sich gewiß nicht mit einem Schwammwort, etwa 'echt' begnügt, sondern klar gesagt, wie es mit jenem Texte bestellt sei. — Derselbe Obergermanist nennt jedes Gemisch aus deutscher Prosa und Poesie, z. B. den ersten Faust, *genre mêlé!* Kann man es den Franzosen verargen, daß sie solche Ecksprache verachtungsvoll *Le Boche*, das Bosh, nennen?

Schulmänner haben einst ernsthaft gestritten, was 'richtiger' sei: der norddeutsche Gymnast, oder der süddeutsche, besonders der württembergische, Gymnast? Dieser erscheint uns Norddeutschen lächerlich; aber es gibt nichts zu lachen, oder es gibt überall zu lachen, denn beide sind gleichmäßig lächerlich gebildet. — Ein Gelehrter wie Pfeleiderer spricht von der *Chronik skandaleuse des Kretischen Hofes*, und eine gelehrte Zeitung riigt das. Warum? Muß ein deutscher Gelehrter mehr Französisch wissen oder mehr Sprachgefühl haben als ein zwei Jahre in Paris ausgebildeter Hausknecht oder Koch? Erinnert denn nicht die ganze fremdwörtelnde Wissenschaft mit ihrem haarsträubenden Sprachengesudel an die deutschen Speisefarten mit ihrem Huhn *en fricasse, Hemetex, (Ham and eggs), Puleori, Din de fassée, Tour le deau. Chauda, Vollovan* usw.? Sind *Prozedur, Remedur, historistisch, exemplifizieren, Emotivität* richtiger oder geschmackvoller gebildet?

Adolf Bartels der Urdeutsche schreibt: *Meine Geschichte der deutschen Literatur ist mehr als die meisten früheren historisch sicher fundamentiert.* Ja warum denn nicht? Seien wir dankbar, daß er nicht *fundamentisiert, fundamentiziert* schreibt, was er in seiner 'Sprache' doch ebenso wohl durfte. Er schreibt ja nur, was er von den ihm nicht sonderlich angenehmen Germanisten gelernt hat. — Wiederum entschuldigt sich Bartels glänzend: *fundamentiert* komme sogar in einem deutschen Konversationslexikon vor. Dann allerdings — Nun aber ernstlich: Bartels erklärt, daß er angefangen habe, seine Bücher von Fremdwörtern zu säubern. Das ist die beste Entschuldigung, die eines deutschen Schreibers einzig würdige.

Es ist ein zweifelhafter Vorzug modernster deutscher Kultur, daß dilettantische Epitomierung in Blüte steht (Walzel). Warum so schlicht, so kurz, so dilettantisch? Warum nicht *Epitomisierung, Epitomation, Epitomität, Epitomivität, Epitomistizismus?* Die Wissenschaft bevorzugt doch sonst in solchen Fällen irgendwelchen Ismus. *Epitomierung* ist nicht auf der Höhe der deutschen Wissenschaftssprache, ist eines Professors unwürdig, kaum gut genug für Privatdozenten.

Der Professor Ludwig Stein meißelte sich mit Künstlerhand das herrliche Wort *die Intellektualisten*; oder fand er es fertig vor? Bald darauf kommt ihm die Scham, und er

schreibt ‚Verstandesdenker‘, läßt aber der Müantze wegen die *Intellektualisten* an der ersten Stelle stehen. — Epoche erzeugt *epochal*: wissenschaftlich ausgedrückt eine *generatio aequivoca*; deutsch, nach Goethe, eine Brandschandmalgeburt: *Es ist nichts Großes, nichts Epochales in dieser Zeit geschehen* (in dem geschwollenen Aufsatz eines Germanisten über die ersten vier Wochen eines Berliner Theaters). Wie unfruchtbar ist übrigens Epoche geblieben: kein Sprößling außer *epochal*! Das heißt bis jetzt, vielleicht gebe ich hiernit die Anregung zu reicherer Müantzierung. — [Sie war schon da! Ein Leser schickt mir eines Herrn Andreas Moser Lebensbeschreibung des Geigenmeisters Joachim, worin Brahms ein ‚Epochant‘ genannt wird. Wer beschert dem deutschen Volke den *Epochisten*? werden *Epochismus*? Meine nächste Auflage erwartet diese Bereicherungen mit Sicherheit].

Können wir es bei solchen wissenschaftlichen Vorbildern den armen Schächern von Schreibern, die wenig Latein, noch weniger Griechisch gelernt haben, arg verdenken, wenn sie, da doch gewissenhaftelt werden muß, ebensolch Tertianergriechisch, -Lateinisch, -Französisch verüben? Peter Altenberg, der keine der mindestens sechs Sprachen kennt, aus denen er mauft, hält th mit Recht für vornehmer als einfaches t: also *Thyphus*; ähnlich schon *Gracie, Poudling*. Und Karl Bleibren schreibt: *Die komplizierte Mechanik der Gesellschaftsordnung analytisch in ihre Teile zerlegen*. Er ahnt nicht, was *analytisch* ist, aber Griechisch muß er schreiben. Auf seine feine Unterscheidung zwischen dem Epos, dem Epopö und den Epysyllen wurde schon hingewiesen. Er weiß nicht viel vom Französischen, aber wann hätte das einen Deutschen gehindert, französisch zu schreiben? Also getrost: *Emhompont*.

*

Damit ich, der ich die deutsche wissenschaftliche Prosa im allgemeinen für die schlechteste in der schreibenden Menschenwelt halte, — damit ich es einmal nachdrücklich ausspreche: Es gab zu allen Zeiten und es gibt in unsern Tagen Männer der Wissenschaft in Deutschland zu Dutzenden, deren angeborene Sprachgewalt es mit der fast jedes berühmten ausländischen Prosaschreibers aufnimmt. Ohne die Fremdwörterlei würden sie zu den Bieren der wissenschaftlichen Prosa der Weltliteratur gehören, und ihre Werke würde man mit Genuß nach Menschenaltern lesen, wann längst ihr inhaltlicher Wert gemindert wäre durch den rastlosen Fortschritt der Geistesarbeit. Doch ohne die künstlerische Behandlung der Sprache gibt es kein Kunstwerk auch in der wissenschaftlichen Prosa. Und böte uns ein Forscher noch so viel des Wissenswerten, wir werden sein Buch des Stoffes wegen einmal durchlesen, an Bereicherung unsers Wissen soviel daraus schöpfen, wie es enthält, es aber nicht zum zweiten Male lesen, wie man eben echte Kunstwerke zu betrachten nie müde wird.

Wie nahe sich der wissenschaftliche Stil vielfach mit dem Schwindelstil des niedrigen Geschäftslebens berührt, wurde aufgezeigt. Es ist vornehm-tuerischer Stilwindel, statt Wasserkraft zu sagen: *hydraulische Energie*. Es ist Schwindelprozentum, in einem nicht strengwissenschaftlichen Buche zu schreiben: *Die Ontogenese ist eine Rekapitulation der Phylogenese*; ja es ist Stilohumacht, in einem noch so strengwissenschaftlichen Buche solch wüstes Gestammel zu verüben, um die bligeinfache Vermutung auszudrücken: Die Keimgeschichte wiederholt die Gattungsgeschichte. Das Geschwätz vom *Differenzieren* ist um kein Fota mehr wert als das Reden vom Abtufen, Spalten; die *Synthese* ist nur um so viel ‚wissenschaftlicher‘ als die Zusammenfassung, wie das *Blendol* wissenschaftlicher ist als die Stiefelwichje. Es tut gut, Goethes Wort mehr als einmal hinzuschreiben: ‚Die Modernen sollen nur Lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts etwas zu machen haben.‘ Um Wahrheit bemühte Wissenschaft — und nur sie ist Wissenschaft — bedient sich der schärfsten Werkzeuge: der Astronom der schärfsten Linien, der Naturforscher der feinsten Wagen, genauesten Maßstäbe, klarsten Mikroskope. Die deutschen Geisteswissenschaften bedienen sich trüber Linien, plumper Wagen, roher Maßstäbe, so oft sie ihre Gedanken nicht mit den klarsten Worten der gefühlten Muttersprache, sondern mit den schwammigen und entstellten aus allerlei fremden, ungefühlten Sprachen ausdrücken. W. Grimm nannte

die Fremdwörter: 'die um den Gedanken schlotternden Redensarten'. Das Unwissenschaftliche, das Unrecliche an unsrer Wissenschaft ist ihre Fremdwörterei. Fast jedes deutsche Buch der Wissenschaft fordert vorweg einen starken Wertabzug: wahre Wissenschaft ist nur das, was nach Wegstreichen seines Fremdwörterfirnisses, seiner Appositionierung an gemeinverständlichem echtem Gehalt übrigbleibt.

Brennende leidenschaftliche Scham durchglüht jeden sprachgesunden Menschen, wenn er unsre ersten Gelehrten, die Hierden ihrer Wissenschaft, die Vertreter Deutschlands auf ihren Gebieten vor dem Auslande, mit den Quacksalbern um die Wette fremdwörteln sieht. Wenn er bei einem der ersten Geschichtschreiber neuerer Zeit, Mommsen, über die Juden liest, sie seien *ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition*, oder über Pompejus, er habe *unter den Demokratenchefs die erste Stelle eingenommen*. Oder wenn er bei Ranke, dem Fürsten der neueren Geschichtschreibung, findet: *Die Repression der populären Emotionen, — Die oppositionellen Elemente, welche in der Nation fermentierten, — Das gegen die Nationalsouveränität rebellierenden Pouvoir exécutif*. Oder bei Wilamowitz-Möllendorf: *Diogenes gerierte sich im Leben als ein potenziertes Sokrates*. Oder bei Lamprecht: *Solche Zeiten sind stets von hoher Suggestibilität, wie Zeiten neuer Dominanten und Idealismen nach ihrem Moment der Synthese, der Konzentration zu sein pflegen*. Oder bei F. von Süss: *Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus stellt sich uns das Problem, die Kriminalität kausal zu erklären, — gleich darauf aber: Wir haben das Verbrechen zu erklären, indem wir die Ursachen darstellen*. Oder bei einem der ersten Theologen, Pfleiderer, über eine Strömung im Urchristentum als *einen instruktiven Kontrast zu diesem religiösen Korruptionsprozeß*. Oder bei einem der bedeutendsten Philosophen, Paulsen, über Goethes *ethische Anschauung als einen teleologischen Energismus mit perfektibilistischer Tendenz*. Wirft es da nicht herzbefreiend, wenn man bei Schopenhauer liest: *Ist denn die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gejeke wert ist, den doch jeder Wisthaufen genießt? Wie würde ein solches willkürliches, ja freches Umpringen mit der Sprache, wie heutzutage in Deutschland jeder Tintenfleger es sich erlaubt, in England, Frankreich, Italien aufgenommen werden?*

Gern rühmen wir uns, in der Erkenntnis der Armlosigkeit unsrer neueren wissenschaftlichen Prosa, des einen großen Stilmeisters Nietzsche und stellen diesen einen mit Stolz den französischen und englischen Prosaemistern gegenüber. Wo Nietzsche aus seinem Kunstgefühl kristallreines Deutsch spricht, oft seitenlang, da schwingt er sich zu den Höhen der großen Prosa empor; oft aber, allzu oft, erniedrigt er sich durch die ärgste Fremdwörterei bis zu den ihm so verhassten Stilstümpfern in der deutschen Wissenschaft und Zeitung. Ist das der Nietzsche des Parasthra und der herrlichen lyrischen Gedichte, der ein Zeug schreibt wie: *Man übersetze sich einen solchen physiologischen Habitus in seine letzte Logik, — die letzte Logik einer körperlichen Anlage! Bald darauf: Ich nenne dies eine sublime Weiterentwicklung des Hedonismus auf durchaus morbider Grundlage; als ob morbid um den Schatten eines Schattens mehr wäre als krankhaft. Und wenn morbide, warum nicht Basis statt Grundlage, Evolution statt Weiterentwicklung?* Er nannte die Philologie die *Ephexis in der Interpretation*, und mußte doch, mußte doch wissen, daß von tausend selbst seiner Leser kaum einer dies verstehen würde. Er hatte die französischen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts eifrig gelesen, verdankte ihnen zum nicht geringen Teil manche glänzende Eigenschaft seines Stils, leider auch die unausstehliche Franzoserei des Ausdrucks an gar zu vielen Stellen. Er glaubte sprachlich neu zu sein, wenn er vom Gegensatz einer vornehmen Moral und einer *ressentiment-Moral* sprach, und schrieb doch nur, wie etwa im galanten Leipzig vor Gottsched geschrieben wurde.

Vollends nicht bloß mit heißer Scham, nein mit tiefer Empörung liest man bei vielen unsrer bedeutendsten Germanisten, deren jeder sich als einen treuen Eckart, als einen Priester im Tempeldienst deutscher Sprache fühlen mußte, ein Stauderwelsch, das ärger

nicht in den Zeiten unsrer ärgsten sprachlichen Erniedrigung, während des Dreißigjährigen Krieges, hingeschnitten wurde. Ich mag den vielen Proben dieser Sprachschande, dieser Selbstbefleckung einer unsrer wichtigsten Wissenschaften, an dieser Stelle nicht neue hinzufügen, will aber schon hier mit meiner Meinung nicht zurückhalten: Es gibt keine schreiendere Stillosigkeit, keine schmälichere Doppelzüngigkeit der Seele, als daß Männer ihr Leben an die Erforschung einer Sprache und der Literaturwerke in dieser Sprache setzen, von der sie durch ihr Tun bekunden, sie sei zum Ausdruck der Urbegriffe der Menschheit, geschweige der Kunst unfähig. Goethes *Psyche*, Goethes *Oeuvre*, Goethes *intime* und wieviel andres steht bei dem beanspruchten Range der Urheber noch viel tiefer als die *Hautes nouveautés* oder das *Pour* und *Per acquit* deutscher Schneidergesellen und Kellner. Da schwärmt W. Scherer von den wunderbaren Kräften des Deutschen und vergleicht es in unwahrhaftigem Begeistertum mit der ‚Weltseehe der germanischen Mythologie‘, welscht dann aber: ‚Keine Sprache ist wie die deutsche geeignet, den fernliegendsten *Idiomen* noch etwas von ihrem *Charakter* abzugewinnen, der fernliegendsten Poesie und ihren Formen noch ein verwandtes *Element* aus ihrem Eigensten entgegenzubringen.‘ Fürwahr, was für eine herrliche Sprache ist das! Aber ein deutscher Lehrer dieser Sprache ist unfähig, diesen einfachen Gedanken in der von ihm gepriesenen deutschen Sprache auszudrücken.

In der ‚Zeitschrift für den deutschen (?) Unterricht‘ (1912, S. 627) schreibt H. Benzmann: ‚Auch die bekannte kleine Erzählung ‚Sulamith‘ mit ihrem *sentimental-ethischen* Grundgedanken, mit ihrem *faszinierenden plastischen* Stil, mit ihrem *markanten* klugen *Pathos*, operiert mit *Symbolen* und *Personifikationen* des *Pessimismus*, obwohl hier die *ethische* Stimmung die Oberhand gewinnt.‘ Warum nicht am Schluß *präponderiert*? Und gibt es gar kein Welschwort für die unwissenschaftliche ‚Stimmung‘, keins für den plumpdeutschen ‚Grundgedanken‘? Rein sei der Stil, rein auch der welsche Stil, — es schickt sich nicht, ihn und die deutsche Kultuuruhr durch platte Germanismen zu kontaminieren.

Beherrschten die deutschen Wissenschaftler und ihre Sprache allein unser Geistesleben, so drohte uns die Gefahr, in die Sprachverwildernung des 17. Jahrhunderts zurückgeworfen zu werden. Das Sprachgemengel vieler wissenschaftlicher Bücher neuester Zeit unterscheidet sich nicht mehr wesentlich von der germanisch-romanischen Mischsprache, die Englisch ist. Es gibt englische Dichter, z. B. Shakespeare im Othello und Sturm, Tennyson und Longfellow, von der überwiegend angelsächsischen Bibel der Engländer abgesehen, in denen sich nicht mehr romanische Wurzelwörter finden als in den Büchern einiger unsrer fremdwörternden Germanisten. Schon Leibniz warnte um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert vor jener Gefahr: ‚Es will fast das Ansehen gewinnen, wenn man so fortfährt und nichts dagegen tut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische in Engeland‘. Herbe Wahrheit, nicht mehr Hohn, wie er beabsichtigt war, ist der Satz in einer großen französischen Zeitschrift: ‚Die deutschen Männer der Wissenschaft machen ernstliche Anstrengungen, durch eine Verschmelzung der deutschen und der französischen Sprache [Küchenlatein wird hier zum Französischen gerechnet] zur Weltsprache zu gelangen. Das Esperanto wird überflüssig.‘ Wir haben unter den deutschen Wissenschaftlern Duzende, die niemals ein deutsches Begriffswort setzen, wo irgend ein welsches aufzutreiben oder neu zu erbasteln ist. So erfüllt sich zum zweiten Mal das bittere Wort des wackren Julius Zingref, geschrieben im Jahr 1624: ‚Über die Stammler in frembden Sprachen‘, über ‚die gewelschten Teutschen‘: ‚Geraten also durch diesen ihren albern Wahn endlich dahin, daß sie daheim billig verhaßt, draußen nit unbillig verlacht und verachtet werden.‘

*

Soll denn aber die Wissenschaft auf ihre fremden Kunstausdrücke ganz verzichten? Bist du ein so verrannter Purist, daß du Philosophie, Metaphysik, Kritik, Theologie, Infinitiv, Medizin, Literatur, Drama, Poesie usw. aus der Gelehrtensprache verbannen willst? — Ich bin weder ein verrannter Purist, noch überhaupt ein Purist in dem

albernen Stare, den die Fremdwörter aus ihrem schlechten Gewissen damit verbinden, und es fällt mir gar nicht ein, die fest eingebürgerten Kunstwörter der Wissenschaften zu verdammen. Entbehrlich sind sie alle, aber zu ihrer Ersetzung durch gute und bessere Verdeutschungen bedürfte es des übereinstimmenden entschlossenen Willens der deutschen Gelehrten, sich des Deutschen zu bedienen. Der Leser weiß ja längst, daß ich selbst eine kleine Anzahl fremder Kunstwörter zwanglos gebrauche, nicht ausschließlich, sondern zuweilen abwechselnd, jedenfalls aber sie nicht alle verwerfe. Meine Sprache ist das nicht, sondern die meiner Leser, auf die ich Rücksicht nehme. Den Fremdwörtern, die mit der alten stumpfen Plempen der notwendigen Kunstausdrücke kämpfen, sei von jedem sauberen Schreiber kurz erwidert: Wolltet ihr euch auf die paar Duzend, allenfalls hundert, angeblich notwendiger Kunstwörter beschränken und im übrigen eure Zigeunersprache aufgeben, so brauchten wir über die ganze Frage nicht weiter zu streiten, sie wäre gelöst. Eher über das Beibehalten oder Verdeutschten der Kunstwörter zu sprechen, hat keinen Zweck, verschiebt nur den Kern der Sache. Die Griechen allerdings haben ihren ganzen philosophischen Wortbedarf aus dem Eigenn bestritten, haben weder persische, noch ägyptische, noch chaldäische Brocken entliehen. Indessen die Griechen waren ein sprachlich nicht angekränkelt Volk; wir Deutsche hingegen, besonders wir deutsche Gelehrte, sind seit vier Jahrhunderten sprachkrank, können also kaum noch leisten, was ein urgeundes Volk vor Jahrtausenden fertig gebracht hat. Wir können und wollen eine vielhundertjährige Geistesabhängigkeit oder -Gemeinschaft mit anderssprachigen Völkern nicht von heut auf morgen ungeschehen machen oder verleugnen, gestehen also die Notwendigkeit oder doch Nützlichkeit einer ziemlich großen Zahl von fremden Kunstwörtern noch für lange freimütig zu. Selbst solche Wortungetüme wie Acetyläthylphenylhydrazin oder Benzoyläthyl-dimethylaminopropanolhydrochlorid ärgern mich nicht; denn wie die Chemiker untereinander sprechen, hat keine Bedeutung, jedenfalls keine Gefahr, für die Sprachreinheit der Nichtchemiker.

Hieraus folgt natürlich nicht, daß wir auch die Tausende ganz entbehrlicher Fremdwörter für alle Zeiten dulden müssen: *Perron, Coupé* (mit seinen anmutig wechselnden Schreibungen: *Koupé, Koupee, Kupee, Coupee, Coupé, Cupé, Kupé, Cupee, Kupehus*.), *Retour, Milieu, Terrain, Avancement, Ancienneté* usw. Weder sind sie so unentwurzelt eingebürgert, daß sie nicht ohne weiteres beseitigt werden können, wie dies ja zum Teil schon seit einem Menschenalter geschehen ist; noch sind sie so geheiligt durch eine wertvolle ältere Literatur, daß sie nicht mit sanfter Gewalt durch deutsche Gleichworte und Gleichwerte zu verdrängen sind. In dem Kapitel 'Verdeutschungen' wird hierüber eingehend gesprochen. Sind aber z. B. in dem Satze Eugen Wolffs (S. 17) *eliminieren, isolieren, konzentrieren, prononizieren* unersetzliche Kunstwörter? Oder können wir uns nicht verständlich machen ohne Lamprechts *Emotivität, Suggestibilität, Intensivierung*? All dies und tausendfach ähnliches ist nichtsbrauchiges Zigeunerdeutsch, verdient nicht die geringste Schonung, darf sich nicht hinter die Schutzfreiheit der notwendigsten Kunstwörter verstecken. Man denke: für ganz unentbehrlich erklärte Kümelin Fremdwörter wie *Alinea* (Absatz), *arbiträr* (willkürlich), *Asot* (Stickstoff), *divertieren* (belustigen, ergötzen), *gouvernieren* (!), *Rektangel* (Rechteck), *Ranzion* (Lösegeld) und eine Schar ähnlicher. Und mit solchen Wegnern mußte sich der Sprachverein in den ersten Jahren seines Bestehens herumschlagen.

Als eins von vielen Beispielen für die Entbehrlichkeit selbst der scheinbar unentbehrlichsten wissenschaftlichen Fachwörter sei 'Methode' angeführt. Wundt schreibt den überzeugenden Satz: *Auch in ihren Verfahrensweisen ist die Kritik in vielen Beziehungen den Methoden verwandt, deren sich der Naturforscher bedient.* Durch die Abwechslung erzeugt er den trügenden Schein, als seien Verfahrensweisen und Methoden etwas Verschiedenes; sie sind aber völlig gleich, und Wundt konnte schärfer und kürzer schreiben: *Auch in ihren Verfahrensweisen ist die Kritik . . . denen verwandt . . .* — Aber, so heißt der Einwand, Verfahrensweisen ist um zwei Silben länger als Me-

thoden, wir Sprachgewaltigen brauchen ein schlagkräftiges Wort. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, aus dem ihr mit Vorliebe Majorität statt Mehrheit, Kalamität statt Notstand, identifizieren statt gleichsetzen, hydraulische Energie statt Wasserkraft schreibt. Ihr sollt aber euren Willen haben: schreibt einfach ‚Verfahren‘, das eine Mehrzahl zuläßt, und ihr habt ein in allen Fällen verständliches gutes deutsches Wort. Da, wo es vielleicht zuerst ein wenig fremdet, gilt Lessings berühmter Rat: ‚Wagen Sie es! was die Leser fürs erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabei zu denken gewöhnen.‘ Man kann ausgezeichnete Kunstprosa über wissenschaftliche Fragen mit einer verschwindend geringen Zahl von fremden Fachwörtern schreiben. Einige hervorragende Wissenschaftler haben diese Kunst unwiderleglich durch ihr Beispiel erwiesen.

Kunst! Kunstprosa! höre ich die fremdwörterelnden Wissenschaftler unwillig rufen. Du redest immer von Kunst; wir reden von Wissenschaft. Wer sagt dir, daß wir Kunst schaffen wollen? Wissenschaft wollen wir treiben, Wissenschaft fördern, und dazu genügt uns, daß wir uns unter einander, unter uns Leuten vom Bau, irgendwie verständlich machen. — O dann bitt ich euch alles ab, was ich jemals Herbes gegen euch geschrieben habe. Wenn ihr nichts mit der Kunst zu schaffen haben wollt, so sind wir sogleich wunderbar einig; nur dürft ihr nicht fordern, daß man euer Geschreibe auch nur von weitem zur deutschen Literatur zähle und daß man euch Schriftsteller nenne. Aber dann ist ernstlich an euch die Aufforderung zu richten, euch doch wieder des Lateinischen zu bedienen und das Deutsche unbedenkelt zu lassen. Der Einwand, daß ihr das Lateinische nicht mehr schreiben könnt, ist hinfällig, denn ihr schreibt auch Deutsch, ohne es zu können. Nur noch die paar stilwidrigen deutschen Fremdwörter aus eurem Küchenlatein beseitigt, und ihr habt endlich, was ich euch innig wünsche, die ganz reine küchenlateinische Gelehrtensprache. Für die Deutsche Sprache sind alsdann eure Schriften unschädlich, und ihr seid, was doch eure Absicht ist, ganz unter euch.

Zweites Kapitel.

Kunstprosa und Fremdwörter.

Wanana sculun frankon einou thaz biwankon,
 Sie sint so sama chuani selb so thie romani.
 Ni tharf man thaz ouh redinon thaz kriahi in es giwideron.
 Warum sollen die Deutschen allein das entbehren?
 Sie sind ebenso tüchtig wie die Römer,
 Auch rede man nicht davon, daß die Griechen es ihnen zuvortun. (Otfried)

Der Verfasser glaubt nicht an eine angeborene Unbegabung des deutschen Prosaschreibers zur Kunst, sondern an die Verderbung seines Vermögens durch die Fremdwörterei. Er ist zu diesem Glauben nicht durch einen schrullenhaften Haß gegen die Fremdwörter verführt worden; er hat ihn durch ein Menschenleben voll Beobachtung unsrer guten und schlechten Prosa langsam, aber jetzt unzerstörbar errungen. Angeboren mag uns Deutschen sein das liebevollere, schärfere Auge für den Stoff als für die Form, das eifrigere Spüren nach dem Kern als nach der Schale. Zu groß aber ist die Zahl der guten, der ausgezeichneten deutschen Prosameister seit den ältesten Zeiten, als daß wir die sprichwörtlich gewordene Formlosigkeit und Unbegabung des Deutschen für die Prosa als ein zu tragendes Verhängnis hinnehmen dürfen.

Die Kunst fordert außer der mitgeborenen Gabe die Einsicht in ihre Grundgesetze und sie fordert den Fleiß; dazu noch, aber nicht so unbedingt, die künstlerische Erziehung durch die Fülle der Vorbilder. Die Gabe ward uns vom Geschick so reich wie allen andern Völkern; was uns mangelt, sind sprachliches Ohrgefühl, Einsicht, Fleiß und allgegenwärtiges Vorbild. Unter unsern fremdwörterelnden Prosaschreibern sind viele, die mehr wollen, als sich bloß verständigen. Sie möchten für ihr Leben gern Prosa, das heißt ein

Kunstwerk, schaffen, und manche von ihnen halten sich für Meister dieser in Deutschland so seltenen Kunst. Sie können ganz sicher sein: nicht eins ihrer Bücher wird sie ein Menschenalter überleben; nicht eins verträgt schon jetzt die Goldprobe des Vergleiches mit den wirklichen Prosameisterwerken der deutschen, französischen, englischen Literatur. Prosa-kunst und Fremdwörtelei stehen nicht etwa in einem Verhältnis wie Gesundheit und Tabakrauchen, um einen fernliegenden, aber lehrreichen Vergleich zu wagen. Man kann mäßig rauchen, ja beinahe unmäßig, und ein hohes Alter in guter Gesundheit erreichen; man kann aber nicht fremdwörteln und zugleich Kunstprosa schreiben.

Ein Grundgesetz aller Kunst ist das des reinen Mittels; die Einsicht in dieses Gesetz mangelt den meisten deutschen Schreibern, sie mangelt jedem Fremdwörtler. Man denke sich einen noch so hoch begabten Bildner, der aus falscher Kunsterziehung oder aus einem Anfall verrückter Laune dem Marmorkörper seiner Aphrodite echte Menschenhaare auf das Haupt, echte Brauen über die Augenhöhlen, echte Nägel an Finger und Zehen, echte Zähne in den Mund klebte: was für ein Mißgebilde ergäbe solche Manßcheri aus Kunst und Unkunst! Oder: ein Tonkünstler trüge den Beethovenschen Trauermarsch auf dem Klavier vor und unterbräche sich nach jedem dritten, fünften, zehnten Takt mit einigen Tönen auf der Querpfeife. Brauchen wir noch weitere Vergleiche? Die Römer nannten die unreine Sprache, das Einstreuen fremdsprachiger, selbst griechischer, Wörter in die lateinische Rede: *barbarismus*, nicht weil ihnen alle fremde Völker als Barbaren galten, z. B. die Griechen doch auf keinen Fall; sondern aus dem richtigen Sprachkunstgefühl, daß das Durchsprinkeln der reinen Rede mit den an sich schönsten fremden Lauten unkünstlerisches Barbarentum ist.

Die Sprache des Fremdwörtlers sündigt gegen das Grundgesetz vom reinen Kunstmittel; sie ist keine Sprache der Kunst, ja nicht einmal eine zuverlässige Sprache der Wissenschaft. Wer dies nicht fühlt, gegen den kämpfen Götter selbst vergebens. Wer sich ein Marmorbild von der vorhin geschilderten Art ins Zimmer stellt und ein Kunstwerk zu besitzen glaubt, dem störe man nicht seinen sogenannten Genuß: er versteht uns nicht, wir nicht ihn. Mit Gründen läßt sich keinem Kunsttrüpel erklären, warum ein Zeus aus grobem Zinkguß, die Sixtinische Jungfrau in schäbigem Ölbrud nach einer Stämperpauße, die Neunte Symphonie auf der Ziehharmonika Grenel vor Gott und gebildeten Menschen sind. Den Schönheitssinn hat man oder hat ihn nicht. Laß dich, o Leser, niemals in ein Gespräch über Stilkunst mit einem Fremdwörtler ein, der einen Satz, wie den von E. Wolff auf S. 179 oder die Sätze von Lamprecht auf S. 164 und 202 ganz nett findet, der dabei nicht alle Zeichen künstlerischen, ja körperlichen Eßes gibt. Der Mann kann sehr gelehrt, sehr scharfsinnig, auch ein ehrlicher Steuerzahler, guter Familienvater und geriebener Statistiker sein, — von der Stilkunst, ja auch nur vom Wesen der Sprache hat er keine Ahnung. Der Satz *De gustibus non est disputandum* fordert für diesen Fall die einzig treffende Übersetzung: Streite nicht mit angeborenem Ungeschmack. Nie hätte z. B. Spielhagen oder einer von seiner Stilart die Kunstwidrigkeit dieses Satzes begriffen: *Ich wollte nach Leipzig gehen, promovieren, das Terrain inzwischen rekognoszieren und, wenn ich es für meine weiteren Zwecke geeignet fände, den Versuch machen, mich dort zu habilitieren*. Der ganz reine ieren-Stil würde allerdings noch fordern: *qualifiziert* statt *geeignet*, *riskieren* statt *Versuch* machen.

Hahn schreibt mit Schwung über Schillers Ansiedlung in Jena: *Nur in dem harten Joche solcher Pflicht- und Regelmäßigkeiten mochte sich das bewegliche Wesen des Dichters vollends fixieren*, und zerstört mit diesem Schlußtakt auf der Querpfeife den ganzen Wohlklang des Satzes. Gleich darauf wird weiter gepfeiffen: *Mit seiner Existenz fixierte sich seine Neigung*. Ein paar solcher Sätze streichen ihren Schreiber aus der Reihe der Prosameister; stehen sie auf jeder Seite, so gehört er vielleicht noch zu den großen Gelehrten, in der Prosaliteratur gibt es keinen Platz für ihn.

Unter den Ierern ist auch Hans Delbrück: *Die Kreise, auf denen die Macht der Nation roulierte . . .* Ist dies sprachlich vornehmer als *Anbei retournieren wir Ihnen*

Ihre letzten für uns nicht akzeptablen Kalikoproben? Ach, der deutsche Mensch iert, so lang er strebt.

Der Meister Minnas durfte nur mit einem großen Novum wiedererscheinen, es mag Emilia oder Nathan heißen (E. Schmidt). Ist dies sprachlich ebler als: Ihre letzten Nouveautés sind bei uns nicht gangbar —? Wäre Novum wenigstens so lustig wie Träffigs Totum: Triddelfitz ist nun das Totum in Pümpelwagen. Oder ist lateinisch grundsätzlich vornehmer als Französisch? — Bei A. Harnack lesen wir schauernd: Auf jeder Stufe ihrer Entwicklung hat die christliche Menschheit das Lebensideal abstrahiert und als das Höchste proklamiert. Zum Glück sind solche Sätze im Stile des Dreißigjährigen Krieges bei Harnack selten; doch ist für das feine Ohr schon einer zu häufig.

Spiehlagen iert nicht bloß, er ist auch einer unsrer eifrigsten Ifer: *Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik* heißt eins seiner Bücher. Zu beklagen ist, daß das gelehrttuende Gequicke durch das eine deutsche Begriffswort und das Fremdwort auf ie stillos unrein wird; stilvoller wäre schon Theoretik; auch fände sich wohl ein schönes Fremdwort auf ik für Beiträge.

Lublinski über Storm: *Er wirkte nicht durch seine Gedichte, sondern ging zur Novellenproduktion über.* Warum nicht zur Novellenkonfektion? Das eine ist so treffend wie das andre, und in der sprachlichen Gemeinheit unterscheiden sie sich für ein gebildetes Ohr nicht.

Selbst ein Stilkünstler wie Nietzsche wird zum Dugendwelscher, sobald er einmal nicht der Kunst gedenkt, sondern in das barbarische Kauderwelsch der Philologenkunst zurücksinkt, aus der er hervorgegangen: *Dieser depressive und kontagöse Instinkt (das Mitleid) kreuzt jene Instinkte, welche auf Erhaltung . . . aus sind; er ist ebenso als Multiplikator des Elends wie als Konservator alles Elenden ein Hauptwerkzeug zur Steigerung der Dekadence* (im Antichrist). Nicht eines dieser Fremdwörter ist notwendig, keines sagt das Geringste mehr als jedes der zehn guten deutschen Gleichwörter. Und anderseits, keinen stichhaltigen Grund gibt es vom fremdwörtlerischen Standpunkt gegen *contrekarriert* statt kreuzt, *Misère* statt Elend, *Konservierung* statt Erhaltung, *Instrument* statt Werkzeug. Mit bitterm Gefühl lesen wir bei Nietzsche einmal ein vernünftiges Wort des Tadelns über die Fremdwörtererei — der Andern: er schilt 'die Initiative ergreifen' eine 'arge Geschmacklosigkeit'; es ist um nichts geschmackloser als hundert Welschereien Nietzsches.

Rein sei das Mittel der Kunst; doch diese Forderung reicht nicht hin, sie bedarf der Ergänzung durch: Edel sei das Mittel der Kunst. Wer mit unedelm Mittel schafft, bekundet, daß ihm die Kunst nicht die hohe, die himmlische Göttin, daß sie höchstens die Kuh ist, die ihn mit Butter versorgt. Ein großer Bildner mag einmal, um seine Hand zu weihen, wie Dürer an Rafael schrieb, zum Scherz, aus spielender Künstlerlaune ein zierlich Weiblein oder etwa einen Schornsteinfeger aus Schnee formen; ein Geigenmeister mit einem Fiedelbogen aus Strohhalmen auf bindfädenen Saiten spielen: sie beide und wir werden dann nicht von Kunstwerken sprechen. Die Fremdwörter sind nicht allein unreines, sie sind unedles Mittel wegen ihrer schnellen Vergänglichkeit.

Ohne zu ahnen, welch vernichtendes Urteil er über die Fremdwörtererei, seine und seiner Stilgenossen, damit fällte, schrieb E. Schmidt in jener zu sprachgeschichtlicher Verächtlichkeit verdamnten Erklärung von 1889: 'Unsre Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden'. — Ein Daniel, ein zweiter Daniel! Ich danke dir, der mich so klug belehrt! Sowohl, die reine, die keusche deutsche Sprache speit die sie besudelnden Fremdwörter aus ihrem Munde, säubert sich in jedem Menschenalter von der Verschmutzung durch das vorangegangene, behält kaum ein Fremdwort in fünfzig Jahren als Wertbeßig. Lest sie doch, die einst berühmt gewesenen Fremdwörtler abgelebter Zeiten, die ihrem Klügel und urteilslosen Menschen für große Schriftsteller gegolten, — lest sie, wenn ihr es vor verächtlichem Gelächter und vor Ekel noch könnt! Genau so wird es euch noch berühmteren Fremdwörtlern der Gegenwart über ein Kleines

ergehen, wären eure Schriften auch voll noch tieferer Weisheit, als ihr vermeinet. Kein fremdwörtelndes Buch überlebt seinen Verfasser nur um ein Menschengeschlecht, nicht das wissenschaftlich wertvollste, nicht das geistreichste, nicht das sittlich schönste. Nennet mir eine einzige Ausnahme, und ich bekenne mich für besiegt. Es gibt keine, kann keine geben, denn ein Buch mit lächerlich, puzig gewordener Sprache vernichtet den ernstesten Inhalt. Lächerlich aber, krauspuzig klingt schon dem nächsten Lesergeschlecht jede Schrift mit mehr als den wirklich unentbehrlichsten Fremdwörtern.

Der Trost der „Erklärer“ mit dem Ausscheiden des Fremden nach jeder Hochflut ist feiner, denn wir Lebende leiden heute und jeden Tag unsrer Gegenwart unter dem Verschmutzen unsrer heutigen Sprache durch die Fremdwörter. Soll es uns Lebende etwa trösten, daß der heutige germanistische Fremdwörterstil ein späteres Germanistengeschlecht mit feinerem Sprachgefühl anerkennen wird? Daß alsdann sich die Lehrer der Deutschkunde fragen werden: Wie war es möglich, daß z. B. ein Gelehrter von der Denkschärfe, ja dem Geschmack Erich Schmidts auf andern Gebieten, nach einer lebenslangen Schulung an unsern größten Meistern der Poesie und der Prosa, einer der gründlichsten Kenner Goethes, ein bedeutender Schreiber über Lessing, daß der sich hinreißen lassen konnte zu Stillosigkeiten wie in den Sätzen auf S. 242 und 405?

Friedrich Kluge, einer unsrer ersten Deutschforscher, selbst ein Meister reinen Stils, versuchte es mit ähnlichem Trost: „Fremdworte, die dem deutschen Sprachcharakter widerstreben, sind kurzlebig.“ Zweifellos; aber auch das Eintagsgeziefer aller Art, dazu viele Bakterien und Bazillen sind kurzlebig: mindert das die Schädlichkeit oder Todesgefahr für uns Menschen von heute, die wir ohne sie länger leben würden? Mit solcher Trugvertröstung auf die Zukunft wollen wir uns nicht einschläfern lassen. Heute wollen wir rein und edel sprechen und sprechen hören; das kommende Geschlecht wird trotzdem Arbeit genug finden zur immer höheren Steigerung unsrer Prosakunst.

Man lese diesen Bericht des großen Feldhauptmannes Wallenstein nach der Schlacht bei Nürnberg an Kaiser Ferdinand: *Das Combat hat von frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt, alle Soldaten Eurer kaiserlichen Armee haben sich so tapfer gehalten, als ich's in einiger occasion mein lebenlang gesehen, und niemand hat einen fallo in valor gezeigt. Der König hat sein Volk über die Massen tief diskuragiert; Eurer Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König repussiert wurde, ist mehr denn zuvor assekuriert worden?* Nicht wahr? sehr lächerlich, — und doch wird von einer gar ernsten Sache geredet. Lächerlich aber wodurch? Weil die Fremdwörter, die Wallenstein gebraucht, seitdem zufällig veraltet sind, wie mit ganz wenigen Ausnahmen alle Fremdwörter des 17. Jahrhunderts jetzt lächerlich klingen. Aber nicht lächerlicher, als schon nach einem Menschenalter die schönsten Fremdwörter der heutigen Feldhauptleute der Sprachmengerei klingen werden. Nicht lächerlicher als E. Wolffs Satz auf S. 179 schon heute klingt.

Gildemeister hatte vollkommen Recht, zu schreiben: „Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hotel für Gasthof, Bouteille für Flasche und Fourchette für Gabel schreiben, gehören nicht mehr zur guten Gesellschaft.“ So aber schrieb vor 100, ja vor 50 Jahren noch sehr viele damals zur besten Schriftstellergesellschaft gezählte Schriftsteller, und „Hotel“, ja selbst „Etag“ schreibt heute noch fast jeder. Wie seltsam aber, daß Gildemeistern nicht die zwingende Schlussfolge einfiel: Schriftsteller, die heute noch Individualität, interessant, Popularität, isolieren, Impressionen, Emotivität usw. schreiben, werden schon nach zwanzig Jahren, viele also noch bei ihren Lebzeiten, nicht mehr zur guten Gesellschaft gehören. Für Leser mit künstlerischem Sprachsinn gehören sie ja schon heute nicht dazu.

Wer darf noch, wie doch Lessing und Goethe taten, „turlupinieren“ schreiben? Wer schreibt noch „die polierten Völker“, eine bis zum Ende des 18. Jahrhunderts für wunder schön gehaltene Wendung? Wie lange dauert's, und „zivilisierte Völker“ wird eben so puzig klingen. Zivilisation ist schon jetzt durch Kultur so gut wie verdrängt. Gebildete Menschen sagen nur selten noch „komponieren“, meist „vertonen“. Im Reich sagt niemand

mehr ‚Korrespondenzkarte‘, niemand mehr den Sprachunsinn *per express*; das Retourbillet stirbt auch sprachlich aus. Nur Dienstboten ‚amüsieren‘ sich noch, und wie unentbehrlich schien dieses gemeine Wort vor zehn Jahren.

Mit welcher Empfindung lesen wir bei Goethe über Spinoza, er sei ein guter Staatsbürger, ein mitteilender Mensch, ein ruhiger *Particulier* gewesen! Staatsbürger, mitteilend, ruhig‘ klingen heute so ernst und edel wie vor hundert Jahren; *Particulier* klingt spaßig, und ein Klassiker sollte niemals mit einem ernstgemeinten Ausdruck spaßig klingen. Wer versteht noch vollkommen Goethes Satz: *Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie* (die deutschen Poeten und Prosaisisten) *auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Überzeugung*: Goethes Leser im 18. Jahrhundert kannten die Nebenbedeutung der französischen *religion* (Gewissenspflicht); wie viele hochgebildete Leser des zwanzigsten kennen sie? Wie viele verstehen ohne weiteres seinen Satz: *Mein Vater, der keine expédite Hand schrieb?*

Man unterschätze nicht die wachsende Gefahr solches Vermuffens der Sprache; es stände nicht unbedenklich um die lebendige Fortdauer des Werther, wenn es viel mehr solcher unfreiwilliger Lächerlichkeiten darin gäbe wie: *Surtout* statt Überrock, *Chapeau* für den tanzenden Herrn in einer Gesellschaft, das bei Goethe unangenehm häufige, gelegentlich auch bei Lessing vorkommende ‚sich prostituieren‘ für harmloses ‚bloßstellen‘. *Radotage* und *radotieren* im Werther beirunden heute, und wie steif klingt uns an einer der schönsten Stellen: nach Proportion des Alters! Eine genaue Untersuchung hat ergeben, daß von den 169 Fremdwörtern im Werther — auf 185 Seiten, also im ganzen nicht viel — 50 ganz veraltet sind oder ihren Sinn gewandelt haben. Bei Goethe kommen im ganzen mehr als 500 Fremdwörter vor, die heute selbst aus der Gelehrtensprache völlig verschwunden sind, darunter Duzende, zu deren Verständnis genaues Wissen des Lateinischen, Griechischen, Französischen nötig ist, z. B. *Kondeszendenz*, *styptisch*, *Exaggeration*, *præsumptuos*, *imperturbabel*, *derelinquieren*, *exkolieren*, *operos*. Die Stellen, in denen solch Zeug steht, sind den meisten heutigen Lesern Goethes unverständlich. Die Zeit ist nahe, ja sie ist schon da, wo sich sehr viele Leser bei einer Betrachtung Goethes über die wachsenden *Fazilitäten* der *Kommunikation* fragen: Ist dies der Großmeister deutscher Sprache?

Außer einer gründlichen Kenntnis des Französischen zum bloßen Verstehen brauchen wir noch unsre volle Liebe für Schiller, um ohne Wimperzucken in seinem schönsten Brief an Goethe, dem vom 23. August 1794, zu lesen: *Alle ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentation, kompromittiert zu haben*, oder an einer andern Stelle bei Schiller: *Der Pivot des ganzen Stücks*. Wer versteht ohne Erklärung genau diesen Satz in Schillers Besprechung der Ahygienie Goethes: *In dieser Szene erlaubt sich der Dichter, eine höhere Menschheit uns gleichsam zu avancieren?* Wir lesen in Goethes und Schillers Briefwechsel von *Apprehension*, *Admissibilität*, *Assiduität*, *Kontinuation*, *Remboursement*, *Lokat* (Nach), *Apparition*, *Aisance*, *Extremitäten* (Notlagen), *deployieren*, *renunzieren*, *indisponieren*, *kriminellen Inculpationen*. Wir lesen und seufzen und fragen: Was waret ihr Fremdwörter einst, was seid ihr jetzt, wohin seid ihr geschwunden? In jenes Bereich, aus dem feins von euch wiederkehrt: in den Papierkorb der ungefühlten, erkünstelten Wörter der Papierwelt.

Seine konnte 1828, ohne lächerlich zu werden, noch schreiben: *Heute um Mitternacht arrivierte ich in Mailand*; heute dürften und würden selbst Lamprecht, E. Wolff und Poppriberg das nicht wagen; allenfalls der Überwelscher Simmel. Wird den Schwärmern fürs Witzlied oder fürs Witzlied (vgl. S. 211) nicht doch ein wenig bange? Hören sie nicht schon das Rascheln des Schnitzelgefräusels im Papierkorbe der Vergessenheit?

Will man eine Muster Sammlung des Berlinfranzösischen lesen aus der Zeit, als Ruhe die erste Bürgerpflicht war, so blättere man in dem sonst so geistreichen Werke ‚Stachel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde‘ (von Barnhagen herausgegeben): wie lächert es

uns auf jeder Seite! Ich bin sehr zerstört, weil mich gestern etwas atroce beleidigte und kränkte . . . Du aber, Franz, desperierst mich. Solch Zeug galt einst für höchste Berliner Prosa.

Wer schreibt heute noch *Pantalon's*? Guckow schrieb 1852 in den Rittern vom Geist: die *Pantalon's* verwaschen; 20 Jahre später schon nicht mehr. — Wo modern jetzt die einst sehr bewunderten Reisebücher des Fürsten Bückler-Muskau, in denen ein Satz ohne zwei, drei affige Fremdwörter durch seine Vereinzelnung stillos wirkt? Wo die Romane der mit ihm in der Bücklerei wetteifernden Gräfin Hahn? Wer findet heute noch Spielhagens Stil „glänzend“, wie man doch, noch klingt mir's im Ohre nach, vor 40 Jahren tat? — Bei Lebzeiten meiner jüngsten Leser sind veraltet, vermufft: *Visite* und *Visitenkarte* (heute im Munde der Gebildeten fast nur Besuchskarte), *Gratulation*, *Fauteuil*, (in den feinsten Klubs und Kriegsschiebergesellschaften gibt es nur noch Sessel), *Statuten* (fast jeder Verein von Gebildeten hat heute nur Satzungen). Aber so war's ja zu allen Zeiten: wie schnell wurden die Französeleien des 13. Jahrhunderts alsfanzig: *Schanzün*, *Pasturele*, *Folate*, *Rundate*, *Stampenie*!

Woher dieses reizend schnelle Veralten, schlimmer noch: dieses schnelle Verpöbeln der Fremdwörter, ihr „pejorativer, pessimistischer Zug“, wie ihn einer der wissenschaftlichen Fremdwörter selbst genannt hat? Das deutsche Urwort saugt mit Lebenswurzeln Lebenskraft aus unserm Herabblut; das Fremdwort gleicht nicht einmal ganz dem künstlichen Porzellanbahn, den der Kitt für eine Weile in der Zahnhöhle festhält. Der Kunstzahn tut immerhin, so lange er feststeht, seine Dienste und beleidigt das Auge nicht; das erkünstelte Fremdwort tut schlechten Dienst und empört jedes feinere Ohr. Sehr scharf erkannte Richard Wagner das deutsche Wurzelbewußtsein des Sprechenden und Schreibenden; den Fremdwörtern mangelt es, wie es — den Papageien mangelt: beide sprechen nicht, sie plappern nur. Hunderte, Tausende von Worten gibt's im Deutschen, die mit ungeschwächter Frische, mit vollem Gefühlswert seit mehr als tausend Jahren erklingen; dagegen leben nicht zehn Fremdwörter, solche wie *Natur*, *Religion*, *Musik*, seit 300 Jahren. Man prüfe aber z. B. die Brauchbarkeit von *Religion* am strengsten Maßstabe: dem der gehobenen Sprache, — wie wertlos, wie matt und platt klingt es alsdann. In seiner Marienbader Elegie (1823) nennt Goethe das höchste Gefühl „Frommsein“; *Religion* wäre an der erhabenen Stelle ganz unmöglich. Und in der schönen Bekenntnistelle Bismarck's in seinem Brief aus dem Felde vom 8. September 1870 heißt es in schlichter Prosa nicht *Religion*, sondern „Glauben an Gott“. Alle Fremdwörter, fast ohne jede Ausnahme, sind eben schäbig, und wo eines an erhabener Stelle nicht unedel klingt, da beweist es grade dadurch, daß es kein Fremdwort mehr ist, — aber nur dadurch!

Es mag einst nach vielen Menschenaltern Brauch werden, ein andres Beiwort als „gebildet“ zu „Völkern“ zu setzen; selbst dann aber wird „gebildete Völker“ höchstens ein bißchen altertümlich, sicher nicht so schnurrig klingen, wie schon heute „polierte Völker“. Windelmann schreibt manchmal Gewächs statt Buchs, Genugsamkeit statt Genügsamkeit oder Zufriedenheit; aber wir lesen es, ohne zu stocken. Oder wenn es in Lessings erschütterndem Brief an Eichenburg heißt: Ich ergreife den Augenblick, wo meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, — werden wir durch den Wortwandel zu „Besinnung“ etwa gestört? Oder wir lesen in Goethes Gedicht Auf Miedings Tod: Anständig führt die leis' erhobne Hand, Den schönsten Kranz . . ., — der Sinn von „anständig“ (anstands-voll) ist uns leider entschwunden, aber Anstoß nehmen wir nicht, denn wir ahnen, zu Goethes Zeit hatte dieses Wort eine höhere Bedeutung.

Die Schreiber, die nur für heute, schon nicht mehr für morgen schreiben, brauchen sich ja nicht vor dem Vermuffen und Vermultern ihrer heute noch Vielen so lieblich klingenden Fremdwörter zu fürchten. Daß aber Schriftsteller, die mit menschlich berechtigtem Ehrgeiz nicht nur heute und morgen, sondern nach sehr langer Zeit noch gelesen werden möchten; daß gar Sprach- und Literaturforscher, denen das schnelle Vermodern der Fremdwörter genau bekannt ist, bei ihrer Zigeunersprache verharren, gehört zu den vielen

Seelenrätseln, die jeder Lösung spotten; denn ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.

Ich habe oft Ausdrücke der Verwunderung gelesen, warum ein so geistvoller Schriftsteller wie Kürnberger in Vergessenheit versinken konnte. Bei einer genauen sprachlichen Prüfung seiner Schriften fand ich mühelos den Grund für Kürnbergers wohlverdientes Verschwinden aus der Reihe der lebendigen Schriftsteller trotz inhaltlichem Wert. Kürnberger war, gleich vielen gescheiten österreichischen Schriftstellern, ein sehr bedenklicher Fremdwörtler, zudem einer mit der Liebhaberei für unverständliches Welsch, und es ist ganz in der Ordnung, ist ein durchaus natürlicher Vorgang, daß solche Schreiber untergehen. Was soll ein gebildeter Leser z. B. anfangen mit einem Schreiber, der das Mittelmeer *das pivot der griechischen Nationalexistenz* nennt? Geschmackloser Unsinn dieser Art findet sich bei Kürnberger nahezu auf jeder Seite. Unsinn wie z. B. auch dieser: *Physischer Adel hatte den höchsten prix d'affection bei den alten Römern.* — Man kann dem deutschen Publikum nichts *Distinguiertes* spenden, was es nicht sofort seiner lieben gewohnten *Trivialität assimiliert*. Solange solche Schreiber leben und sich für ihren Ruhm rühren, liebt man sie wohl; kaum sind sie tot, so folgen ihnen ihre Werke nach: ins Grab, aus dem es keine Auferstehung gibt. Wann werden die noch lebenden Schreiber diese offenkundige Tatsache begreifen?

Welch ein Abgrund klast heute zwischen der Sprache unsrer Wissenschaft und unsrer Dichtung! Wie abgedroschen fremdwörtelnd schreiben die meisten Gelehrten, wie rein alle unsre besten Prosadichter und -Dichterinnen! Wenige Ausnahmen, so namentlich der mit seinen großartigen Sprachkenntnissen prunkende G. Hauptmann, bestätigen nur die Regel; aber beklagenswert ist es, daß ein echter Dichter wie Dehmel folgenden Satz noch für Deutsch hält: *Ich merkte, daß ich beim ersten Mal mit allzu dramatischem Gehör auf die momentan metrischen Dissonanzen der sensuellen Affekte geachtet und so die lyrisch perpetuelle Rhythmik der sentimentellen (!) Motive überhört hatte*. Schreibe man alles Welsch mit der ihm gebührenden welschen Schrift, so würde der künstlerische Reichtumsinn vielleicht abschreckend wirken; die deutsche Schrift täuscht über alles Undeutschtum hinweg. Bei vielen, z. B. bei Sudermann, bei E. Busse, selbst bei Schaufal ist im Fortschreiten ein bewußtes Aufsteigen von der alten Fremdwörtelei zu sprachlicher Reinheit zu gewahren. Fast nie ist mir ein Gelehrter vorgekommen, der sich von der Unwissenhaftlichkeit und Unkunst seiner Zigeunersprache überzeugt hätte.

*

Das Fremdwort ist minderwertig; jedes Profastück voll Schwung und Weihe beweist das, wenn die fremdwörterfreie Dichtung es nicht bewiese. Das Fremdwort gedeiht nur in den Niederungen der Prosa; es ist gemein oder, um stilgemäßer zu sprechen, subaltern und plebejisch. Und schreibe es ein persönlich so vornehmer Mensch, wie Herman Grimm einer war, es bleibt plebejisch: *Über diese Partie* (von Goethe ist die Rede!) *war nicht mehr zu disponieren in der Weimarer Gesellschaft.* Und wo es nicht geradezu gemein wirkt, da mit beleidigender Stillosigkeit, wie in E. Schmidts sonst schönem Satz über Schillers Balladen: *Er gibt diesen Schöpfungen eine gehobene, glanzvolle Sprache, den Faltenwurf seines Purpurmantels* (das Bild ist von Dahn!) *schlagend um Schilderungen und rednerische Partien.* Es gibt in Schillers Balladen keine *Partien*; Ramschhändler bieten Partiewaren an. Viele Menschen, und nicht die schlechtesten, ziehen eine saftige Derbheit der sprachlichen Taktlosigkeit vor.

Ist es Zufall, daß selbst in unserm sprachverseuchten Volk fast jeder Verfasser eines auf Begeistern, auf Weihe hinzuleitenden Schriftstückes mit fast der gleichen Selbstverständlichkeit auf Fremdwörter verzichtet, wie der lyrische Dichter? In Schillers Prosa findet sich hier und da *Piedestal*; in der Braut von Messina ändert er's in *Fußgestell*. Hippels für den König Friedrich Wilhelm 3. verfaßter Aufruf *An mein Volk vom März 1813* ist so gut wie rein, und wie hat der gewirkt! Dabei war Hippel (der Jüngere) ein

Alttenmensch, der sonst nicht wenig fremdwörtelte. Fichtes Reden an die deutsche Nation sind eines der fremdwörterreinsten, zugleich eines der dauerhaftesten deutschen Prosabücher: außer Religion, Nation, Natur steht darin so gut wie kein Fremdwort. In König Wilhelms des Ersten Aufruf an mein Volk von 1866 steht unter 600 Wörtern nur das eine Fremdwort *Existenz*. In der denkwürdigen ersten Thronrede Wilhelms 1: an den Norddeutschen Reichstag gibt es auf vier Druckseiten an Fremdwörtern nur. *Ideale, praktisch, Moment, national, defensiver Charakter, Tendenz* — ein in der Geschichte deutscher Prosa fast unerhörter Fall von Sprachreinheit. In der Rede des Königs am Schlusse der ersten Tagung nur ein Fremdwort: *national*! In der mächtigen Kundgebung des Reichstags an den Bundesfeldherrn beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich stehen nur die Fremdwörter *Nationen* und *zivilisiert*. Da wir *Nation*, so wenig wie *national*, leider kaum mehr zu den Fremdwörtern zählen dürfen, so muß der Erlaß des Kaisers Wilhelms vom 18. Januar 1871 über die Begründung des Deutschen Reiches als eins der sehr wenigen mustergültigen geschichtlichen Schriftstücke unsrer neuen Geschichte gelten. Und endlich, in des Kaisers Wilhelms 2. Erlaß „An mein Heer“ vom 22. März 1897 über die Einführung der deutschen Kokarde bei allen deutschen Truppen steht gleichfalls kein Fremdwort, da Kokarde, obwohl überflüssig, grade in jenem Erlaß schwer zu umgehen war.

Diese, jedem sprachgesunden Menschen ohne weiteres einleuchtenden Tatsachen weisen uns den Weg zum Unschädlichmachen der Fremdwörter, wenn nicht zu ihrem völligen Verdrängen. Es muß Allgemeingefühl werden, daß die Fremdwörterei den Schreiber bemakelt; daß sie unanständig, daß sie gemein ist. Bischof rechtfertigt den Gebrauch von „cynisch“: weil ihm offenbar ein Gefühl zu Grunde liegt, als würde das Höchstwiderrliche der Vorstellung bereits zu nahe gerückt, wenn man die Bezeichnung aus der eignen Sprache holte. Sehr fein gedacht; doch ließe sich, da man den klugen, treuen Hausgenossen nicht durch „hündisch“ beleidigen mag, sehr wohl mit „kötzig“ ausbelfen. Indessen ich habe auch nichts gegen „cynisch“, wünsche im Gegenteil, daß den Fremdwörtern allgemein das geheime Gemach des Hauses und Lebens als ihr eigenstes Reich zugewiesen werde. Alles Verächtliche, Gemeine, Ordinäre, wie der Volksmund mit richtigem Gefühl spricht, mag mit Fremdwörtern bezeichnet werden. Als Friedrich Schlegel in seiner Lucinde geistreichelnd eine Schweinerei empfehlen wollte, griff er stilgemäß französisch zur „*Ehe à quatre*“, denn es kommt drauf an, ob einer ein Individuum für sich oder nur der integrante Teil einer gemeinschaftlichen Personalität sein will. Friedrich Schlegel war überhaupt einer der widerwärtigsten Fremdwortgecken; selbst in einem seiner Briefe an den Bruder steht folgender Blödsinn: *Die Epideixis* (man suche im dicksten Fremdwörterbuch!) *der Universalität und der Symphonismus* (man suche!) *der Fragmente würde durch die reale Abstraktion und praktische Kritik des Ganzen in beiden Stücken eine formale Destruktion erleiden*. Es war ein wechselseitiges Belügen, ein hohles Fragentum, wie Schiller an dem Schlegelpaar treffend erkannt hatte.

Behalte man doch Latrine, Kloset, Kompost, Diarrhoe, Päderast, Prostitution, Kottot, Fäkalien, Exkremente, urinieren, laxieren, vomieren und ähnlich duftende Fremdwörter bei, da wir ja nach der Meinung der 41 klassischen Fremdwörter die „weltbürgerliche Aneignungsfähigkeit“ (S. 170), nicht ganz aufgeben dürfen. Weltbürgerlicheres als jene Fremdwörter und die durch sie bezeichneten Dinge gibt es schwerlich. Vornehmlich aber für den quacksalbernden Schwindel wünsche ich das Beibehalten der Fremdwörter als die stilgemäße Sprache. Und um Himmelswillen nicht die noblen Passionen verwechselst mit den edlen Leidenschaften, ein edles Vergnügen nicht mit einem gemeinen Plaisir!

Himmlich war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber, wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisir.

So singt Heine mit durchaus richtigem Stilgefühl.

So gemein, wie sie wirklich sind, müssen die Fremdwörter für das Volksgefühl werden. Sie sind es schon zum Teil: will der Volksmund die Lumpenkleidung kurz bezeichnen, so französelst er: Kledage; oder er spottet: Futterage, schauderös, pechös. Dem ausgeschroteten 'tadellos' gehen jetzt unsre witzigen Studentchen mit tabel-sine recht geschickt zu Leibe. Und will ein Romandichter einen lächerlich eingebildeten Progen schildern, so läßt er ihn in Fremdwörtern, möglichst in verquatschten, schwelgen. Dieses Mittel findet sich übrigens schon bei Shakespeare; z. B. in Viel Lärm um nichts, wo Holzapfel *odious* und *odorous*, *aspicious* und *suspicious* verwechselt. Ebenso sinnlos fremdwörtelt Lanzilot im Kaufmann von Venedig, und Polonius im Hamlet (2, 2) spreizt sich gelehr-tuerisch mit gehäuften Fremdwörtern. Cervantes wandte dasselbe Mittel zur Kennzeichnung seines Sancho Panza an. Und wie geschickt bediente sich Gryphius dieses Juges mit dem welschenden und alle Welschwörter verquatschenden *Arendator* in der 'Geliebten Dornrose'. Zur Schilderung eines Lumpenkerls greift Lessing nach der Welscherei: *Er konnte frisieren und rasieren und parlieren und charmieren* (Minna 3, 2). Goethe läßt seinen albernen Dr. Bahrdt mit *kursieren*, *roulieren*, *produzieren* um sich werfen und bringt uns E. Wolffs *eliminieren*, *isolieren*, *konzentrieren*, *prononizieren* in holde Erinnerung. Und Immermanns Buttervogel im Münchhausen beweist seine Albernheit vornehmlich durch reichliche und verdrehte Fremdwörter. Ein Mensch, der fremdwörtelt, ist eben ein alfanziger Gock: dies hat man seit jeher überall gefühlt, — nur in Deutschland ohne Frucht für den Begriff der wahren Bildung.

Auf diesem gut erspürten Wege nur weiter! Wir müssen dahin kommen, daß nur noch die Zurückgebliebensten unter den Kellnern, Handlungsreisenden, Barbieren, die frechsten unter den Kurpfuschern, Geheimmittelschwindlern, Zahnbrechern, Zuhältern die fremdwörtelnde Zigeunersprache mauscheln. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß sie alsdann selbst den Germanisten verexelt sein wird.

Es gibt eine unfehlbare Goldprobe für die Minderwertigkeit, Gemeinheit, Lächerlichkeit, Pöbelhaftigkeit des Welschen: Jedes Fremdwort, das beim Gebrauch in der künstlerischen oder erhabenen Rede durchaus lächerlich wird, ist als innerlich wertlos zu verwerfen. In meinem 'Sprich deutsch' (S. 242—246) findet der Leser die nähere Ausführung und eine Reihe von Beispielen. Ich füge noch diese hinzu: 'Glücklich allein ist die *Psyche*, die liebt!' Moltkes Wahlspruch 'Erst wägen, dann wagen' klingt doch viel unfeiner als 'Erst *balancieren* (oder *deliberieren*), dann *riskieren*.' — 'Und wenn ihr das Leben nicht *riskiert*, Nie wird euch dasselbe *konserviert*.' — 'Der Not gehorchend, also *contre cœur*.' — Klärchen fänge gebildeter: 'Allein und *isoliert* von aller Freude'. — 'Trinkt o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen *Luxus* dieser Welt'. — Schillers Mädchen aus der Fremde bekäme geheimnisvolle Reize, nannte man es das *exotische* Mädchen. — Nichts ist schwerer zu ertragen Als eine *Serie* von glücklichen Tagen. — Nachbarin, euren *Flacon*! — Nobel sei der Mensch, hilfreich und gut! — Nur die paar Fremdwörter, die diese Goldprobe standhalten, mag man als zulässig, als vollkommen eingedeutscht ansehen.

*

Alle Kunst ist Wahl, ist feinste Auslese der künstlerischen Mittel. Der Fremdwörtler ist kein Künstler, kann keiner sein; denn während der Prosa-künstler für jeden Begriff, jedes Beiwort, jedes Zeitwort, mit rastloser Kunstmühe nach der einzig passenden Farbe, der blühendsten Sinnlichkeit, dem allein stimmenden Klang sucht, sucht, hat der Fremdwörtler mit der ihm eignen Fixigkeit die für ihn jedesmal einzig passende Formel gefunden: Moment, Element, interessant, Material, Milieu, irgend eins der so wohlklingenden 5000 Hauptwörter auf *ation*, *ition*, *ution*, *isation*, *ifikation*, *tät*, *ität*, *ilität*, *alität*, der 6000 Zeitwörter auf *ieren*, *isieren*, *izieren*, *wieren*, *ifizieren* — und allemal, mit Bedacht, wer wagt das zu bezweifeln?

Zuweilen hört man die Fremdwörter verteidigen: sie bieten doch ein bequemes Mittel zum Wechsel des Ausdrucks. Ein bequemes? ja; ein künstlerisches? nein. E. Schmidt hat

3. B. wiederholt 'Volkslied' gebraucht und möchte abwechseln. Sehr löblich; anstatt aber aus dem reichen deutschen Wortschatze künstlerisch prüfend und wägend ein edles Wechselwort zu wählen, stopft er das lautlich und sprachlich so gemeine — in Berlin sagt man: poplige — wie sachlich schwache Unwort *Popularpoesie* hinein. Ihm ist bekannt, daß Herder zur ärgsten Franzosenzeit Deutschlands in seiner Schrift 'Von deutscher Art und Kunst' (1773) unsicher tastend 'Volkslied' und 'Populärlied' wechselweise gebrauchte, daß aber der gesunde Sprachsinn 'Populärlied' alsbald ausscheiden ließ. Dieses widerwärtige Anschwenkspiel der 'Hochflut der Fremdwörter' muß ein deutscher Gelehrter uns nach anderthalb Jahrhunderten wieder vorsetzen!

Ebenso bemängelte der 'Gräzist' Diels die mehr als zweieinhalb Jahrhunderte alte ausgezeichnete 'Mundart' (im Gegensatz zur 'Schriftart'), nannte sie unsinnig und gab dem schlechtgriechischen *Dialekt* den Vorzug (vgl. E. Engels, 'Deutsche Sprachschöpfer', S. 103), wohl eins der tollsten Stücklein deutscher Welschsucht und Feindschaft gegen das Deutsche.

All solches ohne Wahl hingeschriebene Zeug hat mit der Kunst noch viel weniger zu tun als der Massensteindruck oder das Abziehen von der photographischen Platte. Formeln klatscht ihr ab, nicht schreibt ihr gefühlte, gesuchte Wörter, und formelhafter Abklatsch ist das Gesamtwerk, das allein dabei herauskommen kann.

Ohne Fleiß kein Künstler; der Fremdwörtler aber hat nichts von jenem Fleiße, der sich nicht bei dem Notdürftigen, bei dem Erträglichen, ja dem Befriedigenden beruhigt, sondern der mit der Inbrunst einer suchenden Seele das Gute, das Vollkommene, ja das Übermenschliche erzwingen will. 'Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte' (Marie von Ebner-Eschenbach). Was weiß hiervon der fremdwörtelnde Gummitempeldrucker, dieser so sehr bequeme Mann, von dessen Stilgattung je 12 genau ein Duzend geben? Die Fremdwörtler haben ja überhaupt keinen eignen Stil; sie schreiben alle den gleichen, mit den Hauptwörtern, Beiwörtern, Zeitwörtern, die in den Fremdwörterbüchern stehen; mit den abgeleierte pfeifenden, näselnden, quiekenden, zischenden Endungen, die uns zum Ekel sind; mit all den abgegriffenen kichenlateinischen und kellerfranzösischen Wurzeln, deren keine in unserm Herzen einen Widerklang erweckt, weil keine vom Herzen des Schreibers empfunden, alle nur formelhaft nachgeplappert wurden.

Das geringste Hinneigen eines Schriftstellers zur Fremdwörterei ist der sichere Verderb seiner Stilkunst noch in ganz andern Dingen als in der schludrigen Auswahl der Begriffswörter. Wer sich gewöhnt, die suchende Stilarbeit zu sparen durch das Hineingreifen in den fertigen Abklatschvorrat, der schludert auch in der Gliederung, im Satzbau, im Wohlklang, in der Verständlichkeit, in der Klarheit und Wahrheit, kurz in allem, was den Stil zum vollkommenen Ausdruck des denkenden Menschen macht. Glaubt man, ein sonst so peinlicher Gelehrter wie Erich Schmidt hätte in einem Aufsatz über den Faust solche Schluderei wie 'sentimentale Empfindsamkeit' begangen, wäre nicht durch die Fremdwörterei sein Gefühl für die feine Auswahl der Beiwörter abgestumpft worden? Und ist es ein bloßer Zufall oder gar meine Bosheit, daß ich fast für jeden gröbsten Fehler der Sprachlehre und des Stils die überzeugendsten Beispiele in den Schriften Derer gefunden, die durch ihre fremdwörtelnde Gleichgültigkeit gegen das sorgsam zu suchende Eigenwort ihr ganzes Sprachempfinden unheilbar vergiftet haben? Die Fremdwörterei ist nicht bloß ein Ärgernis für sprachgesunde Leser; sie ist in gleichem Grade die rächende Vergeltung für die Schluderei des Schreibenden selbst. Freilich ist es bequemer, zu schreiben: Sujet, Milieu, Material, Moment, Faktor, Individualität usw. Freilich macht ihr euch damit verständlich bei euresgleichen, die genau so bequem verschwommen denken, wie ihr schreibt. Von Kunst aber wage keiner zu reden, der's mit der Bequemlichkeit hält.

Die Verdeutschung der Fremdwörter.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. (Goethe.)

Die Überschrift gefällt mir nicht, aber ich finde keine sogleich für jedermann verständlichere, und Überschriften sollen ja nur andeuten. Sie gefällt mir nicht, weil sie ein wenig nach dem weitverbreiteten Irrtum klingt: die eigentliche Denksprache des Deutschen in zahllosen Fällen ist das Fremdwort; diese sogenannte Sprache übersetzt er, verdeutschet er mühsam aus Anstandsgefühl, weil wir doch einmal in Deutschland leben. Jener Grundanschauung möchte ich mit Nachdruck entgegenreten. Der Deutsche hat sich zu gewöhnen, deutsch zu denken und seine Gedanken so gut oder so schlecht er kann deutsch auszusprechen. Die verdrehte Welt ist's, wenn er zuerst in Fremdwörtern denkt und sich dann abquält, diese ihm zur Natur gewordenen Fremdwörter in ungewohntes stümperndes Deutsch zu übersetzen. Ich darf aus eigener Erfahrung sprechen: seit vielen Jahren habe ich mich durch strenge Selbstzucht daran gewöhnt, nicht mehr in Fremdwörtern zu denken; ich verdeutschte daher längst nicht mehr, sondern schreibe die mir natürliche reindeutsche Sprache. Nur in den seltenen Fällen, wo sich eine Erinnerung aus der, Gott sei's geklagt, von jedem gebildeten Deutschen durchlebten Fremdwörterzeit aufdrängt, bin ich gezwungen, sie durch ein kräftiges deutsches Beschwörungswort in ihr Nichts zurückzuweisen. Wer noch nicht auf dieser einzig natürlichen Sprachstufe steht, aber aus künstlerischen und andern Gründen die Pflicht fühlt, deutsch zu schreiben, dem bleibt leider nichts übrig, als aus dem Fremden ins Deutsche zu übersetzen.

Unzählige Male habe ich die ebenso lächerliche wie empörende Beobachtung gemacht, daß der gebildete Deutsche die wichtigsten Begriffe zunächst fremdsprachig denkt. Das sich daran knüpfende Gespräch verläuft regelmäßig so. Ein Schriftsteller hat z. B. in einer Abhandlung über sittliche Fragen von der Pflicht der *Resignation* geschrieben und erwidert mir auf die Frage: Warum *Resignation*? Es ist mir als das Natürlichste so eingefallen. — Finden Sie es so sehr natürlich, daß einem deutschen Schriftsteller zuerst die fuchelateinische *Resignation* einfällt? — Nein, aber was könnte man denn deutsch dafür sagen? — Man soll nichts dafür sagen; Sie sind ja ein Deutscher und sollen zuerst ein deutsches Wort denken und schreiben; denn Sie wollen doch nicht behaupten, daß der Begriff, den Sie einzig durch *Resignation* ausdrücken zu können glauben, uns Deutschen fremd sei? — Nein, aber ich finde kein deutsches Wort, das sich mit dem Begriffe genau deckt. — Wie denken Sie über Selbstverleugnung? — Das deckt sich nicht völlig und ist länger. — Nein, sogar um eine Silbe kürzer; aber wie wär's mit Verzicht? — Deckt sich nicht völlig. — Und Entsagung? — Hm, das ginge zur Not, aber ganz deckt es sich nicht. — Was meinen Sie zu Goethes Vers: 'Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt'? Oder zum Nebentitel der Wanderjahre: Die Entsagenden? Oder zu dem Eingangssatz des 16. Buches von Dichtung und Wahrheit: 'Unser physisches sowohl als geistiges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltflucht, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen'? — Hm, alles ganz schön, aber . . . ganz deckt sich auch das nicht. — Also Sie meinen, Goethe hätte doch besser getan, in allen jenen Fällen zu schreiben: *Resignation* und *resignieren*? — In der Poesie geht das allerdings nicht. — Also der Dichter muß sich mit dem weniger deckenden deutschen Worte begnügen? — Ach Sie sind und bleiben eben ein Purist.

Noch einmal sei's gesagt, es geht eben nicht ohne Wiederholungen: Jede Sprache eines der großen Bildungsvölker kann alles und jedes, sicher aber jeden menschlichen Urbegriff, mit eignen Mitteln ausdrücken, und abgesehen von sehr wenigen Fremdwörtern hat jede Sprache, außer der deutschen, dies zu allen Zeiten geleistet. Es gibt ein wunderbar überzeugendes Beispiel, wie sich ein Volk verhält, das von einem nicht unähnlichen sprachlichen Verhängnis wie das deutsche betroffen wurde: die Griechen. Eine fast vierhundert-

jährige Knechtschaft hatte ihr Volksgriechisch zu einem elenden Gemisch aus Hellenisch, Türkisch, Italienisch gemacht, in seinem Wörterbestande ähnlich dem Zigeunerischen, dem Gaumnwelsch und der deutschen Gelehrtensprache. Sogleich nach der Befreiung vom Türkenjoch setzte das bewußte Säubern ein, und heute ist das Griechische wieder eine anständige Sprache. Das geschriebene Neugriechisch ist beinahe zu rein, nämlich zu sehr dem Altgriechischen künstlich angeähnlicht; das gesprochene, auch in den ungebildeten Klassen, ist von unvergleichlich größerer Reinheit als das Deutsch der Burschen unter den deutschen Gelehrten. Lateinische Fremdwörter hatte das Neugriechische selbst in seinen barbarischsten Zeiten nicht zugelassen. Daß also ein Volk mit rechtem Willen seine verschmutzte Sprache säubern kann, ist unleugbar, wird übrigens von unsern ärgsten Fremdwörtern zugegeben, nur daß jeder die Säuberung immer bloß an den abscheulichen Fremdwörtern aller Andern zulassen will. Deutschland könnte mit rechtem Willen in zwei Menschenaltern eine Sprache besitzen, die gleich den Sprachen der andern Bildungsvölker durchweg edel und rein wäre, wenn nicht das Übel immer wieder von oben käme, nämlich von den Höhen deutscher Wissenschaft.

Daß die wahre Verdeutschung nicht im Übersetzen aus dem fremdsprachlich Gedachten, sondern im deutschen Denken besteht, zeigen die unzähligen Stellen bei allen unsern größten Prosaschreibern, wo selbst für die verwickeltsten Gedankengänge, die wissenschaftlichsten Urteile, die feinsten Geschmacksregungen kein einziges Fremdwort steht, wo vielmehr der ganze Satz das Gepräge des sogleich Deutschgedachten trägt. Man prüfe dies an einem einzigen Beispiel, an Schillers Urteil über die Romantiker Schlegel und Tieck: *Weder für die Hervorbringung noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle Fratzenwesen ersprießlich ausfallen.* Schiller hat dies nicht aus puristischer Absicht verdeutschend geschrieben, sondern als den natürlichen Ausdruck seines natürlichen Gedankens. Ist Hervorbringung weniger 'deckend' als Produktion, Kunstgefühl weniger als Ästhetik oder ästhetisches Gefühl? Sicher aber ist dies: hätte Schiller Produktion und ästhetisch geschrieben, und behauptete heute ein Freund deutscher Sprache, es hieße besser Hervorbringung und Kunstgefühl, so wäre der welschende Philister sogleich mit dem Geschwätz vom Deden und vom lächerlichen Purismus bei der Hand.

Man müßte an der Zukunft der deutschen Sprache verzweifeln, sähe man nur ihren heutigen durch die Wissenschaft, durch sie zumeist, verwilderten Zustand und nicht zugleich den nie erlahmenden starken Gegentrieb aus den Eingeweiden des deutschen Volkes zum Abschütteln des Jochs der die Sprache besudelnden Fremdwörter. Seit den ältesten Zeiten gewahren wir von Jahrhundert zu Jahrhundert, bald mit größerm, bald mit geringerm Erfolge die Bemühungen der Besten, ihrer Sprache das zu geben, wessen die Sprachen aller andern Völker, selbst die gemischten Sprachen, sich rühmen dürfen: die Sauberkeit des Ausdrucks. Kein Spott hat diese unaufhaltsame Bewegung je ganz gelähmt, und gerade heute hat sie eine Gewalt gewonnen, vor welcher der Spott zu verstummen beginnt. Die eingehenden Beweise, mehr als 2000, findet der Leser in meinen 'Deutschen Sprachschöpfern', die ich hier nicht abschreiben kann.

Wie haben schon unsere ältesten großen Prosaschreiber, denen keine Reichshauptstadt als mächtige Stütze reiner Sprache diente, gerungen gegen die Macht des Fremden, das mit allen Reizen angeblich verborgenen Wissens und höherer Bildung einbrang. Unser ältester namhafter Denker, der Dominikaner Meister Eckhart, will nicht auf Lateinisch philosophieren, sondern müht sich ab mit kühnen, zum teil vortrefflichen Neuschöpfungen, z. B. Ästigkeit für *Existenzia*. Einmal in der deutschen Geisteswelt, ohne einen Leserkreis, wie Paris ihn geboten hätte, konnte der tiefe Denker und große Prosameister nichts Bleibendes für unsre Sprache hinterlassen: die deutsche Philosophie kichenlateinerte weiter.

Geiler von Kaisersberg schrieb bescheiden: *Ich hätt ein Sun, der wäre Meinerlei, ejusdem speciei; ich kann die species nicht baß teutschen.* Er wollte es dennoch teutschen, und gibt es Besseres als 'Meinerlei' — Tauler wagte es mit 'reichen' statt 'regieren': wie schade, daß sich das gutgebildete Wort, zu dem sich dann Reichnung für Regierung

gefelt hätte, nicht durchgesetzt hat; aber den Kanzleischreibern klang regieren und Regierung vornehmer, weil es Küchenlatein war. Von Tauler wurden zuerst die Verdeutschungen ‚Empfänglichkeit, Unwandelbarkeit, Willenlosigkeit‘ gewagt.

An Luthers Bibelübersetzung ist das sprachlich reizvollste, zu beobachten, wie er von Auflage zu Auflage selbst solche Fremdwörter auszumergen bemüht war, die ihm damals kein Mensch verargte. Lange hatte er ‚vermaledeien‘ stehen lassen, endlich setzte er dafür: fluchen, verfluchen; ebenso für ‚beneideien‘ segnen. Sogar ‚regieren‘ empfand er — mit Recht — als undeutsch, also unbiblisch, stilwidrig und schrieb später dafür: Herrsein (Matth. 2, 6), König sein (Matth. 2, 22), weiden (Ap. Gesch. 20, 28). Barbar ersetzte er durch Ungriecher, Drachme durch Groschen, Familie durch Haus, Magier durch Weiser, Oszident durch Niedergang, Orient durch Aufgang, Prokonsul durch Landvogt, prophezeien durch weisagen, Religion durch Gottesdienst, Gottseligkeit, Weg; nur ein einzig Mal (3. Raff. 2, 32) ließ er Religion stehen.

Zu den ältesten Gegnern der Welscherei gehörte der Schweizer Agidius Tschudi, der den naswysen Kanzlern und konsistorischen Schrybern vorwarf, ‚sy könnend nit ein linien ohne latinische Wort schryben, so sy doch der lüttschen genug hattend‘. Er machte auch Vorschläge zu treffenden Verdeutschungen.

Alberner deutscher Brauch wollte bis vor kurzem, daß man sich in deutschen Literatur- und Sittengeschichten lustig machte über das Reinigungstreben der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert, besonders über die der ‚Fruchtbringenden‘. Was kann es Rührenderes, Herzerhebenderes geben, als daß die ein Jahr vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges durch einen hochgesinnten deutschen Fürsten, Ludwig von Anhalt-Cöthen, gegründete Gesellschaft durch alle Greuel der folgenden Zeit hindurch treu zur Fahne reiner deutscher Sprache gestanden, daß die besten deutschen Männer im Norden und im Süden sich um diese Fahne geschart und, nach dem Grade der damaligen Einsicht in Wesen und Leben der Sprache, gewirkt haben, wie keine andre Gemeinschaft vor der Begründung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins von 1885. Was gibt es zu spotten über eine Gesellschaft, in deren Satzungen es hieß — man denke: 1617! —: ‚Fürs andere, daß man die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder ausländischer Worte außs möglichste und tunlichste erhalte und sich sowohl der besten Aussprache im Reden als der reinsten Art im Schreiben und Reimdichten befleißige.‘

Über die Vereinspielerei der Fruchtbringenden, z. B. über die zuweilen spaßhaften Weinamen der Mitglieder, ist kein Wort zu verlieren; in den besten deutschen Vereinen darf noch heute ein bißchen heitre Spielerei nicht fehlen, und es ist gut so. Unsterbliche Meisterwerke hat die Fruchtbringende nicht hervorgerufen; Frucht aber hat sie reichlich gebracht, als die edelste die: das Sprachgewissen der Gelehrten und Gebildeten zu schärfen und bis an die Fürstenthrone den Mahnruf zur Wahrung eines der hehrsten Güter jedes Volkes zu entsenden. Wenn die Fruchtbringende nur das eine gewirkt hätte, daß Hunderte hervorragender deutscher Männer, unter ihnen der große brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm, es für Pflicht hielten, in Schriften und Briefen Deutsch zu reden, so hätte sie schon gute Arbeit getan und verdiente am wenigsten Spott von der Mehrzahl unsrer zeitgenössischen welschenden Schreiber und Leser. Auf des Großen Kurfürsten Einfluß zurückzuführen war die alte Berliner Bauordnung, die in ihren 54 Abschnitten kein einziges Fremdwort enthielt. Alle tote oder lebende noch so berühmte Germanisten zusammen haben für das Deutsche nicht so sprachschöpferisch gewirkt, wie die verspottete Fruchtbringende Gesellschaft. Aus ihren Kreisen sind so ausgezeichnete Neubildungen, Verdeutschungen von Fremdwörtern, hervorgegangen wie: Abhandlung (für Traktat), Gesichtskreis (Horizont), Lustspiel, Trauerspiel, Schauspiel, Briefwechsel, Dichtkunst, Wörterbuch, Rechtsschreibung, Höflich, Lehrsatz, kunstfönnig, Gemeinwesen, Beschaffenheit, Zahl- und Zeitwort, Gegenstand, Leidenschaft, Staatsmann, Verfasser, Mundart, selbständig und einige hundert andre.

Wie ein vollkommener Narr, wie ein lächerliches Opfer des ‚krankhaften Purismus‘ wird in allen oberflächlichen Darstellungen Philipp von Besen (1619—1689) be-

handelt, eins der geschäftigsten Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft. Gelesen haben ihn die Darsteller nicht, wohl aber haben sie all die kindischen Geschichtchen von seinen angeblich tollen Verdeutschungen unentbehrlicher Lehnwörter dem Geschwäg unbekannter Quellen nachgeschwätzt. Jesen war weder ein Narr noch ein Weiser, vielmehr einer jener nicht seltenen Menschen, die in der Verteidigung einer an sich berechtigten Liebhaberei gelegentlich einen närrischen Seitensprung tun. Bei seinem löblichen Streben, die verwelschte Gelehrtensprache der Zeit zu säubern, sind ihm mehr als hundert ausgezeichnete Neubildungen gelungen; daneben ist allerdings mancher lächerliche, doch ganz unschädliche Mißgriff untergelaufen. Unwahr aber sind die Anekdöten, die in fast allen älteren deutschen Literaturgeschichten stehen, Jesen habe Wörter wie Mantel, Natur, Nase, völlig eingedeutschte Lehnwörter, durch Ausdrücke wie Windfang, Zeugemutter, Gesichtserker ersetzen wollen. Gegen solche Ubernheiten hat sich schon Jesen selbst verteidigt und sie als „eine unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge“ bezeichnet. Wohl hat er einmal das schöne Wort Zeugemutter geschrieben, aber mit wie schöner Wirkung: *Diese große Zeugemutter aller Dinge, die überschwänglich reiche Natur, mit ihrer wohlgearteten Tochter, der tief sinnigen Kunst*. Könnte Zeugemutter, ja fast dieser ganze Satz, nicht von Goethe herrühren und in seinem herrlichen Aufsatz „Die Natur“ stehen? (vgl. S. 141). Dem verspotteten Jesen verdanken wir die kühne unentbehrliche Verdeutschung Vollmacht für das damals ausschließlich gebräuchliche Plenipotenz, ferner Vertrag für Kontrakt, Ausübung für Praxis, Lektör Wille für Testament, Gotteshaus für Tempel. Und zeugen nicht Urwesen für Element, Gottesstück (noch heute lebendig) statt Altar für ein Sprachgefühl von seltener Kraft und Feinheit? Den Holländern hätte er gern ihre ausgezeichnete „Schauburg“ zum Ersatz für Theater entliehen; wäre es vom Übel, wenn es ihm gelungen wäre? Das neueste Theater in Hannover heißt „Schauburg“; vielleicht bringt das gute Wort jetzt durch, wie Lichtspiele statt Kinematograph, Biograph, Vitastop usw. Als Wortneuschöpfer hat Philipp von Jesen unvergleichlich Größeres geleistet als Jakob Grimm. Dieser hatte bei seinen gelegentlichen Verdeutschungsversuchen meist eine sehr unglückliche Hand: Auslauf für *Exkurs*, unfolgerichtig für *inkonsequent* halten keinen Vergleich aus mit Wielands Abschweifung und Campes folgewardig. Man kann ein großer Sprachgelehrter und doch ein sehr ohnmächtiger Sprachschöpfer sein.

Über die meist übersehene Bedeutung Schottels (1612—1676) für die deutsche Wortneuschöpfung handelt ein besonderer Abschnitt meiner „Deutschen Sprachschöpfer“.

Auch Opitz ist mit Ehren unter den verdeutschenden Wortschöpfern zu nennen. Wir verdanken ihm so ausgezeichnete Neubildungen wie: Sturmwind, Kirchhof, Vogelsang, Rotwehr, Spielart, Denktettel, Flickwort, Barschaft, Sippschaft, Begnadigung.

Aber wie steht es in der Gegenwart mit den Bereichern unsrer Sprache durch einen jener „besten Köpfe“, denen Goethe solche Aufgabe zuschrieb, etwa mit dem wortreichen Karl Lamprecht? Für die neuen Auflagen der deutschen Fremdwörterbücher war er der fruchtbarste Mitarbeiter, noch hat keine mit dieser seiner Erfindungsgabe Schritt halten können. Der deutsche Sprachschatz verdankt ihm ein einziges neues Wort, aber es ist danach: Reizsamkeit, ebenso überflüssig wie unaussprechbar. Er hätte es ruhig bewenden lassen sollen bei „Emotivität“, und trieb ihn der Geist zu weiteren Neubildungen, ei warum dann nicht stilgemäß: Emotionismus, Emotionabilität, Innervation, Irritabilismus usw.? All dies wäre doch nur im Stil — oder im Stilistizismus? — der herrlichen Lamprechtschen Wortkunstgebilde: Objektivismus, Periodisierung, Phänomenalismus, tentakulärer Handelsstaat (aufgeknüpft von Verhaeren, der einmal Paris die *ville tentaculaire* genannt hatte!), Systemisierung, Intensionierung usw. Wie bildend der Sprachschöpfer Lamprecht auf Schüler wirkte, zeigt dieser Satz eines Professors F. Wolf: *Was vom Dünger, gilt ganz ebenso für jede Verintensivierung des Betriebes*; er meinte aber nicht die *Verintensivierung* des Sprachdüngers, sondern des andern.

Im 18. Jahrhundert folgte auf das Wellental nach dem Abwelken der Fruchtbringenden Gesellschaft der Wellenberg, aufgewühlt durch die großen Schriftsteller und manche nebenher gehende kleinere, aber kaum weniger wirksame. Dank gebührt hier, der Zeit nach, trotz allem und vor allen dem Leipziger Poesieprofessor Gottsched. Wegen seiner rechthaberischen Verbohrtheit in den tiefsten Fragen der Dichtkunst hat man zu lange seine nicht geringen Verdienste um das Befestigen und Säubern der Muttersprache mißachtet. Mit viel stärkerer Nachwirkung als die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und als Jesen nahm er zu günstigerer Zeit und von günstigstem Orte, der Gelehrten- und Buchhändlerstadt Leipzig, die reinigenden Sprachbestrebungen wieder auf. War etwas an Gottsched echt und sogar groß, dann seine deutsche Gefinnung, sein Ringen um deutsche Geistesbildung, wie er sie verstand, um Reinheit der deutschen Sprache. Er, dessen letzte Gabe wahrlich die sachliche Leidenschaft war, konnte leidenschaftlich werden, wo es um die Verteidigung der deutschen Sprache ging. Da schalt er: 'Das Lächerlichste ist, daß die deutschen Affen der Ausländer ihre Mundart verachten und lieber die Sprachen ihrer Nachbarn verstümmeln, ihre Wörter radbrechen und ihre Silben verfälschen, als ihre eigene Landessprache rein und fertig reden wollen.' Daß Gottsched eben doch nur ein Gefühl für sogenannte Richtigkeit und Sauberkeit besaß, von ihren tieferen Reizen nichts fühlte, haben wir gesehen (S. 54). Doch wollen wir ihm nicht vergessen, daß er eine ganze Reihe der bis dahin allgemein üblichen schlimmen Sprachwidrigkeiten ausgemerzt hat. Der spitzige Kästner mußte in seiner Gedächtnisrede auf Gottsched nach Gebühr rühmen: 'Er brachte es dahin, durch Schriften, die für ihre Zeiten keineswegs verwerflich sind, daß die Deutschen wieder ansingen, deutsch und vernünftig zu schreiben.'

Neben und nach Gottsched wirkte dann allerdings einer, der es noch weiter brachte: Lessing. Wir sind ihm als schöpferischem Verdeutscher schon wiederholt begegnet, und wäre er nicht Lessing, so würden ihn die heutigen Fremdwörterler, darunter die Sonderforscher seiner *Psyche*, seines *Bios*, *Ethos* und *Oeuvre*, einen der ärgsten deutschen Puristen schimpfen. Lessing, wie so viele, suchte sich zwar gegen den Anwurf des blöden Wortes Purist durch die Beteuerung, er sei keiner, zu schützen; handelte aber von den Erstlingstagen seiner Schriftstellerschaft bis zuletzt in zahllosen Fällen ganz und gar wie ein vernünftiger feinfühligler Reiniger der Sprache. Erfüllt vom Ekel des sprachsauberen Menschen gegen die schmutzige Fremdwörterlei, schrieb er über Wielands unreinen Stil in dessen Jugendwerken: 'Alle Augenblicke läßt er seine Leser über ein französisches Wort stolpern. Lizenz, visieren, Education, Disziplin, Moderation, Eleganz, Amulation, Saloufie, Corruption, Dexterität und noch hundert solche Wörter, die nicht das Geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch Dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist.' Diesem Grundsatz ist Lessing durchweg treu geblieben; die mancherlei gelehrten Fachfremdwörter in seinen wissenschaftlichen Schriften ändern hieran nichts. Ebenso lehrreich wie erfreulich ist der bewußte Purismus in seiner Übersetzung einiger kleiner Schriften Friedrichs des Großen und Voltaires. Er machte sich diese Brotarbeit schwerer, als in Anbetracht der damaligen Sprachunsitte nötig war, indem er Duzende französischer Wörter, die von jedem gebildeten Deutschen nachgesprochen wurden, durch gute deutsche ersetzte: Verweisung (*exil*), Einfall (*bon mot*), Schenktisch (*buffet*), Gewissenszweifel (*scrupule*), Marktchreier (*charlatan*), Einstürzung (*brèche*), Irrstern (*planète*), Wahlpruch (*devise*), Unabgeld (*pension*), Denkwürdigkeiten (*mémoires*), Losung (*signal*). Für *industrie* läßt er je nach dem Sinn der Stelle ein ganzes Heer guter Verdeutschungen anrücken: Arbeit, Arbeitjamkeit, Fleiß, Emsigkeit, Geschicklichkeit; für *luxe*: Pracht, Verschwendung, Staat, Schwelgerei, Puz, aber nicht ein einziges Mal Luxus. Lessing wechselt gern zwischen Theater und Schaubühne, zwischen Logik und Vernunftlehre; übersezt *intérêt* je nachdem mit Vorteil, Ursache, Anliegen, Angelegenheit; verwirft Lektüre und schreibt Lesung; ja dieser schreckliche Purist wagt sogar, nach dem Beispiel von Staatsbedienter, staatsbedienstet, das deutsche Wort 'Bedienter' für *ministre*! Der Berliner Prediger Spalding, einer unsrer reinsten Prosaschreiber des 18. Jahr-

hundert, hatte einmal ‚Tatsache‘, die wörtliche Übersetzung des englischen *matter of fact*, statt des damals allein bräuchlichen ‚Factum‘ geschrieben: sogleich griff Lessing, der noch in der Hamburgischen Dramaturgie regelmäßig Factum geschrieben, die ‚Tatsache‘ auf und setzte sie dem Widerspruche des schulmeisternden Adelung trotzend durch. Von Lessings ‚empfindsam‘ für ‚sentimental‘ war schon die Rede (S. 236).

Lessing der Purist wagt gelegentlich die einfache ‚Laune‘ statt eines Modewortes des 18. Jahrhunderts: Humor, ‚weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird‘. Er wagt es, obgleich es sich doch gar nicht deckt. Hätte er nur standhaft Laune geschrieben, so würden wir sie heute ungemein deckend finden. Lessing schreibt statt der scheinbar unersetzlichen Kunstwörter Geometer, Anatom, Astronomie, Kompaß: Meßkünstler, Zergliederer, Sternkunst, Richtigkeit. In der ‚Theatralischen Bibliothek‘ schreibt er statt ‚Dekoration‘: Verzierung, Auszierung, und verdeutschte *Aparte* gut durch ‚Seitab‘. Statt ‚Definition‘ schreibt er absichtsvoll wiederholt ‚Bestimmung‘. Die Puristen sind wirklich in sehr guter Gesellschaft. Von der allerbesten, Goethes, muß leider, um der Einheit der Darstellung willen, an anderer Stelle gesprochen werden (S. 275).

Das 18. Jahrhundert hätte die Sprache vielleicht von noch mehr Fremdwörtererschmutz gereinigt, wenn sich nicht die feinbesaiteten Schriftsteller vor den nörgelnden Schulmeistern der Ablungschen Art mehr als nötig gefürchtet hätten. Immerhin gewahren wir bei vielen neben Lessing und Goethe das deutliche Bestreben, sich von dem eflen Wust der deutschen Humanisten- und Franzosenzeiten zu befreien. Der treffliche Justus Möser, ein auffallend reiner Schreiber, bildete fast überflüssig für Rivalen: Mitminner (nach dem holländischen *Medeminners*). Als Forster der Jüngere die Sakuntala aus einer englischen Übersetzung ins Deutsche übertrug, stieß er im Titel auf *The fatal ring* und wollte *fatal* durchaus verdeutschten, obwohl es damals bei keinem Leser Bedenken erregte. Nach langem Suchen fand er schließlich doch nur ‚der entscheidende Ring‘; er hätte Schicksalsring sagen können. Heute würden wir ‚verhängnisvoll‘ schreiben, ein Wort, das Forster noch nicht wagte, weil es sich erst kürzlich gebildet, noch nicht durchgesetzt hatte. Bis tief in Goethes Theaterleitung hinein gab es nur *Acteurs* und *Actrizen*; es erschien als ungeheures Wagnis, dafür Schauspieler und Schauspielerinnen zu schreiben; aber es gelang, obwohl sich *Acteurs* und Schauspieler, nicht ganz decken. — Zu den Puristen des 18. Jahrhunderts gehörte neben dem sehr fruchtbaren Wieland noch Musäus, der Verfasser der Volksmärchen. Nicht alles, was er an Verdeutschungen gewagt, ist lebendig geblieben, so nicht die Schweberein, ein prächtig sinnenhaftes Wort für Somnambule; die allerdings noch bessere Schlafwandlerin hat bei den guten Schreibern überwogen.

*

Der glücklichste aller Verdeutschter, nicht bloß des 18. Jahrhunderts, war der Braunschweiger Joachim Heinrich Campe (1746—1818), der Verfasser des belehram verwässerten Robinson, ein mittelmäßiger Schriftsteller, mittelmäßiger Sprachgelehrter, wunderbar begabter Finder treffender deutscher Neuwörter. In seiner Preisschrift ‚Grundsätze, Regeln und Grenzen der Verdeutschung‘ (1801) stehen neben manchen platten Bemerkungen andre, die uns durch ihre Feinheit überraschen. Schon Jean Paul hatte anerkannt: In dieser Schöpfung (des kräftigen Kernes echtdeutscher Bühne) kann sich kein Autor mit ihm messen. Doch nicht auf seine für den damaligen Stand der Sprachwissenschaft oft auffallend gezeigten Bemerkungen kommt es an, vielmehr auf seine Verdeutschungen selbst, über die das gerechte Urteil zu lauten hat: In der gesamten deutschen Sprachgeschichte hat kein zweiter einzelner Mensch so viele durch ihre unzerstörbare Lebendigkeit bis heute als wohlgelungenen erwiesene Wortneuschöpfungen vollbracht wie jener eine Campe, der seinen größten Zeitgenossen nur als ein Pedant erschien. In meinen ‚Deutschen Sprachschöpfungen‘ stehen 273 lebendig gebliebene Bereicherungen der deutschen Sprache von Campe.

Wirklich durchgedrungene, alltätlich gewordene Neuwörter hat weder Luther noch Goethe in gleicher Menge geschaffen wie der Purist Campe, dessen Verpottung durch

Goethes und Schillers Xenien so ungerecht wie undankbar war (vgl. S. 261). Campes Verhöhnung nun gar durch gewisse unsre Muttersprache besudelnde Germanisten, denen noch nie ein lebensfähiges neues deutsches Wort, wohl aber oft das ärgste welsche Unzeug gelang, ist eine der nur in Deutschland möglichen Unbeschränktheiten. Ein vollständiges Verzeichniß der Campe'schen Neubildungen geht über den Rahmen dieses Buches hinaus, einige besonders merkwürdige Proben müssen genügen. Sollte man es für möglich halten, daß die neuhochdeutsche Sprache erst seit Campe und durch ihn besitz: Bartgefühl (statt *delicatesse*), ursächlich, verwirklichen statt realisieren; gegenständlich, dieses nicht erst, wie Goethe vermeinte, von Heinroth gebildete, Goethen so überaus wohlgefällende Kennwort gerade für seine Dichtung und Stilart; Ehrenpunkt für *point d'honneur*, Feingefühl (neben Taft), Beweggrund (statt Motiv), Bittsteller für Supplikant, die von Goethe nachgeschriebene Selbstigkeit für Egoismus, Zerrbild (für Karikatur), Öffentlichkeit (statt Publizität), eignen und geeignet statt qualifiziert, prickelnd für pikant, ergiebig für lukrativ, Fehlbild, Fehlgeburt, Mehrheit, rechtmäßig, Eigenname, altertümlich, Dienstalster für Anciennetät, Ländlicher, Zwiegefang für Duett (zuerst von Goethe, später von Mörike sogar in Gedichten verwendet)?

Die Allgemeine Literaturzeitung erklärte damals Zwiegefang für 'unerträglich'; aber was haben die, selbst unfruchtbaren, Fremdwörtler nicht alles für unerträglich erklärt und es bald nachher, mit der bekannten liebevollen Vergeßlichkeit des Philisters für seine eignen Dummheiten, so geläufig geschrieben, als hätten sie es seit Kindesbeinen gekannt. Dieselbe hochgelehrte Zeitung fand Campes Bittsteller für Supplikant ebenso unerträglich; Supplikant erschien ihr erträglicher. Gar fein erwiderte ihr Campe: 'Das Wort Schriftsteller mochte vor 150 Jahren, da die Fruchtbringenden es zuerst aufbrachten, wohl ebenso unerträglich klingen.' Den durch die Fremdwörterei vertaubten Ohren klingt allerdings jedes neue, noch so gute deutsche Wort zunächst unerträglich; jedes neue piepsende, quiekende, zischende, pfeifende, gurgelnde, näselnde Fremdwort wie Sphärenmusik.

Campe empfahl nach Hallers Vorgang, Observatorium durch Sternwarte zu ersetzen. Nichts Ergöglicheres für den Geschichtschreiber der Sprache, als das zeitgenössische Philistergeschwätz dagegen zu lesen: Wartet man der Sterne, wartet man auf die Sterne? Sternwarte 'deckt sich nicht' mit dem Begriff, deckt sich nicht mit Observatorium, ist ein ganz unsinniges Wort. — Dieses unsinnige Wort ist uns heute ungefähr ebenso unentbehrlich, wie das ganz unsinnige Handschuh: die Sprache ist nun einmal in andrer Weise sinnreich als die klügsten Sprachgelehrten. Man stelle sich vor, wir hätten im Feuerlöschwesen nur Extingüire, und ein Purist schlänge statt ihrer 'Feuersprizen' vor: was für tiefgründige Einwürfe bekämen wir von den Delbrück, Rötke, Diels und Genossen zu hören?

Von Campe wurden nach hartem Streit handlich für *traitable*, Stellidichlein für *rendez-vous* durchgeseht. Über seinen Vorschlag 'verantwortlich' für *responsable* wollten sich die Neunmalklugen in Berlin und anderwärts totlachen. Wer glaubt heute, daß gebildete Deutsche jemals *responsable* schreiben konnten?

Zuweilen wurde der fast tollkühne Campe in einer unbegreiflichen Weise schüchtern, dann wieder hochbeinig: *Demoiselle* durch Fräulein zu ersetzen, wie ein andrer Purist vorschlug, dünkte ihn zu weitgehend; Sterblichkeit für *Mortalität* bedenklich, und zum Zerrbild für die *Karikatur* bemerkte er: 'Dies, ich fühle es, ist unter allen vielleicht das gewagteste!' Daß Campe mit vielen guten Verdeutschungsvorschlägen nicht durchdrang, z. B. Schautanz statt Ballett, echtigen statt legitimieren, mindert seine außerordentlichen Verdienste um die Bereicherung des neuhochdeutschen Wörterbuches nicht. Auf keinen Fall trifft Goethes Verfluchung alles 'negativen Purismus' den im höchsten Grade schöpferisch fruchtbaren Campe.

Der bequeme Spott unfruchtbarer Sprachphilister ist noch einem andern oft sehr glücklichen Neuschöpfer und Verdeutlicher, Ludwig Zahn, nicht erspart geblieben. Und doch verdanken wir ihm, außer dem Wörterbuch für das Turnwesen (vgl. S. 118), das unentbehrlich gewordene Neuwort 'Volkstum' samt 'volkstümlich' (für Rationalität

und populär) und das so einfach klingende, aber damals gradezu tollkühne ‚Landwehr‘. Der waschechte Fremdwörterler hätte von den Franzosen die ‚Territorialreserve‘ geborgt und über Hochverrat an der ‚internationalen Zivilisation‘, über ‚unnationale Verschleimung‘ gezeiert, wenn nachher ein Purist ‚Landwehr‘ vorgeschlagen hätte. Daß dies keine hoshafte Erfindung ist, lehrt unter vielen andern lächerlichen Beispielen das von H. Delbrück beim ‚unlautern Wettbewerb‘ (S. 255). Die tollste Narrretei Besens im umgekehrten Sinne reicht von weitem nicht an diese.

Zahn zuerst drang auf deutsche Bezeichnungen der höchsten Heeresämter, auf: Kriegsherr, Feldoberst, Oberstzeugmeister, Feldzeugmeister, usw. Fast all dies ist jetzt deutsches Sprachgut. Man hat es heute wohlfeil, über seinen kurzen ‚Flinter‘ statt des fünfßilbigen Infanteristen nach Philisterart zu lachen; wäre vor hundert Jahren Flinter eingeführt worden, wie lächerlich klänge uns allen heute der Infanterist! So bekämpfte Zahn den unaussprechlichen Superintendenten und erklärte jedes leidlich deutsche Wort für besser. Daß die Superintendenten nicht längst von selber einen geschmackvolleren Namen verlangt haben, ist nur durch den bekannten Lateindünkel zu erklären, nicht zu entschuldigen. Zahns Verdeutschungsgrundsatz war der richtige: ‚Sinn durch Sinn, Eigenheit durch Eigenheit‘, also kein bloßes Übersetzen.

*

Ein gar nicht übler Verdeutschender ist der Volksmund, dessen Leistungen auf diesem Gebiete man besser Volksdeutschung statt Volksethymologie nennen sollte. Das Ohr des Sprachenunkundigen hört in den meisten Fremdwörtern nur wüstes Geräusch, sucht dieses in verständliche Laute umzusetzen und vollbringt hierbei sehr oft allerliebste freiwillig oder unfreiwillig geistreiche Sächelchen, darunter gelegentlich ein lebensfähiges Wortgebilde. Das Scharmügel ist eine sehr alte Soldatenverdeutschung von *scaramuccio*; die Karoline im Billardspiel ist entstanden aus *caramboline*, die Hängematte aus englischem *hammock* (nach spanisch-indianischem *hamaca*); die französische Modefarbe *bleu mourant* wurde zu ‚blümerant‘, und dieses bekam, ohne weitere Hilfe des Französischen, alsbald noch einen schwer anders auszudrückenden Nebensinn. Das Wort der Schülerprache ‚schassen‘ (aus *chasser*) wäre vor tausend Jahren ein nützliches Lehnwort geworden. Daß die Schriftsprache leider noch nicht ‚forsche‘ (*force*) einläßt, während doch ‚forsch‘ die geheiligte Schwelle zu überschreiten beginnt, ist bedauerlich; gegen *Energie* hat sie nichts.

Was für eine feine Verdeutscherin war jene Köchin, welche die deutsche Küche um die Pechhammelfartoffel bereicherte; sie werden nicht schlechter, sicher aber verständlicher gewesen sein als die *à la Bechamel*. — Ein allzu gebildeter Leutnant schilt einen unfähigen Rekruten: ‚Sie sind das *enfant terrible* der Kompagnie!‘ Der Unteroffizier, der dies jenem Taps nachher verdeutschte in: ‚Sie sind das Infanterieübel der Kompagnie‘, war einer von den guten Köpfen, denen Goethe das Geschäft der Reinigung und Bereicherung der Muttersprache anvertrauen wollte. — Als in den Zeiten deutscher Begeisterung für polnische Empörer das Lied aufkam: ‚Polen, Polen macht sich frei, Polen bricht die Tyrannei‘, verdeutschte sich das Volk den zweiten Vers in ‚Polen bricht die Türen ein‘. Zu diesen Volksdeutschungen gehören u. a.: ‚Mumm haben‘ aus *animus*, das ‚Konfischen‘ aus *convivium*, Ich will dich Morizen lehren (*mores*) und der wundervolle, umgewendte *Napoliunum* aus *unguentum neapolitanum*. Der Pfälzer hat aus *boulevard* ein Pulversmann gemacht, der Elsäßer aus *chandelle* ein Schandlicht, der Lausitzer hat sich *sukzessive* durch zickzackziese, der Oberpfälzer *Crimson-rambler* durch Krimskramsler mundgerecht gemacht. Die Jungfernante aus *Gouvernante*, die Zantippe aus *Xanthippe*, rakentahl aus *radikal*, die Birnblau aus *Beurré blanc*, die Mandelbohne (oder Mannheimbohne) aus *Magnum bonum* gehören hierher und sie alle erheitern uns bei weitem mehr, als sie uns grämen. Der Volksmund ist sprachschöpferisch, die Gelehrtenfeder in zahllosen Fällen sprachverderbend.

*

Es gibt keine festen Grundsätze für das Verdeutschens; dieses ist eine der schönen Künste, die sich ohne angeborene Gabe nicht üben lassen. Die folgenden Winke sollen denn auch nicht das Verdeutschens lehren, sondern nur die Forderungen aussprechen, die wir an gutzuheißende Verdeutschungen stellen. Sie dürfen erstens nicht so sehr aus der fremden Sprache in die deutsche Sprache übersezt sein — obwohl auch dies oft nicht zu vermeiden ist —, wie aus dem deutschen Denken ins deutsche Sprechen. Sie dürfen ferner nicht das Unmögliche bezwecken: den ganzen reichen Begriffsinhalt eines Fremdwortes, der ja in dem Worte selbst fast niemals steckt, sondern hineingelegt wird, durch ein alle Begriffsfarben wiedergebendes deutsches Wort zu ersetzen. Sie müssen möglichst knapp lauten und sich flüssig sprechen lassen. Endlich: sie müssen ein gewisses Etwas in sich haben, das sich ebenso wenig genau umschreiben wie lehren läßt, wovon aber am letzten Ende die Lang- oder Kurzlebigkeit jeder Verdeutschung abhängt. Nur der feine Sprachsinn findet es, die bloße Gelehrsamkeit findet es nie. Der große Übersetzer Voß schrieb hierüber an den großen Verdeutscher Campe das feine Wort: 'Neue Wörter müssen sich selbst wie alte Bekannte, die man nur lange nicht gesehen, einführen und durch ihre auffallende Geschicklichkeit und Anmut das Herz gewinnen'.

Vor allem keine Pedanterie! Man stelle sich vor, wir hätten nur *Typograph* und sollten ein gutes deutsches Gleichwort finden. Ein Pedant fordert und ein anderer Pedant schreibt: Schriftseker, unbedingt Schriftseker, denn was kann der einfache Seker nicht alles bedeuten! Wie leicht könnte der Leser, der von dem Pedanten für ebenso . . . klug wie er selber gehalten wird, auf den Gedanken kommen, ein Ofenseker, Steinseker, gar ein Krippenseker sei gemeint. Man denke an die so überaus gründliche Inschrift auf unsern Bahnhöfen: 'Hier hält die zweite Wagenklasse', zur Vermeidung des Mißverständnisses, die zweite höhere Töchtertschulklasse oder die zweite Soldatenklasse sei gemeint. Seker reicht aus, Seker ist gut, und von dieser Art sollten die meisten Verdeutschungen sein; die ganz guten sind es alle.

Dem Vorstehenden des Sprachvereins Sarrazin verdanken wir den Bahnsteig statt des näselnden Perrons, und jenes nicht üble Wort hat sich schon fast ganz eingedeutscht. Kerndeutsch wäre es geworden, hätte Sarrazin einfach Steig gesagt; daß wir auf einem Bahnhof nichts mit einem Gebirgssteig oder einem Wildsteig zu tun haben, wissen wir ja. So hat der Sprachfeinsinn des Volkes längst Rad aus Zweirad und Fahrrad gemacht, ohne Mißverständnisse zu erzeugen. — Ein Billet fordern fast nur noch die ungebildeten Reisenden, die andern eine Fahrkarte. Einfach eine Karte zu fordern, wagen auch diese nicht, weil sie nicht ganz sicher sind, ob der sich streng nach der 'Instruktion' richtende Beamte ihnen nicht Schwierigkeiten machen könnte; gibt es doch auch amtliche Eisenbahnkarten, nämlich die des Bahnnekes. Seien wir dankbar, daß wir wenigstens Monats- und Jahreskarten bekommen.

Für den echten und gerechten Fremdwörtler ist Umschlag für Couvert ein sehr schlechtes Ersatzwort: was gibt es nicht alles für Umschläge, vom Dreiumschlag über den Wetterumschlag zum Elbumschlag! Daß Couvert in der Sprache der Fremdwörtler, in keiner andern ebenso vieldeutig ist, bekümmert sie nicht, und daß es nur im Berlinfranzösischen, nicht im wirklichen Französisch Briefumschlag bedeutet, wissen die wenigsten Fremdwörtler. Mit Couvert ist es gegangen wie mit Billet: nur die Ungebildeten sprechen es noch.

Die höchsten Ansprüche an das Verdeutschungswort stellt der überzeugte Fremdwörtler. Vom Fremdwort verlangt er so gut wie nichts, begnügt sich mit einer entfernten Andeutung der Begriffswelt, mit der barbarischsten Uniform, dem widerwärtigsten Klange, der Unausprechbarkeit für deutsche Zungen. Fremdwörter wie: *Lizitation, indentifizieren, Inkompatibilität, Mystifikation, Rezepisse, Assoziation* bereiten ihm keine Pein, im Gegenteil hohes Vergnügen. Der alte Zahn, der sich so oft mit den Französlingen herumgeschlagen, schrieb aus seiner Einsicht einmal ärgerlich: 'Es ist merkwürdig, daß die Deutschen an ein Kunstwort, aus einer fremden Sprache eingeschwärzt, nicht den kleinsten Teil der Forderungen machen wie an ein einheimisches. Dort gilt ein leerer Schall als genug zur

Bezeichnung: hier kann es nie genug und nicht genug ausdrücken'. Daher denn das dumme **Gerede:** Es deckt sich nicht; Umwelt nicht mit Milieu, Wettbewerb nicht mit Konkurrenz, Behändigung nicht mit Insinuirung. Als die alten Deutschen den runden *discus* der Römer und Griechen für jeden beliebigen Tisch, auch für den viereckigen, einführten, da scherten sie sich den Fenster darum, ob rund und eckig sich deckten; aber jener großen Unbefangenheit verdanken wir mehr als 600 gute Lehnwörter. Decken sich doch nicht einmal die besten deutschen Wörter mit ihren Begriffen; widersprechen sie diesen doch manchmal aufs schroffste oder aufs lächerlichste; außer an den schon erwähnten Handschuh denke man an: Operngucker, Perlmutter, Augapfel, Wachstreichholz, Backisch, Eisbein, Grasmücke, Wetterhahn, Armbrust, Felleisen, Bedienter.

Was haben nicht gewisse eigensinnige Pedanten in der Presse, leider sogar einige in den Schreibzimmern der besten Zeitungen, gegen Schriftleitung und Schriftleiter vorgebracht! Man leite doch keine Schrift, man leite auch keinen Druck, — kurz überaus weiße Gründe. Als ob Redakteur und Redaktion genau das bezeichnen, was in den Zeitungsstuben vorgeht. Sicher werden Redakteur und Redaktion mit der Zeit verschwinden, und nach höchstens 25 Jahren wird all jenes Gerede so leer klingen, wie das im 18. Jahrhundert gegen Schriftsteller für *Autor*. Klopstock witterte dagegen mit den wörtlich gleichen Gründen, die heute gegen Schriftleiter vorgebracht werden: 'Stellt man denn Schrift? Deutsche, zaudert nicht länger, dies Wort zu verbannen!' — Ich bilde mir nichts auf meinen Vorschlag 'Eigenwort' für *mot propre* ein; wahrscheinlich bin ich nicht der erste, der ihn gemacht hat. *Mot propre* selbst hat ja ein Vorbild in der lateinischen *Proprietas*. Ich höre aber schon alle Gegengründe derer, die stolz sind, wenn sie ein echtfranzösisches Kunstwort im Munde führen können, ohne sich aus der Sache selbst das Geringsste zu machen.

Was für ein natürlich schönes Wort ist Gelese oder Geles für Lektüre: Frau Rat schreibt es wiederholt, vielleicht war es ihre eigne Erfindung. Wer wird es heute wagen? Rein, die alltägliche Sache muß reinfranzösisch ausgedrückt werden. Am Ende finden gar die Fremdwörter Geleseniedrig? — Den unlautern Wettbewerb statt der *Concurrence illoyale*, richtig *déloyale*, erklärte der unvermeidliche H. Delbrück 1896 für 'fürchterliches modernstes Kunstdeutsch'. Heute ist es jedenfalls nicht mehr modernst, und aus dem Kunstdeutsch scheint es selbstverständliches Naturdeutsch geworden zu sein, denn kein Mensch, Delbrück selbst nicht mehr, sagt noch *Concurrence déloyale*. Mit wie tiefer Empörung über die 'unnationale Verschleimung' hat wohl Delbrück die Verschandelung der großartigen 'Internationalen meteorologischen Zentralstation' in ein fürchterlichstes Weltwetteramt' über sich ergehen lassen! — Campes Vorschlag, statt *locus communis* zu sagen Gemeinort oder Gemeinplatz, erregte den Zorn Adlungs; Gemeinort war ihm: 'eine buchstäbliche und daher sehr ungeschickte Übersetzung. Noch verwerflicher ist das von andern gewagte Gemeinplatz'. Das noch Verwerflichere hat alles andre verdrängt.

Zur Zeit sind die wütendsten Bekämpfer der Sprachreinigung das Berliner Tageblatt und Hans Delbrück in seinen Preussischen Jahrbüchern, jenes 'angebrachtermaßen' als Heimpariserblatt, dieser aus kranker Rechthaberei. Ach, ohne die Sprachreinerer gäbe es weder ein Tageblatt noch Jahrbücher: jenes ist eine Schöpfung Campes, diese sind eine Befens. In einem sprachgefunden Lande würden solche Blätter alljährlich das Andenken dieser Männer besonders ehren; in Deutschland verhöhnt man sie alljährlich mindestens einmal in einem wügelnden *Fölljetong* oder einem von Unwissenheit strotzenden Artikel oder *Essai*.

*

Daß es kein selbständiges 'Leben der Sprache' gibt, sondern nur ein vom bewußten oder unbewußten Willen sprechender Menschen abhängiges, beweist kein Beispiel überzeugender als die Säuberung des deutschen Behördenwörterbuches durch die höchsten Ämter in Reich und Staat. Man denke an Stephans 600 Verdeutschungen allein im Postwesen, von denen nur noch die Gebildetsten wissen, daß statt ihrer einst lateinische und französische Wörter amtlicher Gebrauch waren. Wer sagt heute noch *Rekommandiert*,

wer noch *Posterestante*, wer *Insinuationsdokument*? Wer ahnt noch, daß dieses Wort-
ungetüm in unserm sprachlichen Mittelalter, d. h. bis gegen 1880, Behändigungsschein
bedeutete? Nun lese man aber das ebenso philisterhafte wie unwissenschaftliche Gegaßel,
das die, schon nach wenigen Jahren völlig eingedeutschten, Ersagwörter bei den
Fremdwörtlern hervorriefen! Da wurde mit jener Sprachenunkenntnis, die den meisten
Fremdwörtlern eigen, behauptet, die Ausländer, die teuren Ausländer, denen zuliebe
wir unsre Sprache beschmuhen sollen, würden unser Eingeschriebenes und Postlagernd
nicht verstehen. Wurde gemammert über die Zerreißung der 'internationalen Völker-
gemeinschaft' durch das Einführen von Ausdrücken, die von dem kosmopolitischen
Rekommandiert und *Posterestante* abwichen. Bis ihnen der sprachkundige Reichspost-
meister Heinrich Stephan nachwies, daß für *Rekommandiert* und *Posterestante* fast in
allen Ländern ganz andre Wörter gebraucht werden!

Ähnlich steht es mit den Verdeutschungen im Eisenbahnwesen, z. B. mit Abteil,
Bahnsteig, Ortsverkehr Fernverkehr. Wer spricht heute noch vom Lokalverkehr, Extern-
verkehr? Besonders gegen Abteil führten die Fremdwörterler die ausgetüfteltsten sprachlichen
Gründe ins Feld. Dabei war es gar kein ganz neues Wort: es stand schon in einem Kriegs-
wörterbuch von 1814 für Sektion. Heute hat es das *Coupe*, das es ja im Französischen in
der Bedeutung unsers Abteils garnicht gibt, so gut wie ganz verdrängt. Im Straßen-
bahnverkehr gelten schon längst keine Billets mehr, nur noch Fahrscheine. Leider wird
die amtliche Verdeutschung vielfach den papierensten unter den Beamten überlassen.
Bis vor kurzem prangte auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin eine mächtige Personen-
fahrpreistafel. 'Fahrpreise' würde genügen. Immerhin war selbst jenes deutsche Wort-
ungetüm der großen Mehrzahl der Reisenden verständlicher als der Personentarif. Gilde-
meister schrieb 1886: 'Das Publikum (er meinte die Reisenden) und die Schaffner sagen
nach wie vor *Coupe*. *Coupe* ist kurz und handlich'. Dies mochte 1886 zutreffen, schon heute ist
es falsch. Daß *Coupe* kürzer und handlicher sei als Abteil, bestreite ich. — An dem Tage,
wo dies geschrieben wird, erscheint der kaiserliche Erlass, der 'Inspektion' durch 'Amt'
ersetzt; also nicht mehr Betriebsinspektion, sondern Betriebsamt. Nach höchstens fünf
Jahren wird Inspektion pudig klingen. So hat die Abfertigung längst die Expedition
verdrängt.

Bei der Fahrpost gab es in alten Zeiten einen Kondukteur neben dem Postillon;
er entsprach dem heutigen Zugführer oder Schaffner. Ich erinnere mich, daß es noch in
den Sechzigerjahren auf der preussischen Eisenbahn meist Kondukteur hieß: wohin ist der
entschwunden? In Österreich lebt er allerdings noch fort. — Was ist aus dem Konstabler
geworden, der bis nach 1848 die Straßen Berlins beherrschte? Der, zuerst natürlich von
allen Philistern verlachte, Schutzmann hat ihm das sprachliche Lebenslicht ausgeblasen.

Bis tief ins 19. Jahrhundert gab es im preussischen Herr keinen Hauptmann, sondern
einen Kapitän. Die lächerlichsten Einwände wurden gegen den Hauptmann vorgebracht,
als die Verwaltung ihn einführen wollte. Zweifellos würde ein deutsches Ersagwort
für Leutnant — etwa Leutmann? — sich überraschend schnell einbürgern, und nach einem
Menschenalter würde der Leutnant ebenso befremden wie heute der Kapitän. Überhaupt
verdanken wir der Heeresleitung eine große Zahl ausgezeichnete Verdeutschungen,
die bei der straffen Zucht nach wenigen Jahren festgewurzelt waren. Für wie unentbehrlich
galten einst *Terrain*, *Lisière*, *Plateau*, *Tête*, *Avantgarde*, *Arrièregarde*, *Rekognoszierung*,
Requisition usw., und wie schnell haben sich Gelände, Saum oder Rand, Hochfläche,
Spitze, Vorhut, Nachhut, Erkundung, Beibehaltung an ihre Stelle gesetzt. Gegen Gelände
statt *Terrain* eiferte, selbstverständlich, Hans Delbrück. — Clauswitz ging so weit, *esprit*
de corps mit 'Innungsgeist' (beim Heere!) zu verdeutschern.

Gegen 'Garde' ist um so weniger einzuwenden, als es ein französisches Lehnwort
aus deutscher Wurzel ('Warte') ist. — 'General' ist ein schönes, durch Heldentaten geadeltes
Fremdwort (bei Schenkendorf: 'Preußen, euer General'). Aber selbst dieses taugt nicht für
den höchsten Stil, — welch eine Lehre! In Gero's herrlicher Trauerrede auf Kaiser

Wilhelm 1. hieß es: *Manchen ſeiner treuen Räte und Diener, ſeiner tapferen Waffenbrüder und Feldhauptleute mußte er ſcheiden ſehen aus der Tafelrunde ſeiner Helden* (nicht, wie bei Fontane, Paladine! vgl. S. 181). Fürwahr, die feiſten Fremdwörter ſind bei erhabener Gelegenheit nur zweite Garnitur. — Die Verdeutſchungen im Geere während des Weltkrieges gehen in die Dugende.

Der gleiche Vorgang in der Rechtſprache. Das frühere Deutſche Handelſegeſebuch mit ſeinen 2620 Paragraphen vermochte alle Rechtsverhältniſſe bis auf das eine Fremdwort „Hypothek“ deutſch auszudrücken. Der erſte Entwurf des Deutſchen Bürgerlichen Geſebuches enthielt noch eine Menge überflüſſiger Fremdwörter; ſie wurden beſeitigt, und es geht vortrefſſich ohne ſie. Verſchwunden ſind *Appellation, Expropriation, Advokat, Exekutor, Conat, Delikt, vidimiert, Zession, Interessent, Akkord, Defizit, Insinuation, insinuieren*, und was das Beſte: ſie ſind nicht bloß aus der Amtſprache verſchwunden, auch das Volk kennt ſie nicht mehr. Willig folgt der im Kern geſund gebliebene Sprachſinn der Unverbildeten jeder Hinleitung zur Verſtändlichkeit und Sauberkeit der Rede. Ein anſtändiger Menſch muß ja ſolche fremdlautige Welscherei eigentlich als „Tusch“ empfinden. So tat König Friedrichs mächter Geſandter von Blotho, als ihm der Notarius Aprill am Regensburger Reichstag 1757 die Reichsacht zu „insinuieren“ kam, worüber der Herr Notarius nach Wien berichtete: „Was, du Flegel, insinuieren? und ſtoßete und ſchubte ſothane Citation benebſt dem Opponendo vorwärts zwiſchen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, drückete mich bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinaus und ruffete zu den zweien Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!“ Welch lobebäres, nachahmenswertes Puristenſtückchen! Im 18. Jahrhundert war es ſo berühmt, daß der Knabe Goethe es erfuhr (Dichtung und Wahrheit 1, 5).

Daß Friedrich der Große, von dem immer behauptet wird, er habe das Deutſche kaum verſtanden, oder doch ſehr geringgeſchätzt, gar nicht übel Deutſch ſchreiben konnte, habe ich ſchon in meiner Deutſchen Literaturgeſchichte nachgewieſen. Es gibt aber einen wenig bekannten, höchſt beachtenswerten Brief Friedrichs an den Miniſter von Broich, der des Königs Anſicht über das Weſen der Fremdwörtererei unzweideutig ausdrückt. Der Miniſter hatte ihm das Todesurteil über eine Kindesmörderin zur Beſtätigung überſandt, das in dem damals üblichen kuchenlateiniſchen Kauderwelsch abgefaßt war; hierauf erging aus Potsdam unter dem 7. Auguſt 1744 folgender Erlaß des Königs:

Ih remittire Euch beikomende Ordre unvollzogen. Ihr hättet von ſelbſten leicht einſehen können, wie es ſich ganz nicht ſchide, Mir Rubriquen, ſo mit ſo viel juridiſchem Latein beſpizt ſind, vorzulegen, da ſolche zwar denen Juristen-Facultäten, Schöppenſtühlen und Kriminalgerichten bekannt genug ſein müßen, vor Mir aber lauter Arabiſch ſind. Ihr hättet ſolches auch in dieſer Pièce ſo viel mehr verhüten ſollen, da es auf Menſchenleben ankommt und ich keineswegs dergleichen mit ſo vielen Mir unbekannten Worten angefüllte Confirmationes unterſchreiben kann, ohne den wahren Inhalt zu wiſſen. Ihr ſollet alſo mit dergleichen lateiniſchen Rubriquen ſparſamer ſein und, wenn Ihr etwas berichtet oder zur Unterſchrift ſchidet, hüßlich Teutſch ſchreiben, ſolches auch denen Secretarien der Kanzlei bekannt machen.

*

Wer ſich mit der Geſchichte der Fremdwörterlei eingehend beſchäftigt, muß ſich eigentlich über jedes deutſche Wort für einen neuen Gegenſtand wundern. Wie merkwürdig iſt es z. B., daß bei der erſten Einführung der Eiſenbahn in Deutſchland, die zumeiſt durch Engländer geſchah, nicht *train, track, rail, switch* uſw. aufkamen, ſondern Zug, Geleiſe, Schiene, Weiße. Der Wagen hat längſt den Waggon verdrängt. Station hat allerdings lange vorgeherrſcht; heute fragt wohl niemand mehr: Wo iſt die Station? ſondern: Wo iſt der Bahnhof? Bahnhof, welch unſinniges Wort!, um mit den jede Verdeutſchung bekämpfenden Fremdwörtlern zu reden. Es iſt doch kein Hof, ſondern ein Haus mit einer offenen oder geſchloſſenen Halle. — Weiße? Nicht die Schiene ſoll weißen, ſondern der Zug. Goethe gebrauchte 1825 das Wort „Eiſenbahn“; Kluge entdeckte es ſogar ſchon in einem Buche von 1818.

Wie ein Wunder iſt mir ſtets der von Helmholtz erfundene Augenspiegel erſchienen. Man denke nur: ein ganz einfaches, jedem verſtändliches, ganz deutſches Wort ſtatt eines

großartigen *Ophthalmoskops*! Unfaßbare, nach H. Delbrück unnationale Verschleimung. Hätte aber Helmholtz *Ophthalmoskop* gesagt, so wäre die Verdeutschung mit Augenspiegel auf den größten Widerstand gestoßen, auf so großen wie noch heute Fernsprecher statt Telefon bei zahllosen Welschern.

Wie merkwürdig ferner sind Birne, Strumpf, Glühstrumpf: so oft ich sie höre, staune ich über die vorzüglichen deutschen Wörter statt der so 'natürlichen' *Inkandeszenzlampe* und *Bec Auer* (sprich: Dähr). Man stelle sich das Gezeter der Freunde der Entwicklung der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit vor, wenn *Bec Auer* oder *Inkandeszenzlampe* eingeführt und von einem dummen Puristen 'Strumpf' oder 'Birne' zum Ersatz vorge schlagen worden wären!

Wie erstaunlich sind Abgeordnete und Abgeordnetenhaus statt Deputierter und Deputiertenkammer! Dafür sind aber fast alle Parteinamen kuchenlateinisch, und Richard Wagner durfte nicht ganz ohne Grund bemerken: 'Schon die Benennungen, welche sie sich beilegen, sagen, daß sie nicht deutscher Herkunft, somit gewiß auch nicht von deutschem Instinkte (!) befeelt sind.'

Blitzzug statt *Rapide*, Stichwahl statt *Ballotement*, Dreibund statt *Triple Alliance*, Schutz- und Trugbündnis statt *Defensiv- und Offensivallianz*, Lichtdruck statt *Phototypie*, die es übrigens nebenbei noch gibt; Schutzoll statt *Protektionszoll*, Füllfeder statt *Fountainpen*, Zündnadelgewehr statt *Perkussionsgewehr*, Hinterlader statt *Breechloader* oder *Culasselader*, deutscher Schaumwein statt deutscher Rüssöh: alle diese deutsche Wörter grenzen ans Wunder. Ja, ans Wunder; denn es komme nur einer der fürchterlichen Puristen und schlage statt des Konditors den Kunstbäcker vor, — sogleich empört sich das zarte Sprachgefühl des Fremdwörtlers, und höhnisch fragt er: Wir haben Brotbäcker und Kuchenbäcker, die Brot und Kuchen backen, soll etwa der Kunstbäcker die Kunst backen? Dies ist keine böshafte Erfindung, sondern ein geschichtliches Ereignis aus Schilba meinem Vaterland. Dabei haben wir den Kunstmaler, also, nicht wahr, einen Maler, der nicht die Bilder, sondern die Kunst malt? Auch der Zuckerbäcker findet vor den überaus empfindlichen Ohren der Fremdwörtler keine Gnade: der Mann bäckt ja nicht Zucker, sondern mit Zucker.

Raum glaublich klingt die verbürgte Tatsache, daß die in den Entwürfen zum Reichstagsbau gebrauchten *Respirations- und Pulsionsventilatoren* ersetzt wurden durch 'Sauger und Bläser'. Und solche Verflachung und Verschleimung der deutschen Sprache ließ Hans Delbrück, damals sogar Volksvertreter, ungerügt!

Die *Patina* scheint jetzt langsam zu verschwinden, sie wird durch Edelrost ersetzt. Man hätte das schöne Wort viel früher einführen sollen; Wieland schrieb schon im Deutschen Merkur von 1790 'edler Rost', und das Athenäum der Schlegel schrieb es ihm nach. — Im Reichstage deutscher Nation wurde bis in den Anfang der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts nie anders als *agent provocateur* gesagt; ein junger Dichter, Karl Hensell, mußte kommen und ihn das Wort Lockspiegel lehren. — Wie schön klingt, wie sinnlich wirkt Alexander von Humboldts Ostwelt für Orient: 'die alten Sagen der Ostwelt' (in den Ansichten der Natur). Und doch gehört Orient zu den meist für unersetzbar gehaltenen Fremdwörtern. — Ist es sträflicher Purismus, wenn Keller (in der Armen Baronin) schreibt: *Täglich einige Stunden auf dem Ministerium als Freiwilliger arbeitend*? Ist dies weniger vornehm als *Volontair*? Arndt schrieb Bänker statt Bankier, — warum frischt man das gute Wort nicht auf? Bei Chamisso, dem französischen Deutschen, steht: 'Der Gurt der Erde mißt 5400 Meilen'; ist *Aquator* (Gleicher!) unbedingt notwendig?

Barnhagen verdeutschte wiederholt Notizen durch Anmerke; Merke wäre kürzer, also besser, — wer darf das heute wagen? In Worms heißen die Logen des Festspielhauses seit Jahren Lauben; kein Mensch sagt dort jetzt noch Logen. Im Schauspielhause zu Berlin ist der amtliche Name für Kulissen: Flügel, ein treffliches, fest eingebürgertes Wort. — Statt 'Kinematograf' (im Volksmunde 'Kientopp') heißt es jetzt fast allgemein 'Lichtspiele'.

Alle diese Verdeutschungen, die verzehn-, verhundertfacht werden könnten, sollen beweisen, wie weit, wie fast grenzenlos weit die Verdeutschung gehen kann, wenn sie vom guten Geschmack eingegeben und mit festem Willen durchgesetzt wird. Zur Zaghaftigkeit auf diesem Gebiet ist kein Grund; ein deutsches Wort müßte schon ganz ungeschickt erfonnen sein und sehr übel klingen, wenn es nicht bei Gebildeten wie Ungebildeten nach kurzer Zeit das Fremdwort verdrängt haben sollte. Allerdings, so leichtfertig, so roh darf man beim Verdeutschen nicht verfahren, wie beim Einschleppen immer neuer Fremdwörter gewütet wird. Immer muß man sich bewußt bleiben, daß das deutsche Wort ja für die Dauer bestimmt ist, während das fremde Wort durchschnittlich nur für ein Menschenalter auszureichen braucht. Ein so häßliches und überflüssiges Wort wie Lamprechts Reizbarkeit darf nicht beim Verdeutschen gewählt werden. War etwas Ähnliches nötig — doch wozu? wir haben ja Reizbarkeit, Erregbarkeit und andre —, so hätte ein Verdeutscher mit gebildeten Ohren Erregbarkeit geschrieben. — Schlecht verdeutscht ist ‚respektive‘ durch ‚beziehungsweise‘, ‚bezüglich‘ oder ‚beziehentlich‘ wäre schon etwas weniger schlecht; aber ist es überhaupt nötig zu schreiben: *Vor dem Eintritt in das Museum müssen Herren und Damen ihre Stöcke beziehungsweise Sonnenschirme ablegen?* Der Kanzleischreiber hat gefürchtet, wenn er ‚und‘ schriebe, so würden die Besucher denken, jeder Herr müsse seinen Stock und seinen Sonnenschirm, jede Dame ihren Sonnenschirm und Stöck ablegen. — Eine schlechte Verdeutschung waren die von Wernicke am Ende des 17. Jahrhunderts versuchten ‚Überschriften‘ für Epigramme; die Mehrdeutigkeit ließ sie mit Recht nicht aufkommen. Daraus folgt natürlich nicht, daß es nur Epigramm heißen darf; es ist übrigens durch ‚Sinngedicht‘ schon so gut wie verdrängt.

*

Selbst die entschiedensten Freunde sprachlicher Sauberkeit behaupten nicht, daß jedes noch so fest eingebürgerte Fremdwort sich ohne weiteres durch ein deutsches ein für allemal ersetzen lasse. Dies ist aber nicht so zu verstehen, daß nicht für jedes Fremdwort ein gutes deutsches zu finden wäre; eine solche Annahme wäre gleichbedeutend mit dem Armutszeugnis für die deutsche Sprache. Nicht an der Ohnmacht unsrer Sprache scheitert das Verdeutschen aller Fremdwörter, sondern an der notwendigen Rücksicht auf eine vielhundertjährige Geistesentwicklung, gleichviel ob man diese für glücklich oder unglücklich hält. Es geht nicht an, gewisse Fremdwörter, die durch unsre großen Dichter und Denker die deutsche Adelswürde empfangen haben, ebenso zu behandeln, wie den gemeinen Packtroß des gelehrttuenden Welsch. Wir wollen die Verse ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre‘ nicht anders hören; wollen nicht rühren lassen an: ‚Wie herrlich leuchtet mir die Natur!‘; haben nichts gegen ‚Grau, teurer Freund, ist alle Theorie‘, nichts gegen ‚Mit Worten ein System bereiten‘. Hieraus folgt aber mit nichts, daß es nun in jedem Falle einzig und allein heißen darf: Nation, Natur, Theorie, System. Volk ist so edel wie Nation, völkisch wie national, und selbst der gelegentliche Mißbrauch durch die einseitig und ausdringlich Völkischen wird dieses gute, ja unentbehrliche deutsche Wort nicht mehr verdrängen. Es bedeutet genau das Gleiche wie Deutsch (*diutisk* = völkisch). Gegen ‚volklich‘ gibt es naheliegende Bedenken, gegen ‚völkisch‘ kein einziges. Was der Germanist Röhre dagegen vorgebracht, war unwissendes, ihn aufs äußerste bloßstellendes Gewäsch. In mehr als einem Falle darf, ja muß selbst für Natur ein gefühfteres Wort gesetzt werden; der große Schriftsteller wird entscheiden, wann er z. B. die Zeugemutter (vgl. S. 249), das Weltwesen, die Unendlichkeit, das All, das Weltall, das Alleben und noch manches andre wählen darf statt der stark abgenutzten Natur. Kultur ist keins der schlechtesten und überflüssigsten Fremdwörter; aber ich hoffe, meine Leser haben den Grundsatz: Sitten(geschichte), Bildung und Bildungsvölker oder Geistes(entwicklung) in diesem Buche ohne weiteres verstanden und gebilligt.

Der deutsche Sprachverein rühmt sich seines Grundsatzes: ‚Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.‘ Über die Bedenklichkeit, ja Gefährlichkeit dieses Grundsatzes handelt mein ‚Sprich deutsch!‘ eingehend (S. 230—237). Der Grundsatz

fürs Deutschsprechen hat zu lauten: Kein Fremdwort für das, was deutsch gesagt werden kann; deutsch aber kann alles, deutsch soll alles gesagt werden. Was dem Schreiber dieses Buches gelang, wird jedem deutschen Schreiber gelingen, der eines guten Willens ist und seine Ehrenpflicht gegen Vaterland und Sprache fühlt.

Gar wandelbar sind die Ansichten über die angebliche Unentbehrlichkeit gewisser Fremdwörter; zahlreiche Beispiele des Verschwindens einst tief gewurzelter, für unerseßlich gehaltenen stehen auf den vorangehenden Seiten. Dem bewußten Welscher ist jedes seiner Fremdwörter unerseßlich, jedes drückt nach seinem Wahnglauben eine ganz einzige Nuance aus. Doch nicht mit dem Welscher wollen wir hierüber streiten, sondern mit dem Sprachfeinsinnigen Schreiber, der grundsätzlich das deutsche Wort dem fremden vorzieht und nur für gewisse wenige Fremdwörter Ausnahmen zulassen will; mit ihm ist die Verständigung nicht schwer. Kein Gehör gebührt der Redensart: Man darf im Verdeutschten nicht zu weit gehen. Der krankhaften Übertreibung der Welscher gegenüber wäre selbst eine gelinde Übertreibung im Verdeutschten nicht verwerflich, denn so sinnlos wie das auszutreibende Übel könnte sie niemals werden. Indessen an solche Übertreibung denkt ja kein Freund der Sprachsauberkeit. Wie bei gewissen lasterhaften Angewohnungsleiden, bei der Schnaps- oder Opium-Sucht, der kluge Arzt nicht mit plötzlichem Entziehen, sondern mit langsamem Giftvermindern heilt, so der Spracharzt beim Verdeutschten. Gäbe es nur die einstweilen noch unerseßbaren 40 oder 50 Fremdwörter, so redete ja kein Mensch über die Fremdwörterfrage. Ob wir für alle Ewigkeit Nation, Natur, Musik usw. beibehalten müssen, darüber wollen wir die Entscheidung getrost unsern Enkeln anheimstellen.

Goethe hielt sekretieren, Apprehension, Esprit für unerseßbar. Das letzte ist schon viel seltener geworden als zu seiner Zeit, das erste fast ganz verschwunden, das zweite verschollen, und doch gab sich Goethe (in einem Brief an Schütz vom 25. Mai 1816) große Mühe, Apprehension zu verteidigen. Abelson verwarf ‚Schutz- und Trugbündnis‘, erklärte ‚Defensiv- und Offensiv-Alliance‘ für unentbehrlich, verwarf ‚Geschwader‘ für *Escadre*. Unentbehrlich scheinen die meisten Fachausdrücke der Philosophie, und doch übersetzte Wilhelm Schlegel mit feinem Gefühl Shakespeares Verse im Hamlet:

There are more things in heaven and earth, Horatio,
Than are dreamt of in your philosophy.

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Schluß für *Konklusion* stammt erst aus dem 18. Jahrhundert; Vorstellung als Wechselwort für *Idee* rührt erst von Christian Wolf her. Eucken weist in seiner ‚Geschichte der philosophischen Terminologie‘ nach, daß ziemlich junge Verdeutschungen sind diese den früheren Fremdwörtern abgerungenen: Entwicklung, Einteilung, Gegenstand, Gemeinwesen, Genauigkeit, Lehrsatz, schließlich, wahrscheinlich, Wahrscheinlichkeit. Noch der deutschgesinnte Thomasius war so tief in der Fremdwörterei seiner Zeit befangen, daß er für unüberseßbar hielt: *Attention*, *attent*, *sublevieren* für unterstützen, *abkopieren* für abschreiben, *Promessen* für Versprechungen, *imprimieren* für einprägen, *präsupponieren* für voraussetzen. Kein einziges dieser Fremdwörter wird mehr gebraucht.

Was ist häufiger, was gilt für unentbehrlicher als *Material*, *materiell*? Kaum einer würde sich stoßen an der ‚Entwicklung unseres materiellen Lebens‘. Und doch schrieb Gneist, sonst ein böser Fremdwörtler, einmal vortrefflich von der ‚Entwicklung unseres Güterlebens‘ im Gegensatz zum Geistesleben. Er hatte zufällig deutsch, nicht fremdwörterlich gedacht.

Für unerseßbar gelten heute noch *Interesse*, *interessant*, *interessieren*. Wie kommen mir diese häßlich klingenden verwaschenen Wörter in die Feder oder auf die Lippen, und nie war ich um eins der hundert guten deutschen Wörter verlegen, deren jedes seine eigne Farbe hat, wie der ärgste Fremdwörtler zugeben muß. Für *interessant* allein kann man je nachdem schreiben: wertvoll, beachtenswert, merkwürdig; — reizend, reizvoll, prickelnd,

entzündend, anziehend, fesselnd, spannend, packend, anregend, ansprechend; — unterhaltend, vergnüglich, ergötzlich; — lehrreich, belehrend, inhaltreich, willkommen, angenehm, hübsch, eigenartig, eigentümlich usw. usw. Indessen der Fremdwörtler sagt überlegen: Was ist das alles gegen meine Zauberformel *interessant*? Goethe hatte die Waschlappigkeit von *interessant* gefühlt, als er es in seinem Göß strich. Über die Vieldeutigkeit von *Interesse* bei Kant vgl. S. 374. Und was bedeutet bei J. R. Lenz: *Das Interesse ist der große Hauptzweck des Dichters*? Erst viel weiterhin entdeckt man: Spannung.

Das Haus Siemens-Schuckert bedient sich schon seit Jahren grundsätzlich nicht mehr des Wortes *Interesse*, etwa in einer Wendung wie *Interessensphäre*, sondern schreibt kühn und gut ‚Belange‘ (man denke an: Dies ist von keinem Belang), also auch: ‚Kreis unsrer Belange‘. Gewiß klingt dies, wie so viele ausgezeichnete Verdeutschungen, auf den ersten Ton ein wenig fremd, was nicht verwunderlich ist nach dem allzu langen Gebrauch des fremden Wortes statt des deutschen; es gilt aber hier wie überall der grundlegende Satz Lessings über alle Verdeutschung: bei Gelegenheit des ersten Gebrauches von ‚empfindsam‘ statt *sentimental* schrieb er an Voder, was auf S. 236 zu lesen steht.

Ohne *individuell*, fünfmal, zehnmals hingeschrieben, erscheint heute schwerlich ein längerer Aufsatz über Literatur oder bildende Kunst; das Gleiche gilt von *charakteristisch*. Goethe schreibt für beides sehr häufig ‚bedeutend‘, z. B. in den Wahlverwandtschaften über Luciane: *Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Gesicht*. Die Überflüssigkeit von *individuell* in der Wissenschaft beweist Wundt; er schreibt: *Jedes Kunstwerk ist berechtigt, seine individuelle Kritik zu fordern*. Wäre seine besondere (oder eigene) Kritik weniger oder anderes? Gleich darauf heißt es bei Wundt: *Eine Kunstschöpfung ist, wie jedes Geisteserzeugnis, ein Werk für sich*. Warum nicht auch hier: ein individuelles Werk? Fühlt der Leser nicht, wie viel formelhafter ‚individuell‘ ist? Gar nicht zu reden von der Ausgedroschenheit des ‚individuell‘! — Einen Gipfel erreicht, wie so oft, R. M. Meyer mit seiner *Originalität der Individualität*. Ist dies noch Menschenprache? Daß es keine Schriftstellersprache ist, versteht sich von selbst.

*

In den Xenien Schillers heißt es mehr spitzfindig als geistreich gegen Campe:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;

Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutschet.

Der arme Campe erwiderte mit einigen schwachen Gegenversen; er hätte Schillern ganz anders zu schaffen machen können. Wie, wenn er ihn gefragt hätte: Ründe mir, Schiller, zuvor, aus welcher Sprache entnommen, Was es darin wohl besagt, wer es zu uns denn gebracht? Oder was hätte ihm Schiller Triftiges entgegen können auf die Antwort: Wir können im Deutschen auf mindestens zehn gute Arten Pedant ausdrücken, Schulfuchs, Kleinmeister, Kleinigkeitskrämer, Fädchenzähler, Linsenzähler, Müdensfeier, Silbenstecher, Quengler usw., alle sinnenhafter, schärfer, geistvoller als das eigentlich doch unverständliche Pedant. Die Franzosen, die es nicht erfunden, aber zu uns gebracht, haben nur dieses Wort, dessen Anwendung auf die Dauer langweilt. Und zu allererst hätte der kleine Campe den großen Schiller abtrumpfen können: Es fällt mir gar nicht ein, Pedant verdeutschten zu wollen; mag es ruhig bleiben und in späteren Zeiten die paar dann noch übrigen Fremdwörter bezeichnen. Campe hat nachmals wirklich Schulfuchs für Pedant vorgeschlagen und ist damit durchgedrungen, allerdings ohne Pedant zu verdrängen. Das außerdem von Campe vorgeschlagene Ersatzwort Steifling taugte nicht viel. Neusterdings wurde Peinling empfohlen; welcher bedeutende Schriftsteller wagt es damit? Es würde sich überraschend schnell einbürgern. Oder gehört größerer Mut zu diesem Wagnis als zum Verfertigen von *Egoität*, *Emotivität*, *Solipsismus*, *Intensivierung*, *Verintensivierung*?

Gildemeister, der leider oft für die seltsamsten Fehlschlüsse genannt werden muß, meinte 1886: Wir würden außerstande sein, den Begriff des englischen *pluck* wiederzu-

geben [müssen wir das unbedingt?], wenn wir das Wort *Courage* verschmähen wollten. *Courage* ist für uns, durchaus nicht im Französischen, der *animalische* Mut, wie ihn tüchtige Jungen und gute Dachshunde zeigen. Und doch gehört *Courage* heute zu den aussterbenden Fremdwörtern! Und doch haben wir ein, leider oft mißbrauchtes, urdeutsches Wort, das viel treffender und kürzer genau dasselbe besagt wie *pluck*: *Schneid*. Es ist sogar noch viel besser als *pluck*. Schade übrigens, daß *Traute* (*Traute* haben) noch nicht schriftdeutsch ist. Wie merkwürdig aber, daß die Franzosen, die auf Tapferkeit in allen Graden so großen Wert legen, sich keine der fremden Nüancen angeeignet haben! Hält Bildemeister die Deutschen für verpflichtet, *Courage* aufzunehmen, ei warum hat nie ein Franzose daran gedacht, Mut oder Schneid oder Tapferkeit oder *pluck* zu schreiben, die doch für ihn auch irgendeine neue Farbe haben müßten? So landen wir immer an der Sandbank der Betrachtungsweise: Wir Deutsche leiden an dem krankhaften Reiz, jede kleine fremdsprachige Nebensarbe eines Begriffes aufzugreifen; seinem Fremden fällt es ein, sich aus dem reichen Farbenschatz des Deutschen eine einzige anzueignen.

In einer Schulgrammatik finde ich als Fremdwörter, die ebenso wenig zu entbehren sind wie die Lehnwörter, bezeichnet: Despot, Tyrann, Demokrat, Pedant, Roman, Pöbel (schon längst Lehnwort), Orchester, Melodie, Satire, Idee, Literatur, Audienz, Möbel (Lehnwort!), Mobell, Konzert, naiv, klassisch (schon Lehnwort), marschieren. Das Verzeichnis ist zu lang oder zu kurz: ganz unentbehrlich ist nicht die Hälfte, in gewissen Fällen durch Wechselwörter ersetzbar sind alle; und sollen einmal die fast unentbehrlichen aufgezählt werden, dann dürfen z. B. nicht fehlen: Natur, Musik, Novelle, Lyrik und lyrisch, Drama und dramatisch, tragisch, Tragik, Politik, Kritik, Religion, Oper, Phantasie, Maschine. Nun wohl, nicht eins von allen diesen unentbehrlichen und unersegbaren steht immer und unterschiedslos z. B. in meiner zweibändigen Deutschen Literaturgeschichte und in meinem Buch über Goethe. In weit mehr als zusammen hundert Fällen habe ich jedes ohne Mühe durch Wechselwörter ersetzt, die ich an ihren Stellen für ebenso gut, ja für wirksamer hielt, und noch nie hat ein noch so strenger Beurteiler meiner beiden Arbeiten mir eine der Stellen gerügt, wo ich solche Verdeutschung vorgenommen hatte; er hat sie wahrscheinlich garnicht bemerkt. Dies liegt sehr weit von Ruhmredigkeit ab; es soll nur durch ein mir besser als Andern bekanntes Beispiel bestätigen, daß ein Schreiber, der sich zum Deutschdenken erzogen, ohne langes Suchen selbst in den scheinbar schwierigsten Fällen von selbst das deutsche Wort findet. Ich wage zu behaupten, daß es einen Unterschied macht, ob man immer und immer von der lyrischen Begabung, der Gabe der Lyrik, der lyrischen Echtheit eines Dichters spricht, oder gelegentlich von seiner Gabe des Gesanges, seinem Liebeston, seiner goldbechten Liebestimme. Leuthold hat noch weit Besseres gefunden: das Tirili der Lerche. Lyrik und lyrisch sind gute Kunstwörter; ausschließlich angewandt, werden sie formelhaft.

Die ungeheure Literatur über das Wesen des Tragischen rührt überwiegend daher, daß ein griechisches Wort gebraucht wird, das an sich für uns gar nichts besagt, denn die wörtliche Übersetzung ‚bocksmäßig‘ deutet wohl auf den geschichtlichen Ursprung, nicht aber auf den jetzigen tiefen Sinn des Wortes. Die Hunderte von Büchern, die Tausende von Abhandlungen über das Wesen des Tragischen sind im letzten Grunde nichts anderes als mühselige und doch fast hoffnungslose Versuche, ein an sich sinnloses Fremdwort so zu erklären, daß alle Welt mit der Erklärung einverstanden sei. Hätte man vom Anfang an ein kernhaftes deutsches Wort für ‚tragisch‘ gewählt oder geprägt, gleichviel welches — Lessing wäre der Mann dazu gewesen —, so gäbe es zwar immer noch den Streit darüber, ob dieses oder jenes Drama eine echte ‚Tragödie‘ sei; aber wir hätten dann wenigstens einen festen Begriffsboden des Tragischen. Lessing hätte vielleicht eine schlagende Zusammensetzung mit ‚traurig‘ (urtraurig, großtraurig, grundtraurig) geprägt, hätte dieses Wort der deutschen Kunstwelt aufgezwungen und vielem wissenschaftlichem Streit, wie so oft nur Wortstreit, ein Ende gemacht. Schon ‚trauerspielig‘ sagt mehr als *tragisch*, denn dieses sagt gar nichts. Welch ein Glücksfund Schottels war Lustspiel für *Komödie*!

Für unentbehrlich gilt ‚Publikum‘; aber Jahrhunderte hindurch hatte man sich ohne es beholfen, erst 1760 schrieb Gottsched: ‚In Berlin heißt das Ding ist Publikum‘. Nie kommt mir das häßliche Wort in die Feder, nie bin ich in Verlegenheit um ein besseres deutsches gewesen. Aristoteles begnügte sich durchweg mit ‚Zuschauer‘. — Für ebenso unerseßbar gilt heute ‚Aristokrat‘; es ist nicht vor 1796 nachzuweisen (zuerst bei Jean Paul), Aristokratie nicht vor 1806.

Hieran möchte ich eine sehr notwendige allgemeine Bemerkung über eine der Haupttriebfedern der Fremdwörterei knüpfen. Sie heißt Pennälerei, Lernprozeßerei, Schuldünkel, oder, um sie mit einem *Ismus* in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch einzuführen: *Pennalismus*. In Deutschland, mehr als in andern Bildungsländern, herrscht das kindliche Streben, bei jeder Gelegenheit der Welt kundzutun, daß man eine höhere Schule besucht hat. Wer nun gar auf einem ‚humanistischen Gymnasium‘ gewesen, gleichviel ob er es mit dem Reisezeugnis oder mit geknickter Tertianerbildung verlassen hat, — die Welt muß erfahren, daß er in seinen Knabenjahren Latein, Griechisch, Französisch zu lernen gezwungen wurde. Man darf von einem wahrhaft gebildeten Manne fordern, daß er seine Bildung durch den Inhalt dessen, was er schreibt, bekunde und daß er das schlichtstolze Bewußtsein habe, jedermann werde ihm seine höhere Bildung auch ohne die eitlen Nägchen der Pennälerei anmerken. Der tiefste seelische Grund aber, warum von vielen nicht ganz wertlosen Schreibern gefremdwörtelt wird, ist dieser: sie sind eben trotz allem Dünkel nicht völlig sicher, daß das, was sie zu sagen haben, siegreich überzeugend sei für ihre geistige Bedeutung, müssen also durch läppische kleine Außerlichkeiten fortwährend ins Gedächtnis rufen, daß sie wenigstens das amtliche Schulzeugnis, die Bildungspapiere, die staatlich abgestempelte Berechtigung zur höheren Bildung besitzen. Die herrlichste Bestätigung dieser meiner Erklärung des Fremdwortdünkels als einer lebenslänglichen Pennälerei erfuhr ich jüngst durch einen Kunstschreiber, den Leiter eines großen Museums. Als ich ihn fragte, warum er in seinen Schriften so arg fremdwörtelte, erwiderte er mir stolzentrütet: ‚Soll ich denn meine akademische Bildung ganz verleugnen? Meine Gegenfrage: Müßte sich nicht Ihre akademische Bildung jedem durch den Gehalt Ihrer Schriften offenbaren? überzeugte ihn nicht. — Ich wünsche lebhaft, meine Erklärung der Pennälerei als ein Hauptkampfmittel in die Streitliteratur über diesen Gegenstand eingeführt zu sehen, besonders das Wort Pennälerei selbst. Es könnte nichts schaden, wenn fortan ‚Pennälerei‘ als Wechselwort für Fremdwörterei Brauch würde, wenigstens in den Kampfschriften der Verteidiger reiner deutscher Sprache als scharfer Keil auf den dummen Klotz ‚Purismus‘.

Nicht unerseßbar sind die meisten Ausdrücke der Sprachlehre. Solange nicht durch die obersten Schulbehörden eine einheitliche Bezeichnung für Deklination, Konjugation, Indikativ, Konjunktiv, Imperfektum, Plusquamperfektum, Nominativ, Akkusativ, Komparativ usw. usw. eingeführt ist, bleibt vielen Freunden reiner Sprache nichts übrig, als mit den römischen Wölfen zu heulen. Nicht unerwähnt sei, daß alle jene gutlateinischen Kunstwörter von den Sprachgelehrten ‚puristischen‘ Römern bewußt zum Ersatz der griechischen gebildet wurden. *Sermo purus erit et latinus* (Meine Sprache soll rein lateinisch sein) forderte Cicero. — Daß die Schulbehörden wie die Macht so das Recht zur Verdeutschung hätten, steht außer Frage. Jedenfalls darf man schon jetzt überall da, wo allgemeines Verständnis gesichert ist und eine gewisse Übereinstimmung Platz greift, ruhig deutsch schreiben: Hauptwort, Zeitwort, Geschlechtswort, handelnde oder tätige Form, leidende Form (obwohl der silbenstechende Schulfuchs höhnen wird: handelt, tut, leidet denn die Form?), Gegenwart, Zukunft, Beiwort, Umstandswort, Bezugsatz (Relativsatz) usw. Was liegt an solchen Läppereien gegenüber der zunehmenden Verschmutzung der Urbegriffe der Sprache?

In allen früheren Auflagen dieses Buches bis zum Jahre 1920 hatte ich, aus überflüssiger Rücksicht auf den an allen unsern höheren Schulen herrschenden Gebrauch der lateinischen Kunstausdrücke für den Unterricht in der deutschen Sprache die Begriffe der Sprachlehre wechselweise reindeutsch oder schulmäßig lateinisch bezeichnet. Wegen meine

selbstverständliche Überzeugung, daß es ein unhaltbarer Zustand ist, deutschen Kindern den Unterricht im Deutschen, aber ebenso den in fremden Sprachen, mit lateinischer Kunstsprache zu erteilen. Schon in meinem Buche ‚Gutes Deutsch‘ habe ich jedes fremde Kunstwort mühelos durch leichtverständliche deutsche Ausdrücke ersetzt, und in dieser umgearbeiteten Ausgabe meiner Deutschen Stilkunst bin ich durchweg demselben Grundsatz gefolgt: über die Sprache, nun gar über die Muttersprache, soll man nur in der Muttersprache reden. Ich bin sicher, daß kein deutschgesinnter Leser sich über meinen deutschen Sprachgebrauch beklagen wird; undeutsch gesinnte kommen nicht in Betracht.

Über das selbstverständliche ‚Schrifttum‘ für *Literatur* wird von den Fremdwörtlern gehöhnt: Puristerei! Das Deutsche muß sich allemal gefallen lassen, von Deutschen verhöhnt zu werden. Die anmaßlichen Verhöhnner wissen nicht, daß *Literatur* einst selbst nur eine gesunde Puristerei der Römer war: *Grammaticæ, quam in Latinum transferentes Literaturam vocaverunt* (Quintilian 2, 1, 4).

Vielleicht am schwierigsten auszumergen sind solche Ausdrücke des täglichen Lebens wie *Adieu*, *Parbon*. Das letzte wird schon mehr und mehr durch Verzeihung, Vergebung verdrängt; *Adieu* ist hartnäckiger, denn es kann sich stützen auf eine Umformung wie *Ade*, das schon Lehnwort, sogar in der Poesie, geworden ist. Und dennoch, wie schön, wenn es mit der Zeit gelänge, was andern germanischen Völkern gelang: uns auf Deutsch zu begrüßen: Grüß Gott! und auf Deutsch zu verabschieden: Guten Tag! Guten Abend! — oder Fahrwohl! gleich dem skandinavischen *får vel*, dem englischen *good bye*. — [Mein Wunsch ist im Weltkrieg erfüllt worden: *Adieu* ist so gut wie verschwunden. Für wie lange?]

Vierter Abschnitt.

Sprachmenger und Puristen.

Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirfst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?

Den Unterzeichneten liegt es fern, den Überschwang der Sprachmengerei zu schätzen. (Erklärung von 1889’.)

Ja, weltenfern, denn es gibt in Deutschland nur eine Art verwerflicher Sprachmengerei: die aller Andern; die eigne heißt: notwendige Mißstände oder Freiheit der Wissenschaft. Der Leser kennt diese Art des Urteils über die Fremdwörter schon zur Genüge und weiß, was von ihr zu halten ist. Noch jeder Fremdwörtler hat sich einmal hochbrüstig gegen den ‚Überschwang der Sprachmengerei‘ erklärt, doch immer nur gegen den der Andern; keiner hat unbedingte Fremdwörterfreiheit gefordert, außer für sich. In der berücktigten ‚Erklärung von 1889‘, die ein Wissenschaftler verfaßt, ein zweiter Wissenschaftler veröffentlicht hat, fehlt jedes Wort über die Fremdwörtelei der Wissenschaft, wird nur die aller andern Berufe mit verblendeter Anmaßung beseufzt.

Gilbemeister, der zwar eine Menge überflüssiger Fremdwörter schrieb und noch mehr verteidigte, als er selber schrieb, aber bei weitem nicht zu den schlimmsten Fremdwörtlern gehörte, Gilbemeister erklärte: ‚Die geschmacklose Sprachmengerei, die im 17. Jahrhundert in unsrer Literatur vorherrschte, gebe ich ohne weiteres der Verdammnis preis.‘ Warum? Die heutige wissenschaftliche Literatur weist mindestens so viel geschmacklose Sprachmengerei auf wie die des 17. Jahrhunderts; nicht die Zahl, nur die Auswahl der Fremdwörter hat sich geändert. Jeder eifrig welschende Verteidiger der Fremdwörter schilt ihr sogenanntes Übermaß; ach wenn er uns nur ehrlich sagen wollte, wo das Maß aufhört, das Übermaß beginnt. Jeder denkt sich’s, schämt sich nur, es frei zu bekennen: Das Maß hört auf, wo der Andre anfängt; das Übermaß beginnt, wo ich ende. Gilbemeister, immerhin der kenntnisreichste und geistvollste unter den Verdammern und Verteidigern des Fremdwortes, schreibt: ‚Durchaus verwerflich, ja geradezu scheußlich ist es [alle Andern sind immer ‚scheußlich‘], wenn das Fremdwort in die lediglich konstruktiven Teile des Satz-

baues eindringt. In einem ganz ernsthaft gemeinten Geschichtswerk lese ich: Eine Politik *à la Bismarck* [vgl. S. 223 über Rötke] . . . Eine Batterie lag oberhalb Ehrenbreitstein, fast *vis-à-vis* von Mainz . . . Der Aufwand belief sich auf eine Million *per Woche*.‘ Gildemeister nennt dies ‚die Sprache eines Musterreiters, eines Oberkellners oder eines Feldwebels‘. Ich bin der gleichen Ansicht und habe ein gutes Recht dazu; Gildemeister hat keins. Die konstruktiven Teile des Sachbaues — er meint die Formwörter — sind doch nicht annähernd so wichtig wie die Begriffswörter; wie kann also der Verte d ger von zahllosen Begriffsfremdwörtern die paar fremden Formwörter, denn mehr sind es noch nicht, verwerflich und scheußlich nennen? Ist es scheußlicher, zu schreiben: ‚mir *vis-à-vis*‘ als ‚mein *Vis-à-vis*‘? Beides ist, wenn doch so hart geurteilt werden soll, gleich verwerflich und scheußlich.

Nichts Belustigenderes für den Geschichtschreiber des Sprachgemengfels als die Splitter- und Balken-Richterei der Verteidiger des ‚maßvollen Gebrauches der Fremdwörter‘, nämlich des lieben ihrigen; der Verdammer des Überschwanges des Sprachgemengfels, nämlich der Andern. Noch jeder von denen, die in dieser Art über die Fremdwörterfrage schrieben, verfiel der unfreiwilligen Poffenhaftigkeit. Schleiermacher schalt einst mit leidenschaftlichen Worten die ‚französisch-deutsche Doppeljüngigkeit‘ und schloß mit dem höchsten Trumpf: ‚*Keine Duplizität!*‘ Der Fremdwörter Friedrich Schlegel, den die Franzosenzeit halbwegs entschuldigt, eiferte in den Heidelberger Jahrbüchern von 1808 gegen die Fremdwörter im Wilhelm Meister und schloß: ‚Goethe hätte das alles sagen können, ohne zu der barbarischen *Avantage* (?) ausländischer Redensarten seine Zuflucht nehmen zu müssen.‘ Und einer der größten Verdammer der Fremdwörterei der Andern, R. M. Meyer, der Verfasser der ‚kriminellen Verbrechen‘, der ‚charakteristischen *note personnelle*‘, des *coin de la nature* in der Poesie, des *trompe d'oeil* in der Literatur, der *Teichoskopie*; Gottfrieds von Straßburg, der *Originalität der Individualität*, des *providentiellen Moments*, der *Topik und Heuristik der Probleme* (dies in einem Buch über deutschen Stil), entrüstete sich tief: ‚Wir empfinden es als eine Verleugnung der Muttersprache, wenn ein Deutscher sie wie eine fremde Sprache behandelt.‘ Ja er schwingt sich zu so grausamer, doch wohl übertrieben grausamer Selbstanklage auf: ‚Das Häufen fremdsprachlicher Ausdrücke ist barbarisch wie die Tracht eines mit Zylinder, Cotillonorden und Sporenstiefeln ausgestatteten nackten Negers.‘ Dieser Neger geht über meinen Zigeuner.

In einer Besprechung dieser ‚Deutschen Stilkunst‘ verteidigte R. M. Meyer die Fremdwörter mit außergewöhnlicher Oberflächlichkeit: ‚Selbst ein scheinbar entbehrliches Fremdwort kann da, wo es steht, unentbehrlich sein [er meinte: dem zum Gebrauch reiner deutscher Sprache unfähigen Fremdwörter unentbehrlich scheinen], weil es eine besondere Schattierung des Begriffs enthält; weil es eine besondere Klangwirkung bringt; weil es bestimmte Assoziationen erweckt; weil es Abwechslung schafft.‘ Diese abgedroschenen Gründe reichen nicht aus; vor allem fehlt der Hauptgrund: Weil es die Kenntnis fremder Sprachen beweist oder vorpiegelt. Außerdem nenne ich noch einige andre ‚Weil‘: Weil der Schreiber im Deutschen zu unwissend ist, um alle jene wünschenswerten Dinge mit den Mitteln seiner Muttersprache auszudrücken; weil er durch seine sprachliche Verbildung von früher Jugend an unfähig geworden, das zu leisten, was alle gute Schreiber aller andern Bildungsvölker fertigbringen: jede Begriffsfarbe, jede Klangwirkung, jedes Mitklingen eines Gedankens, jede Abwechslung mit den Mitteln der Muttersprache zu erzeugen. Natürlich antwortet der Fremdwörterler, — und wenn er nicht so antwortet, so denkt er sich’s: ‚Die deutsche Sprach ist eine arm Sprach, eine plump Sprach; sie ist völlig unzulänglich, meinem erhabenen Gedankensfluge zu folgen, meine unübersetzbaren Begriffsfärbungen wiederzugeben, die in meinem innern Ohr schwingenden geheimnisvollen Klänge und Mitklänge ertönen zu lassen. Die deutsche Sprach ist vielleicht für deutsche Dichter zur Not ausreichend; für den Mann der Wissenschaft aber so unzulänglich, daß nur die Sprachkenntnisse eines Mezzofanti annähernd genügen, um die herrliche Kunstprosa hervorzubringen, um die uns bekanntlich

die Völker des Erdenrundes beneiden.' Die Erwiderung hierauf steht bei Leibniz (vgl. S. 193).

Ich schalte bei dieser Gelegenheit nachträglich eine allgemeine Bemerkung über den Haupteinwand der unbelehrbaren Fremdwörtler ein, die ich ursprünglich in meinem Buche nicht machen zu müssen glaubte, weil ich sie für allzu selbstverständlich hielt und das Verständnis der Fremdwörtler überschätzte. — Die am häufigsten gehörte Verteidigung der Fremdwörterei lautet so: Die deutsche Sprache kann dieses unentbehrliche Fremdwort nicht ausdrücken; sie kann es entweder gar nicht, oder doch nicht so gut, so schön, so kurz, so klar, so bestimmt, so scharf, so farbig usw. ausdrücken; folglich muß ich armer Sprachmeister mit meiner überwältigenden Gedankenfülle, der ich nach höchster sprachlicher Vollkommenheit, nach der Ätne linguistischer Perfektion strebe, zu meinem schmerzlichen Leidwesen unbedingt dieses Fremdwort, und in tausend ähnlichen Fällen tausend andre Fremdwörter benutzen. — Ich rate jedem Leser, einem solchen Verteidiger der Fremdwörter mit der äußersten inn- rhalb der Grenzen der Höflichkeit noch gestatteten Grobheit zu antworten, etwa so: Mit welchem Recht nimmst du, der berufsmäßige Gewohnheitsfremdwörtler, dir heraus, irgend etwas über die Leistungsfähigkeit der deutschen Sprache auszusagen? Hast du jemals den ernststen Versuch gemacht, den unausschöpfbaren Reichtum deutscher Sprache durch die Tat zu erproben? Bist du nicht vielmehr durch deine schlechte Sprach- erziehung überhaupt außerstande, dich in reinem Deutsch auszudrücken? Fallen dir nicht, nach der Sprachverluderung eines halben Lebens, in Hunderten, in Tausenden von Fällen zuerst die fremden, dann erst, wenn überhaupt, die deutschen Wörter ein? Rede also gefälligst nicht mehr im Namen der deutschen Sprache, von der du aus ernster eigner Übung weniger weißt als von dem fremdwörtelnden Kauderwelsch, dieser deiner wahren Denk- und Schriftsprache; sondern sprich nur das aus, was ist, nämlich dieses: Ich, August Pieffe, oder meinethalben germanistischer Professor Dr. August Pieffe, habe von früh auf nur Fremdwörterdeutsch, nicht reines Deutsch geschrieben; habe niemals mit ernstem Kunst- willen, wie die gelehrten Schreiber anderer Völker, mich bemüht, mit den unübersehbar reichen Mitteln meiner Muttersprache alles auszudrücken, was ich in meiner Abgründ- weisheit an weltumwälzenden Gedanken erzeuge; habe also einfach nicht die Übung, die zu aller Kunst unerlässlich ist, muß mich daher notgedrungen mit den geläufigen Allerwelts- formeln der Fremdwörtersprache behelfen.

*

Der Kampf mit den Verteidigern der Fremdwörter ist darum so widerwärtig, jeden- falls so unfruchtbar, weil man fast durchweg mit Männern zu kämpfen hat, die immer wieder die hundertmal wissenschaftlich widerlegten Scheingründe vorbringen, ohne eine Ahnung von der widerlegenden Literatur zu haben. Die Seichtheit, ja man muß sagen die Unwissenheit der meisten Gegner in dieser wichtigen Stilfrage ist erschreckend. Selbst die Schriften von Gildemeister und Mümelin, zu schweigen von den vielen unbedeutenden Vorkämpfen der Sprachmengerei, z. B. Köthe, Cauer, H. Delbrück, beweisen, daß sie die grundlegenden Arbeiten über die Fremdwörter: von Riegel, Dunder, Sarrazin, H. Hilde- brand, Fr. Kluge, Behagel, Trautmann, Streicher usw. nie zur Hand genommen, die gründlichsten Aufsätze von Fachgelehrten in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins und ihren wissenschaftlichen Beihften nie gelesen, ja nicht einmal die Satzungen des Vereins ruhig geprüft hatten, den sie bekämpften. Kein unbefangener Würdiger der beider- seitigen Literatur kann bestreiten, daß die größere Sachkenntnis und Gründlichkeit bei den Gegnern der Welscherei ist. Wurde doch von mehr als einem Unterzeichner der Erklärung von 1889 nachmals reuevoll bekannt, daß er vor der Preisgabe seiner Unterschrift weder die Satzungen des Sprachvereins noch eine von dessen Schriften gelesen hatte!

Noch in einem wesentlichen Punkte unterscheiden sich die Verteidiger und die Gegner des Welsch aufs schärfste. Jene kämpfen mindestens ebenso sehr für die Person, nämlich die eigne, wie für die Sache; diese ausschließlich für die Sache. Die Verteidiger des Welsch können überhaupt nicht ohne Fremdwörter schreiben, verteidigen also mit ihnen ihre persöhn-

liche Stilgewohnheit. Sie fühlen, daß es um den Wert aller ihrer Schriften, also ihres geistigen Lebenswerkes, geschehen wäre, wenn die Sprachreinheit siegen sollte. Die Gegner der Sprachmengerei dagegen haben gar nichts zu verlieren, wenn sie scheinbar unterliegen sollten: so weit sind wir doch selbst in Deutschland noch nicht, daß ein Schriftsteller, der etwas Rechtes in reiner Sprache vorträgt, darum als minderwertig erscheint. Im Gegenteil: die ganze deutsche Literaturgeschichte zeugt für den Dauerbestand des saubern Stils, für den sichern Untergang aller über ein sehr bescheidenes Maß welschenden Bücher. Was gibt es Leichteres, als es den Welschern gleichzutun? Wie man mühelos gelehrttuerisch fremdwörteln kann, glaube ich mit einigen Scherzbeispielen bewiesen zu haben. Sein Geschreibsel mit hochtönenden, anscheinend tiefsinnigen Fremdbrocken aufzupuzen, mit der Kulturendosmose, der literarischen Teichoskopie, der antiprometheischen Weltanschauung, der sensiblen Emotivität, der charakteristischen *note personnelle* oder selbst der individuell differenzierten Psyche, der subtil analysierenden Ethik, der subjektivistischen Suggestibilität — ja wer sich solcher Schaumschlägerei und Sprachquacksalberei nicht schämte, wie großartig könnte der dastehen! Der Stil der Fremdwörtler ist zum großen Teil ein müheloses Abdrücken ungefühlter Gummistempel, also unpersönlicher Duzendstil. Der des saubern Schreibers, so schlecht oder so gut er sonst sein mag, ist in jedem Falle das Ergebnis strenger Arbeit an sich selbst; denn in Deutschland ist fast jeder Schreiber kraft seiner Erziehung zu Beginn ein Fremdwörtler, und der reine Schreiber hat, wenn gar nichts andres, doch dies mit der Kunst gemein, daß er Fleiß an sein Werk setzt, Andacht zum Kleinen geübt, sorgsam jeden Ausdruck gewählt, nicht die fertigen abgenutzten fremden Formeln nachgestammelt hat.

Hören wir den hervorragendsten unter denen, die sich im letzten Menschenalter schützend vor die Fremdwörterei gestellt haben: wiederum Gildemeister, den geistvollen Schriftsteller, den mit Recht bewunderten Verdeutscher fremder Dichtungen, der Übersetzergilbe Meister, wie sein Freund Paul Heyse ihn fein genannt hat. Und hören wir ihn mit seinen allerstärksten Gründen, die sich gesammelt finden in dem Aufsatz von 1886: „Der Kampf gegen die Fremdwörter“ (in seinen *Essays*). Auf einiges wurde schon an verschiedenen Stellen hingewiesen (S. 214 und 239). Sein vermeintlich bester Einwand lautet: „Wenn ein guter Schriftsteller ein Fremdwort vorzieht, hat er gewiß einen guten Grund dafür.“ Dies trifft leider nur in seltenen Ausnahmefällen zu; in den allermeisten handelt der gute wie der schlechte Fremdwörtler aus gleichem Beweggrunde: aus dem der Gewohnheit eines Menschenlebens. Er zieht überhaupt nichts vor, denn er wählt gar nicht, sondern das Fremdwort kommt ihm, wie unzähligen Andern, zuerst als das natürlichste in den Sinn, und er streicht es nur, nachdem er derb auf dessen Erbärmlichkeit hingewiesen worden. Daß dies tatsächlich so ist, beweist das Beispiel eines unsrer besten Prosaschreiber, Gustav Freytags, der erst durch den Kampf des Sprachvereins auf das Übermaß der entbehrlichen Fremdwörter sogar in seinen Schriften aufmerksam gemacht wurde und dann viele Hundert durch bessere deutsche Ausdrücke ersetzte: er hatte eben beim ersten Hinschreiben ohne guten Grund ein Fremdwort vorgezogen. Und Freytag war nicht der Mann, nicht der Schriftsteller, der sich aus Furcht vor dem Urteil eines noch so mächtigen Vereines zu solcher Säuberung verstanden hätte; er war vielmehr, um die Worte der Erklärung von 1889 einmal richtig anzuwenden, durch „verständige Rede und Schrift von berufener Seite auf den verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter“ hingewiesen worden. So handelte ein wahrhaft bedeutender Mensch und Künstler zum dauernden Gewinn für seine Werke; die unbedeutenden hielten unverbrüchlich an jedem ihrer Fremdwörter fest.

Es gibt also gemäß Gildemeisters allgemeinem Ausspruch nur die eine Möglichkeit: alle in diesem Buche mit widerwärtigen Proben vertretenen Schriftsteller, von denen der mildeste Beurteiler zugeben muß, daß sie ohne guten Grund, ja ohne irgendeinen vernünftigen Grund, vielmehr nur aus nachlässiger Gewohnheit das Fremdwort dem deutschen Ausdruck vorgezogen haben, sie alle sind schlechte Schriftsteller. So weit gehe nicht einmal ich, denn so mancher macht durch andre glänzende Eigenschaften seines Stils die schlechte

welschende Spracherziehung beinahe wett oder versöhnt uns durch den ungewöhnlich wertvollen Inhalt bis zu jenem Grade, wo uns die Form zwar noch stört, doch nicht mehr das Lesen verefelt. Ich hoffe, der Leser wird längst gemerkt haben, daß ich Unterschiede mache zwischen Fremdwörtern und Fremdwörtern, z. B. zwischen einem Schriftsteller wie Gildemeister, der nur zuweilen überflüssige Fremdlinge einmischt, und einem wie Lamprecht, der in den letzten Bänden seiner Deutschen Geschichte kaum einen längeren Satz in reinem Deutsch hinschreibt.

Hier noch ein Beispiel gerade aus Gildemeister. Er fährt über den angeblich mit „gutem Grunde“ das Fremdwort vorziehenden Schriftsteller fort: „Er wählt zwischen fremden und einheimischen Worten genau (?) nach demselben Prinzip, nach welchem er auch zwischen mehreren deutschen Worten wählt.“ Hat etwa Gildemeister nach diesem Prinzip „Prinzip“ gewählt? Will jemand, der Latein und Deutsch kennt, wirklich behaupten, aber ohne Haarspalterei und Phrasenmacherei, daß der geringste erkennbare Unterschied zwischen Grundsatz und Prinzip besteht? Und sollte Grundsatz sich nicht vollkommen „decken“, — ist Prinzip auch durchaus verschieden von Urgrund, Leitgedanke, Leitsatz, Richtschnur, Grundgedanke, Geschmacksgrund, Kunstanschauung usw., so daß noch von einem „guten Grunde“ des Vorziehens des Fremdwortes die Rede sein kann? Gildemeister hat „Prinzip“ keineswegs nach sorgfältiger Wahl zwischen dem einen fremden und den vielen deutschen Wörtern vorgezogen, sondern weil es ihm durch die Gewohnheit bequem zur Hand war und von selbst in die Feder floß. Mit „Prinzip“ steht es nicht um ein Haar besser als mit hundert andern Allermeltswörtern.

Wenn irgendwo Autoritäten gelten, gelten sie auf diesem Gebiet, heißt es bei Gildemeister: mit den Autoritäten meint er unsre Klassiker. Über diese als Autoritäten, also als Vorbilder, für den heutigen Sprachgebrauch, wurde schon mehr als einmal ausführlich gesprochen; die Autorität des Größten wird im nächsten Abschnitt zusammenhängend geprüft. Immer wieder aber muß gesagt werden: so schwer das Gewicht unsrer Klassiker für die Grundfragen der Sprachform und des Stiles wiegt, — grade in dieser einen Frage, der Fremdwörtererei, dürfen uns als Lehrer nicht Schriftsteller gelten, die, im französischen Zeitalter erzogen, sich selbst erst mit gewaltigem innerem Ringen sprachlich aus fremdem Joche hatten erlösen müssen. Nicht der lächerlichste Fremdwörterler von heute dürfte noch die zahlreichen einzelnen Fremdwörter, ja die vielen zusammenhängenden fremdwörtelnden Wendungen wagen, die Goethe und Schiller in aller Unschuld niederschrieben, ohne uns dadurch weniger verehrungswürdig zu erscheinen. Es ist ein gewisser Unterschied, ob ein heutiger Germanist vom *providentiellen Moment* in Goethes Leben, oder ob Goethe über Windt Imann schreibt: *Wir finden bei ihm das nie nachlassende Streben nach Astimation und Konsideration.* So wie Goethe schrieben, ja so sprachen die gebildetsten Menschen des 18. Jahrhunderts; so aber darf heute nicht mehr der Musterreiter, der Oberkellner, der Feldwebel schreiben, von denen Gildemeister angesichts der Sprache vieler wissenschaftlicher Männer mit durchaus nicht gerechtfertigter Verachtung spricht. Ja so darf heute kein noch so gelehrter Professor, kein noch so berühmter Germanist mehr schreiben. Wenigstens keiner, ohne uns als alberner Oecl zu erscheinen. Was aber für uns Lebende vielleicht das Wichtigste: keines aller jener Goethen und Schillern so geläufigen Fremdwörter hat sie beide lange überlebt! Wie hohle Wortmacherei ist uns nach solchen Beispielen — wenigen aus den Hunderten, die möglich wären — der gedunsene Satz in der „Erklärung“ von 1889: „Unsere durch die Freiheit (die der Fremdwörter?) gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich (!) das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer (?) Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen.“ Warum aber überhaupt erst eine Hochflut von Fremdwörtern sich ruhig über unsre Sprache ergießen lassen? Und wo ist er denn, dieser bereichernde Gewinn nach der Fremdwörterhochflut des 18. Jahrhunderts? Wie heißen denn die wunderbaren dauernd am Leben gebliebenen Fremdwörter für die angeblich nagelneuen Begriffe, die sich das Deutsche aus dem eignen Reichtum zu schaffen unfähig gewesen wäre?

Gildemeisters Beispiele und Beweise franken durchweg an dem seltsamen, freilich von den meisten Welschern begangenen Fehler, daß er, um die Unentbehrlichkeit irgendeines Fremdwortes zu erweisen, diesem ein einziges beliebig herausgegriffenes, eben nicht entsprechendes deutsches Wort gegenüberstellt und dann fragt: Müssen wir also nicht das Fremdwort beibehalten? Er, der sprachgewandte Übersetzungsmeister, besann sich in solchen Fällen niemals auf die Fülle guter deutscher Wörter, die uns sonst noch zu Gebote stehen. Er will z. B. durchaus Kanone beibehalten, denn: 'Feuerschlünde klingt mir zu gespreizt für die schlichte Kanone'. Ja, wer schreibt denn Feuerschlünde für Kanone? Doch nur der Dichter; in der Dienstsprache heißt es schon seit mehr als einem halben Jahrhundert Geschütze, nur so z. B. in Moltkes Werken. Die Kanone ist aus der Prosa so gut wie verschwunden und grade durch diese Seltenheit wieder zum Dichternwort geworden.

Das Erstaunlichste aber an Gildemeister, dem außergewöhnlichen Sprachkenner, ist seine Blindheit gegen den offen vor Augen liegenden Zusammenhang der Welscherei mit dem Abstumpfen des sprachlichen Feingefühls, dem Mißachten der Sprachgesetze, kurz mit dem grade von ihm so eindringlich geschilderten Verludern der Sprache. 'Es ist rätselhaft', schreibt er, 'wie es zugeht, daß die deutsche Sprache in den Urzeiten und das Mittelalter hindurch höchst korrekt und sauber die logischen Kategorien unterschied, . . . für die Komparativfälle, denn', für die Vergleichung, 'als', für die Frage, 'wie' hatte und niemals eine mit der andern verwechselte, . . . und wie dann in einem Zeitalter höherer Bildung, im Jahrhundert der Reformation, auf einmal eine Verwirrung dieser schönen Ordnung eintrat.' Rätselhaft hieran ist einzig, daß es für Gildemeister ein Rätsel war. Die höhere Bildung mit ihrem lateinischen Blutgift im Jahrhundert der Reformation, ihrem französischen im 17. Jahrhundert, die aus beiden zusammenfließende Verseuchung durch die Fremdwörterlei aller Schreibenden — was gibt es da noch zu enträtseln? Gildemeister hatte den Finger auf die Wunde gelegt und fühlte sie nicht.

Rümelin verdient geringere Beachtung als Gildemeister; seine dürftigen Kenntnisse in den lebenden Fremdsprachen und die gar zu bequeme Art der Behandlung unsrer Frage machen die Auseinandersetzung mit ihm allzu leicht. Er glaubt an eine unwiderstehliche 'Naturkraft', die der deutschen Sprache so viele Fremdwörter zugeführt habe. Ach, wir kennen die Naturkräfte, die im 16. und 17. Jahrhundert Deutschland mit Fremdwörtern überschwemmt haben: Ohnmacht des völkischen Bewußtseins und Dünkel der Gelehrtenkaste. Von diesen Naturkräften ist die eine heute nicht mehr mit gleicher Stärke wie ehemals am Werke, die andre vielleicht noch wirksamer als in früheren Jahrhunderten. Eine in der deutschen Sprache selbst waltende Naturkraft der Fremdwörterlei gibt es nicht.

Was aber sagen die Leser zu Rümelins stärkstem Beweisgrund für die Unschädlichkeit, ja Nützlichkeit der Fremdwörter: 'Ich fühle mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf (!) ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Tee oder französischen Wein trinke!' Das heilige innerste Leben und Weben der Menschenseele verglichen mit dem gleichgültigen Plunder, der unsre Haut wärmt, unserm Gaumen einen vorübergehenden Reiz verschafft. Welch eine Auffassung vom Wesen der Sprache, von ihrer Rolle im Geistesleben! Bei solcher Gesinnung wäre es das Natürlichste, doch lieber gleich das australische Englisch oder das Französisch von Bordeaux als Landessprache anzunehmen: auf diese Weise bekämen die Welscher endlich wenigstens eine reine Sprache. Geistreicher als Rümelin läßt Horaz (in der 10. Satire) einen römischen Sprachgecken seine griechischen Fremdbroden verteidigen: 'daß der Falerner mit Chioswein gemischt noch besser schmecke'. Aber es gibt ja Deutsche genug, die den Gedanken Rümelins fortspinnend, mit der erhabenen *internationalen Geste* erklären, ihr deutsches Gewissen fühle sich um kein Haar mehr belastet, wenn sie ihre Steuern an die französische Regierung abliefern, als wenn sie das an die deutsche tun. Diese Gesinnung hat uns teures deutsches Land gekostet, — sie wird uns noch mehr kosten.

*

Ein Satz Gildemeisters leite uns hinüber zu einer andern Verteidigung der Fremdwörter. Er, wie übrigens alle Verteidiger, beruft sich auf die Fremdwörter der andern Völker, besonders der Franzosen und Engländer, und führt z. B. aus einem wissenschaftlichen Aufsatz der *Revue des Deux-Mondes* an: *problème, économie, caractères, idées, puéril*, die er als Fremdwörter bezeichnet, weil sie nicht dem lateinischen oder griechischen Sprachschatz entstammen, aus dem die alten Gallier beim Formen ihrer neuromanischen Sprache vor bald zwei Jahrtausenden schöpften. Hätte sich Gildemeister an einen lebenden Franzosen, selbst an einen weniger gebildeten, gewandt, statt nur sein geschichtliches Wörterbuch des Französischen zu befragen, so hätte er gehört, daß keines jener Wörter in Frankreich als unfranzösisch empfunden wird. Selbst der Ungebildete sagt alltäglich: *C'est un problème difficile . . . Elle ne fait pas d'économies . . . Quel vilain caractère . . . Il a des idées . . . C'est puéril*. Er weiß ganz genau, was jedes der Wörter bedeutet, wenn er auch nicht ihren lateinischen oder griechischen Ursprung nachweisen kann, so wenig wie der nicht sprachwissenschaftliche Deutsche den griechischen von Tisch, den lateinischen von Keller. Ein Franzose würde den deutschen Sprachgelehrten auslachen, der ihm sagte, *économie, idée, caractère* usw. sind Fremdwörter.

Indessen es ist wahr: es gibt im Französischen und im Englischen eine Anzahl wirklicher Fremdwörter, weit überwiegend streng wissenschaftlicher, die der ungebildete Franzose und Engländer als nicht echt französisch und englisch empfindet. Aber auch die gelehrten Franzosen und Engländer machen keinen Versuch, diese Fremdlinge einzubürgern, sondern heften ihnen das Fremdenchild durch den *Cursiv* Druck an. Gegen ein Fremdwort der Gesandtschaftsprache wie *le Hinterland* lief jüngst die französische Presse Sturm, und gegen die Fremdwörtererei gewisser Pariser Gigerl, die sich mit ihrer Kenntnis einiger englischer Brocken spreizen, hat sich sofort ein Sprachschutzverein gebildet. Es ist ferner ein gewaltiger Unterschied, ob eine Sprache wie die französische mit ihrem zu mehr als 99 vom Hundert lateinischen Wurzelbestande noch ein paar lateinische oder selbst griechische Wörter in den wissenschaftlichen Fachgebrauch aufnimmt, oder ob die reine deutsche Sprache, die 'Hauptsprache', wie man sie, stolz auf ihre Urreinheit und im Gegensatz zur französischen und englischen Mengelsprache, im 17. Jahrhundert nannte, ob sie Tausende von durchaus fremdklingenden Wörtern aus fast allen Sprachen Europas für die einfachsten Begriffe in die Rede der Wissenschaft wie des Alltages stopft, ja bei dieser Manicherei selbst vor den Urbegriffen nicht Halt macht. Freilich, für eine so naturwidrige Krankheit wie das fremdwörtelnde Gemauschel muß die französische Sprache sich ein deutsches Wort borgen: *L'Autlaenderie est encore un défaut des Allemands*, schrieb vor Jahren die *Revue critique*. Auch dem Engländer, trotz seiner halb germanischen Sprache, sind die romanischen Laute in Stämmen und Endungen seit bald einem Jahrtausend so geläufig, daß ihm ein paar mehr oder weniger neue lateinische Eindringlinge auf *ation, ition, ution, ible, able* usw. nichts ausmachen. Daß man aber selbst in England von der gelehrttuerischen Sprachmengerei nichts wissen will, wurde schon bemerkt. In einer eingehenden Untersuchung über 'die deutschen Wörter im Englischen' (von A. Heinrich in der Zeitschrift 'Die neueren Sprachen', 1913, Band 20) wird festgestellt, daß das große Oxford-Wörterbuch ganze 80 deutsche Wörter auführt, daß davon jedoch etwa 60 nur äußerst selten von einem Engländer gebraucht werden. Und da bichtet der welschende Germanist G. Rötke dem Englischen und Französischen, in denen beiden er gleichmäßig unwissend ist, mehr Fremdwörter an, als es im Deutschen gibt! Er weiß nicht, daß für die beiden aus dem Romanischen beliebig schöpfenden halb oder ganz romanischen Sprachen von romanischen Fremdwörtern überhaupt nicht gesprochen werden darf. Es muß wiederholt werden: Stände es um die deutsche Fremdwörtererei nur so wie um die französische oder englische, so spräche bei uns kein Mensch darüber.

Aber der 'Kulturzusammenhang der Welt! Um seinetwillen darf das Deutsche angeblich nicht auf seine hunderttausend Fremdwörter verzichten. Mit dieser hohlen Phrase haben die Fremdwörtler ja seiner Zeit Eingeschrieben und Postlagernd bekämpft, die an-

geblich 'kosmopolitischen Wörter' *Rekommandiert* und *Posterestante* verteidigt (vgl. S. 255). Hören wir Rümelin in seiner 'Berechtigung der Fremdwörter' (1887): 'In der höheren Technik, in der technischen Chemie, den Ingenieurwissenschaften arbeiten, vielleicht noch mehr als in den akademischen Disziplinen' (er meint Fächern, Zweigen, Gegenständen, Berufen, Gebieten; wählt aber, aus welchem 'guten Grunde' wohl?, das Fremdwort) 'stets die besten Köpfe aller Völker wetteifernd an den gleichen Problemen (!) und bedürfen dazu einer gemeinsamen Terminologie'. Sie bedürfen ihrer nicht und — sie haben sie nicht! Die besten Köpfe der gewerblichen Wissenschaften kennen fast alle mehr als eine Sprache; selbst die Franzosen und Engländer lesen die wichtigsten Bücher und Aufsätze ihrer Fachgenossen in den zwei fremden Hauptsprachen, müssen sie in diesen lesen, weil mit seltenen Ausnahmen keine Übersetzungen erscheinen, nicht zu erscheinen brauchen, da kein Bedürfnis besteht. Doch wäre das selbst anders: muß der deutsche Chemiker oder Maschinenbauer französische und englische Fremdwörter in Massen anwenden, damit ein zurückgebliebener Franzose und Engländer ihn verstehe? Aber dieser Franzose und dieser Engländer müssen ja außer der ihnen vielleicht geläufigen 'gemeinsamen Terminologie' so viel Deutsch können, um alles andre außer den Fremdwörtern zu verstehen! Und der ausländische Fachmann, der es so weit gebracht, sollte nicht die paar Fachausdrücke in deutscher Sprache hinzulernen?

Aber das ganze Gerede von der gemeinsamen Terminologie, will sagen Fachsprache, ist ja nichts als beweisloser Wortdunst. Nehmen wir die Gewerbswissenschaft, die heute stolz an der Spitze des schaffenden Völkerlebens schreitet: die der Anwendung des elektrischen Stromes. Ich stelle einfach die Hauptbegriffe in den drei Hauptsprachen aus einem Fachwörterbuch nebeneinander:

Draht, *wire, fil*
 Birne, *bulb, ampoule*
 Glühlampe, *glow lamp, lampe à incandescence*
 Sammler, *storage battery, accumulateur*
 Klemme, *terminal, borne*
 Strom, *current, courant*
 Drehstrom, *rotatory current, courant tournant*
 Gleichstrom, *direct current, courant continu*

Wechselstrom, *shuttle current, courant inverse*
 schalten, *join up, grouper*
 Schalter, *switch, commutateur*
 Messer, *meter, mètra*
 Dose, *box, boîte*
 Ritz, *strand, toron*
 Fassung, *socket, douille*
 Spannung, *tension, voltage*
 Spule, *coil, bobine*

Wer je einer Jahresversammlung von Fachmännern aller Bildungsvölker in Deutschland oder im Auslande beigewohnt hat, der weiß, daß die tüchtigen Ausländer alle wichtigsten Fachausdrücke der deutschen, französischen, englischen Fachwissenschaften geläufig beherrschen. Wie könnte das anders sein? Sie lesen jahraus, jahrein die wichtigsten Fachzeitschriften und bedürfen keiner gemeinsamen 'Terminologie' zum vollen gegenseitigen Verständnis, zur 'wetteifernden Arbeit an den gleichen Problemen'. Rümelin meinte: Aufgaben, Versuchen, Fragen, Zielen, Rätselfn, Gegenständen, Vorwürfen, wählte aber aus dem sehr wenig guten Grunde der schlübernden Bequemlichkeit das Formelwort 'Problem'.

Auf dem Seelengrunde aller unsrer Völker wirkt aber in Wahrheit eine ganz andre Anschauung als ihre zur Schau getragene von der 'Kulturgemeinschaft der Völker', die da fordere, daß das deutsche Volk sich auch auf solchen Gebieten, die es besser als irgendein andres Volk bemeistert, mit seiner Sprache demütig allen andern unterordne. Kein zweites Volk versteht die Kulturgemeinschaft in diesem Sinne, jedes will Herr für sich bleiben, mit Herrenvölkern neben sich; einzig das deutsche Volk verzichtet mit altgewohnter Selbstverständlichkeit auf die Herrschaft und ist bereit, um der 'Kulturgemeinschaft' willen Schleppenträger statt Herr zu sein. Nicht einmal für die Philosophie wäre aus dem Grunde der Gemeinsamkeit der Wissenschaft eine besondere Fachsprache notwendig: der französische und englische Philosoph, der es fertig bringt, ein philosophisches Werk in deutscher Sprache zu lesen — eine der schwierigsten Aufgaben für den menschlichen Geist —, wird mit seinem Verständnis an den paar deutschen Fachausdrücken nicht scheitern.

Kant untersuchte ‚das ontologische Problem‘, weil die gelehrte Welt damals allgemein so schrieb. Ist die ‚Frage des Wirklichen‘ etwas anderes? Gewiß nicht, nur verständlicher ist sie, auch denkrichtiger. Ebenso steht es mit Kants ‚intelligibler Realität‘, die um kein Haar mehr ist als die ‚gedankliche Wirklichkeit‘. Indessen Kant durfte im 18. Jahrhundert schreiben, wie er geschrieben; wenn Simmel heute so schreibt, so verrät er nur seine sprachliche Unfähigkeit. Cudens verhältnismäßig reine Sprache beweist, daß die strengste Wissenschaft nicht zu welschen braucht. Cicero schrieb nicht einmal *philosophicus*, nicht *politicus*; eine politische Rede heißt bei ihm *civilis oratio*.

Widerliche Faselei über Kant sind z. B. diese Sätze eines Dr. S. Friedländer in seiner ‚Intellektualen Biographie‘ Nießches:

Nießches *historisches Philosophieren* ist wie das *Hexallits original* und *exzellent* durch den *Lebensaktus*, der es mit aller Schicksalschwere durchwuchtet: es ist göttlich . . . Durch ein Schirm-, Sperr- und Schleusensystem von kompliziertester *Retardation* hatte Kant *Idee* und *Realität* kritisch besonnen distanziert, welche *Distanz* bei Schopenhauer in eine *Alternative* zerbricht. Nießche läßt diese *Distanz*, diese *Alternative* nicht bloß bestehen, sondern macht sie geradezu *exorbitant*: aber den Wertakzent verlegt er von der *Idee* auf die *Realität*.

In Deutschland kann ein Sudler dieser Art es schnell zum Ruhm eines tiefsinnigen Denkers und glänzenden Darstellers bringen.

Ein Hauptunterschied zwischen den deutschen wissenschaftlichen Schriftstellern und denen der andern großen Geistesvölker ist der, daß die deutschen ihre buntscheckige Fachsprache nicht bloß für den engsten Fachkreis schreiben, was ja für die Allgemeinbildung gleichgültig wäre, sondern ihr Zigeunerdeutsch auch den hochgebildeten nichtgelehrten Lesern aufdrängen; denn zwischen der strengen Wissenschaft und der Verwertung ihrer Ergebnisse fließt die Lesermenge verschwimmen heutzutage die Grenzen. Der welschende Germanist z. B. beschränkt sich ja leider nicht auf seine *Acta Germanica*, spricht vielmehr, gleich jedem andern Zeitungschreiber, in den Blättern für den Tag, den Morgen, den Mittag, den Abend, die Woche, den Monat, zu Tausenden von nichtgermanistischen Lesern und trägt hierdurch zur Verschmutzung unsrer Schriftsprache so unaussprechbar bei. Der französische und der englische Wissenschaftler macht sich in seiner Fachsprache für die Fachgenossen hin und wieder etwas bequem; schreibt er jedoch für die unbekannte große Lesermenge, so wählt er nur solche Wörter, deren Sinn jedem Mittelgebildeten sonnenklar und geläufig ist. Auf keinen Fall erniedrigt er sich zur geckenhaft eiteln Pückerlei jenes gelehrthuenden Kastendunkels, der sich mit fremden Brocken-Bitällein den Ruhm einer grenzenlosen Sprachkenntnis erschwindeln möchte. So oft ich von der ‚internationalen Kulturgemeinschaft‘ lese, die eine ‚gemeinsame Terminologie‘ erheische, fallen mir die ägyptischen Esel- und Kameltreiber ein, die mir auf dem Pyramidenfelde ihren gutten Esel, Bissemark-Esel und ihr Willem-Kamel anpriesen. Solchen Vertretern des Weltbürgertums, dazu den Kutschern und Kellnern, den Gaunern und Dirnen aller Länder, mag man diese Art sprachlicher Kulturgemeinschaft anempfehlen; gebildete Menschen brauchen sie nicht, denn sie verfügen entweder selbst über eine anständige Kenntnis fremder Hauptsprachen, oder sie überlassen es den andern Völkern, die deutsche Sprache zu lernen. Selbst das Esperanto ist eine edlere Sprache, überhaupt mehr geschlossene Sprache als die deutsche fremdwörtelnde Zigeunerei.

*

Jede echtdeutsche Verkehrtheit ist unvollständig, solange sie sich nicht auf die deutsche Freiheit berufen hat. O, wir kennen sie, diese ‚deutsche Libertät‘, hinter die sich von jeher die unbaterländische Eigenbrötlei verkrochen, mit der sie gar sich frech gebrüstet hat. So fehlt denn auch in der ‚Erklärung von 1889‘ nicht der Phrasendrusch von ‚unsrer durch die Freiheit gedeihenden Sprache‘, nämlich durch die Vogelfreiheit, die Schopenhauer mit nicht zu groben Worten gebrandmarkt hat (S. 233). Die Rheinbundfürsten haben sich in der Franzosenzeit auf ihre Freiheit berufen, um sich der Kulturgemeinschaft mit Napoleon anzuschließen. Wichtig hat Heinrich von Kleist diese Art deutscher Freiheit gezüchtigt in

dem Auftritt am Schlusse der Hermannschlacht, wo sich der freie Ubierfürst Aristan gegen Hermann aufspielt:

Ich laß, mich dünkt, ein Blatt von deiner Hand,
Das für Germanien in den Kampf mich rief.
Jedoch was galt Germanien mir?
Der Fürst bin ich der Ubier,
Beherrscher eines freien Staats,
In Fug und Recht, mich jedem, wer es sei,
Und also auch dem Varus zu verbinden!

Was Hermann ihm erwidert, lese man selber nach. Milder sind seitdem die Sitten geworden; was aber kann uns hindern, an den ärgsten Welschern die wohlverdiente unblutige Strafe des Totschweigens durch Nichtlesen zu vollziehen? Die Franzosen und Engländer würden sie zweifellos über jeden Schriftsteller verhängen, der engländern oder französeln oder deutscheln wollte.

*

Ver sagt aber die Kulturgemeinschaft mit ihrer ‚weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit‘, ver sagt gar die deutsche Freiheit, dann gibt es für die Fremdwörtler noch eine letzte Verteidigungswaffe: das öde Geschwäg vom Purismus und den Puristen. Sie sind nicht einmal imstande, denen, die ihnen in ehrlichem Deutsch die Verschmutzung der Sprache vorwerfen, mit einem deutschen Scheltwort zu erwidern, sondern müssen sich aus ihrem welschen Wortschatz die Bezeichnungen holen — wofür? Für das Reinhalten und die Reiniger der deutschen Sprache von fremdem Gerümpel. Die Schmutzigen verhöhnen die Saubern ob ihrer angeblich zu großen Sauberkeit! Zum Glück haben diese lächerlichen Scheltwörter in neuester Zeit ihre Wirkung eingebüßt: die Gebildeten wissen jetzt, daß die besten Männer Deutschlands als Puristen gewirkt haben; sie sehen überall die Früchte des Purismus und sind ihrer froh. Es ist den Puristen ähnlich ergangen wie einst den von den Spaniern beschimpften niederländischen ‚Geusen‘ oder den von Napoleon verachteten deutschen ‚Ideologen‘, denn noch immer hat die Begeisterung gesiegt über den, der nicht begeistert war. In der deutschen Sprachgeschichte werden die Puristen gewiß eine andre Rolle spielen als die Welscher und die zu diesen gehörenden ‚Erklärer‘. Sie spielen sie schon jetzt, nachdem in meinen ‚Deutschen Sprachschöpfern‘ ein Wörterbuch ihrer ungeheuren dauernden Leistungen vorliegt.

Was ist ein Purist? Wer von den Lesern hat schon einen lebendigen gesehen? Die Fremdwörtler erfinden sich, aus der Not des bösen Gewissens, einen Narren oder eine ganze Narrenzunft, die jedem Fremdwort den Tod geschworen habe und, wie angeblich Philipp von Hesen, jedes aus einer fremden Sprache stammende Lehnwort verdeutschten wolle. Unfehlbar bekommt von einem richtigen Fremdwörtler der sich zur Sprachreinheit Bekennende die geistreiche Entgegnung zu hören: Ach so, Gesichtzerker für Nase, Windfang für Mantel, oder doch: Handlungsstück für Drama, Leierfang für Lyrik, Gebärerin für Natur. Es gibt, außer im Hirn der unwissendsten Fremdwörtler, heute keinen irgendwie bekannten oder beachtenswerten Sprachreiniger, der die Beseitigung sämtlicher aus fremden Sprachen entnommener Wörter, Lehn- oder Fremdwörter, verlangt oder zur Zeit für möglich, ja für wünschenswert hält. Mir wird niemand das Zeugnis verweigern, daß ich es an Begeisterung für eine möglichst reine Sprache mit jedem aufnehme; doch wird auch keiner von mir das falsche Zeugnis ablegen, daß ich ein Purist in dem bezeichneten Sinne sei. Meine Lehre wie mein Beispiel widersprechen dem mit überzeugender Deutlichkeit. Schämten sich die Freunde saubrer Rede nur nicht, sich ein törichtes Fremdwort ihrer Gegner anzueignen, so wäre es kein übler Schachzug, wenn sie sich frei und stolz Puristen, dann aber die Fremdwörtler Schmutziane, oder nach Jean Pauls Vorschlage Makulisten, nannten. Vor der öffentlichen Meinung der Gebildeten haben die Puristen schon jetzt die größere Macht, und dem Mutigen gehört die Welt.

Fünfter Abschnitt. Unsre klassischen Puristen.

Goethe und die Fremdwörtererei.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. (Goethe in dem Aufsatz „Deutsche Sprache“.)

Die Sprachreinigkeit, der wir uns doch auf alle Weise zu fügen Ursache haben. (Goethe an Schults, 25. Mai 1816.)

Die Puristen befinden sich, wie gesagt, in der allerbesten Gesellschaft: jeder große Schriftsteller, nicht bloß der deutschen Literatur, war Purist. Die Welscher bilden eine Gesellschaft für sich; daß sie keine gute, geschweige die beste ist, beweist die Tatsache, daß es noch niemals einen bleibend großen Welscher gegeben, noch nie einen bedeutenden Lehrer des Stils, der nicht die Reinheit der Sprache für eins der wichtigsten Erfordernisse erklärt hätte. Ein Purist war Aristoteles; Puristen waren Quintilian und Cicero. Über Luthers Sprachreinheit lese man auf S. 180. nach; über Lessings Ansicht auf S. 250. Ed. besudelte in seiner halbdiebischen Überarbeitung von Luthers Bibel die deutsche Rede überall mit gelehrten Fremdwörtern: Fundament, Regent usw., ganz so wie der welschende Professor und „Erklärer“ Weizsäcker das in unsern Tagen verübte (S. 180). — Nachgetragen sei noch Lessings Wort von 1755 über den Titel seines Lustspiels „Der Misogyn“: „Der Verfasser hätte wohl sagen können Der Weiberfeind, denn ist es nicht abgeschmackt, seinen Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann?“ Und etwas ganz andres als das Gerede von der fehlenden Nuance ist Lessings Wort: „Persiflage . . . ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutschen von der Sache nichts wissen“. Wäre dies wahr, — es ist aber nicht wahr —, so ließe sich allerdings gegen Persiflage ebenso wenig sagen, wie etwa gegen Sonett, Terzine, Muezzin, Watschisch. Nicht fehlen darf auch hier der Satz des Puristen Kant: „Fremde Wörter verraten entweder Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit.“ Auf den Ausspruch: „Höchste Geistes- und Seelenbildung bekundet es, alles in der Muttersprache ausdrücken zu können“, würde ich größern Wert legen, rührte er nicht von einem unsrer unverständlichsten Schriftsteller her, der allerdings nicht gerade ein Fremdwörterler war: von Hegel.

Daß die auch nur um einen Ton gehobene Sprache die Fremdwörter aus ihrem Munde speit, ist allgemein bekannt (vergl. S. 256). „Wenn sich die wissenschaftliche Sprache (gemeint ist die fremdwörterlende) am unrechten Orte einmischt, auf der Kanzel, in der Geschichtsschreibung, im Gedicht, so zische man den unreinen Barbaren aus“ (Herder). Was für ein närrischer Purist muß jener Fichte gewesen sein, der inmitten des französischenden Berlin seine Reden an die deutsche Nation in einer kaum je erhört reinen Sprache hielt. Oder jener Schiller, der alle seine zuerst in den Horen gedruckten Gedichte für die Buchausgabe von Fremdwörtern säuberte, selbst von den nichtanstößigen, also ganz puristisch. Im „Spaziergang“ hatte es geheißt: *Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln*; für „majestätisch“ trat „prangend“ ein. In dem Verse *Prüfet der Elemente Gewalt* mußten die Elemente den Stoffen weichen. Zu wie viel schönerer Wirkung wurde in den „Idealen“ geändert *Bis warm von sympathetischem Triebe in Bis teilend meine Flammentriebe*. Nun gar jener Uhland, neben Grimm unser größter Germanist, der in seinem wirklich ein kleinwenig übertreibenden Purismus so weit ging, zulässige Fremdwörter, die schon auf der Grenze zum Lehnwort stehen, wie Chronik, Strophe, Text, mit Zeitbuch, Gesäß, Wortbestand zu verdeutschen. Wilhelm Schlegel, mit seinem Feingefühl für die künstlerische Seite der Sprache, strich bei der Durchsicht seiner Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst (1808) Duzende von Fremdwörtern und ersetzte sie durch klarere deutsche Ausdrücke, z. B. Fiktion durch Erdichtung, Naturell durch Anlagen, Präzision durch Bestimmtheit, Elemente durch Bestandteile, Energie durch Nachdruck, direkt durch geradezu, Intention durch Absicht, selbst das beinahe eingebürgerte Klima durch Himmelsstrich.

„Nodenachtreter, Wältschenanbeter, Fremdwortkneiter“ schalt uns Wischer, der große, der mit B, und tröstete sich und uns mit dem Zusatz: „Doch wie oft er entgleist, Empor sich ringender, Richtumzubringender Ureigener Geist“. Schade, daß er zwei Jahre vor der Erklärung der 41 Führenden starb! Die Antwort dieses Auch Einen auf Erich Schmidts etwaiges Ersuchen um seine Unterschrift wäre ein echtwischerisches Stück deutscher Prosa gegen die Wältschenanbeter, Fremdwortkneiter geworden, ein Wischer vom Wischer, wie er selbst einmal aus anderm Anlaß gescherzt hat.

Jakob Grimms entscheidende Äußerung über die Fremdwörtererei lautet: Jeder Sprache, welche sie auch sei, stehen außer ihren heimischen Wörtern auch fremde zu, die der Verkehr mit Nachbarn unausbleiblich einführt und denen sie Gastrecht widerfahren ließ. Sie nach langer Niederlassung auszutreiben, ist ebenso unmöglich, als es die Reinheit der Sprachsitte gefährdet, wenn ihr Zubrang leichtsinnig gestattet wird. Ein wenig zu lau, aber ausreichend, um die Grenze zwischen Lehnwörtern nebst unentbehrlichen Fremdwörtern und überwuchernder Fremdwörtererei scharf zu ziehen. 999 von 1000 Fremdwörtern unsrer Gelehrtensprache sind nicht durch den Verkehr mit Nachbarn harmlos eingeführt, sondern durch Pennälerdünnel und Sprachohnmacht unsrer Gelehrten stümperhaft erzeugt. Wie Grimm sich selbst gegen Fremdwörter verhielt, erweisen seine annähernd sprachreinen Schriften; wie geringschätzig er von ihnen dachte, bezeugt sein Weglassen aus dem Grimmschen Wörterbuch der deutschen Sprache. Wie ihn, den Begründer der Germanistik, das Zigeunerdeutsch vieler heutiger Germanisten anekeln würde, fühlt jeder sprachgesunde Bildungsmensch.

*

Nach dieser Vorschau zu unserm größten Puristen Goethe, dessen Geltung wir alle bis zu den äußersten Grenzen achten, auch da wo wir ihm in Einzelheiten ehrerbietig widersprechen müssen, weil er kein Gott und kein Halbgott, sondern ein sehr großer Mensch mit den Endlichkeiten alles Menschentums gewesen. Zum höchsten aller Vorbilder nehmen wir ihn in allem Schönen und Edlen, nicht aber da, wo er strebend sich bemüht und geirrt hat. Der folgenden Darstellung der Ansichten Goethes über Sprachreinheit und Fremdwörtererei liegt des Verfassers Abschnitt „Goethes Sprache und Stil“ in seinem Buche „Goethe, der Mann und das Werk“ zugrunde; zur Ergänzung sei auf das Namenverzeichnis des vorliegenden Buches unter „Goethe“ verwiesen.

Die größten Menschen hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen (Goethe); unser größter Sprachschöpfer und Stilmeister mit dem seinigen, dem 18., durch seine Stellung zur überkommenen Fremdwörtererei. Manche unsrer ärgsten heutigen Welscher verteidigen ihre aus eitlen Gelehrttum und Unbegabung zu edler Reinheit fließende Sprachfliderei gern durchs Verufen auf Goethes Beispiel. Dies wäre höchst unziemlich, selbst wenn Goethe ein Fremdwörtler heißen dürfte; denn wir ertragen seine zu weit getriebene Fremdsprachigkeit in einigen Prosaschriften — in keiner seiner lebendigsten — doch nur darum, weil er unser größter Dichter und Prosakünstler ist; mit welchen Meisterwerken aber können unsre Welscher ihr kunstloses Zigeunerkauderwelsch rechtfertigen?

Der Grundzug in Goethes Sprachwesen war der zu reinem Deutsch, und in gewissem Sinne muß er als einer unsrer kühnsten Puristen gelten. Man prüfe die 138 in meinen „Deutschen Sprachschöpfern“ aufgeführten Neubildungen Goethes, deren meiste zum Ersatz von Fremdwörtern bestimmt waren. Von früh auf zeigte sich bei diesem Großmeister deutscher Sprache der triebmäßige Widerwille gegen die Fremdwörtererei. Als Leipziger Student von 16 Jahren ermahnte er die Schwester Cornelia, doch ja keine Fremdwörter zu gebrauchen. Vom Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn belehrte ihn sein künstlerisches Sprachgefühl: Fremdwörter sind Fliden und Fleden am Kunstwerk. Zu einer Zeit, als überall in Deutschland fast ebenso wüß gewelscht wurde wie unter der wissenschaftlichen Sprachverwilderung der Gegenwart, strich Goethe mit voller Absicht eine beträchtliche Zahl überflüssiger Fremdwörter aus dem Urköß. Aus Kommission wurde

Auftrag, aus Detachement: Haufen, aus dem Deklamieren gegen die Weiber: schelten; ja er strich Fremdwörter, die an ihrer Stelle nicht unwirksam waren, wie Baldachin, Rebellion, und schrieb dafür Prachtvorhang, Aufruhr. Ausgemerzt wurden: appellieren, deplaciert, Descente, Spekulation, Viktualien, Virtuosität; sogar Humor, Materie, Szene mußten deutschen Wörtern weichen. Wie bezeichnend für Goethes Purismus sind folgende Verdeutschungen: *Aber um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben* wurde zu *Aber um dich, Adelheid, ist Leben*; statt *ging sehr ins Detail* schrieb er: *Allerlei durcheinander, Großes und Kleines*. Und fintemalen alle Verteidiger des Welsch in der Unentbehrlichkeit von ‚interessant‘ übereinstimmen (vgl. S. 260), so mögen sie sich eines Bessern durch Goethe belehren lassen, der die Stelle: *Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant* deutscher und wirksamer wandelte in: *Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht gefiel mir so wohl*. Ähnlich machte er aus Interesse nehmen: Anteil nehmen. Purist bis ins Alter ersetzte er noch in der Fassung von 1804 ‚in dieser Extremität‘ durch ‚in dieser hänglichen Lage‘, ‚gemessene Ordre‘ durch Befehl, ‚Diskurse‘ durch Verhandlungen. Absichtlich schrieb er in der ‚Campagne in Frankreich‘ gegen den damaligen allgemeinen Gebrauch von ‚royalistisch‘: ‚königlich Gefinnte‘ (nach Luthers Wort bei Johannes 4, 47).

Goethe war kein Purist von der närrischen Gattung, die sich die Fremdwörter aus der Tiefe ihres schlechten Gewissens schöpfen, — das zeigt die Stelle im 4. Aufzuge des *Öbb*; in dem Satze: *das Ebenbild des Kaisers, das ich auch in der gesudeltsten Malerei verehere* wurde Ebenbild durch das zeitgemäßere, wirksamere Konterfei ersetzt. Spannung für Kameradschaft, Sicherplatz für Asyl stehen schon im Urmeister. Für die erste Gesamtausgabe seiner Werke von 1787 strich er die Fremdlinge in Masse, obwohl er durch die Kanzleisprache seiner weimarischen Jahre vor Italien (1775—1786) an die damals allgemein übliche Frembländerei gewöhnt war, an solch Zeug wie: restribieren, instituieren, submissfest, Deliberation, Inkumbenz, Responsabilität usw. Wie bezeichnend sind auch seine puristischen Verdeutschungen in der Italienischen Reise, z. B. aus ‚proportionierlich‘ (im ersten Teilabdruck von 1787 im Merkur) in ‚verhältnismäßig‘, ‚Tableau von Neapel‘ in ‚Gemälde‘, ‚auf ein Volk kalkuliert‘ in ‚berechnet‘. Leider fehlt uns noch ein Wörterbuch für Goethes Sprache; es wird dereinst den zwingenden Beweis für seinen lebenslänglichen bewußten Purismus darbieten.

Daß Goethes Lieber fast ganz sprachrein sind, versteht sich von selbst: die Kunst verabscheut das gemeine Besitzen des Feieryergandes deutscher Rede mit fremden Lappen. Je erhabener das Dichtwerk, je tiefer dessen seelischer Gehalt, desto deutscher wird Goethes Sprache. In Goethes Nachlaß fand sich ein nichtvollendeter Beitrag zu den Venezianischen Epigrammen, der beginnt: ‚Ungern brauch ich in meinen Gedichten die anderen Sprachen.‘ Schon in einer Jugendschrift hohen Stils, ‚Von deutscher Baukunst‘, stehen auf 13 Druckseiten nur zwei Fremdwörter. Von der ganz fremdwortreinen *Iphigenie* war schon die Rede. Im *Egmont* gibt es nur 24 fremde Wörter, die meisten durch die Zeitfarbe des Dramas entschuldigt, ja gefordert. Der Tasso ist so gut wie rein; in beiden Teilen des *Faust* zusammengekommen kommen nur ganze 200 Fremdwörter vor, in Anbetracht des Inhaltes und des Zeittons, zumal im zweiten Teil, erstaunlich wenig, viele davon an ihrer Stelle ganz unentbehrlich.

*

So steht es mit Goethes Tun gegenüber den Fremdwörtern, und nach seinem Tun, nicht nach vereinzelt verwehenden Aussprüchen des leidenschaftlichen Mannes in einer gelegentlichen, doch nicht wortgetreu überlieferten Unterhaltung dürfen wir urteilen. Am wenigsten nach solchen, die er im berechtigten Unmut über törichte Angriffe schulmeisternder Sprachnörgler getan, aber — selbst nicht befolgt hat. Unschöpferische Sprachbasteler hatten sich zu Ende des 18. Jahrhunderts anmaßlich in Sprach- und Stilfragen breitgemacht; deren Eingriffe in das Recht, das nur den guten Schriftstellern zustände, wollte sich Goethe nicht gefallen lassen. Seinen Widerwillen gegen den nicht verdienstlosen Sprach-

reiniger und Neuwortbildner Campe und seinesgleichen begreift man nur, wenn man die Albernheiten in den ‚Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache‘ liest, die seit 1795 unter Campes Leitung erschienen. Da hatte ihm ein platter Schulfuchs, nicht etwa Campe selbst, ein Wort wie ‚tiefgeheimnisvoll‘ angestrichen, weil man weder Tiefgeheimnis noch tiefvoll sagen könne. ‚Mein blutend Herz‘ in der Iphigenie hatte ihm ein unwissender Pedant gerügt: es müsse heißen ‚mein blutendes Herz‘, denn — man sage ja auch nicht ‚mein schön Haus‘. Oder man hatte ihm den Vers: ‚Man spricht vergebens viel, um zu versagen‘ verballhornen wollen in ‚wenn man versagt‘.

Sich von solchen unschöpferischen Wortklaubern seine Sprache vorschreiben zu lassen, war Goethen freilich nicht zuzumuten. Und wenn das löbliche Streben nach Sprachreinheit überwiegend von solchen Dunimköpfen ausging, so versteht man, daß Goethe, unser großer Sprachreiner, von ihnen abrückte, ja sie heftig bekämpfte. Hierzu kam sein Widerwille gegen alles, was er in einem mit Heinrich Meyer zusammenverfaßten Aufsatz als ‚Neudeutsche-religios-patriotische Kunst‘ verwarf: die mit Teutschtümelei gepaarte Hinwendung protestantischer Schriftsteller zum Katholizismus, das Wiederaufleben der Vorliebe für den gotischen Stil, die ‚Luft an Ritterromanen und Schauspielen, Turnieren, Aufzügen, mit dem ganzen gotischen Spizen- und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgerät und selbst die Kleidung sich erstreckt‘. Irrtümlich brachte Goethe mit dieser Richtung die Sprachreiner zusammen, und so verzerrte sich ihm das Bild dieser von jedem Nebenzweck freien Bewegung. Damals und darum fielen die schon erwähnten leidenschaftlichen Äußerungen wie: ‚Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr und Barteres gefaßt hat‘; damals wurden die Spottverse geschrieben: Deutschland soll rein sich isolieren, Einen Pestfardon um die Grenzen führen (in dem Gedicht von 1816 ‚Die Sprachreiner‘), was ja selbst Campen nicht eingefallen war.

Nebenher aber — wie durchaus Goethisch! — liefen die eifrigsten Bemühungen, seine eignen Werke von Fremdwörtern zu säubern. Er schalt auf die Puristen und — lernte von ihnen, ganz so, wie Gustav Freytag und andre gute Schriftsteller nach ihrem Unterzeichnen der Erklärung von 1889 taten. Goethe machte sich über Campe lustig, schrieb spitzige Verse gegen ‚die furchtbare Waschfrau, welche die Sprache des Teut säubert mit Auge und Sand‘; dann aber kaufte er sich dessen Wörterbuch der deutschen Sprache für einen Dukaten und spottete: ‚Ich bin bemüht, so viel daraus zu lernen, als dieses Goldstück wert ist.‘ Es war für ihn viel mehr als einen Dukaten wert, und bald durfte Campe mit Recht nachdrücklich entgegnen: ‚Was unsern Glauben, daß die Benennungen Purist usw. keine beschimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Gewißheit erhöht, ist die Bemerkung, daß der Herr Geheimrat von Goethe oft selbst kühn und glücklich genug dem Geschäfte der Verdeutschung obliegt, daß er statt der unserer Sprache aufgebürdeten Fremdwörter neue deutsche bildet, daß er ferner auch von Andern vorgeschlagenen Verdeutschungen einen Platz in seinen Schriften gönnt.‘ Campe wies als Goethische Anleihen bei den Sprachenreinigern nach: ‚Beiwesen für Accessoria, untergelegte Pferde für Relais, überspringend für alternierend, das fast überkühne Strengling für Rigorist. War ja doch das von Goethe so sehr bewunderte ‚Gegenständlich‘ eine Schöpfung Campes für das abgedroschene und mehrdeutige ‚Objektiv‘. Bisweilen hat man das Gefühl, daß Goethe es Campen im Verdeutschten noch zuwortun wollte, um so recht zu zeigen, daß nur der Dichter der wahre Wortschöpfer und Sprachmeister sei. Nach Campes Stellbichein für Rendezvous bildete Goethe Süßzettelchen für *billet-doux*, wandelte beim Umarbeiten seiner Tagebücher und Briefe zur Italienischen Reise z. B. fentiert in gefühlt, Inkongruität in Unschicklichkeit, Aquädukt in Wasserleitung, Botanik in Pflanzenkunde, sogar eine Antike in ‚ein Altertum‘. Von Campe entnahm er Ehrenpunkt, Selbstigkeit und selbstisch für *point d'honneur*, Egoismus und egoistisch; bildete oder wählte selbst: Gespannen, Briefgespräch, Rächler, Geschwindschreiber, Einhelfer, Selbstlernererei, ewig, Irrgarten, umlaufen, bildhauerlich, ausheimisch, Lustiß,

geviert, eirund, beiblebig, Zweigefang, Gegenbilder, Zwischenreich, Auflebung statt: Kameraden, Korrespondenz, Faiseur, Stenograph, Souffleur, Autodidaktentum, absolut, Labyrinth, zirkulieren, plastisch, erotisch, Villa, quadratisch, oval, Amphibium, Duett, Pendants, Interregnum, Renaissance.

Der leidenschaftliche Purist Goethe begnügte sich nicht mit einer Verdeutschung, denn wie unerschöpflich reich ist unsre Sprache! Für zirkulieren z. B. schrieb er je nachdem: kreisen, noch kühner: runden. Für Journalist, dessen Unentbehrlichkeit ein Neunmalweiser jüngst behauptet hat (S. 180), bildete Goethe neben Zeitungsschreiber und Tageschreiber abwechselnd: Tag-, Wochen- und Monatsblättler, wie er schon im Tagebuch (19. Februar 1819) sich für 'Journal' vermerkt hatte: Tagchriſt. Er wechselte zwischen Kurort und Heilort, ja hier und da suchte er durch die Tat zu beweisen, daß man, will sagen daß er, so gut wie gar keine Fremdwörter und keine Verdeutschungshelfer benötige. Die scheinbar unerfesslichen Fremdlinge kosmopolitisch, Original, Prozeß, Disziplin, Generation, Trophäen, Vivat, Indifferenz werden gut verdeutschte: großweltlich, Urbild, Recht: handel, Mannszucht, Zeitgeschlecht, Kampfgewinne, Leberuf, Unteilnahme. Ja selbst solche Fremdwörter, die von ihren grundsätzlichen heutigen Gegnern zumeist noch einstweilen geduldet werden, verwirft der überstrenge Purist Goethe: statt Pragis schreibt er Ausübung, statt Theorie und Praxis: Lehre und Leben, statt Optimisten und Pessimisten: Höfner und Verzweifler, statt Harmonie Übereinstimmung, aus dem Rationalisten macht er einen Menschenverständler. Aber schon früher hatte er ja aus Vicenz (so bei Goethe statt Vicenza) nach Weimar geschrieben, er möchte 'einen schnellen Lauf [Kurfus] der Architektur machen'; noch früher beim Umarbeiten des Werther geändert: Discurs, emplojieren, Dimission, Permission in: unterreden, sich einem Geschäft widmen, Entlassung, Erlaubnis. Was sagen die Fremdwörter nun gar zu der puristischen Verdeutschung von Gesandtschaftsattachés in Gesandtschaftsuntergeordnete (in Dichtung und Wahrheit)? — Goethes sprachliche Durchsicht des Wilhelm Meister für eine Gesamtausgabe der Werke (1805/06) hatte zum Hauptzweck die Ausstilgung überflüssiger Fremdwörter.

Bis in die letzten Lebensjahre beschäftigte Goethen das Ausmerzen der Fremdwörter, der 'affirmative Purismus, der produktiv ist', wie sein spaßhafter Ausdruck lautete. Dem sinnenhaften französischen *percher* für das Sitzen des Geflügels auf Stangen stellte er ein kühngebildetes 'stängeln' gegenüber. Im Kreise der Mutter Schopenhauers in Weimar beteiligte er sich eifrig an der geselligen Arbeit guten Verdeutschens der Fremdlinge, schlug z. B. 'in der Schwebe sein' für balancieren vor. Zu Eckermann klagte er: 'Was sollen erst Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen,' und tabelte aufs schärfste das Wort *Komposition* für künstlerische Leistungen: 'Ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen verdanken und das wir so bald als möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe Don Juan komponiert? Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt.' Goethe verwirft die gebräuchlichsten Modefremdwörter, schreibt z. B. 'das gesittete Europa' und zwingt solchermaßen den seltsamen Erläuterer von Dichtung und Wahrheit in der Cottaschen Jubelausgabe H. M. Meyer zu der uns liebreich aufklärenden Anmerkung: 'das zivilisierte Europa', 'intemalen wir Goethes unbrauchbares Deutsch sonst nicht verstehen würden.

Dem Mitpuristen Riemer, der aber so gut wie nichts von Campes Findexblick und Glück besaß, stellte Goethe 1813 vertrauensvoll die Beseitigung von Fremdwörtern aus Dichtung und Wahrheit anheim: 'Ausländische Worte zu verdeutschten, sei Ihnen ganz überlassen', und 'Bei meiner letzten Sendung habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die Fremdwörter aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und rätlich sei, wie wir auch schon früher getan haben. Ich bin in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt.' Von Riemers Campen verdankten Verdeutschungen ließ Goethe u. a. gelten: folgerecht für konsequent, gradezu für direkt. Das von den Fremd-

wörtlern so gern angeführte Wort des Meisters: 'Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer bringen', bezog sich auf solche Übereifrige, welche die Monatsnamen und Wörter wie Natur, Musik, Literatur und dergleichen ganz ausmerzen wollten. In diesem Urtheil stimmt der Verfasser Goethen vollkommen bei.

*

Goethes lebenslanges Verhalten zu den Fremdwörtern, sein eiferndes Verdeutschern und seine polternde Abneigung gegen gewisse Verdeutschern erscheinen uns heute als treues Abbild des Ringens zweier tiefgegensätzlicher Zeitalter: des sprachkünstlerischen, des deutschen, das er für uns heraufgeführt hat, mit dem sprachrohen, dem barbarischen, aus dem er selbst hervorgegangen war. Nicht daß Goethe, gleich den meisten guten und besten deutschen Schriftstellern seiner Zeit, so viele allgemein gebräuchliche Fremdwörter gewohnheitsmäßig nachschrieb, hat für uns Erziehungswert; vielmehr daß er, in der Fremdwörterei des Franzosenzeitalters groß geworden, aus so sicherem Gefühl für die Unvereinbarkeit einer Fliedensprache mit der Wortkunst, im Ganzen und im Großen so herrlich rein geschrieben hat. Er, wie Schiller, hat sich in Briefen, Gesprächen und Schriften mindern Wertes zuweilen mehr, als uns lieb und dem vollen Verständnis zuträglich, gehen lassen. Selbst den unbelehrbarsten Verteidigern der Fremdwörter wird manches ausheimische Wort bei Goethe halb oder ganz unverständlich sein, z. B. Chromagenesie, stypisch, Abiaphorie, anastomosiert, depontenziert, Acheminement: und gar bei dem Fürsten der deutschen Dichter und Schriftsteller auf etwas so Ungeheuerliches wie eine 'equestre Statue' zu stoßen, ist einigermassen ärgerlich. Es gibt so manche Stelle bei Goethe, namentlich im Briefwechsel mit Schiller, die ohne Fremdwörterbuch selbst dem Hochgebildeten dunkel bleibt. Wenn Goethe in den Lehrjahren (2, 14) schreibt: 'Sie warf sich ihm wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals', — wer versteht dies? Wieviele wissen, daß *ressort* auch Schnappfeder bedeutet? In der neudeutschen Fremdwörtersprache kommt es ja nur in der Bedeutung 'Fach, Berufsgebiet' vor. Gegen 500 solche Fremdwörter sind inzwischen dem allgemeinen Schicksal jeder Unnatur verfallen: vergessen, geschnacklos, ja lächerlich zu werden, gewiß kein unbedenklicher Vorgang für das Dauerleben der Schriften eines Klassikers.

Ich sehe die Zeit kommen, ohne die Hoffnung sie selbst zu erleben, wo Ausgaben von Goethes Prosawerken mit durchgehender Verdeutschung aller gänzlich veralteter und unverständlicher Fremdwörter erscheinen werden. Einige rückständige Goethe-Gelehrte werden über Tempelschändung zetern; die gebildeten Leser werden froh sein, nicht beinahe auf jeder Seite solchen vermufften und dem allgemeinen Verständnis hinderlichen Welschereien zu begegnen wie: *Apprehensionen*, *Travers*, *Parrhesie*, *expedit*, *prolix*, *Lokat*, *Konzent*, *indefinitel*, *digestiv*, *kohobieren*, *kompensativ*, *amplifiziert* usw. Mit Ranke's Werken hat der gutgeleitete Verlag von Bachem in Köln den Anfang solcher durchaus erlaubter, ja zur Rettung der fremdwörtelnden Bücher unsrer großen Schriftsteller notwendiger Sprachsäuberung gemacht, und die solchermaßen gereinigten Ausgaben werden stärker gekauft als die ursprünglichen. Man vergesse doch nicht: Goethes Fremdwörter sind ja nicht Goethe, sondern achtzehntes Jahrhundert mit seiner humanistischen und französischen Sprachverderbtheit. Goethe selbst sagt an einer berühmten Stelle (Dichtung und Wahrheit, 2, 7) hierüber: 'Der Deutsche seit beinahe zwei Jahrhunderten [seit dem 16.] in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken.' Beides haben wir nicht mehr nötig.

Sechster Abschnitt.

Fremdwörter und deutsches Volkstum.

Wie werden wir bestehen, wann uns ein Volk bekriegen und unsere Freiheit unter sich zwingen wollte, dessen Sprache wir schon reden, dessen Tun und Wandel wir lieben und ihm in allem nachäffen? (Grimmelshausen, Deutscher Michel.)

Der Charakter des Deutschen in zwei Worten (Vergil): *Patriam fugimus* (Wir entfliehen dem Vaterlande). (Lichtenberg.)

Die Sprache schlägt alle feinsten Fibern ihrer Wurzeln in die nationale Geisteskraft und steht, als Mittelpunkt, in dem sich die verschiedensten Persönlichkeiten vereinigen, mit dem Charakter in engster und regster Wechselwirkung. — Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. — Die Entfernung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich. (Wilhelm von Humboldt.)

Ein Volk, das seine eigne Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. (Zahn.)

Ernet und heiligt eure angestammte uralte Sprache und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. (Jakob Grimm.)

Erw'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborene Krone

Doch ihr, die Geistesmacht entflammt,
O haltet den Tempel rein!

Seines Menschenadels schmäh!
(Schiller, vgl. die Handschrift auf S. 234.)

Ist heiliger doch kein Priesteramt,
Als Hüter des Wortes zu sein. (F. Heyse.)

Ohne Sprachgefühl kein Volks- und Staatsgefühl: gibt es irgendeine unbezweifelbare Lehre der Weltgeschichte, dann diese. Als die Juden aufhörten eine eigne Sprache zu reden, hörten sie auf ein Staatsvolk zu sein und wurden Volkssplittler. Volkstum und Heimat genießen sie erst wieder, seitdem sie reine Sprachen besitzen. Wenn nach dem grausigen Unglück von 1918 an den Grenzen des deutschen Stammes im Osten, im Süden, im Westen, im Norden deutsches Volkstum verloren geht, woran wird der Verlust erkannt werden? Am Aufgeben der deutschen Sprache. Die Vorstufe ist jedesmal die verwildernde Durchsetzung des Deutschen mit Fremdem. Von Fichte rührt das unerbittliche, aber gerechte Wort her: 'Ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben.' Mindestens ebenso berechtigt ist das Wort: Ein Volk, das seine eigne Sprache nicht mehr sprechen kann oder will, ist reif, von Fremden regiert zu werden.

In der deutschen fremdwörternden Zigeuner Sprache bezeichnet man wie andre Urbe-griffe so die Vaterlandsliebe mit dem Welschwort Patriotismus, und will ein unsaubrer Fremdwörtler einem Freunde sprachlicher Reine, der da meint, es sei unanständig in Fremdwörtern zu mauscheln, etwas besonders Verächtliches nachsagen, so schimpft er ihn einen Chauvinisten. Die Erklärung von 1889 wäre unvollständig, wenn sich nicht auch dieser Zug in ihr fände: Veranstalter und Sammler der Unterschriften sprachen achselzuckend von der Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird'. In den Satzungen des Sprachvereins stand kein Wort davon, daß um des Nationalstolzes willen die Fremdwörter beseitigt werden müßten; als Ziel war aufgestellt: Liebe und Verständnis für die Muttersprache zu wecken und den Sinn für ihre Wichtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zu beleben.' Aber hätte selbst der Sprachverein laut verkündet, daß der berechtigte Nationalstolz dem deutschen Volke verbieten müsse, seine Sprache mit unzähligen Fremdwörtern zu verschmutzen, welcher welschende Germanist mit seinem Anhang dürfte sich unterstellen, geringschätzig von solcher Paarung des Sprachadels mit dem völkischen Stolz zu sprechen! Höret doch die andern großen Bildungsvölker von ihren Sprachen reden! Jedes ist stolz auf die seine, rühmt sie, hegt sie, pflegt sie, sucht sie im Ausland zu stärken, über den Erdball auszubreiten: man denke z. B. an die *Société de la langue française*, die über die ganze Erde, auch über Deutschland ihre Fäden gesponnen, und das von rechtswegen. Nur in Deutschland hat man sich erdreistet, den Stammesstolz Derer zu verhöhnen, die den Ehrenschild deutscher Sprache blank halten wollen. Puristen und Chauvinisten: viel mehr wissen die Welscher über die ihnen jetzt furchtbare Sprachbewegung des letzten Menschenalters nicht zu sagen. Daß es

sich hier um die ersten Wehen einer innern Wiebergeburt nach der Aufrichtung des äußern Machtstaates handelt, um die Sühne Jahrhunderte alter Volksveründigung, das ahnen die Gegner des Sprachvereins noch garnicht.

Einem großen Teil der Deutschen mangelt das sprachliche Ehrgefühl, das jeden andern Volke eigen. Statt einer langen, wenig anschaulichen Erklärung dieses Ehrgefühls einige Beispiele. Ein deutsches Hoftheater führt das vaterländische Schauspiel „1812“ Ottos von der Pfordten auf und schreibt über die Ankündigung: „*Abonnement suspendu*“. Wenn Preußen 1812 ganz französisch geworden wäre, könnte es jetzt schlimmer um seine Sprache stehen? Warum sind 1813 die Preußen aufgestanden? Unter anderm und vornehmlich, um zu verhindern, daß sie von dem fremden Machthaber gezwungen würden, Französisch zu sprechen. Man schämt sich, daß man solche Dinge überhaupt und auf Deutsch sagen muß.

Ein deutscher Offizier besucht mich und läßt mir seine Karte überreichen: M. von M., Leutnant *à la suite* des Regiments der *Gardes du corps*. Also hätte ich 40 Jahre geträumt und Frankreich hätte uns 1870 besiegt? Ich weiß, daß solche Benennung aus dem 18. Jahrhundert stammt; bei welchem andern Volke aber wäre das Beibehalten solcher Unsprache denkbar?

Am 10. März 1913, dem amtlich festgesetzten hundertsten Gedenktage des Beginnes des Befreiungskrieges — zur Befreiung vom Franzosenjoch, so wird behauptet —, lese ich in der Zeitung: „Am 12 Uhr legten die drei früheren Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms 1. von Bl. . . ., von L. . . ., von D. . . . einen Vorbeerfranz am Sarge des Kaisers [des deutschen Kaisers!] nieder, dessen Schleife die Inschrift trug: Die *maison militaire*“. Wie stilllos, daß sie dabei nicht unter gedämpftem Trommelflag sangen: *Allons, enfants de la patrie!* — Am Abend selbigen Gedenktages gab es im königlichen Schauspielhaufe zu Berlin eine Festvorstellung im *Théâtre paré* mit „*Abonnement suspendu*“. Ich habe damals auf frischer Tat eine Bemerkung für mich niedergeschrieben, die seinerzeit gedruckt mir wahrscheinlich eine Freiheitsstrafe eingetragen hätte. Heute könnte ich sie drucken lassen und würde wohl allgemeine Zustimmung finden; — heute unterdrücke ich sie und überlasse jedem Leser, sich selbst zu sagen, was zu sagen ist.

Eine gutdeutsch gesinnte Berliner Zeitung schloß im Weltkriegsjahr 1915 einen schwungvollen Aufsatz zu Gunsten einer der deutschen Kriegsanleihen mit der Versicherung: „Wir zweifeln keinen Augenblick: Jeder, auch der Ärmste, wird sein Scherflein dazu beitragen, es wird werden eine wahre *Levée en masse!*“ Denn, nicht wahr, Deutschland über alles!

In Berlin tut sich eine vorgeblich deutsche Gesellschaft auf, die flinke Laufjungen zu allerlei Besorgungen bereit hält. Wie nennt sie sich? *Messenger boy Company!* Und die bis jetzt noch deutschen Berliner bedienen sich dieser Jungen, die, durchaus stilgemäß, die in England üblichen Kappen eines Zirkusaffen tragen. Man stelle sich das Unmögliche vor, in Paris entstände ein französisches Unternehmen „Laufjungen-Gesellschaft“; am ersten Tage hätten die Pariser ihr die Fenster eingeschmissen und die Jungen verprügelt. Fenster einschmeißen und Jungen verprügeln sind nicht schön; dennoch würde ich von den Einschmeißern und Verprüglern sagen: sie haben mehr sprachliches und noch einiges andre Ehrgefühl als die Berliner, die den Unfug Jahre hindurch geduldet. Die deutschen Fremdwörtler aber wären sofort bereit, die nichtsnutzigen Pariser des gemeinsten Chauvinismus zu zeihen.

Oft schon habe ich mich gefragt: was mag wohl der Gipfel der deutschen Sprachschande sein? Es gibt keinen, — jeder neuentdeckte wird unfehlbar nach kürzester Zeit übergipfelt. Das Schmachvollste, was ich bis zur Stunde erlebt habe, war wohl der Aufruf eines deutschen Gelehrten in einer sich überaus deutsch gebärdenden Zeitung zur Trauer für die uns von den Feinden geraubten Brüder in den deutschen Grenzlanden. Ich hoffe, jeder Leser wird es als einen Schlag in sein Gesicht empfinden, wenn er liest, daß diese Brüder genannt wurden: unsre *Connationalen*. Wie wird die nächste Schmach lauten, die Deutsche uns

Deutschen antun? Aber unmöglich ist es nicht, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften, beraten von ihrem Obergermanisten Nöthe, machtvoll für die *Connationalen* gegen die Stammesbrüder eintritt.

Eine Sprache ist eine Weltansicht, heißt es mit einem erhabenen Wort bei W. von Humboldt. Welche sprachliche Weltansicht hat das deutsche Volk danach? Offenbar die von Bedienten, die durchdrungen sind von ihrem Minderwert und ihrer Bedientenpflicht. Unser Sprachzustand strich uns schon vor dem Weltkrieg aus der Reihe der wahren Herrenvölker; will das deutsche Volk je in diese Reihe eintreten, so muß es seine Sakaienwelscherei ablegen. Wer dies nicht fühlt, weiß weder was Volk noch was Sprache ist.

Jeder Kutscherkeller in jeder deutschen Haupt- und Mittelstadt nennt sich *Restauration*, worüber der Franzose lacht, denn er kennt dieses Wort für Kneipe garnicht. Liegt die Speisewirtschaft höher als der Keller, so heißt es auf dem Schilde: *Grand Restaurant. Sämtliche Delicatessen der Saison. Déjeuners, Dinners, Soupers à prix fixe und à la carte*. Wohnt der Deutsche in einem deutschen Gasthof, so empfängt ihn der *Chef* oder der *Gérant*, und der *Portier* bemächtigt sich seiner *Bagage*. Auf der ihm beim Abschied überreichten *Note* prangt natürlich *Grand Hotel du Nord, d'Angleterre, de Grande Bretagne, Astoria, Bristol, Savoy, Carlton* oder etwas ebenso Großartiges. Der Zimmerpreis wird als *Logis (pro oder per lit)* berechnet, in besondern Fällen müssen *Service, Chauffage und Eclairage* bezahlt werden, und der *Chef* oder der *Gérant* oder der erste *Garçon* oder der *Chef de salle* August Piefte schreibt oder stempelt zuletzt unter das *Total* der *Note: Per oder pour acquit*. — Ich weiß, ich weiß: der internationale Kulturzusammenhang, die notwendige Rücksicht auf den internationalen Charakter des Reiseverkehrs! Vortrefflich, nur will's mich schier wunderbar bedünken, daß weder die französischen noch die englischen Gasthöfe die geringste Rücksicht darauf nehmen.

Und alle alle sind sie im Punkte des sprachlichen Ehrgefühls bei uns gleich: auf keinem Gebiet unsers öffentlichen Lebens besteht eine so vollkommene Übereinstimmung ohne jeden Unterschied der Partei, wie wenn es sich handelt um Muttersprache, Mutterland, wie so wonnesam, so traut. Deutschnationale, Demokraten und Sozialisten beider Flügel, Agrarier und Anarchisten, Juden und Antisemiten, alle, alle lassen sich in holder Eintracht dieses Verschandeln der deutschen Sprache gefallen und wirken unterstützend oder doch dulbend dabei mit. Jedes ehrliebende Volk auf dem weiten Erdenrund hält seine Sprache für die schönste, reichste, edelste, mag es immerhin eine oder einige der fremden Sprachen zu mancherlei Zwecken erlernen. Einzig wir Deutsche erklären durch Tausende von Fremdwörtern und Fremdbroden in der gesprochenen und geschriebenen Rede, auf Millionen von Schilbern und Anzeigen, daß unsre Muttersprache unfähig ist zur Bezeichnung all der Herrlichkeiten andrer Völker an Speis und Trank, Kleidern und Schmuck, Haus und Wohnung, Vergnügen und Arbeit, Sittlichkeit, Leben und Seele, Ethos, Bios und Psyche.

Wischer nannte die Fremdwörterlei der deutschen Wortborger und Allerweltsanpumper ein Laster, das uns die Bemerkung eines Franzosen eingetragen hat (er meinte Rivarol, vgl. S. 165): Wir lernen die Verachtung der deutschen Sprache von den Deutschen. Daß die heutigen Franzosen uns nicht lieben, ist zu begreifen; daß sie uns, ganz wie zu den Zeiten Rivarols ohne allen Chauvinismus um unsrer Zigeunersprache willen verachten und verhöhnen, ist zwar auch begreiflich, sollte uns aber zur ernstlichen Selbstprüfung zwingen, denn in Fragen der Sprache sind die Franzosen seit Jahrhunderten das, was im Altertum die Griechen waren: die Meister der Wortkunst. Wenn die (deutschen) Zeitgenossen Ludwigs 14., heißt es bei Treitschke, eine Menge allamodischer Fremdwörter gebrauchten, so meinten sie doch ein gutes Werk zu tun, ihre rauhe Sprache lieblich zu schmücken; die heutigen Barbarismen entspringen einfach der Mißachtung, einer Roheit des Gemüts, die gar nicht mehr weiß, was der Deutsche seiner Muttersprache schuldet. Er schuldet ihr nichts Geringeres als ein Vaterland. Die gemeinsame deutsche Sprache war Jahrhunderte hindurch die einzige Gemeinschaft jenes geographischen Begriffes, den

der Staatsrechtslehrer Pufendorf nannte: einen irregulären Körper, desgleichen in der ganzen Welt nicht anzutreffen ist, und von dem noch Hegel im 19. Jahrhundert als von der konstituierten Anarchie sprechen durfte. Die deutsche Sprache ist nach dem Zusammenbruch von 1918 wieder unser einziges Vaterland.

In französischen Blättern, witzigen und ernsthaften, erscheinen regelmäßig Aufsätze, worin das fremdwörtelnde Leben eines Musterdeutschen mit ziemlicher Naturtreue geschildert wird. In den Klammern stehen die echtfranzösischen Ausdrücke für das Küchenlatein und das Kellnerfranzösisch des Herrn Strohkauer:

Nachdem Herr Strohkauer sein Maturitäts-Examen (*baccalauréat*) bestanden hatte, diente er beim Militär als Infanterist. Er war stolz auf sein Bajonett, das mit einem Porte-Epée (*dragonne*) geschmückt war, und fand die Menage (*pain de munition*) nicht allzu schlecht. Er erhielt auch bald die Charge (*le grade*) eines Corporals (*caporal*). Wieder Zivilist geworden, setzte er ein Inserat in ein Tagesblatt, erhielt viele Offerten und nahm den Posten eines Comptoiristen (*comptable*) und Fakturisten (*facturier*) in einem großen Galanteriewaren-Magazin (*bazar*) an. Da die Stellung sehr rentabel (*d'un bon rapport*) war, wurde er in Kürze gut situiert (*en bonne situation*). Auch hatte er das Wohnen im Garçon-Logis¹ satt und verlobte sich daher mit einem soliden (*sérieuse*) Mädchen. Beschaffte zuerst die nötigen Legitimationen (*papiers d'identité*) und suchte nach einer konvenablen Lokalität (*local*). Nachdem er Wohnungen im Souterrain (*sous-sol*) und im Parterre (*rez-de-chaussée*) besichtigt hatte, entschied er sich jedoch für die Bel-Etage (*Entresol*). Die Wände wurden mit neuer Tapete (*papier peint*) versehen. An den mit Rouleaux (*stores*) garnierten Fenstern wurden Gardinen (*rideaux*) an Konsolen (*lambrequins*) aufgemacht und Lambrequins (*brise-bise*) im Innern aufgehängt. Das Schlafzimmer wurde möbliert mit einer Toilette, auf der sich ein Lavoir (*cuvette*) befand, einem Bett mit einem Plumeau (*édredon*) usw. Nachdem er von dem Masseur (*barbier*) und sie von dem Friseur (*coiffeur*) schön zurechtgestutzt worden war, begaben sie sich in eine Restauration (*un restaurant*), wo sie sich im Chambre séparée (*cabinet particulier*) Delikatessen (*comestibles fins*) servieren ließen, wie Paindefoie (*pâté*), Sardellen (*anchois*) usw. Beim Weggehen empfahl Herr Strohkauer dem Oberkellner Discretion und dem Kellner gab er ein nobles Douceur (*pourboire*).

An einigen Stellen pfeift der Spottvogel falsch; daß er übertreibt, kann man nicht behaupten. Und die uns verhöhrenden Franzosen nehmen meist nur unser Sprachleben des Alltags aufs Korn; was für ein lächerliches und zugleich widerwärtiges Rotwelsch käme heraus, wenn ein Franzose die Sprache der deutschen Wissenschaft, besonders die des französiselnden Kunstschreiberstils ohne die geringste Übertreibung nachstammeln wollte!

Daß es im Alltagsleben nicht besser aussieht, weiß jeder Lehrer. Die Würzburger Schriftstellerin Agnes Sapper hat den Stil des deutschen Briefverkehrs sprechend ähnlich so nachgeahmt:

Liebe Schwester! Der definitive Entscheid ist getroffen, ich bin für ein Jahr engagiert; und zwar nicht mehr au pair, sondern gegen ein kleines Salär. In pekuniärer Hinsicht habe ich mich also gegen das Vorjahr verbessert; aber manche schöne Illusion muß ich aufgeben. Vom ersten Moment an frappte mich der Kontrast zwischen den jetzigen Verhältnissen und der früheren luxuriösen Lebensweise. Die Menschen haben sich selbst und ihr Milieu verändert. Ich hatte kalkuliert, in der Saison wieder die Salons belebt zu sehen, bei Soupers und thés dansants die haute volée in ihren eleganten Toiletten zu bewundern und ihre amüsante, pikante Konversation zu hören. Aber das sind tempi passati. Der Krieg hat alles Frivole weggeseigt; er absorbiert jegliches andere Interesse. Zuerst war ich darüber deprimiert, aber jetzt imponiert mir dieser Patriotismus; ich bin vom selben Enthusiasmus ergriffen und fühle mich wohl in dieser Atmosphäre — usw.

Der alte Arndt hatte vollkommen Recht mit seinem zornigen Satz über das mangelnde Sprachheergefühl: Wir gebärden uns, als hätten wir gar keine Sprache, als seien wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe und Zeichen für Geist und Begriffe, als seien wir in den Anfängen unserer Bildung und müßten alles von Fremden holen. Dies wurde vor hundert Jahren geschrieben und gilt für eine lange Reihe von Schriftstellern, darunter hochberühmten, noch heute. Was hätte Arndt gesagt, hätte er bis 1870 gelebt und gesehen, was ich gesehen habe. Deutsche Frauen und Mädchen sich bis zur Unanständigkeit um die gefangenen Franzosen drängen, nur um mit ihnen elendes Französisch zu radebrechen! Dieses Gebaren entfloß derselben Schlammquelle, aus der sich die deutsche Fremdwörtererei bis auf diesen Tag so ekel speist.

Mit welchen Gefühlen liest ein sprachgesunder Deutscher die Äußerungen des Sprachstolzes bei andern Völkern! Wie klar und scharf klingen z. B. die Worte Ciceros in den Tusculanen: *Dicam, si potero, Latine; scis enim me Graece loqui in Latino sermone non plus solere quam in Graeco Latine.* (Ich werde nach Möglichkeit lateinisch sprechen; du weißt ja, daß ich im Lateinischen ebenso wenig griechisch, wie im Griechischen lateinisch zu reden pflege). Oder die Erzählung von des Kaisers Tiberius reuiger Selbstanklage im Senat wegen seines Gebrauchs von *monopolium*; von seinem Befehl, *emblemata* aus einem Senatsbeschuß auszumerzen. Die Lobsprüche der französischen und englischen Schriftsteller auf ihre Sprachen hier wiederzugeben, fehlt wie der Raum so Lust und Mut: sie sind gar zu beschämend, denn sie entsprechen dem ehrlichen Stolz, der so handelt, wie er spricht, dieweilen wir uns begnügen: Muttersprache, Mutterlaut! zu singen und dann ruhig weiter in sechs Sprachen zu laudermwelschen.

Wohl weiß ich, daß die meisten Welscher — ich will sogar sagen alle, denn das Vaterländische sollte sich gleich dem Moralischen von selbst verstehen — daß sie an Stärke des Vaterlandsgefühls nicht hinter denen zurückstehen, die für ein großes Volk eine edlere Sprache begehren. Stark oder doch laut mag ihre Liebe zum Vaterlande sein; zart ist sie unmöglich bei einem Fremdwörtler, dem für die zartesten Regungen der deutschen Seele in jeder Minute des Sprechens, in jeder zweiten, dritten Zeile des Schreibens ein fremdes Wort das natürlichste ist. Das mochte hingehen in längst abgelassenen Zeiten, als die Weltbildung ein überwiegend lateinisches oder französisches Gepräge trug; hingehen noch in dem Weltalter, als Wilhelm 1. und Bismarck Knaben waren, um sich herum französisch sprechen hörten und die Fremdwörter kaum als etwas Fremdes empfanden. Wer sich aber im 20. Jahrhundert auf jene Weiden zu berufen mag, wie das geschehen ist, um das eigne Notwelsch zu verteidigen, gegen den ist so leicht keine Grobheit zu deutsch.

Jakob Grimm hat in trüben Zeitläufen das Verheißungswort geschrieben: 'Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsre Sprache schändet: dann werden sie wie Flocken zerfliegen, wenn Deutschland sich selbst erkennend stolz alles großen Heiles bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.' Noch hat sie nicht geschlagen, diese Stunde des Selbsterkennens, und ein großer neuerer Forscher und Wirtler auf anderm Felde, der berühmte Arzt und Lehrer Credé, durfte ohne ernststen Widerspruch erklären: 'Ein starkes Volk, das so viel Fremdes in seiner Sprache duldet, ist noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Stärke gelangt.' Auch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Pflicht und Ehre.

Daß die Fremdwörtererei eine Kunstfrage allerersten Ranges ist, glaubt der Verfasser nach seinen Kräften bewiesen zu haben. Weil sie von dieser Seite bisher nur spärlich betrachtet wurde und weil sie in einem Buch über Stilkunst die wichtigste ist, hat er ihr einen so großen Raum, etwa den fünften Teil dieses Buches, gewidmet. An ihrer Wichtigkeit für das Volkstum achtlos vorüberzugehen oder sie gar aus Scheu vor den läppischen Anwürfen 'Purismus und Chauvinismus' lau und flau zu behandeln, dazu müßte er mehr gemeine Menschenfurcht haben. Käme es einzig auf Kunst an, gelöst von allem Volkstum, so wäre ja der Not leicht abgeholfen: die deutschen Schriftsteller, die durchaus nicht deutsch schreiben wollen noch können, brauchten ja nur gründlich Französisch zu lernen, was zwar noch etwas mehr als zwei Jahre in Paris fordert, aber immerhin leichter wäre als die Bemeisterung der deutschen Zunge, ungebändigt, hartgefügt, wie sie in einem altdeutschen Gedicht aus dem 12. Jahrhundert heißt (vgl. S. 457). Unfre Kunstschreiber z. B. sind schon auf halbem Wege zu einem Französisch, das zwar von den Franzosen nicht verstanden wird, aber den Schreibern und vielen ihrer Leser ausnehmend gefällt. Nur die paar deutschen Fremdwörter inmitten des Scheinpariser Gefasels stören noch; indessen die lassen sich ja mit gutem Willen unschwer ausmerzen.

Auch einige unsrer Germanisten sind eifrig und erfolgreich bemüht, den groben Fehler der Weltgeschichte zu verbessern, daß Varus von Hermann geschlagen wurde: sie setzen an die Stelle der wichtigsten germanischen Begriffswörter verquatschte romanische, griechische,

tellerfranzösische und halten in dieser Zigeunersprache mit der ‚*Originalität der Individualität*‘, dem ‚*ethischen Pathos*‘ — oder ‚*pathetischen Ethos*‘ —, der ‚*Popularprädilektion*‘ usw. in den erhöhtesten Momantfß Festreden auf den Deutschen Kaiser oder auf Bismarck, worin sie die Freunde sauberer deutscher Sprache beschimpfen. Denn: In Deutschland ist Feder gegen Feder, aber Feder für den Feind.

Außer der Befudelung der Ehre deutscher Art und Sprache wirkt die Welscherei unmittelbar vernichtend auf das lebensvolle Spritzen des Sprachtriebes. Der unglücklichste unsrer Stürmer und Dränger, Reinhold Lenz, ein feinhöriger Sprachbeobachter, hat vor bald 150 Jahren den sehr beachtenswerten Satz niedergeschrieben: ‚Wir scheinen in unsrer Sprache noch unendlich viele Handlungen und Empfindungen unsrer Seele namenlos, vielleicht weil wir bisher als geduldige Bewunderer alles Fremden uns mit auswärtigen Benennungen für einheimische Gefühle begnügt haben, die dann nicht anders als schielend (nämlich durch Fremdwörter) ausgedrückt werden konnten‘. Wie ewig schade, daß dieser beinahe gewichtige aller Gründe gegen die Fremdwörtererei nicht von den Stürmern und Drängern, zumal von ihrem größten, Goethe, zum sprachlichen Feldgeschrei gewählt wurde, von ihnen, die doch so viel wertlosen und vergänglichen Modetand in den Stil jener Zeit gewoben haben. Jedes Fremdwort wirkt wie ein Schimmelpilz anfressend und zerstörend auf die in seiner Begriffsnähe blühenden deutschen Wörter. Zahllose herrliche Ausdrücke sind auf solche Weise verdrängt, ja ausgerottet worden; ebenso viel gute Neubildungen dadurch verhindert, daß im fruchtbaren Augenblick sich ein blödes, elendgeformtes Gelehrtenfremdwort an die Stelle pflanzte. So hat *partiell* die rechtzeitige Bildung von ‚*teilig*‘ verhindert (vgl. S. 63); so hat *elastisch* das noch zu Lessings Zeit allgemein gebräuchliche ‚*prall*‘ (Mathan, 2, 5) so gut wie verdrängt; so *naiv* die edlere Bedeutung von ‚*einfältig*‘ fast ganz vernichtet, die rechtzeitige Bildung eines Eigenwortes unmöglich gemacht. Man denke an das Beispiel von Zweirad, Rad und Radler, von Flieger und Steher: werden die deutschen Luftschiffer sich ebenso sprachkräftig erweisen, um uns so bald wie möglich von der Aviatik, den Aviatikern, den Propellern, dem Aeroplan und den Aeroplanatikern, oder wie sonst gestammelt wird, zu erlösen? Im Kraftwagenbau scheint die bei der ersten Einführung eingeschleppte Französelei von *chassis*, *carrosserie*, *voiturette* bis zum *Töff* jedes deutsche Eigengewächs ausgestampft zu haben. Sind wir ganz sicher vor der Gefahr, daß die wissenschaftelnde Vornehmthuerei nicht mit der Zeit Leben, Seele, Sittlichkeit, Liebe, künstlerisch, begeistert usw. durch *Bios*, *Psyche*, *Ethik*, *Eros* und *Erotik*, *artistisch*, *dionysisch* verdrängt oder erniedrigend umwertet? Für das kostbarste Seelengut eines Volkes, für die Sprache, aus der alles tiefste Geistesleben spricht, gibt es keine größere Gefahr als das Massengewelsch, wie es in Deutschland seit dem Jahrhundert der nachlässigen Humanisterei bis auf diesen Tag getrieben wird.

Siebenter Abschnitt.

Die Zukunft der Fremdwörtererei.

Untröstlich ist's noch allerwärts. (Uhland.)

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. (Goethe.)

Seit einem Menschenalter besteht der Deutsche Sprachverein, eine kurze Spanne im Leben unsrer Sprache, eine genügend lange, um eine Überschau seiner Erfolge zu ermöglichen. Die 1910 erschienene Festschrift des Vereins (von Hermann Dunger) hebt als die bedeutendste Wirkung seiner Tätigkeit im Gegensatz zu früheren Sprachgesellschaften hervor:

Die jetzige Sprachbewegung hat das ganze deutsche Volk ergriffen . . . Die leitenden Kreise sind für unsere Sache gewonnen. Die geistigen Führer unseres Volkes haben in den Zeiten der Ohnmacht und des staatlichen Niederganges die Überflutung mit lateinischen und französischen Fremdwörtern verjagt; sie haben es jetzt als ihre Pflicht anerkannt, diesen Schaden wieder gut zu machen.

Zutreffend bis auf eine notwendige Einschränkung: Die Wissenschaft in ihrer weit überwiegenden Mehrheit hat diese Pflicht noch lange nicht anerkannt, geschweige erfüllt; am wenigsten die Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur, die allen andern Zweigen unsers geistigen Lebens grade auf diesem Felde mit laut hallendem Mahnruf und glänzendem Beispiel voranschreiten sollte. Sonst aber ist wirklich die Tatsache festzustellen, daß zur Zeit etwas wie eine Volkströmung zur Sprachsauberkeit ihre leisen Wellen zu kräuseln beginnt. So weit sind wir doch schon, daß die lächerlichen Schlagworte Purist und Chauvinist nur noch von den rückständigsten und am schlechtesten schreibenden Weltschern der Bewegung entgegengescheubert werden.

Die Einzelerfolge, die der Sprachverein verzeichnet, sehen, in gedrängter Zusammenstellung auf mehreren Seiten, sehr stattlich aus, sind aber eher als Vorzeichen denn als große Errungenschaften zu werten. Sie beweisen, daß tief unten im deutschen Volksgeist ein starker Trieb zur sprachlichen Ehre schlummert, dem nur die richtige Pflege der geistigen Leiter des Volkes fehlt, um Blüte und Frucht zu erzeugen. Man lächelt freundlich, wenn man in der Festschrift liest, wie viele deutsche Vereine ihre Satzungen von Fremdwörtern gesäubert haben, daß z. B. im Radfahrerbund (früher Bund der Velocipedisten), im Verein Lichtbild (Klub der Amateurphotographen), in dem der Feuerbestatter (Krematisten) usw. nicht mehr mit *Akklimation*, *Decharge*, *Generalsekretär*, *Kommission*, *Plenum*, *Generalversammlung*, *Korrespondenz*, *Remuneration*, *Skrutinium*, *Protokoll*, *Vereinsorgan* usw. lateinert und französisiert wird. Man wird aufmerksam, wenn man in dem Warenverzeichnis eines der größten Geschäfte Berlins, des Grünfeldschen Wäschehauses, den wohl gelungenen Versuch einer fast reinen Sprache für all den Kram gewahrt, der sonst nur auf Parisisch oder Berlinfranzösisch bezeichnet wird.

Man freut sich noch mehr, wenn man die ziemlich lange Reihe der deutschen Zeitungen überblickt, die ihre Geschäftssprache verdeutsch haben, also nicht mehr schreiben: *Abonnement*, *Exemplar*, *Extraausgabe*, *Feuilleton*, *Lokal- und Provinzialnachrichten*, *Miszellen*, *Publikum*, *Redakteur*, *Chefredakteur*, *Telegramme*; sondern: Bezug, Stück, Sonderausgabe, Unterhaltungsblatt, aus Stadt und Land, Vermischtes, Leser und Leserkreis, Schriftleiter, Hauptleiter, Drahtbericht.

Immer aufmerksamer wird man, wenn man über die Stellung angesehenen Schriftsteller zur Sprachbewegung liest, z. B. erfährt, was Rosegger in begeisterter Verallgemeinerung darüber gesagt hat: 'Jeder deutsche Dichter und Schriftsteller ist mit Ihnen, es kann und darf gar nicht anders sein, uns vor allem muß an der Reinigung, der naturgemäßen Entwicklung unserer Sprache gelegen sein'; oder Näheres über Gustav Freytags durch den Sprachverein beunruhigtes Kunstgewissen liest (vgl. S. 171); oder über Treitschkes Reue, sich durch E. Schmidt und H. Delbrück haben täuschen zu lassen. Oder Moltkes Erklärung von 1887 an den Deutschen Sprachverein: 'daß er die auf Reinigung unserer Sprache gerichteten Bestrebungen nach Kräften gefördert habe und auch fernerhin zu unterstützen gesonnen sei', — eine Erklärung, die uns erklärt, warum E. Schmidt und H. Delbrück ihm nicht ihre 'Erklärung von 1889' zur Unterschrift vorzulegen wagten. Oder wurde sie ihm vorgelegt? Dann sollte uns seine Antwort nicht länger vorenthalten werden! — Oder das gute Wort eines so guten und so einflußreichen Schriftstellers unser Tage, wie Friedrich Naumanns:

Der Kampf gegen die Fremdwörter ist keineswegs bloß eine Spielerei [wer wagt denn, so etwas heute noch zu behaupten?], sondern ein beständiges Hinabsteigen in die Tiefen der Sprachentstehung. Man kann fast alles verdeutschten, ohne in Karreteien zu verfallen. Insbesondere für die schriftstellerischen Entwicklungsjahre [nur für diese?] gibt es nichts Besseres als den selbstgewählten Zwang, kein Fremdwort ohne Nachprüfung durchzulassen.

Eine höchst widerwärtige Ausnahme von den schaffenden deutschen Schriftstellern stellt Gerhart Hauptmann dar. Er weiß von den fremden Sprachen noch weniger als Karl Bleibtreu, bemüht sich aber gleich diesem, sein großartiges Wissen und Nichtwissen auszukramen. In seinem kläglichen Roman 'Atlantis' schwelgt er besonders in der Englän-

derer: der deutsche Dampfer heißt natürlich *steamer*, auf diesem deutschen Dampfer gibt es einen *first call for dinner*, das Besezimmer wird in allen Fällen zum *readingroom*, und der deutsche Dampfer hat keine Schraube, sondern einen *Propeller*, was dieser deutsche Dichter für Englisch hält, während die Engländer in ihrem Eigensinn das Ding *screw* nennen. Auf seinem deutschen Dampfer läßt der deutsche Dichter einen Begrüßungsmarsch *konzertieren*; zum Mittagsmahl auf dem deutschen Dampfer werden nicht fünf Stücke, sondern fünf *Pièces* gespielt, was dieser deutsche Dichter für Französisch hält, während die dummen Franzosen von *morceaux* sprechen. Brauchen wir uns angesichts solcher Sprachbildung Hauptmanns zu wundern, daß er ‚brauchen‘ ohne ‚zu‘ schreibt, daß er Sätze bildet, wie ‚die Luft ging nicht zu atmen‘, und daß er, der kindlichstolze Fremdwörtler, dicht neben seiner Fremdwörterlei Anfälle von selbstverfertigtem Altddeutsch bekommt und z. B. schreibt: ‚Er nahm an Friedrichens Seite Platz. Mit Friedrichen‘ —? Man stelle sich vor, in Frankreich schriebe ein berühmter Dichter solche Sprachel! Aber das ist ja gar nicht vorstellbar.

Die Festschrift berichtet von mehr als 200 Hochschullehrern, die schon 1891 Mitglieder des Sprachvereins gewesen seien. Mögen es jetzt 300 sein: was will das sagen bei einer Gesamtzahl von mehr als 5000 Lehrern an unsern Universitäten, gewerblichen Hochschulen, Akademien aller Art, und bei mehr als 20000 Oberlehrern? Bei gewiß mehr als einem Viertel dieser Zahlen von schreibenden und druckenden Hochschul- und Oberlehrern? Bewundernswert sind die ohne jeden andern Lohn als die erfüllte Edepflicht geleisteten Arbeiten der Führer des Sprachvereins. Dennoch sei die Sorge nicht unterdrückt, daß es bei der jetzigen Art rastloser, aber sich verzettelnder Kleinarbeit noch in hundert Jahren nicht wesentlich, nicht im Kern besser um die deutsche Sprache stehen wird als heute. Gegen die Hauptförderer der sich stets erneuernden Verunreinigung muß der Hauptangriff mit voller Wucht geführt werden, mit allen Waffen ehrlichen Kampfes: gegen die unsre Sprache verwelschenden wissenschaftlichen Schreiber. Die deutsche Wissenschaft ist uns Deutschen die mit Recht verehrte Hochmeisterin der Bildung, vielfach des Könnens. Sie bereitet unsre Lehrer auf ihren Beruf vor, die oberen, die mittleren, die niederen. Sie unterrichtet unsre Schriftsteller, unsre Zeitungsschreiber, unsre Beamten vom Minister bis zum Magistratssekretär; unsre Abgeordneten, unsern Adel und unser Bürgertum; den Offizier des Land- und des Seeheres; den gebildeten Kauf- und Gewerbsmann; den Künstler und den höheren Handwerker. Entscheidend für die Sprache eines Volkes ist in allererster Reihe die der Wissenschaft, des Unterrichts; denn auch der Dichter, dem die höchsten Aufgaben der schöpferischen Pflege der Sprache zufallen, ist ein Jüdling der vorbildenden Wissenschaft gewesen, bevor er selbst sein Volk höher zu bilden beginnt. An dem Tage, wo die deutsche Wissenschaft durch eine gemeinsame Kundgebung oder durch ein feierliches Wort ihrer erlauchtesten Führer erklärt, daß sie die heilige Pflicht endlich erfüllen will, die Sünden ihrer Vorgänger von vier Jahrhunderten an der deutschen Sprache zu sühnen, kann sich der Sprachverein auflösen.

Die Führung auf diesem Buß- und Besserungsgange gebührt den Germanisten, d. h. den Hütern der deutschen Sprache. Sie selbst müssen laut verkünden, daß welschende, also die Muttersprache besudelnde Deutschforscher eine deutsche Schande, ein öffentliches Ärgernis schlimmster Art sind, und daß ein Volk, eine Wissenschaft, eine Regierung, die diese völkische Schmach dulden, des deutschen Namens unwürdig sind. Eine Zeit wird kommen, wo gegen das lebende Geschlecht die schwersten Anklagen daraus geschöpft werden, daß es sich von der Berliner Akademie der Wissenschaften inmitten des deutschen Daseinskampfes ein Gutachten gegen die amtliche Verdeutschung der elendesten Fremdbroden, abgefaßt von dem Germanisten Rötke, hatte bieten lassen.

Nichts Beringeres als ein stolzes Bekenntnis der deutschen Wissenschaft zur deutschen Sprache, eine Gegenerklärung gegen die von 1889, kann gründliche Heilung bringen; keine Erlasse von höchster Stelle, keine Beschlüsse von Berufsvertretungen, nicht einmal die Presse. Und würde selbst zu glücklicher Sternensunde in Deutschland ein Dichter von

der Größe Goethes oder Schillers geboren, mit einer Sprache reiner als jener Großen aus der deutschen Franzosenzeit, — nach seinem Tode ergöbte sich die schmutzige Schlammflut doch wieder in das gereinigte Bett der deutschen Sprache, wenn sich an unsern hohen Schulen mangelnder Sinn für die Kunst des reinen Wortes und gelehrtes Vornehmtum zu neuer Fremdwörterei vereinigten.

Die Hoffnungen, die vielfach in den Schulstaat gesetzt werden — ‚wer die Schule hat, der hat die Zukunft‘ —, sind trügerisch; denn in Wahrheit wird die sprachliche Erziehung in der Schule nicht vom Staat, sondern von der freien Hochschulwissenschaft beherrscht, die unsre Lehrer sprachlich vorbildet. Auf wie schönem Papier und in wie edler Sprache auch die jahraus jahrein ergehenden Rundschreiben der höchsten Schulbehörden deutscher Länder über die Reinheit der Muttersprache abgefaßt seien, sie bleiben das bekannte ‚schätzbare Material‘. Die Herren Minister, gleichviel ob kaiserliche oder freistaatliche, unterschreiben die schönen Erlasse, und die Männer der Wissenschaft bilden die Lehrer vor und schreiben die weniger schönen Schulbücher, etwa von der Art der Cauerischen Geschichtstabellen: *Der französische Adel emigrierte und agitierte im Auslande*, oder des Paulsieferschen vorgeblich deutschen Lesebuches: *Anthologien als Früchte einer subjektiven Eklektik*. Und die wackern deutschen Jungen und frischen Mädchen lesen das, schwören, wie sie ja müssen, auf die Worte des Lehrers und schreiben, da sie ‚nicht für die Schule, sondern fürs Leben‘ lernen sollen, in ihren späteren Berufen dasselbe undeutsche Deutsch; die vielen Allzuvielen lassen es sogar drucken. Wunder schön ist das Geschichtchen, das die Festschrift von einer der Fremdwörterstraffassen an deutschen Schulen erzählt. Der Leiter der Fürstenschule zu Pforta, Herr Ruff, berichtet, er habe in einer der oberen Klassen mit Zustimmung der Schüler angeordnet, daß für jedes unnütze Fremdwort eine Strafe von 10 Pfennig zu zahlen sei; dabei sei eine hübsche Summe herausgekommen, wobei er natürlich das Meiste zu zahlen gehabt, weil er eben am meisten zu reden hatte. Herr Ruff wird vermutlich weniger Fremdwörter gebraucht haben als die meisten andern Schulleiter; so aber steht es um die Fremdwörterei an den Pflanzstätten unsrer höheren Bildung. Herr Ruff und die übrigen Lehrer seiner berühmten Anstalt haben ihre Vorbildung an unsern fremdwörtelnden Universitäten gewonnen; sie werden ihre Schüler vielleicht zu etwas größerer Sprachsauberkeit erzogen haben, denn die Straffasse deutet ja auf guten Willen. Auf Herrn Ruff und seine hoffentlich gleichgesinnten Mitlehrer folgt ein andrer Leiter, folgen andre Lehrer, die von der fremdwörtelnden Universität nach Pforta kommen, und alles bleibt, wie es gewesen.

Die deutsche Wissenschaft, unser Stolz vor den Völkern, unsre Freude daheim, unsre geistige Mutter, ja selbst das sei gerühmt: einst die Pflegerin der deutschen Hoffnungen, die Vorbereiterin der deutschen Zukunft in den trübsten Zeiten, sie ist heute in vielen ihrer Vertreter die ärgste Feindin, die höchste Gefahr der deutschen Sprache und damit des Dauerbestandes des deutschen Volkes. Sie, keiner sonst, mischt den fremden Unrat dort in den Strom, wo er hoch an den Bergen entspringt. Herr von Gösler, der sprachfreundlichste preussische Unterrichtsminister, war's, der zuerst an machtreicher Stelle das Wort gesprochen von der Pflicht zur Sühnung alter Schuld: ‚In der Hut und Pflege des in unserer Sprache und in unserm Schrifttum uns überkommenen Besizes erkennt die preussische Schulbehörde eine heilige Aufgabe unserer Schule.‘ So in seinem Erlass vom 15. Januar 1889 auf eine Eingabe des Deutschen Sprachvereins. Als schroff widerprechende Antwort der deutschen Wissenschaft erfolgte die von Erich Schmidt verfaßte Erklärung vom Februar desselben Jahres. In dieser stand der hochtönende Satz, nein, die hohle Phrase: ‚Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher (?) zum sauberen Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Vertiefung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.‘ Das ‚Genügen‘ wird bereitelt durch die fremdwörtelnden und die Fremdwörterei verteidigenden Vorbereiter unsrer wissenschaftlich und pädagogisch gebildeten Lehrer. Der Nachwuchs der deutschen Wissenschaft fremdwörtelt gleich seinen Vorgängern, ja er fremdwörtelt vielfach noch toller,

noch geschmackloser, z. B. Max Hermann, H. M. Meyer, Eugen Wolff, B. Lizmann viel ärger als Erich Schmidt, den ich nicht zu den schlimmsten Fremdwörtern zähle, sondern nur entsprechend seinem wissenschaftlichen Range aus Achtung strenger beurteile. In der jüngern Literatur- und Kunstwissenschaft hat die französische Geckerei einen Grad erreicht, der das ekelhafte Sprachgemischel des 17. Jahrhunderts überbietet. Und um den Becher bis über den Rand zu füllen: die preussische Regierung und das preussische Abgeordnetenhaus einigen sich über eine möglichst reine Geschäftssprache, — da erklärt sich der Germanist Gustav Rötke als Verfasser eines Gutachtens der Berliner Akademie der Wissenschaften gegen diesen kräftigen Versuch zur Säuberung der deutschen Sprachlehre. In welchem andern Lande der Erde wäre solche Verletzung völkischer Scham denkbar!

Der Schulstaat hat also seine Aufgabe bisher nicht erfüllt; die klarsten Bestimmungen in den amtlichen Lehrplänen, z. B. 'Fremdwörter, für die gute deutsche Ausdrücke vorhanden sind, sollen ausgemerzt werden', sind fruchtlos geblieben und werden solange fruchtlos bleiben, wie die Lehrer nicht von den Hochschulen reines Deutsch als das sicherste Kennzeichen des wahrhaft wissenschaftlichen Menschen mitbringen.

Viel größeres Vertrauen als der Schulstaat hat sich der Beamtenstaat verdient. Ginge es in der säubernden Pflege unsrer Sprache ohne ihn, täten die lehrenden und schreibenden Hüter der Sprache ihre Pflicht, so wäre das besser, denn in solchen höchsten Geistesfragen ist allemal dem rohen Zwange der Macht die sanfte Gewalt freier Lehre und innerer Überzeugung vorzuziehen. Die deutsche Sprachgeschichte lehrt aber unwiderleglich, daß es, bei dem Verhalten der deutschen Wissenschaft, nicht ohne die Staatsgewalt gehen wird. Auf ausdrücklichen Befehl Bismarcks, dies hat Heinrich Stephan selbst bezeugt, wurden auf einen Strich gegen 600 Fremdwörter aus dem einen Zweig unsers öffentlichen Lebens, der Postverwaltung, ausgetilgt, gegen den lauten Widerspruch der Wissenschaft und ihrer Schüler; für keines hat sich das Bedürfnis nach Wiedereinführung jemals geregt. Außer Campe hat kein Sprachreiner so furchtbar und fruchtbar ausgefegt wie Stephan, und jeder sprachsauber empfindende Deutsche dankt es ihm. Das ähnliche Walten andrer wichtiger Zweige der Reichs- und der Staatsverwaltung wurde erwähnt. Solches Tun und solche Erfolge weisen den Weg. Die wissenschaftlichen Erklärer von 1889 haben die Einmischung der öffentlichen Gewalten zurückgewiesen, haben sich aber, mit Ausnahme solcher Männer wie Freytag und Treitschke, unfähig gezeigt, aus eignem Entschluß 'dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter, dem Überschwang der Sprachmengerei' zu steuern, am wenigsten in den Kreisen, die an Mißbrauch und Überschwang die Hauptschuld tragen. So bleibt denn nichts übrig, als fortzuschreiten auf der mit wohlverdientem Glück betretenen Bahn: die Staatsaufsicht über alle Schulen mit vollem Ernst einzusetzen für 'die Pflege des Ausdrucks in allen Fächern und auf allen Stufen', und zur Wirklichkeit zu machen das Stück Papier, auf dem einst befohlen ward: 'Fremdwörter, für die gute deutsche Ausdrücke vorhanden sind, sollen ausgemerzt werden.' Ein Vierteljahrhundert deutschen Schulunterrichts, worin die Anwendung eines überflüssigen Fremdwortes in Rede und Schrift des Schülers mit gleicher Strenge behandelt wird wie *ut* mit dem Indikativ, *si* mit dem *Conditionnel* oder die Unwissenheit eines Sekundaners im Pythagoräischen Lehrsatz, — und aus den so erzogenen Schülern erwachsen dereinst die Oberlehrer, die Hochschullehrer, die, was sie als Knaben gelernt, die Jünglinge der Zukunft lehren: Das Fremdwort kennzeichnet den halbgebildeten, den scheinwissenschaftlichen Menschen. Daß es das Kennzeichen des unfünftlerischen ist, habe ich mich bemüht zu lehren, — mit beredten Worten, so viel ich ihrer fand, mit eignem Beispiel, so weit meine Gabe reichte.

Endlich noch drei einfache Rechtsfragen. 1. Welches göttliche oder menschliche Recht hat ein Deutscher, dem die deutsche Sprache zum Ausdruck seiner Gedanken gegeben ward, die Sprache andrer Völker zu bestehlen und die gestohlenen Wörter pöbelhaft verunstaltet in die eigne Sprache einzuslicken? — 2. Mit welchem Recht spricht ein Deutscher zu seinen deutschen Volksgenossen in verpöbelten Wörtern fremder Sprachen? — 3. Jedem Deutschen

ward die deutsche Sprache nicht als unbeschränktes Eigentum, sondern nur als heiliges, pfleglich zu behandelndes Lehen gegeben. Mit welchem Recht untersteht sich ein Deutscher, Wörter der ihm anvertrauten Sprache zu verdrängen, zu unterdrücken, auszurotten, um an ihre Stelle die verpöbelten gestohlenen Wörter fremder Sprachen zu setzen? Auf diese drei Rechtsfragen schuldet jedem Deutschen jeder Welcher klare Antworten.

Dann aber nach den Rechtsfragen die Machtfrage. Alle wissenschaftliche, alle vaterländische Gründe für die Selbstverständlichkeit, daß in Deutschland deutsch gesprochen werden muß, sind längst erschöpft; nichts Neues kann mehr beigebracht werden, um jemand von einer völkischen Urrpflicht zu überzeugen, der durchaus nicht überzeugt werden will. Die deutsche Sprachfrage ist eine Machtfrage geworden. Sobald das deutsche Volk aller Stände das welsche Zeug ablehnt, nützen dem gelehrttuerischen Welscher alle seine Scheingründe nichts: man hört ihn nicht, man liest ihn nicht. Man stelle sich vor, eine Volksregierung, ein wahrhaft gebildeter Minister für Volksbildung käme auf den doch nicht allzu fern liegenden Gedanken: ich will der deutschen Sprachschande und der sprachlichen Gliederung des deutschen Volkes in Sprachkasten ein Ende setzen, — und er verordnete: Kein Lehrer (vom Volksschullehrer zum ordentlichen Hochschullehrer) wird angestellt und befördert, der sich nicht in Wort und Schrift möglichst reiner Sprache befleißigt. Dieser Erlaß, mit unerbittlichem Ernst und voller Macht durchgeführt, würde uns in 25 Jahren ein sprachsauberes Vaterland schenken. Wo ist der Staatsmann, der nach diesem unvergänglichen Ruhme strebt?

*

Schon einmal wurde in diesem Buche gesagt: Kein echter Fremdwörtler hat sich je zu reiner Sprache bekehrt. Gustav Freytag, der sich belehren ließ, war ja kein Fremdwörtler, und Treitschke erst recht nicht. Der echte und gerechte Fremdwörtler wird fortfahren, seine „brauchbaren Fremdwörter“ zu schreiben, unbekümmert, ob sie nach einem Menschenalter unbrauchbar sind und seine Schriften unbrauchbar, ja lächerlich machen. Sie wissen, denn sie sind Männer von reicher Wissenschaft, daß nicht ein einziges fremdwörtelndes Buch bis über das nächste Lesergeschlecht hinaus lebendig geblieben. Sie wissen z. B., daß, als Thomasius Deutsch vorzutragen und zu schreiben begann, alle andern Leipziger Professoren bei ihrem Latein verharrten, gegen Thomasius „Erklärungen“ erließen, und — daß von keinem jener Lateiner uns ein lebendiges Blatt überkommen, während der deutsche Thomasius in unsrer Literatur eine hochragende Gestalt geblieben ist. Sie wissen, daß von der ganzen ältern Germanistik des 19. Jahrhunderts, die fremdwörtelte, wenn auch nicht ganz so arg wie die heutige fremdwörtelt, nur Jakob Grimm und Uhland ein Besiß für die Gegenwart und die Zukunft sind, — und die haben Deutsch geschrieben!

Nein, von der Wissenschaft, wenigstens von der jetzt schon bewürdeten, ist keine Besserung zu erwarten; eher noch von den gebildeten Laien, die sich der Deutschwerberbung durch die Gelehrten zu erwehren trachten. Höchst beachtenswert ist der jüngst von dem Hamburger Zweige des Deutschen Sprachvereins unternommene Versuch, das gebildete Bürgertum aufzurufen zum Schutze der Sprache. Innerhalb zweier Monate gingen schriftliche Zustimmungen von über 100 Vereinen, über 2300 Einzelnen ein, darunter von 25 Professoren und andern Beamten wissenschaftlicher Anstalten, 31 Geistlichen, 70 Richtern, 80 Postbeamten, 82 Ärzten, 88 Ingenieuren, 169 Volksschullehrern, 184 Oberlehrern, 463 Beamten, 661 Kaufleuten usw. Dergleichen vermag die Hoffnung zu stärken, daß es doch nicht ganz unmöglich sei, sich aus den Banden der Berwelschung zu lösen. So auch die noch nicht vergessene einhellige Entrüstung unsrer Presse, als ein geschmackloser Präsesident des Deutschen Reichstages seinen Gästen bei einem Festmahl eine ganz französische Tischkarte darbot. Fürwahr, die Zahl der hochgebildeten Menschen wächst und wächst, die, ganz abgesehen von dem doch wohl noch erlaubten Rationalstolz, aus Gründen des guten Geschmacks die reine deutsche Sprache fordern. Die Zeit, da es für gebildet galt zu fremdwörteln, ist in der besten Gesellschaft vorbei und wird niemals wiederkehren. Das ist schon viel, ist aber nicht genug. Das gehäufte Fremdwort muß zum unschleibaren

Merkmal des Böbels werden, muß für so gemein gelten wie unsaubere Kleider, Nägel oder Zähne. Die Magistratssekretäre müssen und werden dann von selbst mit der Bittschrift kommen, sie ehrenhalber Stadtschreiber zu nennen: es läge eine feine Rangerhöhung darin, ähnlich den Beamtentiteln in der Schweiz, wo der Staatschreiber einer der höchsten Beamten ist mit allerlei Duzendsekretären tief unter ihm.

*

Indessen — 'Es ist eine Lust, zu leben!' wird der Sprachfreund doch erst ruhen dürfen, wenn die allerstärkste geistige Macht auf den Plan getreten ist: die deutsche Jugend. Wie oft schon in der Geschichte unsers Christentums hat Sturm und Drang von reisenden Knaben und Jünglingen eine neue Blütezeit heraufgeführt! Klopstock und Lessing, nach ihnen die Stürmer und Dränger um Goethe, dann die jungen und jüngsten Romantiker, abermals um ein Menschengeschlecht später das Junge Deutschland, nach einem halben Jahrhundert das Jüngste Deutschland — immer war es die blühende Jugend, das fordernde Geschlecht, wie Goethe es nannte, das die stockig gewordene deutsche Welt mit goldener Rücksichtslosigkeit erfrischend aufrüttelte.

O daß ich noch jung wäre wie ihr, die ihr jetzt in den Hörsälen auf den Bänken sitzt, auf denen ich im Werbejahr des jungen Deutschen Reiches geseßen! Kampffreudig wie ich schon damals war, würde ich einen Studentenverein 'Deutsche Sprache' gründen und den höchsten Wurf wagen, der in dieser Zeitlichkeit zu augenblicklichem, allerdings vergänglichem Ruhme führt: die Entfesselung einer Mode! Ohne Eichel-essende Teuschtümelei. Ohne jene fragenhafte hohle Spielereien, wie sie von Klopstock und den Barden des 18. Jahrhunderts für einige Zeit getrieben wurden, mit geringem Widerhall bei den Lesern, zu keiner Frucht für die Kunst. Nein, ganz einfach so, daß junge deutsche Menschen im hellen Lichte des 20. Jahrhunderts ebenso reines edles Deutsch zu sprechen und zu schreiben haben, wie die Franzosen und Engländer seit Jahrhunderten Französisch und Englisch, nichts andres, sprechen und schreiben. Erst dann wird der Wettlauf zwischen der deutschen Kunstprosa und der aller großer Literaturvölker unter gleichen Kampfgesetzen anheben, und, dessen seid sicher, es währt nicht lange, so wird der Spott der Ausländer über unsre Sprache aufgehört haben. Ein wenig Mode war bei jedem Sturm und Drang; die der jungen Leute um 1770 kam sogar dem Ziele, das ich von der gebildeten Jugend ausgerichtet sehen möchte, sehr nahe: reindeutscher Sprache. Was hätten unsre für die schöpferische Dichtung zum allergrößten Teil unfruchtbaren Allerjüngsten um 1885 wenigstens für die Sprache leisten können, wenn sie, die den französischen Naturalismus für ein paar Jahre in die Mode brachten, statt der 'Revolution der Literatur', die sie mit prahlerischer Ohnmacht ankündigten, eine Erneuerung der deutschen Sprache gefordert und gefördert hätten! Dichten konnten nur zwei oder drei von jenen hundert Schreibern; deutsch, immer noch deutscher schreiben hätten die meisten bei gutem Willen gelernt, und mit wie hellerem Ruhmesglanz prangen heute die Namen ihrer Führer in der deutschen Geistesgeschichte! O ihr meine Leser in den segenschweren frühen Zwanzigern, laßt euch sagen von einem, der zwei Menschenalter sah und mehr als eines von Schreibern: kein Werk der Wortkunst dauert über den flüchtigen Tag, das nicht mit dem höchsten Kunstmittel geschaffen wurde: der reinen Sprache. Wie geträufelte Menschheitschnitzel verraschelt all die modische Wortgaufelei, heiße sie noch so großartig Impressionismus oder gar Expressionismus, die sich aus den nachgestammelten Sprachen der umwohnenden Völker ein Ragout von Andrer Schmaus zusammenbraut. Bewundrung von Kindern und Affen, wenn euch darnach der Gaumen steht; doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen, nicht deutsch über die Zunge und aus der Feder geht.

Sechstes Buch.

Der Satz.

Der leitende Grundsatz der Stilistik sollte sein, daß der Mensch nur einen Gedanken zurzeit deutlich denken kann. (Schopenhauer.)

Erster Abschnitt.

Satz und Persönlichkeit.

Papierstil und Redestil.

Sage mir nur niemand hie von Geduld und Ehre. Vermaledeiet sei Geduld, die hier schweigt! Vermaledeiet sei die Ehre, die da weicht und solchen mörderischen Larven Raum läßt über die armen Seelen! (Luther in der Schrift 'Wider den fälschgenannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe'.)

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusage, sich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! — ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein! (Lessing.)

Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt hin und wieder blättert. (Goethe.)

Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann. (Schiller.)

Diese Sätze von Luther, Lessing, Goethe, Schiller lese man sich selbst laut vor, im gewöhnlichen Sprechton, und lege sich Rechenschaft ab von den sehr verschiedenen Eindrücken, die sie hinterlassen. Daß sie verschieden sind, wird jeder Leser im innern Ohr empfinden; aber wie verschieden? Es sind vier verschiedene Stile, wird die Antwort lauten, und sie ist nicht falsch; sie ist nur unvollständig und trifft nicht in den Mittelpunkt. Hier verschiedene Menschen sind es, die aus jenen Sätzen zu uns gesprochen haben. Selbst wer nichts von Art und Leben Luthers, Lessings, Goethes, Schillers wüßte, ein ungebildeter unverbildeter deutscher Leser, würde bestimmt fühlen, hier habe ich grunderhebene Menschenwesen gehört, mag er auch zu ungeübt sein, die Unterschiede in wohlgelegte Worte zu fassen. Luthers Feuerseele mit ihrem Feueratem wird er lobern fühlen aus dem Satzgefüge wie aus den Worten. Aus den kurzen Gliedern der Haupt- und Nebensätze; aus dem jambischen, anapästischen Aufbäumen des Satzschrittes, der im letzten Viertel übergeht in die Hammerschläge der Daktylen und Trochäen; aus dem wuchtigen Wiederholen von 'Geduld' und 'vermaledeiet' kann er den zornvollen Kettensprenger der Gewissensfreiheit heraus hören.

Und ein stillfremder Leser müßte sein, wer nicht aus Lessings gegensätzlichem Spruche von Gottes Rechter und Linker, vom Wählen zwischen den zwei äußersten Polen: der reinen Wahrheit und dem ewigen Irrtum, dem göttlichen Besitz aller Wahrheit und dem bloßen Triebe nach ihr — wer daraus nicht den Meister erkannte, der, ohne sich dabei zu nennen, von seinem Stil gesagt: 'Jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich in eine Antithese kleiden.' Die Antithese liegt nicht bloß in den gegensätzlichen Ausdrücken; sie atmet vernehmbar schon aus dem gegensätzlichen Bau.

Leidenschaft im Zügel der Maße spricht aus dem einen berühmten Satze Goethes über Hamlet: Grundtakt trochäisch, doch eingeleitet und immer wieder unterbrochen durch jambische und anapästische Takte; Hauptsatz und Nebensatz fast gleichwertig, der Nebensatz mehr neben- als untergeordnet. Wir werden dieser durchgehenden Neigung Goethes zum Verstärken der Nebensätze, besonders der bezüglichlichen, noch begegnen.

Wie einen Purpurmantel prächtig
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte raucht sie mächtig
Von Wohlklang und von Fülle schwer —

so heißt es von Schillers Sprache in einem schönen Gedichte Dahns. Mit ernstem Feierflange tönt der tröstliche Hauptsatz voraus, gefolgt von den hoch und höher aufschwellenden Wogen der Nebensätze, die doch den Inhalt des Hauptsatzes bilden. Welch ein Pulsschlag, welch eine brausende Orgelsprache; doch steht nichts um des bloßen Wohllauts willen da, alles dient nur dem großen Menschheitsgedanken. In wenigen Zeilen durchschreitet der Satz mit seinen vier Stufenschritten: die allgemeine Verheißung einer Hilfe, das Vernichten der Pläne, das Beugen des tatbereiten Arms, das Erschöpfen des Feindes.

*

Der Stil ist der Mensch, aber der Satz ist der Stil, darum schon der Satz der Mensch. Es wäre vielleicht möglich, dies schon mit der heutigen Wissenschaft vom Gehirnleben allgemein zu beweisen; da mir und den meisten Lesern diese Wissenschaft nicht zu eigen, so muß ich das beste Ersatzmittel des Lehrbeweises, das Beispiel, benutzen. In allen folgenden Sätzen achte man etwas weniger auf den Inhalt, um so mehr auf den Schritt und Tritt. Die Verschiedenheit der Sprachen spielt hierbei eine sehr geringe Rolle; denn Zeitmaß, Takt, Pausen, Atemlänge, Pulsfolge des Satzes fließen aus den allgemeinemenschlichen letzten Gründen des Denkens und seines Ausdruckes.

Der größte unter den großen athensischen Rednern, Demosthenes, beginnt seine Rede „Um den Kranz“ mit dem Anrufen der Gottheiten: *Zuallererst, Ihr Männer Athens, anflehe ich die Gottheiten alle, die Götter und die Göttinnen! Seht ihr den Mann? Sein zum Äthersteige der Olympier emporgewandtes Antlitz? Hört ihr den feierlich abgemessenen Gebetstakt, das An- und Abschwellen des Atems, gar wohl vergleichbar gewissen Goethischen Psalmen in freien Maßen, etwa diesem: Wenn der uralte, heilige Vater Mit gelassener Hand Aus rollenden Wolken Segnende Blitze über die Erde sät.* Selbst ein des Deutschen nichtkundiger Hörer würde den Herzschlag dieser Goethischen Sätze nachfühlen, wie ein des Griechischen Unkundiger den des griechischen Satzes von Demosthenes.

Perikles in des Thukydides Geschichte des peloponnesischen Krieges schließt seine Grabrede auf die fürs Vaterland gestorbenen Athener:

So habe denn auch ich, dem Gesetze gehorchend, was ich zu sagen wußte, in der Rede vorgebracht; durch die Tat sind die Begrabenen schon geehrt. Ihre Kinder aber wird die Stadt von jetzt an bis zur Mannesreife auf öffentliche Kosten erziehen, und damit legt sie diesen Toten wie den Überlebenden einen nützlichen Siegerkranz als Kampfspreis aus. Denn die Bürgerschaft wird die tapfersten Männer zählen, in welcher die Tapferkeit der höchsten Preis erwartet. Nun aber weihe jeder den Seinigen die Totenklagen, und dann gehet nach Hause!

Der größte Römer beginnt die Geschichte des schwersten seiner siegreichen Kriege, Cäsar die des *Bellum Gallicum*, mit dem strengsachlichen knappen Satze:

Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur (Gesamtgallien zerfällt in drei Teile, deren einen die Belgier, den andern die Aquitanier, den dritten die bewohnen, die in ihrer Sprache Kelten, in unsrer Gallier heißen).

Claujewitz, der Verfasser des Buches vom Kriege, woraus Moltke Anregung und Lehre geschöpft hat, erklärt das Wesen des kriegerischen Geistes:

Ein Heer, welches in dem gefährlichsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht geschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorham nicht verliert, nicht die Achtung und das Vertrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle diese Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen, — solches Heer ist vom kriegerischen Geiste durchdrungen.

Der erste Schlachtendenker und -Lenker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Moltke, schreibt als ersten Satz in der Geschichte seines größten Krieges: *Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen.*

So schreiten die Feldherren dahin mit den gemessenen eisernen Tritten der Wirklichkeit, nicht rechts noch links abscweifend, ihre Großtaten hinter sich, gleichgültig gegen den Glitterschmuck der ‚schönen Periode‘, unbekümmert um das ‚harmonische‘ Aufsteigen und Sinken des Satzes, denn ihr Satzbau ruht einfach und sicher gefügt auf den Grundvesten eines Heldencharakters.

Tacitus holt aus zum vernichtenden Streich gegen die knechtische Streberei unter Tiberius: *At Romae ruere in servitium consules, patres, eques. Quanto quis illustrior, tanto magis falsi ac festinantes, vultuque composito, lacrimas gaudium, questus adulationes miscebant.* Äußerste Verdichtung des Ausdrucks, gesteigert durch das Fehlen des Geschlechtswortes im Lateinischen.

Ich sollte und wollte nur Beispiele aus der Kunstprosa bieten; indessen, wie schon einmal bemerkt, die Grundgesetze des Stiles sind die gleichen für die gebundene wie die nichtgebundene Rede, und da in dieser Reihe der größte Italiener nicht fehlen darf, so sei aus der Erzählung der Francesca von Rimini die letzte Terzine hergesetzt (1, 5, 136):

La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Sie sind die Grundform des Danteschen Satzes: Quader zu Quader gefügt, ohne Mörtel von Bindewörtern, die vielen Hauptsätze alles andre überragend und zusammenhaltend. Denn auch hinter diesem Dichter, der die Hölle der Verbannung, das Fegfeuer des Heimwehs, das Paradies einer hohen Jugendliebe durchschritten hatte, lag in wesenlosem Scheine das Gemeine, das Nebenjächliche und Nebenjächliche.

Molière in seinem zweiten *Placet* an Ludwig 14. über die verbotene Aufführung des Tartüffe: *J'attends, avec respect, l'arrêt que votre majesté daignera prononcer sur cette matière; mais il est très assuré, Sire, qu'il ne faut plus que je songe à faire des comédies, si les tartuffes ont l'avantage.* Dies ist nicht der Dichter lustiger Komödien; vielmehr einer der männlichsten Prosaschreiber Frankreichs, der uns ein Büchlein über das Lustspiel hätte hinterlassen sollen, oder eins über das bürgerliche Trauerspiel, das es nach den strengen Gesetzen der Akademie nicht geben durfte und an das doch Molière im Tartüffe und im Menschenfeind so hart gestreift hat. Scharfer Gegensatz bei aller Untertänigkeit; der zweite, wichtige Satz doppelt so lang wie der erste, der nur eine gebotene Phrase ist; das Ganze durchzittert von innerer Empörung, denn für Molière steht diesmal die große Kunst, nicht mehr die kleine des Bourceagnac und des Arztes wider Willen, auf dem Spiel. Auf die gemessenen, doch innerlich bewegten Jamben des Borderjages folgen die stürmischen, sich überstürzenden anapästischen und pöonischen Maße des Nachjages, der in den zwei aufschnellenden Jorntakten *si les Tartuffes . . . ont l'avantage* (~~~~~) gipfelt. — Merkwürdig ähnlich diesen Musterstellen Molières ist der Aufbau der Sätze in den englischen Junius-Briefen.

Der Satzbau des berühmtesten englischen Prosameisters, Macaulays, erinnert zu sehr an den der besten Franzosen, um an dieser Stelle die nähere Betrachtung zu fordern. Eigenwüchsiger ist der Amerikaner Emerson:

There are no fixtures in nature. The universe is fluid and volatile. Permanence is but a word of degrees. Our globe seen by God is a transparent law, not a mass of facts. The law dissolves the facts and holds it fluid.

Großmeister des unmöglichsten aller Stile, aufrichtiger Anbeter Goethes, dreifach überschneidender Nachahmer dessen, was du für seinen abgeklärten, harmonischen, klassischen Stil hieltest, ganz Geheimer Hofrat Schöll, sei du zu uns heraufbeschworen und spende uns einen deiner schönsten Sätze, um welche du dich ein schreibendes Leben lang, bewundert viel und viel gescholten, bemüht hast. Ach, in welchen Winkeln der Bibliotheken verstauben jetzt die Früchte der unsäglich Mühe, womit du jedem deutlichen Hauptwort ausgewichen bist wie dem Ausfall, jedes Beiwort aus der Felle in die Trübe getaucht, in jeden Hauptsatz einen Nebensatz, in jeden Nebensatz noch einen Nebennebensenatz geschachtelt

hast, in dem stolzen Bewußtsein, daß von den Mitlebenden keiner, ja keiner von den Vordereu es dir in der Kunst der 'harmonischen Periode' zuvorgetan:

Wie denn in Votharios beschränkungsfroher Rückkehr auf den Heimatgrund und in seiner Wirtschaftlichkeit, die gegen Privilegien und Lebenshottuspokus auf Befreiung der Mitarbeiter wirkt, sich dasjenige als reine Dichteranschauung natürlich begründet, was dem Staatsökonom Goethe durchzuführen versagt war, so erscheint die geistige Einheit und der Kunstausbau fürstlichen Lebens und Vergnügens, deren Verzicht er nach Italien hinübernahm, im Schlosse des Oheims und seinen Sammlungen, in seiner Verbindungs- und Vergnügungsweise, in dieser Planmäßigkeit und diesem großfinnigen Totalwillen, womit er die tiefste Bildung und ausgeführteste Kunst dem alltäglichen Dasein und der ewigen Natur zum vollkommenen Leben vereint. (~ ~ ~ ~ ~).

Erschreckt fährt der Leser zusammen: so erwacht der Müller aus dem Schlaf, wann die Mühle plötzlich stillsteht, sieht nach, warum sie steht, setzt sie wieder in Gang und schläft weiter. Setze die Sagemühle Schölls wieder in Gang, o Leser, wann du dich vor einer schlaflosen Nacht fürchtest, und denke, dieweilen sie weiter klappert, darüber nach: Warum hat sie je aufgehört, warum geht solch ein Satz überhaupt zu Ende? Er war ja so schön im Gange, warum klapperte er nicht eine Seite, drei Seiten, warum nicht endlos weiter? Ach, daß uns niemals das Vollkommene wird! Der Gipfel der Stilharmonie, der unendliche Satz, war selbst für Schöll unerreichbar.

*

Allenstein, das Olsztyn der majurischen Polen, liegt an einem Nebenflusse des Pregel, der Alle, wo Marschall Soult 1807, vier Tage vor der Schlacht bei Eylau, den russisch-preussischen Nachtrab schlug.

Ich schwör's bei meiner Ehre: um das Beispiel eines Hardenischen Satzes zu geben, griff ich nach der neuesten Nummer seiner 'Zukunft', schlug die erste Seite auf, schrieb den ersten Satz ab, und siehe da: dieser eine Satz ist der Stil, wie der Stil der Mensch, Buffons *l'homme même*. Der Aufsatz behandelt eine Gerichtsverhandlung in Allenstein wegen Mischuld an einem Morde. Allenstein ist nicht etwa ein berühmtes Mordnest, wo jahraus jahrein Menschen umgebracht werden, sondern seit vielen Jahren ist dort zum erstenmal gemordet worden. Allensteins geographische Lage, nun gar seine Beziehung zum Marschall Soult, haben ungefähr ebensoviel mit jenem Morde zu tun, wie die Lage Pefings und die dortigen Heldentaten des Marschalls Palikao. Der Schreiber, einer unsrer von den Dummköpfen bewundertesten Prosafasnörkter, beginnt seinen Satz: 'Allenstein'; doch hier stockt er schon, wer hilft ihm weiter fort? Er hat die Wahl zwischen Büchmann und dem Konversationslexikon, wählt aber als erfahrener Benutzer das letzte, und siehe da: er findet alles, was zu einem Hardenischen Satze vonnöten: Olsztyn, den Pregel und die Alle, den Marschall Soult, das Gefecht bei Allenstein, die Schlacht bei Eylau, die vier Tage drauj. Doch o über den vollendeten Meister des Stils, den man ja an dem erkennt, was er weise verschweigt: Harden weiß den Tag der Schlacht bei Eylau, denn im Konversationslexikon, da wo Olsztyn, der Pregel, die Alle, der Marschall Soult, die Schlacht bei Eylau stehen, steht auch der; schlicht aber und groß unterdrückt er das Ausstramen solches Wissens, denn er weiß, — doch dies steht im Büchmann, oder in einer andern Hardenischen Fundgrube, vielleicht im *Esprit des autres*, daß *Le secret d'ennuyer est celui de tout dire*.

Außer der Reihe noch ein letztes Beispiel, das seltsamste, das überzeugendste von allen:

Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lomowis ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzererschneidende und herzerhebende Erdtönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Jeter- und Mordbiogeheul so vieler tausend elender, zerquetschter, halbtoter Opfer dieses Tages, alle Sinne betäubte!

Wer hat diesen 'Armen Mann im Lockenburg', Ulrich Bräker, den Appenzeller Ziegenhirten, nachmals bettelarmen Weber ohne die geringste höhere Bildung, ihn, der niemals einen Schulaufsatz geschrieben, wer hat ihn diesen klassischen Satzbau gelehrt? Von irgendwem, irgendwo, irgendwie muß er doch ihn zusamt seinem untadeligen, nein

seinem in aller weltfremden Schlichtheit klassischen Stil erlernt haben. Denn erlernbar, nicht wahr? ist doch der Stil. In den letzten hundert Jahren sind mindestens tausend Stillehren erschienen; in jeder wird der vollkommen harmonische, der logische, besonders aber der schöne Satz gelehrt: wieviele gute Satzbauer, wieviele Meister des Stiles überhaupt müßten wir also haben! Jener Ulrich Bräker hat nicht einmal gewußt, was für ein Ding eine „Stilistik“ sein mag, und hat doch ein ganzes Buch geschrieben mit kaum einem Satz, den man fehlerhaft oder gar schlecht gebaut nennen kann.

*

Der schöne Satz ist unlehrbar und unlernbar; wer ihn sucht, nähert sich unfehlbar dem Stile Schölls, wenn auch nur wenige ihn erreichen. Der Satz ist ein ebenso persönliches Gut wie der Stil, wie der Charakter, wie — die Nase. Vielleicht hätte Lessing zu einem feineren Gegner als Goetze nicht dorthin von Stil und Nase gesprochen, sondern etwa gesagt: „Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seinen eignen Schritt und Tritt; denn Stil ist Bewegung, ist geistiger Puls, Gedankenwellenspiel, also bei jedem Menschen unverschieden. Wer sich vermißt, einen Schreiber den schönen, den harmonischen Satz zu lehren, der sollte es nur in Fremdwörtern tun; denn da er etwas Unlehrbares lehren will, so muß er diese Unmöglichkeit hinter Wortdunkel verstecken. J. B. folgendes ist nach einer berühmten Stillehre „als die rhythmisch schönste Form“ anzusehen:

Wenn mit dem Subjekte des einfachen Satzes ein Attribut, und mit dem Prädikat ein Objekt verbunden wird, so stellt sich in dem ganzen Satze noch dasselbe aufsteigende Tonverhältnis bei gleichem Umfange seiner Glieder dar, und dasselbe Verhältnis wiederholt sich zugleich in dem Ausdrücke des Subjekts und in dem Ausdrücke des Prädikats . . . Weniger schön ist das Tonverhältnis, wenn mit dem Subjekte eine größere Anzahl von Attributen und mit dem Prädikate eine größere Anzahl von Objekten verbunden ist, und es wird besonders leicht fehlerhaft, wenn die Attribute und die Objekte für sich zu Satzverhältnissen erweitert sind.

Wahrscheinlich sind diese Lehrsätze selbst von großer Schönheit, wenn ich sie gleich nicht wahrnehmen kann; höher jedoch als alle Schönheit steht die Verständlichkeit, und ich bekenne, daß ich jene schönen Sätze nicht verstehe, so gern ich mir — Traum meiner Sehnsucht! — die rhythmisch schönste Form daraus aneignen möchte.

Der Mensch, der schreiben und lesen gelernt, der sich an Büchern höher hinaufgebildet, der in leidlich zusammenhängender Rede sprechen gelernt hat, der braucht keinen Lehrer des schönen Satzes, denn er selber besitzt wahrscheinlich einen Satzbau, der die erste Bedingung aller Schönheit erfüllt: natürlich, echt, persönlich zu sein. Nur darum, weil in unsrer Zeit jeder Schreibende mehr oder minder verbildet, seinem natürlichen Stil entfremdet ist, bedarf er der hilfreichen Zurechtweisung — nicht zu irgendeinem unpersönlichen „schönen“ Satzbau, wohl gar zum Nachäffen eines der Meister in solcher Kunst; sondern zum Entdecken seines eignen Satzes und zu dessen Reinigung von all den Satzgebrechen, die durch Nachlässigkeit, Unnatur und Verbildung jeglicher Art entstanden sind. Der gefährlichste Feind des Eigensatzes ist der Zeitungssatz. Keiner kann sich ihm ganz entziehen, denn jeder liest Zeitungen, viele lesen nur Zeitungen, und es gehört schon eine außergewöhnliche Widerstandskraft oder ein Eigenstil von unentwurzelbarer Festigkeit dazu, um nicht den Zeitungstil und den Zeitungssatz zu schreiben. Alles, was in den nachfolgenden Abschnitten über den Satzbau gesagt wird, hat zur Voraussetzung, daß der Leser entschlossen ist, seinen eignen Satz, nicht den irgendeines andern zu schreiben. Dieser Eigensatz eines leidlich gebildeten, noch nicht allzu sehr verbildeten Menschen hat jene eigne Schönheit, die allem Naturbürtigen innewohnt. Die wahre Satzlehre kann nur darin bestehen, Schönheitsfehler ablegen zu helfen. Was alsdann zustande kommt, wird freilich nur in jenen Ausnahmefällen höchster Begabung, die man Kunst nennt, kunstschön sein; der gute Schreiber jedoch, der ja nicht gleich ein Prosa-klassiker werden will, darf schon mit der Naturschönheit zufrieden sein, die da heißt: durch volle beabsichtigte Wirkung zweckmäßiger, also schöner Satz.

*

Wischers zugespitztes Wort „Eine Rede ist keine Schreibe“ wurde schon erwähnt undedeutet (S. 37). Gewiß, die Rede ist oder soll noch lebendiger sein als die lebendigste

Schreibe. Und umgekehrt gibt es für die gute Schreibe keinen bessern Rat als den des möglichsten Annäherns an die gute Rede. Der geschriebene Satz ist nicht genau der geredete; wehe aber dem Schreiber, dessen Satzbau sich grundsätzlich oder überwiegend von dem des Redners unterscheidet. Der Mensch denkt selten in gerundeten Sätzen, meist nur in unverbundenen Satzbrocken oder Worten. Der sprechende Mensch begnügt sich im Alltag mit sehr einfachen Sätzen; erst auf den höchsten Bildungsstufen und bei ungewöhnlichen Gelegenheiten geht seine Rede zum künstlerischen Satzbau über. Niemals jedoch darf die Brücke zwischen Satzform der Alltagsrede und der Schrift so völlig abgebrochen werden, daß kein Steg von Ufer zu Ufer führt. Wo das geschehen, da wandelt sich der Satz in ein Gebilde, das man beim Lesen nicht mehr als Menschenrede, sondern nur noch als bedrucktes oder beschriebenes Papier empfindet.

Viele Schreiber haben längst vergessen, daß auch der geschriebene Satz nicht zur Kunstbefriedigung des Schreibers bestimmt ist, sondern zu Lesern spricht. Spricht! — nicht bloß von den Augen aufgenommen wird. Noch das wissenschaftlichste Buch, etwa über Sternkunde oder höhere Mathematik, spricht zum Leser, oder sollte doch sprechen. Man schlage eine beliebige rein wissenschaftliche Schrift Goethes auf, sogleich wird man seine sprechende Stimme vernehmen, nicht bloß eine schreibende Feder sehen, und dieser Stilform entspricht sein Satz. Man lese sich z. B. diese Stelle aus Goethes ‚Versuch einer allgemeinen Vergleichungslehre‘ (Zur Zoologie) laut vor:

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gebe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengelegte zusammengelegt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingungen dieser Elemente denken lassen?

Die Stelle wurde fast blindlings aufgeschlagen, nicht ausgesucht; sie ist ein getreues Abbild des Goethischen Satzes in der nichtdichterischen Darstellung. Jeder Gelehrte mit seiner Herrschaft über Stoff und Sprache könnte zu einer Gesellschaft gebildeter Laien so sprechen; ein richtiger Professor (auf Deutsch: Befenner!), nicht einer von den Papierablesern, ebenso zu aufstrebenden Schülern. Aus Eckermanns Niederschriften, die Goethe ja durchgesehen, lernen wir, daß der Meister über die schwierigsten wissenschaftlichen Fragen nicht viel anders gesprochen, als geschrieben hat: mit den sehr einfachen, ganz durchsichtigen Sätzen der Menschenrede. Geisteigert wurde diese Lebendigkeit seines Satzbaues wahrscheinlich durch das Diktieren (vgl. S. 478).

Doch selbst in Goethes Versen — wie einfach der Satzbau, wie überraschend ähnlich der Menschenrede. Man prüfe darauf z. B.: Über allen Gipfeln, — Wer nie sein Brot mit Tränen aß, — Der du von dem Himmel bist, — Was hör ich draußen vor dem Tor; aber eigentlich könnte ich fast jedes seiner unvergänglichen Gedichte nennen. Oder:

Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.

Von neun Sätzen nur ein Nebensatz, acht Hauptsätze: die Vorherrschaft der Hauptsätze ist das Merkmal der Menschenrede. Der Satz, der nicht zu uns spricht, verhallt; das Buch mit nur lesbaren, nicht sprechenden Sätzen geht unter, so sicher wie alles untergeht, was nur Papier ist.

*

Ähnliches wie von Goethes Prosa gilt von Schillers, selbst von so streng wissenschaftlicher wie den Aufsätzen über naive und sentimentalische Dichtung, Anmut und Würde usw. Jeder Satz hat Sprecherform, wird von uns beim Lesen gehört, zeigt uns einen redenden Menschen. Und eben diesen redenden Menschen wollen wir hören und sehen, erst der ist

alles Lesens höchster Reiz. Von Goethes wissenschaftlichen Arbeiten wissen wir ja, daß sie alle einmal wirklich von seinen Lippen erklingen sind: aus Ohr der Eckermann, Riemer, John, Schuchardt. Und lesen wir Lessings oder Schillers Prosa, so fühlen wir, daß die Schreiber sie leise oder halblaut gesprochen oder doch mit dem innern Ohr als Widerhall gesprochenen, überaus kunstvoller Rede selbst gehört haben. Sogar Arnolds Satz auf S. 302 ist schönste Redesprache: kein Mensch denkt bei dessen Lesen an Papier und Feder, jeder nur an einen beredten Sehermund.

Alle größte Prosaliteratur, und viele dichterische dazu, ist in der Redesatzform geschrieben. Im Neuen Testament z. B. bilden die Lebensätze nur einen sehr geringen Bruchteil der Gesamtzahl der Satzglieder. Man prüfe hierauf jedes Prosawerk älterer Zeit, das einem besonders innig ans Herz gewachsen ist: je inniger, desto mehr Redesatzform der Sätze. Sinegegen gibt es nicht ein einziges von den zehn oder zwölf ewigen Prosabüchern mit einem vorherrschenden Satzbaue von der Art, die der Menschenrede unbekannt ist. Wer da schreibt, wie nie ein Mensch, wie der Schreiber selbst nie gesprochen hat, dessen ganzes Lebenswerk ist dem sichern Untergange geweiht. Die schon oft genannten Namen solcher Papierschreiber brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Nur Menschenrede und ihr Widerklang besteht, alles bloß Geschriebene verweht.

Der gute französische Prosaschreiber bildet keinen Satz, der nicht in einer hochgebildeten Gesellschaft fast genau so gesprochen werden könnte. Keine Prosaliteratur berührt sich so nahe mit der Menschenrede wie die französische, und doch stimmen alle ihre Kenner im Lobe ihres Stiles und Satzbaues überein. Sollte uns dieses Beispiel nicht die Wahrheit dessen bestätigen, was Lessing vor 150 Jahren gelehrt hat:

Kunst und Natur
Sei eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Vom Satzbaue des Briefes wird allgemein zugegeben, daß er sich möglichst dem der geredeten Sprache angleichen solle, denn der Verfasser schreibt ja nur darum, weil er zu dem Empfänger nicht sprechen kann. Worin besteht der grundsätzliche Unterschied zwischen Brief und Buch? Spricht nicht auch das Buch zunächst zu einem Leser? Das heißt das Buch, das überhaupt spricht!

Zweiter Abschnitt.

Die „harmonische Periode“ und der schöne Satz.

Man vermeide alle Weitschweifigkeit und alles Einflechten unbedeutender, der Mühe des Lesers nicht lohnender Anmerkungen. Man muß sparsam mit der Zeit, Anstrengung und Geduld des Lesers umgehen. — Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war; teils weil sie dann das ganze, durch keinen Nebengedanken zerstreute Gemüt des Hörers ungehindert einnimmt; teils weil er fühlt, daß er hier nicht durch rhythmische Künste betöten oder getäuscht ist, sondern die ganze Wirkung von der Sache selbst ausgeht. — Vollwichtige, reichhaltige, also überhaupt schreibenswerte Gedanken müssen Stoff und Gehalt genug liefern, um die sie aussprechenden Perioden, auch in der grammatischen und logischen Vollkommenheit aller ihrer Teile, so satzsaft auszufüllen, daß solche nirgends hohl, leer oder leicht befunden werden, sondern der Vortrag überall kurz und prägnant bleibt, während an ihm der Gedanke seinen satzlichen und bequemen Ausdruck findet, ja sich mit Grazie entfaltet und bewegt. (Schopenhauer.)

Nach dieser Herzkärtung wird der Leser folgende Musterbilder der „harmonischen Periode“ zu würdigen wissen:

Er (Goethe) hatte sich schon frühreif und ehrgeizig wie er war in allen poetischen Gattungen versucht; er hatte schon den Gesichtskreis, den ihm die Reichsstadt eröffnete, nach allen Seiten erschöpft, einer Kaiserkrönung beigewohnt, mit vielerlei Menschen verkehrt, in soziale Schäden mehr, als ihm gut war, hineingeblickt, wieder-

holt geliebt und auch Liebeskummer erfahren (uff! — aber nein, wir müssen weiter), *als er, dem Wunsche des Vaters gemäß und eigne Neigung zur Philologie unterdrückend, im Alter von 16 Jahren die Universität Leipzig bezog* (genug! — nein, 'genug' ist nicht genug), *angeblich um die Rechte zu studieren, in Wahrheit um in allen Wissenschaften zu naschen und schließlich* (Gott sei Dank! — aber 'schließlich' heißt nicht Schluß) *nur von einem Künstler, jenem Oser, der einst in Dresden auf Winckelmann wirkte* (auch das noch hier bei dem jungen Goethe!) *und jetzt in Leipzig lehrte* (vermutlich, da ja auch Goethe in Leipzig war), *eine wahrhaft tiefgehende Anregung zu empfangen.* (Scherer.)

Es ist wirklich aus; aber Geduld, sogleich folgt ein fürchterlicher Satz von 20 breiten Druckzeilen, die uns von Goethes Jünglingskrankheit über seine frühe Anakreontik zur 'Laune des Verliebten' und ihrer kritischen Würdigung, zu den 'Mitschuldigen' und deren Vorbildern Gellert, Weiße, Lessing, zu Klopstocks und Wielands Einfluß auf Goethes poetische Sprache, wiederum sanft plätschernd zu Oser's Unterricht geleiten und allendlich münden in eine Betrachtung von Goethes lyrischer Selbstbekenntnisdichtung. Mehr ist wirklich von einem Sage nicht zu verlangen.

Dadurch kennen wir die materiell reicheren älteren Zustände besser als die homerischen Dichter, die aus immer mehr verblassender Erinnerung von den Stürmen der Völkerwanderung erzählen, gerade wie das germanische Epos von Goten und Hunnen und dabei von Verona und Ravenna handelt, das altfranzösische von den Wirren der Merovingezeit, die aus der Mischung von Franken, Römern und romanisierten Kelten die neue Rationalität ebenso hervorgehen sah, wie die Hellenen aus der älteren Bevölkerung, die zum guten Teile nicht einmal arisch gewesen war, und den keineswegs durchaus urgriechischen Einwanderern erwachsen sind. (U. v. Wilamowitz-Möllendorf, der des Aristoteles Warnung und Beispiel 'Mednerkunst', 3, 5, 2) hätte beachten sollen.)

Man weiß, wie die Stadt, welche, nachdem sie Hauptstadt des Königreiches Italien geworden, anfangs eine Reihe von Jahren still dalag, dann aber sich in modernen Bauten auszudehnen begann. (Herman Grimm.)

Inzwischen aber war der neue Zeitgeist, wie er sich jetzt schon ein wenig entschiedener in Regungen einer immerhin noch verschleierte Empfindsamkeit auszuprägen begann, tiefer in die horazische und anakreontische, die römische und hellenische Neigung vollen Dichterkreise eingedrungen. (Karl Lamprecht.)

Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigener Kraft in die Höhe bringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen (!) und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein. (Julian Schmidt.)

Wenn die Seele im Empfindungslaute selbst verweilt, ihm als der Wirklichkeit des Bewußtseins lauscht und so ihn als Selbstzweck schwellend zum Ton erhebt, dann gibt dem organischen Falle seiner Schwingung die in der Wandlung dauernde Einheit der Seele seine Ergänzung zum Akkord, in der rhythmisch-melodischen Bewegung der Töne entwickelt sich die Harmonie als wirkliche Zeitfolge, im Verhältnisse der Töne wird ihre harmonische Folgerichtigkeit unmittelbar meßbar und gegenwärtig, und da sie durchaus organische Empfindung und Selbsttätigkeit der Seele sind, so wird die Seele mit ihrer Entäußerung in dieses Sonderwirkliche, mit dieser Melodie, in der Folgerichtigkeit derselben ihrer eigenen Harmonie, ihrer im Unterschiede unveräußerlichen Einheit lebendig inne und es entsteht Musik als reine Versinnlichung der Seele. (Schöll.)

Ob in den Reihen der erliegenden Heiden, die aus Verfolgern schon zu Verfolgten geworden waren, sich Scharen von Leuten befanden, die, obwohl sie im Siege der neuen Lehre nur Unheil erblickten, ja, während sie mit geringschätzigem Lächeln die Möglichkeit dieses Sieges noch leugneten, doch begierig und mit wilder Beifallsleidenschaft in den Streitschriften des Tertullian schwelgten, den Umsturz des Altars der Viktoria und des olympischen Zeus bejubelten und die Ermordung der Hyparia als eine sensationelle Neuigkeit begrüßten, wissen wir nicht. (Adolf Stern.)

Kennt der Leser dieses Gedichtchen von Mörike, geschrieben nach einer ähnlichen Qual? Es tut wohl, es zu lesen:

Das süße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat mir all mein Gedärm erschlafft.
Es roch, ich will des Penters sein,
Wie lauter welle Rosen und Kamillebsümelein.
Mir ward ganz übel, mauferig dumm,
Ich sah mich schnell nach was Tüchtigem um,
Lief in den Garten hinterm Haus,
Zog einen herzhafsten Kettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

Auch Fritz Reuter hat die „harmonische Periode“ gekannt und nach Verdienst gewürdigt:

Käthebein: „Wichtige Geschäfte, viel wichtigere, haben mich auf Flügeln Jephirs gestern Morgen als man mit purpurnem Gewand am östlich hohen Himmelsrand Auroren schon verbreitet fand, von Neu-Strelitz nach Brandenburg entführt.“ — „Allen schönen Jephir hält buten!“ smet de Herr Konrefter dorumang, äwer Käthebein let sich nich stören.

Doch nun, nach diesen scherzenden Tröstern, ein sehr ernster, einer der schönsten Sätze in deutscher Sprache, dieser von Ernst Moritz Arndt:

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne Gottes zuerst leuchteten; wo seine Blige dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schreden durch die Seele brausten: Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

*

Der Großmeister, wenn nicht der Erfinder, der „harmonischen Periode“ ist Cicero: alle deutsche Schreiber dieses Stiles haben ihn an Cicero in jungen Jahren erlernt und sich ihren Naturstil fürs ganze Leben dadurch verdorben. Sicherlich hat kein Römer, auch Cicero selbst nicht, je so gesprochen; Ciceros Briefe z. B. sind in einem ganz andern Stil, in dem des gebildeten redenden Menschen, geschrieben. Aber die Römer, wie zum größten Teil die Griechen, hatten sich zum Bücherschreiben einen hochgestilten Stil erfunden, der gar verschieden von der wirklich gesprochenen Menschengsprache war und es sein sollte. Diesen Kunststil, dessen Grundeinheit die „harmonische Periode“, haben die meisten klassisch gebildeten deutschen Schriftsteller seit der Humanistenzeit nachgeschrieben. Die Großen haben sich von ihm befreit, die Andern sind in ihm stecken geblieben. Jene schreiben die schönen Sätze, diese die harmonischen Perioden; jene den natürlichen Stil, diese den akademischen. Berühmt werden diese, aber nur für die Zeit, in der sie leben; gelesen werden jene, und wenn sie noch mehr sind als Schreiber schöner Sätze, so können sie es bis zum Klassiker bringen. Von den deutschen Schreibern harmonischer Perioden hat es noch niemals einer zum Klassiker gebracht, ja keiner bis zum Gelesenwerden im nächsten oder gar übernächsten Menschenalter.

Die schöne, die harmonische, die akademische Periode entsteht auf folgende Art. Ein gelehrter Schreiber, der sich nicht die Mühe nimmt, seinen Gedanken schon im Gehirn aus allem nutzlosem Beiwerk herauszuschälen und ihn dann bis in die äußerste Klarheit zu treiben, vielmehr erst beim Schreiben denkt, der geht von dem Grundsatz aus: die lange Periode ist die schöne Periode, denn der Ungelehrte spricht und schreibt in kurzen Sätzen; ich aber, der Gelehrte, muß mich auch beim Schreiben von ihm unterscheiden. Da er den Inhalt seines Satzes nicht sorgsam vor dem Schreiben durchdacht und gesichtet hat, sondern erst vom Schreiben erwartet, was durchs Denken gewonnen sein sollte, so bleibt es nicht aus, daß ihm beim Schreiben allerhand Nebensächliches einfällt und sich in den Satz hinein-drängt. Irgend welchen Bezug auf den Satzinhalt wird es schon haben, also warum soll es nicht mit hinein? Auf dem graden Wege geht das nicht, also wird gestopft: Abschweifungen und Schachtelungen in Nebensätzen, Nebennebensätzen, Klammern, zwischen Gedankenstrichen; oder versteckt in Beiwörtern, die einen ganzen selbständigen Gedanken vertreten müssen. Der Satz, vielmehr die Periode, schwillt immer breiter, dicker, bis zum Versten, — tut nichts, „laß mich immer nur herein“; denn die akademische Periode wird ja nur noch schöner, je länger sie wird, und das Füllsel und Stopfsel heißt dem akademischen Periodenbauer nicht Schwellst und Gedankenflucht, sondern Fülle, Rundung, „Prägnanz, Cyclopenkraft“ (so J. Minor begeistert über E. Schmidts Stil). In einer Anleitung zur weltüblichen Schreibart, nämlich der akademischen aus dem 18. Jahrhundert, wird gerühmt, daß es einem gelehrten Juristen gelungen sei, die Eheurkunde eines hohen Herrn, die elf gedruckte Oktavseiten umfaßte, in eine Periode zu bringen. Wie weit bleiben hinter solchem Kunstwerk selbst die längsten Erkenntnisse unsers Reichsgerichtes zurück! (Vgl. S. 514.)

In Deutschland ist die Bewunderung für die schöne, die harmonische Periode gottlob im Schwinden:

Zu fast jeder Zeit ist, wie in der Kunst, so auch in der Literatur, irgendetwas falsche Grundansicht, oder Weise, oder Manier, im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt außer der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Fasse für das, was sie ist, verachtet sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierten Werke fällt ab, wie eine schlechte Gipsverzierung von der damit bekleideten Mauer . . . Es ist damit, wie wenn ein Abscheß aufgeht. (Schopenhauer.)

Nur in den engsten akademischen Kreisen Deutschlands, vielleicht nur in dem allerengsten Klüngel der Anbeter eines Buddha Goethe wäre heute noch ein Schreiber wie Schöll möglich. In Italien, dem Heimatlande Ciceros, blüht die schöne Periode, wie überhaupt der Klingklang einer gedankenarmen Prunk- und Schwulstrednerei, heute fast noch üppiger als vor zweitausend Jahren: man denke nur an den kaum zu überbietenden Wortberauscher D'Annunzio!

*

Jede der tausend deutschen ‚Stilistiken‘ der letzten hundert Jahre hat sich abgemüht mit einer besonders feinen Erklärung des Wesens des Satzes. Der Leser weiß ohne Erklärung, was ein Satz ist, und ich erspare mir und ihm den nutzlosen Versuch einer neuen. Früher wurde heftig gestritten, was eine Periode sei, ob man z. B. einen einzigen Hauptsatz: ‚Es regnet‘, — ‚Der Vater liebt den Sohn‘, oder gar: ‚Hilf!‘ eine Periode nennen dürfe. Da es uns nicht um die Periode, geschweige um ihre richtigste Erklärung zu tun ist, sondern um den Satz, — um die Sache, nicht um ihren Namen —, so wird es genügen, dem doch vielleicht mißbegierigen Leser die älteste aller Erklärungen, die von Aristoteles, mitzuteilen: Ich nenne einen Satz eine Wortfolge, die einen Anfang und ein Ende für sich hat und eine leicht übersehbare Größe‘ (in seiner Rednerkunst 3, 9). Eine bessere ist mir in der gesamten Stilwissenschaft nach Aristoteles nicht begegnet. Einen Anfang und ein Ende für sich: also nicht beliebiges Hineinstopfen- und -pferchen von Dingen, die nichts mit dem Gedanken für sich zu tun haben, sondern nur mit den verwirrten Einfällen des Schreibers abseits des durch den Satz auszudrückenden einen Gedankens. — Eine leicht übersehbare Größe: also kein hochgetürmter, breitgestreckter Kunstbau, den man nicht mit einem Blick von den Grundmauern zum First, von der linken zur rechten Seite überschauen und in sich aufnehmen kann.

In des Aristoteles Worten von der leicht übersehbaren Größe des Satzes steckt der Leitgedanke dieses Buches: der von der höchsten Zweckmäßigkeit als dem Maßstabe des besten Stils. Zweck des Satzes ist das Übertragen eines Gedankens auf den Leser zur höchsten erreichbaren Wirkung. Der Verfertiger der schönen Periode weiß nichts von der Seele des Lesers, denn er ist ein Schreiber ohne Phantasie. Er denkt beim Schreiben überhaupt nicht an den Leser, an den der gute Schreiber immer, bewußt oder unbewußt, ohne Wirkungshajcherei denkt. Er denkt nur an sich, und da er, zur Not, das von ihm Gedachte versteht oder doch zu verstehen glaubt, so ist für ihn der Zweck des Schreibens erfüllt. Er weiß nicht oder bedenkt nicht, daß selbst der gebildetste und geübteste Leser, dessen Hirntätigkeit ja im Fortschreiten des Satzes durch jedes neue Wort neu beschäftigt wird, sich nicht beim 50sten Wort des ersten, nicht beim 75sten des 50sten, nicht beim 100sten der 75 vorangegangenen Wörter erinnern kann. Schon die unabänderliche Urform des deutschen Satzbaues, die nur dem Deutschen eigne Freiheit der Wortstellung zwingen den Leser, Vieles und oft das Wichtigste unvollendet in der Schweben zu lassen und im Weiterlesen, ja erst am Ende des Satzes zu ergänzen. Fügt ein Periodenschreiber von der geschilderten Art zu diesen unvermeidlichen Schwierigkeiten deutschen Stiles noch die nutzlose, ja schädliche durch Abschweifen, Schachteln, Einflammern, Bepacken, so vereitelt er den Urzweck alles Schreibens: das Übertragen des Gedankens auf den Leser, und sein Geschreibe hat keinen viel höheren Wert als den von Altpapier.

Der schöne Periodenbau der geschilderten Art ist unter allen Umständen eine Anmaßung des Schreibers: er fordert vom Leser eine selbst dann ungerechtfertigte Anstrengung, wenn ihm der bedeutendste Inhalt geboten würde. Daß dies für keinen der Riesenperioden-

bauer zutrifft, folgt aus dem Zustandekommen ihres Stiles: wer vor dem Schreiben so unklar gedacht hat, daß ihm erst im Schreiben die Einfälle kommen; wer durch das Hineinstopfen beweist, daß er Wichtiges nicht vom Unwichtigen zu scheiden weiß, der mag immerhin ein großer Gelehrter sein, ihm mangelt aber die Fähigkeit, dem Leser die Früchte seiner Gelehrsamkeit in genießlicher und behaltbarer Form darzubieten.

Um nichts mit allgemeinen Behauptungen zu beweisen, sei hier die harmonische Periode Scherers (S. 300) auf Bau und Wert geprüft. Der Inhalt bietet einem Satzbauer nicht die geringste Schwierigkeit. Es handelt sich um die Darstellung eines klar gegliederten Jünglingslebens bis zum 18. Jahr, also um ein Nacheinander, das in einigen Sätzen nacheinander betrachtet zu werden verlangt. Statt dessen wird die ganze Entwicklung vom 14. zum 18. Jahr in einen einzigen Satz hineingepreßt. Erste dichterische Versuche, Kenntnis der Vaterstadt, Kaiserkrönung, Bekanntschaften, trübe Erfahrungen, Liebe und Liebeskummer ziehen in sieben an- und ineinandergeleiteten Sätzchen an uns vorbei. Indessen auch dann noch kein Ruhepunkt, sondern plötzlich, mit „als er“, eine Schwenkung nach Leipzig, und das neue Satzgeleimsel aus sieben oder acht Bauklötzchen erzählt uns von falschen und wahren Absichten des Jünglings, geht dann, immer noch in demselben Satze, über auf einen uns bisher ganz unbekannten Künstler, von diesem auf einen berühmten Kunstschreiber in Dresden, von Dresden wieder zurück nach Leipzig, und endet — man weiß nicht, warum es überhaupt endet — bei unserm Jüngling. Dies ist kein stilkünstlerischer Satzbau, sondern eines jener Korallenpolypentriffe, mit denen Schopenhauer dergleichen Schreiberei vergleicht.

Scherers in einer Scheinform wild durcheinander gequirlte, dann lose aneinander geleimte, zusammengepreßte Gedanken splitter bringen den sogenannten glänzenden Periodenstil hervor. Wir begnügen uns mit dem guten Satzstil und untersuchen nun, o mit wieviel größerem Vergnügen, an einem Beispiel aus Goethe das so durchaus andersartige Wesen des schönen Satzes. Zu lernen ist ja aus beiden, von Scherer vielleicht noch mehr als von Goethe, denn die abschreckende Wirkung ist leichter zu erreichen als die anfeuernde. Im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit folgt auf den kurzen Satz: „Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst“ dieser mittellange:

Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus allem etwas machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne: genau befehlen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

In einem Satze von nicht ganz fünf Zeilen spricht hier Goethe sein letztes Wort über eine Grundfrage aller Kunst: ob die Form den Gehalt erzeugen könne. Der Vordersatz bezeichnet in zwei Zeilen das Höchste, was der Künstler aus unwürdigem Stoffe schaffen kann. Ohne Mühe übersehbar, aufnehmbar; kein Wort zuviel. Was ließe sich nicht alles hinzufügen zu Genie, zu Kunsttalent, zu Behandlung, zu bezwingen? Doch Goethe läßt die paar schlichten Worte für sich sprechen, und sie sagen alles Wichtigste, was er darüber gedacht hat; nicht überhaupt alles, denn dazu würden Seiten nicht ausreichen. Jeder sich aufdrängende Nebengedanke wird vom Meister des Stils weise verschwiegen. Auf den Vordersatz folgt der entscheidende, darum längere, aber doch nur doppelt so lange Nachsatz. Wieder kein Wort zu viel, eher manches zu wenig, denn wir erführen gern noch genauer, was Goethe unter „würdig“ versteht; indessen würdig reicht für den hin, der Goethes Werke kennt, und mit solcher Kenntnis durfte schon der Verfasser von Dichtung und Wahrheit rechnen. Ich behaupte, dieser schlichte Satz Goethes nimmt es mit den schönsten Perioden aller akademischen Schriftsteller über Goethe auf, die doch so genau gewußt haben, woher der Meister alles hatte.

*

Die wahre Schönheit des Satzes ruht auf den Grundsäulen der höchsten Zweckmäßigkeit im wirksamsten Ausdruck eines Gedankens mit den kleinsten Mitteln. Dieser Zweck wird völlig verfehlt, wenn der Satz durch übergroße Länge und Belastung mit allzu vielem Bei-

werk überhaupt nicht in das Bewußtsein des Lesers aufgenommen werden kann. Kommt gar, wie das bei solchen Schreibern fast immer der Fall, Unklarheit des Ausdruckes hinzu, so entartet der Satz zu wüstem Geräusch und zieht schon am äußern Ohr unverständlich vorbei. Raum läßt sich ärgerer Widersinn erdenken als das Verfertigen eines Satzes, von dem sich der Schreiber bei geringer Überlegung sagen muß: der Leser faßt ihn beim ersten Lesen nicht. Und welcher Schreiber hätte das Recht, ein zweites oder gar drittes Lesen zu verlangen?

Nicht die Länge oder Kürze an sich machen einen Satz schwer oder leicht verständlich. Ein sehr langer Satz, wohlgegliedert, in allen Einzelheiten durchsichtig, kann überblickbarer und verständlicher sein als ein kürzerer schlechtgegliederter dunkler Satz. Man vergleiche den langen Satz Arnolds (S. 310) mit dem viel kürzeren Lamprechts! Oder diesen mittellangen Goethes (in den Anmerkungen zum Westöstlichen Divan):

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu schnellem, augenblicklichem Verkehre bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Äquivalent ausgetauscht wissen will, so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben —

mit diesem kurzen Satze Guckows: *Ich halte Sie für einen ganz Andern, platzte jetzt die Frau* (um Gottes willen! sie wird doch nicht?), *die in ihrem Eulennegligé zum Eulengeschlecht zu gehören schien, aber einen guten Infusionskaffee bereitet hatte, heraus.* Was Guckow uns da für einen Konfusionsstil bereitet, hat er nicht gefühlt. Erst das letzte Wort beruhigt uns darüber, daß die Frau vom Eulengeschlecht heil geblieben.

Oder man vergleiche mit Goethes Redesatz folgenden nicht langen, aber genügend schlechten Papieratz Erich Schmidts:

(Gustav Freitag) hatte, wie gemüthlich ihm auch die ausgeprägte schlesische Mundart von den Lippen ging, mit seinen werthen, von ihm selbst köstlich geschilderten Landsleuten die Neigung, uns ohne Säumen das Herz wortreich auszuschnitten, nicht gemein.

Gleich zu Anfang hören wir, daß Freitag irgend etwas hatte, doch kein Wort über das, was er hatte. Der Schreiber mutet uns zu, dieses 'hatte' über 30 Wörter hinweg, durch fünf Satzglieder hindurch im Kopse zu behalten und ängstlich auf das Stichwort zu warten, das dem 'hatte' erst einen Sinn gibt, denn zunächst hat es gar keinen. Ganz zuletzt aber erfahren wir, zu unsrer Überraschung, daß Freitag eben nichts hatte, daß er das Gegen-
theil von 'hatte' hatte: nicht gemein!

Vergleichen Perioden liefern dem Leser lauter halb vollendete Phrasen, die sein Gedächtnis nun sorgfältig sammeln und aufbewahren soll, wie die Stückchen eines zerrissenen Briefes, bis sie durch die später nachkommenden, respektiven andern Hälften ergänzt werden und dann einen Sinn erhalten. Folglich muß er bis dahin eine Weile lesen, ohne irgend etwas zu denken, vielmehr bloß alles memorieren, in der Hoffnung auf den Schluß, der ihm ein Licht aufsteden wird, bei dem er nun auch etwas zu denken empfangen soll. Er kriegt so vieles auswendig zu lernen, ehe er etwas zum Verstehen erhält. Das ist offenbar schlecht und ein Mißbrauch der Geduld des Lesers. (Schopenhauer.)

Der durch seine Zweckmäßigkeit schöne Satz mutet dem Leser keine Geduldsproben zu. Er versteht ihn nicht durch unbehaltbare Satzglieder in Unsicherheit, führt ihn nicht durch einen eindrucklos verklingenden Auktakt in die Irre; zerreißt nicht das zusammengehörige ('plakzte heraus' bei Guckow, 'hatte nicht gemein' bei Schmidt) bis zum Zertrümmern der Verständnisbrücke; wirft dem Drange des Verstehens nicht immer neue Klöße in den Weg, wie beide großartige Periodenbaumeister, aber schlechte Satzzimmerer; wirft am Schlusse nicht gradezu drollig überraschend alles über den Haufen, was der Leser bis dahin vermutet hatte.

*

Leicht übersichtlich werden kann ein langer Satz nur, wie Aristoteles mit Recht verlangt, durch zweckmäßige Gliederung. Wie der Dichter durch die Jäsur die Sinnes- und Atem- und Schrittpausen des Verses schafft, so muß der Prosaeschreiber die Wellenberge und -täler seines Gedankens durch feinberechnete Satzeinschnitte kennzeichnen. Jedes Stück

zwischen zwei Einschnitten, tiefen oder flachen, muß einen Anfang und ein Ende für sich, muß gleichfalls oder erst recht eine leicht übersehbare Größe haben. Nicht darf der Satz wie die Meeresbrandung daherrollen, worin die zweite Welle die erste, die dritte die zweite übersprüht und alle im Zusammenprall zu Gischt verstäuben. Nur der verbildete Periodenschreiber läßt seine Gedanken übereinander und durcheinander purzeln; der Stilkünstler hält sich an die große Meisterin Natur, die keinen zweiten Schritt beginnt, bevor der erste getan.

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden . . .
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!

Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst verbunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen. (Goethe.)

Man erforsche mit noch so heißem Bemühen die Geheimnisse der Stilkunst, alle Möglichkeiten künstlerischen Aufbaues der Sätze, — entfernt man sich dabei so weit von der Natur, daß man sie nimmer wiederfindet, so heißt die Frucht eben die gekünstelte Periode, nicht der schöne Satz. Wir haben einen Künstler der Natur im Stil, wie es wenige gegeben; einen der Klassiker deutscher Prosa, nach deutscher Art noch lange nicht nach seinem Kunstwert geschätzt: Frau Rat Elisabeth Goethe, Wolfgang's Mutter. Seht euch einmal diese Periode an:

Ohne den felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zählt, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläft, noch schlummert, der nicht verreist ist — der den Gedanken meines Herzens kennt, ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nötig habe, mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas unmöglich auszuhalten.

Nein, wir können uns noch nicht trennen von dieser herrlichen Prosa-Künstlerin, müssen noch den nächsten Satz abschreiben:

Aber wir! die wir wissen, daß über den Gräbern Unsterblichkeit wohnt, und daß unser spannenlanges Leben auch gar bald am Ziel sein kann — uns ziemt, die Hand zu küssen, die uns schlägt, und zu sagen, zwar mit tausend Tränen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobet.

Im ersten Satz gibt es sieben eingeschachtelte Bezugssätze, davon einer mit noch einem Nebensatz, ein zweiter gar mit zwei Nebensätzen, — und doch wie ist dieser nicht kurze Satz in Licht getaucht! Durch die so natürliche Wiederholung, ohne Glauben an den wird der Zusammenhang nur noch festergefügt, denn gerissen war er trotz den eingeschachtelten Sätzen nicht; der starke Vorderanker: 'Ohne den felsenfesten Glauben an Gott' hält fest, über alle Zwischensätze hinweg. Und welch ein Satzschritt; welch Auf- und Niederwellen des innigen, gläubigen Gefühles zu immer höherer Zuversicht; ein wie straffes Zusammenfassen der Zwischenglieder in ein letztes: 'der mit einem Wort die Liebe ist'! Im zweiten, noch schöner gebauten Satze zuerst wieder der starke Auftakt: 'Aber wir, die wir wissen', der beim Wiedererzählen des uns' so leicht gewandelt wird, daß wir nichts von einem Satzbruche spüren, es sei denn zu noch feinerem Reiz. Dann der auch metrisch fühlbare Aufschwung über die Gräber hinweg, hinauf zur Unsterblichkeit; der kurze, doch so viel-sagende Bezugssatz 'die uns schlägt'; die neue Einschachtelung, die nicht stört, uns nur stärker rührt: 'zwar mit tausend Tränen', — und zum Schluß der feierliche Abgesang des Satzes, der uns doch wieder zum Himmel emporschwingt. Schönerer Prosa-Satz hat auch Wolfgang Goethe nicht geschaffen; sie nur da überboten, wo ihm die höchste Kunst ihre gewaltigsten Hilfen lieh: in seinen unsterblichen Gedichten.

Dritter Abschnitt.

Länge und Kürze des Satzes.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn! (Goethe.)

Die vollendete Kunstprosa kennt keinen Wertunterschied zwischen langen und kurzen Sätzen, wie die Dichtung keinen kennt. Des Mädchens 'Ewig' in Alexis und Dora oder des Thoas 'Lebet wohl!' wiegen nicht weniger schwer als Fausts:

... Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist.

Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!

Und dennoch, wenn geraten werden soll, rede ich dem kürzeren Satze das Wort vor dem längeren. Nur der sichere Stilmeister mag sich an Satzgebäude mit vielen Stockwerken wagen; ihm werden hier keine Lehren gegeben, keine Warnungen erteilt, denn er ist mein Lehrer, nicht ich der seine. Indessen da der Meister wenige, der Schüler viele sind, so sei hier mit äußerstem Nachdruck die Mahnung ausgesprochen: Bauet kurze Sätze! Keine im leuchtenden Fundetrab wie weiland die des Verbrechenerzählers Lemme; keine von der allerneuesten Gedenart mit Punkten statt der Beistriche, Punkten zwischen Zeitwort und Satzziel, zwischen Hauptwort und Beiwort, Zeitwort und Umstandswort. Erzieht euch zur Kürze durch jedes Mittel, durch rastloses Klären des Gedankens von allem Firtlesanz, der Schmuck heißt; durch Streichen und nochmals Streichen alles dessen, was nicht fördert; durch starkes Zeichensetzen: Punktstrich, Doppelpunkt, Punkt, aber natürlich nur da, wo eure Gedankenpausen diese Satzpausen fordern. Wer nun gar für den Druck schreibt, der sollte sich ein äußerstes Zeilenmaß setzen, das nur in den seltensten Ausnahmefällen überschritten werden darf; auch dann immer mit großer Vorsicht, strenger Nachprüfung und in Zweifelsfällen mit einem Zollstock zum Umrechnen der Handschrift in den Druck. Außer der Fremdwörterei gibt es keine so gefährliche deutsche Stilkrankheit wie den langen Satz, die kunstvolle, die schöne Periode. Nur Baumeister dürfen sie bauen; selten die Gehilfen, kaum die Gesellen, niemals die Lehrlinge. Keine Sprache eignet sich weniger für lange Sätze als die deutsche mit ihrer nicht logischen Wortstellung; in keiner sind sie häufiger: ein sicherer Beweis, eine wie unbekannte Kunst die deutsche Prosa ist. Jede Satzlehre für Schulen müßte beginnen und schließen mit dem Mahnwort: Bauet keine langen Sätze! Die Fremden sehen klarer als wir Deutsche; in einem der Gedichte des Schweden Tegnér über die Hauptsprachen heißt es von der deutschen:

Rascher werde dein Gang, leg ab dein Phlegma, auf daß man
Den Beginn nicht vergißt, ehe man nahe dem Schluß.

Und der amerikanische Spaßvogel Mark Twain zimmerte, nur wenig übertreibend, deutsche Sätze von fürchterlichen Maßen, um sein Urtheil zu erhärten: *The awful German language*.*

Es gibt Schreiber, die Sätze von drei, höchstens vier Druckzeilen lesbar bauen, darüber hinaus versagen. Pflicht jedes Schreibers ist es, sein eignes Sagbauvermögen un-nachlässig zu prüfen oder von strengen Freunden prüfen zu lassen, und dann die Grenzen inne zu halten, die ihm von der Natur für seinen Stil gezogen sind. Wie niemand dauernd seinen Schritt und Tritt verkürzen, noch weniger ihn verlängern kann, so nicht die Gangart seines Stiles, die Sagbau heißt. Gehäufte, kurze, einfache, aber klare Sätze können unter Umständen kindlich und dürftig klingen, aber nie so lächerlich wirken, wie schlechtgebaute, unverständliche, überladene Kunstperioden. Der wahrhaft schöne Satz ist zugleich ehrlich, denn er sagt nicht mehr, als der Schreiber in dem Augenblick gedacht hat. Die Kunstperiode lügt sehr oft; denn was ihr in den Augen der schlechten Schreiber den Schein der Kunst verleiht: der Beiwörtertschmuck durch weithergeholte Andeuterei, das Einschachteln von nebensächlichem Wissen, das hier ausgeframt werden soll, ja schon der Riesenbau als solcher — all das will nur scheinen, ist aber wenig oder nichts. Wie ich dem Fremdwörtler

nicht über den Weg traue, ihn strenger prüfe als den reinen Schreiber, so nicht dem Periodentürmer mit noch so berühmtem Namen.

Man entgegne mir nicht mit der so allgemein beliebten, schönen Harmonie des Satzes! Es gibt, wie in aller Kunst, so in der Stilkunst nur Eine schöne Harmonie: das Zusammenstimmen von Gehalt und Form; ja man kann noch weitergehend für unsern Fall sagen: das Zusammenstimmen des Schreibenden und des Geschriebenen. Der tiefe lange Atemzug des Gedankens fordert den tief und lang atmenden Satz; der flüchtige Einfall den flach- und kurzatmigen. Aber es kann auch je nach Art des Schreibers und Gehalt des Stoffes der wichtige Gedanke im kürzesten Satze Raum finden. Der meisterliche Satzbauer Nießche warnt: Vorsicht vor der Periode! Zu ihr haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Atem auch im Sprechen haben. Bei den Meisten ist die Periode eine Affektation. Tacitus schreibt in kurzen Hammer- und Meißelsätzen, als grabe er in Stein. Wieland tändelt einher mit gemüthlich nach allen Seiten abshweifenden Schlenderschritten. Der Erzähler Goethe hält die behagliche Mitte und verstärkt nur an den Höhepunkten den Tritt durch Schrittverkürzung. Sich aus tiefstem Weh zu den ewigen Gezeiten aufschwingend, strömt Elisabeth Goethe in breit geschwungenen Sätzen ihr Herz dem frommen Freunde aus.

Nun das Gegenteil! Schöll will eine rein geschäftsmäßige Angabe machen: in Weimar; als Drechsler der schönen Harmonie künftelt er das zu einem Satzteil mit der Faltenschleppschlepp aus: in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung und wirkt nicht harmonisch, sondern lächerlich.

*

Willst du aber dem Schreiber wehren, wann ihn der Geist treibt, einen fühlgeschwungenen, weitausladenden Satz zu bauen? Keinem will ich irgend etwas wehren, wann der Stoff es fordert und — wenn der Schreiber es kann! Fühlt er sich Meister der inneren Form, so steht er über jedem Verbot oder Rat, wählt mit Künstlerblick zwischen Lang, Mittel, Kurz, und keiner darf dran nörgeln. Ein Greul aber vor Göttern und Menschen ist die Wut der schlechten und der mittelmäßigen Schreiber, durchaus mit langen Sätzen zu prunken, um durch Breite zu ersetzen, was an Tiefe mangelt. Und dann, muß man immer wieder an Goethes Wort erinnern: Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor — ? Oder an sein andres: Getretener Duark wird breit, nicht stark — ?

Da war der berühmte Karl Hase, einer der gelehrtesten Kirchengeschichtsschreiber Deutschlands, ehrwürdig durch Alter und vornehmen Sinn, aber ein sehr schlechter Schriftsteller. Er konnte keine langen Sätze bauen, wollte jedoch von diesem Baustil nicht ablassen. So kamen denn Bauwerke zustande von dieser Art:

Hierdurch wird die Gültigkeit aller Sacramente in die geheime Willkür jedes Priesters gestellt, und es kann unter besonderen Umständen zur drohenden Ungewißheit oder zur verstörenden Gewißheit werden, daß selbst ein geweihter Priester nicht einmal getauft ist, und hiernach alle seine priesterliche Handlungen ungewiß seien, wie dies Guklow in seinem Roman, der zwar unter dem Gesamtbilde römischer Magie, doch die verschiedenen Situationen und Persönlichkeiten, wie sie der moderne Katholizismus hervorbringt, nicht ohne Wahrheit dargestellt hat, an dem jungen Priester, seinem Ideale katholischen Priestertums, zur Anschauung bringt, der da Bischof wird und der Papst der Zukunft, während das Geheimniß drohend über ihm schwebt, daß ein übergetretener und Priester gewordener Rabbi, der nachher wieder in seinem Herzen zum Judentum zurückgefallen ist, mit ingrimmigster Fronte ihn getauft hat in der Absicht, ihn nicht zu taufen, kraßt einer auf seinem Sterbette hierüber ausgestellten Urkunde, — eine Situation, wie sie zwar nicht leicht in unsern Tagen denkbar, doch einst in Spanien mehrfach vorgekommen ist, als gelehrte Juden, die nur zwischen der Taufe und der hilflosen Vertreibung aus dem Vaterland zu wählen hatten, Bischöfe, ja Priester geworden sind und noch im Geheimnisse der Nacht die Synagoge besuchten. (Hases Handbuch der protestantischen Polemik, S. 362.)

Der Satz mißt 1.66 Meter in kleiner Schrift, in großer volle 2 Meter.

Wem des klassischen Philologen G. Hermann *Opuscula* zugänglich sind, der genieße in Band 6 auf S. 214—215 den fürchterlichen Satz: *Aber gewissenlos ist es, wenn ein akademischer Leser* — folgen 156 Wörter — *vorangeht*. Der Humanismus als Erzieher!

Einer der fürchterlichsten Schreiber war der als Forscher der Völkerkunde bewundernswürdige Bastian. Er konnte überhaupt nicht schreiben, weder kurze noch lange Sätze, aber die kurzen immerhin verständlich, wenngleich unschön. Natürlich bevorzugte er die langen, die längsten Sätze, weil er sich nach deutscher Art vor nichts so sehr fürchtete wie vor dem Punktsetzen.

Ohne diesen allgemeinen deutschen Aberglauben wären auch Sätze wie die folgenden nicht zu erklären:

Englische Ärzte haben das Recht [also sie haben es?] der Ausübung der ärztlichen Kunst in den Kassauischen Landen während der Badesaison auf Grund der in ihrem Vaterlande ihnen zustehenden Berechtigung und mit Rücksicht auf das ihnen das Bad besuchenden Landsleuten bewohnende größere Vertrauen zu der Persönlichkeit und Behandlungsart der durch Nationalität befreundeten Heilkünstler verlangt. (Augsburger Allgemeine Zeitung.)

Solche Betrachtungen auszusprechen, fühlt sich derjenige gedrängt, welcher im Begriff ist, die Ergebnisse einer Tätigkeit darzulegen, die er einem Schriftsteller jener Zeit zugewendet hat, der gewöhnlich als einer der verrufensten und unerquidlichsten, freilich nur von solchen genannt wird, die wenig oder nichts von seinem Wirken kennen gelernt haben. (A. Palm: Deutsche Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts.)

In dem Roman 'Zwei Wiegen' von Wilhelm Jordan erzählt ein papierner Mensch papiernen Zuhörern:

Wie ich, um so schlicht bürgerlich als sparsam zu leben, den weiland von Polen gekauften, mir verhassten Abel abgelegt, unter bereitwilligster Zustimmung Jakobäas, aber freilich zum Ärger Paulas, die auch als Gemahlin des Kantors, nachmaligen Pfarrers Äligner, es niemals unterließ, ihrer Namensunterschrift, geborne von Schönborn' hinzuzufügen, so hatte ich auch...

Es folgt ein fast ebenso langer Nachsatz. Kurze Sätze konnte Jordan bauen, im Stabreimmaß; lange wollte er durchaus bauen, und dies war das Ergebnis!

Noch mehr Proben dieser Art würden ermüden; der Liebhaber sei nur auf ein paar reiche Fundgruben hingewiesen. Schauerhafte Beispiele findet er in dem inhaltlich nicht üblen Buche von Ernst Laas 'Der deutsche Aufsatz', nämlich aus der Feder des Herrn Verfassers selber. Böse Ungetüme stehen in Hebbels Prosa: Sätze bis zu 25, 27 Druckzeilen, auf die sogleich zwei von 12 und 15 Zeilen folgen. Indessen für ihn mag die Entschuldigung gelten, daß ihm die Gedanken in solchem Gedränge aufkloffen, daß sie schwer zwischen zwei Punkten zu beherbergen waren. Auch Heinrich von Kleist türmt in seiner Prosa, besonders im Kuhlhaas, gern vielgeschossige Sätze aufeinander: der große deutsche Dichter hat den lateinischen Satzbau nie vergessen können.

Die Warnungen vor der Riesenperiode sind alt; schon Bürger machte sich lustig über die 'majestätische Länge'. Friedrich der Große, an den klaren, wahrhaft schönen französischen Satz gewöhnt, schalt in seiner Schrift über die deutsche Literatur unsre überlangen Sätze (vgl. S. 327) und befahl mit feinem Blick für deren Wirkung, eine unbequeme Zusage der hannoverschen Regierung zu beantworten: 'in dem Wienerischen Reichsstil, eine Parenthese in die andre verwickelt und die Periode so lang, daß niemand verstehe, was wir sagen wollen.' Grillparzer mahnte, ähnlich wie Tegnér: 'In der Prosa wird die deutsche Sprache dahin (ihre Unbeholfenheit abzulegen) erst dann gelangen, wenn sie das Periodenmäßige aufgibt, das teils angeborene Gravität, teils Nachahmung des Lateinischen dem Deutschen aufgeredet haben.' Und die liebe Eitelkeit hätte er hinzufügen dürfen.

Man kann allgemein sagen: bei unsern verständlichsten Schriftstellern steht sehr selten ein Satz von schwer übersetzbare Länge. Wie bezeichnend ist z. B. der Satzbau Eugen Dührings: da ihm seine früh erblindeten Augen nicht zur äußern Übersicht helfen, so bildet er mittellange Sätze, die sein inneres Auge überschauen kann. Ein Quacksalbermittel gegen die Riesenperiode ist der falsche Punkt nach Hundetrabsätzen; von Herman Grimm — nicht erfunden, sondern einem andern nachgeahmt (vgl. S. 296), ist er jetzt eines der Hauptstilmittel Hardens: *Wenn..., dann hätte es in Indien das Muhamedaner-gewimmel auf den Hals. Dessen Atmung schon unbequem genug ist.* Die guten Satzbauer brauchen keine Punkte als Augenblender; ihre langen Sätze, klarer Anschauung entflohen, sind so durchsichtig wie die kurzen:

Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum demohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieses Geschrei mit bestem Vorzuge ausdrückt. (Lessings Laokoon.) Auf den straff gespannten Faden reiht Perle sich an Perle, die kleine, die mittlere, die große in anmutig wechselnder Folge nacheinander, und keine geht uns verloren, keine darf in der festen Perlenkette fehlen. Wundervoll ist Lessing in den seltenen Fällen weit ausgreifenden Satzbaues. Man lese z. B. den längsten Satz in seinem berühmten 17. Literaturbrief, die mehr als zehn Druckzeilen im dritten Absatz, anfangend: 'Er verstand ein wenig Französisch': durch den scharf zerlegenden Punktstrich löst sich der Satz in leicht überblickbare Glieder auf. Ebenso steht es mit dem ziemlich langen Satz im Beginn des vierten Absatzes: 'Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken . . .', wiederum durch Punktstrich gegliederte nebengeordnete Sätze. — Oder den einen Satz Goethes mit acht Versen im Vater Brey, jene herzerquickende Abfuhr der alles besserwissenden Weltregenten:

Doch Herr! Damit Er uns beweist,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Thal,
Probier Er's nur und sterb' er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich ihn für einen Propheten,
Will ihn mit all meinem Haus anbeten.

In Schillers Prosa steht wohl auf jeder Seite einer seiner mächtig daherrauschenden Brachtsätze aus 3 oder 4 nebengeordneten, aber sich in Staffeln steigenden Vorderätzen und einem oder zwei auf die tiefe Käsar folgenden, wuchtig abschließenden Nachsätzen.

Was für ein Satzbauer E. M. Arndt gewesen, hat uns sein großartiger Satz auf S. 302 bekundet. Nach den mancherlei Beispielen unkünstlerischer Prosa, die hier notwendig waren, ist ein zweites Kunstwerk Arndts gewiß willkommen (im Geiste der Zeit über Napoleon):

Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüt des forschigen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blickesinnlichkeit; dazu das dunkle Verhängnis der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt, — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit begriffen und vom Glück emporgetragen, wie mußten sie siegen!

Der krönende Nachsatz erscheint für den hohen Bau der schilbernden Vorderätze dem oberflächlichen Blicke vielleicht zu klein, reicht aber nicht nur hin, sondern wirkt gerade in seiner Kürze mit überraschender Gewalt.

In Gneisenaus Denkschrift an Friedrich Wilhelm 3. über den Krieg von 1806 (im 1. Bande von Berzens Leben Gneisenaus) steht der fast eine Druckseite lange Riesensatz 'Die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig' bis 'ließen sich noch Hoffnungen setzen', der durch seine klare Gliederung in nebengeordnete schöne Satzglieder selbst für den Schnelleser ohne weiteres verständlich und sachlich behaltbar ist.

Karl Hillebrand, einer unser besten Prosaschreiber, bildet in seinem Werke 'Frankreich und die Franzosen' (4. Aufl., S. 4) einen wunder schönen Satz von 20 Druckzeilen, davon 14 für nebengeordnete Vorderätze, alle noch mit kurzen Untersätzen, dann folgt nach einer scharf trennenden Käsar ein markiger klarer Nachsatz von sechs Zeilen.

Die längsten Sätze sind so klar wie die mittellangen, wenn sich der Schreiber auf das Kunstgeheimnis der Käsar versteht, nichts über die Leistungsfähigkeit des Lesergedächtnisses hinaus schweben läßt, durch weise Zwischenabschlüsse Pausen zum Aufatmen und Neuansetzen des Verstandes bietet. Solch einer war Goethe:

Wenn sich in einem glücklichen friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen mehr, als nötig und billig ist, von dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mitteilen und, ohne gerade

Dietrichs Angewandte.
familia. Odoars de.

familia. Wie? Die hier, mein Vater? - Und was ist? - Und meine Mutter? nicht hier? - Und der Graf? nicht hier? - Und die so wenig, mein Vater?

Odoars. Und die so wenig, meine Tochter?

familia. Warum nicht, mein Vater? - faktisch ist nicht verloren: oder alle? Graf? - Sie können, in wenig Tagen müssen: wird es nicht aufrecht?

Odoars. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

familia. Daß alles verloren ist; - und daß wir noch wenig sehen müssen, mein Vater.

Odoars. Und die immer noch wenig, weil die wenig sehen müssen? - Was bist du? für Mutter? - Und meine Tochter? - Ob sollte der Mann, und der Vater, gleichwohl die dir gesamt? - Aber laß dich hören: was meinst du, alles verloren? - Daß der Graf todt ist?

familia. Und warum er todt ist! - ach! warum! - Ja, so ist es nicht, mein Vater? - So ist es, was meine ganze frohliche Erwartung erfüllt. Die ist in den Händen und in den Augen meines Vaters! - Wo ist er? Wo ist er? Wo ist er, mein Vater?

Odoars. Warum? - was mir anders so unglücklich.

familia. So oft, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er das nicht ist - warum! - was werden wir noch für? - Laß dich, du bist klein, mein Vater!

Odoars. flüster? - Was soll es denn für Nacht? - Du bist, du bist in dem Haubt der Fäden.

familia. Ich bleibe in diesen Fäden?

Odoars. Und allein; ohne diese Mütter; ohne mich.

familia. Ich allein in diesen Fäden? - Nichts mehr, mein Vater. - Aber die sind nicht mein Vater. - Ich allein in diesen Fäden? - Gut, laß dich, du bist klein, laß dich, du bist klein. - Ich will dich sehen, was mich fällt, - was mich zwingt, - was mich der Mensch ist, der mich zwingen kann.

Odoars. Ich will, du bist wenig, mein Kind.

familia. Daß die ist. Aber was, warum. Die wenig, die Fäden in der Fäden liegen. Und, was mich nicht fällt? - Und was mich nicht zwingt?

Odoars. Ja! wenn die so drückt. - Laß dich, du bist klein, mein Vater. - Ich will, du bist klein. - Daß ich nicht sollte die Mutter zu sein. - Ich will, du bist klein.

wechselseitigen Rat anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam ratschlagend behandeln: so findet man dagegen in wichtigen Momenten, ebenda, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selber zurückziehen, jedes für sich zu handeln, jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und, indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden. (Wahlverwandtschaften.)

Solch einer war Bismarck, dessen längste Sätze in diplomatischen Schriftstücken auf Anhieb verständlich sind, und der noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ mit 80 Jahren die gleiche Kunst geübt hat:

Ich war des Glaubens, daß der Krieg gegen Frankreich, den Moltke, wie er sagte, zuerst und schnell führen wollte, nicht so leicht sein, daß Frankreich zwar für die Offensive wenig Kräfte übrig haben, aber in der Defensive nach geschichtlicher Erfahrung im Lande selbst bald stark genug werden würde, um den Krieg in die Länge zu ziehen; so daß wir dann vielleicht unsere Defensive gegen Österreich an der Elbe nicht siegreich würden halten können, wenn wir einen Invasionskrieg in Frankreich, — mit Österreich und Süddeutschland feindlich im Rücken, — zu führen hätten.

Fragt der Leser mich nun, wie er es anzufangen habe, ebenso schöne Sätze zu bauen wie Lessing, Goethe, Schiller, Bismarck, so bekenne ich ihm meine Ohnmacht. Jeder Verfasser einer der tausend Stillehren des letzten Jahrhunderts kennt das Geheimnis, verfertigt die schönsten Regeln über Subjekt- und Objektsätze, über Attribute und Prädikate, über Logik und Harmonie, macht aber für sich selbst von seinen unfehlbaren Regeln des künstlerischen Satzbaues bescheidenerweise so wenig Gebrauch, wie die Erfinder der Geheimmittel von ihren unfehlbaren Erfindungen. Ich lehre die Leser nicht, Sätze wie die unsrer klassischen Prosaikünstler zu bauen, denn die Kunst ein Klassiker zu werden ist unlehrbar. Lehrbar ist nur, und dahin ist all mein Streben in diesem Buche gerichtet, die angebildeten Laster des Satzes, wie des Stiles überhaupt, abzutun. Was danach übrig bleibt, wird noch nicht der Satz unjurer großen Prosameister sein, wahrscheinlich aber ein Satz, mit dem man als ein ehrlicher, nicht lächerlich eitler, nicht unnatürlich schnörkelnder Schreiber vor seinen Mitmenschen bestehen kann.

*

Zieht man den großen Durchschnitt des Satzbaues unsrer Prosaiklassiker, von Luther bis auf Moltke, so ergibt sich als goldene Regel das goldene Mittelmaß. Goethe nannte es mit einem selbsterfundenen Worte die Schrittmäßigkeit. Ebenso unerträglich wie der ewig wiederkehrende lange Satz, selbst der künstlerisch gebaute, wäre das immer gleichmäßige Auf-uns-einprasseln der Wurfgeschosse des äußerst verdichteten Satzgebildes. Der geschmackvolle Schreiber findet ohne Belehrung die richtige Mitte; dem Geschmacklosen frommt nicht Rat noch Beispiel, denn sein Ungeschmack fließt aus der unverschüttbaren Quelle eitler Verliebtheit in sich und all sein Tun. Die geringste Kunsterfahrung lehrt den Belehrbaren, daß nur der anmutige Wechsel dauernd ergötzt. Der schönste Satzbau ermüdet, er langweilt durch die immer gleiche Wiederholung seiner Form; selbst der schlechte wird erträglicher durch den Wechsel seiner Mängel. Schöll z. B., der keinen Satz wie ein Mensch aus dieser Welt, also ohne zierige Schnörkelei schreiben kann, baut doch Schnörkelsätze von ungleicher Länge und läßt uns dadurch zuweilen verschmaufen. Schlimmer schon ist Lamprecht, dessen verwässernde und zugleich fremdwörtelnde Wortmacherei-Sätze mich bei jedesmaligem Leseversuche seufzen machen:

Und sie laufen! Naß und nasser

Wird's im Saal und auf den Stufen,

Welch entsetzliches Gewässer!

Herr und Meister! hör' mich rufen!

Was schlimmer sei, die harmonische Riesenperiode oder der unharmonisch auf uns loskeuchende Zwergsatz, bleibe unentschieden. Kurze Sätze haben den Vorteil, aufmerksamer gelesen zu werden, wogegen die längeren im Leser das entschuldbare Gefühl erwecken: wo so viel steht, darf wohl einmal etwas überhüpft werden. Höchst widerwärtig aber ist die atemlose Kürze, die nicht der atemlosen Spannung des Gegenstandes entspringt, sondern einer Schrulle des Schreibers. Welchen Grund zur Aufregung hatte z. B. Scherer in seiner japsenden Schilderung Tristans: „Er ist ein vollendeter Schachspieler, Jäger, Musiker, Dichter. Er hat die feinsten Manieren. Er ist mit einem Wort höfisch durch und durch.“

Er erhält von Marke den Ritterschlag. Er rächt seinen Vater an Morgan von Bretagne. Er besiegt den Morold von Irland, usw. Welchen Grund zu der Atemnot über die Minnesänger: 'Sie sind die Träger der poetischen Tradition. Sie pflegen das Kunstlied. Sie pflanzen die Technik des Minneanges fort. Sie sind die fachmännischen Dichter.' Dies ist der Satzbau der Wertzettel, nicht die Kunstarbeit eines Schriftstellers. Keine Entschuldigung Scherers ist es, daß er die Hustenansfälle Herman Grimms nachgehustet hat. Grimm hat uns Deutschen jenen Häckselstil beiseite, auf den er so stolz war, und den ihm heute so viele Stilgecken nachhaken: *Man wird sich seiner erinnern, als einer Gestalt, die emporragte. Die von der Höhe herabsah. Die über den Gipfeln wandelte.* Der Häcksel ist nicht kurz genug geschnitten: warum kein Punkt nach 'erinnern', keiner nach 'Gestalt'? — Wie schon angedeutet, ist dieser Stil nicht einmal auf Grimms eigenem Beet gewachsen. Er rührt von Emerson. Dem Amerikaner. Dem Bewunderer Goethes. Dem Meister. Des Denkens. In Sinnsprüchen. In tiefen. Gehaltvollen. — Grimm hatte Emersons Aufsätze gut übersezt; mußte er künstelnd nachäffen, was bei Emerson Natur war, was aber schon Aristoteles als 'Mauseschwanzsäße' verwarf?

Emerson zeugte Herman Grimm, der da zeugte Maximilian Harden, der da zeugte Hermann Bahr, ein ganzes Geschlecht von Stilengbrüstlern:

Man kann nicht sagen, daß diese Gedichte schlecht sind. Aber man kann auch nicht sagen, daß sie gut sind. Ihre Wache ist köstlich. Aber sie ist nur Wache. Es fehlt die Seele. Sie wirken auf den Geist, die Sinne, die Nerven. Gefühle treffen sie nie. Sie treiben tausend Künste, und vermögen keine Kunst. Das leugnen auch seine Freunde nicht. Aber es ist ihnen gleich. (Bahr.)

Vierter Abschnitt.

Der Schritt des Satzes.

Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorcht,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung.
Die der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Bügel
Lenket die brausende Lust und die verwilderte zähmt. (Schiller.)

So alt wie die wissenschaftliche Betrachtung der Stilkunst ist das Bemühen, feste Regeln für den Satzbau aufzustellen. Besonders die römischen Schriftsteller über Stil, die selbst einen hatten, Cicero und Quintilian, haben manches Beachtenswerte darüber gesagt; sobald sie aber vom vorsichtigen Beobachten übergehen zur Regelmacherei, werden sie gefährlich. So stellt Cicero die Regel auf, es sei *melius et jucundius* (besser und angenehmer), wenn die letzten Satzglieder länger seien als die ersten. Dies mag vortreffliches Ciceronianisch sein; als allgemeine Regel ist es wertlos. Quintilians Rat über das Anschwellen und Aufsteigen der Sätze: *Augeri debent sententiae et insurgere* (sie müssen anschwellen und aufsteigen) gilt nicht einmal wörtlich so für die Gesamtdarstellung; für die Satzglieder ist er ganz unbrauchbar, paßt nicht auf die gleichwertig nebengeordneten Teile, die nicht aufsteigen, sondern ihren Gesamteindruck durch ihr Nebeneinander stärken. Allerdings muß man bedenken, daß keiner der berühmten Römer über allgemeine Stilkunst geschrieben hat, alle nur über Redekunst, über öffentliche Reden, besonders die vor Gericht: daher der Mangel an Rücksicht auf die feineren Stilmittel, auf solche, die nicht der unmittelbaren Wirkung auf einen Gerichtshof oder eine Volksmenge dienen wollen, sondern den höheren Zweck einer Kunst verfolgen, ohne darum von dem allerhöchsten, dem der vollkommenen Gedankenübertragung, abzusehn.

Nur aus diesem Sonderzweck der römischen, ebenso der griechischen Stilkunst, nämlich Rednerkunst zu sein, ist das ängstliche Erspähen der Augenblickswirkung zu erklären. Immer

ist das Endziel: den Richter freundlich für den Verteidigten zu stimmen. Der Richter ist ein Mensch, preisgegeben menschlichen Leidenschaften, also muß auf diese gewirkt werden. Daher die Regeln für das Einsetzen, den Übergang, das Zuendekommen, den Abschluß; daher z. B. die kleinen belächelnswerten Stilmäzchen, das abschließende *esse videatur* bei Cicero, nur ja nicht *videtur*, weil dann ein Hexameterschluß entstände, der durchaus nicht entstehen soll. In der einen Rede *Pro lege Manilia* gebraucht Cicero sein sprichwörtliches *esse videatur* elfmal. Es ähnelt den zwei letzten Sprüngen eines Ballettänzers.

Es gibt eine geheime Kunst der Musik des Satzes, und wer sie mit Meisterschaft übt, der verdankt ihr unbeschreibliche, höchst wertvolle Wirkungen. Den schöpferischen Menschen ist sie reicher beschieden als den Denfern, und mit einer kleinen Änderung gilt hier das Wort: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt des Künstlers Gemüt. Daher die Erfahrung, daß die großen Dichter zugleich die beste Prosa schreiben. Hätten wir doch Prosa von Homer, Sophokles, Aristophanes, Shakespeare! Wie rührend zarte, wie im Satzgang entzündende Prosa schreibt Dante in seiner *Vita nuova*, wie glänzende Byron in den Briefen und Tagebüchern! Es kann ja nicht anders sein: nur der Mensch, der Musik hat in sich selbst, — er braucht nicht grade ein Berufskünstler zu sein —, hört die innere Musik der Sprache, der Darstellung, des Satzes und kann sie aussprechen. Alle schlechte Satzbauer sind ohne inneres Ohr, müssen es sein, gleichviel ob sie in die Konzerte gehn, gar selbst Musik machen oder darüber schreiben. Welch feiner Schritt erklingt aus den Briefen fast aller großer Tonkünstler! Sie schreiben vielleicht nicht alle einen abgerundeten Satz, geschweige eine harmonische Periode; doch selbst in Beethovens äußerlich ein wenig ungelenteten Briefen — was für leise oder dumpf grollende Musik der Tiefen begleitet seinen Satzbau! Und hört man nicht aus diesem Satze Haydn's (an seine Rügenischen Verehrer, September 1802) den ganzen lieben alten Haydn heraus?

Oft wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, die sich meinen Arbeiten entgegenstimmten, wenn oft die Kräfte meines Geistes und Körpers sanken und mir es schwer ward, in der angetretenen Laufbahn auszuharren, da flüsterte mir ein geheimes Gefühl zu: es gibt hienieden so wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorge, vielleicht wird deine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der sorgenvolle oder der von Geschäften rastende Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und seine Erholung schöpft.

Was für ein Satzbauer war Karl Maria von Weber:

Nur unter dem Drucke hebt sich die Welle? Nur gedrückt zeigt die Stahlfeder ihre Schnellschraft? Und die ungünstigsten Verhältnisse und Vagen nur gebären große Männer? — Dann steht die Anwartschaft zum großen Geiste und Ziele festbegründet in mir, denn nie hat wohl ein Sterblicher sich widerlicherer, unterdrückenderer und talent lähmenderer Umstände zu rühmen gehabt als ich. Knüpfen wir an diesen Satz, besonders an die letzten Takte an und staunen zuerst: was ist das für ein 'unharmonischer Periodenschluß!' Nach den drei zugespitzt aufsteigenden Fragefäzgen: Heben der Welle, Aufschnellen der Stahlfeder, Geburt des großen Mannes, nach dem wuchtig einsetzenden Nachsatz mit 'dann', dem stolzen zweiten Hauptsatz, denn nie, nach den Triolen und andern Gleitaktchen der nachdrücklichen Steigerungen (

~~~~~) der kurze abgebrochene jambische Schlußtakt: — . Wo bleibt da die edle Harmonie, die angeblich heischt, daß der Abgesang des Satzes, der niedersteigende Bogen nicht außer allem Größenverhältnis zum aufsteigenden stehe? Wo die Regel über die harmonische Periode, daß sie in ebenmäßigem, schön bewegtem Gange bedächtig so fortan hinschleiche die Gedankenbahn, und nicht etwa die Kreuz und Quer irrlichtelire hin und her? Perioden, nach solcher Regel gebaut, mögen in 'submissen Referaten' als Zierden des echten und gerechten Aktenmenschen glänzen; in der lebendigen Rede und ihrem ähnlichsten Abbilde, der lebendigen Schrift, sind sie ein Greul.

Es gibt keine Regel, soll keine geben, die besagt — ich schreibe sie aus einer einst berühmten Stilllehr ab —: Der einfache Satz in seiner einfachsten Gestalt gibt uns den Grundtypus für alle rhythmisch schönen Verhältnisse des vielfach gegliederten Satzes: die Betonung schreitet aufsteigend fort von dem Subjektworte zu dem Prädikatworte,

auch haben die Ausdrücke des Subjektes und des Prädikates gleichen Umfang. Die gesperrten Stellen hatte ihr Verfasser unterstrichen. Nicht weil eine Stillehre dies sagt, sondern weil es die herrschende Schulmeinung ist, wird sie hier angeführt, unter schroffem Widerspruch. Entscheidend für den Schritt des Sages ist, wie immer, einzig die innere Form: Schrittmaß ist das Zusammenstimmen des Gegenstandes und des angeborenen Stiles, herbeigeführt durch das völlige Bemeistern des Gedankens bis zum Erzeugen einer vorherrschenden Stimmung. Der Gedanke muß Hirnleben gewinnen, muß Nerven schwingen machen und die schlummernde Musik des Schreibers zum Mitschwingen erwecken. Das folchermaßen zum Klingen gebrachte Schrittmaß ist das schöne, denn es ist der natürliche Kunstausdruck des Gedankens, und keine Regelmühle kann feineren Rhythmus mahlen. Es ist mit dem Satz, mit dem Stil, wie mit der nicht unverwandten Musik: der Stümper kann ein Meister des Kontrapunktes und der Harmonielehre werden, gelehrter als Beethoven und Wagner, und bleibt doch sein Lebenlang ein Stümper im Schaffen.

Aus welcher schlechten Stillehre mag der Schreiber des 1. Korintherbriefes diese so ‚unharmonische‘ Periode mit ihrem unmöglichen Rhythmus gelernt haben:

καὶ ἐὰν ἔχω προφητείαν, καὶ εἰδῶ τὰ μυστήρια πάντα καὶ πᾶσαν τὴν γνῶσιν, καὶ ἐὰν ἔχω πᾶσαν τὴν πίστιν ὥστε ὅρη μεθίστασθαι, ἀγάπην δὲ μὴ ἔχω, οὐδὲν εἰμι.

Es ist der Satz, den Luther verdeutsch hat: *Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich nichts.* Ohne die geringste Änderung des Schrittes, mit der gleichen Treue wie Luther, hatte schon Ulphilas diesen Vers in sein Gotisch übersetzt. Es ist einer der schönsten, die Menschenhand je geschrieben. Die Stillehre von der harmonischen Periode verwirft ihn: auf vier Nebensätze, deren einer gar mit noch einem Nebensatz belastet ist, folgt im Griechischen ein Nachsatz mit nur zwei Worten, zwei Jamben, deren letzter gar so tonlos ist, daß sein Tonwert dem vorletzten hinzugerechnet wird. Das ist in diesem Falle besonders wirksam, denn die beiden griechischen Schlussworte heißen: ‚nichts bin (ich)‘, und auf das Nichts kommt es an. Paulus hat sogar mit Bedacht das stärkste Wort für ‚nichts‘ gewählt: οὐδέν, in der nachklassischen Zeit noch kräftiger verneinend als οὐδέν. Der des Griechischen Kundige beachte das offenbar absichtliche Zusammenrücken von πάντα und πᾶσαν zur Verstärkung des Gegensatzes zu οὐδέν. An dem einen ehernen Gliede des οὐδέν hängt die ganze Kette des Satzes, und es trägt sie alle ohne Bruch. Die Vordernebensätze schreiten durchaus nicht aufsteigend fort; das Weissagen ist eindrucksvoller als das Wissen der Geheimnisse, dieses ist eindrucksvoller als die begriffliche Erkenntnis: also bis hierher ein Ab-, kein Aufsteigen; erst dann folgt der Berge versetzende Glaube, auf diesen wieder ein Nebenvordersatz, und dann der Niederstieg in nur zwei Worten!

Damit vergleiche man den im gleichen Tretmühlenschritt auf- und niedersteigenden Rhythmus in diesem Sage Barnhagens, eines Schriftstellers ohne Stil, denn sein Goethen hier und da täuschend ähnlich nachgeäffter ist keiner: *Der merkwürdige Munn, dessen . . ., der . . ., dieser Schriftsteller, Staatsmann, welcher . . .*, im ganzen acht Druckzeilen mit hochtonigen Wörtern, und dann der flane Nachsatz: ‚wird noch lange nicht nach Gebühr erkannt‘ (von Genß ist die Rede). Auf den Gehalt der Vorder- und der Nachsätze kommt es an, auf nichts andres. Der Gehalt, wenn tief empfunden, erzwingt sich den passenden, den schönen Schritt; denn der mit voller Kraft zu Ende gedachte Gedanke drängt sich von selbst mit unwiderstehlicher Gewalt an den richtigen Platz. Paulus, ein Meister der Prosa, fand in dem erdrückenden Gefühl des Nichts gegenüber aller Menschenweisheit Rhythmus genug für den einen Donner Schlag des Nachsatzes. Barnhagen bauscht die Beschreibung eines schon zu seiner Zeit den Meisten wenig achtungswerten Mannes wie Genß mit großartiger Wortmacherei ins Erhabene auf, und zu welchem Zweck? Um zu sagen, daß man ihn nicht nach Gebühr kenne.

Ein gar andres Beispiel, mit umgekehrtem Verhältnis von Haupt- und Nebensätzen, eins aus Lessing, ist dieses. Auf die Frage, was für eines neuen Theaters Schöpfer Gottsched sein wollte, folgt: *Eines französisierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französische Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht.* Auf ein abgebrochenes Stückchen Hauptsatz folgen zwei voneinander abhängige Nebensätze, zusammen sechsmal so lang wie jenes Stückchen, und was ist von dem feinsten Satzbaulehrer gegen Lessings Satz zu sagen? Gleich dahinter steht dieser Satz:

Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Bärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfachheit mehr ermüde, als die zu große Verwickelung.

Auf einen mäßig langen Hauptsatz mit nur einem kurzen Nebensatz folgen vier nebengeordnete abhängige Daß-Sätze, davon einer mit einem gleichlangen Unternebensatz, — und doch, wie klar nicht nur, wie rhythmisch vollkommen ist dieser Satz.

Oder was sagt der gestrenge Buchrhythmirer zu folgendem Satz im Werther: *Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmache.* Auch hier folgt auf ein dreiwortiges Hauptsätzchen ein Nebensatz mit 'wenn', von dem drei Daß-Sätze abhängen, — und ist gegen diesen Satz das Geringste einzuwenden? Ebenso lehrreich ist der ganze Schlußabsatz in Goethes Aufsatz 'Von deutscher Baukunst'. Dazu bemerke ich, daß diese Beispiele nicht mühsam herausgesucht, sondern erst beim Schreiben durch wahlloses Anblättern gefunden wurden. Ähnliche stehen bei unsern Klassikern und Nachklassikern fast auf jeder Seite, kaum minder häufig als die Beispiele für eine angebliche Regel vom aufsteigenden Rhythmus und gleichen Umfang.

Sie finden sich natürlich auch bei Schiller; doch ist es förderlicher für den Fortgang der Betrachtung, solche Proben zu bieten, die uns das einzige Grundgesetz alles Satzbaues finden helfen: das des Gewichtes der Gedanken und des ihrem Gewicht entsprechenden Satzschrittes. Schillers Prosa ist vielfach rednerisch im guten Sinne des Wortes; sein Satzbau zumeist der des öffentlichen Vortrags, mehr als des Alltagsgesprächs. Seine Prosa und sein Satz sind ebenso berechtigt, ebenso künstlerisch vollendet wie Goethes: sie sind das Zusammenstimmen von Gegenstand und angeborenem Stil.

Die Lieblingsatzform Schillers sieht so aus:

|                                                |                                             |
|------------------------------------------------|---------------------------------------------|
| Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, | Und holt herunter seine ew'gen Rechte,      |
| Wenn unerträglich wird die Last, — greift er   | Die droben hangen unveräußerlich            |
| Hinauf getrosten Mutes in den Himmel           | Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst — |

Fast alle schönste Profasätze Schillers sind, natürlich im einzelnen nicht gleichförmig, nach diesem sehr schönen Muster gebildet. Die Schrittspannung des Satzes beherrscht unter den deutschen Prosameistern keiner mit solcher spielenden Sicherheit wie Schiller; selbst nicht Lessing, der ihm darin nahe kommt, geschweige Goethe, dem nichts dran lag. Ein klassisches Probebeispiel für Schillers Satzbau ist diese Stelle über die spanische Inquisition im Abfall der Niederlande:

Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Toten vergift man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche, treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war.

Schönere Sätze wird man vergebens bei den größten französischen und englischen Meistern der Prosa suchen, bei Montesquieu, Diderot, Rousseau, Voltaire, bei Junius, Gibbon, Macaulay.

Auffallend dem Schiller'schen ähnlich ist der Satzbau der Junius-Briefe. Daß Schiller sie gekannt hat, ist sicher, denn jeder Gebildete des 18. Jahrhunderts kannte sie, jeder politische Schriftsteller des 20. sollte sie kennen. Junius, das heißt Philip Francis (1740—1818), schrieb den Stil der großen Redner, den die Leser zu fiebernder Spannung aufregenden, ohne Phrasen, ohne Schmuck, einzig vertrauend der Kraft des Inhalts und des Ausdrucks:

Wann einst Könige und Minister vergessen sind, wann die Kraft und Richtung persönlicher Satire nicht mehr verstanden wird, und die Maßregeln nur noch in ihren entferntesten Folgen fühlbar sind, wird man, hoffe ich, in diesem Buche noch immer Grundsätze finden, die wert sind, auf die Nachwelt überzugehen.

Lasset es in Eure Seele geschrieben sein, lasset es Eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse der Hort aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte des Engländers ist, und daß das Recht der Geschworenen, in allen denkbaren Fällen einen allgemeinen Ausspruch über Schuld oder Unschuld zu tun, ein wesentlicher Teil Eurer Verfassung ist, der durch die Richter nicht kontrolliert oder beschränkt, noch durch die Gesetzgeber in irgendeiner Art in Frage gestellt werden darf.

Der Fürst, der ihr [der Stuarts] Betragen nachahmt, sollte durch ihr Beispiel gewarnt werden, und während er sich mit der Sicherheit seines Anspruches auf die Krone brüftet, sollte er sich erinnern: wie sie durch eine Revolution gewonnen wurde, so kann sie durch eine andre verloren gehen.

Selbst in diesen Sätzen, die jeder gebildete Engländer halb auswendig weiß, ist die Regel der harmonischen Periode nicht streng beachtet. In dem letzten, dem berühmtesten, gibt es keinen ununterbrochen fortschreitenden Aufstieg, sondern ein Schreiten und Stillstehen, ja Zurücktreten, und dann erst den drohenden Aufstieg zur äußersten Höhe, dem gar kein harmonischer Ausklang folgt. Der angeredete König und sein Hof werden das höchst disharmonisch gefunden haben; doch dies war ja des geheimnisvollen Junius Zweck.

Kein Gesetz, aber ein Merkmal für den schönen oder häßlichen Satz ist sein Taktmaß. Viel zu ausschließlich hat sich die Wissenschaft bisher mit den Maßen der gebundenen Rede beschäftigt, die der ungebundenen fast ganz vernachlässigt. Man würde bei näherer Untersuchung finden, daß es streng genommen keine ungebundene Rede gibt, außer der schludrigen, der in ihren Gelenken schlottenden Derer, die Prosa schreiben, ohne zu wissen, was für ein Ding das ist. Auf die Sinnhebungen kommt es an; von ihrer Zahl, ihrer Stelle, ihrer Taktfolge hängt der Schritt des Satzes ab, von denen allein.

### Fünfter Abschnitt.

## Haupt- und Nebensätze. — Neben- und Untergeordnet.

Wir begründen, vermitteln, beschränken in unserer geschriebenen Rede, auch wo kein Grund dazu vorhanden ist. (Klaus Groth.)

In feierlichen Hauptsätzen, ohne einen einzigen Nebensatz, wird die biblische Schöpfungsgeschichte erzählt:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.

Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer. Selig seid ihr, die ihr hier hungert (im griechischen Urtext: ihr Hungernden); denn ihr sollt satt werden. Selig seid ihr, die ihr weinet (griechisch: ihr Weinenden); denn ihr werdet lachen.

Jepo streckte der Vater empor die goldene Waage,  
Legt' in die Schalen hinein zwei finstere Todeslose,  
Dieses dem Peleion und das dem reißigen Hektor,  
Fasste die Mitt' und wog: da lastete Hektors Schicksal  
Schwer zum Ades hinab; es verließ ihn Rhöbos Apollon. (Hias.)



Hab ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!  
 Ist doch die Stadt wie gefehrt! wie ausgestorben! Nicht fünfzig,  
 Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern. — —  
 Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:  
 Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,  
 Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,  
 Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,  
 Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.  
 Das ist beständiges Wetter; und überreif ist das Korn schon;  
 Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte. (Hermann und Dorothea.)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Tieren, Landschaften, sowie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht, weil sie unsern Verstand und Geschmack befriedigt (von beiden kann oft das Gegentheil stattfinden), sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. (Anfangssatz von Schillers 'Naiver und sentimentalischer Dichtung'.)

In alle Gebiete, die das individuelle Denken und Leben nach allgemeingültigen Begriffen zu bestimmen das Recht oder den Anspruch haben, in Vernunftaxiome, Maßgaben, wie sie die öffentliche Zucht, der Staatschematismus oder die soziale Konvention fixiert hatten, bis in die Gründe und Höhen der Moral und der Religion schlug der Dichterflügel. (Schöll.) [Auf Deutsch: Goethes Gedichte behandelten alle Gebiete der Vernunft, des öffentlichen Lebens, der Moral und der Religion.]

Diese wenigen Beispiele sollen unmittelbar veranschaulichen, was die Entwicklung des Satzbaues durch die Jahrtausende lehrt: der Weg führt vom einfachen Hauptsatz und von nebengeordneten Hauptsätzen zur Gliederung aus leitenden mit untergeordneten Hauptsätzen, weiter zu der aus Hauptsätzen mit abhängigen Nebensätzen. Es ist derselbe Weg, wie der vom kurzen Satz zum langen (vgl. S. 307). — Diesem Stufengange entspricht der des Bindewortes: die fortschreitende formenmäßige Verfeinerung des menschlichen Denkens zwingt zum Schaffen eines reichern und feiner abgestuften Ausdruckes für die Übergänge der Gedankenstufen. Die wissenschaftliche Weltauffassung und -Darstellung fordert immer neue Formwörter für die ihr neu aufgehenden Zusammenhänge. Wie das Wörterverzeichnis für die Farben auf der Malertafel der alten Dichter ärmlich erscheint im Vergleich mit dem der Gegenwart, so die Abschnitte über die Bindewörter bei den alten Indern, Hebräern, Griechen, Römern dürftig gegenüber den neueren Sprachen. Im Neuhochdeutschen z. B. gibt es reichlich dreimal so viel Ausdrücke für die durch 'weil' und 'obgleich' bezeichneten gedanklichen Satzverhältnisse wie im Lateinischen, wohl zehnmal so viel wie im Griechischen, über zwanzigmal so viel wie im Gotischen.

Diese Entwicklung zu scheitern, wäre töricht; verfehlt aber auch, sie für die einzig wahre, die notwendige, die wirksamste zu halten. Umgekehrt läßt sich, mit zwingenden Gründen aus der Wirklichkeit, die Ansicht begründen: je mehr sich der Menschenrede nähernd, also je lebendiger der Stil, desto mächtiger wird die Vorherrschaft des Hauptsatzes, der Nebenordnung über die Unterordnung, desto spärlicher werden die Bindewörter. Wiederum die gleiche Erscheinung wie mit dem kurzen Satz gegenüber dem langen, und wiederum aus den gleichen Gründen.

In dem Maße, wie sich der deutsche Satzbau, ja der deutsche Stil überhaupt, vom Natürlichen zum Künstlichen wendet, drängen sich die Nebensätze neben, ja vor und über den Hauptsatz, schleichen sich die alten und neuen Bindewörter in ganzen Scharen ein, stützen sich die Satzglieder nicht durch das Neben-, sondern das Über- und Untereinander. Diese Entwicklung ist nicht auf den deutschen Stil beschränkt; sie hat, wenngleich in geringerem Grade, alle neueren Sprachen ergriffen, soweit sie dem Ausdruck eines reichen öffentlichen oder wissenschaftlichen Lebens dienen. Allerdings ein Ring dieser Entwicklungskette zeigt sich im deutschen Satz unvergleichlich häufiger als in dem der übrigen europäischen Hauptsprachen: das Schachteln von Glied in Glied, von Glied des Gliedes in Glied und so weiter mit sehr wenig Anmut fast bis ins Unendliche.

Das Hochziel des lebendigen Satzbaues ist das Nebenordnen. Das Unterordnen ist das geringwertigere Ausdrucksmittel zum Übertragen des Gedankens auf Leser und Hörer. Es kann nicht entbehrt werden; doch sollte sich der Schreiber, auch der wissen-

schaftliche, ja vielleicht gerade er, stets bewußt bleiben, daß es keine Noturnotwendigkeit des Ausdruckes ist, sondern nur ein Ersatz, oft ein fast unentbehrlicher, für das noch zweckdienlichere: das Nebenordnen. Zu dem einen Hauptfehler des deutschen Satzes: der überflüssigen überfließenden Länge, gesellt sich der zweite: die Vorliebe für das Unterordnen. Der zweite Fehler erzeugt meistens den ersten oder trägt zu seiner Verschlimmerung bei. Der Schreiber, der sich's zum Gesetze macht, nicht ohne Not unterzuordnen, kommt von selbst zum kurzen Satzbau und damit zur Klarheit seines Stils. Nur die gewollte Dunkelheit bedient sich mitunter des über das zulässige Maß verdichteten, überkurzten Satzes; das ungewollte, aus dem unklar in allen Weiten und Breiten umherirrenden Denken entspringende Duster erzeugt ohne alle Absicht den düstern langen Satz mit den umherirrenden Nebensätzen. Man prüfe hierauf noch einmal die Schreckensmusterbeispiele auf S. 301 und 308, die von Schöll, A. Stern, Hase!

Der Hauptsatz ist der Haupttragbalken im Satzgerüst des lebendigen Stils; der Grund liegt, wie immer, nicht in einer Willkürregel der Sprach- oder der Stillehre, sondern in dem Allermenschlichsten: den Gesetzen des Begreifens und Behaltens. Der nebenordnende Stil läßt zwar dem Gehirn des Lesers und Hörers eine Last nach der andern auf; doch die zweite erst dann, wenn ihm die erste abgenommen, die dritte erst nach dem Entlasten von der zweiten, usw. Auf die Länge tritt auch bei dieser Art der Gehirnlast die natürliche Ermüdung ein; doch um wieviel später als bei dem grausamen Türmen einer Last über die andre, einer dritten über die zwei ersten, und so fort.

Schon innerhalb des einen Hauptsatzes packt der deutsche Schreiber Last auf Last bis zum Erlahmen: *Der Versuch einer Erklärung der Ursache dieser Empfindung* (bei Herbart). Hier ist die Erinnerung an den Tragbalken ‚der Versuch‘ verbläßt, wenn wir bei ‚Empfindung‘ anlangen.

Aber hierin liegt eben das Experiment einer Gegenprobe der Wahrheit des Resultates jener ersten Würdigung unserer Vernunftserkenntnis a priori (Kant in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft). Sechs Kettenglieder! — und Kant fordert, daß der Leser beim sechsten noch an das erste denke; ja daß er die Gedankenbilder der fünf ersten, und jedes mit gleicher Deutlichkeit, beim Auftauchen des letzten vor sich sehe. Das ist eine unzulässige Zumutung, und nur dadurch wird Kant entschuldigt, daß er sich sagen durfte: wer mich liest, der weiß, daß er die äußerste Kraft ansetzen, zweimal, dreimal, vorwärts und rückwärts lesen muß, und — ich habe ihm für diese Mühe einigen Lohn zu bieten. Trotzdem bleibt bestehen: kein Schreiber, und wäre er der erlauchteste Fürst im Reiche der Geister, hat das Recht, dem Leser im geringsten mehr Mühe aufzubürden, als inhaltlich durchaus notwendig und unvermeidlich ist. In dem Maße gar, wie der Wert des Geschriebenen sinkt, sinkt auch die Schale der Sündenschuld des Schreibers, der dem Leser schon durch seinen Satzbau unnötige Hirnarbeit zumutet. Mit der Entschuldigung der Eitelkeit, daß der Inhalts wert ungeheuer, der verwickelte Satz ebenso kostbar sei wie der notwendig verwickelte Gedanke, beruhigen wir uns nicht. — Hierzu sei, unter uns, die Anmerkung gemacht, daß ich besser getan hätte, den Satz zu beginnen: Wir beruhigen uns nicht mit der Entschuldigung der Eitelkeit.

Litte Erich Schmidt nicht am Stopfstil, so wäre sein Satzbau, obwohl nicht einfach, immerhin noch übersichtlich. Seine Stopfsätze gehören in einen andern Abschnitt; hier mag uns nur einer seiner besseren Durchschnittssätze zur ‚wechselseitigen Aufhellung‘ dienen:

Ein Kontrast zu Faust folgt dem andern sogleich, denn nach diesem Riesen im Feuer (dem Erdgeist) schlürft, das qualmige Lämpchen haltend, der Famulus aus dem Magistervolk herbei, ein schwächliches Männlein, jung an Jahren, greis an Gedanken und Empfindungen, seiner eifrigen Zielwifferei selbstgenügsam froh, um nach der Bankrotterklärung des schrankenlosen Genies das Wort Heines zu illustrieren: Mit seiner Nachtmütze und Schlafrockfetzen stopft er die Lücken des Weltenbaus.

Ohne die etwas schwere Bepackung des Männleins mit drei Beisätzen wäre der Satz leicht faßlich: das Glied vor ‚denn‘ ist in sich abgeschlossen, der zweite Hauptsatz ist zur Not noch übersehbar, und nur der wilde Kopfsprung hinüber in den Nebensatz mit ‚um‘ mutet dem Leser zu viel zu, ganz abgesehen davon, daß Fausts bescheidner Wagner schwerlich eintritt, um anmaßlich ein Heinisches Wort zu illustrieren.

Die Lehren Wolffs und teilweise auch noch der Popularphilosophen von der Notwendigkeit einer gemeinnützigen Tätigkeit [was ist's mit diesen doch schon genügend gekennzeichneten Lehren? was wirken sie? auf wen? was wird aus ihnen? wir wollen es wissen, aber der Schreiber will es uns nicht sagen, er hat besseres zu tun, was gehen ihn die wissenschaftlichen Leser an? Er weiß noch etwas mehr von diesen Lehren, es gehört nicht hierher, aber er weiß es, also muß es mit hinein:] — aus denen man noch in den Zeiten der Empfindsamkeit [aber die wurden schon auf weit zurückliegenden Blättern geschildert!] gern Anschauungen über die praktische Bestimmung des Menschen abgeleitet hatte, [aber was wird aus den Lehren? leben sie noch?] verblasen allgemach. (Lamprecht.)

Es folgen noch fünf Druckzeilen von ähnlichem Bau über das, was an die Stelle jener Lehren trat.

Auf diesen Foltersatz, einen der kürzesten und leichtesten von tausend ähnlichen bei Lamprecht, folge, wie in früheren Fällen, als Labfal eine Stelle bei Goethe. Sie ist aus seinem Aufsatz: 'Über den Granit', und man darf vermuten, daß eine Goethische Schilderung des Gegensatzes zwischen den vorisintflutlichen Zuständen des Planeten und der Gegenwart es an Gedankenfülle und -Wert es mit der des Übergangs aus der Empfinderei des 18. Jahrhunderts zu einer neuen Zeit aufnehmen wird. Aber Goethe kommt mit lauter starken Hauptsätzen aus, denen nur wenige kurze Zwischensätzchen die Schleppe tragen, und an keinem Punkte steht der Leser plötzlich vor einer Gedankenmauer, die erst übersprungen werden muß, ehe er weiter schreitet:

Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht; keine neuere Schicht, keine aufgehäuften, zusammengeschwemmten Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Umwelt gelegt; du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren, ichönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen; sie sind vor allem Leben und über alles Leben. — Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer.

Daß Goethe in seinen reinwissenschaftlichen Schriften nicht wesentlich anders baut, wurde schon gezeigt (S. 299).

Wenn wenigstens die Ermüdung durch das vorwiegende Unterordnen in einem rechtshaffenen Verhältnis zur Frucht der Geistesarbeit des Lesers stände! Betrachtet man alle die ewigen Unterordner genauer, so ergibt sich, daß das Meiste dessen, was sie zum Unterordnen verführt, an dieser Stelle überflüssig ist, nur nutzlos lastet, nicht fördert, daher schnell vergessen wird: es wurde ja einem durch Ermüdung unaufmerksamen Leser nur so nebenbei mitgeteilt.

Auch Moltkes kurze Geschichte des Siebziger Krieges nimmt es an sachlichem Gehalt mit Lamprechts Riesenwerk auf, besonders die nur 1½ Seiten lange Einleitung von 'Es sind vergangene Zeiten' bis 'daß sie den Krieg mit Deutschland wollen' mit irgendeiner gleichlangen Stelle bei Lamprecht. Moltke faßt darin — im ganzen sind's 15 kurze und mittellange Sätze — alles zusammen, was in der Gegenwart zu Kriegen führt, und was in Sonderheit 1870 zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich geführt hat. Syntax bedeutete ursprünglich Schlachtordnung, und der Schlachtenlenker Moltke behandelt seine Sätze wie einzelne Schützenzüge: sich ausdehnend, verengend, je nach dem Gebot des Augenblicks, aber nie sich verwirrend, nie Fühlung verlierend und für das Auge des besiehenden Hauptmanns an jedem Punkte, bis auf den einzelnen Mann, vollkommen übersehbar. Unter Moltkes 15 leichtgebauten Sätzen ist nicht ein einziger, dessen Hauptglied durch nebensächliches Unter- und Zwischenordnen zerrissen wird. Sämtliche Nebensätze sind sehr kurz, beflügeln den Stil mehr, als daß sie ihn hemmen, räumen so schnell wie möglich wieder einem neuen Hauptsatz das Feld, oder schließen den ganzen Satz endgültig ab. Der längste und verwickeltste Satz ist dieser, den ein Knabe verstehen und überblicken kann:

Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt [Bäsur des Sinnes und des Tones], als von einem Einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge [stärkere Bäsur, völliger Abschluß des Bisherigen], und öfter wird man ein friedliches Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen.

Und wie fein ist der Bau in diesen zwei Sätzen Moltkes an andrer Stelle: *Einen unmittelbaren Angriff auf das Deutsche Reich . . . wagte Ludwig damals noch nicht,*

um die Rheinbundfürsten nicht zu erschrecken und wieder von sich abwendig zu machen. Er brauchte sie noch. Wie viel besser, als die Nebenordnung: denn oder weil er...

Den Prosameistern gelingt es, selbst ineinander geschachtelte Bezugssätze durch ihren schwingenden Schritt bei großer Kürze flüssig zu machen: *Die Inquisition hat eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war* (Schiller).

Nebensätze wirken schwächer als Hauptsätze: darum heißen sie ja so. Durch das Häufen von Nebensätzen verflaut, durch das von Hauptsätzen verstärkt sich die Darstellung. Man vergleiche z. B.: 'Und erlöse uns von dem Übel, denn dein ist die Kraft und die Herrlichkeit' mit: 'da dein die Kraft und die Herrlichkeit ist!' Alle unsre großen Dichter bevorzugen in Prosa wie Dichtung den Hauptsatz, bevorzugen ihn in dem Maße, wie sie nach höchster Lebendigkeit trachten. Erst der alternde und gealterte Goethe schrieb viele Nebensätze, nicht zu lange, aber so viele, daß sie seinem Stil jenes besondere, sich bei keinem andern der größten Prosaschreiber im Alter zeigende Gepräge ausdrücken. Der zweite Teil des Faust ist reicher an Nebensätzen als der erste von 1790 und 1808; dieser reicher daran als der Urfaust. Die Wanderjahre sind Nebensätzlicher als die Lehrjahre, die Italienische Reise in der letzten Form 1814 Nebensätzlicher als die Briefe vom 1786 bis 1788, aus denen sie zurechtgeschnitten und umgeschrieben wurde.

Man beachte, wie oft Luther angefangene Nebensätze in einen Hauptsatz umbiegt, in Sätzen wie: *Und das ist die Freudigkeit, die wir zu ihm haben, daß, wir etwas bitten nach seinem Willen, so hört er uns*. Jammer schade, daß wir auch diese feine, nützliche Freiheit eingebüßt haben. — Auf Papierdeutsch würde das bekannte Volkslied lauten: *Zwei Königskinder, obgleich dieselben einander so lieb hatten, konnten, das Wasser ein viel zu tiefes war, nicht zusammenkommen*.

Im griechischen Wortlaut der Kreuzigung Christi (Markus 15, 15—38) gibt es in den 24 Sätzen nur 9 Nebensätze, alle von äußerster Kürze und jeder dem Grundgesetz des Satzbaues untertan: Alles Wichtigste gehört in den Hauptsatz; der ergänzende Nebensatz darf keine neue gleichwertige Tatsache hinzufügen.

Je weniger Bindewörter, desto lebendiger der Satz. Selbst die, zwischen zwei Hauptsätzen sind oft schon zu viel, mindestens entbehrlich. Schiller schreibt: 'Ich darf ihn hassen, ich hab ihn geboren', mit größerer Wirkung als: 'denn ich hab ihn geboren'.

Gar mancher den flotten Lauf des Gedankens hemmende Nebensatz läßt sich durch kürzere Wendungen ersetzen, und wo immer möglich, das heißt wo dadurch nicht etwa Schwerfälligkeiten anderer Art entstehen, mache der Schreiber von ihnen Gebrauch. 'Meines Erinnerns' belastet den Satz weniger als 'so weit ich mich erinnere'; 'großmütigen Sinnes' ist besser als 'mit dem großmütigen Sinne, der ihm eigen war'; 'die und die eingerechnet' spart einen Nebensatz: 'wenn man die und die einrechnet'. Wir können leider nicht annähernd so viele unabhängige Beugungen wie die Römer mit ihrem sechsten, die Griechen mit ihrem zweiten Fall der Mittelwörter wagen, sollten darin aber nicht gar zu zaghaft sein. Kaum gedacht, wird der Lust ein End gemacht, oder Frisch gewagt ist halb gewonnen, Unbeschadet deiner Zustimmung, Stehenden Fußes — zeigen uns den Weg zu mancher Beflügelung des Satzes

\*

Fern liegt mir's, eine unmögliche Regel aufzustellen: Keine Nebensätze! Es steht mit ihnen wie mit den langen Sätzen: der Meister zwingt die Nebensätze, ihm zu dienen gleich den Hauptsätzen; der Andre schwächt die Hauptsätze durch Mißbrauch ab: *Jan Baas ging auf die Feldarbeit bei den Bauern und flichte Abends an der Mauer herum und legte den Wochenlohn in die Hand der kränklichen Mutter und nahm am Sonntag gelegentlich ein Mädchen in den Arm* (Frenssen). Dies ist schlechter Stil, denn es ist absichtliche Manier.

Wie großartig ein einziger mäßiger Hauptsatz wirken kann, lehre uns dieser aus Mörikes Mozart auf der Reise nach Prag, ein Kleinod in der Krone deutscher Prosa-

kunst: Wie von entlegenen Sternkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend; herunter durch die blaue Nacht. — Und wie ein Meister sich die Nebensätze zu Willen zwingt, wie er durch ihr Unterholz hindurch hochehobenen Hauptes, aller Welt sichtbar auf sein Ziel hinschreitet, mögen uns die zwei verhängnisreichen, weltbekannten Sätze neuhochdeutscher Prosa zeigen, die der ‚Emser Depesche‘ Bismarcks:

Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden ist, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gerichtet, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.

Mustergültig bis auf die zwei von einander abhängigen Daß-Sätze, deren zweiter sich leicht hätte umwandeln lassen in: Seine Majestät verpflichte sich. Das ‚demselben‘ in der Emser Depesche wird durch den besondern Nachdruck entschuldigt, der ‚demselben‘ gegeben werden sollte; in ältern Zeiten hätte man geschrieben: und selbigem Botschafter usw.

\*

Eine wohlgeordnete Tafel aller möglicher Satzmischnformen wird hier nicht versucht: sie würde dem Leser nichts nützen. Nicht einmal ein Verzeichnis der besten Formen: dem unbegabten Schreiber helfen die besten Muster nichts, der begabte findet sie allein. Hier wie fast überall wird an Rat nichts weiter geboten als der vor gewissen Satzfehlern warnende, die sich schon bei geringer Achtsamkeit meiden lassen. Der nach einer noch so schönen Regel gebaute, nicht aus dem echten Gefühl entsprungene schöne Satz taugt nichts. Die scheinbar harmonischsten Perioden können wirkungslos, die allen Regeln einer erklägelten Harmonie widersprechenden meisterlich sein. Hat sich der Wenigbegabte aus dem Vorangegangenen nur die Mahnung entnommen, sich auf reichliche Nebensätze erst dann einzulassen, wenn er sich ihrer Herrschaft versichert hat, so ist schon viel gewonnen. Hat er von Moltke gelernt, daß jeder Gedanke im Satzgebilde sein volles Recht verlangt, daß der Hauptsatz nicht ohne Not durch einen Nebensatz unterbrochen werden soll, dieser Nebensatz nicht ohne äußerste Not, noch besser gar nicht, mit einem zweiten Nebensatz behängt werden darf, so wird er vielleicht im Ausdruck dürftiger, im Satzbau gewandter sein als sehr viele hochgelehrte Schreiber.

Die meisten des Schreibens am meisten Beflissenen haben ihren Satzbau, besonders den Kunstbau, mehr am Lateinischen als am Deutschen geübt, und viele können sich ihr Lebtag nicht von den Folgen befreien. Der lateinische Satz hat sein Gutes und hat sein weniger Gutes; sein wenigst Gutes für uns ist, daß er im Sprachwesen des Lateinischen, nicht in dem des Deutschen wurzelt. Der Römer durfte in den Hauptsatz einen Nebensatz einschachteln, der den Hauptsatz zunächst garnicht zu Worte kommen läßt: er schrieb ein Hauptwort hin, unterbrach sich dann und sagte von dem Hauptwort Dinge aus, die nach unserer Auffassung entweder in einem besondern vorangehenden Hauptsatz oder in einem eignen, dem Hauptsatz vorangehenden Nebensatz abgetan werden sollten. *Cäsar, nachdem er die Gallier besiegt hatte, begab sich nach Rom*: dies ist die Musterform, für den Römer auszeichnet, für uns unerträglich. Hinzu kommen die zahlreichen Fälle, in denen der Nachdem-Satz nicht mit einem der Bindewörter für ‚nachdem‘ eingeleitet, sondern durch eine in der Luft schwebende Beugeform, ein Mittelwort (den ‚absoluten Ablativ‘), ausgedrückt wird. Der Schüler, der *Caesar, postquam* übersetzt hat: Cäsar, nachdem er, übersetzt auch jene Beugeform auf die gleiche undeutsche Weise, und wenigleich ihm die heutigen Lehrer das streng unterlagen, der Eindruck des Lateinischen haftet und wirkt noch nach Jahren, nach Jahrzehnten.

Machen wir kein großes Aufheben von dieser schlechten Satzform, erklären wir sie einfach für unzulässig, und damit abgetan. Die Schulen sollten noch strenger beim Über-

setzen aus dem Lateinischen und aus dem Französischen (*César ayant vaincu* . . .) darauf achten, daß wirklich ins Deutsche übersetzt wird; sollten auch beim Lesen der deutschen Klassiker nicht unterlassen, den Schülern die üblen Folgen zu zeigen. Sie kommt leider bei unsern Allerbesten gelegentlich vor: *Luther, als er* (bei Leising); *Ein Fremder, wenn er Frankfurt lange nicht besucht hat, erstaunt* (bei Goethe), und stimmt uns zu milderer Beurteilung. Mörike, der seine Sagbauer, fügt mehr als einmal in dieser Weise: *Mozart, nachdem man ausgestiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Bestellung des Essens*; und bei Kleist stehen zu Duzenden solche Sätze: *Der Kofshändler, nachdem er den Hut gerückt hatte, trat an den Schinderkarren heran*. Sie sind nicht selten bei Keller: *Man setzte sich zu Tisch, und die Mägde, nachdem sie ihren Dienst vorläufig getan, nahmen desgleichen Platz*. Man kann nicht sagen, daß die Schachtelung hier merklich stört. Ärger schon bei Gerhart Hauptmann: *Er beobachtete mit einem sorglichen Ausdruck das schlafende Kind, welches er, nach dem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, schließlich weckte*. Ähnlich bei Spielhagen: *Goethe, als er in die Werkstatt jenes wunderlichen Schusters in Dresden trat, sah ein Bild von Ostade*. Etwas anders steht es mit einem Satze bei Freytag: *Und Reinhard, obwohl er als Mönch gewohnt war, seine Zunge zu hüten, konnte den Ausruf nicht unterdrücken*; oder mit einem Satze Jakob Grimms: *Meine Gedanken, sobald ich sie sammeln, meine Arbeiten, sobald ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung . . .* Das 'sobald' wirkt hier beinahe wie ein bezügliches Fürwort. Freilich, ob Grimm den Satz in 'Schneewittchen': *Die Königin aber, nachdem sie Schneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders . . .* genau so aus dem Munde der bauerlichen Märchenerzählerin gehört hatte, ist sehr zu bezweifeln. — Bei Ricarda Huch, einer unsrer sehr guten Prosaschreiberinnen, steht einmal: *Er wußte, daß er, wenn er länger bliebe, Rache . . . nehmen würde*, und bei G. Hauptmann: *Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras*. — Hegels Satz: *Es ist in Nomen, daß wir denken* ist eine schlechte Übersetzung aus dem französischen *C'est . . . que*.

\*

Eine besonders unschöne Ausartung des ewigen Unterordnens ist der Treppensatz, wie man ihn viel zu höflich und mit einem schiefen Bilde genannt hat: der daß-daß-daß-Satz, in welchem das zweite 'daß' vom ersten, das dritte vom zweiten abhängt. Ebenso schlimm steht es mit gehäuften Bezugssätzen oder andern Nebensatzgebilden dieses Baustiles. Schopenhauer vergleicht diese aneinandergesleimten Nebensätze mit dem Bau der Korallenpolypen. Selbst dieses Bild scheint mir nicht ähnlich genug; ich schlage vor, sie Bandwurmsätze oder Kettenätze zu nennen. Und wäre es selbst Goethe, dem einmal solch Ungetüm durchgeschlüpft: — *wurde des Herren Angesicht so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Armel zupfte und mir zu verstehen gab, daß ich mit Friedriken zu artig gewesen* (Werther), was folgt hieraus für uns? Daß Goethe besser getan hätte, den Satz durch eine leichte Änderung zu schmeidigen; aber durchaus nicht, daß wir nun ebenso schreiben dürfen. Man nehme sich ferner ein warnendes Beispiel an diesem Satze Kleists: *Die Marquise bewohnte ein Landhaus, das in einem herrlichen Tale lag, dessen frische Vegetation durch einen Bach unterhalten ward, der stets im Schatten hoher Bäume murmelte*. — Oder an dem von Ebers: *Es gab eine Zeit, die leider mit dem großen Aristoteles den Abschluß fand, in der es unter den Griechen Männer gab, die den Ozean, von dem du redest, mit neuen Zuflüssen speisten*.

Allerliebste ist Reuters Spott über solche Bandwurmsätze: *Un wenn de Franzos' kümmt, den ik säuk, denn segg em, ik hadd seggt, Du hadd'st seggt, din Großmoder hadd Di vertellt, wenn hei säd, wat sei säd, süllst Du em seggen, hadd ik seggt, hei sull nich Schapskopp tau di seggen* (Französentid, 16).

Schon ein zweigliedriger Kettenatz kann höchst garstig sein: *Die Handelsbörse zeigt hier dieselbe Gewissenhaftigkeit womit einst der geschworene Heraldiker im*

vorigen Jahrhundert die Diplome untersuchte, womit der Adelige seine Vorzüglichkeit dokumentierte (so bei Heine!).

Der Leser rente zu seiner Übung diese Sätze selber ein! In vielen Fällen hilft schon das Umwandeln eines der Nebensätze in einen Hauptsatz: *Wir hoffen, daß der Reichskanzler die Wahlen so zeitig anberaumen wird* (wir hoffen, der Reichskanzler wird ... anberaumen), *daß der Reichstag sich noch im Frühherbst versammeln kann*. — Gehäufte Bindewörter kann man mindern durch allbekannte Mittel wie: Umkehrung statt 'wenn' (wäre ich statt wenn ich wäre), Hauptsatz mit 'zwar' statt mit 'obgleich' (Ich bin zwar statt Obgleich ich ... bin). Vor dem überhäufigen Gebrauche wird gewarnt: an die Stelle der Schwerfälligkeit tritt dann Manier.

Muß man solche Selbstverständlichkeiten anraten wie die, den bezüglich den Satz möglichst nahe an sein Hauptwort im Vorderatz zu rücken? Man muß, denn Sätze wie dieser schwer verunglückte sind nicht ganz selten: *Gestern Abend fand ein Ball beim Herzog statt, der sehr voll war*. — Aber, Herr Herzog!

\*

Eine gesonderte Betrachtung fordert der unechte Bezugsatz, dem oft die besten Schreiber gleich den schlechten zum Opfer fallen. Der Bau eben dieses Satzes kann als Muster dienen. Noch schlechter gebaut sind folgende Sätze:

Mehrere hiesige Kinder spielten gestern im Hasen auf dem Eise: dabei fiel ein kleiner Junge ins Wasser, den mehrere Arbeiter wieder herauszogen. (Stettiner Zeitung.) — Die Griechen schlugen zu Lande und zur See die Türken, wozu 4 Kriegs- und viele Transportschiffe verloren. (Aus einem Schullesebuch.) — Goethe lehrte ihm (Herder) schmerzlich den Rücken und wechselte sein Wort mehr mit dem einst so mächtigen Beden und Warner, der noch im Jahre 1803 aus dem Leben schied. (Eugen Wolff.) — Goethe verließ die Freundin (Friederike), die im November 1813 unverheiratet starb und seitdem vielfach verleumdet ist. (Goedeke.) — Reinhardt säumte nicht länger hinunterzugehen, wo er den Herrn und die Dame am Tische sitzend antraf. (G. Keller.) — Noch heute enthält der kleine Teich viele kleine Fische, an denen sich die ringz lagernden Kreuzfahrer erquicken. (L. A. Frankl.) [800jährige, längst verzehrte und immer noch lebende Fische!] — Voltaires Umkehr riß keineswegs seine Schule mit, die sich vielmehr bis in die Ideologie hin erstreckte und noch unter Napoleon die herrschende Philosophie blieb. (Julian Schmidt.) — Man will die Schwurgerichte durch eine besondere Art von Schöffengerichten ersetzen, deren Konstruktion in der Luft schwebt und als völlig unpraktisch erscheint. (Köhler) [Das ist gewiß nicht die Absicht des Gesetzgebers.] — Aber es mag unserem Volk wohl frommen, ein Jahrhundert zurückzublicken auf das Jahr, das dem preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nicht nur den zweiten Sohn schenkte, sondern ihn auch zum Herrscher des preussischen Staates berief, eines Staates, der kaum deutsch genannt zu werden verdiente, der vielmehr erst zertrümmert werden mußte, damit jenes Preußen entstünde, dessen Volk sich durch eignen Opfermut die Anwartschaft auf die Führung Deutschlands erwerben sollte. (Wilamowitz-Möllendorf.) — Der Boden angeschauter Wirklichkeit gibt einen festeren Grund als der der Vergänglichkeit, auf dem jene Sagen und Dichtungen gewachsen sind, welche auch nicht mehr das Historische von Wilsen machen (?), die zu fester Individualität gediehen sind. (Hegel.)

Gelegentlich sogar bei Bismarck: *Aus Graudenz übersandte er mir einen förmlichen Protest gegen die Preßverordnung und verlangte Mitteilung an das Staatsministerium, die jedoch auf Befehl des Königs unterblieb*.

Das Gemeinsame dieser absichtlich so zahlreich hergesehten Beispiele liegt in der schwer auszrottbaren Sucht von uns deutschen Schreibern — uns, denn bin ich sicher, daß mir kein ähnlicher Satz widerfahren ist? —, einen nicht ergänzenden, sondern steigernden neuen Gedankenwein in den alten Satzschlauch zu füllen. Diese Satzform ist allerdings oft sehr bequem, bleibt aber bedenklich, ja gefährlich durch die Verführung zum Mißbrauch. Als Regel sollte gelten: Nur das Ergänzende, verhältnismäßig Nebensächliche, Abhängige gehört in den Nebensatz; Hauptsachen gehören in den Hauptsatz. Ehedem, es ist aber schon lange her, hätte man richtig geschrieben: *Mehrere Berittene verfolgten den fliehenden Verbrecher; der aber entkam*. Der deutsche Gang, zwei selbständige, nebengeordnete Hauptsätze in die Form der Ober- und Unterordnung zu zwingen, machte aus dem hinweisenden 'der' ein bezügliches und so entstand der unlogische Satz: ... *Verbrecher, der aber entkam*. Ebenso steht es mit folgenden Beispielen, deren bezüglich Nebensätze

nicht gewachsen, sondern geleimt sind: *Beide Fälle von Selbstmord betrafen Maurer, die gegenwärtig den besten Erwerb haben* (Württembergischer Staatsanzeiger). Sollte der Selbstmord den Erwerb gar gesteigert haben? — *Der Jäger befahl dem Schützen, den Jungen festzuhalten, der sich aber weigerte.* Durch den bezüglichen Satz wird aus dem Racheinander ein Zueinander zweier Handlungen und ein völliger Unsinn. — Genau derselbe Verstoß bei Brentano: *Der Kaspar muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter, sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte.*

So ganz allein stehen wir mit diesen unechten Bezugssätzen nicht; auch im Französischen und Englischen kommen sie nicht selten vor, allerdings wohl kaum bei den allerbesten Schriftstellern.

Milder sind Bezugssätze zu beurteilen wie dieser in einer Stillehre heftig getadelte von Kleist: *Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewalt weichen mußte, entschloß sich, die Forderung zu erfüllen.* Der steht hier nur ungeschickt statt: Da der Roßkamm, wohl sah, oder: Der Roßkamm, wohl sehend. Die Angst vor dem nützlichen Mittelwort der Gegenwart (S. 87) verführt zum schädlichen Unterordnen.

Schlimmer noch ist es um einen Satz bei Novalis bestellt: *Der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem sie nippte und mit vielen Danksagungen hinweeilte.* Wir werden aber selbst diesem doppeltsätzlichen Beziehungssatz gegenüber das Richtschwert sinken lassen; denn so, wie Novalis einmal oder selten, ebenso hat — nicht genau gezählt, doch nicht zu hoch geschätzt tausendmal — wer geschrieben? Goethe! Keine zweite bestimmte Stileigenheit ist so unverkennbar Goethisch wie diese:

Marianne schaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm bemerkte und in seiner Erzählung fortfuhr. — Ich erinnere mich seiner Auktion, der ich vom Anfange bis zum Ende bewohnte und manches erstand. — Da droben ist die Taube, nach der Franziska so lange geschossen und sie niemals getroffen hat. — Er hatte eine gewisse leidenschaftliche Kontroverse eingeschoben, die ich wegließ und ein heitres Naturgedicht dafür einlegte. — Sie war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpöffen unterhielt und dafür täglich etwas geschenkt bekam. — Rugantino tritt auf, mit der Brieftasche, welche er geöffnet hat und die Papierreze ansieht.

Goethe ist in unsrer älteren Literatur nicht der einzige, der die bezüglichen Sätze mit so kühner Freiheit behandelt. Bei Schiller heißt es in Maria Stuart: *Das tat ich aus Achtung für die würdige Person der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verachte.* Klopstock dichtet: *Seele die du mir schufst, ihr Ewigkeit gabst,* und Winkelmann schreibt: *Ein System, welches man wählte und ihm blindlings folgte.* — Bei Luther sind Satzbindungen dieser Art recht häufig: *Gott, dem alle Welt die Ehre tut, vor ihm sich fürchtet.* Hier stört uns das Abweichen von der richtigen Form so gut wie garnicht. Wir empfinden, in der gehobenen Rede werden die Bindewörter lästig, wirken sie zu flach; der Flug der Kunstprosa stürzt über die Schulrichtigkeit hinweg und bahnt sich die eigne Spur mit der eignen Richtigkeit. Ein Sprachgebrauch wie dieser ist nicht zum Tadeln noch zum Bewundern da, geschweige zum Nachahmen; hier heißt es einfach: als Tatsache würdigen und für die großen Schriftsteller jener Zeit gelten lassen.

\*

*Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß er Goethe wäre, und auch dennoch hat er keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht.* Dieser merkwürdig gebaute Satz steht in einem Briefe der Frau Charlotte Restner von 1816 nach einem Besuch in Weimar, jener Lotte Buff aus der Weglarer Zeit, die Goethe im Werther verewigt hatte. Die gute Lotte war eine der Schreiberinnen, die sich beileibe nicht auf das Glatteis der Nebensätze begeben sollten. Ihren Satzbau nennt man mit einem gelehrten griechischen Wort Anakoluthie, mit einem etwas weniger gelehrten: aus der Konstruktion fallen, und auf Deutsch: Verbrudelung oder Satzbruch. Frau Restner verbrudelte ihren Satz aus Ungeschick, und der Leser sei vor der bewußten oder unbewußten Nachahmung gewarnt. Es sei denn, daß er ganz sicher ist, ein Genie zu sein: der Meister kann die Form zerbrechen mit weiser



Hand, zur rechten Zeit. Alle größten Prosa-künstler haben Satzbruch begangen, desto fühneren, je gewaltiger der Fluß ihrer Rede war. Er kommt selbst bei den achtbaren Griechen und den peinlichen Römern vor.

Wo sich's um die Freiheit des Genies handelt, fehlt natürlich Goethe nicht:

Mich kann das, Leonore, wenig rühren.

Wenn ich bedenke, wie man wenig ist,

Und was man ist, das blieb man andern schuldig.

Der Bau ist ihm denn auch von den Schulfüchsen zu Ende des 18. Jahrhunderts benörgelt worden.

Ich habe gefunden, daß, so leicht man . . . , ebenso selten ist eine Art . . . — Für andre wird auch eine Sonne scheinen, Sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten (aus dem berühmten Brief an Auguste von Stolberg-Bernstorff, 7. 4. 1823).

Unser größter Satzzertrümmerer außer Goethe war Bismarck: in seinen Reden fast regelmäßig einmal unter je 4—5 Sätzen; natürlich am öftesten, wenn er in der Erregung des Augenblicks oder unterm allzu reichen Zufließen des Stoffes die ihm ja ohnehin nur farg zugemessene Geduld verlor und durch alle Dämme des Satzes brach: *Die von Ihnen sonst verehrte Majorität . . . sobald Sie sie haben, ist der Glanz der Majorität garnicht hoch genug zu preisen; sobald Sie sie nicht haben, schieben Sie die Vertretung der Regierung zu.* Seltner ist diese so wirksame Unordnung in Bismarcks Briefen; in seinen Reden wird sie kaum zu entdecken sein.

In Mörikes Mozart, sicher absichtlich, um die Lebendigkeit der Rede zu mäßen:

Meine einsfältige Meinung ist, daß, wenn Don Giovanni nicht aller Welt den Kopf verrückt, so schlägt der liebe Gott seinen Musikkasten gar zu (ähnlich dem Sage Luthers auf S. 321 und der Märchensprache: Fundervogel und Lendchen hatten sich so lieb, daß, wenn eins das andre nicht sah, ward es traurig).

Die Sprecherin bei Mörike hätte eben garnicht mit „daß“ einsetzen sollen.

Kühner, aber nicht unerlaubter Satzbruch bei Hermann Lingg in einer höchst anschaulichen Schilderung des Entstehens seines Erstlingwerkes: *Der Sturz einer Welt-despotie — ja das, wenn es mir gelänge darzustellen, das müßte ein deutsches Epos werden.* Schulmäßig fürchterlich, aber treu nach der Wortstellung der echten Bajuwaren-sprache: *Mi wann S' umbringen wollen, müssen S' schon a wengerl höher halten,* sagte ein oberbayrischer Treiber zu dem ungeheueren Sonntagsjäger, der ihm ein Schrot in die Wade geschossen.

Wie regelwidrig, aber wie natürlich und verständlich ist dieser Satz eines unsrer sehr guten Prosa-schreiber, D. Fr. Strauß:

Ich blickte mich in den heiligen Erzählungen der alten Religionen um, die heute niemand mehr, weder mit Herodot übernatürlich faßt, noch mit Euhemerus natürlich erklärt, ebensowenig mit den eifernden Kirchenvätern Teufelspud oder Betrug darin sucht, sondern man faßt sie als Segen.

Bijchers hochberühmte Vorlesungen bestanden zum großen Teil aus Sätzen solcher Art, nur viel kürzeren, aber zu wie großer Lebenswirkung! — Gar zu weit geht Keller in einem Satze des Grünen Heinrichs: *Es gelang mir mehrere Male, mich mit klopfendem Herzen in den angefüllten Saal zu schleichen, und überflog mit befridigten Blicken die Dekorationen.* — Heinrich Seidel schreibt in seiner gemüthlichen eignen Jugendgeschichte: *Wenn mein Bruder Werner und ich einmal mit ihm ausfahren und einem von uns wurde der Hut abgereicht, so . . . Warum eigentlich nicht?*

## Sechster Abschnitt.

## Der Schachtelsatz.

Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrener Stil; sie häufen Schachtelsatz auf Schachtelsatz, und oft findet man erst am Ende einer ganzen Seite das Zeitwort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt. Nichts verbunkelt so sehr den Satzbau. (Friedrich der Große in seiner Schrift über die deutsche Literatur.)

Wenn es eine Impertinenz ist, andre zu unterbrechen, so ist es nicht minder eine solche, sich selbst zu unterbrechen (indem man) . . . eine Phrase zerbricht, um eine andere dazwischen zu leimen. (Schopenhauer.)

Es raucht in den Schachtelhalmen. (Scheffel.)

Der Schachtelsatz ist seit dem 16. Jahrhundert, seit der Verlateinerung unsers Stils durch die Humanisterei, eines der Grundrechte deutschen Schreibervolkes. Auserlesene Perlen zu finden, ist nicht schwer; schwerer, die Schnur nicht zu lang zu strecken. Hier wandelt der Gelehrte mit dem Angelehrten, der Richter mit dem Gesetzgeber, der König mit dem Dichter auf den gleichen Höhen der schachtelnden deutschen Menschheit.

Habe Ihr Schreiben vom 7. dieses Monats, in welchem Sie mir die Anzeige machen, daß am 13. dieses Monats das von Ihnen verfertigte Modell der Dichtergruppe in München eintreffen werde, empfangen, welche Anzeige ich, der ich bezüglich der Herstellung dieses Denkmals, wozu ich, was Ihnen bereits bekannt, das Erz als Geschenk gab, außer diesem weiter nichts damit zu tun habe, mich aber recht sehr freue, das Modell von einem so ausgezeichneten Künstler wie Sie sind, hergestellt zu sehen, mit Vergnügen gelesen, Sie dabei zugleich gerne der Gesinnungen meiner Wertschätzung versichernd, Ihr Ihnen wohlgewogener Ludwig (der Erste von Bayern, an den Bildhauer Rittich über das Denkmal Goethes und Schillers in Weimar).

So hat der Mensch im Verlaufe der Geschichte . . . gewissen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem sie . . . eben dadurch, daß sie, die früher . . . waren, weil . . . jetzt nicht mehr . . . als . . . sonder . . . nicht mehr ausmachen konnten. (Heinrich Leo, der Entdecker des „strophulosen Gefindels“.)

Wer . . . den Widerstand des Verpflichteten gegen eine Handlung, die dieser zu dulden verpflichtet ist, beseitigt, handelt nicht widerrechtlich (§ 229 des Bürgerlichen Gesetzbuches).

Ein rheinischer Anwalt stellt im Namen seiner Partei den Antrag:

Das Gericht wolle erkennen, der Beklagte sei schuldig, mir für die von mir für ihn an die in dem von ihm zur Bearbeitung übernommenen Steinbrüche beschäftigt gewesenem Arbeiter vorgeschossenen Arbeitslöhne Ersatz zu leisten.

Gegen den Angeklagten wird, weil er sich einer Ungebühr schuldig gemacht hat, indem er, nachdem er wiederholt zur Ruhe verwiesen und ihm schließlich eine Ordnungsstrafe angedroht war, sich der Worte . . . bediente, gemäß § . . . eine Ordnungsstrafe von 10 M. festgesetzt. (Von einer Ordnungsstrafe gegen den Altesor, der diesen Satz verübte, wurde abgesehen?)

Die Exhumierung der Gebeine des Turnvaters Jahn und ihre Überführung in die in dem Westgiebel der auf dem alten Friedhofe von der deutschen Turnerschaft errichteten Turnhalle eingebaute Gruft wurde heute bewerkstelligt. (Deutscher Reichsanzeiger.) — In dem gegen ihn von einem durch das Überströmen des Wassers des Godesberger Baches auf seine angrenzenden Immobilien (in der deutschen Barbarensprache: Grundstücke) geschädigten Eigentümer angestrengten Prozesse wurden . . . (Bonner Zeitung.) — Beschränkung der Schadenersatzpflicht . . . auf die in das nach der Absicht des Gesetzes zu schützende Gebiet fallenden Fälle. (Überschrift zu einem Urteil des Oberlandesgerichts Hamburg in Seufferts Archiv für Entscheidungen der obersten Gerichte.) — Für die nach der durch das von dem Kloster Loccum erbaute Hospiz in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Insel Langeoog kommenden Badereisenden hat sich . . . (aus einer Kasseler Zeitung vom 1. 5. 1889).

Es war am 15. Februar Abends um 9 Uhr, als der große Geist in dem westlichen Schlafzimmer des ersten Stockes am Agidienmarkt 12 — die beiden von Lessing bewohnten Zimmer sind jetzt zu einem vereinigt — aus der zerrütteten Hülle schied. (Dünker über Lessings Tod.) — Der scharfe Widerspruch, zu dem er vielen gegenüber, deren Annahmen er zurückweist, sich für genötigt hält, zeigt . . . (N. Grimm.) — Verder mußte durch den mit von erklänkter Frömmigkeit tiefenden Redewendungen ins Werk gesetzten Stellenhacher des Mannes peinlich berührt sein. (Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, 3, S. 63.) — Aber das herrliche Ganze zu würdigen, hindert die Meisten die Fülle der Schwierigkeiten, welche diese Dichtung, in der die Mühe eines Schaffens nach literarischen Mustern und mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln stellenweise fühlbar genug wird, dem Verständnis, oft selbst nur des Wortlautes, entgegengesetzt. (Burdach, Einleitung zum Westfälischen Dämon.) — Und vor der Helena hat schon Heine, dessen Faustisches Tanzpoem in fernabgelegene Sphären des Sinnentaumels springt, die auch von ihm gegen den zweiten Teil erhobenen Waffen

bewundernd gestreut. (Erich Schmidt.) — Hier sind die von Niebuhr, dem Vater, der von Göttingen aus seine ruhmvolle Wanderung antrat, abgeschriebenen Keilschriften zuerst entziffert. (Ernst Curtius.)

Aber die geistreiche, witzige Plauderei unsrer Nachbarn schlägt bei ihm in die breite Alltäglichkeit der Unterhaltung über die wahre Liebe zwischen einer kofetten Witwe und einem verliebten Sohn der Natur — Herr Baron Heinrich liebt nur den Wald, die Jagd, seinen Hund und die Flinte seines Oheims — um. (Nuchstäblich so bei Karl Frenzel, auch einem der Erklärer von 1889.)

In Stettin liefen gestern drei Dampfer, die der bekannten Riederfirma . . ., welche schon seit 30 Jahren mit so großem Erfolge diesen Verkehrsweig pflegt, der allerdings noch immer nicht den Aufschwung nehmen will, der ihm zukommt, gehörten, bei prächtigem Wetter, wie man es schon lange nicht genossen, unter großer Beteiligung der Behörden und des Publikums (vom Stapel?) ein. (Aus einer Stettiner Zeitung.)

Nach Abschluß der angeordneten (!) Untersuchung haben wir dem Direktor der Anstalt eröffnet, daß wir uns eines näheren Eingehens auf die besonderen Umstände der einzelnen körperlichen Nichtigungen von Schülern, die zum Teil längere Zeit — ein bis 2 Jahre — zurücklagen und manches, was für eine milde und entschuldigende Beurteilung des fraglichen disziplinären Vorgehens spreche, enthielten, glaubten enthalten zu sollen. (Aus dem Schreiben einer badischen Schulbehörde.)

Alle diese Gewächse aus dem Schachtelhalmröhricht deutscher Prosa sind echte menschliche Urkunden. Bezweifelt wird, gewiß mit Unrecht, die Echtheit dieses heffischen bürgermeisterlichen Erlasses: *Derjenige, der denjenigen, der den Pfahl, der an der Brücke, die auf dem Wege, der nach Worms führt, liegt, steht, umgeworfen, anzeigt, erhält eine Belohnung.* Warum sollte er nicht echt sein? Allerdings stoßen 6 Zeitwörter zusammen; doch nur ein kleiner Gradunterschied im Vergleich mit folgendem Satz eines berühmten Reiseforschers: *Er hatte schon den Ernst des Daseins kennen gelernt und war allen Gefahren, welche möglicherweise an ihn herantreten konnten und welche (!) ein jeder, der diese wilde Gegend zu jener Zeit, als diese Geschichte dort spielte, durchstreifte, gewärtig sein mußte, gewachsen.* Er wird doch wohl echt sein, jener heffische Erlaß, und sicher hat der verfertigende Bürgermeister seinen Satzbau auf einer gelehrten Schule gelernt: Natur allein, die reiche Zeugemutter, bringt solche Wunderbauten ohne gelehrte Nachhilfe nicht zustande.

\*

Gegenüber einer so hervorstechenden Stileigenschaft wie der deutschen Schachtelei fühlt man vor allem den Wissensdrang nach ihren Seelengründen, auf Gelehrtendeutsch: nach ihrem psychologischen Kausalitätsprinzip. Alles Forschen dieser Art muß auf eigenem Erleben und Beobachten (auf individueller Experimentalempirie) beruhen. An Gelegenheit hierzu mangelt es keinem Deutschen, denn wer von uns hätte nicht schon geschachtelt? Der jedem Schreiber bekannte oder zur genauesten Bekanntschaft bringend empfohlene Vorgang ist dieser. Er sitzt am Schreibtisch, die Denkerstirn übers Papier gebeugt, die Feder von Rand zu Rand laufen lassend, schreibt also Prosa. Fahren wir der Höflichkeit wegen doch lieber mit Ich fort. Ich denke einen Gedanken, so klug oder so platt, wie er mir eben aufgegangen, sagen wir: über die alte Neigung der deutschen Gebildeten zum Schachteln, und schreibe ihn hin. Im Schreiben kommt mir — man kann sich nicht in jedem Augenblick so straff zusammenraffen, zumal bei einer halbunbewußten Tätigkeit wie dem Niederschreiben des Fertiggedachten, daß einem die Gedanken nicht doch einmal hin und her schweifen, wie z. B. in dieser viel zu langen Schachtelei — kommt mir die Erinnerung an allerlei in jungen Jahren gelernte Schulweisheit. An das geringere Schachteln in der Sanskritliteratur, das üppigere bei den griechischen Prosaschreibern, das überwuchernde bei gewissen Römern, die Strenge der Franzosen, den Wechsel zwischen Straffheit und Läßlichkeit bei Shakespeare: lauter dem Gegenstände nicht allzuferne Nebendinge. Man möchte den Leser so gern belehren, und — man ist ja nicht bloß ein Schreiber, sondern ein Mensch mit menschlichen Schwächen, darunter der lieben Eitelkeit, deren Befriedigung einem so süß eingeht. Schon hat das Hirn von der Stelle aus, die den Willen leitet, den Befehl in den Nervenstrang entsandt: Sprich dem Leser getrost von den alten Indern, vielleicht freut's ihn; und selbst wenn nicht, wie groß stehst du ihm gegenüber da, der als Fuchs wahrscheinlich kein Sanskrit getrieben! Der Arm hebt sich, die Weiche zwischen

den Gedankengleisen wird umgestellt, der Zug der Darstellung bekommt das Zeichen: Freie Fahrt! von der Schachtelei der Deutschen zur Nichtschachtelei der Indier. O, die Weichen-  
 zunge ist so fein, sie schließt sich unter dem Griff eines leidlich gewandten Stilweichen-  
 stellers eifernfest an das neue Gleis: es wird keinen Stoß und Ruck geben, unter tausend  
 Lesern wird kaum einer den Übergang merken: Schreib's hin! — Nein, ich schreib' es  
 nicht hin! Einer wird es doch merken, und merkt es kein Leser, dann bin ich dieser Eine:  
 nie werde ich beim Überlesen vor dem Druck, beim Prüfen des Druckbogens, beim Blättern  
 in meinem fertigen Buch jene glänzende Stelle erblicken, ohne mich zu schämen. Gar nichts  
 kommt drauf an, ob man einst Sanskrit gelernt hat oder nicht; der Leser verlangt das  
 nicht vom Schreiber, oder wenn es dem Leser nützen soll, so fordert er's an einer Stelle,  
 wo es in Ruhe gewürdigt werden kann. Ein Augenblick eitler Schwäche, und ich hätte  
 etwa folgenden Schachtel- und Stopfsatz nach weitberühmten Mustern geschrieben:

Die alte Präbillection der deutschen Gebildeten zum Schachteln, größer als im alten Hindostan,  
 wo Panini zuerst den gestrafften Kurs ansiedelte, größer auch als bei den *σχευογράτοι*, ja selbst bei  
 den *εὐκολοι* der Belasgererben, und eruberanter noch als bei dem früh und spät wenig concinnen  
 Römer, für dessen Problem-Topit und -Peuristit man sich an den Hermagoras wende, bauert durch  
 alle Fahrzehende bis auf den heutigen Tag.

Und kaum ein deutscher Stilgelehrter würde das Geringste gegen diesen Vafel einwenden,  
 wenn ein berühmter Name dahinter stände und ich das Urteil nicht vorweggenommen hätte.

Es gibt ein Hauptgesetz für den Stil wie für jede Kunst, z. B. für das Drama:  
 Einheit der Teilnahme. Der leitende Grundsatz der Stillehre sollte sein, heißt es bei  
 Schopenhauer, daß der Mensch nur einen Gedanken zur Zeit deutlich denken kann; daher  
 ihm nicht zugemutet werden darf, daß er deren zwei oder gar mehrere auf einmal denke.  
 Von Cäsar meldet eine Überlieferung, er habe gleichzeitig zwei Schreibern diktirt; sicher  
 keine wichtigen Schriftstücke. Aber um wie viel leichter ist doppeltes Diktieren — jeder  
 unsrer geübten Reichstagsstenographen leistet das täglich — als doppeltes Lesen! Das  
 doppelte Diktieren ist ein Nacheinander, das doppelte Lesen ein Durch- und Incinander;  
 und der Doppeldiktierer spricht seine eignen Gedanken aus, der Leser soll die ihm fremden  
 des Schreibers aufnehmen. Was muß da nach dem Willen des Schreibers nicht alles  
 gleichzeitig in der Schwebe bleiben, in jener Schwebele, die mit klarem Denken und seinem  
 Ausdruck, dem klaren Stil, nichts zu schaffen hat.

Indessen wir wissen ja schon: Der Stil ist der Mensch, und hier lernen wir hinzu:  
 Der Stil ist die Gesellschaft. Deutschland ist die Heimat des Gespräches, bei dem  
 man froh sein kann, wenn höchstens zwei auf einmal sprechen. Jeder unterbricht jeden,  
 warum sollte er nicht sich selbst unterbrechen? In der englischen Kinderstube wird gewarnt:  
*Don't interrupt!* Es ist nicht bloß gelehrttuerische Eitelkeit, es ist ebenso sehr Mangel an  
 Selbstzucht, die uns zur Schachtelei verleitet. Nichts da von 'überreich zuströmenden  
 Gedanken', deren Gedränge den Stopfstil erzeuge: wer wahrhaft reich an wertvollen Ge-  
 danken ist, legt so viel Wert auf jeden einzelnen, daß er ihn nicht durch die andern  
 verstümmelt oder zerquetscht. Jakob Minor hat E. Schmidts Stopfstil entschuldigend  
 verglichen mit einem übervoll gepackten Koffer. Nun, wer in seinen Koffer Überflüssiges  
 stopft, ist ein ungeschickter Reisender; und wer durch den überflüssigen Kram das Not-  
 wendige zerdrückt und unbrauchbar macht, der bliebe besser zu Hause. In Wahrheit ist der  
 Stopfstil das sichere Kennzeichen eines Schreibers, der erst an sich, lange nachher an die  
 Sache, gar nicht an den Leser denkt.

Die größten Denker haben dieser so wichtigen Seite des Geisteslebens ihre besondere  
 Aufmerksamkeit zugewandt: sie stimmen überein im verwerfenden Urteil und in dessen  
 derbsinnlichem Ausdruck. Aristoteles drang darauf, vor allem 'den Hauptsatz vollständig  
 auszusprechen.' Und Schopenhauer schalt auf die Inanspruchnahme des Gedächtnisses,  
 statt des Verstandes, durch jene langen, mit ineinander geschachtelten Zwischensätzen be-  
 reicherten und, wie gebratene Gänse mit Äpfeln, ausgestopften Perioden. Goethe, der noch  
 bildhaftere, verglich den Stil der deutschen Gelehrten, und ihre mit Zitaten und Notizen  
 überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache ver-

geffen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen haben, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen anheben, so daß man mit den Bestien garnicht vom Fleck kommt, sondern über Wegstunden Tagelang zubringt. Darf ich einen Vergleich aus dem heutigen Leben hinzufügen, so ist es der des überfüllten Eisenbahnabteils an einem schönen Sommersonntag: zu der doppelten Besetzung gesellt sich immer noch eine „lumpige Person“ nach der andern. Oder der des Dienentorbes mit dem kleinen Flugloch und den riesengroßen Bienen: „Der Dien muß!“

Es gibt Schreiber, denen man immerfort, wie den unsachlichen Rednern im Reichstag, zurufen möchte: Zur Sache! Dem immer wieder abschweifenden Reichstagsredner entzieht der Präsident nach zweimaliger Verwarnung das Wort; ein immer wieder abschweifendes Buch werfe der Leser einfach in die Ecke. So verliert sich der Stopfschreiber in jeden seiner Gedankenplitter, daß er um jeden wie um ein Heiligtum kämpft: nur hinein! Er kennt und liebt sie alle, denn er ist ihr Erzeuger; was kümmert ihn der Leser, über den sie mit der Plötzlichkeit alles Unbekannten hereinhageln? Satzsetzen nach Satzsetzen soll der Leser im Kopf behalten, keinen verlieren, ängstlich nach den ergänzenden Satzsetzen haschen: — eine Hasenjagd, kein ruhiges, belehrendes Lesen.

Der Schachtelstil des abschweifenden Stopfschreibers verführt, nein zwingt zum flüchtigen Lesen: die so mühsam zusammengelaubten Stopfsätze werden aus Ungeduld einfach überhüpft, um die zerbrochenen Stücke zusammenzuflicken, und bleiben tote Last, verlorene Liebesmüh. Einheitliche Wirkung eines Schachtelsatzes ist unmöglich: erst die weit entlegene zweite Hälfte klärt die erste Hälfte auf, deren Inhalt schon verblaßt ist. Der Schachtelsatz widerspricht dem Gange des menschlichen Denkens: der hirngesunde Mensch, nun gar der Forscher, also der nicht an Gedankenflucht Leidende, denkt nicht nach Ameiswimmelhaufenweise kribbelnd durcheinander, sondern besonnen nacheinander. Schachtelstil ist ein Erzeugnis der Verbildung, nicht der Natur; sie ist Unnatur und äußerste Zweckwidrigkeit.

Untersuchen wir ein paar Einzelfälle auf ihre Seelengründe, zwei von den harmloseren. *Morgen früh wird das Reichslustschiff zu der bisher mißglückten Fahrt nach Köln aufsteigen.* — Daß dies blanker Unsinn ist, nur nebenbei. Der Verfasser, ein gelehrter Zeitungschreiber, hatte entweder keinen Raum oder keine Zeit zu einem besondern Satz: „bisher sind solche Fahrten noch immer mißglückt“; er half sich durch das Stopfen des einen selbständigen Gedankens in einen andern.

Ein Professor ist kein Zeitungschreiber, will selbst dann keiner sein, wenn er für Zeitungen schreibt; er muß also Zeit haben, und an Raum gebricht's ihm nicht. Warum also schreibt er in einem seiner immerhin unschuldigsten Stopfsätze: *Derselbe gab 1588 ein noch auf der Schwelle des 18. Jahrhunderts neu aufgelegtes treffliches Reimwerk heraus.* Der Zwischensatz ist entweder ganz überflüssig, oder, wenn wissenswert, jedenfalls nicht hierher gehörig. Lieber noch eine Anmerkung unten, als ein Hineinpfirphen in den ruhigen Satz, wenn denn durchaus nicht, gemäß der Reihenfolge der Gedanken, einfach und klar geschrieben werden dürfte: *Derselbe gab 1588 ein treffliches Reimwerk heraus; noch auf der Schwelle usw. wurde es neu aufgelegt.* Aber einfach und klar wäre laienhaft, der gelehrte Fachmann muß sich auf andre Weise auszeichnen. Daß man ein auf der Schwelle des 18. Jahrhunderts aufgelegtes Werk nicht schon 1588 herausgeben kann, nur so nebenbei. *Just (in Lessings Minna) war nur Packknecht, und man merkt es ihm an, wie die Kyropädie verächtlich vom σκευοφόρος spricht (C. Schmidt).* Was um des Himmels willen hat Xenophons Kyropädie und der griechische Packträger mit Tellheims Just zu schaffen? Und wenn der einfache und genügende Satz durchaus mit dem Wissensstrahl der Eitelkeit bepackt werden sollte, warum dann nicht alle Packknechte der Weltliteratur zu Hilfe rufen, warum z. B. nicht Sancho Panza? — *Wenn (Kleist) Penthesilea titanisch den Ida auf die Ossa wälzen oder den Sonnengott — Helios' nennt ebendamals Werner seinen Götzen Goethe — zu sich herabreißen will . . . (C. Schmidt).* Unglaublich, selbst wenn man's gedruckt sieht.

Nennen wir nur das Abschweifen und Schachteln, die Stopffel und Füllsel mit ihren deutschen Namen, so wäre schon viel gewonnen; jetzt aber heißen sie griechelnd Parentesen und dadurch werden sie vornehmer. Vornehm oder nicht, mit seltenen Ausnahmen taugen sie nichts, ja sie schaden. *Clemens der Siebente, diesen Namen hatte Medici angenommen, nachdem ihm die Auswahl viel Kopfzerbrechen gekostet, berief Michelangelo im Jahre 1525 zu sich* (H. Grimm). Was in der weiten Welt hat das Kopfzerbrechen des Medici um seinen Papstnamen mit der Berufung des Künstlers nach Rom zu tun? Überallhin paßt die Geschichte der Namenswahl besser als in diesen Satz, der vor allem Michelangelo gilt.

Im ersten Epeisodion — so heißen die zwischen die Chorlieder eingeschobenen Dialogpartien — (folgen weitere drei Druckzeilen Erklärung von Epeisodion mit drei voneinander abhängigen, ineinander verhedderten Nebensätzen) — *kommt atmlos ein Rinderhirte daher* (Th. Ziegler). Das will ich meinen, wenn man ihm den Weg durch einen solchen Zwischensatz verstopft hat. Während der Hirte atmlos rennt, erklärt uns der gelehrte Mann beglücklich die Bedeutung von Epeisodion! -- M. von Stern in einem Buche über W. Jordan: *Kurz vor seinem 81. Geburtstag unternahm er noch eine Reise nach Berlin zu seiner mit S. . . verheirateten, zum Schmerz der ganzen Familie kürzlich verstorbenen Tochter, um das Jubelpaar selbst mit der Silbermyrte zu schmücken.*

Kant über die zwei Imperative: Jene (die hypothetischen) stellen die praktische Nothwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas anderem, was man will, oder doch möglich ist, daß man es wolle, zu gelangen vor. — Gleichfalls bei Kant: Man muß es gestehen, daß der Grundsatz des großbritannischen Regiments: die Rede ihres Königs vom Thron sei als ein Wort seines Ministers anzusehen, da es der Würde eines Monarchen zuwider sein würde, sich Irrtum, Unwissenheit oder Unwahrheit vorrücken zu lassen, gleichwohl aber das Haus über ihren Inhalt zu urtheilen, ihn zu prüfen und anzusehen berechtigt sein muß, daß, sage ich, dieser Grundsatz sehr fein und ausgedacht sei.

Warum nicht statt des wenig heilkräftigen ‚sage ich‘ die ganze Einschaltung in einem besondern Satz mit ‚denn‘?

Schlimmer noch, ohne ‚sage ich‘, bei Mauthner: Der grüne Heinrich — es ist sein Spitzname aus der Jugendzeit, wegen seiner grünen Kleidung, deutet aber auf die Unfertigkeit, Blödigkeit und Einfältigkeit seiner Lehrjahre hin; Heinrich heißt hier übrigens, wie wir aus dem ‚Landvogt‘ erfahren, jeder zweite Züricher — erzählt seine Geschichte, wie er auszog, ein großer Maler zu werden. Ein Satz von einer Zeile wird unterbrochen durch ein belehrendes Stopffel von drei Zeilen mit einem Punktstrich, mit Beisätzen aller Art und einer neuen Schachtelung.

\*

Zwischengeschaltete Nebenbemerkungen ganz zu verbieten, fällt keinem ein; sie sind ja der lebendigen Rede nicht fremd, also auch im geschriebenen Satz an sich nicht verwerflich. Es gibt gute und es gibt schlechte Einschübe; wie die guten beschaffen sein müssen, läßt sich nicht durch feste Regeln genau bestimmen. Flüchtig müssen sie sein, dürfen den Faden des Satzes nicht zerreißen, sollen ihn wo möglich noch straffer spannen. Eine ausgezeichnete steht in der bekannten Gellert'schen Fabel:

Er reißt den Degen aus der Scheide,  
Und, o was kann vernegter sein!

Nur, er befiehlt die Spiz und Schneide,  
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Kann man das feige Zögern feiner als durch den Schachtelsatz ausdrücken?

Ein berühmter Stilllehrer machte Schillern einen Vorwurf aus den Versen: *Die Beschämung gönnt' ich ihr, daß sie mit eignen Augen, denn der Neid hat scharfe Augen, überzeugt sich sähe.* Mit Unrecht, der Zwischensatz stört nicht, wirkt sogar verstärkend. Gleiches gilt von den Versen: *Er hört, schon kann er nicht mehr sehn, Die nahen Stimmen furchtbar krähn, und: Es ist etwas Großes, ich muß es verehren, Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn.*

In den Versen Chamisso (Abdallah): *Ich weiß in dieser Gegend und kenne wohl den Platz, Und könnte dahin dich führen, den unermesslichsten Schatz dienen* die Einschaltungen zum Steigern der Reugier. — In seiner Reise um die Welt schachtelt

Chamisso einmal graue noch innerhalb der Grenzen: *Die Weltereignisse vom Jahr 1813, an denen ich nicht tätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig. — Geradezu schön wirkt der kleine Schachtelsatz bei Peter Cornelius: Nun haben wir Wagner, der gewiß für uns Deutsche das ist, was Meyerbeer für die Franzosen war ... heil dem Unterschied! ... und wollen ihm nicht freudig zugestehen, daß ...?* Und nichts zu sagen ist gegen D. Fr. Strauß: *Kabale und Liebe ist, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, ein Stück — aber man muß es aufführen sehen — von hinreißender Kraft.* Oder gar gegen Moltke: *Am 15. Juli waren die französischen Reserven einberufen, und, als ob man sich die Gelegenheit nicht entziehen lassen wollte, wurde schon vier Tage später die französische Kriegserklärung in Berlin überreicht.*

\*

Manchmal wird so kunstvoll geschachtelt, als gälte es den Wettkampf mit den chinesischen Elfenbeindrehkern, die eine Kugel in die andre schnitzeln:

Herr von R. hat der mit der Verwendung der zur Unterstützung der Familien der in der Kohlengrube verunglückten Bergleute eingehenden milden Beiträge sich befassenden Behörde hundert Taler zu diesem Zwecke zu stellen lassen. (Aus einer westfälischen Zeitung.)

Nachdem der letzte Versuch, den ein Stuart in Schottland wagte, um den britischen Thron, welchen seine Vorfahren besaßen hatten, wiederzuerobern, im Jahre 1746 mißlungen war. (Friedrich Schlegel.) Höchst ungeschickt, und der Zwischensatz, 'welchen seine Vorfahren besaßen hatten', ist überflüssige Wortmacherei. Auch der erste Bezugssatz wird durch 'eines Stuart' überflüssig.

Ein Wetter, damals Adjunkt beim Bezirksgericht . . . , ein glänzender Jurist von großem Wissen, höchster Schärfe des Verstandes, ungemeiner Bildung, freilich auch von einer schlimmen Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung seiner Ziele, die sich in den Reiten seiner Wirksamkeit und Macht durch Härte in der Vertretung, durch Entschlossenheit in der Erhebung von Anklagen, die irgend gegen den Sozialismus zielten, solche Gegnerschaften gewann, daß nicht einmal sein trauriger und freiwilliger Tod sie verstummen ließ, verwendete sich für ihn. (J. J. David in einem Leben Anzengrübbers.)

Dabei hat die ganze ungeheure Einschachtelung keinen Zweck; einzig wichtig ist, daß jemand sich für Anzengruber verwandte.

*Hauptmann leidet in für die in Deutschland verbreitete poetische Kultur ganz ungewöhnlicher Weise . . .* (Adolf Bartels.)

Schöll setzt über Goethe an: *Aber die andre Hauptabsicht . . .* Was ist's mit dieser Hauptabsicht? Hatte Goethe sie? Hatte er sie aufgegeben, beibehalten, umgewandelt? Der Leser muß zappeln. *Aber die andre Hauptabsicht, die Landesverwaltung des jungen Fürsten, dessen Vertrauen er in hohem Maße besaß* (der ganze Bezugssatz ist an dieser Stelle überflüssig), *für gedeihliche Entwicklungen wohl zu ordnen, hatte er fest im Auge behalten.* Um keinen Preis hätte Schöll eingesetzt: *Fest hatte er die andre Hauptabsicht im Auge behalten . . .*, denn das wäre zu klar.

Der Satz Karl Frenzel's: *Hier treten das Maß, die Harmonie, die ihm fehlten, die er vielleicht nicht einmal erfassen konnte, in ihre ewigen Rechte* ist kein sehr schlimmes Beispiel; immerhin aber bleibt die erste Satzhälfte bis zu den letzten Worten leblos.

Ein ungeheures Unglück ist zu berichten, San Francisco ist von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht worden: der deutsche Berichterstatter läßt sich Zeit, — erst schachteln, dann melden:

San Francisco, die schöne Metropole Kaliforniens am Goldenen Tor, durch das man vom Stillen Ozean in die von malerischen Klüftengebirden umrahmte Bai von San Francisco einfährt, ist von einem schweren Erdbeben heimgesucht worden.

\*

Hat Lessing einmal geschachtelt, so merkt er's und macht aus seiner Not eine reizvolle Tugend:

Einen Dichter, dessen großes, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische der Poesie nennen, dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen, dem der Reim keine Kleinigkeit war, — einen solchen

Dichter in Proja zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Versen übersetzte.

Ein nicht immer vorsichtiger Schachteler war Heinrich von Kleist:

Es traf sich, daß der Kurfürst von Sachsen auf die Einladung des Grafen von Kollheim, der damals an der Grenze von Sachsen beträchtliche Besigungen hatte, in Gesellschaft des Kammerers Herrn Kunz und seiner Gemahlin, Tochter des Grafen, zu einem großen Sirschjagen, das man, um sie zu erheitern, angestellt hatte, dahin gereist war.

Man merkt, daß Kleist einmal so etwas wie Regierungsrath gewesen war.

Die wundervollste Schachtelei findet sich aber bei — Goethe, nicht bei der alten Erzellenz, sondern bei dem Herrn Geheimrath vor der Reise nach Italien. Ein herzoglich Weimarischer Husar ist ausgerückt samt den ‚anhabenden ledernen Hosen‘; in dieses aufregende Staatsereignis greift Goethes Kanzeleistil machtvoll ein:

Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den desertierenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Birle abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Nichtenberg entstandenen Differenz mittelst Bericht vom 10. hujus, welchem die anschließig rückfolgenden Akten beigelegt gewesen, anhero gelangen lassen.

\*

In keiner Sprache ist die Schachtelei so bedenklich wie grade im Deutschen: da das Zeitwort der Nebensätze am Ende steht, so erzeugt jeder Zwischensatz die Gefahr, daß zwei Zeitwörter holprig, poltrig, stolprig zusammenprallen. Für dieses Nachklappen wurden schon ein paar Beispiele gegeben (S. 328); zum heilkräftigen Abschrecken aber gehört eine größere Zahl.

Wie die internationalen Bankdiebe, die wie erwähnt in Brüssel bei dem Versuche, dem Kunden einer Bank, der in dem Paket 24000 M. in Empfang genommen hatte, das Paket zu stehlen, festgenommen wurden, gearbeitet haben, geht aus Folgendem hervor. (Dresdener Zeitung.)

Bei W. Bismann schließt ein Satz: . . . zu Hause war, spielte, viel Glück machte‘; in der Königl. Zeitung einer: ‚eingenommen hat, angebeihen zu lassen in der Lage war, haben wir seiner Zeit berichtet.‘

Wenn man heute von der Höhe des alten Fiesole, das nördlich über der Stadt am Gebirge fließt, hinabsieht, liegen der Dom . . . (H. Grimm.) — Indessen muß man im allgemeinen den Mißbrauch der stets natürlich in der Offensive, von dem Laufschrift, der, sobald die Schützenfette formiert ist, und selbst unter Umständen, wo er garnicht angezeigt ist, vorgeschrieben zu sein scheint, gemacht wird, tabeln. (Deutsche Heereszeitung, Februar 1893; wahrscheinlich von einem längst in den Ruhestand getretenen oder an der Majorsede gescheiterten Schreiber.)

Die Zeitwörter an den Enden der Satzglieder prallen an einander wie die Billardbälle: klapp, klapp, klapp; oder wie die des Gautlers, der 3, 4, 5 Kugeln durcheinander wirft und sie zum Schluß in seinen Hut fallen läßt: puff, puff, puff. Moltke, der feinhörige Schreiber, vermied das Zusammenklappen durch das einfache Mittel der Wiederholung: *Diesem Juden, an welchem er . . ., von dem er weiß, daß er ihn betrügt und den er doch nicht entbehren kann, diesem übergibt er die Oberaufsicht.*

Bei unsern Klassikern kommt das Zusammenprallen zwar nicht oft, doch immer noch zu oft vor; unser Ohr ist heute zum Glück empfindlicher geworden. Bei Goethe steht einmal: *Die Art, wie dieser mich über den Zustand, in welchem ich es geschrieben, aufklärte, erschreckte mich*, allerdings nur in einem Briefe. Und bei Schiller: *Ehe der Tag, der eben jetzt am Himmel verhängnisvoll heranbricht, untergeht, muß ein entscheidendes Los gefallen sein.*

Die Römer waren gegen den Mißklang des Nachklappens taub; Satzfügungen wie diese bei Cäsar sind sehr gewöhnlich: *Caesar postero die . . . legatum cum legionibus in Morinos, qui rebellionem fecerant, misit.*

\*

Eine andre traurig-komische Wirkung der Schachtelei ist die verblüffende Ueberaschung. Der Leser wird durch den ersten Teil des Hauptsatzes in eine falsche Gedankenbahn verlockt und erfährt erst zuletzt, wie gründlich er in der Irre gegangen. Oder er wird durch den ganzen Satz in der grauen Unwissenheit hilflos hin und her gestoßen, hört nur ein unverständliches Geräusch, und erst das letzte Wort bringt des Rätsels Lösung. oft mit



höchst komischer Blödsinnlichkeit. — Eiskübelstiel! Es gibt Scherzaufgaben dieser Art, Kinder-  
spielchen; daß aber ernste Schreiber sie unfreiwillig beisteuern, ist nicht schön. Theodor  
Mundt beginnt einen Satz: *Unsere Sprache hat allerdings außerordentliche Vorteile  
der Flexion, eine ganze volltönende Musik runder und ausgeschriebener Formen, eine  
ganze Plastik schwellender und von sinnlichem Leben strotzender Wortfiguren* —  
und der Leser denkt: Was ist das doch für eine herrliche Sprache! Dann kommt der  
Herr Verfasser und gießt ihm einen Kübel Eiszwasser über den Kopf: *eingebüßt*. Der Satz  
steht in Mundts Buch *Deutsche Prosaunst!* Und wie einfach ist die Besserung: *inge-  
büßt* hinter *Flexion* gesetzt, und alles ist in bester Ordnung.

Schmoller über die preussische Staatsgewalt: *Aber fast überall verlor sie* (was  
mag sie wohl verloren haben?), *weil sie Geld um jeden Preis brauchte und Steuern  
nicht einzuführen vermochte, das Ziel nicht aus dem Auge.*

Seltamerweise besuchte Goethe die dicht am Wege liegenden Ruinen von Selinunt [daran  
tat er recht, aber warum findet der Schreiber dies seltsam?], die bedeutendsten Trümmer Europas,  
nicht. (Naarhaus: Auf Goethes Spuren.)

Genz: Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeh-  
lichen Wunsch, aus einem schlechten zu einem besseren zu gelangen, wohl aber das einseitige und  
anmaßende Prinzip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt.

Bis zum letzten Wort ist man in völligem Dunkel über des Schreibers Wunsch; wie ein-  
fach auch hier das Einrenken!

Dünker: Niemand kannte Goethes Briefe an Frau von Stein [so! warum spricht denn  
Niemand ein Wort darüber?], welche über dieses Verhältnis die genaueste Auskunft geben, noch  
gar nicht.

Genz Thode: Aus stärkstem Idealismus, zugleich ein Naturalist und ein Phantast, leistet  
er [was wird er wohl leisten?], nur seiner Gefühlsnotwendigkeit folgend [aber bitte, was leistet  
er?], auf die (?) grade der bildenden Kunst eigenen Mittel [hier geben wir es auf], in der  
Schönheit ein entzückendes Gleichnis allgemeinsten Wesenszustände und -Eigenschaften zu geben,  
Verzicht.

Oskar Jäger, einer der 'Erklärer', in einer kurzen Geschichte des 19. Jahrhunderts:  
*Aber die Kriegführung (Österreichs) im Großen blieb* (also sie blieb sich gleich? blieb die  
einzige? usw.), *wenn sie auch unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl besser war als  
im vorigen Krieg, doch hinter dem* (jetzt beginnt's zu dämmern), *was ein Gegner wie  
Napoleon verlangte, zurück.*

Julius Hart über Tolstoi: *Jenen Boden allgemein angenommener Überzeugungen* —  
(es folgen noch 6 Druckzeilen, ohne daß wir ahnen, wovon der am hohen Neck des Satz-  
turnplatzes frei schwebende Viertelfall abhängt) *hat uns Tolstoi ganz und gar unter den  
Füßen weggezogen.*

Fritz Lienhard: *Ihr Literaten habt ja alle, alle Fühlung mit der deutschen  
Familie* (natürlich, sie sind doch selbst aus einer deutscher Familie), *mit dem deutschen  
Volksgeist da draußen über das Reich hin* (freilich, freilich!) — schwapp! kommt der  
Eiskübel: *verloren.*

Thering: *Der Prinzipat in der theoretischen Jurisprudenz ging von den beiden  
romanischen Völkern, dem italienischen* (folgt ein Zwischensatz) *und dem französischen*  
(folgt ein zweiter Zwischensatz, aber wir denken noch immer: ging von ihnen aus) *auf die  
germanischen, die Niederländer und Deutschen, über.* — Umfrempelung unseres  
Gedankens; Zwang, den Satz unter diesem neuen Gesichtswinkel noch einmal zu lesen.  
Hätte Thering angefangen: Von den beiden ging usw., so wäre keine Überraschung ein-  
getreten.

Rühnemann über Herder: *Endlich fehlte auch hier Herders Wohlgefühl die  
feinste Würze, die sicherste Bestätigung des rechten Weges . . .* (bis hierher fehlte sie  
ihm, erst jetzt stellt sie sich ein): *nicht.*

Richard Meyer über Werther: *Goethe wirft also in seiner Darstellung* (etwas bei  
Seite? ein Frage auf? die Schuld auf jemand? oder was nicht sonst noch! — erst nach  
zwei weiteren Bezugssätzen erfahren wir es durch das letzte Wort des Satzes): *zusammen.*

Seien wir indeß nicht allzu streng: wer hat uns in unsern jungen Lehrjahren zaudernd gedroht, daß wir sitzen bleiben, wenn wir so schreiben? Wer uns gesagt, daß dies ein noch größeres Stilverbrechen ist als *quin* mit dem Indikativ? Seien wir um so milder, nehmen wir uns nur um so fester vor, es nie wieder zu tun, wenn wir dergleichen selbst bei unsern Besten finden. Der vorsichtige Lessing schreibt: *Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht*, darf allerdings darauf rechnen, daß unser Auge schon bei Absicht das *leider nicht* sieht. Bei Strauß: *Maria Stuart erschöpft den tragischen Gehalt der geschichtlichen Situation, die darin behandelt ist, bei weitem nicht*, und: *So setzte Hutten um dieselbe Zeit gleichsam eine eigne Instruktion für ihn über den Punkt, um den es vor allem zu tun war, auf*.

Gelegentlich sogar bei unsrer so stillsichern Ebner: *Er forderte seine Rechnung, bezahlte, ... verließ das Haus und schlug (wen? was?) von Pawel gefolgt, der das Kofferchen, den Pelz und den Stock trug* (noch immer wissen wir nicht, wen er schlug) *im Eilmarsch den Weg zum Bahnhof ein*. Eine einzige Schlangelinie, die den Schluß nach vorn hinüberzöge, und alles wäre sogleich klar. — Bei R. Hildebrand steht einmal: *Ich will gestehen, daß ich, als ich ... stand, mich ... umsah*. Gesprochen würde er haben: *Ich will gestehen: als ich stand, sah ich mich um*. Die Redesprache schwächtelt nicht.

Hebbel der Prosaischreiber, ist oft ein böser Nachklapper:

Leute dieser Art [wie Julian Schmidt] verpflanzen die politische Kannegießerei [wohin?], die bekanntlich darin besteht, daß der Philister, dem die ersten Begriffe der Kriegskunst fehlen, hinter seinem Ofen die Feldzüge der Cäsaren und Napoleone forrigiert und die Heroen zehnmal ohrfeigt, ehe er ihnen einmal ein spärliches Lob erteilt, ins ästhetische Gebiet.

In Luthers Sage: *Am Letzten ist auch das wohl zu bedenken, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Libraren oder Bücherhäuser (!), (Luther kannte noch keine Bibliotheken), sonderlich in den großen Städten, die solches vermögen, zu verschaffen*, schadet das Nachklappen nicht viel, weil wir etwas Ähnliches wie verschaffen schon bei den guten Libraren ahnen.

\*

Endlich noch eine Untergattung des Schachtelhalmstils, die man den Stopffstil nennen darf. Schopenhauers Bild von der Gans mit den Äpfeln paßt schon darum nicht recht, weil Äpfel ein wohlgeschmeckendes Füllsel sind. Ich schmeichle mir, mit dem schon über-vollen Eisenbahnabteil und den noch hinzugestopften Fahrgästen ein besseres gefunden zu haben. Ganz neu ist der Stopffstil nicht; ein reizendes Muster bietet uns Pfeffer, ein Erzähler des 18. Jahrhunderts:

In Hindostan, dem Vaterland  
Der Fabel, das zuerst Verstand  
Den Tieren lieb, und manchem Traume  
Von hohem Sinn das Dasein lieb,  
Schwang sich auf einem Kokosbaume  
Ein Affe fröhlich auf und ab  
Und labte sich mit seinen Nüssen.

Ein ihm zeitgenössischer Meißnischer Pfarrer predigte von der an dem bei der in dem Dorfe Lerche entstandenen unglücklichen Feuersbrunst geretteten Ziegenlocke erwiesenen Gnade Gottes.

Einer von den unzähligen Stopffsägen Erich Schmidts, des nicht zu überbietenden neueren Meisters dieser Stilart, mag uns den Seelenvorgang veranschaulichen, den wir kennen müssen, um ihn zu überwinden. Man prüfe den Satz auf S. 327: Schmidt will den zweiten Teil des Faust löblich gegen die Angreifer verteidigen und ruft Heine als Eidshelfer an: *Vor der Helena hat schon Heine die auch von ihm gegen den zweiten Teil erhobenen Waffen bewundernd gestreckt*. Dies wäre treffend und vollkommen ausreichend. Doch der Schreiber ist einer unsrer kenntnisreichsten Literaturforscher, und ihm dient ein beneidenswertes Gedächtnis. Alles einmal irgendwo Gelesene ist ihm gegenwärtig. Ihn umflattern hundert lose oder enger verknüpfte Erinnerungen an wirr schwan-

tende Gestalten, die ihn alle beschwören, sie für diesmal festzuhalten. Sie drängen sich zwischen seine Sätze und Satzglieder, und der in manchen guten Dingen geschmackvolle Gelehrte, der nur so schrecklich viel gelesen, kann der Versuchung nicht widerstehen, dem Leser alles mitzuteilen, was ihm beim Schreiben nebenher eingefallen. Er erinnert sich, daß Heine ja einen *Tanzfaust* geschrieben. Er gehört nicht entfernt hierher, wo es sich ausschließlich um Heines Bewunderung für Goethes Drama im Drama: *'Helena'* handelt. Zudem wird ja den gebildeten Lesern damit nichts Neues gesagt. Gleichviel, nicht so vieles Federlesen, laß mich immer nur herein! fleht die Erinnerung an Heines getanzten Faust, und so wird zwischen Anfang und Ende des guten Hauptsatzes der ihn verstopfende Zwischen-satz hineingequetscht: *dessen Faustisches Tanzpoem in fern abgelegene Sphären des Sinnentaumels springt*. Allenfalls hätte eine flüchtige Hindeutung, etwa: *... Heine, der Verfasser eines Tanzpoems Faust'*, den Eindruck der lebhaften Beschäftigung Heines mit Goethes Dichtung vertieft. Was aber hat die hineingestopfte Schilderung des Inhaltes von Heines Faust an dieser Stelle zu schaffen? Von der Rudelung des sonst schlanken Satzes zur unförmlichen Dichte nicht zu reden.

Das Bild aus dem Eisenbahnbetriebe verfolgt mich, den Verkehrsliebhaber, noch weiter. Der Stopfsatz erinnert an einen gemischten Zug, der auf einem langen Bahnhofsgelände im schönsten Rollen zu sein scheint, dann plötzlich hält, auseinandergeköpelt wird, einen Güterwagen zwischengeschoben bekommt, ein Stückchen weiter rollt, noch einen Wagen, wieder ein kurzes Rollen, einen dritten Wagen, — nur die Wagenschieber selbst verlieren nicht die Geduld. Wehe aber dem Leser, wollte sagen dem Reisenden, der sich solchem Zuge anvertraut hat!

Erich Schmidt: *Auch dieser Prediger (Ernesti) einer von Lessing stets geübten kritischen Andacht für das Kleine sprach von Geschmack und Humanität*. Predigte Ernesti die schon von Lessing geübte Andacht für das Kleine? Hat Lessing der Mann sie nicht erst geübt, nachdem Lessing der Student bei Ernesti Vorlesungen gehört hatte? Was soll hier diese Vorwegnahme? Die ganze Zwischenschachtelung muß hinaus, um den Satz und die Zeitfolge verständlich zu machen: *Auch Ernesti sprach ...* Über Christ, einen andern Lehrer Lessings: *Große Sammelwerke von Anfängern waren ihm ein Greul*. Dies wäre glatt und zum Verständnis für Christ an dieser Stelle ausreichend. Aber nein, irgendeine andre Erinnerung an Christ muß hier eingeschmuggelt werden: *Große Sammelwerke von Anfängern, die er auch vor dem Lesen neuer Zeitschriften und Bücher warnte, waren ihm ein Greul*. Was haben Sammelwerke von Anfängern mit neuen Zeitschriften und Büchern zu schaffen? Ich sagte eingeschmuggelt: ein besonderer Satz wird nicht gewagt, weil sich dann die Überflüssigkeit sofort herausstellen würde; auch fürchtet man die Breite. Das rechtfertigt aber nicht das, ja doch gemerkte, Hineinschlüpfen solcher Zwischensätze. Der Leser ist nach einigen Seiten dieses Stopfstils mürbe bis zur Aufnahmeunfähigkeit. Schmidt nennt diesen seinen Stil „prägnant“ (vgl. S. 198); Grillparzer nannte ihn „eine verführerische, Kürze lügende Möglichkeit“. Der Unterschied zwischen Schmidts vorwegnehmender Stopferei und diesem Satze der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ist nur scheinbar: *Am 26. März gebar sie einen in der Hedwigskirche am 7. April getauften Knaben*. Und Dünkers Satz über Lessings Sterbestunde (S. 327) ist zwar geschmackloser als Schmidts Satz über Heines Faust, sein Baustil jedoch im Grunde der gleiche. — *An Kleists Beruf zur selten geübten Lyrik bleibt kein Zweifel* (Schmidt). Also nur zur selten geübten Yrifer war er berufen?

Erich Schmidt ist nicht der einzige Meister dieses Stiles, aber dessen größter; außer dem gezierten Ausbiegen vor dem natürlichen, einfachen Ausdruck ist das Verstopfen der Sätze mit überflüssigem, ja irreführendem Beiwerk das unverkennbarste Handzeichen dieses gelehrten und geschickten Schriftstellers, der uns so oft in demselben Augenblick verärgert, wo er uns belehrt oder doch belehren will. Neben ihm bemühte sich Herman Grimm um diesen Stil, doch mit geringerm Erfolge; glänzend gelungen ist ihm folgender bandwurmartiger Stopfsatz:

Goethe reißt eines Tages Knall und Fall ab, aber es biebt als Resultat dieser Kämpfe die innige Freundschaft zwischen ihm und der gesamten Familie Buff bestehen, von der wir durch einen Briefwechsel wissen, dessen Existenz lange Zeit nur bekannt war, weil er von der Familie Reßner eifersüchtig bewacht wurde, der nun jedoch über zwanzig Jahre bereits gedruckt worden ist.

Für kaum einen andern Abschnitt dieses Buches wurden soviel Beispielsätze dargeboten wie für diesen vom Schachtel- und Stopfstil: hier sollte mit allen Mitteln abschreckend gewirkt werden. Neben der Fremdwörterei gibt es kein so unfehlbares Merkmal des deutschen Stils wie das Verschachteln und Verstopfen der Sätze. Hier läßt sich einmal ein handgreiflicher Rat geben, wie man einem der ärgsten Gebrechen des Satzbaues und damit der ganzen Darstellung siegreich begegnen kann. Man habe die rechte Liebe zur Sache und zum Leser, nicht zu sich und seinen kleinen Eitelkeiten! Die Liebe blähet sich nicht, sie sucht nicht das Ihre: nicht alles, was du weißt oder was dir köstlich scheint, kommt dem Leser, oder doch nicht in diesem Augenblick. Entweder du hast ihm etwas für diesen Satz sehr Wichtiges zu sagen: dann sag es ihm nicht nebenbei, nicht in einem eingeschachtelten, eingeschmuggelten, hineingestopften Nebensatz. Oder es ist minder wichtig, ja überflüssig, dann warte auf die passende Gelegenheit, oder laß es lieber ganz weg. Nichts Nebensächliches kann je so wichtig sein, daß du darum deinen heilen Satz zerreißen und trügerisch wieder flicken mußt. Laß dich vom Prediger Salomonis, einem gar weisen Manne und feinen Satzbauer, belehren: 'Zerreißen und Zunähen, Schweigen und Reden hat seine Zeit.' Erinnre dich, so oft du die Feder ergreifst, des Schiller'schen Wortes: 'Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.' Schmuggle nichts in den Satz hinein, was du dich schämst dem Leser offen darzubieten. Diese Scham lehre dich, daß die einzuschmuggelnde Ware den Schmuggel im übergapackten Koffer nicht wert ist. Sorgsam wird heute von Schulärzten das Gewicht des Schülerränzels geprüft, um den Kindern nicht ein halbes Pfund mehr, als grade noch unschädlich, aufzuladen. In diesem Abschnitt habe ich durch stilärztliche Untersuchung von Sätzen mit Rückgratverkrümmungen, Kröpfen, Buckeln, Elephantiasis, Fettsucht, X- oder O-Beinen hoffentlich bewiesen, daß alle diese Satzleiden vom Übergepäck herrühren. Das Kamel, ein ebenso kluges wie geduldiges Tier, läßt sich bis zu den Grenzen seiner Tragkraft bepacken: wird's ihm zuviel, so bleibt es liegen und tut nicht mehr mit. Leser, sei klug wie dieses Kamel und tu nicht mehr mit, wenn dir ein rücksichtsloser Schreiber zu viel von seinem Wissen am unrechten Ort aufpackt, und weigre dich entschieden, dich mit toter Last beschweren zu lassen. Du aber, o Schreiber, vergiß nie, daß du für einen Leser, nicht für dich selber schreibst. Prüfe die Notwendigkeit jedes Zwischensatzes an dieser Stelle, jedes Satzgliedes an dieser Stelle, ja jedes Wortes an dieser Stelle! Stopfe nichts hinein, was selbständigen Wert hat; ein schöngebauter schlanker Satz mit dem gesunden Knochengelüst und nicht überfüllten Geäßer strenger Sachlichkeit nützt dem Leser mehr, trägt dir mehr Ehre von ihm ein, als das wertvollste Stopffel, nun gar als das wertlose.

Und wie leicht ist das Schachteln und Stopfen zu vermeiden! Baue lieber einen neuen Satz, ja hilf dir eher mit einer kleinen Anmerkung aus der Not deiner Wissensüberfülle! Man hat die Anmerkerei unsrer Gelehrten so lange verspottet, bis sie in ein viel ärgeres Laster verfielen: des Einschmuggelns der Anmerkungen in den Text. Wer sein Wissen nicht in gesunden Sätzen ohne Anmerkungen ausströmen kann, der schreibe in Gottes Namen alles Nebensächliche unter den Strich: dann kann man das alles auf einmal überschlagen und wenigstens das Obenstehende ohne Ärger lesen. Wo nicht die liebe Eitelkeit zum Schachteln treibt, da gibt es manches gute Mittel, den Satz zu glätten; das beste ist das möglichst weite Voranziehen des Zeitwortes, bei zusammengesetzten Zeitwörtern das Vorrücken ihrer Vorderglieder. Absichtlich schreibt Goethe: *Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch übergheinische Freunde kommen würden*; der Schachtler setzt das 'ein' hinter 'würden'. Absichtlich schreibt Virchow in einer Abhandlung von 1877: *Ich selbst hatte in einer früheren Zeit die Aufmerksamkeit gelenkt auf . . .* folgen drei Druckzeilen. Der Schachtler setzt 'gelenkt' hinter die drei Druckzeilen. Der peinlich klare

Forscher Virchow war einer unsrer klarsten wissenschaftlichen Schriftsteller; denn — der Stil ist der Mensch selbst. Den Schachtler dünkt sein Schachtelsatz wegen seiner erkünstelten Verwickeltheit sehr vornehm; der Schreiber des klargebauten Satzes mit klargedachtem Inhalt kennt nur eine Vornehmheit: den natürlichsten Ausdruck für den klaren Gedanken.

## Siebenter Abschnitt.

### Wortstellung.

Aber ich finde sie reich, wie irgend eine der Völker,  
 Finde den köstlichen Schatz treffender Wörter gehäuft,  
 Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,  
 Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erreicht. (Hebbel.)

Dieses Buch wendet sich an Deutsche, die ihre Muttersprache geläufig und mit einer im ganzen richtigen, natürlichen Wortfolge reden; nicht an Ausländer, denen man die Anfangsgründe der für Haupt- und Nebensätze verschiedenen Stellungen darlegen muß. Unter richtiger Wortstellung wird hier nur die zu besonderen Stilzwecken besonders notwendige verstanden. Läßt sich diese in Regeln fassen und lehren? Die Verfasser vieler deutscher Stillehren haben es geglaubt, sich daher bemüht, sehr schöne Regeln aufzustellen für das, was in einem der Lehrbücher sehr wohlklingend, aber sehr phrasenhaft genannt wurde: *der organische Ausdruck der logischen Form*. Ebenba wurden alle besonderen Gesetze der Wortstellung auf dieses „allgemeine Gesetz“ zurückgeführt: *Daß in jedem Satzverhältnisse das in dem logischen Werte untergeordnete Glied mit untergeordnetem Tone vorangeht und das ihm übergeordnete Glied als Träger des Hauptbegriffes mit dem Haupttone nachfolgt*. So vieldeutige Begriffe wie „logischer Wert“ mit allgemeinen Redensarten zu erklären ist zwecklos, nützlicher ist die Untersuchung eines Beispiels.

Moltke beginnt seine klassische kurze Geschichte des deutsch-französischen Krieges: *Es sind vergangene Zeiten, als für dynastische Zwecke kleine Heere von Berufssoldaten ins Feld zogen, um eine Stadt, einen Landstrich zu erobern, dann in die Winterquartiere rückten oder Frieden schlossen*. Mit dem stärksten Auftakt wird begonnen: alles, was ich euch jetzt sagen werde, gehört der Vergangenheit an. Nicht die zu erzählenden Ereignisse sind die Hauptsache, sondern daß sie einen völligen Umschwung hervorgerufen haben. Und dieser, im Geiste des Schreibers, allem andern übergeordnete logische Wert wird mit Hochton an die Spitze gestellt; alles Folgende ist tonschwächer und von geringerem sachlichem, also auch logischem Wert. — Für dynastische Zwecke zog man früher ins Feld, das ist jetzt vorbei; der neue Zustand des Krieges von Volk gegen Volk, das Nächstwichtige nach dem Ausdruck für die Vergangenheit, wird der Schilderung der ehemaligen Kriegsweise vorangestellt, also das sachlich-logisch Wertvollere dem Minderwertigen. Im zweiten Satze des Moltkeschen Werkes genau ebenso: *Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen, kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde*. Voran die ganzen Völker, danach erst die einzelne Familie. Fürwahr Moltke verdankte seine Wortstellung nicht der damals herrschenden Wissenschaft vom deutschen Stil.

Ein Deutscher, der seine Muttersprache gut kennt, besitzt ohne alle Lehre die wichtigsten Künste der Wortstellung. Gelehrt können sie nicht werden, nicht durch die wissenschaftlichste Stillehre, noch durch das Beispiel unsrer besten Schrift- und Wortsteller. Die Wissenschaft weiß von jenen Künsten nicht mehr, als das natürliche Sprachgefühl des leidlich gebildeten Deutschen weiß und übt; und die Wortstellung der großen Meister ist nicht zum Nachahmen, sondern zum Genießen da. Wer sie nachzuahmen versucht, wird zum lächerlichen Manierier. Was gelehrt werden kann, ist hier, wie schon so oft in diesem Buche, die Abwendung von der angebildeten Unnatur, die Rückkehr zum eignen Stil. Dazu dann die Warnung vor einzelnen Gebrechen, die alle aus der Sprachverbildung herrühren und mit einiger Aufmerksamkeit zu heilen sind. Die natürliche Wortfolge der gebildeten Rede, ohne

angelernte Verzerrungen in Schrift wiedergegeben, ist brauchbar, ist gut. Der Stilkünstler nun gar bedarf keiner Lehre, denn er ist der Lehrer für uns.

\*

Wer durchaus abweichend von der Redesprache seine Worte stellen will, für den gibt es nicht Lehre noch Warnung; hat er der Welt etwas Außerordentliches zu sagen, so wird sie ihn mit Dank für das Gesagte, mit Abneigung gegen die unnatürliche Form lesen. Sagt er in krauser Wortwürferei nur das Bekannte oder Unbedeutende, so wird sie's zu den unzähligen Schnurpfeiereien werfen, die im Massengrabe des Ungelesenen ohne die Aussicht einer Auferstehung modern.

Das Hochziel der Wortstellung ist die der gebildeten, aber natürlich gebliebenen Redesprache; für den gesteigerten Ausdruck mit seiner steigenden Wortfolge ist nicht die vermeintliche Wissenschaft vom Stil die Lehrmeisterin, sondern die Dichtung oder die ihr nahestehende große Prosa. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben [der Sprache] hervordringt' (Goethe). Die kühnste Wortstellung ist gerade die rechte, wenn die Dichtung sie fordert oder erlaubt, und ebenso wenn der Prosastoff und seine Behandlung sie fordern oder erlauben: Rückkehr zur edlen Redesprache: ohne sie keine natürliche, also auch keine wahrhaft künstlerische Wortstellung. Moltkes zwei Eingangssätze sind edelste Kunstprosa; unterscheiden sie sich aber von der gesprochenen Sprache und von der Wortfolge eines Mannes auf der Bildungshöhe unsers Siegesfeldherrn? So, grade so, hätte Moltke unvorbereitet im Reichstage gesprochen; so hat er mehr als einmal gesprochen, wann er sein großes Schweigen brach. Der einfachste Schreiber kann, wenn nicht mit gleicher Kunst, doch mit gleicher Kraft der gefühlten Wahrheit seine Worte stellen, wenn er auf niemand hört als auf die sein Schreiben begleitende, es eingebende innere Rede. Will man sich nach dem Schreiben überzeugen, ob die Wortfolge richtig, das heißt wahr und wirksam ist, so braucht man sich nach einer nicht zu kurzen Zwischenzeit das Geschriebene nur selbst vorzulesen und auf jeden falschen Ton zu achten.

Richtenberg führt Rousseaus Ausspruch (im 'Emil') an, der Akzent sei die Seele der Rede, und fügt hinzu: 'Weil dieses bei den Schriften wegfällt, so muß der Leser auf den Akzent geführt werden dadurch, daß man deutlicher durch die Wendung anzeigt, wo der Ton hingehört.' Auch dies besagt nur, die Schrift müsse möglichst der Rede angeglichen werden.

Wer aber die Redewortstellung nicht für vornehm, nicht für wissenschaftlich genug hält, dem sei gesagt, daß keins der Meisterwerke der Prosa eine andre kennt. Beide Testamente, Dantes Neues Leben, Luthers Deutsche Bibel, Sendschreiben und Briefe; Boccaccio, Montaigne, Don Quijote, Robinson, alle Prosaschriften Lessings, Goethes Prosa vor dem Versteifen ins Geheimräthliche, Schillers beide Geschichtswerke und philosophische Abhandlungen — in allen diesen unvergänglichen Büchern reihen sich die Worte zum schönwogenden Reigen nach den Tacten der redenden Menschenstimme. Verlangt man durchaus nach einem erprobten Lehrer oder doch nach einem mustergültigen Vorbilde, so lese man vor allem Lessing: seine Wortstellung ist die der ruhigen oder bewegten Menschenrede, je nach dem Gegenstande; immer die gleich natürliche, darum vollkommen denckrichtige, ob er einen Brief, einen Theaterbericht, eine gelehrte Abhandlung, eine leidenschaftliche Replik oder Duplik, ein ausführliches Lehrwerk wie den Laotoon schreibt. Erich Schmidt erblickt mit Recht einen Grund für Lessings erstaunliche Lebendigkeit darin: 'Schriften, deren Gegenstand kaum einen mehr beschäftigt oder deren Einzelergebnisse gering, ja nichtig sind, halten uns zum guten Teil noch heute durch den unverwundlichen Reiz fest, wie sich darin eine starke Individualität ringend kund gibt, den Leser zum Genossen dieser geistigen Gymnastik macht und ihn erfrischt im Stahlbade des Kampfes.' Wodurch aber übt der Reiz der Individualität, d. h. der Eigenmenschlichkeit, seine Zauber auf uns? Dadurch, daß wir diesen Menschen mit lebendiger Menschenrede, in der ihr eignen Wortfolge, nach anderthalb Jahrhunderten zu uns sprechen hören. Wären Lessings Schriften nur bedrucktes Papier, wären sie gar eitel schnörkelndes Präziosentum, so wären sie längst den Weg alles Papiers und

aller Unnatur gegangen. Bedarf es der Proben? Man schlage eine beliebige Seite Lessings auf, und man hat ihrer, so viel dort Sätze stehen. Hier eine für Tausende. Er will, im Gegensatz zu Gottsched, dem Harlekin in der Posse das Wort reden: *Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimmen habe ich schon.* Die Logik, die Syntax, die Regel, die Harmonie der Periode und noch einige ähnliche gestrenge Herrinnen fordern: ‚Die Stimmen derer, die sie schon kennen, habe ich.‘ Aber so, wie Lessing geschrieben, hat er gesprochen; sprechen wir alle, wenn wir sprechen, wie wir fühlen: Lessings Wortstellung ist regelwidrig, aber künstlerisch untadelig, denn sie ist die eines hochgebildeten redenden Menschen.

Die Logik und die ‚logische Form‘ in allen ziemenden Ehren; aber die Logik ist kein Ding für sich, ist mit Wilhelm Busch zu reden kein Lebenszweck, sondern ein abgezogener Begriff für die Vorgänge beim vernünftigen Denken. Für die Wortfolge gibt es nur eine richtigste logische Form, darf es nur diese eine geben: die dem Zwecke des Schreibens, der Übertragung des eignen Gedankens auf einen Andern zu vollkommenster Wirkung, am vollkommensten dient. Möglich, daß der Satz jener Stillehre über das Aufsteigen vom Untergeordneten und Tonschwachen zum Übergeordneten und Hochtonigen in vielen Fällen richtig ist; in vielen andern Fällen ist er falsch, ist das Gegenteil richtig, und den Ausschlag zwischen den unzähligen Möglichkeiten gibt einzig das Sach- und Kunstgefühl des Schreibers, nicht der Magister der Wissenschaft vom Stil. Eines steht noch über aller Logik, oder vielmehr es zwingt die Logik, sich anzupassen: der sinnliche Eindruck, der aus der innern Anschauung des Lesers oder Hörers entspringt. Gelehrte Forscher verschiedener Völker haben Untersuchungen angestellt über die Vorzüge oder Nachteile der deutsch-englischen Wortfolge: ein schwarzes Pferd, *a black horse*, gegenüber der romanischen: *un cheval noir, un cavallo nero*. Künstlerisch sind beide Stellungen gleichwertig. Ob die eine oder andre die logischere ist, ob der menschliche Verstand vom Besondern zum Allgemeinen, von Schwarz zum Pferde, aufsteigt, oder sich vom Allgemeinen zum Besondern senkt, kann auf sich beruhen, denn nicht um Logik, sondern um Anschauung handelt es sich. Doch selbst mit dieser Beschränkung ist die Frage müßig: die sinnlichen Anschauungsformen der Völker sind nicht gleich, die Verschiedenheit dieser Formen hat sich ja die verschiedenen Wortfolgen geschaffen. Wir sehen das schwarze Pferd so, wie wir es für unsern Sinnesinn brauchen; der Franzose kann nur durch *cheval noir* das ihm gemäße Bild gewinnen. Nur sollten wir Deutsche die Warnung Lessings des Klaren vor den ‚runden, ehernen, achtspeichigen Rädern‘ besser beachten: Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädikate, ehe wir das Subjekt erfahren, nur ein schwankes, verwirrtes Bild machen können.

\*

Aber Wortstellung im Einzelnen läßt sich nur sprechen, wenn wir uns klar geworden über den Zweck der jedesmal schönsten. Es gibt ebenso wenig eine an sich schönste Wortstellung wie einen schönsten Stil um der Schönheit willen. Wem die schöne Wortstellung Selbstzweck ist, der stelle so schön wie möglich: er wird sehr schöne Hörsprüngebilder fertigbringen, sonst nichts von wirklichem Wert. Was bei solchem Tun herauskommt, ist nicht echte Schönheit, sondern Schönheitelerei, wie Goethe dergleichen nannte. Allerliebste ist Molières Verurteilung schönheitelnder Wortstellerei im Bürger als Edelmann. Unser alter Bekannter Herr Jourdain (S. 14) möchte aus seiner ersten Prosalehrstunde gern die schönste Wortfolge für ein Liebesbrieflein davontragen, für den Satz: *Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour*. Dies ist keine schlichtbürgerliche Redeweise; die Worte will er beibehalten, nur sollen sie sein: *tournées à la mode, bien arrangées comme il faut*. Sein Stilmeister schlägt ihm vor: *D'amour mourir me font, belle marquise, vos beaux yeux*, oder: *Vos yeux beaux d'amour me font, belle marquise, mourir* und noch zwei andre ebenso ‚schöne‘ Stellungen. Auf die Frage des alten Narren von Schülern, welche denn die beste der fünf sei, muß der gelehrte Stilistiker, Topiker und Heuristiker zugeben: ‚Die Sie zuerst genannt haben: *Belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour*.‘

Vor auf Herr Jourdain: „Und doch habe ich nicht (Stil) studiert, sondern mache das alles auf den ersten Griff.“ Dieser erste Griff war in der That der einzig richtige: er war der Griff in die Menschenrede.

Dem einen Zwecke der vollkommensten Übertragung des Gedankens dient die Wortstellung; aus diesem Zwecke folgen die Grundsätze für sie als Stilmittel. Der Schreiber will verstanden werden: die Wortstellung darf also das Verständnis mindestens nicht hindern. Er will ohne besondere Mühe des Lesers verstanden werden, denn jede unnötige Mühe vermindert die Rugwirkung des Geschriebenen: die Wortfolge muß also jede unnötige Mühe ausschließen, muß kraft des Kunstgesetzes vom geringsten Mittel (S. 383) die höchste Wirkung mit der kleinsten Kraft erzeugen. Das Wohlgefallen am schönen Klang der Worte trägt zu ihrer Wirkung bei: die Wortfolge muß den schönsten, weil wirksamsten Klang erzeugen. Keinen bloß schönen Klang, denn der wäre Klingklang; wahrhaft schön klingt nur die Schönheit der innern Form: der Einheit von Gehalt und Ausdruck. Erhaben jedoch über allen diesen Grundsätzen thront die deutsche Sprache; keine Wortstellung darf die Sprachgesetze um einer vermeintlich noch tiefern Wirkung willen verletzen. Der innere Widerspruch des sprachgesunden Lesers vernichtet jede auf Kosten der Sprache erzielte Scheinwirkung.

Wie jedes Auflehnen gegen die Gesetze in einem freien Lande ein schwereres staatliches und sittliches Vergehen ist als in einem Lande mit gewaltthätiger Willkürherrschaft, so verdient jede Unordnung in der deutschen Wortfolge härtere Rüge als in den anders gearteten Sprachen. Wenn die fast schrankenlose Freiheit unsrer sprachbaulichen Ordnung nicht genügt, dem ist nur wohl in der Zuchtlosigkeit. Wie starr gefesselt ist der französische Satzrahmen, ja selbst der englische, mit seiner Folge: Satzträger, Aussage, Ziel. Schon jedes Vorausrücken des Zieles fordert im Französischen weitschweifige Umschreibungen: *C'est cet homme-là que j'ai vu* für unser knappes: Den Mann hab ich gesehn. Klopstock machte sich mit Recht lustig über die „Was-ist-das-was-das-ist-was-das-haftigkeit“ der Franzosen; er meinte das geschwäbige *Qu'est-ce que c'est que cela?* Selbst die lateinische Stellung *Id ubi vident* ist dem Deutschen nicht fremd; die bayrische Mundart sagt: *Dös wann du sigst...*, und Mörike schreibt in seinem Mozart: *Ein Gütchen, wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben.* Bei einem neueren schweizerischen Erzähler, Reinhart, finde ich: *Jetzt eilig wischt sie die Hände rein* und fühle es als erlaubt, ja schöne Stellung.

Denkrichterig soll die französische und englische Wortstellung sein; doch was nützt dies, wenn sie zwingt, sinnlich Unwichtiges dem Wichtigen voranzusetzen? Hier lohnt ein wenig Sprachenvergleichung. Im Griechischen beginnt das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes: *Εάν ταῖς γλώσσαις τῶν ἀνθρώπων λαλῶ καὶ τῶν ἀγγέλων, ἀγάπην δὲ μὴ ἔχω...* (Wenn mit den Zungen der Menschen ich spreche und der Engel, Liebe aber nicht habe). Entschieden unlogisch, denn das logisch Wichtigste ist, daß ich überhaupt spreche; mit welchen Zungen, kommt zuzweit. Bevor *λαλῶ* (ich spreche) erklingt, schwebt der Satz nur halb verstanden im Ungewissen. — Die lateinische Vulgata hält sich treu an die griechische Wortstellung: *Si linguis hominum loquar et angelorum, charitatem autem non habeam...*

Jetzt rückt die Logik in der französischen Protestantenbibel an: *Quand même je parlerais toutes les langues des hommes et même des anges, si je n'ai point la charité,* erst das Sprechen, dann die Menschen- und die Engelizehen. — Die amtliche Bibel der englischen Kirche ebenso: *Though I speak with the tongues of men and of angels, and have not charity...*

Endlich Luthers Wiedergabe: *Wenn ich mit Menschen- und mit Engelizehen redete, und hätte der Liebe nicht...* Kann der geringste Zweifel walten, daß der unlogischen griechischen und deutschen Wortstellung, in diesem Falle auch der lateinischen, der Vorrang gebührt vor der logischen französischen und englischen? Der Vorrang worin? In der hinreißenden künstlerischen Wirkung gleich der ersten Worte durch den Aufschwung



aus dem Reiche der Menschenrede in das der Engelzungen, der sich dann zu dem ja bloß logischen ‚Sprechen‘ hinabläßt.

Die freie Wortfolge des Deutschen ist gottlob die unlogischere: dafür ist es aber die dichterischste unter allen Sprachen, und grade darum in den Händen des Meisters das unübertreffliche Werkzeug der Prosa. Mit nie erlahmender Wachsamkeit muß der deutsche Schreiber die Grenzen hüten zwischen Freiheit und Unordnung auf der einen Seite, zwischen poetischer und verstandesmäßiger Fügung auf der andern. Ich habe meinen Freund . . . Was habe ich mit ihm? Die deutsche Wortfolge nennt mich und meinen Freund, läßt aber zunächst unser Verhältnis ohne die leiseste Andeutung. Der Franzose beginnt: *J'ai tué*, — sogleich weiß ich das in diesem Falle Wichtigste: ein Mord ist begangen. Ob an einem Fremden oder Freunde oder Feinde, steht hier mit Recht in zweiter Reihe. Paul Deschanel nannte die Wortfolge seiner Sprache die richtigste und klarste, weil man in ihr genau in der Ordnung spreche, in der man denke. Dieses ‚weil‘ ist unbeweisbar: es ist nicht genau festzustellen, in welcher Folge man denkt. Es kommt auch nicht darauf an, sondern einzig auf die für das schnelle Verstehen beste Folge, und die ist allerdings die französische. Aber nach Deschanel selbst wäre z. B. die Stellung *Il m'aime* unrichtiger und unklarer als ‚Er liebt mich‘. — Recht denkwürdig war die Wortfolge in diesem bei der Verleihung einer Regimentsfahne verlesenen Satze des Präsidenten Faure: *Au nom de la patrie française dont il (?) symbolise l'unité et la grandeur, je vous remets ce drapeau*. Frei gesprochen, wäre der Satz gewiß anders geordnet worden. Die deutsche Wortstellung läßt entscheidende Dinge in der Schwebe; ändern dürfen und können wir sie nicht, ohne die Sprache zu vergewaltigen. Was folgt daraus? Daß wir dieses für die Dichtkunst unschätzbar wertvolle Gebrechen der deutschen Prosaordnung nicht steigern dürfen durch Verlängern des Zeitmaßes der ungewissen Schwebe. Die richtige Mitte zu halten zwischen künstlerischer Freiheit und unentbehrlicher Schnellverständlichkeit, ist eine der größten Schwierigkeiten der deutschen Wortstellung.

Das sicherste Mittel zu ihrer Beseitigung ist das möglichst weite Vorrücken des zum Verständnis nötigen Wortes. Wir dürfen nicht sagen, noch schreiben: Ich habe gesehen meinen Freund, denn dies ist undeutsch; wir dürfen aber ebensowenig schreiben — sagen tun wir's gewiß nicht —: Ich habe meinen Freund, der (eine Druckzeile), nachdem er (eine Druckzeile), obwohl er (zwei Druckzeilen), gestern, als ich (eine Druckzeile), kurz nachdem ich (1½ Druckzeilen), noch ehe ich (eine Druckzeile) . . . gesehen. Woher die Lächerlichkeit in dem Satze: *Heute Abend Vortrag: Die Abstammung des Menschengeschlechts, von Lehrer Kalb in Gera* —? Der schlaue Schreiber meinte, der Weistrich hinter ‚Geschlechts‘ schütze ihn vor jedem Mißverständnis. Er schützt ihn nicht! Er hätte noch schlauer getan, den Lehrer Kalb an die ihm gebührende Stelle zu setzen: hinter ‚Vortrag‘. Und der Richter, der in einem Erkenntnis diesen Satz verübte: *Das Berufungsgericht hat die Identität des gepfändeten Ochsen mit dem Richter erster Instanz für erwiesen erachtet*, hätte nachher manches darum gegeben, wenn er in Sekunda strenger über deutsche Wortfolge belehrt worden wäre. — Nicht ganz so schlimm steht es mit diesem Urteil in einem Patentreit: *Das Gericht schließt sich der Ansicht an, daß in dem vorgelegten Maschinenteil eine wesentliche (hei, wie sich der Erfinder freut!), zur Erleichterung der Anwendung beitragende neue Erfindung (hurrah!) nicht gemacht sei*. ‚Keine‘ statt ‚eine‘ — und der Satz ist in Ordnung; aber der Kanzleistil findet ‚nicht eine‘ schöner als ‚keine‘ (vgl. S. 510).

Gibt es irgendeine allgemeine Regel der Wortfolge, so hat sie zu lauten: Kein zum Verständnis wichtiges Wort darf ohne zwingende Not verspätet werden. Je früher das Wort, desto verständlicher der Satz, desto wirksamer auch das Wort, denn erst die richtige Stellung gibt dem mächtigen Wort seine volle Macht. Selbst ein etwas über Gebühr gestreckter Satz kann auf diese Weise durchsichtig gemacht werden; ohne es werden oft kurze Sätze zweideutig. Wie sieht man Lessing bemüht um die richtige Wortfolge fürs schnelle Verstehen: *Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meister-*

stücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzet Herr Winckelmann in eine edle Einfalt und stille Größe. Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen vorangestellt erfüllt zwei gute Zwecke: in diesen ersten Worten des ersten Satzes des Laokoon will Lessing ohne Umschweife die Aufgabe seiner Arbeit verkünden; zugleich erreicht er durch dieses Vorrücken, daß 'setzet' neben Winckelmann steht, während es durch einen Anfang: 'Herr Winckelmann setzet' zu lange in der Schwebe bliebe.

Von der Ähnlichkeit, welche die Poesie und Malerei mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Hätte Lessing begonnen: Spence macht sich von . . . , so bliebe 'macht sich' bis an die letzten Worte des Satzes unverständlich in der Schwebe. Durch Vorrücken bleibt das Zeitwort dicht beim Satzträger und kommt in die nächste Nähe des Satzzieles. Der Leser überzeuge sich selbst, im Lessing hin und her blättern, von der Häufigkeit dieses Stilmittels, womit unser größter Meister des lebendigen Stils die Unbestimmtheit verkürzt, das Verständnis beschleunigt.

Allzu ängstlich braucht man jedoch nicht zu sein. Die Warnung einer Stillehre vor Stellungen wie: *In ihren Reisebriefen entwirft Lady Montagu ein reizendes Genrebildchen aus Wien* halte ich für unnötig. So lange bis die Lady auftaucht, wird der Leser doch wohl ihre Reisebriefe im Gedächtnis bewahrt haben.

Ähnlich wie Lessing sucht Schiller durch die Wortfolge Zusammengehöriges zusammenzurücken, um das Verstehen zu erleichtern und die Bedeutung der sich berührenden Worte zu verstärken: *Selbst von den Äußerungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen*, gewiß besser als: 'Der Dichter kann selbst', weil hier der Dichter und sein Können zu weit von brauchen getrennt würde. Entscheidend für den achtsamen Schreiber ist nicht seine Liebhaberei, sondern die Rücksicht auf das Verständnis des Lesers. Immer wieder fragt er sich: Wieviel vermag der Leser, an den ich mich wende, — und bin ich sicher, daß er der aufmerksamste ist? — verstehend in der Schwebe zu behalten? Wo diese Achtsamkeit nicht geübt wird, da kommt es zu Mißverständnissen oder Schludrigkeiten wie in den folgenden Beispielen:

Ich bin es überdrüssig, so einfältigen Plunder in meinem Hause herumliegen zu sehen, in welchem (im Hause?) der größte Mann der neueren Jahrhunderte so armselig mißhandelt wird. (Ein Unbekannter in der 'Kreuzzeitung'. — Der größte Mann wird aber in den plundrigen Schriften mißhandelt).

Die ursprüngliche Anlage zum Ehrgeiz konnte nicht anders als sich bei Napoleon zum Ungeheueren entwickeln. (Hans Delbrück.) Ist etwa die ursprüngliche Anlage aller Menschen zum Ehrgeiz gemeint? Nein; dann gehört aber Napoleon ('Napoleons') hinter 'Anlage'.

Von beiden haben wir ästhetische Urteile über Andere als Heine, die ersten Ranges sind. (Bölsche.) — (Sind die Urteile oder die Anderen ersten Ranges? Ich vermute, die Urteile; dann gehört 'die ersten Ranges sind' hinter 'Urteile').

Sicher würden sie lernen, ihre Gefühle und Vorstellungen einander irgendwie, sei es auch nur durch Gebärden, die von bedeutungsvollen oder bedeutungslosen Lauten begleitet sind, mitzuteilen. (Wundt.) — (Die Gefühle und Vorstellungen müssen hier in der Schwebe bleiben, bis ein langer Nebensatz sich abgerollt hat.)

In einem sonst sehr gut geschriebenen Buche von Schrenpf über Goethe heißt es von Egmont: *Man kann frei und froh leben, wenn man den Tod nicht scheut wie er*. Er wollte sagen: 'wenn man wie er den Tod nicht scheut'; durch das Nachschleppen von 'wie er' sagt er das Gegenteil.

In hohem Grade schludrig ist E. T. A. Hoffmann; ein Nachschleppen wie: *Sprich das Urteil, wenn du glaubst, daß ich verlassen bin total*, findet sich bei ihm auf jeder zweiten Seite. — Und was sagt man zu dem Büchertitel eines Schulleiters: *Nach welchen Grundsätzen sollen Zensuren erteilt werden in der Volksschule* —?

Das Zeitwort ist die Hauptstütze des Satzgerüsts und soll nicht länger als unbedingt nötig in der blauen Unbestimmtheit schweben. Zumal der deutsche Satzbauer, mit seiner Scheu vor dem Punkt, sollte, wo es irgend angeht, das Zeitwort vorrücken, selbstverständlich ohne die deutsche Sprache zu mißhandeln. Bei zusammengefügten Zeitwörtern sollte das getrennte Vorderstück nicht endlos spät nachklappen. 'Er brachte den Feind . . .', — brachte er ihn an, auf, mit, um, unter? Wir wollen nicht nach einem langen

Wortschwall durch das entscheidende Wort überrascht werden. Jakob Grimm führt einen Franzosen an, der vom deutschen Satze sagte: *J'attends le verbe* (Ich warte aufs Zeitwort). Bei den meisten Schreibern, besonders bei den wissenschaftlichen, muß der französische Leser länger warten, als seine Geduld reicht. Wir folgen noch immer viel zu slavisch der lateinischen Wortstellung, die das Zeitwort gern ans Ende rückt; der geschmackvolle Quintilian empfahl diese Stellung, hatte aber dabei kürzere Satzgebilde als unsre 'harmonischen Perioden' im Auge. Wo es den Römern auf höchste Deutlichkeit ankam, da rückten auch sie gern das Zeitwort voran, so im *Corpus juris*: *Si quis crediderit pecuniam et pactus sit, ut, quatenus facere possit debitor, eatenus agat.*

Zu wie tiefer Wirkung stellt Fichte gegen den Schluß seiner Reden an die deutsche Nation das Zeitwort voran: *Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme.* Nicht nur leichter verständlich, auch künstlerisch wirksamer ist dieses Voranstellen.

Mit wie sicherem Stilgefühl beginnt die große Prosa-künstlerin Elisabeth Goethe ihre Antwort an den Sohn auf dessen ersten Brief aus Rom: *Jubilieren hätte ich vor Freuden mögen, daß ein Wunsch, der von frühester Jugend in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist.* Ein meisterlich gebauter Satz.

Sicher hat Goethe mit gutem Bedacht geschrieben: *Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt . . .* — Wie unschön dagegen wirkt ein Satz wie dieser in Hebbels Tagebüchern: *Das gefährlichste Buch wäre von einem diebischen Zensor, der, wie ein Schneider, alle abgeschnittenen Lappen aufhöbe, um sie dann zu verarbeiten, zu erwarten.* Raum ein Leser erwartet noch dieses Erwarten.

Schönheitsfehler für Schönheitsfehler — ich ziehe den entgegengesetzten vor: *Erst jetzt war gekommen die Zeit der Aktion für die Männer des religiösen Glaubens an die Freiheit* (Gneist)! Er wollte 'gekommen' nicht ans Ende stellen, übersah die Möglichkeit, es hinter 'Aktion' zu rücken, und schob es etwas zu weit nach vorn.

Welche großartige Wirkung erzeugt Schiller bloß durch das Voransetzen der Satzaussage in den Versen: *Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.* Durch das Voransetzen wird vorweg jeder Einwand abgeschnitten, daß es noch Nichtswürdigeres geben könne. Die Wortstellung Schillers ist so 'unlogisch' wie möglich.

Zu warnen ist vor dem Andiespizestellen eines Viertfalls, der nicht sofort als solcher erkannt, sondern mehre Zeilen hindurch für einen Nennfall gehalten wird. Der Schreiber soll sich der Gebrechen der deutschen Beugungsformen bewußt sein.

Es gibt eine sprachgesetzliche Regel, die das möglichst weite Voranrücken der persönlichen Fürwörter fordert. Eine weise Regel, keine schulmeisterliche Willkür. Der Satzschritt verlangt dringend nach dem Fürwort, das Verständnis des Zusammenhanges wird dadurch beschleunigt. Diese beiden unbestreitbaren Wahrheiten genügen, um gewisse Stilgecken zum möglichst späten Verschieben von mich, dich, sich usw. zu reizen. Bei Harden z. B. ist es die Regel.

\*

Was für ein Stilunglück über den Schreiber kommen kann, der ein einzigmal jedes Wort auf die Angemessenheit seiner Stelle im Satze zu prüfen vergißt, zu prüfen durch lautes oder leises Nachsprechen, zu prüfen am Maßstab der Rede, — dafür nur ein paar Beispiele. Wem mag die Ungeheuerlichkeit entschlüpft sein: *In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winkelmann die Villa seines Herrn und Freundes . . . ?* Dem Prosa-meister Goethe! — Und Börne der Helle schreibt einmal: *Englands Nebel verklärt die Freiheit.* Sehr wahrscheinlich ist Freiheit der Nennfall; läßt sich aber nicht eine geistreiche Wendung des geistreichen Börne denken, durch die es als Viertfall zu fassen wäre?

Zu den Stilblüten niederer Ordnung gehört die wirklich einmal in einer Potsdamer Zeitung gedruckte Anzeige: *Heute nahm der liebe Gott auf seiner Durchreise durch Teltow meinen jüngsten Sohn an den Zähnen zu sich.*

Erich Schmidt beginnt sein Buch über Lessing: *Unter den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts ist Lessing vor Goethe und Schiller der einzige, der uns bis heute . . . wahrhaft lebendig und gegenwärtig scheint.* Wegen der Mehrdeutigkeit des ‚vor‘ ist bei dieser Wortfolge und bei Schmidts Schnörkelstil das Mißverständnis nicht ausgeschlossen, daß Lessing noch vor, noch mehr als Goethe und Schiller lebendig scheint. Die Stellung: ‚. . . Jahrhunderts vor Goethe und Schiller ist Lessing‘ würde solche Möglichkeit beseitigen. Man sieht, welche geheime starke Kräfte in der deutschen Wortstellung weben und walten.

Der gestrenge Wustmann schreibt: *Der Gebrauch der Sprache ist Kunst, und in aller Kunst sind die obersten Gesetze die Gesetze der Schönheit.* Welche Gesetze sind hier Satzträger, welche sind Aussage? Die zwei verschiedenen Möglichkeiten geben einen fast gleich guten Sinn. Er wollte sagen: die Gesetze der Schönheit sind die obersten; dann hätte er's deutlicher sagen, d. h. stellen sollen.

Betrümmt ist die Wortstellung in Lassalles Satz: *Es ist nicht durch das angereizt worden, wogegen die Anklage angereizt zu haben mich beschuldigt.* Sie ist lateinisch; das Deutsche fordert: wogegen angereizt zu haben die Anklage . . . Zwischen zwei so eng aufeinander angewiesene Wörter wie ‚wogegen‘ und ‚angereizt‘ darf sich kein fremdes Wort drängen; höchstens durfte ein unmittelbar zu ‚angereizt‘ gehöriges Wort eingeschaltet werden: durch Reden, wiederholt, heftig.

Erfreulich ist die Beobachtung der Feinheiten der Wortfolge: fast jedes Gedicht Goethes, jede Prosaseite Lessings bietet die herrlichsten Beispiele. Welche reizvolle Kühnheit in den Anfangsversen des Goethischen Spruches: *Schaff, das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, daß ich's vollende!* Wie schön ist die Stellung des ‚mir‘, an derselben Sinnhebungsstelle wie ‚Mensch‘, in den Versen: *Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.* Man prüfe die Stelle jedes Wortes in diesem Satz E. F. Meyers (über ein Gemälde): *Auf einem weißen Marmortischen spielten Schach ein Mann und ein Weib, in Lebensgröße.* Man möchte die Handschrift des strengen Verbesserers Meyers sehen, um seine gewiß zahlreichen Ansätze zu dieser einzig richtigen und schönen Wortfolge zu würdigen. — Ähnliches gilt von diesem Satz Hans Hoffmanns: *Es war erbaut aus lauter so klarem Glase, daß von weitem es niemand sehen konnte.* — Nichts ist zu sagen gegen eine Freiheit wie: *Dieser Tatsache gegenüber, was erscheint natürlicher, als daß wir . . .* (Frenzel.)

\*

Ein natürliches Gefühl für den Reiz des Wechsels hat die Prosaschreiber aller Zeiten bewogen, bei gleichlaufenden Sätzen, Wiederholungen, Aufzählungen durch Umstellen die Einförmigkeit zu verwischen. ‚Chiasmus‘ nannten die Alten dieses Mittel, das Überskreuzstellen, nach der Form des griechischen Buchstaben Chi (X). Bei Cicero allein gibt es sicher ein paar Tausend Beispiele. Luther bedient sich dieses Mitteltchens gern und gut: *Sie haben Mäuler und reden nicht, Füße haben sie und gehen nicht.* Der Kunstgriff darf sich nicht aufdrängen; etwas zu durchsichtig ist die Absicht in Goethes Satz: *Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen.* Dem Leser wird hierdurch die Beobachtung nahe gelegt, daß die Verschiedenheit der Stellung in den Satzgliedern aus keiner innern Notwendigkeit entspringt.

Überaus gewagt, aber doch wohl noch binnen der Grenzen deutschfreier Wortfolge sind Kleists Verse (in der Hermannschlacht):

Hier übergeb ich, Oberster der Deutschen,  
Den ich in Waffen aufgefangen,  
Aristan, Fürsten dir der Ubiere.



In einem Drama, das auf die Hilfe der Gebärdensprache rechnet, ist mehr erlaubt als in der Erzählung oder gar der Abhandlung.

Außerschiedenste abzuweisen sind tistelnde Federfuchserien, wie sie sich in einigen Stillehren finden. Da wird die Stellung: *Des Volkes Jubel erschallt durch die ganze Stadt* genannt; der vollkommenste Ausdruck für die logische Form 'des ganzen Gedankens, die dem Satz eine schöne rhythmische Form gebe'. — *Durch die ganze Stadt erschallt der Jubel des Volkes* ist also weniger vollkommene Logik und weniger rhythmisch schön? — Getadelt wird der Satz in Dichtung und Wahrheit: *Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken*. Verlangt wird im Namen der Frau Logik: *In kindlichen Gemütern Schauer und Furcht*. Im Namen der sinnlichen Anschauung und der Schönheit rückte Goethe Schauer und Furcht in die Nähe der düstern Beschaffenheit und glaubte wohl nicht unlogisch zu handeln, wenn er vor allem das Gefühl selbst ausdrückte, dann erst den Ort, wo es wirkte. — Getadelt wird ein andrer Satz in Dichtung und Wahrheit, weil darin 'die logische Form nur mit Mühe erkannt werde': *Die Hinterseite des Hauses hatte aus dem oberen Stocke eine sehr angenehme Aussicht über eine beinahe unübersehbare Fläche von Nachbargärten, die sich bis an die Stadtmauern fortbreiteten*. Die Dichter, mein Herr Magister lobesam fürs *Collegium logicum*, schreiben, um in den Leserseelen ein Bild zu erzeugen: die Bildlichkeit jenes Satzes ist vollkommen, und die Denkfesze werden sich wohl damit zufrieden geben, daß es zur Schilderung einer Aussicht höchst dienlich ist, wenn der Standpunkt des Schilderers vorweg bezeichnet wird: also erst der obere Stock, dann die angenehme Aussicht.

Getadelt wird ferner, immer in demselben Lehrbuch: *Der Einzug des Gesandten in das Schloß des Königs*; gefordert wird als einzig 'richtige Stellung': *Des Gesandten Einzug in des Königs Schloß*. In einem nüchternen Zeitungsbericht! Man traut seinen Augen nicht. — Falsch sei: *Eine neue Epoche beginnt in der Weltgeschichte*; einzig richtig sei: *In der Weltgeschichte beginnt eine neue Epoche*. Ebenda wird der Satz: *Da wurde sie sehr betrübt ob der Rede des Königs 'gemeines Judentum'* genannt. Dies alles in einer Stillehre (von Becker-Thon), die durch mehr als zwei Menschenalter in der deutschen Schreibwelt den 'logisch und rhythmisch schönen Stil' zu bilden bestimmt war!

\*

Freiheit heißt das höchste Gesetz der deutschen Wortstellung. O heilige Freiheit, wie viele Verbrechen hat man in deinem Namen begangen! Unzählige Umdrehungen (Inversionen) sind im Deutschen schön, also zweckmäßig und erlaubt: einige sind häßlich, zweck- und sinnwidrig, also unerlaubt: um so gieriger stürzen sich die Stilgierler der Gegenwart grade auf diese paar unmögliche Wortstellungen. Sie sind der Lieblingstummelplatz jedes Schreibers, der nicht sicher ist, durch seinen Inhalt aufzufallen, der also durch die verrückte Form verblüffen will. Die grundsätzlichen Hintansteller des 'mich, dich, sich' gehören zu diesen Bergewaltigern deutscher Sprachfreiheit. Ach es gibt unter ihnen einige Schriftsteller, die wir ungern in der Gesellschaft sehn. Schleiermacher verdreht auf solche Weise jeden dritten Satz in seinen Monologen und macht sie zum großen Teil schon dadurch ungenießbar. Bei Herman Grimm allerdings wundert uns keine noch so verdrehende und verdrehte Geziertheit: *Die Natur scheint sich selbst zu widersprechen oftmals*. — Unter diesen Umständen beendet er sein Werk, um die Aufstellung durchzusetzen jedoch, muß er erst noch einmal nach Rom.

Den Stildrechsler, die durchaus nach der Art der Glieder-verrenkenden 'Erzentrif-Künstler und Rautschufmenschen' im Zirkus die Satzglieder verrenken wollen, sei als schwer zu überbietendes Muster diese Grabchrift vorgehalten, die Stilübung eines kindlichen Gemütes, das ja so oft den Verstand der Verständigsten übertrifft:

O Bänderer, der du hier vorübergehst  
Und an diesem Steine bleiben kehst,  
So wisse, hier liegt Balthasar Melcher,  
Ein Schneidergeselle gewesen ist welcher.

Stilgigerls tollste Phantasie, Wirf ein nutzloses Anker hie!

## Achter Abschnitt.

### Zeichensetzung.

Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen. (Goethe aus Seenheim an Salzmann.)

Goethe hat noch als reifer Mann erklärt, daß er die Interpunktion nicht lernen könne, und mehr als eine Stelle in seinen Gedichten macht nur darum den Goethegelehrten zu schaffen. Mit den Punkten steht es bei ihm gut, die Weistriche und gar die ssgewichtigeren Zwischenzeichen liegen im Argen. Er war vor allem andern ein Dichter, empfand wie keiner die innere Musik des Verses, kümmerte sich wenig um dessen äußere Notenzeichen. Die Verstandesmenschen sind bessere Zeichensetzer; Lessing war einer unsrer feinsten, auch von Schiller läßt sich lernen. Ein richtiger Satzzeichenkünstler aber war Schopenhauer: als ich einmal einen unbekannten Brief von ihm absichtlich ohne seine Unterschrift veröffentlichte, erkannten Schopenhauer-feste Leser den Schreiber sogleich an einem seiner Punktstriche.

Goethe der Dichter setzt zu wenig Zeichen, Schopenhauer zu viel; jener bereitet dem Verständnis manchmal Schwierigkeiten, dieser beleidigt unsern Schönheitssinn: das Notwendige und darum Richtige liegt in der Mitte. Schopenhauer hat den Grundsatz der deutschen Zeichensetzung kurz so gesagt: 'In der Interpunktion steckt ein Teil der Logik jeder Periode'. Vergleichend nennt er die französische Interpunktion lax und entschuldigt sie wegen der strenglogischen und daher kurz angebundenen Wortfolge; ebenso die englische wegen der großen Armlichkeit ihrer Grammatik. Für die deutsche Sprache, die eine komplizierte und gelehrte Grammatik habe, fordert er, daß die nicht unmittelbar zusammengehörigen Worte durch die Interpunktion geschieden werden, um den Sinn sogleich augenfällig zu machen. Schopenhauer war kein Sprachforscher und hatte den tiefsten Grund des Unterschiedes zwischen der deutschen und der französisch-englischen Zeichensetzung nicht erkannt: die deutsche ist streng logisch, aber pedantisch; die französisch-englische ist rednerisch daher oft unlogisch. Wir zeichnen: 'Das Buch, das ich gelesen habe, ist langweilig', — trennen den Bezugssatz von seinem Hauptwort, trennen dieses von seiner Sachausgabe. Da wir unsern Gedanken 'Das Buch ist langweilig' unterbrechen, so bezeichnen wir dieses Unterbrechen getreu dem unterbrochenen Gedankenvorgang. Franzosen und Engländer setzen keinen Weistrich zwischen Buch' und 'das', setzen keins hinter 'gelesen habe' und erschweren dadurch das schnelle Erfassen: *Le livre que j'ai lu, est ennuyeux*. Die zwei Weistriche, zwischen denen der Bezugssatz im Deutschen abgesondert dasteht, trennen allerdings scharf Satzträger und Aussage, erleichtern aber das Lesen.

Zu einer stilgerechten, nicht schulmeisterlichen Zeichensetzung gelangen wir nur durch die Erkenntnis ihres Zweckes. Die Zeichen sind nicht um ihrer selbst willen da, also nicht um eisernen Schulregeln zu genügen; sie sollen das Verständnis des Satzes erleichtern, einen andern Zweck haben sie nicht. Bei der fast unbegrenzten Freiheit unsrer Wortfolge und Satzfügung braucht das Zeichensetzen nicht so langweilig starr zu sein wie im Französischen und Englischen; es darf, ja es soll sich den unendlichen Möglichkeiten des Satzes mit gelenkiger Freiheit anpassen und nur wenige durch die Erfahrung als notwendig bewährte Regeln beachten. Unsere mehr als ein Jahrhundert alten pedantischen Schulgesetze über die Zeichen taugen kaum für einen guten Brief; für jede Druckschrift mit lebendigem Inhalt und reich wechselndem Satzbau sind sie zum nicht geringen Teil unbrauchbar. Freiheit im Jügel des Stilgefühls muß über der Zeichensetzung walten, und

zum Glück gibt es ja noch keine amtliche Zeichensetzung. Sie wäre übrigens schwerer festzulegen als die amtliche Rechtschreibung.

Was in unsrer Zeichensetzung für das leichte Verstehen notwendig oder doch sehr nützlich ist, daran halte man streng fest; was schädlich oder überflüssig ist, lasse man fahren. Auch hier also: Einheit im Notwendigen, im Zweifelhaften Freiheit. Notwendig ist der Punkt am Schlusse des Gedankens; überaus nützlich das verstärkende Zeichen dafür: der große Anfangsbuchstabe des nächsten Saganfanges. In hohem Grade störend, eine echtdeutsche Eigenbrötlei, ist das von Jakob Grimm aufgebraachte, von einigen Germanisten ihm nachgemachte Kleinschreiben nach dem Punkt. Alle andern Völker, die doch zumeist für die Hauptwörter keine großen Anfangsbuchstaben kennen, verkünden vernünftigerweise den neuen Satz durch dieses einfache Mittel. Für die Eigennamen behielt Grimm die Großbuchstaben bei, und doch sind diese für den Saganfang viel unentbehrlicher als für die Eigennamen.

Wann ein Punkt zu setzen ist, ergibt sich für jeden nichtgeckischen Schreiber von selbst: wann sein Gedanke zu Ende ist. Will man für geringere Gedankenpausen den Punkt anwenden, so zerstört man dessen Wert als des stärksten Pausenzeichens: der Satz schreitet dann nicht mehr, er bummelt oder taumelt oder hopft in Ränguruspriingen. Emerson, der es liebte, in sehr kurzen Sätzen zu schreiben, Tupf neben Tupf zu setzen, die Bindeglieder wegzulassen (vgl. S. 313), mußte in Punkten schwelgen; bei Herman Grimm, dessen Stil keineswegs diesen Grundzug hat, war es lächerliche, oft ungeschickte Nachahmung: *Er (Brunn) sah, wie sehr man die neuere Kunst bedürfe, um die Entwicklung der antiken zu verstehen. Während mir die Erkenntnis der neueren ohne die Antike ebenso unmöglich scheint. Wie hatte Emerson so unsinnig gezeichnet. In rechten Schwung gebracht hat Harden auch diese Gedeerei (vgl. S. 309); auf die Spitze getrieben wurde sie von Kerr: In einem Tag im Juni sah ich von der Akropolis . . . Buchten . . . Inseln; braune Gesteinsinseln aus einer blauen Meerflut steigend. Noch um einen Grad toller von einem Schreiber im Kunstwart: Nach und nach kamen erst die Einbände. Und wurden die Schwächen uns allen bewußt. Hier ist ernstlich zu fragen: warum so wenig Punkte? Dieselbe Frage wäre an den Verfasser dieses Satzes, Harden, zu richten: Die Hand streichelt den Rücken des Tieres. Das den Reiter so willig trägt. Warum nicht auch Punkte nach 'Rücken' und nach 'Reiter'? Wie pedantisch bleiben doch unsre Stilgenüsse! — Was so berühmte Schreiber tun, kann nicht schlecht sein, also: Weggis ist ein vortrefflicher Ausgangspunkt für den Rigi. Mag auch Vitznau bequemer sein (aus einem Berliner Weltblatt).*

Gingegen ist nichts zu sagen gegen den Punkt zwischen Bölsches Sätzen: *Wer will heute mit gutem Gewissen schon den engeren (?) Nekrolog des 19. Jahrhunderts schreiben. Will persönlich messen, wie groß, wie klein es war.* Hier steht nicht der Punkt in Frage, sondern die Berechtigung des Weglassens des ‚wer‘ vor ‚will‘. Erst recht nichts einzuwenden ist gegen Lessings Punktsetzung: *In beiden Gemälden hat Polygnotus sich . . . gehalten; ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eigenen Erfindung mit einzumischen. Eine Freiheit, deren sich auch andere alte Artisten bedienten, wenn sie . . . wählten.* Es ist eine Geschmacksfrage, ob man hinter ‚einzumischen‘ Punkt oder Doppelpunkt setzen will; berechtigt sind beide, denn beide dienen dem Verständnis auf fast gleiche Weise.

Die Punktausstreuer von heute dürfen sich auch nicht auf Goethe berufen: *Ich ertrag's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen. Und sah nach ihrem Auge wieder.* Die Ereignispause zwischen den Tränen und dem Ausblick wird ganz richtig durch den Punkt bezeichnet; selbst Punkt Strich (—) wäre hier nicht auffällig. Die Frage des ‚und‘ ohne Fürwort im Eingang des nächsten Satzes geht uns hier nichts an; daß der Dichter so schreiben darf, wird ohnehin nicht bezweifelt werden. Kerr ist immerhin durch seine sich dichterisch gebende Punktbegeisterung noch eher zu entschuldigen als der über Bucheinbände im Pythiastil schreibende Kunstgewerbler im ‚Kunstwart‘.



Wie dringend namentlich unsern wissenschaftlichen Schriftstellern ein stärkerer Verbrauch von Punkten zu empfehlen ist, weiß jeder Leser. Das bloße Verdoppeln der Zahl dieses so überaus nützlichen Zeichens würde die Verständlichkeit des Inhalts im gleichen Verhältnis erhöhen. Unsere Gelehrten sollen sich sagen, daß es weit weniger auf die Länge und Breite als auf die Tiefe der Gedanken ankommt.

\*

Nicht so einfach wie mit dem Punkt steht es mit dem Weistrich. Im allgemeinen ist zu rügen: wir setzen zu viel, setzen sie für kaum merkliche Gedankenpausen, trennen wo wir eher binden sollten, und folgen überhaupt zu starren Regeln. Den Weistrich allgemein vor Bezugssätzen weglassen, wie die Franzosen und Engländer, dürfen wir nicht: unser überwiegendes ‚der‘ ist nicht so deutlich erkennbar wie *qui* und *lequel*, *who*, *which* und *that*. In gewissen Fällen aber stört der Weistrich durch unnützes Zerhacken des Zusammengehörigen, also besser so: *Bismarck war in allem was er tat, in allem was er sagte, immer nur er selbst*. Der Weistrich nach ‚allem‘ würde sogar unlogisch wirken: die Satzglieder ‚was er tat‘ und ‚in allem‘ würden dadurch gleichwertig nebengeordnet erscheinen, und ein Punktstrich nach ‚tat‘ ergäbe eine zu lange Pause.

Ganz überflüssig ist die starre Schulregel über den Weistrich vor ‚daß‘; weder die Franzosen noch die Engländer kennen ihn. Der Daß-Satz bildet ja den Inhalt des Hauptsatzes: ‚ich glaube, daß‘ ist ja nichts andres als ‚ich glaube das‘: . . . Überflüssig ist der Weistrich zwischen mehren Eigenschaftswörtern, gleichviel ob sie neben- oder untergeordnet sind; nur in seltenen Ausnahmefällen wie diesen sind sie nützlich: *Ein goldenes, silbernes, ehernes, eisernes Zeitalter folgen aufeinander*; Jakob Grimm ließ hier die Weistriche weg. — Überflüssig ist die starre Regel über den Weistrich vor ‚und‘ bei wechselnden Satzträger; der Wechsel macht sich meist auch ohne Weistrich sofort fühlbar. In manchen Fällen kann er nützen, in weit mehrern stört er, also — Freiheit! Sehr fein gebraucht Lessings Gegner Göze den Weistrich: *Denn Sophismen, falsche, und schwache Leser blendende Bilder*; der Weistrich hinter ‚falsche‘ schützt vor dem flüchtigen Mißverständnis, daß die Leser falsch und schwach seien. Allerdings könnte man einen Augenblick glauben, es gehöre zu ‚Sophismen‘; da es aber keine richtigen gibt, so gibt es auch keine falschen. Noch besser wäre allerdings gewesen: *und schwache Leser, blendende falsche Bilder*.

Lessing und manche seiner Zeitgenossen hielten sich nicht an die strenge Regel über den Weistrich, sondern folgten der höheren, daß alle Zeichensetzung nur Ausdruck von Gedanken- oder Sprachpausen sei, z. B. *daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiente*. Hier ist der Weistrich nichts als ein Redezeichen; man prüfe auf der linken Spalte des ausgearbeiteten Entwurfes zum Nathan Lessings von der heutigen Regel abweichendes Setzen und Weglassen des Weistrichs! Er schreibt keinen zwischen ‚unterstehe‘ und ‚anzureden‘, und hier ist er gewiß überflüssig; keinen zwischen ‚Pflicht‘ und ‚dem Ersten dem Besten beizuspringen‘, setzt ihn aber mit Bedacht hinter ‚gern‘. Man beachte den Punktstrich hinter ‚groß bist du‘, den Strich hinter ‚versengt‘. Auf der rechten Seite, die den Urentwurf enthält, ist der Weistrich hinter ‚dankt ihm‘ beachtenswert: er ist Sprachpausenzeichen. Das Weglassen des Weistrichs zwischen ‚einiges‘ und ‚was‘ erklärt sich aus ähnlichem Grunde.

Nicht fehlen dürfen hier die beiden hübschen Beispiele für die Unentbehrlichkeit des Weistrichs: *Es schrieb ein Mann an eine Wand: zehn Finger hab ich an jeder Hand, fünf und zwanzig an Händen und Füßen; wer dies liest, muß zu lesen wissen*. Er muß vorm Lesen ein paar Weistriche ändern. — Unter den englischen Parlamentsmitgliedern, die Karl den Ersten zum Tode verurteilten, soll sich einer mittels eines Weistrichs eine Hintertür zur späteren Rechtfertigung offen gehalten haben: *Si omnes consentiunt, ego non dissentio*; hinter *non* stand ein kaum sichtbares Strichlein.

Nicht selten macht sich der Mangel eines Zeichens für einen noch etwas schwächern Einschnitt als den durch Weistrich fühlbar. In meinem Satz z. B. auf dieser Seite. Hier ist



der Weistrich' bis 'Beglassen des Weistrichs' wäre mir ein Pausenzeichen zwischen 'Nathan' und 'Lessings' erwünscht, denn 'Lessings' ist nicht der von 'Nathan', sondern von 'Sehen und Beglassen' abhängige Zweitfall. Die Wortstellung des Deutschen und die Vieldeutigkeit mancher Beugeformen, besonders des Geschlechtswortes, fordern irgendetwas kleines Pausenzeichen; vielleicht ließe sich durch ein größeres sogenanntes 'Spatium' zwischen zwei Worten helfen: 'Entwurfes zum Nathan Lessings von der heutigen Regel . . .'

\*

Will ich wissen, ob ein Schreiber etwas vom Schritt und Reigen des Satzes versteht, so juche ich zuerst nach seinen Punktstrichen (Semikolon). Es gibt Schriftsteller, die sie überhaupt nicht kennen: ein sehr bedenkliches Anzeichen; um so bedenklicher, je längere Sätze sie bauen. Für die mit kurzen Sätzen mag es fast entbehrlich sein; für die Darstellung langen Atems ist es noch wichtiger als der Weistrich. Wer außer dem Punkt nur den Weistrich als Pausenzeichen setzt, der beweist, daß er die Verschiedenheiten des Gewichtes der Satzglieder nicht fühlt oder sie dem Leser nicht mitzuteilen versteht. Solch ein Schreiber ohne Punktstrich ist z. B. Karl Frenzel: *Bis dahin hatte Rousseau (folgen vier Druckzeilen) sich mühselig durchs Leben gekämpft, alles was wir an Briefen von ihm haben (folgen 5 Druckzeilen) verrät in keinem Zuge den hervorragenden, ja auch nur den angehenden Schriftsteller.* Ein Punkt hinter 'gekämpft' wäre nicht zu viel; ein Punktstrich das Mindeste. — *Der Spruch Schillers: es soll der Sänger mit dem König gehen, hat längst seine Wahrheit verloren, wohl aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von deren Geistesnahen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Anschauung bringt, ist er ein Künstler.* (Frenzel.) Die Sätze sind an sich nicht schlecht gebaut, erscheinen aber durch die klägliche Zeichensetzung schlottrig.

Ein zweiter Satzbauer fast ohne Punktstriche, allerdings einer, der durch noch so viele nicht zu bessern wäre, ist Adolf Bartels. Bei ihm stehen selbst viele Punkte wie rein zufällig da, und die Punktstriche erscheinen oft wie Druckfehler:

Nehmen wir dazu endlich noch die Entwidlung des Orchesters durch Beethoven . . . und sein Bemühen, Wort und musikalischen Ausdruck zur Einheit zu verschmelzen, so sehen wir in ihm allerdings kühn und groß den Schöpfer eines Neuen, an ihn knüpft Richard Wagner an. (Th. Biegler.) Ein Zusatz ist überflüssig.

Das Fehlen des Punktstrichs stört leider auch in Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit in Duzenden von Fällen; oft muß man nach Stocken und Mißverstehen zurücklesen, um den Zusammenhang herzustellen. — Jakob Grimm, ein feiner Zeichen-setzer, schreibt doch einmal: *Sprache ist der volle Atem menschlicher Seele, wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks, das sie redete, zu seinen Nachbarn.* Erst beim Einsetzen 'schwindet' merken wir, daß hier etwas nicht stimmt: hinter 'Seele' gibt es eine zu große Pause für den bloßen Weistrich. Bei einem so sorgfamen Schreiber wie Grimm darf man in solchen Fällen einen Druckfehler vermuten.

Als besondere Feinheit hat Scherer den Punktstrich in diesem Satze betrachtet: *Indem Goethe sich dergestalt zum Anwalte der Freiheit machte, seinen Götz gegen die Tyrannen Deutschlands schrieb und . . . entgegengesetzte; wirkte nicht bloß Hallers Roman . . . auf ihn ein.* Er führt zunächst nur irre. — Eine wirkliche Feinheit ist er bei Burckhardt: *Einen großen Vorteil hat jedenfalls eine von dem Volke beibehaltene Ursprache; nur sie wird organische Wahrheit haben.* Der zweite Hauptsatz ist zu gewichtig, zu wenig nur Ergänzung des ersten, um nach kurzer Weistrichpause hinzutreten.

Zu unsern besten Punktstrichlern gehören Lessing und sein Darsteller Erich Schmidt. Lessing liebte das Zeichen, wie es jeder liebt, der Redespache schreibt: sie fordert strengstes Beachten und Bezeichnen der Pausen. Und was für schöne Sätze kämen bei Schmidt zu stande, wenn er die Ladung seiner sämtlichen Satzdreimaster durch einen ihn nicht nachahmenden Bewunderer von allem Stopfballaft säubern ließe.

In einem kleinen Aufsatz über das ‚Semikolon‘ schreibt Hebbel: ‚Am schwersten ist das Semikolon stilrichtig zu gebrauchen, und nur ein Meister weiß es zu handhaben‘; gewöhnlich sei es die ‚Deichsel am Weiwagen, auf dem die Nebengedanken nachgefarrt werden‘. Das sei falsch, vielmehr sollte es nur ‚Zwillings- und Drillingsgedanken verbinden, die alle ein Recht auf selbständige Existenz haben und deshalb nicht in einen und denselben Oberrock, dessen Knopf der Punkt ist, gesteckt werden können‘. So ganz stimmt dies nicht: trotz ihrer verhältnismäßigen Selbständigkeit sind diese Zwillings- und Drillingsgedanken nur starke Glieder einer noch stärkeren Sägeinheit; sonst wäre ja der Punktstrich überflüssig, weil dann ein jeder von solchen Sätzen für sich dastände und seinen Punkt hinter sich hätte. Mit richtigerer Anschauung nannte Strauß das Semikolon ‚die Taille des Satzes‘: Ober- und Unterleib zusammen geben erst den ganzen Satzkörper.

Der Punktstrich ist ein vortreffliches Satzzeichen, doch darf es nicht gemißbraucht werden. Ein Satz mit mehr als zwei solchen Zeichen schreit nach dem Zerlegen in zwei Hauptsätze mit Punkten. Bei den Franzosen und Engländern ist der Punktstrich sehr selten: ihre Sätze sind ja durchschnittlich kürzer als die deutschen.

\*

Der Doppelpunkt (Kolon) steht nach der Schulregel fast nur als Vorzeichen einer wörtlichen Anführung. Er läßt sich jedoch zu vielen noch nützlicheren Gliederungszwecken verwenden. Die beiden Punkte über einander mag man den Angeln einer Tür vergleichen, die aus einem Zimmer ins andre führt. Für nachsägliche Folgerungen aus Vorderätzen gibt es kein besseres Zeichen: *Wenden wir unsern Blick auf die kleinsten Theilchen des natürlichen Stoffes: wie tritt sogleich wieder die Macht des sinnlichen Zaubers hervor* (Voge). — Auch für den feinsinnigen Gebrauch des Doppelpunktes darf Erich Schmidt vorbildlich heißen: *Den Griechen gegenüber weckt die gesamte Kunst vor Raphael meist nur ein . . . Kunstinteresse: das ist Goethes Meinung bis zum antinazarenischen Manifest.*

Im Übermaß und mißbräuchlich steht er an zahllosen Stellen bei Niebuhr:

Romas, Tullus', Ancus' und Servius' Landanweisungen sind alle in diesem Sinn verstanden: alle Lieblingekönige begünstigen die Freien: der plebejische Servius ist zunächst dem heiligen Ruma der vortrefflichste: als Mithschulbige an seiner Ermordung erscheinen die Patrizier gräßlich.

Dies ist nichts andres als die Übertragung des griechischen Kolons, das sich beinahe mit unserm Weistrich deckt, auf das Deutsche. Niebuhrs verkehrte Manier ahmte Felix Dahn nach: *Darin hat man den Dank für die Freilassung der Gefangenen ausgedrückt finden wollen: möglich: aber die Unbestimmtheit der wenigen Worte läßt Sicheres nicht erkennen: man sollte meinen, eine so konkrete Wohltat usw.* Hier bedeutet der Doppelpunkt alles und nichts.

\*

Je mehr Gedankenstriche in einem Buche, desto weniger Gedanken', heißt es sehr richtig bei Schopenhauer. Eine Ausnahme ist allenfalls zu machen für die modisch gedankenlosen Gedankenstriche der Stürmer und Dränger um Goethe: sie sollten nicht einmal Gedanken vorschüben, sondern waren bloße Schreibmanier. Unfre Jüngstdeutschen allerdings haben den Unfug der gehäuften Gedankenstriche mit Bewußtsein verübt: sie wollten, und einige wollen es noch, dem Leser durch ihre Gedankenstriche angeblich unaussprechbar tiefe Gedanken vorspiegeln und stufen sorgsam durch einen bis fünf oder noch mehr Gedankenstriche die Hagentiefe ihres Gedankenmeeres ab. So schreibt z. B. Peter Altenberg: *Das junge Mädchen begann leise zu weinen. Sie weinte und weinte — —. Die Mutter kam leise herein und ging wieder hinaus — — —.* Fast regelmäßig tritt bei solchen Schreibern zwischen die Gedankenstriche ein verschwenderischer Vorrat von Ausruf- und Fragezeichen. In einem sogenannten Gedichte von Ernst Schur kommen 37 Gedankenstriche und zwei Fragezeichen auf diesen schönen Wortlaut. *Blutend hebt der Blick sich, der dich sucht bleibe fleht schon entglitten.*

Der überreiche Gebrauch des Gedankenstriches gilt den Irrenärzten für eines der Anzeichen krankhafter Schreibwut; die meisten schreibenden Irren schwelgen in Gedanken-

strichen und Ausrufzeichen. Indessen auch hier hebt der Mißbrauch den weisen Gebrauch nicht auf: richtig angewandt ist der Strich, also nicht Gedankenstrich, ein treffliches Zeichen für einen Sazeinschnitt von anderer Art als durch Beistrich, Strichpunkt und Doppelpunkt. Beistrich und Strich nach einander (, —) sind unerseßbar für die Fälle eines stark einsetzenden gegensätzlichen oder zusammenfassenden Nachsatzes — besonders in Hauptsatzform —, der ohne Bindewort bleiben soll, um die Wirkung zu steigern. Diese Zeichen-Gruppe steht am passendsten nach starken Sinnhebungen des Vordersatzes, um nach einer Pause den hochtonigen Nachsatz anzukündigen: *Wie er* (der Wirt in Minna von Barnhelm) *nun seine Zunge wetzt, wie er trippelnd . . . die hin und her laufende Minna spielt, wie er dreimal ihre Frage . . . nachspricht, — wer könnte dabei ernst bleiben?* (Erich Schmidt.) Schreiber mit Redestil können dieses wirksame Sinnzeichen kaum entbehren, und ich bekenne mich als einen seiner bewußten Liebhaber.

Ausrufzeichen, spärlich gesetzt, sind berechtigt; vor der Häufung warne die Erinnerung an die Schreibwut (Graphomanie in der Ärztesprache). Hin und wieder ein leiser Ruf; was darüber hinausgeht, führt zum Schreistil. Richard Wagner nannte sich selbst einen „exklamatorischen Menschen“ und erklärte das Ausrufzeichen für die einzige ihm genügende Interpunktion, sobald er die Welt der Töne verlasse. Zum Glück hat er nur gelegentlich in Briefen laut gerufen, in seinen gedruckten Schriften ist das Zeichen spärlich.

Verwandt mit dem Ausrufzeichen ist das Unterstreichen des Geschriebenen, das Sperren des Gedruckten. Andre Völker haben durch ihren Lateindruck ein viel geschmackvolleres Mittel, den Leser auf ein Wort oder ein Satzglied nachdrücklich hinzuweisen: durch *Schräg* (*Kursiv*)-Schrift. Die aus dem Romanischen nach den Formgesetzen des gotischen Stils gestaltete edige deutsche Druckschrift kennt nur das Sperren, wenn man nicht zu der noch lauter schreienden **Fettschrift** greifen will. Es gibt Fälle, in denen man durch alle Künste der Wortstellung nicht den gewünschten und berechtigten Nachdruck bewirken kann. Ganz abzuweisen ist das Sperren in dichterischen Werken: darin muß es dem Dichter gelingen, mit den einfachsten Schriftmitteln jede notwendige Wirkung zu erzielen. Anders in wissenschaftlichen Schriften, zumal in Lehrbüchern: hier dürfen alle erlaubte Mittel der Unterscheidung zwischen Wichtigstem und Brauchbarem benutzt werden, allerdings mit weiser Zurückhaltung gegenüber den stärksten. Wer auf jeder Seite durch Sperr- oder Fettdruck dem Leser zuschreit: jetzt aber kommt etwas Großartiges, jetzt etwas Unerhörtes!, der stämpft den Glauben und die Aufmerksamkeit gar bald ab. Dies gilt selbst von Nietzsche, einem sehr argen Unterstreicher.

Nützlich wäre die Einführung eines Tonzeichens, wie es schon manche Schriftsteller zur Unterscheidung von ein und ein gewagt haben. Warum nicht? Es könnte auf jedem ersten Selbstlauter eines Wortes stehen, müßte aber mit ähnlicher Vorsicht behandelt werden wie etwa die Notbremse im Eisenbahnwagen. Wäre dieses Tonmittel allgemein anerkannt, so könnten wir der Zweideutigkeit in dem Lessingschen Sage vorbeugen: *Er wollte mehr als eine Frau heiraten*; besser als Frau. Ich habe mir in diesem Buche erlaubt, in vereinzelten Fällen hiervon Gebrauch zu machen.

Neuerdings ist die Mode aufgekommen, alle Anführungszeichen („“) zu vermeiden. Wußtmann hat sie aufgebracht, und jetzt sehen wir sogar Lehrbücher zur deutschen Sprachkunde erscheinen, in denen alle Beispielwörter unterschiedlos inmitten der Darstellung stehen, in vielen Fällen irreführend, mindestens störend. Allerdings wirken die gehäuften Anführungsstriche unruhig, kribbelig. Die Völker mit der lateinischen Druckschrift haben hierin wiederum einen Vorzug; sie brauchen nur die Beispielwörter oder angeführten Sätze in *Schrägschrift* zu drucken. Auch mir blieb nichts übrig, als für mein Buch dieses bequeme Schriftmittel anzuwenden, denn in Büchern zur Belehrung steht jede Erleichterung des schnellen Verstehens noch über der äußern Schönheit des Druckes. Eine brauchbare, d. h. wirksame deutsche Schrägschrift, die ich vorziehen würde, war leider nicht zu beschaffen. Man wird gewiß im deutschen Druck wieder zu den Gänsefüßchen zurückkehren. Warum aber jedesmal zwei? Ich wiederhole in diesem Werke die von den Lesern meines

„Goethe“ freundlich aufgenommene Form der einfachen Gänsefüßchen (,) statt der doppelten. Noch vorteilhafter wäre die Hochstellung beider Füßchen: „‘ wie im Englischen.

Der Absatz geht über die Zeichensetzung des Satzes hinaus und wird eingehend an anderer Stelle behandelt. (S. 362.)

\*

Von manchen Lesern dieses Buches bin ich gefragt worden, wie ich über die Frage „Deutsche oder lateinische Druckschrift?“ denke. Gar nicht denke ich darüber, denn ich mag nicht unnütz mein Hirn anstrengen und mich über Richtigkeiten ärgern. In welcher Schriftart die Bücher in Deutschland gedruckt werden, ist solange ganz gleichgültig, wie die allermeisten Bücher in fremdwörtelndem Kauderwelsch geschrieben werden. Man verschiebe die Entscheidung über „Fraktur oder Antiqua“ bis zu dem Tage, wo bei uns nur Deutschgeschriebenes gedruckt werden soll. Bis dahin aber drucke man alle Fremdwörter in der ihnen gebührenden lateinischen oder griechischen Schrift; vielleicht lernen dann die Leser durchs Auge, was sie offenbar durchs Ohr zu lernen unermügend sind: daß das Sprachgewand der meisten deutschen Bücher, fast aller wissenschaftlichen, einearrenjacke ist. In meinem „Sprich Deutsch!“ habe ich mich dieses Mittels zur Verstärkung des Efels vor der Welscherei bedient, — mit Erfolg, wie mir viele Leser versichert haben.

Sollte aber die Frage, ob deutscher oder lateinischer Druck, noch zu meinen Lebzeiten ernsthaft aufgeworfen werden, so bekenne ich schon jetzt, daß ich alles erhalten zu sehen wünsche, was den meisten Deutschen für deutsch gilt; daß ich den holden Ausländern zuliebe nicht ein Tüttelchen davon preisgeben will und es mit Lessing halte, der über die ja schon seit Jahrhunderten umstrittene Frage alles gesagt hat, was gescheiterweise darüber zu sagen ist: „Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten! Man wirft unseren Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben. Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären als die Rundungen . . . Denkt man dadurch die Ausländer zur Erlernung unserer Sprache anzulocken, so irret man sich sehr. Wenn sie bis auf die Buchstaben, welche doch meistens dem Latein sehr ähnlich sind, kommen, so kommen sie auch weiter.“ (Mylus' Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, 1750.)

## Siebentes Buch. Der Aufbau.

Wenige schreiben, wie ein Architekt baut, der zuvor seinen Plan entworfen und bis ins Einzelne durchdacht hat; vielmehr die meisten nur so, wie man Domino spielt. — Kaum daß sie ungefähr wissen, welche Gestalt im Ganzen herauskommen wird und wo das alles hinaus soll. Viele wissen selbst dies nicht, sondern schreiben, wie die Korallenpolypen bauen. Periode fügt sich an Periode, und es geht, wohin Gott will. (Schopenhauer.)

### Erster Abschnitt. Ordnung und Unordnung.

Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter, die das Gleiche  
frei und leicht und freudig bindet. (Schiller.)

Dem Schüler wird für seine Aufsätze die Notwendigkeit einer vorherigen Disposition' eingeschärft, und das ist, bis auf das überflüssige Welschwort, nicht zu tadeln. Der Anfänger im Schreiben soll lernen, seine Gedanken erst zu ordnen, dann auszusprechen; bewußt oder unbewußt wird fast jeder reife Schreiber ebenso verfahren. Nur selten wird dieser sich schriftliche Merke über die beste Anordnung seiner Gedanken machen; im Geist aber wird auch er vor dem Niederschreiben ein Bild des Baurisses entwerfen und die Hauptzüge beim Ausarbeiten festhalten. Eine unbedingte Regel gibt es so wenig für die Notwendigkeit wie für die beste Form einer vorherigen Einteilung. Gewisse Arten von Schriftwerken schließen eine vorher feststehende Ordnung sogar aus; das einzige, was sie fordern, ist eine gewisse Klarheit über den Inhalt. Man denke an vertrauliche Plauderbriefe ohne einen höhern Zweck als den, sich mit dem entfernten Empfänger schriftlich zu unterhalten. Eine peinliche Ordnung, deren Absicht der Leser herausfühlt, würde Wesen und Zweck des Briefes zerstören. Ähnlich steht es mit der ganzen Plauderliteratur, deren Reiz nicht zum wenigsten in dem Mangel oder doch Verbergen einer planvoll einteilenden Ordnung liegt. Man lese einen einzigen der *Essais* von Montaigne und überzeuge sich, welche starke Wirkung das Hin- und Herschweifen aus dem Hundertsten ins Tausendste erzeugen kann, wenn es von einem Meister des Plauderstils geübt wird. Wahrscheinlich hatte Montaigne sich vorher wohl überlegt, was er in jedem Aufsatz sagen wollte; seine zahlreichen Anführungen aus den alten Klassikern beweisen eine sorgsame Vorarbeit. Beim Ausführen jedoch vertilgte er die Spuren seines Vorordnens und rief absichtlich den Eindruck der schriftlichen Schlenderei hervor:

Ich schwelge ab, aber mehr aus Leichtsinne als aus Rücksichtslosigkeit. Meine Gedanken folgen einander, aber manchmal sehr von weitem. — Die Überschriften meiner Aufsätze geben nicht immer den Inhalt an: oft enthalten sie nur eine entfernte Andeutung. — Ich liebe die poetische Gangart in Sätzen und Sprüngen; es ist das, wie Platon sagt, eine leichtbeschwingte, flüchtige, dämonische Kunst. Herrgott! welche Schönheiten liegen doch in diesen lustigen Seitensprüngen, in dieser Abwechselung, und desto mehr, je mehr die Laune und der Zufall sie leiten.

Der Plauderer, der durchaus kein Oberflächling zu sein braucht, fühlt den Drang, über einen Stoff, den er zu beherrschen glaubt, allerlei zu schreiben. Er verläßt sich auf

sein vom Gegenstande volles Herz und auf das Überströmen des Mundes oder der ihn vertretenden Feder. Für kürzere Arbeiten geht es gar wohl ohne andre ordnende Vorbereitung als ein flüchtiges Überdenken; längere Schriftstücke ohne Bauplan zeigen meist die Spuren dieses Stegreiffschreibens: Montaigne ist nur in geringen Gaben auf einmal genießbar, ermüdet bei längerem Lesen durch die sprunghafte Unordnung seiner Schreibweise.

Der vorangehende Bauriß wird ohnehin dem gedankenreichen Schreiber nur eine sehr lose Fessel sein. Jeder Geistesarbeiter macht seine Erfahrung mit der umschaffenden Kraft der Arbeit selbst. Die schönsten Baupläne verschieben sich bis zur Unkenntlichkeit, bis in ihr Gegenteil, sobald man ans Bauen geht. Die größte Gewissenhaftigkeit ordnender Vorarbeit schützt nicht vor dem Zufließen neuer Gedanken, die erst durch die Bewegung der schreibenden Feder wachgerufen werden. Wie oft schon haben große Dichter die Wertlosigkeit eines scheinbar herrlichen Stoffes und ersten Entwurfes nur durch die Goldprobe des Ausführens erkannt.

Vollkommene Klarheit über das, was man zu sagen hat; Klarheit vor allem darüber, ob man etwas zu sagen hat, ist die beste Anordnung. Hier jedoch wie in allen letzten Fragen des Stiles als einer Kunst darf nicht der tausendfach verschiedene Geschmack der Schreiber und der Leser entscheiden; wir müssen nach einem festen Maßstabe trachten und werden ihn finden, wenn wir uns erinnern, daß es keinen an sich schönen Stil gibt, sondern daß alle seine Schönheit aus dem Zwecke des Schreibens fließt.

Schön ist die Anordnung, die zweckmäßig ist; die zweckmäßigste, die zum wirksamen Übertragen des Gedankens des Schreibers auf den Leser dienlichste ist von den unzähligen möglichen die schönste. Es ist hiermit nicht viel anders als mit den verschiedenen Mitteln der Eroberung des Menschen durch den Menschen, wie der erfahrene Goethe sie in dem offenerzigen Gedichtlein gegeneinander abgewogen hat: 'Geh den Weibern zart entgegen', usw. Die regelwidrigste Einteilung kann Wunder tun: hier führen wahrlich alle Wege nach Rom, und nicht allemal ist der kürzeste der beste, der grade Weg nicht der schönste, nicht immer der krumme der untaugliche. Man kann mit der Tür ins Haus fallen, oder sich über eine Gartenmauer und durch ein Hinterpförtlein ans Ziel schleichen. Man kann, um ein andres Bild zu wählen, zuerst die Nebenkarten und die kleinen Trümpe, dann Trumpf-As auf den Tisch werfen; oder man kann mit dem höchsten Trumpf beginnen, ja all seine Karten vorweg offen ausbreiten, wenn man nur das Spiel gewinnt und grade auf diese Weise am sichersten gewinnt.

Der alte Grundsatz: *Medias in res* (mitten hinein in die Sache) ist vortrefflich, kann nie veralten, ist aber nicht der einzig zulässige. Je nach der Fassungsart des Lesers, je nach der Natur des Schreibers — vorausgesetzt, daß es wirklich seine Natur, nicht seine an- und nachgeäffte Manier ist — wird und soll sich die Anordnung gestalten. Früher meinte man, der Schreiber müsse das Kunstgeheimnis seiner Anordnung dem Leser verbergen. Wahr ist hieran nur, daß der Bauplan sich nicht pedantisch immerfort aufdrängen soll. Der gute Schreiber soll wie ein Künstler, nicht wie ein Kanzleimensch wirken: seine Kunst muß den äußerlichen Rahmen vertilgen, die innere Form an dessen Stelle setzen, die schöne Ordnung der Kunst, nicht die eines Aktenständers fühlen machen.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die schlichteste Anordnung und ihr unverhohlenes Ausprechen verwerflich sei. In früheren Zeiten machten die besten Schreiber sich und den Lesern die Sache leicht, indem sie einfach gliederten: 'zum ersten, zum zweiten, zum dritten' und so fort. Luther bedient sich dieser Anordnung mehr als einmal; in der Schrift 'Von der Freiheit eines Christenmenschen' wird sie bis 'zum dreißigsten' durchgeführt, ohne uns zu ermüden; denn Luther hat eben mindestens dreißig lezbare Gedanken über die Freiheit eines Christenmenschen mitzutheilen. Lessing legt in seiner gegen Klopz gerichteten Schrift 'Wie die Alten den Tod gebildet' seine Anordnung gleich zu Anfang offen dar: *Ich will hier zweierlei beweisen, vors erste: daß . . . ; vors zweite: daß . . .*, und sogleich schwimmen wir mit ihm auf dem hohen Meere seiner Beweisführung.



Wie durchsichtig legt Goethe in allen seinen wissenschaftlichen Abhandlungen, ja selbst in solchen Schriften wie dem Römischen Carneval dem Leser seine Einteilung dar: viele erleichternde Überschriften, durchsichtig reiche Gliederung durch Absätze; kein Versuch, Zusammenhänge zu erkünsteln, wo in der Sache keine sind. In neuester Zeit hat man vielfach die Meinung zu verbreiten versucht, ein Kunstwerk der Prosa müsse ebenmäßig dahinfließen, spärlich gegliedert, die spärliche Gliederung wohl gar durch 'sanfte Übergänge' verschleiert. Für eine Reihe von Prosaschriften ist dies nur durch täuschende Scheinmittel und zum Schaden für den Zweck erreichbar. Goethes Darstellung von Winkelmanns Leben und Wirken ist ein Muster ihrer Art, eines unsrer bleibenden Prosakunstwerke; aber Goethe scheute sich nicht, so oft wie nötig Atem zu holen und den Leser Atem holen zu lassen. Ist nur der Aufbau eines Werkes dieser Gattung zweckmäßig, d. h. gibt er dem Leser durch eine lange Reihe von Einzelbetrachtungen des Gegenstandes von allen seinen Seiten ein volles Bild, ist die Darstellung sprachschön und sonst edel in der Form, so haben wir ein nicht zu bemäkelndes Kunstwerk.

Alles, was hier über den Aufbau eines Schriftwerkes gesagt wird, muß, wenn es aus dem Wesen der Sache geschöpft ist, für das Kleinste so gut wie für das Größte gelten; denn dieses Buch wendet sich nicht zunächst und zumeist an die Schriftsteller von Beruf. Ein wahrer studierender Sohn eines wackern Vaters hat einem Freunde mit 50 Mark aus erster Verlegenheit geholfen und schreibt nach Hause um Geld. Wie soll er seinen Brief stilgerecht, will sagen vollkommen zweckentsprechend, anordnen? Soll er einem solchen Vater durch eine schöne Einleitung und alsdann durch ein Aufsteigen vom Minderwichtigen zum Notwendigen das Geld aus der Tasche locken? Das wäre weder sittlich noch darstellerisch zu loben; vielmehr wird der wahre Sohn dem wackern Vater ohne Einleitung und mit dem Wichtigsten beginnend schreiben: *Lieber Vater! ich bitte Dich, mir möglichst umgehend 50 Mark zu schicken. Meines Freundes Karl Vater ist gestern gestorben, seine Mutter ist in Geldnot, ich mußte ihm Reisegeld leihen und bin nun selbst in Verlegenheit.* Ein solchermaßen aufgebauter Brief entspräche vielleicht nicht allen Regeln der Stillehre von ehemals, wäre jedoch zweckmäßig und trüge darum seine Schönheit in sich. Als Goethe in seiner ersten Weimarer Zeit durch die Ansprüche der höchsten Lebensweise in einer Geldklemme war, schrieb er ohne Einleitung und Umschweife an die Mutter und den Freund Merck, und diese Briefe sind so schön gebaut, wie der Zweck forderte.

Oder: Goethe hat die ihn so überaus wichtig dünkende und durch ihre Folgen für ihn und die Wissenschaft wirklich höchst wichtige Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen gemacht und will sie Herdern mitteilen (27. März 1784): *Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich aufs eiligste mit meinem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht, das Os intermaxillare am Menschen!* Hier fällt Goethe nicht mit der Tür ins Haus, denn der naturwissenschaftlich nicht gebildete Herder würde über einen Anfang: *Ich habe den Zwischenkieferknochen beim Menschen entdeckt, die Achseln gezeitet haben.* Nein, erst muß Goethe dem ihn verehrenden Freunde die ungeheure Wichtigkeit der Entdeckung für den Entdecker aufzwingen: dann wird Herder über eine ihm sachlich nur halb verständliche Tatsache nicht die Achseln zucken, sondern aufhorchen und vielleicht dem Entdecker nachfühlen. Natürlich hat Goethe solche stilbaumeisterlichen Erwägungen nicht so, ja wahrscheinlich gar nicht angestellt, denn dem Meister formen sich Stoff und Gestalt durch die eine Zeugungstat; wir Schüler jedoch zerlegen uns das Gebilde in ein Nacheinander, erfreuen uns an der lebendig reichen Schöne und lernen, wenn wir die rechten Schüler sind, wohl etwas fürs eigne bescheidene Tun.

\*

Ordnung muß sein, nur nicht die gleiche für jeden Gegenstand, nun gar für jeden Schreiber. Lessing wirft einmal ernstlich die Frage auf, ob nicht vorzuziehen sei eine 'angenehme Unordnung, welche ebenso weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist'. Selbst für den wissenschaftlichsten Beweis ist von keinem Aufbau zu sagen,

dieser ist der beste, der einzig zweckdienliche. Was ist reizvoller: zu beginnen: *Ich will beweisen, daß das Geviert der Gegenseite eines rechtwinkligen Dreiecks gleich der Summe der Gevierte der beiden Schenkelseiten ist*, oder diesen Beweis selbst logisch und mathematisch richtig durchzuführen und dann zu schließen: Womit bewiesen ist, daß das Geviert der Gegenseite gleich ist usw. — ? Die Neugier des Lesers wird durch das Vorausgeschicken des seltsamen, zunächst nicht als zwingend erkannten Ergebnisses wohl noch straffer gespannt als durch das folgerechte Abrollen einer langen Beweiskette; und die Belehrung ist in beiden Fällen die gleiche.

Ein sicherer Meister des Aufbaues ist Friedrich der Große in der „Geschichte meiner Zeit“. Der erste Abschnitt überblickt von hoher Warte die Lage aller Staaten Europas um 1740, schließt mit dem Tode Friedrich Wilhelms 1. und dem Besitzstreit, der zum ersten Schlesischen Kriege führte. Der zweite beginnt mit der Darlegung der geringschätzigen Ansicht der Mächte von Preußens Macht und mit der für einen rechten Preußenkönig daraus folgenden Notwendigkeit, sich das im Frieden verweigerte Ansehen durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen. Eine bewundernswert natürliche und den Zwecken des Werkes entsprechende Anordnung: denn ein Geschichtschreiber, der selbst mit allen größten Mächten Europas Kriege geführt, schuldet uns die Angabe ihrer äußern und innern Kräfte, ehe er uns seinen Zusammenprall mit ihnen erzählt.

Ordnung muß sein; aber Ordnung ist nicht gleichbedeutend mit kanzleimäßiger Bedanterei, besteht auch nicht einzig im unaufhörlichen Vorwärtsschreiten. Gelegentliches Ausruhen ist noch nicht Einschlafen; ja ein paar Schritte vom Wege können unter Umständen das Wiedereinbiegen in den Hauptweg doppelt reizvoll machen. Nicht jedes Abschweifen ist unbedingt verwerflich; es gibt Abschweifungen, die nicht nur an sich von hohem Werte, die auch für das Ganze ein feiner Schmuck sind. Das wunderbarste Beispiel ist Goethes abschweifendes Lobgedicht auf einen hochgefinnten deutschen Jüngling, nämlich ihn selber, und sein noch zu findendes gleichgesinntes Mädchen — inmitten einer unerbittlich scharfen Besprechung der Verfeleien eines unbegabten polnischen Juden (in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772). Der großartige Abschweifer hatte allerdings den großartigen Humor, sich selbst auf der Höhe seiner Abschweifung am Ohre zu zupfen: *Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten*. Ja, wer so glorreich abzuschweifen, so launig einzulenten versteht, der entwaффnet den nicht mit Unrecht erzürnten Leser.

Gar anders verhält es sich mit den Abschweifern aus Gedankenflucht, wie vor allen andern mit Jean Paul, der nicht drei Zeilen hintereinander schreiben konnte, ohne aufzusteigen, einen wissensreichen Zettel aus einem der Hunderte von Zettelfästen herauszugreifen und so in jedem Abschnitt nach allen Pfeilspitzen der geistigen Windrose abzuschweifen. Ganz anders auch mit den Abschweifern aus Wissensdünkel, denen Goethe durch seinen ebenso treffenden wie derben Vergleich mit den unartigen Zughunden das Urteil gesprochen (S. 330). Aus Gedankenwirrnis ist z. B. dieser Satz in einer kurzen Darstellung des Lebens Zimmermanns geflossen: *Es kam zur Vermählung . . . Der von seiner Zeit nach seiner Meinung weit unterschätzte Dichter des Jungen Deutschlands erkrankte an einem Nervenfieber* usw. Als ob Zimmermanns tödliches Nervenfieber mit seiner Unterschätzung durch die Zeitgenossen im geringsten zusammengehangen hätte. Der Schreiber war unordentlich beim Aufbau gewesen: entdeckte seine Lässigkeit spät, doch nicht zu spät, um nicht die Bemerkung über die urteilslose Mitwelt noch an die richtige Stelle zu setzen, stieß aber durch den Einbau am falschen Ort den Leser mit der Nase auf den Fehler des Schreibers.

Ein andrer Gelehrter, ich will ihn nicht immer nennen, fügt seiner ausgiebigen Schilderung des Riccaut de la Marlinière in Lessings Minna noch zwölf breite Druckzeilen hinzu, beginnend mit: *Aber Riccaut hat noch viele Verwandte*, worin uns allerlei für Lessings Minna gleichgültige Falschspieler in französischen, englischen, deutschen Werken aufgeführt werden, abschließend mit Gustav Freytags Ubaschin. Wer außer dem großen Gelehrten kennt diesen Ubaschin? Wer braucht ihn zu kennen, um Riccaut bis in die letzte

Faser zu verstehen? Und wenn wir Ubaschin kannten, was dann? Solche überflüssige Abschweifungen lesefrüchtlerischer Eitelkeit rufen obendrein die Kritik jedes noch Belesneren heraus, dem merkwürdige Falschspieler in spanischen, norwegischen und russischen Dichtungen bekannt sind. Goethes Abschweifung vom unbedeutenden polnischen Juden zum hochsinnigen deutschen Jüngling war scheinbar noch viel ungerechtfertigter; doch um wieviel liebenswürdiger und verzeihlicher!

Gewiß, es gibt Gegenstände, die nicht den kleinsten Seitensprung vertragen, es sei denn ein scheinbares Ausbiegen, um mit gesteigerter Schnelle den ursprünglichen Weg fortzusetzen. Die klarsten und ernstesten Denker gehören zu diesen Richtungsmenschen; Spinoza, Kant, Schopenhauer. Von Aristoteles rühmte Herder mit schauernder Bewunderung: 'Er ist ein fester Knochenmann, wie der Tod, ganz Disposition, ganz Ordnung'. Schreiber von dieser Art werden bewundert, selten geliebt.

\*

Ob ein Schreiber seine Pflicht gegen den Leser fühlt, oder ob er nur an sich selber denkend schreibt, das lehrt uns außer manchem andern die Art, wie er Stoff und Darstellung gliedert. Der deutsche Schreiber ist im allgemeinen ein schlechter, weil zu larger Gliederer. So schauerhafte Beispiele ungegliederter Schreibweise wie in der Literaturgeschichte von Gerwinus oder in der Römischen Geschichte von Mommsen kommen bei französischen oder englischen Schriftstellern von Ruf nicht vor. Bei Gerwinus gibt es Abschnitte bis zu zehn großen Druckseiten ohne einen einzigen Absatz! Das Allerverschiedenartigste folgt pausenlos aufeinander; ohne größern Einschnitt als den Punkt müssen wir bei ihm von Sphigenie zu Tasso hinüber. Man erschrickt beinahe, wenn einmal ein Absatz kommt, und entdeckt dann meist, daß er gar keine starke Gliederung bezeichnet. Ebenso gibt es bei Mommsen absatzlose enggedruckte Seiten bis zu einem halben Druckbogen und darüber. Dies ist keine Außerlichkeit, sondern verrät einen Mangel an innerer Form und an Rücksicht auf die Fassungskraft des Lesers.

Der Reichtum oder die Kargheit des Gliederns läßt sich natürlich nicht ein für allemal durch eine Regel nach dem Ellenmaß bestimmen; der Gegenstand und die Darstellungsform, dazu die Aufnahmefähigkeit des Lesers entscheiden. Daß Verschiedenartiges schon für das Auge und dadurch für den innern Sinn durch Absätze, Kapitel, ja noch größere Abschnitte (Bücher) zu scheiden ist, gehört zu den Grundlehren des Schreibertums. Darüber hinaus fordert die besondere Schwierigkeit eines Stoffes besonders reiche Gliederung, damit der Leser von Zeit zu Zeit die Schrift, das Buch sinken lassen und nachdenken könne. Alle wahrhaft große Schriftsteller haben auf diese natürlichsten Bedingungen des Verhältnisses zwischen Schreiben und Lesen Rücksicht genommen. Um die einfache Zeichensetzung hat sich Goethe wenig gekümmert, in der Bezeichnung der großen Glieder war er ein Meister. Das Gleiche gilt von Schillers und Lessings Prosa.

Der Schreiber soll, wie das Wort *Syn-tax* (Schlachtreihe) ursprünglich besagt, als ein Feldherr handeln, der seine Truppen nicht in wirren Haufen übers Schlachtfeld verstreut, sondern sie zu gegenseitiger Unterstützung und zum gemeinsamen Wirken auf das Siegesziel hin wohlbedacht ordnet. Schon die Raumverteilung fordert strenge Selbstzucht: nahezu bei jedem Satze, sicherlich bei jedem Abschnitt soll sich der Schreiber den Raumsinn bewahren, der allein ihn vor dem Überwuchern des Nebensächlichen behütet und dem Wichtigen den gebührenden Umfang freiläßt. Sich über einen Gegenstand, der einem geläufig und lieb ist, mit ausschweifender Breite zu ergehen, zeigt keine Zucht und ist keine Kunst; Wegschneiden, Fallenlassen, Ausstreichen, Lichten und Sichten, um Raum zu gewinnen für das Hauptfächliche: das ist die Meisterschaft der Selbstbeschränkung. Was für ein Leben war es, das Bismarck in seinen 'Gedanken und Erinnerungen' zu schildern unternahm! Vom Verlassen des Gymnasiums, vom 17. Jahr, bis zum Tode des Kaisers Friedrich, nahezu 60 Bismarck'sche Lebensjahre — in zwei mäßigen Bänden von weniger als zusammen 700 großgedruckten Seiten. In 33 Kapitel von durchschnittlich 20 Seiten teilt sich ein Stoff, der die deutsche Geschichte seit Friedrich Wilhelm 4. und einen Teil





der gleichlaufenden Weltgeschichte schildert. Und dieser in allem auf greifbare Klarheit ausgehende Schreiber findet selbst das einzelne Kapitel mit seinen vielen Absätzen zu spärlich gegliedert: er teilt es in drei, vier, fünf größere Unterabschnitte je nach der Wucht und dem Zusammenhang der Begebenheiten. Noch weiter geht in der zergliedernden Ordnung Goethe, wenn er seine nur 45 Seiten lange Schrift über Winkelmann außer in Absätze noch in 29 Untertheile zerlegt, ohne sein Kunstwerk zu zerstören.

Man kann in der Gliederung zu weit gehen, den Fluß der Gedanken verträpfeln lassen, eine Abhandlung, ein ganzes Buch in selbstständige Einzelsätze auflösen, wie Nietzsche das unter dem Einfluß der französischen Aphorismenschreiber des 17. und 18. Jahrhunderts getan. Diese Übertreibung des Guten ist nicht so schlimm, wie die in vielen deutschen Büchern unerträglich zähflüssige Nichtgliederung. Freilich die bei einigen modischen Gecken übliche Einteilung in lauter kurze Absätze von 1—2 Zeilen gehört überhaupt nicht in die Lehre vom Stil, sondern in die von der menschlichen Eitelkeit. Der Erfinder war der ältere Dumas: er hatte sich für den Zeitungsdruck seiner Romane Zeilensold ausbedungen und trieb dann gemeine Zeilenschinderei. Diese war gewiß nicht der Anreiz zu folgender Schreibweise J. Schlass in einem Prosabuch:

Nun bin ich vor unserm Haus.

Unserm Haus.

Mein Gott, diese Stille!

Sie ist einfach Wichtigtuerei mit kindlichem Mittel.

\*

Sich mit dem Leser über die Raumverteilung auseinanderzusetzen, ist überflüssig, ja mißlich. Die richtige Einteilung zwingt sich selbst überzeugend auf, die falsche läßt sich schwer entschuldigen. Goethe allerdings durfte die Kürze seines Aufsatzes über Laokoon (von 1798) rechtfertigen: 'Ein echtes Kunstwerk bleibt für unsern Verstand immer unendlich. . . Was also hier über Laokoon gesagt ist, hat keineswegs die Annäherung, diesen Gegenstand zu erschöpfen.' Jeder andre Schreiber tut besser, dem Leser allein das Urtheil über Länge und Kürze zu überlassen.

In neuester Zeit ist es in einem Teil der Gelehrtenwelt Brauch geworden, sich der Anmerkungen ganz zu enthalten, weil der frühere Mißbrauch den Spott über alle wissenschaftliche Schreiberei herausforderte. Wie sich die Liebhaber des Schachtel- und des Stopfstils für die fehlenden Anmerkungen zu entschädigen wissen, wurde schon gezeigt (S. 329). Eine andre Mode verlangt jetzt anmerkungslose Buchseiten und Sammeldruck aller Anmerkungen in einem Anhang. Dies hat zu noch größerem Mißbrauch geführt: die vom Buch gelösten Anmerkungen sind jetzt um so länger. Burdach hätte nicht gewagt, zu einem 20zeiligen Gedichtchen Goethes im Divan mehr als sechs enggedruckte große Seiten einer fast ganz überflüssigen Anmerkung hinzuzuschwören, wenn er sie nach dem alten Gelehrtenbrauch unter die Buchseiten hätte quetschen müssen. 'Was wir Dichter ins Enge bringen, Wird von ihnen ins Weite geklaubt' (Goethe). Sind Anmerkungen unentbehrlich, so setze man sie in kürzester Fassung dahin, wo der Leser sie bequem benutzen kann: unten auf die Seite.

Carlyle der Brummbär hat einmal verlangt: wer zu einem dicken belehrenden Buche kein genaues Inhaltsverzeichnis mache, müsse gehenkt werden. Über die Straftat für solche Unterlassung mag man streiten; daß sie strafbar ist, unterliegt keinem Zweifel, wenigstens in solchen Fällen, wo ein Werk nicht bloß durchblättert oder einmal gelesen, sondern dauernd benutzt werden soll.

Zu allerlezt schreibt der Verfasser der kleinsten Abhandlung wie des dicksten Buches das, was der Leser zuerst erblickt: den Titel und die Abschnittüberschriften. 'Ein schöner Titel', heißt es bei Lessing, 'ist einem Buch noch nötiger, als einem Menschen ein schöner Taufname.' Freilich läuft hierbei die gewöhnliche Selbsttäuschung unter, wodurch aus einer bekannten Tatsache eine Ursache gemacht wird. Wie wir jetzt Wolfgang, Friedrich, Otto für die schönsten, ja die einzig möglichen Taufnamen Goethes, Schillers, Bismarcks

halten, so erscheinen uns Titel von sehr zweifelhafter Güte als vortrefflich, weil ihre Gegenstände so vortrefflich sind. *Kabale und Liebe* ist der schlechte Titel eines guten Dramas, und Goethes *Natürliche Tochter* würde trotz dem schönen Titel, den er seinem Stück in den meisten Briefen gab: *Eugenie*, schwerlich mehr gelesen werden. Titel sollen nicht irreführen, nicht zuviel sagen, nicht zu tiefsinnig tun. Die Alten und ihre großen Nachfahren bis zu unsern Klassikern trafen mit künstlerischer Schlichtheit fast ausnahmslos das Richtige; der Titel *Kabale und Liebe* wurde ja der Schillerschen *Luiſe Millerin* von Iffland als Verschönerung aufgeklebt. Die großsprecherisch langen Titel vieler deutscher und englischer Romane der Gegenwart, z. B. *Warum tönt dieser Mißklang durch die Welt?* von Ossip Schubin, oder *Schiffe, die nachts vorüberfahren* von Beatrice Harraden, verblüffen ein Weilchen und werden dann vergessen. Nicht besser steht es mit den wichtigerischen Untertiteln G. Hauptmanns für seine elendesten Stücke, auch für die den großen Dichtungen Anderer nachgedichteten: ein Stück zu Spiel und Scherz, ein *Nocturnus*, eine *Winterballade*. Keller fügte sich den guten Gründen Wischers gegen den ursprünglichen Titel der *Sieben Legenden*: *Auf Goldgrund*. Matthias Claudius bemerkt einmal sehr fein: *Es ist sonderbar, daß man hinter kurzen abgebrochenen Titeln fast immer was Gutes findet, und hinter langen mit als und da und Border- und Hinterfüßen fast immer was Schlechtes.* Und Lessing meinte: *Ein Titel muß kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalte verrät, desto besser.*

In Erinnerung gerufen zu werden verdient noch Schopenhauers Satz: *Auf Büchertiteln mit seinen eignen Titeln und Ämtern zu prunken, ist höchst unpassend; in der Literatur gelten keine andern als geistige Vorzüge: wer andere geltend machen will, verrät, daß er diese nicht hat.* Viele Universitätsprofessoren vergessen nie, ihre sämtlichen Amtsbezeichnungen dem Leser vorzuhalten, damit er er nicht vergeſſe, daß er es mit einem festbesoldeten Manne der Wissenschaft zu tun habe.

## Zweiter Abschnitt.

### Anfang, Übergang, Schluß.

Wer das erste Knopfloch verſeßt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zustande. (Goethe.)

Der Verfasser glaubt nicht an eine allein seligmachende Regel für den Aufbau, ist vielmehr überzeugt, daß es ungefähr ebenso viele berechnigte Baustile gibt wie gute Schreiber und gute Stoffe. Dennoch darf er, mit vorsichtiger Zurückhaltung, einige leitende Grundsätze als durch die besten Prosaschriften bestätigt — nicht eigenmächtig aufstellen, sondern aus ihr ableiten. Obenan steht der Erfahrungsatz: Da die Teilnahme jedes Lesers an jedem Stoff und jeder Darstellung zufolge der seelischen Kraftgesetze über einen gewissen Punkt hinaus sinkt, so muß nach dem Maße des Sinkens entweder der Stoff oder, wenn dies durchaus nicht möglich, die Darstellung steigen, um den Verlust beim Leser auszugleichen. Die Gesetze für das Drama von der Spannung, der scheinbaren Ruhe, ja dem scheinbaren Rückschritt, vom neuen Anstraffen der Spannung, von einer letzten Steigerung gelten bis zu hohem Grade auch vom künstlerischen Aufbau der Prosa. Hierin liegt kein Widerspruch mit den Ausführungen auf S. 364 über die Möglichkeiten des Einsenkens: in manchen Dramen Shakespeares verkündet der Prologus vorweg das traurige Schicksal der Helden, ohne daß die künstlerische Spannung aufgehoben wird, und nur mit der künstlerischen haben wir es in der Stilkunst zu tun. Das Beispiel des Pythagoräischen Lehrsatzes mit seiner nachfolgenden Beweisführung (S. 359) entspricht ziemlich genau dem Prolog zu *Romeo und Julia* mit dem ihm folgenden Trauerspiel.

Aus dem allgemein menschlichen Nachlassen der seelischen Spannkraft folgt die Notwendigkeit, jede nicht auf einen Sitz zu lesende Schrift gemäß der Anteilfähigkeit des Lesers so zu gliedern, daß jedes Glied einer möglichst gleichgespannten Aufmerksamkeit teilhaftig wird. Immer wieder muß die Pflicht des Sichverſenkens in die Seele des



Lesers eingeschärft werden: dem Schreiber ist jeder Abschnitt gleich lieb, dem Leser kann er das nur durch die Kunst des Schreibers werden. Keine Kunst jedoch vermag das Naturgesetz von der Ermüdung der Sehnerven und der Hirnwindungen zu besiegen: gegen das Ende einer längern Schrift ist jeder Leser in andrer Verfassung als zu Anfang. Die berühmten harmonischen Perioden bis zu 200 Zentimetern und darüber büßen nach einer gewissen Zeit ihre Wirkung ein selbst auf den Leser mit gleichem Schreibstil. Die in der Luft schwebenden Sätze angefangener, durch geschachtelte Nebensätze unterbrochener Hauptsätze, angefangener Nebensätze, kurzer oder langer Schachtelstücke, Nebensatzenden, Hauptsatzschlüsse werden bei allzu lange fortgesetztem Periodenballspiel nicht mehr aufgefangen, sondern fallen plump zu Boden. Der einsichtsvolle Schreiber wird daher in den letzten Theilen einer auf einmal zu lesenden Schrift immer kürzere Absätze, immer einfachere Sätze bauen, um seinen Leser bis zuletzt festzuhalten.

Wo es sich um eine Beweisführung handelt, müssen wir vom Bekannten über das weniger Bekannte zum Unbekannten aufsteigen; nie darf der Leser schwankenden Boden oder Abgrundleere fühlen, sonst ist der Zweck des Schreibens dahin. Die nichtbeweisende Darstellung gliedert sich nach dem menschlichen Urgeßetz vom Reize des Wechsels und wird im allgemeinen vom schwächern zum stärkern Reiz aufsteigen, ohne daß dieser Aufstieg in ungebrochener Linie zu erfolgen braucht. Die Zwischenglieder, die, ohne selbst zu fördern, zur Festigkeit des Baues nötig sind, müssen so fesselnd werden, wie es der Stoff ohne Stilgaulerkünste erlaubt. Dasselbe gilt für die ja unvermeidlichen Schritte auf ebener Fläche, denen der Spannungsreiz des Stoffes mangelt. Über allen diesen Grundsätzen und Grundgesetzen des Aufbaues steht das Eine, das not tut: möglichst vollkommene Beherrschung des Gegenstandes. Wie diese sich ihr Eigenwort erzwingt, so ihren eignen Bau. Des alten Cato tiefer Satz *Rem tene, verba sequentur* (Habe die Sache, so folgen die Worte) läßt sich mit gleicher Wahrheit abwandeln in: *dispositio sequetur* (so wird die Einteilung folgen). Wo wir eine grundschlechte Gliederung finden, da ist sie der untrügliche Beweis des Mangels an sachlicher Klarheit. Es gäbe keine Möglichkeit, anordnende Stilkunst zu lehren und zu üben, wenn die schöpferkräftige Herrschaft über die Sache nicht das Allermeiste täte.

\*

Nichts ist so schwer wie das Anfangen, es wäre denn — das Schließen, und für manchen Schreiber der Übergang. Ohne Scherz: gut anfangen können viele Schreiber, die am Schließen scheitern. Schreiber dieser Art sind jene begabten Stümper, denen, wie etwa den dramatischen Dichterlingen, ein bestechender Einfall kommt; dieser wird an den Anfang gesetzt, weckt die größten Erwartungen, enttäuscht uns im Verlauf, strandet zuletzt auf der Sandbank der Ohnmacht. Ein guter Anfang, der nicht als solcher durch den ganzen Aufbau erwiesen wird, ist keiner. Goethe bezeichnete als das Wesen des Dilettanten: „Was ihm eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert.“

Welche Forderungen sind für den Anfang zu stellen? Gibt es keine durchweg zutreffende Regel zum Finden des guten Anfangs? Doch, es gibt eine, immer die gleiche wie für alles Wichtigste der Stilkunst; die vollkommene Klarheit über den Gegenstand. Mit dieser Klarheit darf der Anfang sehr einfach, sehr gewöhnlich sein: er ist der rechte, wenn er uns in die Klarheit des Folgenden geleitet. Hingegen ist der glanzvollste Anfang, auf den nichts Rechtes folgt, so wenig wert wie eine Prokopenpforte zu einem öden Kastenbau, oder eine Brunttreppe, die zu Dachkammern emporführt. Habe die Sache, so hast du den Anfang, vorausgesetzt daß dir der Zweck alles Schreibens bewußt ist: dem Leser deinen Gedankengang aufzuzwingen. Du kannst es je nach dem Gegenstande, je nach dem Leser und je nach deiner Eigenart auf sehr verschiedene Weise mit dem Anfang halten, — eines wirst du in allen Fällen wünschen: den Leser durch den Anfang zum Anhören des Folgenden zu bestimmen. Je größer die Anziehungskraft des Stoffes, mit desto schwächeren äußern Mitteln darf man sich fürs Anfangen begnügen.

Der griechische Dichter, der Achilleus und dessen Zorn bei seinen Hörern als bekannt voraussetzte, durfte ganz schlicht beginnen: „Den Zorn besinge, o Muse, des Peliden Achilleus!“, um der Aufmerksamkeit sicher zu sein. Tacitus eröffnete sein großes Geschichtswerk mit dem schlichten Tatsachensatz: *Urbem Romam a principio reges habuere* (Die Stadt Rom hatten vom Anfang an Könige inne). Und Griechenlands größter Geschichtsschreiber beginnt sein Werk mit klassischer Einfachheit: *Thukydides, Bürger von Athen, hat den Krieg der Peloponnesier und Athener beschrieben, wie ihn beide Teile gegen einander geführt, und hat das Werk gleich beim Ausbruch des Krieges begonnen in der Voraussicht, daß er sehr bedeutsam und viel merkwürdiger als alle früheren werden müsse.*

Bismarck bedurfte für den Anfang seiner politischen Lebensgeschichte keiner hochgeschwellten Einleitungssphrasen, sondern konnte rein sachlich einsehen: *Als normales Produkt unsresstaatlichen Unterrichts verließ ich Ostern 1832 die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei.* Ein meisterlicher Anfang: sogleich haben wir es mit dem heranreifenden Jünglinge zu tun, mit dessen Ansichten über die Grundfragen des Glaubens und des Staatslebens, und sind mit Recht gespannt zu erfahren, wie sich aus dem pantheistischen und republikanischen Jüngling der gottgläubige Vorkämpfer der Königsgewalt entwickeln werde. Dem Schreiber Bismarck stand diese Entwicklung in leuchtender Klarheit vor den rückschauenden Augen: so war ihm jener Ausgangspunkt der natürlichste, darum wirksamste.

Die Berechtigung des Anfanges soll nicht erst durch späteres Überprüfen des Lesers erkannt werden; sie muß beim ersten Lesen selbstverständlich erscheinen, selbst dann, wenn der Anfang so überraschend wirkt wie etwa in Wischers Roman: *Auch Einer — von denjenigen nämlich — kurz man versteht mich. Wer es darf, hebe den ersten Stein gegen ihn auf! Ich meinestels gedenke es nicht zu tun. — Ich traf ihn auf dem Dampfboot, mit dem ich auf einer Schweizerreise über den Zuger See fuhr.* Wir fühlen sofort: hier wird uns von dem ungewöhnlichen Seelenleben eines ungewöhnlichen Menschen Kunde werden, und für solchen Stoff ziemt sich gar wohl solcher Anfang. Doch nur bei einem Schreiber, der in sich die Kraft spürt, nicht bloß ungewöhnlich anzufangen. Dem ohnmächtigen Fortsetzer würden wir einen Anfang nicht verzeihen, der uns nur für kurze Zeit verblüfft hätte und dem die enttäuschende Öde gefolgt wäre.

Den Leser festzuhalten gilt's beim Anfangen; mit losem oder straffem Griff, nur still soll er uns stehn. Ob eine Saite leise angerührt, ob sogleich ein starker Vollklang angeschlagen wird, — aufhören soll der Leser beim ersten Ton. In einer Schrift über den amerikanischen Dichter Walt Whitman setzt Johannes Schlaf ein mit einem 12 Seiten langen Gerede über die ganz absonderliche Kunstweise seines Helden, „sagt uns aber erst auf der 13. Seite, wer der eigentlich war. Also zwölf Seiten lang flimmert eine Kunstweise ohne ihren Künstler nebelhaft vor unserm Innenauge. — Oder Julius Hart beginnt jeden der zwei ersten Abschnitte eines Büchleins über Tolstoi: „Warum und wozu schreibe ich über Tolstoi?“ Das zweite Mal fügt er noch hinzu: „Was soll ich von ihm sagen?“ Der wohlwollenste Leser wird ihm ungeduldig erwidern: Wenn dir das nicht vor dem ersten Federstrich klar war, so hättest du noch warten sollen, ehe du uns über Tolstoi zu belehren unternahmst. — Tief schreibt für den ersten Druck von Kleists Prinzen von Homburg eine damals, bei der Unwissenheit über den großen unglücklichen Dichter, sehr notwendige Einleitung, die aber drei Seiten leeres, überflüssiges Geschwätz allgemeinsten Art enthält, dann auf anderthalb Seiten über das Stück spricht. — Und Willibald Alexis beginnt seinen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“:

„Und darum eben“, schloß der Geheimrat. In seiner ganzen Würde hatte er sich erhoben und gesprochen. Charlotte hatte ihn nie so gesehen. Der Zorn strömte über die Lippen, bis vor dem Kiebsfuß des Kindermädchens die allzeit fertige Zunge verstummte. Sie war erschrocken zurückgetreten, bis sie sich selbst verwundert an der Tür fand.



Die ersten Worte spannen uns; dann aber beginnt die Unverständlichkeit: Wer ist Charlotte? Ist sie die Herrin oder wer sonst? oder ist sie gar das Kindermädchen? Und dann: wir haben doch nur von dem Redefluß des Geheimrats vernommen und hören nun von dem eines uns unbekannten Kindermädchens. Willibald Alexis hat selten so gesucht und so verworren eingefügt.

<sup>\*</sup>  
Sind Einleitungen notwendig? Eine allgemein gültige Regel gibt es nicht, es sei denn die, daß die Einleitung ihrem Namen entspreche: daß sie in einen sonst schwer zu überschauenden Gegenstand hineinleite. Wenn Hegel zu seiner Phänomenologie des Geistes auf eine Vorrede von 56 Seiten noch eine Einleitung von 13 Seiten folgen läßt, so beweist dies Hegels Unklarheit und schriftstellerisches Ungeschick. Die Einleitung soll die Stimmung vorbereiten, oder sie soll einiges zum Verständnis Notwendige kurz vorausschicken, sich aber nicht breitspurig vor- und aufdrängen.

Noch dieses läßt sich als allgemein gültige Wahrheit über das Anfangen sagen: es ist nicht durchaus unzulässig, mit etwas zunächst Unverständlichem zu beginnen, nur muß dieses Unverständliche sich durch die seltsame Form so tief einprägen, daß es später leicht wieder auftaucht und verstanden wird. Die Anfänge der meisten großen Dramen sind nicht ohne weiteres verständlich, fesseln aber durch ihren Ausdruck so lange, bis sie ihr volles Licht empfangen. Man prüfe daraufhin die Hauptdramen Lessings, Goethes, Schillers, Shakespeares; oder die ersten Zeilen bei großen Erzählern wie Dickens (im 'Weihnachtslied'): *Marley war tot, damit wollen wir anfangen. Kein Zweifel kann daran bestehen. Der alte Marley war tot wie ein Türnagel.* — Oder bei Edgar Poe (im 'Anklagenden Herzen'): *Allerdings krankhaft erregt, fürchterlich erregt war und bin ich; warum aber mich wahnsinnig nennen?* Diese stark angeschlagenen Töne klingen durch das Folgende hindurch, bis ihre Schwingungen in neue, verständlichere Akkorde übergehen.

Das Anfangen ist eines der wenigen Stilkunstgeheimnisse, die sich bis zum gewissen Grade — wenn nicht nachahmend, so doch beobachtend erlernen lassen. Man lese die Anfänge der größten Prosawerke mit einem die Absicht und den Eindruck ermessenden Forscherblicke, und man wird einen sichern Gewinn davontragen. Die allgemeinste Wahrnehmung wird die sein, daß die Meisterwerke der Prosa sehr einfach einsetzen. Die Vorrede zu Lessings Laokoon hebt an: *Der erste, welcher die Malerei und Poesie miteinander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle . . . Ein Zweiter suchte . . . Ein Dritter . . . bemerkte usw.* Dann folgt: *Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.* Schon sind wir mitten in der Sache.

Seine Abhandlung über die Fabel beginnt Lessing so einfach, aber so kraftvoll wie möglich: *Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel;* von hier aus ist der Übergang zur Fabel im engeren Sinne so leicht wie selbstverständlich.

Der junge Goethe eröffnet seine Besprechung von Sulzers 'Schönen Künsten' mit dem leicht hingeworfenen Satz: *Sehr bequem ins Französische zu übersetzen, könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt sein;* für Goethes und seiner jungen Zeitgenossen Auffassung von der Minderwertigkeit aller französischen Schreiberei war damit Sulzers oberflächliches Gesalbader eigentlich schon abgetan. Man stelle sich vor, mit welchen allgemeinen Hedsarten ein neuerer Schreiber seine erste, Jahre hindurch ersehnte Reise nach Italien schildern würde. Goethe beginnt seine italienische Reise mit verblüffender Einfachheit: *Am 3. September früh 3 Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte.* Und die Kampagne in Frankreich, also seine Teilnahme an dem bis dahin wichtigsten Ereignis seines reifen Lebens, der Französischen Revolution, setzt nicht ein mit einer weit ausholenden Einleitung über die Ursachen dieser Kampagne, sondern so schlicht und wasserhell wie möglich:

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den Älteren, königlich preussischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst verjah und sich in Haß gegen alles Revolutionäre gewaltig auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und . . .

Wir sind schon mittendrin und verstehen alles Folgende ohne weitschweifige Erklärung.

Goethe lieft nach langem Zaudern endlich Byrons *Rain* und schreibt sein Urtheil nieder: Mit welcher schwülftigen Einleitung aus dem vierten Raum würde heute der erstbeste Fölljetongschreiber beginnen; mit welchen Zirkussprüngen einer unsrer zeitgenössischen sich als dichtergleich aufspielenden Kritiker! Wie kindlich einfach schreibt der Dichter des *Faust* über das von ihm grenzenlos bewunderte Werk seines nach Schillers Tode größten Mitstreibenden: *Nachdem ich über genanntes Werk fast ein Jahr lang das Wunderbarste mir hatte vorsagen lassen, nehme ich es endlich selbst zur Hand, da es mich denn zum Anstaunen und Bewundern aufregte.*

Wie Goethe, so Schiller: über die größten Gegenstände die einfachsten Anfangsworte. Seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen beginnen mit einer Schlichtheit, die den meisten heutigen Kunstschreibern ein mitleidiges Lächeln erregen würde: *Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der . . .*

Gleichfalls sehr einfach, aber schon aus ganz anderm Ton gehen die Eingangssätze in Bischofs Werke *Das Schöne und die Kunst*: *In ein glänzendes Reich des Lichts führt uns die Wissenschaft der Ästhetik; es verknüpft sich mit ihrem Gegenstande das Gefühl reinsten Freude. Vom Schönen wird jeder erquickt; die Liebe zu ihm ist allen angeboren; es hat keine Feinde.* Hiermit vergleiche man die großartigen Anfänge eines unsrer neuesten Kunstschreiber, etwa Poppenbergs, über geätztes Leder oder über den Bau von Kraftwagen!

Schiller sammelt seine Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst und beginnt: *Gemein ist alles, was nicht zu dem Geiste spricht und kein andres als sinnliches Interesse erregt.* Und die Vorrede zu seinem Abfall der Niederlande fängt an mit einer uns rührenden Rechtfertigung seines Unterfangens: *Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution in Watsons vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben.* Wie man mit solchen nicht im mindesten geistreichen Anfängen ein Klassiker werden konnte, ist unsern heutigen so unvergleichlich großartigeren Seitänzern des Stils, des im- und des expressionistischen, ein unlösbares Rätsel.

Wie einfach und groß beginnt Niebuhr sein Lebenswerk: *Ich habe es unternommen, die römische Geschichte zu schreiben: von den Urzeiten der Stadt bis dahin, wo Augustus' Alleinherrschaft über die römische Welt unbestritten anerkannt wurde.* — Wie klar und schlicht setzt Chamisso in seiner *Reise um die Welt* ein: *Wer mich teilnehmend auf der weiten Reise begleiten will, muß zuvor erfahren, wer ich bin, wie das Schicksal mit mir spielte, und wie es geschah, daß ich als Titulargelehrter an Bord des Kurik stieg.* — Wie wunderschön eröffnet Jakob Grimm seine Geschichte der deutschen Sprache: *Weder das in ungemessener Zeit von den höchsten Sternen auf uns niederfunkelnde Licht, noch die am Gestein der Erde lagernden Schichten unvordenklicher Umwälzungen geben unsere älteste Geschichte her, welche erst anhebt, wann Menschen auftreten.*

Der Major Helmut von Moltke schreibt 1843 einen großen Aufsatz über Grundzüge für die Richtung von Eisenbahnen, zu einer Zeit als den meisten Lesern alle Vorkenntnisse über das neue Verkehrsmittel fehlten, und in den ersten Sätzen bietet er alles Notwendige zum Verständnis der bedeutamen Abhandlung: *Viele und denkende Männer halten die Eisenbahnen usw. . . , andre betrachten sie . . . , die allgemeinere Ansicht indessen ist, daß dieses neue Verbindungsmittel . . .* In nur drei Sätzen werden die zahllosen, damals sehr verworrenen Ansichten über die Frage dargelegt, und nun kann der Schreiber selbst einsehen.

Schering leitet seinen Kampf ums Recht mit dem kurzen wuchtigen Satz ein: *Das Ziel des Rechts ist der Friede, das Mittel dazu ist der Kampf.* Alles hierauf Folgende ist nur die Ausführung dieses Leitsatzes, der ähnlich wie in Wagners Opern immer wieder heraufklingt.

Ungemein schwierig sind die wirksamen Anfänge der einzelnen Abschnitte eines Sammelwerkes über einen ungeheuren Gegenstand. Mit kleinen Kunstmittelchen ist hier nicht viel ausgerichtet; nur aus der vollen Herrschaft über den Stoff läßt sich der notwendige Wechsel schöpfen. Man denke z. B. an ein Riesenbuch wie Brehms Tierleben, das ja nicht bloß ein Wörterbuch der Tierwelt, sondern ein durchweg fesselndes Lesewert sein wollte, und prüfe die schriftstellerische Meisterschaft Brehms an dem Eingang des Abschnittes über den Löwen: *Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichtes genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das Tier kennen lernten, vom Grunde des Herzens beizustimmen: der Löwe ist der König der vierfüßigen Räuber, der Herrscher im Reiche der Säugetiere.* Er knüpft an den Gesamteindruck jedes Lesers vom Löwen an und spricht einen scheinbar abgedroschenen Satz in so neuer Form aus, daß wir mit einem Schritt dicht vor dem König der Tiere stehen.

Es gibt keinen einzigbesten Anfang; der Humor hat das gleiche Recht wie der Ernst, und Heinrich Seidel durfte seine doch nicht ausschließlich scherzhafte Lebensgeschichte beginnen: *Es geht eine dunkle Sage, daß der Urahn meiner Familie wegen irgendeines Verbrechens aus der Schweiz entflohen sei. Man nagelte dort, da man seiner selbst nicht mehr habhaft werden konnte, sein Bildnis an den Galgen, er aber wandte sich nach Sachsen und gründete dort ein zahlreiches Geschlecht, wie ja denn noch heute der Name Seidel in Sachsen häufig ist.* Jetzt wissen wir, diesem Schreiber ist nichts Menschliches fremd, und er wird uns noch etwas mehr als das Leben eines Einzelmenschen kennen lehren.

\*

Die mittelmäßigen und die schlechten Schreiber, sind überzeugt, man dürfe nichts in der Welt ohne Übergänge darstellen, und halten für einen glänzenden Stilmeister den lustigen Brückenschläger über die breiten Klüfte zwischen den einander fremdesten Gegenständen. Es steht mit den Übergängen nicht anders als mit jedem andern Teil der Stillehre: nur das Natürliche, das Notwendige ist zweckmäßig, also schön; alles Er künstelte und Überflüssige ist wertlos, mag die Künstelei scheinbar noch so geschickt geübt sein. Innerer Zusammenhang der Dinge fordert und erzeugt darstellende Überleitung; das für den Menschenverstand Zusammenhanglose bleibt ohne Übergang. 'Die gut zugehauenen Steine schließen sich ohne Mörtel aneinander', heißt es treffend hierüber bei Cicero. Ein Arzt, der ein Lehrbuch über innere Krankheiten schreibt, braucht keinen Zusammenhang zwischen Typhus und Krebs zu erklügeln, denn die Natur kennt keinen; sondern er darf, ja muß in zwei selbständigen Abschnitten jedes der beiden Leiden behandeln. In der Literaturgeschichte gibt es erkennbare innere Zusammenhänge, und ein Literaturgeschichtschreiber darf nicht wie der Sammler eines Schriftstellertalenders arbeiten. Dennoch führt es zum täuschenden Verdunkeln der wissenschaftlichen Wahrheit, wenn der Schreiber auf diesem Gebiete durchaus überall Zusammenhänge und Übergänge zurechtbohren will. In jeder Kunst stehen zu allen Zeiten Einzelmenschen ohne sichtbaren Zusammenhang nebeneinander, während Andre durch Zeitgenossen bedingt schaffen. Er künstelte, redensartige Übergänge verwischen das Wesen der großen Kunst, pferchen Menschen und Dinge, die nichts Gemeinsames haben, auf dem geduldigen Papier zusammen, und was wie ein unschuldiges Stilmittelchen aussieht, wird zum wissenschaftlichen Truge.

Die Franzosen tabeln mit Recht die mit großer Mühe erdrechselten nutzlosen Übergänge in Boileaus zweitem Gesange des *Art poétique*. Er bespricht die verschiedenen Dichtungsarten, zwischen denen gar kein innerer Zusammenhang besteht, und müht sich ab, seltene Verbindungsfäden zu spinnen. Ein scharfer Beurteiler nannte dies die Kunst,

zwei Parallelen sich durchaus treffen zu lassen. Die lehrreich abschreckendsten Beispiele der unechten Übergänge findet man in den Wochenrundschaueu politischer Zeitungen. Im Hirn ihrer vielgewandten Verfasser geht es zu, wie es im Faust beschrieben wird:

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik  
Wie mit einem Webermeisterstück,  
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schiffein herüber hinüber schießen,  
Die Fäden ungeteilt fließen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Jedes wird mit jedem verknüpft, der König von Portugal mit dem von Dahomey, ein Mordfall in Berlin mit einer Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Ebenso schön, nur noch etwas schnurriger, sind gewisse Festreden, z. B. die an Akademien und Universitäten, mit einer Abhandlung über den Zitteraal beginnend, mit dem Hoch auf den Kaiser schließend. Wo man solcher Reden habhaft werden kann, da lerne man an ihrem letzten Übergange den Unterschied zwischen natürlichem und unnatürlichem Stil, denn zu etwas andern ist dieser im Schweiße der Denkersirn geschnitzelte Übergang nichts nütze. Börne berichtet einen schönen Übergang des Festredners Oken vom Zahlengesetz der Wirbelsäule auf Ludwig 1. von Bayern.

Den Schaumisläger erkennt man an wenigen andern schriftstellerischen Merkmalen so sicher wie an seinen unechten Übergängen. Es ist damit wie mit einem pfuschenden Tischler, der mit einem schlechten Leim gearbeitet hat: es hält nicht, die Stücke klaffen alsbald auseinander. Wo kein innerer Zusammenhang den Übergang fordert, da kann er ja nur durch Blendwerk vorgespiegelt werden. Der Übergang soll ehrlich sein oder er soll gar nicht sein. Es gibt Gedankenreihen, die wegen der Grundverschiedenheit der Gegenstände durch keinen Übergang zu verbinden sind; in solchen Fällen scheue man sich nicht vor einem einfachen ehrlichen, ferner, sodann, nun, hierauf, außerdem, andererseits' usw. Lieber noch scheinbar unkünstlerisch als tatsächlich unwahr; aber das Angemessene ist nicht einmal unkünstlerisch. Tacitus erdrechelt keine kunstvollen Übergänge, wo keine erkennbaren Zusammenhänge sind, sondern begnügt sich mit dem ehrlichen *Transeo ad* (Ich gehe über zu) . . . Wie bequem macht sich Goethe in Dichtung und Wahrheit den Übergang vom Straßburger Münster auf seinen Tanzunterricht:

Kann man bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegenheit erharren, so gibt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend frisch wie reife Früchte weggenossen werden müssen. Es sei mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird.

Dies ist die Art der wahrhaftigen Schreiber. Es wäre Goethen eine Kleinigkeit gewesen, zwischen dem Straßburger Münster und seinem Unterricht bei dem französischen Tanzmeister einen symbolistischen Scheinübergang zu erleimen, etwa aus der 'Wiege seiner Deutschheit' zum 'Sprungbrett in den Universalismus'; er verschmähte ihn aus redlichem Sinn und richtigem Stilgefühl.

Der schriftstellerisch unfähige gelehrte Literaturforscher Richard Wülker geht in seiner Geschichte der englischen Literatur von Byron auf Shelley über: *Neben Byron steht geistesverwandt sein Freund Shelley, aber trotz vieler Ähnlichkeiten auch wieder eine ganz andre Natur.* Dies ist recht lächerlich, aber es ist ehrlich, so ehrlich wie die bekannten Übergänge unsrer lieben kleinen Untertertianer: 'Ein ganz andrer Charakter als Cäsar war Pompejus.' Man sollte nur die Tertianer nicht zwingen, sich einen schöneren Übergang zu erkünsteln, — sie würden dann zehn Jahre später als Wochenrundschrreiber oder als Ergründer des Geheimnisses der dichterischen Zeugung keine Zusammenhänge erschwindeln, die es nicht gibt.

Ich wähle mit Vorliebe die Beispiele für die verschiedenen Formen der Stilunwahrhaftigkeit aus einer gewissen Richtung unsrer neuesten Literaturwissenschaft, weil mir kein andres Gebiet so genau bekannt ist, und weil es schwerlich ein andres gibt, auf dem mit

so leicht durchschaubaren Stilmitteln eine Wissenschaft vorgespiegelt wird, die es nicht gibt noch geben kann: die der Nichtdichter von den Geheimnissen des Dichtens. Sprichwörtlich berühmt geworden sind die gewaltigen Übergänge Richard Meyers. Da er seinem Hauptwerk, der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, eine unmögliche, weil nicht durch die natürliche Stufenfolge bedingte Gliederung nach Jahrzehnten zu Grunde gelegt hatte, so mußte er die in der Wirklichkeit nicht vorhandenen Zusammenhänge zwischen den einander wildfremden Schriftstellern durch gewaltsame Scheinübergänge erzwingen. Selten hat sich ein Fehler im Grundgerüst eines Buches so furchtbar gerächt. Eben hat Meyer gesprochen von Ernst Moritz Arndt, dem urgefunden tüchtigen Werkzmann der Tat, und gleich darauf heißt es: *Aber der gleiche (!) Geist der Aktivität (!) ergreift selbst den weltscheuen, früh gebrochenen Träumer (Hölderlin).* Oder es folgt auf Chamisso—Barnhagen, der *erst recht keinen Schatten wirft, und erst recht fehlt das Solide* (wie dem Peter Schlemihl) *dem leidhaften Weltdurchbummler in den literarischen Siebenmeilenstiefeln: dem Fürsten Pückler.* Von Annette von Droste-Hülshoff muß ein Übergang auf — Keine gefunden werden; nichts leichter als diese Unmöglichkeit: *Im Gegensatz zu den späten Erfolgen Annetts hat Heinrich Heine fast von Beginn seiner Tätigkeit Triumphe gefeiert.* Hätte Annette schon früh Erfolg gehabt, so wäre der Übergang noch leichter gefunden worden. Ein anderer Übergang von Heine führt zu Scherenberg. Auf die Jüdin Rahel Levin folgt der päpstliche Görres; der Übergang ist sehr einfach: *Auch Joseph Görres, der Begründer der ultramontanen Partei in Deutschland, ist nur Redner* (wie Rahel!). Gleich darauf wird übergegangen zu — E. T. A. Hoffmann: *Anschauung ist auch das große Geheimnis der Kunst, mit der . . .* Meyer läßt auf Kerner folgen — Ludwig Börne und erfindet diesen Übergang: *Kein so glückliches Los ist einem Freiheitskämpfer (!) anderer Art gefallen.* Von Börne führt der Übergang zu Schopenhauer: *Eine Streiteratur wie Börne, aber freilich für ganz andere Ideale.* — Einer späteren Ausgabe wurde eine natürlichere Gliederung zugrunde gelegt: weg waren die meisten der unnatürlichen Übergänge.

Der Grund solcher trügerischen Übergänge ist bei Meyer und vielen seiner Fachgenossen der: es soll der Schein erweckt werden, als rieselten, durchsichtig bis auf den Grund, vor den Augen dieser undichterischen Schreiber die tiefsten, die geheimsten Quellen des dichterischen Schaffens ganzer Jahrhunderte; oder als hörten sie, wie Keller einmal ärgerlich gegen die anmaßende Schaumschlägerei der Schererischen Schule losfuhr, das Gras wachsen und wüßten besser, woher und wie die Dichter leben und schaffen, als diese selbst. Nichts darf nach der Meinung dieser Alleswisse und Allesbejerrwisse für die Wissenschaft zusammenhanglos bleiben, überall muß es Übergänge geben, und da die Natur keine oder doch keine erkennbare geschaffen, so muß die Wissenschaft durch Stilmittel den Mangel abhelfen. Wie bezeichnend ist es, daß Erich Schmidt, der im Eingang zu seinem „Leßing“ die Unmöglichkeit des Erforschens der künstlerischen Zeugung ehrlich bekennt, von der unerträglichen Sucht frei bleibt, gekünstelte Zusammenhänge und Übergänge zu erdreheln.

Ein sehr beliebter Trugübergang ist der mit „und“. Man hüte sich vor dem falschen „und“, das ursächliche oder sonstige Verknüpfungen vorpiegelt, wo es keine gibt oder wo man doch keine erforscht hat. Wir stehen bei Goethe um 1776, und nun heißt bei R. Meyer: *Und an die Lieder von Leipzig (1768!) und Sesenheim (1771!) schließt sich (?) eine neue Perlenkette schöner Gedichte: Der du von dem Himmel bist, Füllest wieder Busch und Tal (1776!).* Sogleich geht's weiter mit „und“, als ob das Eine aus dem Andern folge: *Und manche Entwürfe reihen sich an,* nämlich zu dramatischen Arbeiten, die gar nichts mit jener Perlenkette zu tun haben. Oder es wird berichtet, daß der junge Goethe nach der Rückkehr von Leipzig Wieland liest und sich mit dessen Lebensauffassung vertraut macht: *Und schon knüpft sich ganz im Sinne (!) dieser Lebensphilosophie (!) ein neues Liebesverhältnis an, zu Charitas Meizner,* als ob der junge Goethe zu so unschuldiger Zünglingschwärmerei den leichtfertig schlüpfrigen Wieland

hätte lesen müssen! *Und bald erhebt sich sein Geist auch wieder zu eigenem Schaffen. Er liest Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte...* Also zwischen Wieland und Charitas Meigner und den Nachwirkungen von Arnolds Ketzergeschichte werden durch scheinunschuldige Unds und Auchs Zusammenhänge erleimt, die niemals in Goethes Leben bestanden haben. — Ähnlich bei Scherer, dem für seine Schule tonangebenden ‚Und‘-Schreiber: *Die Leiden des jungen Werther erschienen 1774; und, obgleich sie ganz deutsch waren, so eroberten sie doch binnen kurzem die Welt.*

Solches Vorspiegeln nicht vorhandener Zusammenhänge ist nicht auf die Literaturwissenschaft beschränkt; wir finden sie überhäufig bei gewissen neunklugen Geschichtschreibern, besonders bei Karl Lamprecht. Dieser will einen engen weltliterarischen Zusammenhang für Fuldas ‚Talisman‘ erfinden; das macht er so: *Im Ubrigen (!) konnten die Stoffe zu den neuen Dramen am besten (?) fremden Literaturen entnommen werden, namentlich den phantastischen des Orients (?). Und damit [sonst nicht!] war die Möglichkeit eines entscheidenden Wurfes für Fulda gegeben.* Dann folgt sein ‚Talisman‘. Nun war aber dieses Stück, dessen Grundstoff sich schon bei Anderen findet (‚Des Kaisers neue Kleider‘) außer jedem Zusammenhang mit der orientalischen Literatur entstanden, mehr oder minder frei erfunden; Lamprechts ‚und damit‘ ist nur das wortmachende Ergaukeln eines unauffindbaren innern Zusammenhanges.

Der Leser überzeuge sich selbst von der Verwerflichkeit solcher Übergangskünsteleien durch den Vergleich mit den natürlichen und redlichen Übergängen auf jeder Seite unsrer Klassiker und Nachklassiker. Absichtlich werden hier nur noch zwei Beispiele für die Kunst des Überganges angeführt, die beide beweisen, daß ein sachlicher Schreiber gar keiner besonderen Künste bedarf, um den Leser lieblich von Gegenstand zu Gegenstand zu führen. Goethe hat in Dichtung und Wahrheit (Buch 10) von dem kranken Herder gesprochen und will übergehen zum Straßburger Münster. Welche geheimnisvolle Gespinste, ähnlich des Kaisers neuen Kleidern, würden solche Meister des nebelspaltenden Überganges wie Scherer, Meyer, Lamprecht zwischen dem kranken Herder und dem Münster weben und wirken! Goethe führt uns ebenso einfach wie lieblich hinüber: *Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundschaftlichen Krankenkube..., begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münsters.*

Obgleich sich im Kriege gewiß alle Ereignisse gegenseitig bedingen und für den Oberfeldherrn in ihren Zusammenhängen offen liegen, begnügt sich Moltke doch mit den einfachsten Übergängen von einem Kriegsschauplatz zum andern und versucht keine erkünstelten Zusammenschweißungen. Er hat die Kämpfe der deutschen Zweiten Armee geschildert und wendet sich nun zu denen der ersten: *Während der Kämpfe der Zweiten Armee an der Loire hatte General von Manteuffel (von der Ersten Armee) nach dem Siege von Amiens den Marsch auf Rouen angetreten.* Ich rate dem Leser, sich doch lieber Goethe und Moltke zum Muster zu nehmen, als den berühmtesten jener Gelehrten, die alle Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde, oder doch zwischen Himmel und Hörsaal, erforscht haben, oder — durch schleimig-schmeidige Übergänge so tun, als ob.

\*

Die altrömischen Schriftsteller über Stil haben die Kunst des Schließens nur vom Standpunkte des öffentlichen Redners, besonders des Gerichtsredners, betrachtet, demzufolge die möglichst tiefe Augenblickswirkung der letzten Sätze empfohlen. Gewiß, eine große Versammlung wie der römische Senat, oder eine aufgeregte Volksmenge, oder gar ein Gerichtshof, der unmittelbar nach der Rede des Verteidigers zum Urteil schreitet, lassen sich durch einen wirksamen Schluß hinreißen oder doch beeinflussen. Selbst auf den einsamen Leser wirkt der letzte Eindruck zunächst am stärksten, auf ihn aber doch nur kurze Zeit. Diese Wirkung ist nicht die entscheidende, denn wozu wäre sonst alles Vorangehende? Es stände z. B. schlimm um den Gesamteindruck von Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe, wenn das ebenso überflüssige wie häßliche Schlußanhängsel entfiel. Man sollte es bei Neudrucken weglassen, wie sich Keller ja selbst vorgenommen hatte.

Völlig zerstörend kann ein Schluß wirken, wenn er, wie manchmal bei Heine, mit teuflischer Absichtlichkeit in die gehobene Stimmung plakt. Wenn z. B. in dem großartigsten seiner Nordsee Gedichte auf die Schilderung des die Meere überschreitenden Heilands, der durch ihn beeligten und versöhnten Menschheit, der schändliche Ausfall gegen einen gleichgültigen ungenannten Berliner Streber folgt, so ist dieser Schluß nicht allein stilwidrig, sondern er läßt den ganzen vorausgehenden Gefühlsüberschwang unecht erscheinen.

Der gute Schluß ist nicht zu verachten, er ist jedoch nicht das in allen Fällen wichtigste Stilmittel. Auch hier wie fast immer muß ehrlich gesagt werden: es gibt keine allgemeine Regel für den Schluß, so wenig wie für den Anfang. Ein sanfter, ja schwacher Schluß zur rechten Zeit und am rechten Ort kann außerordentlich wirken. Lassalle schließt seine mehrstündige berühmte „Kassettenrede“ mit einem rednerischen Zusammenbruch: *Meine Herren, ich hätte Ihnen noch vieles zu sagen, viel hinzuzufügen, aber seit acht Tagen stehe ich auf der Angeklagtenbank. Meine Kräfte brechen. Ich kann nicht mehr.* Man beachte die atemlos kurzen Schlusssätze! Natürlich waren sie für die ganze Rede sorgsam vorher ausgearbeitet. — So hat auch Bismarck den berühmten Schluß seiner berühmtesten Rede, der vom 6. Februar 1888, sicher mit voller Absicht zur Wirkung auf den Reichstag und die gesamte Leservwelt nicht aus dem Stegreif gesprochen, denn sie sollte nicht für den Augenblick wirken, vielmehr eine gefahrdrohende Spannung der Weltmächte so oder so lösen:

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle die ihn mitmachen, alle die ihn Opfer bringen, kurz und gut mit dem die ganze Nation einverstanden ist. Es muß ein Volkstkrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir rucklos angegriffen wurden. — Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine ausbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.

Nicht minder wirksam jedoch schließt Moltke seine Geschichte des Krieges von 1870 mit dem einen, in seiner Schlichtheit großartigen Satz: *Strasburg und Metz, in Zeiten der Schwäche dem Vaterlande entfremdet, waren wieder zurückgewonnen, und das deutsche Kaisertum war neuerstanden.* Wer einen solchen Satz nach seinem vollen Werte zu schätzen vermag, dem braucht nicht ausführlich erklärt zu werden, was Stil ist.

\*

Schon manchmal wurden gewisse Fragen der Stilkunst durch Vergleiche mit denen der dramatischen Kunst aufzuhellen versucht. Vom Schließen in der Prosa ist ungefähr das Gleiche zu sagen wie vom Ausgang des Dramas. Das Grundgesetz für beide Kunstgattungen lautet in allgemeiner Form: Spannung und Steigerung. Dies bedeutet indessen nicht, daß die letzte Steigerung mit dem Schlusse zusammenfallen muß. Schillers ganze dramatische Anlage ging auf eine letzte Spannung in den letzten Worten hinaus: „Dem Manne kann geholfen werden“ in den Räubern, „Ich geh zum Andreas“ im Fiesko, „Jetzt euer Gefangener!“ in Kabale und Liebe. Goethe fand die letzten Worte im Wallenstein „Dem Fürsten Piccolomini!“ erschreckend. Der junge Goethe hatte seinen Urfaust mit den Verdammungsworten Mephistos geschlossen: „Sie ist gerichtet!“, der Sechzigjährige milderte den Schluß in: „Ist gerettet!“ Auch Iphigenie und Tasso enden nicht mit einem letzten Kraftwort, sondern klingen sanfter aus. Ebenso läßt Shakespeare kein einziges seiner erschütterndsten Trauerspiele auf dem Gipfel der tragischen Erschütterung schließen. Die Dramatiker neuerer Zeit dichten ihre Abschlüsse überwiegend mit dem Blick auf die Augenblickswirkung, man denke namentlich an Ibsens Nora und Gespenster, Sudermanns Ehre, Hauptmanns Vor Sonnenaufgang.

Für die Prosa darf die Lehre gelten, daß, soweit sie sachlich und als Ganzes wirken soll, ein besonders kunstvoller Schluß überflüssig ist. Der römische Redner schloß zuweilen ganz einfach: *Dixi* (Ich habe geredet). Alles muß einmal ein Ende nehmen, — warum also, wenn der letzte Gedanke ausgesprochen ist, nicht einfach erklären: ich bin fertig, oder sich einer Wendung bedienen wie bei Goethe, der eine etwas längliche Einleitung in die

Propyläen unvermittelt abbricht: *Doch es wird Zeit diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife.* Hierauf der Schluß selbst: *Soviel im allgemeinen von der Absicht eines Werkes, dem wir recht viele ernsthafte und wohlwollende Teilnehmer wünschen.* Derselbe Goethe aber schließt ein andermal mit einer völlig überraschenden Wendung, die eine ganz neue unbeantwortet bleibende Frage aufwirft: *So entsteht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als Mittel zu einem höheren Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sei* (Abhandlung über Laokoon).

Weitere Beispiele sind unnötig, der lernende Leser findet sie ohne Mühe selbst und wird sich überzeugen, daß bei der grenzenlosen Verschiedenheit der Schreiber und der Gegenstände sich keine feste Regel für den Schluß erquälen läßt.

### Dritter Abschnitt.

#### Belebung.

Lebe nur! Dem Widerspruch  
Wird Lebend'ges nicht entgegen.

Totgebornes trifft der Fluch,  
Niemand je im Weg zu stehen. (Paul Heyse.)

Uralte ist der Vergleich des Aufbaues Schrift-gewordener Sprache mit der Baukunst in Stein und anderm Stoff. Wie jeder Vergleich nur ein Angleichen, keine deckende mathematische Gleichsetzung ist, so dieser. Der Baumeister schafft aus totem Stoff, der Stilkünstler aus lebendigem, und vom ersten Federstrich an lebt sein Bau, während der des Steinbaumeisters erst nach der Vollendung lebendiges Bild von außen wird, Fülle des Lebens erst durch den Menschen gewinnt, der darin wohnt und wirkt. Vom Leben im Stil wurde schon gehandelt, als wir die Einzelzelle des Rohstoffes: den Ausdruck, prüften. Leben der Einzelglieder, der Geschosse des Baues, war unser Gegenstand beim Betrachten des Satzes. Zum bewußten Gesamtleben der Schrift steigen wir jetzt auf, wo wir den Rohbau von den Grundmauern zum krönenden Giebel durchmessen haben und ihn den Zwecken geistigen Lebens dienstbar machen wollen.

Vom lebendigen Stil wird hier gehandelt, und damit sind wir abermals bei einem der Grundpfeiler unsrer Kunst angelangt. Sich mit einem unlebendigen Stil eingehend zu beschäftigen, widerspräche dem Geiste dieses Buches. Aller Stil ohne eine Persönlichkeit auf seinem Grunde ist toter als jede tote Sprache, lohnt nicht die Mühe des Untersuchens. Einige in den lebendigen Leib des Menschenredetils eingedrungene leblose Fremdkörper, die für Leben ausgegeben werden, mußten zur Abschreckung genau geschildert werden: das Präziosentum, die Mode- und Schablonenwörter, die pennälerhafte Fremdwörterlei. Hier aber haben wir es zu tun mit dem Pulsschlag des warmen Lebens selbst, ohne den alles Schreiben geistesstarr wirkt.

Wiederum müssen wir erinnern, daß nur geschrieben wird, weil die Menschenrede nicht so weit dringt, wie ihr Abbild die Schrift. Goethes entschiedenes Wort: 'Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede' kann gar nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden. Stil ist innere Form der Sprache, und Sprache heißt Sprechen, nicht Schreiben. *Lingua*, Sprache, heißt ja ursprünglich Zunge, ebenso *γλῶσσα* und die Wörter für Sprache bei den meisten Völkern. Schon der sehr junge Herder trug in sein Reisetagebuch von 1769 ein: 'Man lernt Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil', und von dem nur 27-jährigen Herder hat der 22-jährige Goethe die Grundgesetze des Verhältnisses zwischen Fühlen, Sprechen und Schreiben für sein ganzes Leben gelernt. Jubelnd verkündete er bald nach den ewig denkwürdigen Straßburger Tagen seinem Lehrmeister: 'Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet.'



Ohne Innenleben kein Stil, der diesen Namen verdient. Nur das Leben hat zeugenden Wert für das Menschenleben; nur die ursprünglich einmal im Hirn und Herzen des Schreibers lebendig gewesene Schrift ist lebendige Kunst, ist schöner Stil. Kants berühmte Erklärung: 'Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt' ist unverständlich, weil wir nicht genau wissen können, was Kant sich grade hier bei dem Schwammwort 'Interesse' gedacht hat. Bedeutet Interesse: lebhafteste Teilnahme, so ist die Erklärung grundfalsch, denn nichts ist schön, was kein Interesse erregt; Langeweile ist das Gegenteil von schön. Wo von einem Geschreibe gesagt wird, es ist langweilig, da bedeutet dies: es ist tot, und von allen Schriften dieser Gattung gilt das Wort: Lasset die Toten ihre Toten begraben! und das andre: Nur der Lebende hat Recht. Wahrlich, gar kein Recht hat die Langeweile, und Voltaire, der alle Stilgattungen mit Ausnahme der langweiligen für erlaubt erklärte, war ein Weiser. Warum soll ich etwas lesen, was ich ohne Zwang nicht anhören würde? Nicht die wissenschaftlichste Schrift braucht langweilig unlebendig zu sein; nicht die Frömmigkeit, die Sittlichkeit, die abgeklärte Kunst verlangt die Langeweile als untrennbare Begleiterin. Als der Minister Rudolf Delbrück im November 1870 dem Norddeutschen Reichstage die Verfassung des zu gründenden Deutschen Reiches ankündigte, mit der öden Schwunglosigkeit des wackern, aber ungewöhnlich langweiligen Kanzleimenschen, der er war, schrieb der Kronprinz Friedrich Wilhelm in sein Tagebuch: 'Ich erfahre Delbrücks Vorbringen der Kaiserfrage, das über alles Maß schwach, matt und trocken; es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen; es ist unmöglich, in diese Leute Schwung zu bringen.' Zum Glück vertrat das weltgeschichtliche Schriftstück die langweilige Form der Einführung.

Einzig in Deutschland hat sich die verkehrte Ansicht eingebürgert, die strenge Wissenschaft vertrage sich nicht mit dem lebendigen, dem fesselnden Stil; ja schon der gute Stil sei ein Zeichen der Unwissenschaftlichkeit. Mittelmäßige deutsche Wissenschaftler, die selbst nicht zwei gutgebaute Sätze hintereinander, nicht eine mit Kunstgenuß zu lesende Seite schreiben können, erdreisten sich, die Wissenschaftlichkeit jedes andern Schreibers zu verdächtigen, der sein vollwertiges Wissen in einer durch Adel der Sprache und Reiz des Baues anziehenden Kunstform vorträgt. Was für abgründige Weisheit müßte die sein, die grundsätzlich jede Schönheit der Form verschmähen dürfte! Es braucht gar keines schönrednerischen Schmuckes, vor allem keines Phrasentums, um auch die reinste Wissenschaft in künstlerischer Form vorzutragen. Selbst die allerstrengste Wissenschaft soll von Menschen auf Menschen übertragen werden und zwar mit der höchsten erreichbaren Wirkung; eines der wirksamsten Mittel außer dem sachlichen Wert ist die zum Verständnis und zur dauernden Aufnahme zweckmäßigste Form, und eben diese heißt Kunst. Eine Schrift von höchster Sachlichkeit ist für den, welchen sie angeht, niemals an sich langweilig; sie kann es nur werden durch die Unbegabung des Schreibers, welcher Verworrenheit an die Stelle der Klarheit, Wortmacherei an die Stelle des Eigenwortes setzt. Klarheit und genauer Ausdruck können nicht langweilig werden; langweilig sind Verschommenheit und Geschwäg: 'Die Langweiligkeit entspringt allemal daraus, daß der Autor gar keine vollkommen deutliche Gedanken oder Erkenntnisse mitzuteilen hat. — Aus denselben Gründen ist eine langweilige Schrift allemal auch sonst wertlos' (Schopenhauer). Und ein andermal: 'Wie behauptet wird, ein guter Koch könne sogar eine harte Schuhsole genießbar herrichten, so kann ein guter Schriftsteller den trockensten Gegenstand unterhaltend machen.'

Freilich darf diese schmackhafte Zubereitung des trocknen Stoffes nicht in geistreichem Geschwäg bestehen. Es gibt eine natürliche Anmut in der ausgesuchten Schlichtheit des Ausdrucks wie des Aufbaues; indessen auch das geistreiche Spiel ist nicht zu verwerten, wenn der Gegenstand es verträgt oder gar fordert. Manche immerfort auf ihre strenge und strengste Wissenschaftlichkeit pochende Gelehrte mit kläglichem Stil, welche die ihnen zu hoch hängenden, darum sauren Trauben des Feuilletonsstils so verachtungsvoll schmähnen, täten besser, grade zum Nutzen für die Wirkung ihrer Wissenschaft, bei den berühmten Feuilletonisten in die Schule zu gehen und sich zu erinnern, daß die größten

unserer Prosa-klassiker und Nachklassiker ausgezeichnete Feuilletonisten waren: Lessing, der eigentliche Schöpfer des wissenschaftlichen Feuilletons, Herder, Goethe — von den Frankfurter Gelehrten Anzeigen bis zu den Feuilletons verschiedensten Inhalts noch in seinen Siebziger- und Achtzigerjahren —, Schiller, Hebbel, Freytag, Moltke. Und der Begründer der wissenschaftlichen Deutschkunde, Jakob Grimm, war einer unserer sprach-edelsten Meister des Feuilletons. Ob man seine kleineren Aufsätze so nennt oder nicht, ist gleichgültig. In Frankreich und England erdreistet sich kein noch so gelehrter Fachmann, einem freien Gelehrten seinen anregenden Stil als wissenschaftlichen Makel zu verdächtigen. Engländer und Franzosen sind stolz auf ihre den Helden deutscher Wissenschaft gewiß nicht nachstehenden Macaulay, Darwin, Spencer, Mill, Huxley, Sainte-Beuve, Renan, Taine, Poincaré, den Mathematiker und Naturforscher, die alle zugleich Meister schöner Prosa sind. Die Befehdung der lebendigen freien Schreiber durch die unlebendigen festbesoldeten in der deutschen Wissenschaft ist eine höchst widerwärtige Erscheinung rückständiger Allge-meinbildung; sie ist subaltern, um für die niedrige Sache das niedrige Fremdwort zu gebrauchen, wenn man nicht gradezu kaffrig sagen will.

\*

Lebendig und natürlich sei vor allem der Ausdruck. Der gezielte, der gesuchte, der papierner weckt keine Erinnerung an das lebendige Lippenwort, bleibt also getrocknete Tinte auf Papier, läßt nichts nachschwingen, so scheinungsartig es für den Augenblick tönen, das heißt klappern mag. Man darf im genauen Nachschreiben der lebendigen Rede sehr weit gehen, ohne der Würde des würdigsten Gegenstandes etwas zu vergeben, wenn man nur, mit dem hierfür doch nicht schwierigen Taktgefühl, diesseits der Grenze bleibt, hinter der die Schludrigkeit beginnt. Kein Mensch spricht: vollkommenerem, Bewundererin; jeder nur: vollkommenerem, Bewundererin: also scheue man sich nicht, diese berechnete Verführung schriftlich wiederzugeben. Die edle Schriftsprache in allen Ehren, doch nicht auf Kosten der natürlichen edlen Menschenrede.

Ebenso steht es mit den Belebungsmitteln des Satzbaues. Die Nebenordnung ist die Regel für den Satzbau des Gespräches: man bediene sich ihrer, wo immer es ohne Stilbruch und ohne Ausarten in Manier angeht. Man verbinde nicht jede zwei neben-geordnete Sätze durch Bindewörter wie denn, weil usw., sondern lasse den anmutigen Wechsel zwischen gebundener und ungebundener Fügung walten. Um wieviel lebendiger wirkt dieser Satz Goethes an Rnebel: *Ins Karlsbad gehe ich auf alle Fälle, ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig*, als wenn ein Bindewort vor 'ich bin' stände. Man lasse sich nicht irremachen durch den Einwand der Sprachmeisterer, solche Satzgefüge seien das Vorrecht der Poesie und müßten in der Prosa die Ausnahme bilden. Ganz allgemein: es gibt keine bessere Stillehrerin für die Prosa als die Poesie, wenigstens für die Prosa, welche Gedanken in Leben wandeln will. Alle Dichter, auch die in Prosa, bedienen sich z. B. zur dramatischen Steigerung ihres Vortrages der selbstgestellten Frage und selbsterteilten Antwort. Besonders häufig ist dieser Dramastil im Volksliede: *Was zog er aus seiner Taschen? Ein Messer, war scharf und spitz.* — Walther von der Vogelweide fragt und antwortet:

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?

Wer überwindet jenen und disen?

Das tuot einer, der sich selber twinget.

Goethe läßt im Selbstgespräch sehr oft die Form der Wechselrede anwenden:

Und fragst du noch, warum dein Herz

Sich bang in deinem Busen klemmt?

Warum ein unerklärter Schmerz

Dir alle Lebensregung hemmt?

Statt der lebendigen Natur,

Da Gott die Menschen schuf hinein,

Umgißt in Rauch und Moder nur

Dich Tiergeripp und Totenbein.

Keine andre Satzform käme diesem Frage- und Antwortspiel an Lebenswirkung gleich.

Bei Lessing ist das Zwiegespräch des Schreibers mit sich selbst eine stehende Prosaform; sogar Dreigespräche kommen vor. Nicht viele Seiten in seinen wissenschaftlichsten Schriften, nicht bloß denen in Briefform, sind ohne ein Beispiel etwa von dieser Art: *Was war Herr Klotz? was wollte er auf einmal sein? Was ist er? Herr Klotz war ein Mann, der usw.*

Frage und Antwort aus demselben Munde sind ja eines der wirksamsten Mittel zum Steigern des Gesprächstones; warum also nicht auch beim Schreiben gelegentlich fragen und selber antworten, z. B. nach dem Muster von Fritz Reuter: *As ick all seggt heww, Du jammerst mi. Worüm? — Wil dat du . . .* Der wissenschaftliche Schreiber braucht sich nicht zu schämen, hin und wieder, beileibe nicht als Regel, die naturgemäß erlahmende Spannung durch dieses Nachahmen des warmen Lebens wieder zu straffen. Wer nach einem sehr vornehmen altklassischen Beispiele sucht, dem seien die ersten Sätze in Ciceros Reden gegen Catilina ins Gedächtnis gerufen.

Zu den weiteren Mitteln der Stilbelebung gehört die uns schon aus früheren Abschnitten bekannte Oberherrschaft des Zeitwortes als des Trägers der Bewegung. *Verbum! Leben! Handlung! Leidenschaft!* heißt es einmal bei Herder. Ferner möglichst redensprachliche Wortstellung, also Vorrücken des Zeitwortes bis zu den äußersten vom Geiste deutscher Sprache gestatteten Grenzen; Vermeiden der schachtelnden Satzform; Bevorzugen der Hauptsätze; Abwechslung in der Reihenfolge von Haupt- und Nebensätzen, damit nicht immer wiederkehre: ein Stückchen Hauptsatz, eingeschachtelter Nebensatz, Schlußstück des Hauptsatzes. Die Freiheit deutscher Wort- und Satzordnung gestattet und das Geheß vom Reize des Wechsels fordert, daß nicht allzu selten Gebrauch gemacht werde von der Reihenfolge: abhängiger Nebensatz oder mehrere Nebensätze, Hauptsatz oder Hauptsätze. — Und alle diese Mittel zusammen stellen nichts andres dar, als was uns bei jeder Betrachtung der wirksamsten Stilmittel immer aufs neue begegnen muß: die Wiedergabe veredelter Redensprache durch die Schrift.

Ein Erzählungsmeister wie Otto Ludwig, also wahrlich kein auf bloß äußerliche Wirkungen ausgehender Schreiber, forderte für seine Kunst:

Unterhaltend muß Geschichte und Vortrag sein; unterhaltend die Begebenheit, und unterhaltend die Figuren, unterhaltend der Dialog und Tun, unterhaltend der Autor selbst. Es muß für Spannung im allgemeinen gesorgt sein, an jedem einzelnen Stellen und zugleich für Interesse des Details. Die Spannung auf das, was kommen muß, muß sich beständig in Interesse am Detail verwandeln und, wo dieses nachläßt, wiederum jene Spannung wirken.

Um ausnahmsweise einmal in der landesüblichen Fremdwörtlersprache zu reden: Warum soll sich der Leser für etwas interessieren, was entweder an sich nicht interessant ist, oder durch die Form uninteressant erscheint? Auf Deutsch: Soll ich mich gefesselt fühlen, so muß der Schreiber sich bemühen, mich zu fesseln. Alles was geschrieben wird, muß irgendwelchen Spannungszreiz erzeugen, das heißt es muß etwas der Sache oder der Form nach Neues gesagt werden; denn sonst hätte das Schreiben unterbleiben müssen. Wir lesen überhaupt doch nur in der Hoffnung auf Neues, und diese Hoffnung wollen wir Spannung nennen. Der Mensch empfindet ein sehr natürliches Vergnügen an der Bewegung überhaupt, denn sie ist das sicherste Zeichen des Lebens. Zu reich, zu mannigfaltig zerstreuen umbraust uns Menschen von heute das Leben in allen Formen, umschwirrt uns die Rede, die Schrift von allen Seiten, als daß wir nicht mit Recht jedem, der auf uns einspricht, erwidern dürfen: Willst du, daß ich dir lausche, so zwinge mich dazu! Nicht durch Getöse, nicht durch hohle Versprechungen, nicht durch schöne Worte, die nur schönbewegte Luft sind; sondern halte mich fest mit allen Fesseln, die in der Kunst des Stiles liegen. Ob das, was du mir zu sagen hast, an sich wertvoll ist, vermag ich ja nur zu würdigen, nachdem du mich gezwungen, es anzuhören.

Otto Ludwig erklärte den Spannungszreiz jeder Erzählung so: „Sie muß so sein, daß wir wünschen, sie wäre wahr; sie muß spannen, d. h. das Gemütsvermögen so erregen,

daß leidenschaftliche Begierden an den Verlauf der Erzählung sich heften. Was hier von der dichterischen Erzählung gesagt wird, gilt sinngemäß angewandt von jeder Prosaschrift. Natürlich ist die bloße Spannung nichtig: das, worauf gespannt wird, muß die Spannung wert sein. Den Leser durch spannende Form etwas Bedeutsames erwarten lassen und ihn zuletzt enttäuschen, ist für den Schreiber selbst vernichtend. Nichts Wirksameres als die Überraschung mit etwas Erfreulichem, Geistreichem, Künstlerischem; nichts Gefährlicheres als der Mißbrauch dieses Kunstmittels. Die feinsten Wiße, die geistreichsten Gedankenblitze beruhen auf der die Spannung belohnenden Überraschung. *Man verschiebe nie auf morgen, was man ebenso gut* — (gelinde Spannung, da wir das Folgende zu wissen glauben) — *auf übermorgen verschieben kann*, eine die Spannung überreich lohnende humorvolle Überraschung. — *Der Mensch unterscheidet sich vom Tier wesentlich dadurch* — (mittlere Spannung, denn wir erwarten einen der uns längst bekannten Unterschiede und raten nur, welcher von den vielen) — *daß es niemals etwas Zweckwidriges tut*. Dies haben wir nicht erwartet, unsre Spannung kommt reichlich auf ihre Kosten.

Mit überwältigender Wirkung machte Bismarck einmal vor dem preußischen Abgeordnetenhaus von diesem Stilmittel Gebrauch, indem er mit scharfer Wendung gegen das Haus Vergleiche mit dem Gefinderecht zog. Als die Abgeordneten murrten, weil sie mit Recht glaubten, sich von dem Minister als Gesinde betrachtet zu sehen, und sogar der Präsident sie ermahnte: *„Rehren Sie sich nicht an den Vergleich, der wahrscheinlich bevorsteht“* —, fuhr Bismarck ruhig fort: *Der Vergleich liegt mir außerordentlich fern, denn niemand ist weniger geneigt als ich, diesem Hause ein volles Herrenrecht einzuräumen.* — Sehr fein war das scheinbar versöhnliche Wort Franz des Ersten gegenüber Karl dem Fünften: *Was mein durchlauchtiger Bruder will, das will ich auch*, nämlich den Besitz Mailands.

Die höchste Kunst kennt keine wißigen oder geistreichen Überraschungen, und für sie behält Otto Ludwig Recht: *Alle Wirkungen, die etwas von Überraschung in sich haben, sind bedenklich. Der Reiz des Überraschenden darin stumpft sich bald ab, und es bleibt nur das Absonderliche, Unvermittelte.* Für die Prosa jedoch, die nicht zur Höhe der ewigen Kunst emporstrebt, ist die sich gelegentlich bis zur Überraschung steigende Spannung ein nicht zu verschmähendes Stilmittel.

Unwillkürlich steigert jeder auf lebendige Wirkung bedachte Schreiber seinen Stimnton um einen Grad oder mehr je nach dem Auf und Nieder des Stoffes und der eignen Seelenspannung. Soweit hierbei die Grenzen der inneren Form, des Zusammenklanges zwischen Gegenstand und Ausdruck, nicht überschrien werden, läßt sich nicht nur nichts gegen diesen natürlichen Spannungshebel einwenden; sondern der wäre ein Schreiber ohne Mark in den Knochen, ohne Blut in den Adern, der für alle Stufen der Gefühlsleiter nur einen Ton fände.

Man beobachte, wie selbst der alte Goethe mit dem Geheimratstil das Zeitwort aus der Vergangenheit in die Gegenwart steigert, sobald der Atem der Erzählung heißer geht, z. B. noch in den Wanderjahren. Und der kaltblütige Moltke überträgt auf uns sein hochgespanntes Empfinden in der Schilderung des Endkampfes um St. Privat durch die erregte Gegenwartsform:

Alle diese Hindernisse werden . . . nach und nach überwältigt. Bei untergehender Sonne ist der Angriff bis auf 300 Schritt an St. Privat herangelangt. Abteilungen des X. Korps schließen sich an, und nun erfolgt von allen Seiten her der letzte Anlauf. Mit größter Hartnäckigkeit verteidigen die Franzosen noch die brennenden Gehöfte und die Kirche, bis sie, mehr und mehr umstellt, schließlich um 8 Uhr die Waffen strecken. Über 2000 Unverwundete fallen dabei in Gefangenschaft, und die Verwundeten müssen den Flammen entrißen werden.

Eine so lange Stelle in der Gegenwartsform findet sich bei Moltke nur noch einmal: da wo er die letzten Reiterangriffe der Franzosen bei Sedan beschreibt.

Rein schulmäßig dünken uns heute Kunststückchen steigender Spannung wie das ehemals hochberühmte, ein wenig lächerlich klingende *Abiit, excessit, erupit* in

einer der Catilinarier Ciceros; oder die gleichfalls früher sehr bewunderte Stelle in einer seiner Reden gegen Verres: *Es ist ein Vergehen, einen römischen Bürger zu fesseln; Verbrechen, ihn zu züchtigen; fast ein Vätermord, ihn zu töten; wie soll ich es nennen, ihn zu kreuzigen?* — Wie der wahre Meister, der Dichter, steigend spannt, das kann uns das unerreichte Beispiel der Rede Mark Antons in Shakespeares Cäsar lehren. Von der Übertreibung dieses Stilmittels handelt ein besonderer Abschnitt (S. 412).

\*

Es gibt Schriftsteller, die als schwer zugänglich, ja als langweilig gelten, weil sie auf allzu geduldige Leser rechnend nicht früh genug mit der Spannung einsetzen. Raabe gehört zu ihnen: die Fabeln seiner Erzählungen sind nicht im mindesten langweilig, aber man muß sich meist durch einen etwas allzulangen vorbereitenden Abschnitt hindurchlesen. Ist man hierüber weg, so schwimmt man im vollen Strome und wird für die vorausgegangene Anstrengung reich entschädigt: ausgezeichnetes Muster die köstliche Geschichte „Horacker“. Andre Schriftsteller können überhaupt nur mit scharfem Winde segeln; so Lessing durchweg, selbst in den stofflich für uns heute langweiligsten Schriften; so Goethe während seiner ganzen vorweimariischen Zeit. Wie unlebendig er werden konnte, wo er nicht nach seinem eignen Grundsatz aus dem von einer Empfindung vollen Herzen schrieb, dafür gibt es ein wundervolles Beispiel in der Italienischen Reise, die Rede, die er in der äußersten Seegefahr an die verzagten Schiffer gehalten haben will:

Was euch betrifft (!), lehrt in euch selbst zurück, und dann wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne vermenben mag, daß er für euch tue, was er damals für seine Apostel getan, als auf dem stürmenden See Librias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hilfslosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.

Sicher hat Goethe ganz anders zu den jammernden Italienern gesprochen, etwa so, wie Frau von Stein den Aufgereagten, Zornigen schildert: fluchend, pasquillierend, nicht im mindesten abgeklärt, garnicht olympisch.

Musterwerke hochgespannten Lebens sind z. B. Häußers Vorlesungen zur Geschichte der französischen Revolution, frei gehalten und von Duden kurzschriftlich aufgezeichnet. Ferner Wischers Vorlesungen über das Schöne und die Kunst, über Shakespeare, über deutsche Literatur, alle nur nach Merzetteln, alle in veredelter Redensprache, mit ganz einfachem Satzbau und doch zu höchster Wirkung; ich habe sie in unvergessenen Stunden einst selbst empfunden. Brehms Tierleben, ein Werk der stillen Belehrung, anzublättern ist beinahe gefährlich: wo immer man es aufschlägt, spannt es uns so unwiderstehlich, daß wir hängen bleiben. — Was für ein Geschichtenerzähler wäre Bismarck geworden, wenn er nicht gerade die deutsche Frage hätte lösen müssen! Seine brieflichen Schilderungen, namentlich aus Rußland an seine Frau, stehen hoch über den meisten deutschen Reise werken.

\*

Die Wiederholung gilt für langweilig, und wir haben ja erfahren, wozu dieser Aberglaube verführt: lieber zum unlebendigen Derselbern (S. 76) als zum gemüthlichen Wiederaufnehmen eines Ausdruckes. Es gibt die langweilige, und es gibt die lebendige Wiederholung. Über die langweilige ist nichts weiter zu sagen, als daß die gleichen Ausdrücke kurz hintereinander ohne besondern Stilzweck einem der Grundgesetze alles Stiles widersprechen: dem vom Reize der Abwechslung. Es gibt jedoch Wiederholungen, die nützlich, ja notwendig sind; Wiederholungen die nicht schwächen, sondern steigern. Cato fürchtete nicht, durch die immerwährende Wiederholung seines Schlusssatzes in jeder Rede: *Ceterum censeo Carthaginem esse delendam* (Übrigens glaube ich, Karthago muß zerstört werden) die Zuhörer zu langweilen. Der deutsche Schüler lernt als Quataner, die Wiederholung eines Wortes in demselben Satze ist ein grober Fehler, und schreibt später als Professor der Naturwissenschaft die Unverständlichkeit: *Der Kohlenstoff verbindet sich mit dem Sauerstoff zu Kohlensäure, und der Wasserstoff gibt mit demselben Wasser.*

Die lebendige edle Redesprache wiederholt, um stärker zu wirken, — also darf die lebendige Schriftsprache das Gleiche tun. Unter zwei Bedingungen: die unveränderte Wiederholung soll das einmal Gesagte tiefer einprägen, wenn zu befürchten ist, daß es durch die Mannigfaltigkeit andrer Eindrücke abgeschwächt sei; und die Wiederholung mit bereichertem Inhalt und in andrer Form soll den hastenden, aber vielleicht flachen Eindruck vertiefen. In Belehrungsschriften ist die Wiederholung ein fast unentbehrliches Stilmittel, und der Verfasser dieses Buches scheut sich nicht vor dem billigen Vorwurf, alles Wichtigste mehr als einmal in wechselnder Form gesagt zu haben. Jede belehrende Auseinanderlegung, jedes Beispiel wirkt an mehr als einer Stelle, in mehr als einem Sinne. Höher noch als die Formschönheit der künstlerischen Darstellung steht der Zweck, alles Schreibens, und der ist in meinem Falle: den Leser nachhaltig zu überzeugen. Goethe war in seinen wissenschaftlichen Schriften ein bewußter Wiederholer: 'Der Irrtum wiederholt sich immerfort in der That, deswegen muß man das Wahre unermüdetlich in Worten wiederholen.' Warum sollten wir Schreiber und wir Leser einander das fast Unmögliche vorgeheucheln, daß jedes Wort sogleich wie ein Heiligtum aufgenommen und bewahrt werde? Es ist kein Stilfehler, Rücksicht zu nehmen auf die Zerstretheit und Vergesslichkeit des Durchschnittslesers unsrer Tage. Man denke nur an die zahllosen Wiederholungen desselben Begriffes mit anderm Ausdruck, die unsre Sprache so sehr liebt, oder an die stabreimenden Doppelworte: ohne Raft und Ruh, Weg und Steg, über Stock und Stein, Tür und Thor, Schimpf und Schande, nach Zug und Recht, mit Sack und Pack, mit Rind und Regel, Brief und Siegel. Diente doch im älteren Deutsch und in der Dichtersprache bis ins 18. Jahrhundert das Wiederholen der Verneinung nicht zur Bejahung, sondern zur noch stärkeren Verneinung: *Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, Wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.*

Die Dichtersprache, die reinste und reichste Quelle des Kunstprosaistils, ist ohne Wiederholung gar nicht zu denken. Am häufigsten macht Lessing von ihr Gebrauch, gleichviel ob in der Vers- oder in der Prosasprache. Wendungen wie 'Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte', oder das dreimalige 'Tut nichts, der Jude wird verbrannt' sind so Lessingisch wie möglich. In seiner Prosa wimmelt es von den reizendsten Beispielen:

Ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Striver eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Recht hatte, wirklich darin liegen; kurz ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihren Eigentümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Lessing will eben sagen: dieser gelehrte Pedant ist ganz Nase und weiter nichts; wie lebhaft wird der Eindruck durch die Wiederholung! — Oder diese Stelle gegen Göze: *Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehemals aus ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern wert. Daß ich ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich.*

Die Wiederholung darf nicht bloßer Klingklang sein, wie etwa in Platen's viel versprechendem und wenig haltendem Gedichtanfang: *Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht.* Der wahre Dichter darf mehr als einmal wiederholen, um überwältigend zu wirken, so in Gretchen's Verzweiflungsworten: *Wie weh, wie weh, wie wehe!* Und wie fein ist die Wiederholung in den Versen: *Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, Was keusche Herzen nicht entbehren können.*

Allerliebste ist die Wiederholung in Paul Heyse's Spruch:

Wie aber zügl' ich mein Talent?  
Es treibt mich rußlos wie im Fieber! —  
So tut, was ihr nicht lassen könnt,  
Doch laßt sich's lassen, laßt es lieber.

Für den starken Eindruck der Wiederholung an der rechten Stelle der Prosa zwei klassische Beispiele aus der neuern Geschichte. *Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen*

seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war (Thronrede des Königs Wilhelm vom 19. Juli 1870). Um wieviel wirksamer als etwa: so tat es das nur, oder so geschah das nur. — Erst jetzt zum ersten Male, im Jahre 1812, waren alle Deutschen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutschen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen (Moltke).

Den Gegenjaß, die schludrige Wiederholung, zeigt uns dieser Satz bei Laube: Ein Franzose und Engländer würden es unbegreiflich finden, die Darstellung zu beeinträchtigen, so lange die Darstellung sich in einem würdigen Stile bewegt. Kein Franzose noch Engländer würde solchen Stil schreiben.

Im neuster Zeit bedient sich die Wichtigtuerei gern der tiefsinnig klingenden Wiederholung, um sehr gewöhnliche oder hohle Dinge aufzupusten. Kerr über Wedekind: *Er tut in diesem Heftchen keineswegs, was er in seiner Werke manchem tat . . . Das tut er nicht. Er tut es nicht.* — R. Raßner über den Rhetor: *Für den, der es noch nicht weiß: der Rhetor lebt davon, daß er sich niemals sagt: Ich bin ein Schauspieler. Niemals, unter keinen Umständen sagt sich das der Rhetor. Ja welcher andre sagt sich denn das?*

\*

Lessing, der Zerstörer der französischen Oberherrschaft im deutschen Literaturleben und doch selbst Schüler der Franzosen in der Stilkunst, hat aus der eignen Grundneigung heraus den Ausdruck getan: 'Jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich in eine Antithese kleiden'. Von einem neuern Meister in der Anwendung der Gegensätzlichkeit als Lieblingsstilmittels, Nietzsche, rührt das Warnungswort: 'Die Antithese ist die enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrtum zur Wahrheit schleicht'. Diese beiden Sätze bezeichnen treffend die tiefe Verschiedenheit der beiden Denker. Lessing bedient sich des Gegenjaßes aus der Erfahrung der Wahrheit, daß er eines der Mittel zum Erforschen der Wahrheit ist; Nietzsche zwar auch um zur Wahrheit zu gelangen, noch häufiger jedoch um zu blenden, zu verblüffen. Lessing gebraucht kaum je die Antithese bloß zum geistreichen Spiel, wenn er gleich den Reiz des Gegenjaßes, der überraschenden Umdrehung gut kennt und genießt. Auf ihn paßt schlagend C. F. Meyers Wort: 'Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.' Bei Nietzsche bekundet man durch das geflissentliche Bevorzugen der gegensätzlichen Umdrehung den Eindruck, daß er an jedem Satze zunächst versucht hat, ob er nicht in umgekehrter Form gleichfalls einen Sinn und dann einen überraschenden, wißigen ergebe. Wer in solcher Weise verfährt, dem gelingen natürlich, gleichwie dem Schüttelreimsucher, zuweilen wahre Glücksfunde, so dem gewohnheitsmäßigen Umdreher Nietzsche solche Umdrehungen wie: *Ich brach die Ehe, doch zuvor hat die Ehe mich gebrochen.* Im Zarathustra stehen sie fast auf jeder Seite: *Oft sitzt der Schlamm auf dem Thron, und oft sitzt auch der Thron auf dem Schlamm.* — *Rate ich euch zur Nächstenliebe? Lieber noch rate ich euch zur Fernstenliebe.* — *Wie kann ich Jedem das Seine geben! Ich gebe Jedem das Meine.* Wer zwanzig Seiten Nietzsches gelesen, der merkt die Manier, fühlt die Absicht, wird stumpf gegen dieses an sich nicht zu verwerfende Mittel lebendigen Stils. Ob der klassische Philologe Nietzsche diese Stilmanier nicht etwa von L. Seneca gelernt hatte? Bei diesem ist sie durch Duzende von spicelerisch geistreichelnden Sätzen vertreten, z. B.: *Non quia difficilia sunt, non audemus, sed quia non audemus, difficilia sunt* (Nicht weil etwas schwer ist, wagen wir es nicht; sondern weil wir nicht wagen, ist es schwer).

Lessings zugespitzte Gegensätzlichkeiten wirken durch spärlichere Verteilung wie eine feine Würze; man fühlt, dieser Schreiber will damit nicht glänzen, will nur seine Freude am gelegentlichen Spiel mit dieser Form auf uns übertragen und zugleich die von ihm tief empfundene Wahrheit noch sichtbarer machen, indem er sie von zwei Seiten mit scharfem Lichtwechsel aufstellt. Wenn er z. B. schreibt: *Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König*, so fließt dies nicht aus der Sucht, zu verblüffen, sondern aus

einer erhabenen Weltauffassung, für welche die Höhen und die Tiefen der Menschheit gleichmäßig offen liegen. Wenn er ferner den grundlegenden Satz aufstellt: *Der wahre Kunsttrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert*, so ist dies die Art des selbständigen Denkers, der an der Richtigkeit einer ungeprüften Überlieferung zweifelnd auf den Gedanken kommt: Wie, wenn die Kunsttrichter sich irrten, weil sie alle nur den breiten ausgetretenen Weg gegangen sind? Selbst da, wo er mit dem Umdrehen spielt, tut er's doch mehr aus Freude an der schlagenden Kürze als aus Eitelkeit. Seine zwei berühmten gegenjünglichen Aussprüche über Gottscheds Schriften: *Dieses Buch enthält viel Neues und Gutes, aber das Gute ist nicht neu, und das Neue nicht gut*, und: *Diese Gedichte kosten 2 Taler 4 Groschen. Mit 2 Talern bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Groschen ungefähr das Nützliche* sind grausam; indeß mit einem düffelhaften Reichtümer wie Gottsched durfte sich ein Lessing nicht in lange Auseinandersetzungen über Geschmacksfragen einlassen, den vernichtete man sicherer durch einen einzigen scharfen Werthhieb des geistreichen Satzes und Gegensatzes. Und gegen den selbstgerechten Priester Göze, der Lessing an seine bange Todesstunde gemahnt hatte, gab es keine würdigere Antwort als: *Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern; aber vor meiner Todesstunde werde ich niemals zittern*.

Kein bedeutender Schreiber kann dieses wirksamen Stilmittels ganz entraten; die Kunst seiner Anwendung besteht im weissen Maß. Nicht um Lessing nachzuahmen, aber um sich der Wirkung fein berechnender Gegensatzsprache bewußt zu werden, lese man immer wieder Lessings Prosa; fast alle berühmteste Stellen, die Grundlagen unsrer Geschmacks- wissenschaft seit dem 18. Jahrhundert, bewegen sich im Schrittmaß des Gegensatzes; so noch dieser Ausspruch, einer der entscheidendsten (im 17. Literaturbrief): *Der Engländer (Shakespeare) erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt*.

Ein prächtiges Beispiel schlagkräftigen Gegensatzes steht bei Matthias Claudius über die dichterische Grundverschiedenheit zwischen Voltaire und Shakespeare:

Arouet sagt, ich weine,  
Und Shakespeare weint.

Goethe und Schiller, dieser noch mehr als jener, beide wie Lessing durch die gute Sprachschule der Franzosen geschritten, sind Liebhaber von Satz und Gegensatz. Goethes Faust, zumal der erste Teil, am meisten die Rolle des Mephistopheles, ist fast durchweg Gegensatzstil. Wendungen wie: *Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war. Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebär, — Er findet sich in einem ewigen Glanze, Uns hat er in die Finsternis gebracht, — Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage, — Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben, — Dem Taumel weih ich mich, verliebtem Haß, verzweifeltem Genuß* (hier die sogenannte *contradictio in adjecto*, der Widerspruch im Beiwort) begegnen einem auf jeder Seite mehrere Male. Doch selbst in Goethes Liedern sind die Gegenpole nicht selten, solche Stellen wie: *Den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllest, — Den Gehalt in deinem Busen Und die Form in deinem Geist, — Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen*.

Noch häufiger bei Schiller, dessen Stil ja mehr als Goethes zum Rednerischen neigt: *Leicht bei einander wohnen die Gedanken, Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. — Wär der Gedank' nicht so verwünscht gescheit, Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. — Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr Bund. — Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut. — Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht*. Über Wilhelm von Oranien: *Er verschwendete Millionen, aber er geizte mit Minuten, — und über Wallenstein: Er fiel nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel*.



Bei Schopenhauer steht einmal böshaft: *Schelling hat sich im Alter von der Offenbarung der Philosophie zur Philosophie der Offenbarung gewendet*. Bekannt ist Feuerbachs gegensätzlicher Ausspruch: *Ob Gott die Menschen geschaffen, ist fraglich; daß sich die Menschen ihren Gott geschaffen, ist gewiß*.

Ein großer Teil des Reizes des Heiniſchen Stils fließt aus Heines Herrschaft über das Spiel des Gegensatzes: *Mitwelchem Freudejauchzen umjubelte dies Volk den jungen Ludwig 14.; mit tränenlosem Kaltsinn sah es den Greis begraben. — Ich bin überzeugt, ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres Schauspiel für die Gottheit als ein betender Engländer. — Dieser Sommer ist nur ein grün angestrichener Winter*.

Fast noch besser versteht sich Börne, der im Stil französischste unter unsern neueren großen Prosaſchreibern, auf Spruch und Widerspruch:

Weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja weil ich die Slaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als ihr. Ja weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse und hinter dem verschlossenen Tore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt (Frankfurt) nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz. Nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht.

In der Bibel, in beiden Testamenten, wird nach morgenländischer Art recht oft vom wirksamen Gegensatz Gebrauch gemacht: *Ein lebendiger Hund ist besser, als ein toter Löwe. — Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. — Laß deine Linke nicht wissen, was die Rechte tut. — Wo die Jünger schweigen, werden die Steine schreien. — Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende* (erweitert aus Psalm 73, 19). — *Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da*, läßt Sophokles seine Antigone sprechen. — Aristoteles empfiehlt die Gegensätze, weil sie überaus verständlich sind. Bei den Römern ist der scharf herausgearbeitete Gegensatz eines der beliebtesten Stilmittel: *Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo* (Kann ich die Götter nicht beugen, so will ich die Hölle aufrühren). — *Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni* (Götter spenden den Siegern die Gunst, doch Cato Besiegten).

Beispiele aus der französischen Literatur sind kaum nötig, der Leser findet sie fast auf jeder Seite bei Stilmeistern wie La Rochefoucault, Montesquieu, Voltaire, Diderot. In der französischen Revolution entstanden die geflügelten Gegensatzworte: *Guerre aux palais, paix aux chaumières* (Krieg den Schlössern, Friede den Hütten) und *Le silence des peuples est la leçon des rois* (Das Schweigen der Völker ist die Lehre für die Könige). Bala betitelte einen seiner Romane *La bête humaine* (das menschliche Tier).

Hierher gehören deutsche Wendungen wie: ein öffentliches Geheimnis, geschäftiger Müßiggang, die guten Leute und schlechten Musikanten (zuerst bei Brentano), Schleiermachers Wort auf den Philologen Becker: *In sieben Sprachen schweigen*; Mantuffels Wort von dem Mutigen, der einen Schritt zurückweicht; Scheffels Liebe und Trompetenblasen, samt Busch's: *Enthaltſamkeit ist das Vergnügen An Sachen, welche wir nicht kriegen*.

Shakespeare übertrieb im Wahn einer Zeitstilmode, des Euphuismus, das Spiel mit den Gegensätzen: doch bis in seine reifsten Schöpfungen gewahren wir seine Vorliebe für diese wirksame Form:

Fairest Cordelia, thou art most rich, being poor;  
Most choice, forsaken, and most lov'd, despis'd. (Lear.)

Prächtige Beispiele finden sich in den Junius-Briefen, eines der schönsten in dem schon erwähnten 49ten (vgl. S. 317).

Macaulay greift immer wieder zum gegensätzlichen Bilde, wenn er einen Zustand schildern oder eine nützliche Wahrheit predigen will: *Ein Morgen Land in Middlesex ist besser als ein Fürstentum in Utopien. Der geringste wirkliche Vorteil ist besser als die herrlichsten Versprechungen von Unmöglichkeiten. — Der unerreichte Meister jedoch des Gegensatzspieles in allen Zeiten und unter allen Völkern war Viktor Hugo. Er war sich dieses Urtriebes vollbewußt: *Vous savez que le bon Dieu est pour moi le grand**

*faiseur d'antithèses* (Sie wissen, der liebe Gott ist mir der große Gegensätzer). Muffet, der als französischer Dichter selbst nicht ohne dieses Stilmittel auskam, spottete über Hugos Kunst: *Kavauder l'oripeau qu'on appelle antithèse* (den Glittermantel flicken, den man Gegensatz nennt). Großartig wirkende Stellen finden sich namentlich in Hugos *Quatre vents de l'Esprit*; die großartigste in der Beschreibung des Begräbnisses Ludwigs 15., dessen faulender Leichnam durch den Sarg tröpfelte:

C'était ce roi, ce maître et cet homme d'orgueil,

Qui tombait goutte à goutte à travers son cercueil. (Und das war jener Herrscher, der Stolge, der Königsproß, Der Tropfen so um Tropfen versaut dem Sarg entfloß).

Bis in welche Abgründe des Lächerlichen der zur Manier gemordene Gegensatzanzug von den Höhen der Erhabenheit stürzen kann, dafür liefert gleichfalls Viktor Hugo eine Fülle von Belegen, so diesen in seinem Aufruf vom September 1870 an die Deutschen:

Das Kaisertum ist die Vergangenheit, wir sind die Zukunft. Es ist der Haß, wir sind die Zuneigung. Es ist der Verrat, wir sind die Ehrlichkeit. Ihr kommt, um Paris mit Gewalt zu nehmen. Paris liebt euch (!), aber Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen furchtbaren Majestät seines Ruhmes und seiner Trauer.

#### Vierter Abschnitt.

#### Kurz und Bündig.

Tritt frisch auf, Tu's Maul auf, Hör bald auf! (Luther).

Peu de paroles et beaucoup de sens (Wenig Worte und viel Inhalt).

(Friedrich der Große an den Minister Herzberg).

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;

Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils. (Schiller in den Botivtaseln).

Über keine Stilfrage herrscht solch allgemeines Einverständnis wie über die Notwendigkeit der Kürze. Ähnlich dem obigen Schillerschen Vers von der Stilmeisterschaft lautet ein französisches Wort: *Le style, comme l'art, vit de sacrifices* (der Stil, wie die Kunst, lebt von Opfern). Der Zusatz *comme l'art* ist klug, aber nicht scharf genug; er sollte lauten: *parce qu'il est de l'art* (weil er Kunst ist), denn alle Kunst lebt vom Opfer des Nichtnotwendigen. Eben weil der Stil Kunst ist, verwirft er alles Überflüssige. Ohne diesen Grund wäre es schade, einem guten Schreiber nicht endlos zuzuhören. Die Rechtswissenschaft lehrt: *Superflua non nocent* (Überflüssiges schadet nichts); die Kunst verwirft solche Lehre. Mit Recht: denn was nicht wirkt, schadet; es beansprucht Zeit und Kraft des Lesers ohne Frucht. Jedes Wort, das unbedeutende wie das bedeutende, fordert Geistestätigkeit, um begriffen und verarbeitet oder als wertlos erkannt und verworfen zu werden; je mehr Kraft durch Unbedeutendes, gar durch Überflüssiges verbraucht wird, desto weniger bleibt für das Wertvolle. Der Leser merkt schnell, daß ihm Überflüssiges mit untergeschoben wird; er gewöhnt sich aus Notwehr ans Überspringen des Wertlosen, überspringt dabei leicht etwas Wertvolles: der Zweck des Schreibens wird verfehlt.

Aus diesen Tatsachen folgt das Gesetz des kleinsten Mittels für den Stil wie für alle Kunst. In Lessings Bildsprache lautet dieses Gesetz: Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuß umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Kanone sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Das Sprichwort: Mit Kanonen nach Spazern schießen' sagt's noch kürzer. Jakob Grimm schrieb der Sprache an sich diesen Trieb zum kleinsten Mittel zu: Die Sprache ist ihrem innersten Wesen nach hausständig und zieht, was sie mit geringen Mitteln erreichen kann, jeder Zeit größerem Aufwand vor. Wichtig bis auf das jeder Zeit: die sparsame Sprache neigt zuweilen zur verschwenderischen Fülle (vgl. S. 379 über Doppelwendungen). Genade Gott aber der Schrift, an der das Streichen gar nichts ändert, wohl gar bessert! Kein geschwäziges Buch bleibt am Leben:

Wer die weite Reise zur Nachwelt vorhat, darf keine unnütze Bagage mitschleppen. Wer für alle Zeiten schreiben will, sei kurz, Bündig, auf das Wesentliche beschränkt; er sei bis zur Kargheit, bei jeder Phrase und jedem Wort bedacht, ob es nicht auch zu entbehren sei (Schopenhauer).

In allen Literaturen sind die kunstvollen Kürzen berühmt. Christi Antwort zu Pilatus: „Du sagst es“ (im Griechischen nur zwei Worte) ist das berühmteste Beispiel. Shakespeares „Sein oder Nichtsein“ ist das Werk eines Meisters; Voltaires Verwässerung in:

Demeure, il faut choisir, et passer à l'instant  
De la vie à la mort, et de l'être au néant —

das wortreiche Gewäsch eines Nichtdichters. Mit Recht bewundern die Franzosen das *Qu'il mourût!* in Corneilles *Horaces*; ohne den Zwang des Reimes wäre es noch kürzer geworden: *Mourir!* Weniger bewunderungswert ist Medeas Antwort bei Corneille auf die Frage:

Votre pays vous hait, votre époux est sans foi!  
Dans un si grand revers que vous reste-t-il?

Médée: Moi!

Moi! dis-je, et c'est assez.

Genug war das erste *Moi*; was folgt, ist überflüssige Beredsamkeit. — Eine ebenso reiche Kürze bei Goethe wurde schon genannt (S. 307). Lessing erblickte in der Kürze ein Merkmal des Genies: „Welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sicherer als die Anwendung grade nur so vieler Wörter, als eben zum vollständigen Ausdruck unentbehrlich sind?“, ja sogar: „Für mich ist schon die möglichste Kürze Wohlklang.“

Man darf noch einen Schritt weiter gehen: bündige Kürze ist wahrhaftiger als überflüssige Länge. Wer zu einem Gedanken von zehn Worten nicht unter 4—5 Druckzeilen braucht, der erregt den Verdacht der Unwahrhaftigkeit: er möchte durch die Masse mehr scheinen, als er dem Gehalte nach ist. Breitspurigkeit ist Pfüschwerk, die Selbstbeschränkung zeigt den Meister. „Es ist ebenso viel Weisheit im Weglassen als im Hinzugehen erfordert“ (Schopenhauer). Viel mehr Weisheit! Jedes Weglassen eines Wortes zwingt zum Verstärken des Stehenbleibenden; keine bessere sprachliche und künstlerische Selbstzucht als das Streichen. Und welch sittlicher Gewinn im Bezwingen der zärtlichen Eitelkeit, die jedes hingeschriebene Wort köstlich findet.

Schopenhauer rügt mit Recht an Herder, er gebrauchte in der Regel drei Worte, wo er mit einem hätte auskommen können. Herders schnelles Versinken rührt zum großen Teil von seinem Hange, alles zu sagen und vieles doppelt. *Le secret d'ennuyer est celui de tout dire* (das Geheimnis, zu langweilen, besteht im Allessagen), heißt es bei Voltaire von solchem gefährlichem Überschwang. Der Meister der Wortkunst soll nicht alles sagen, was er weiß; er soll das Vorletzte sagen und dem Leser das Letzte zu denken überlassen. Der große Schriftsteller, aber schon jeder leidlich kluge Schreiber betrachtet den Leser nicht bloß als aufnehmendes Gefäß; er macht ihn zum Mitarbeiter und dadurch zum Freunde. Wer alles irgendwie Sagbare sagt, der lehrt den Leser, zu denken: Dieser Schreiber hat mir nichts Weiteres zu sagen. „Das Unvollständige als künstlerisches Reizmittel. — Das Unvollständige ist oft wirksamer als die Vollständigkeit“ (Nietzsche), und schon Hesiod wußte, um wie viel die Hälfte oft mehr ist als das Ganze.

\*

Kurz und bündig, das heißt: Kurz, aber bündig: die knappe Schreibweise darf nicht zum Gestammel, die Darstellung des Gedankenflusses nicht zum dunklen Sinnpruch ausarten. Es gibt ein Maß auch in der Kürze; die Bündigkeit, also der Zusammenhang der Gedankenglieder, muß in der kürzesten Wortfassung erhalten bleiben. Unter den Bedingungen zur Wirksamkeit eines Eindruckes steht neben der Stärke die Dauer obenan. Es ist nicht wahr, daß der kürzeste Satz unter allen Umständen der stilisch beste ist. Zum bloßen Verstehen reicht er vielleicht hin; zum dauernden Nachwirken gehört eine gewisse Fülle. Dies wußten schon die guten Prosaschreiber des Altertums; Plinius schreibt an den oft allzu kurzen Tacitus sehr fein: „Viele Sachen erhalten durch die längere Dauer ihrer Behandlung gleichsam mehr Nachdruck und Gewicht“, und einem andern Freunde zur Entschuldigung der etwas ausführlichen Schilderung seines Landgutes: „Mit wieviel Versen haben nicht Homer und Vergil — dieser die Waffen des Aeneas, jener des Achilles

beschrieben, und beide sind trotzdem nicht langweilig, weil sie nur das ausführen, was sie angefangen haben. Das Notwendige ist niemals langweilig; war es für Homer und Vergil künstlerisch notwendig, die Waffenschilderung anzufangen, so war es notwendig, sie in angemessener Länge durchzuführen. Den Inhalt von Kellers *Romeo und Julie* auf dem Dorfe kann man ausführlich auf einer Seite erzählen; die jener Meisternovelle zu Grunde liegende Zeitungsnachricht maß nur acht Zeilen. Zur Kunstwirkung aber, zum Fesseln unsrer vollen und dauernden Herzensteilnahme an dem Geschehe Salis und Brenchens gehört Dauer; und wie karg ist die Spanne der einen oder zwei Stunden Lesens gegenüber der Dauer, die wir im Leben brauchen, um für einen fremden Menschen warm zu werden.

Der strenge Quintilian verwirft jedes Wort, das weder zum Verständnis beiträgt noch zum Schmuck. Überstreng und nicht einmal ganz zutreffend für die hauptsächlich von ihm gemeinten öffentlichen Reden. Schon zur Klangwirkung bedarf es einer gewissen Fülle, unbeschadet des Lessingschen Wortes vom Wohlklang der möglichsten Kürze. Es gibt aber noch andre Zwecke als die des Verständnisses, vom Schmuck gar nicht zu reden. Kein großer Schriftsteller, nicht einmal Tacitus, verträgt die peinlich strenge Prüfung auf das unbedingt Notwendige nach dem Grundsatz Quintilians. Wer überzeugen will, gar in einer Frage, worin er auf so viel Widerstände wie Vorurteile der Leser stößt, der erreicht seinen Zweck nur durch wohlabgemessene Ausführlichkeit, die selbst das Mittel der Wiederholung nicht verschmähen darf. Betrachten wir das uns beiden, dem Leser und mir, am nächsten liegende Beispiel: dieses Buch, oder doch einen seiner Hauptabschnitte: über die Fremdwörterlei. Ein mit höchster Gewalt bekleideter Selbstherrscher, dessen Wort ehernes Gesetz, dürfte sich mit dem Machtgebot begnügen: Fremdwörterlei, also Verleugnung der Muttersprache, ist strafwürdig. Ich besitze keine andre Gewalt als das Wort des freien Schriftstellers und mußte, wenn ich die Überzeugungsfähigen unter meinen Lesern überzeugen wollte, jedes taugliche und anständige rein sachliche Mittel benutzen. Ihrer eines ist Fülle, ist Dauer. In einem Abschnitt für drei bis vier Halbtage Lesens sollte ausgeräumt werden mit dem Wust, den drei bis vier fremdwörtelnde Jahrhunderte zusammen-gescharrt haben! Wie viel mehr meines seit 40 Jahren aufgespeicherten Stoffes geriet in den Papierkorb als in jenen Abschnitt.

\*

Man soll nie und nirgend der Kürze auch nur das kleinste Opfer auf Kosten der Bestimmtheit und Präzision des Ausdrucks bringen' (Schopenhauer). Gewiß nicht; doch hätte Schopenhauer ohne Schaden für die Bestimmtheit die 'Präzision' in seinem Satz streichen können. Unter keinen Umständen darf das Streben nach Kürze die Grenze des Verständnisses überschreiten. Annette von Droste hat das in manchen ihrer sonst schönsten Gedichte getan und es selber beklagt: *Brevis esse laboro, obscura fio* (Ich strebe nach Kürze und werde dunkel). Vollends in belehrenden Werken ist allzu große Kürze oft gleichbedeutend mit Zweckwidrigkeit, z. B. wenn Scherer in einer dicken Geschichte der deutschen Literatur über einen Dichter wie Lenz weiter nichts als dieses schreibt: *Lenz, ein Deutsche-russe, der im Wahnsinn endete, fand in kleinen Liedern und Erzählungen zuweilen eine rührend einfache Poesie; in seinen Dramen gab er sich den tollsten Erdichtungen hin, in denen aber doch hier und da ein glücklich gezeichneter Charakter, eine Naive, ein Pedant, ein gutmütiger Polterer wahres Talent verriet.* — Dies hätte auch Jemand schreiben können, der Lenz nie gelesen. Kein Leser, der Lenz nicht vorher genau gekannt, gewinnt daraus ein Gran wirklichen Wissens; gar für Lenzens Kenner ist solch hohles Gerede erst recht überflüssig.

Wohin die Wortknapperei führen kann, zeigt diese lechthwillige Verfügung: *Der Erbe ist verpflichtet, meiner Frau von dem hinterlassenen Silbergerät 100 Pfund nach eigener Auswahl zu überlassen.* Wer soll auswählen, der Erbe oder die Frau? — Nicht ganz so schädlich, dafür um so lächerlicher ist dieser Satz in einem Winterfeldschen Roman: *Soll ich Ihnen die Stiefel ausziehen? kniete Leontine, und dieser in einer Geschichte*

von Dehmel: *Hast du neue Bienenstöcke, Vater? — Einen, setzte sich der Alte auf die Bank. Aber, aber — bei Goethe steht einmal: „Den (Scherz) will ich nicht verderben“, lächelte sie.*

\*

Selbst Cicero, der sich mit so großem Vergnügen reden hört, empfiehlt doch: *„Se kürzer, desto klarer und leichter verständlich“*, und er wählt als Beispiel die Verwässerung von: *Ich habe einen erwachsenen Sohn in: Da ich Kinder wünschte, heiratete ich, es wurde mir ein Sohn geboren, ich zog ihn auf, ich führte ihn ins Jünglingsalter.* — Rein Verfassungsschreiber, Schriftsteller oder nicht, sollte ohne genaue Kenntniss von Tacitus' Stile sein. Dieser kann allerdings nicht durchweg als nachahmenswerthes Vorbild dienen, da er die Kürze oft bis zur Manier übertreibend anstrebt; gewisse Stellen aber bei ihm sind Meisterwerke der Verdichtung des Ausdrucks. Britannicus ist bei einem kaiserlichen Festgelage soeben vergiftet umgesunken, die Leiche ist hinausgeschafft: *Ita post brevesilentium repetita convivii laetitia* (So hebt nach kurzem Schweigen die Festfreude wieder an). — Bald darauf ebenso knapp: *Nox eadem necem Britannici et rogam conjunxit* (Dieselbe Nacht verband des Britannicus Ermordung und Holzstoß). — Nero geht einem Tugendhelden, der ihm zum Ärgernis geworden, an den Kragen: *Nero virtutem ipsam excindere concupivit* (Nero wünschte, die Tugend selbst auszuschneiden).

Unter den Franzosen gibt es Verdichter und Verwässerer, die am Werke zu sehn höchst lehrreich ist. La Rochefoucault kürzte seine *Maximes* von Auflage zu Auflage mit sichtsüchtiger Kunstfreude am Streichen. Man vergleiche folgende Stufen einiger seiner berühmtesten Sinnsprüche. In der ersten Ausgabe hatte er geschrieben: *Die Jugend ist eine fortgesetzte Trunkenheit, sie ist das Fieber der Gesundheit, sie ist die Torheit der Vernunft.* In der letzten Ausgabe war nur übriggeblieben: *Die Jugend ist eine fortgesetzte Trunkenheit, sie ist das Fieber der Vernunft.* Oder es hatte ursprünglich geheißen: *Die Strenge der Frauen ist ein Schmuck und eine Schminke, die sie zu ihrer Schönheit fügen. Sie ist ein feines, zartes Reizmittel und eine verkappte Lust.* Für die letzte Ausgabe wurde der ganze zweite Satz als überflüssig gestrichen.

Dem Dichter Racine verzeiht man noch das Ausmalzen des Psalmverses: *J'ai vu l'impie . . . surexalté et élevé comme les cèdres du Liban; j'ai passé, il n'était plus* in die sechs Verse:

J'ai vu l'impie adoré sur la terre:  
Pareil au cèdre, il cachait dans les cieux  
Son front audacieux;

Il semblait à son gré gouverner le tonnerre,  
Foulait aux pieds ses ennemis vaincus:  
Je n'ai fait que passer, il n'était déjà plus.  
(Esther).

Zum breiten Ranzelgeschwätz wird es bei Maffillon:

Je sais que l'impie prospère quelquefois, qu'il paraît élevé comme le cèdre du Liban, et qu'il semble insulter le ciel par une gloire orgueilleuse qu'il ne croit tenir que de lui-même. Mais attendez, son élévation va lui creuser elle-même son précipice: la main du Seigneur l'arrachera bientôt de dessus la terre. La fin de l'impie est presque toujours sans honneur. Tôt ou tard il faut enfin que cet édifice d'orgueil et d'injustice s'écroule: la honte et les malheurs vont succéder ici-bas à la gloire de ses succès; on le verra peut-être traîner une vieillesse triste et déshonorée; il finira par l'ignominie. Dieu aura son tour, et la gloire de l'homme injuste ne descendra pas avec lui dans le même tombeau.

Und Bossuet rectt die sechs Worte: *Dieu fait la loi aux rois* in die drei Zeilen:

Celui qui règne dans les cieux et de qui relèvent tous les empires, à qui seul appartient la gloire, la majesté et l'indépendance, est aussi le seul qui se glorifie de faire la loi aux rois et de leur donner, quand il lui plaît, de grandes et terribles leçons.

\*

Ein deutsches Meisterwerk der bündigen Kürze sind Lessings Fabeln; sie sollten in unsern Schulen das unerläßliche Übungsbuch der Kunst werden, kein Wort über das Notwendigste hinaus zu schreiben. Manche Lessingsche Fabel von 6—10 Zeilen ist von Andern zu langen Abhandlungen breitgezerrt worden. Überhaupt sollten unsre künftigen Schreiber auf ihren Schulen alle ein halbes Jahr hindurch gründliche

Der Mensch stellt sich als gipfelförmig  
 dar, gipfelförmig aber der übrigen Welt,  
 und gegen diese <sup>sein</sup> äußerlich bewirkt durch  
 die Körperliche Thätigkeit, welche sich auf Erden  
 der Seele zur Befreiung diene.

Demnach müßte es in diesem Ganzen  
~~die~~ Funktionen annehmen, die innerlich von  
 Tugend und von der Seele bezeugt, daß  
 eine selbstständige Erscheinung haben.

Aber dem Tugend im Inneren selbst  
 und wieviel sie der Seele zu sehr Kraft  
 verleiht, so wie Natur an dem Menschlichen  
 der Seele zu bewirkt, so wie in ihm die Befreiung  
 für sich selbst <sup>Organ von</sup> ~~äußerlich~~. In dem Inneren  
 Vollkommenheit erreicht der Mensch von der  
 Thätigkeit seiner ~~Lebens~~ <sup>Seele</sup> ~~Lebens~~, und aus dem  
 Ueberflusse seiner Kraft entwickelt er einen  
 Tugend. Von da an Abnahme und nur noch  
 der inneren Thätigkeit nach Befreiung der  
 inneren ~~Lebens~~ <sup>Seele</sup> ~~Lebens~~. Befreiung.

Man wird vielleicht einen Irrthum im Inneren  
 finden, nämlich den Tugend, annehmen, daß die  
 Seele Befreiung seiner Befreiung, und daß  
 Thätigkeit der Seele selbst innerlich bewirkt, die  
 Thätigkeit erreichen und die Befreiung bewirkt.  
 zinnel sich, selbst ohne <sup>inneren</sup> ~~äußerlichen~~ Thätigkeit.

Kürzungsübungen gemacht haben an eignen Aufsätzen von höchstens 100 Schreibzeilen; daneben an geschwägigen gedruckten Stellen, ohne Rücksicht auf die Berühmtheit der Verfasser, mit dem Ziel, unbeschadet des Gedankens den Ausdruck von jeder Überflüssigkeit zu säubern. Man mag sie nennen Übungen im Stilkurzschrift. Goethe beneidete das Englische um seine vielen 'schlagenden einsilbigen Worte'; aber schon die guten römischen Schriftsteller verspotteten die *verba sesquipedalia* (die ellenlangen Worte).

Das Wort Elisabeths im Götz: 'Bis in den Tod' (3. Akt) war erst das Ergebnis entschlossener Kürzung. Im Ur-Götz hatte gestanden: . . . bis in den Tod, wie ich will, daß du bei mir bleiben sollst; wo bin ich sicherer als bei dir?

Unter unsern neueren Prosameistern ist der Klassiker der Kürze Moltke. Die ganze politische und kriegerische Lage zwischen Deutschland und Frankreich beim Ausbruch des Krieges von 1870 legt er in drei kurzen Sätzen von zusammen fünf Zeilen dar:

Wahrscheinlich hatte man auf den alten Zwiespalt der deutschen Stämme gerechnet. Durften die Süddeutschen auch nicht grade als Verbündete angesehen werden, so hoffte man durch einen ersten Sieg sie untätig zu erhalten oder selbst für sich zu gewinnen. Auch vereinzelt blieb Preußen immer noch ein mächtiger Gegner und sein Heer der Zahl nach überlegen; aber dieser Nachteil konnte vielleicht durch die Schnelligkeit des eignen Handelns ausgewogen werden.

Das Zusammenfassendste, was Moltke über das Geheimnis des Kriegsplanes geschrieben, geht auf sechs Druckzeilen:

Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weithinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte; manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag.

Nur vier kurze Sätze! Und, was nicht übersehen sei, kein Fremdwort.

Moltkes Schilderung der Schlacht bei Sedan schließt mit dem kurzen Aufzählen der Verluste des französischen Heeres; dann folgt unvermittelt dieser eine Satz: *Mit der völligen Vernichtung dieses Heeres brach das Kaisertum in Frankreich zusammen.* — Daß solche Kürze das letzte Glied einer Kette künstlerischer Arbeit ist, lerne der Leser aus dem Abdruck einer Moltkschen Handschrift in der letzten Fassung (S. 387).

Unsre Heeresverwaltung hat lange im Stilgeiste Moltkes fortgearbeitet. Treffliche Vergleichsproben liefert z. B. das alte und das neue 'Exerzierreglement für die Kavallerie':

#### Alte Fassung.

... sind Anforderungen, welche wesentlich zum Gelingen aller Bewegungen geschlossener Abteilungen beitragen.

Die weitere Einübung der geschlossenen Attacke findet im Zuge zunächst in einem, darauf in zwei geschlossenen Gliedern statt.

Die der Kavallerie beigegebene Artillerie erhöht ihre Selbständigkeit, vermehrt ihre Angriffskraft und gewährt ihr die erforderliche Feuerkraft für die Verteidigung.

#### Neue Fassung.

... sind entscheidend für die Geschlossenheit aller Bewegungen.

Die geschlossene Attacke wird zunächst in einem, darauf in zwei Gliedern eingeübt.

Reitende Artillerie erhöht durch ihr Feuer die Angriffs- und Verteidigungskraft der Kavallerie.

Ebenso das alte und das neue Reglement für die Artillerie. Aus der wortreichen Bestimmung: *Die Ausbildung der nicht zu Richtkanonieren ausgebildeten Mannschaften im Richten erfolgt nur in dem in der Schießvorschrift für die Feldartillerie festgesetzten Umfange* ist jetzt geworden: *Den Umfang der Richtausbildung bestimmt die Schießvorschrift.*

## Fünfter Abschnitt.

## Wortmacherei.

Der Zauber des Worts, und der blaue Dunst, Übertölpung, Floskeln und Blendwerk. (Aristophanes' Wolken.)

Mit Geschwätz, mit Worten lasse ich mich nicht abspeisen. (Moscheroschs Vermächtnis oder schulbige Vorsorg eines liebenden Vaters, 1643.)

Leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nimmt die rein teutsche Sprache nicht an. (Leibniz.)

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen. (Goethe.)

Ich mag die Wortschneidler nicht, die weitschweifigen Umwidler, Entwidler und Auswidler der Dinge; die hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen. (Freiherr vom Stein zu E. M. Arndt.)

Viel Worte machen, um wenig Gedanken mitzutheilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit. (Schopenhauer.)

Non, je ne connais pas de métier plus honteux,  
Plus sot, plus dégradant pour la pensée humaine,  
Que de se mettre ainsi la cervelle à la gêne,  
Pour écrire trois mots quand il n'en faut que deux. (Muffet.)

(Rein, ich kenne kein schändlicheres, dümmeres, für den menschlichen Geist erniedrigenderes Gewerbe, als sich das Hirn zu zermartern, um drei Worte zu schreiben, wo es nur zweier bedarf.)

Die Reihe solcher gewichtiger Aussprüche gegen die Wortmacherei könnte um ein Vielfaches vermehrt werden, denn jeder Tüchtige hat einen natürlichen Abscheu gegen das Nichtige, das sich für wichtig ausgibt. Wortmacherei ist Scheinleben, ist Unleben, ist Mißbrauch der Sprache. Und dieser Mißbrauch nimmt im letzten Menschenalter ärgerlich zu: das Verwechseln von Worten mit Dingen, von Reden mit Taten. Wäre die Wortmacherei auf den ersten Blick zu entlarven, so fiel ihr der Leser nicht so häufig zum Opfer. Sie ist aber finstig schlau, verkleidet und versteckt sich geschickt, täuscht selbst die gutmütigen Klugen, enthüllt sich in ihrer Blöße nur den unerbittlich scharfen Augen.

Wortmacherei ist ein sicheres Kennzeichen des nicht ganz redlichen Schreibers. Er hat Gedanken, doch nicht so viele oder so neue, wie er haben möchte: so füllt er die Gedankenhöhlräume mit Wortmacherei. Ein Vergleich aus dem niedern Alltagsleben mag mir hingehn: nicht ganz redliche Geflügelhändler stopfen die Hohlrümpfe ihres Federviehs mit Papier aus. — Je mehr die klaren Begriffe fehlen, desto mehr Worte stellen sich ein, und der Leser ahnt wohl schon, welche Art von Worten als Ersatz bevorzugt wird: die unklaren Welschwörter. Für die Wirkung der Wortmacherei auf den Leser diene ein andrer Vergleich: die falsche Ernährung eines Zuckerkranken. Diesem werden Speisen zugeführt, die den unverwertbaren Zucker enthalten; der Leser der Wortmacherei bekommt unverwertbare, aber auch tatsächlich wertlose Nahrung. Der etwas hinkende Vergleich läßt sich noch weiter ausspinnen: wie der Arzt dem Zuckerkranken möglichst zuckerarme Speisen verordnet, so hilft sich der Leser von Wortmacherei durch Überschlagen. Daß er hierbei oft etwas nicht Wertloses mit überschlägt, ist ein geringeres Unglück, als wenn er sich das Gehirn mit hohlem Wortschwallen füllt, und es ist zudem die gerechte Strafe für den Wortmacher.

Es gibt viele Grade der Wortmacherei: vom harmlos wichtigtuenden, breiten Kanzleiratsstil über den schreierischen Rednerschwulst zum wortreichen Gelehrtenbüffel, von diesem zum breiten Quark mancher Zeitungsschreiber und endlich zum wüsten Quatsch einiger Stilgigerl. Die Zwischenstufen werden wir an mancherlei Beispielen erkennen.

Harmlos ist die Wortmacherei des Kanzleirats, denn sie will nicht betrügen, sondern bei aller Sachlichkeit nebenher noch die kleine Schreibereitelkeit befriedigen; und da es sich mehr um ein ungefährliches Standesbüffelchen, nicht um den unredlichen Zweck des Einzelschreibers handelt, so bedarf es zur Gegenwehr nur des sanften Spottes. Der Kanzleirat — er führt oft viel höhere Titel, heißt mitunter gar Abgeordneter, Reichsgerichtsrat, Minister — der schreibt nicht: erscheinen, sondern in die Erscheinung



treten; nicht: im Mittelpunkt stehen, sondern eine zentrale Stellung einnehmen; nicht: verlesen, berücksichtigen, verteilen, betrachten, fertigen, annehmen, erwägen, vorschlagen, durchführen, wegfällen, anzeigen, anmelden, kaufen, weiterführen, verlosen, verhaften, vortragen, abtreten, — sondern folgende sprachliche Wasser-suppen: zur Verlesung bringen, in Berücksichtigung ziehen, zur Verteilung gelangen lassen, in Betracht ziehen, fertigstellen, sich der Annahme hingeben, in Erwägung ziehen oder nehmen; in Vorschlag bringen, zur Durchführung bringen, in Wegfall kommen, zur Anzeige, zur Anmeldung bringen, käuflich an sich bringen, die Weiterführung eintreten lassen, zur Verlosung gelangen lassen oder bringen, in Haft nehmen, zum Vortrag bringen, seinen Abtritt nehmen. Ein Zug entgleist für den Kanzleirat nicht, sondern kommt zur Entgleisung; eine Verfügung gelangt zur Aufhebung oder wird zur Aufhebung gebracht; 'Das Programm kommt am Eingang zum Saal zur Ausgabe.' Eine Arbeit wird nicht begonnen oder angepackt, sondern wird in Angriff genommen und zwar nach vorausgegangener Prüfung'.

Der innerliche Rechnungs-errat, des Kanzleirats Geschwisterkind, der es oft (in seiner Sprache: zu wiederholten Malen) bis zum Finanzminister bringt, nimmt niemals ein, stellt immer in Einnahme, und nicht etwa 10.000 Mark, sondern immer die Summe von 10.000 Mark. Er verliert nichts, sondern schreitet zur Verlesung; verrechnet nichts, bringt stets zur Verrechnung; gibt nichts aus, bringt alles zur Verausgabung; sieht und steht von nichts ab, sondern nimmt von einer Sache Abstand. Wird der geborene Kanzleirat Straßenbahndirektor, so bringt er ein Warnungsschild an: *Das Abspringen von dem Straßenbahnwagen* (nicht: Wagen) *ist verboten, solange sich derselbe* (niemals: er) *in Bewegung befindet* (beileibe nicht: fährt, auch nicht: von dem fahrenden . . .). Als Richter oder Anwalt darf er nicht schreiben: Am 9. Oktober wurde das Grundstück aufgelassen, sondern: wurde die Auflassung des Grundstückes bewirkt. Schreibt er: 'erfolgte die Auflassung', so hält er sich für einen Tacitus an Kürze.

Der Verfasser der noch geltenden Strafprozeßordnung läßt immer nur erfolgen: die Aufhebung des Urteils erfolgt, die Einsendung der Akten, die Verkündung des Urteils erfolgt, — man lese z. B. die §§ 387—397. Ebenda wird nicht vermahnt, sondern die Mahnung ausgesprochen (366), nicht bestimmt, sondern Bestimmung getroffen (494), und zahllose ähnliche kanzleirätliche Verwässerungen. Schreiber dieser Gattung kommen sich großartiger vor, wenn sie sagen: ich treffe die Bestimmung, als: ich bestimme; und da ihnen diese Worttreckerei so große Freude macht, sonst aber keinem, außer der Stilkunst, schadet, so wollen wir nicht viel Worte darüber machen, sondern die Beispiele reden lassen. Und Hand auf's Herz: wer von uns, die wir ja von früh auf den Kanzleiratsstil immerfort lesen und hören, hat nicht selbst schon einmal gekanzleirätelt: *Die Enthüllung des Fontane-Denkmal's findet am 7. Mai statt?* Wir haben uns an diese Schreibweise so gewöhnt, daß wir sie kaum noch anstößig finden: Wir Deutsche sind ja nicht die Einzigen mit solchem Stil: in Frankreich, in England, in Italien — überall finden Enthüllungen statt (*ont lieu, take place, hanno luogo*); nichts wird mehr enthüllt.

\*

Teils bloße Schludrigkeit, teils aber Hang zur Wortmacherei ist die gedunsene Form der Doppelschreiberei: . . . daß niemand im Stande ist, selbst wo der gute Wille vorhanden war, der Frau Böses nachzu-sagen, dies zu können — so in Hermann Grimms 'Goethe'! Bei demselben unglaublich schludrigen berühmten Schreiber: *Bei München habe ich die seltsame Unfähigkeit wahrgenommen, das Wichtige vom Nebensächlichen nicht unterscheiden zu können*. Er spricht denn auch einmal von einer 'realen Wirklichkeit', wie Erich Schmidt von einer 'sentimentalen Empfindsamkeit'. Ohne die heillose Welscherei wäre dies dem achtfameren Schmidt nicht widerfahren.

In der Lage sein oder im Stande sein, zu können, — erlauben zu dürfen, — gewöhnlich pflegen, und zahlreiches ähnliches Spicken des Speckes, wie Goethe sich ausdrückte, werden wir schwerlich mehr los werden. Sie kommen bei guten Schriftstellern gelegentlich vor und müssen bei diesen, wie immer, milder beurteilt werden als bei solchen, zu

deren Wesen die Schluderei gehört. Bei Tiedt mit seinem flauen Stil wundern uns Sätze nicht wie dieser: *Ich war in den Stand gesetzt, die Schilderung ziemlich getreu entwerfen zu können*; bei Spielhagen nicht: *daß eine derartige Popularität oder Volkstümlichkeit . . .* Wie ist wohl bei J. Hart zu erklären: *Der Tolstoische Naturalismus schlägt gerade den umgekehrten, den entgegengesetzten Weg ein?* — Fehlt nur noch der konträre Weg.

Allzu streng dürfen wir gewisse Verdoppelungen nicht beurteilen. ‚Nur allein‘ ist Überfluß, kommt aber bei unsern besten Dichtern und Prosaschreibern vor; bei Goethe z. B.: *Weißt nur du, nur du allein*, und: *Nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt*. — Überstreng, ja ungerecht ist das Verwerfen solcher Wendungen wie ‚notwendig müssen, unmöglich können‘. Man darf der Sprache nicht das Recht verschränken, das Können und das Müssen abzustufen. Goethes Satz im Faust *Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen* ist bestes Deutsch, und erlaubt muß es bleiben, zu sagen: *Ich muß heute diesen Brief schreiben*. — *Verschieb es auf morgen!* — *Nein, ich muß ihn notwendig heute schreiben*.

Sprachmeisterer haben sogar Wendungen beanstandet wie *Heulend kommt der Sturm gestogen* und *Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind*. Der Zustand des deutschen Stiles stellt uns wahrlich andre Aufgaben als solche Pedanterie. — Selbst bei den peinlichen französischen Stilmeistern kommt gelegentlich viel Schlimmeres vor: *Il en coûta la tête et la vie à Pompée* bei Corneille, *une tempête orageuse* sogar bei Boileau, und bei Montesquieu *Le sénat a été forcé malgré lui*. Und wie wollen wir es mit dem Schriftsteller Richard Wagner halten, der einmal gedankenlos hinschreibt: *Ein Volk, welches numerisch auf den zehnten Teil seines Bestandes herabgebracht war*, oder mit Hermann Lingg: *Viele der germanischen Edlen rechneten es sich zur höchsten Ehre, Kriegsdienste in Byzanz zu nehmen. In Bälde waren sie nicht besser als ihre Verderber*. Hoffen wir auf eine zukünftige deutsche Schule, die solche Dinge unmöglich macht!

Das sprachliche Verwässern gleicht der Weinpantischerei, nur daß den Stilverbünnern meist die böse Absicht fehlt. Wenn Thering z. B. schreibt: *Der Jurist muß nicht bloß über ein sicheres Wissen gebieten, sondern er muß es in jedem Augenblick zur Anwendung zu bringen verstehen*, oder: *Der Zweck eines jeden Examens besteht darin, der prüfenden Behörde die Überzeugung zu verschaffen, daß, so ist dies bei ihm eben nur das Nachschreiben unzähliger Vorbilder. Gedankenlosigkeit hat den Satz Stiflers verschuldet: Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er geriet, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war*. Wenn Spielhagen schreibt: *Ich habe die Rechnung meines Lebens so weit aufgestellt. Soll ich das Resultat, das sich ergeben hat, auf den kürzesten Ausdruck bringen*, so fordern wir für den kürzesten Ausdruck zunächst das Streichen von ‚das sich ergeben hat‘. Und lesen wir bei ihm: *. . . der den Drang in sich spürt, in Zukunft das leve vulgus, Publikum genannt, zum obersten Richter über seine Tathandlungen zu machen*, so dürfen wir vor allem fragen, was eine Tathandlung ist. Spielhagens Kunstgenosse Gumpelino in Heines Reisebildern spricht von Poesiegedichten.

Ob die Wortmacherei ist Henry Thodes Satz über Menzel: *Er machte sich das Schildern . . . zur Aufgabe, aber nicht im Sinne einer nichtssagenden Wiedergabe der Realität*. Und Leo Bergs: *Bleibtreu scheiterte an der Tatsache, daß er den Anforderungen, mit denen er auftrat, sich nicht gewachsen zeigte*, ist breites Geschwätz für: *Bleibtreu scheiterte, weil er nichts konnte*. Bei Bölsche steht einmal: *Fontane in seinen Märkischen Wanderungen gab hier eine große Hilfe, lange Zeit geradezu die einzige, die existierte*. Schöll schreibt im Gummistil: *Wenn überhaupt einen solchen Verein zu schaffen die Sache eines menschlichen Planes sein könnte*. — Bernays, ein Schreiber von bedenklicher Ähnlichkeit mit Schöll: *Das Buch hat neben seinem dichte-*

rischen Werte zugleich einen wissenschaftlichen Zweck, dem es in jeder Beziehung zu genügen weiß. Gelehrte oder Schriftsteller mit solchem Stil haben kein Recht, sich über das Zeitungsdeutsch aufzuhalten, z. B. übers Reden und Strecken eines Sages: *Die Zarenfamilie ist mit der Eisenbahn nach Reval gefahren, weil die Kaiserin ihre Kinder nicht einer stürmischen Seefahrt aussetzen wollte in: Die Tatsache, daß die Zarenfamilie mit der Eisenbahn statt zu Wasser nach Reval gekommen ist, beruht nur darauf, daß die Kaiserin . . .*

Wie aber, wenn wir solche Rederei und Streckerei bei Schreibern von unzweifelhafter Bedeutung und Redlichkeit finden? Z. B. bei Kant: *Wenn das menschliche Geschlecht eine noch so lange Zeit vorwärts gehend und im Fortschreiten begriffen gewesen zu sein befunden würde, so kann . . .* — Bei F. von Kleist: *Das Glück wollte, daß das Feuer wegen eines anhaltenden Regens, der vom Himmel fiel, nicht um sich griff.* — Bei J. Burckhardt: *Es wird stets überaus schwierig sein, sich den Hergang irgend wie vorstellig zu machen.* — Bei W. Münch heißt es sehr gut von der Sprache, sie sei zugleich das große Mittel zur Ausgestaltung auch der sittlichen Vorstellungen, und es folge hier das für dieses Gebiet so wichtige Auseinandertreten der feineren Unterschiede; aber nun hält er es für nötig, noch anzuhängen: *die bestimmte Differenzierung, als ob sich dieser redliche deutsche Gelehrte schämte, seine Gedanken nur in klarem Deutsch ausgedrückt zu haben.*

\*

Das Mißverhältnis zwischen Form und Gehalt nennen wir Schwulst, wenn ein kleiner Kern durch Wortmacherei zu großem Umfang aufgeblasen wird. Solches Aufblasen ergibt natürlich einen Hohlkörper. Hohles Bumbum ist z. B. folgender gar großartig gemeinter Satz von Otto Neumann-Hofer: *Es sind donnernde, brennende, zischende, wühlende Leidenschaften, die Kleist in seinen Stücken ausgewittern läßt, und, in den großen historischen Rahmen gespannt, bringen sie in die plumpen, schweren, einförmigen Massenbewegungen der Historie (!) ein Element (!) intimer, persönlicher, nüancenreicher Charakteristik.* — Bumbum macht E. T. A. Hoffmann: *Ich bin elend, geschlagen, verloren, herabgestürzt von dem blumichten Gipfel der schönsten Hoffnungen in den bodenlosen nächtlichen Abgrund der Verzweiflung.* — Felix Poppenberg über Heine: *Ihm wurde ein vielstimmiges Ausdrucksorgan voll Fülle der Register erweckt.* — Lublinski spricht von Annetens Versenkung in das Kleinleben der Natur: *Nichts, schlechterdings nichts aus dieser Welt des unendlich Kleinen entgeht ihrem Blick.* Nun, die Bakterien hat sie nicht entdeckt. — Lublinski von Hebbel: *Dieser Friese, dieser Ditmarse, dieser Mensch aus Granit, der vor keiner, aber auch gar keiner Konsequenz zurückbebt.* Als ob Hebbel ein Richard der Dritte gewesen wäre. — Dahn rügt u. a. den Schwulst eines Buches und schreibt selbst: *Beide Fehler sind in dem zweiten Bande sehr viel weniger hervortretend.*

Schreibt ein Schwülstiger vom Innenleben, so heißt es regelmäßig: im tiefsten Innern, oder tiefinnerlich. Selbst bei einem so strengen Schreiber wie Gucken steht einmal: *Eine geistige Macht, welche die Welt beherrschen will, muß Wesenhaftes allgemein menschlicher Art in sich tragen.* Ist dies um ein Haar mehr als „muß Allgemeinmenschliches in sich tragen“? Und wenn Guckow loslegt: *Je mehr sich die Erinnerung der Goetheschen Individualität schwächt, desto größer wird die Teilnahme an der Objektivität seines Ruhmes,* so ist dies nur Bombast statt: *des Menschen Goethe und der Teilnahme an seinem Ruhm.* Aber wie das vornehm klingt: *Individualität, Objektivität!* — Lassalle schreibt in seinem Arbeiterprogramm mit schwülstiger Wiederholung: *Der Grund liegt in der ökonomischen, wirtschaftlichen Beschaffenheit des Mittelalters.* Und Speidel, sonst kein schlechter Profaschreiber, läßt sich einmal hinreißen: *Er (Luther) steht noch mitten unter uns: seine Gestalt bewegt sich, wir sehen sein blitzendes Auge, wir spüren das Frühlingswehen und hören die rollenden Donner seines Mundes und seines allgewaltigen Wortes.* Der letzte Zusatz zerstört die ganze Wirkung.

Aller Schwallst ist zu verwerfen; aber Schwallst sind nicht harmlose Wörter wie Vorahnung, Vorbedingung, Anrecht, Beihilfe, die von Sprachmeisterern wie Wustmann verdammt werden. Unsere Sprache liebt solche Füllwörter, und sie zu befristeln ist müßige Pedanterie.

Getretner Quark Wird breit, nicht stark warnt uns Goethe. Das Breittreten des Nichtigen haben viele unserer Wortmacher in zarter Jugend von Cicero gelernt. Man lese z. B. den Anfang seiner Rede *Pro Murena*; *Precor . . . , ut vestrae mentes atque sententiae cum populi Romani voluntatibus suffragiisque consentiant eaque res vobis populoque Romano pacem, tranquillitatem, otium concordiamque afferat*. Früher nannte man dergleichen *copia* und *eloquentia*; heute ist man unhöflicher geworden und sagt Schwägerei. Bald zwei Jahrtausende hindurch wurde an Ciceros erster Catilinarischer Rede diese Breittreterei höchlich bewundert: *Reinige die Stadt von der Ansteckung, die du bereitest; befreie sie von den Ängsten, die deine Gegenwart erzeugt; es seien Mauern zwischen uns und dir. Du kannst nicht länger bleiben; ich werde es nicht dulden, ich werde es nicht ertragen, ich werde es nicht erlauben*. Doch grade Cicero schreibt: „Das Zuviel ist fehlerhafter als das Zuwenig“. Das erscheint mir bestechend, aber falsch. Das Zuviel enthält wenigstens das Genügende und Notwendige; das Zuwenig tut das nicht und erzeugt Unklarheit. Habe ich die Wahl, so ziehe ich übermäßige Helle dem hemmenden Dunkel vor.

Jeder kennt den Ausdruck des Exerzierreglements vom „Treten auf der Stelle“; es gibt dergleichen bei manchen anspruchsvollen Schreibern. Thode beginnt sein Buch über Giotto:

Die Schöpfungen der Genies sind der Ausdruck eines allgemeinen Verlangens nach einer idealen Gemeinsamkeit. Sie gewähren einem Volke die anschauliche Erkenntnis dessen, was, ihm selber unbekannt, oder doch nur undeutlich, sein Gefühl und seine Phantasie bewegt. Die Quelle künstlerischer Kraft eines mit ungewöhnlichem geistigen Vermögen begnadeten Einzelnen ist in den Tiefen allgemeinen Sehns nach zu finden. . . In ihr wird das Verlangen zu dem das Wesen ganz ausfüllenden Lebensinhalte und damit das Leben selbst zur Offenbarung des Sehns. Die Offenbarung aber verwirklicht das zugleich von dem schöpferischen Genius und von der Allgemeinheit Ersehnte.

Es geht noch eine ganze Weile so weiter.

Es soll gesagt werden: Immer mehr Gegenstände, die früher die Frau selbst herstellte, werden heute gekauft. Hieraus wird bei Paul Ernst: *Das tätige Gebiet der Frau in der Wirtschaft wurde immer enger dadurch, daß immer mehr von ihrer Arbeitsleistung zur Arbeitsleistung Außenstehender sich entwickelte und objektiviert (!) als Produkt in Warenform in den Haushalt kam*. Wer wagt aber, einen Satz mit so vornehmen Wörtern wie „objektiviert“ und „Produkt“ Geschwätz zu nennen?

Leo Greiner spricht in seinem Büchlein „Lenau“ über einen entfernten, noch nicht deutlich gesehenen Gegenstand: *Da das Objekt nur erst der Deutung und noch nicht den Kräften des Unterscheidens unterliegt, da es noch einheitlich, synthetisch (!) als Gesamteindruck wirkt und dem Keime ähnlich ist, in dem das Leben noch nicht die Formen des Lebens angenommen hat, so gibt es nichts, was für den menschlichen Geist nicht in ihm enthalten wäre*. Auf Deutsch: Bei einem durch die Entfernung undeutlichen Gegenstande kann man sich alles mögliche denken. — *Als ein so ausgeprägter Naturalist sich Hauptmann in seinen bisherigen Dichtungen zunächst darstellt, dem nicht an der Oberfläche haftenden Blick kann unmöglich entgehen, daß diese krassen Erscheinungsformen (!) des Naturalismus bei Hauptmann doch nur konvulsive Symptome (!) einer gewaltigen inneren Krisis sind, deren Verlauf nicht aus diesen Begleiterscheinungen (!), sondern nach den in der konstitutionellen (!) Veranlagung tiefer liegenden Ursachen gemutmaßt werden kann* (B. Litzmann). Auf Deutsch: Hauptmann ist nur äußerlich Naturalist, innerlich etwas andres, was wir nicht wissen, worüber wir aber breitspurig schwärmen. Sätze dieser Art sollten im deutschen Unterricht unserer Schulen zur dauernden Abschreckung zergliedert werden. Heißam und lustig abwechselnd wäre die umgekehrte Übung, ganz einfache Sätze nach der Art solcher Schreiber ins Lu-

endliche auswalzen zu lassen, z. B. den Satz „Mein Sohn August Schulze konnte heute wegen Zahnschmerzen nicht zur Schule kommen“ in eine harmonische Periode von nicht unter 20 Zeilen. Als Muster mag etwa dienen: *Die räumliche Entwicklung eines Individuums jener Tierspezies, die von manchen Völkern für heilig gehalten wurde, hat sich aus ihrer engen lokalen Beziehung zum schützenden Abschluß der Menschenheimstätte in eine nähere Berührung mit dem Grundfundament alles Irdischen formell umgestaltet.* Etwas „synthetischer“, aber um wie viel unwissenschaftlicher, würde das lauten: Die Raze ist vom Dach gefallen.

Ein prächtiges Beispiel steht bei dem Schalk Lichtenberg: der selbstverfertigte Satz aus einer Feuerlöschordnung. Der Sinn des Satzes ist diese Selbstverständlichkeit: „Wenn ein Haus brennt, so muß man die rechte Wand des links stehenden Hauses und die linke Wand des rechts stehenden Hauses zu decken suchen.“ Der Wortmacher hat dies zu zwölf Druckzeilen ausgereckt. Es ist für gewisse Schreiber eine Kleinigkeit, über den Satz: „Wenn es regnet, ist es naß“, 20 Druckzeilen fertig zu bringen. Stopft er 15—25 Fremdwörter hinein, so entsteht ein „meteorologischer Exkurs“, und das Geschwätz heißt Wissenschaft.

Das unerreichbare, das klassische Werk der Literatur des getretenen Quarzes ist „Der Einzige und sein Eigentum“ von Max Stirner. Auf mehr als 400 Seiten wird der letzte Satz der Vorrede: „Mir geht nichts über mich“ breitgetreten. Ist das Wiederholen eines einzigen Gedankens in Hunderten von Formen eine Kunst, dann war Max Stirner ein bemerkenswerter Künstler. Matthias Claudius beantwortete die Frage nach dem Unterschiede zwischen ihm und Klopstock so: „Klopstock spricht folgendermaßen: Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und entlade mich, dich beugend, von der Last des staubeinatmenden Kalbfells. — Ich dagegen sage nur: Johann komm und zieh mir die Stiefel aus!“

Reizend ist der Spott über den Schwulst in diesem Rätsel Schleiermachers:

Wenn dich auf rauhem Pfad die erste schreht,  
Wenn Stürme feindlich dir die letzte rauben,  
Denk an die Zeit mit hoffnungsvollem Glauben,  
Wo still und friedlich dich das Ganze deckt.

(Auflösung: Nachtmühle.)

Die bloße Wortmacherei ist niemals schonungslos bloßgestellt worden als durch Lassalle an dem Beispiele Julian Schmidts. Die ganze Sippe der Wortgauller hat er für immer vernichtend gekennzeichnet:

Sie haben sich laus den Schriften der Denker und Gelehrten einiger vornehmer Ausdrücke bemächtigt und mit Hilfe derselben sich eine eigene Art von gespreizter „Bildungssprache“ erzeugt, die einen wahren Triumph der modernen Bildung darstellt und zeigt, wohin es die Kunst bringen kann. Es ist eine nach den Gesetzen der belletristischen Routine kaleidoskopartig durcheinander gerüttelte und geschüttelte Anzahl von Worten, die keinen Sinn geben, aber auf ein Haar so aussehen, als gäben sie einen erstaunlich tiefen.

Bei der Ehrfurcht des Deutschen vor allem bedrucktem Papier erfreut sich diese Bildungssprache einer scheuen Bewunderung; denn was der Deutsche nicht versteht, ist er aus verkehrter Bescheidenheit geneigt für tief zu halten. Julian Schmidts Satz z. B.: *Der Protestantismus nahm die Gegensätze des Göttlichen und des Irdischen in das menschliche Herz auf, wo sie sich in konkreter Fülle entfalteten*, ist nichts als Bumbum, oder wie Lassalle es nannte: Wimbam, wurde aber für tiefe Weisheit gehalten und würde, von einem berühmten Schreiber veröffentlicht, noch heute dafür gelten.

Rudolf Gottschall schreibt: *Die Lucinde ist das Evangelium ihrer ästhetischen Ethik, ihrer künstlerischen Sittlichkeit.* Gottschall ahnte nicht, daß das zweite nur die Übersetzung des ersten ist, hinzugefügt zum Füllen, zur Wortmacherei.

Was ist Literatur? Guxkow sagt es uns so: *Eine im Schatten des Friedens sich entwickelnde Vermischung tief sinnig abstrahierter Formen oder Stoffe mit den dreisten Wagnissen prädestinierter Genies.* Bei welchem andern Volk der Weltgeschichte ward je solch Wortgebimmel gedruckt! — Ein Kritiker Max Krell schreibt über Hans

Hoffmans Roman „Der eiserne Rittmeister“: . . zeugt von großer Prägnanz und Lebenswahrheit. — Freilich das Bodenständige mangelt dem Roman, und sein Autor ist oft mehr im Himmel als auf der Erde. Lebenswahr, aber nicht bodenständig; lebenswahr, aber mehr im Himmel als auf der Erde!

Bei W. Jensen gibt es einmal einen *Morgenaufgang der Sonne*, und bei dem neueren Erzähler Erich Fließ steht zu lesen: *Die Stimme des jungen Mannes zitterte; man hörte die Träne des Mitleids und des aufrichtigen Schmerzes hindurch.* — Fast überall, wo einer mit Subjektiv und Individuum um sich wirft, da urteile man zunächst und bis zum Gegenbeweise: Bumbum, Bimbam. Nordau schreibt von der geschlechtlichen Erregung: *Subjektiv wird dieser Zustand vom Individuum als Liebesdrang oder Liebessehnsucht empfunden.* Wie mag er objektiv und vom Nichtindividuum empfunden werden?

Eine besondere Betrachtung gebührt dem wortemachenden Gelehrtenbüffel. Die berechnete Achtung vor der deutschen Wissenschaft läßt eine strenge öffentliche Kritik ihrer Ausdrucksformen bei uns selten laut werden; nur so ist die zunehmende Wortmacherei, ja Schaumschlägerei zu erklären, die sich bei vielen Vertretern unsrer Wissenschaft breit macht. Die einfachsten Begriffe werden nicht mit einem Wort, sondern mit einem langen hohlen Wortschwall bezeichnet; die alltäglichsten Gedanken ohne den geringsten wissenschaftlichen Neuwert durch selbstgefällige Wortmacherei mit wissenschaftelndem Tiefinn umflittert. Die Überlieferung dieses scheingelehrten Wortgeschwöges reicht, wie die meisten Grundlaster des Gelehrtenstils, bis in die Humanistenzeit. Erasmus machte — schrecklich auszudenken — Lateinübungen im Ausreden von *Semper, dum vivam, tui meminero* (Immer so lang ich lebe, werde ich deiner gedenken) zu 20 enggedruckten Seiten. Richard Meyer will die großartige Entdeckung mitteilen, daß die „breiten Bettelsuppen“ im Faust die Rumfordschen Armensuppen bedeuten; hierzu braucht er 5 kleingedruckte Großoktavseiten. An die 6 Seiten der Anmerkung Burdachs zu einem Goethischen Gedicht von 20 Zeilen sei hier gebührend erinnert.

Den Preis aber der unerträglichen Wortmacherei verdiente ein Forscher von so viel wirklichem Wissen, daß er Wortmacherei nicht nötig hatte: Karl Lamprecht. Sein Hauptkunstgriff besteht im Einstreuen vielsilbiger geschwollener Fremdwörter, die nicht im mindesten Tieferes oder Feineres besagen als die gewöhnlichen deutschen Ausdrücke. Es war hohle Wortmacherei, wenn Lamprecht statt „Volksseele“ schrieb: *nationale Psyche*; wenn aus der Schilderung von Sinnesindrücken mit gelehrter Vornehmtheit ein *physiologischer Impressionismus* wurde, aus der Aufzeichnung seelischer Stimmungen ein *psychologischer Impressionismus*. In dieser Wortmachersprache heißt das Armeleutedrama: *primitiver physiologischer Impressionismus*, das Märchendrama: *primitiver psychologischer Impressionismus*. — Lamprecht will sagen, Sudermann sei durch seine Anlage zum Handlungs-drama geführt worden: hieraus wird folgendes Geschwöge: *Die dramatische Ader führte ihn zum Aufsuchen der künstlerischen Disposition einer bei weitem fester geschürzten Handlung.* — Bei ihm gibt es Bimbam wie diesen: *Mit welchen Augenblicksaufnahmen des Momentes weiß er nicht oft zu überraschen.* — Lamprecht denkt: Man widersehte sich der Verderbnis der Sprache; sein Gummistil macht daraus: *Man trat zu der Verderbnis des Wortschatzes der Sprache in Gegensatz.* Es gibt eine Goldprobe für den Feingehalt deutscher Wortmacherei: man versuche sie in eine der großen Geistesprachen zu übersetzen, ins Lateinische, Griechische, Französische, Englische. Man mache diesen Versuch mit Lamprechts Musterfabe: *Wir haben gesehen, bis zu welchem Grade eine als Ganzes und Ausgesprochenes noch immer verborgene Geistesbewegung auf neue subjektivistische Ziele hin das rationale Fundament der Dichtung des ausgehenden individualistischen Zeitalters unterwühlt hatte.* Aber man versuche nur die Übersetzung in die uns nächstliegende Geistesprache: in gemeinverständlichem Deutsch! Und dieser ahnungslose fremdwörtelnde Wortmacher eiferte gegen seines Fachgenossen Max Lenz angeblichen „Unsinn geschwollener Phrasen und niedliche, besonders

häufige Fremdwörterkolonien'. Wie oft doch erinnert uns die deutsche Gelehrtenwelt an die tollsten Theaterpossen!

Unser alter Freund Schöll, der hier nicht fehlen darf, schreibt: *Dies ist nun auch ein kleines Werk von Goethe, das wir zu vermissen haben.* — W. Dilthey schreibt: *Es ist etwas Einfaches in dem geistigen Leben Goethes überhaupt, man fühlt gleich, daß man es hier nicht mit einer komplizierten Natur zu tun hat.* Dies erinnert an den Berliner Scherz: Je einfacher, desto simpler. — Statt 'Erklärung' schreibt Dilthey: *hermeneutische Operation.* — Robert Vischer, Friedrich Vischers Sohn, sagt statt 'gedruckt werden': *typographisch verbreitet werden.* Schreiber mit dieser Sprache werden uns nächstens das *hydrologische Element* für Wasser, den *phlogistischen Faktor* für Feuer vorsetzen. Nach meinem Geschmack steht diese Wortmacherei tief unter der Ankündigung einer Dresdener Zigarrenhandlung: *Die Hauptsache bei einer Zigarette bleibt doch immer ihr qualitativer Geschmackswert.* Von den Sonetten Shakespeares schreibt Dilthey: *Wir können nicht darauf verzichten, einen Kern höchst subjektiven persönlichsten Empfindens in ihnen anzunehmen.* Andre Bereicherungen sind 'Bewußtseinsgefühl' und 'Pflichtobliegenheit'.

Bei einem Manne wie Wundt wird der Gedanke: 'Die philologische Vermutung ist eine Art kritischen Versuches' ausgereckt: *Die philologische Konjekturealkritik ist eine Art kritischen Experimentalverfahrens.* — Bei Max Herrmann ist die Einschaltung aus Ossian in Goethes Werther nicht allzu lang, sondern *kompositionell allzulang geraten.* — In Meyers Konversationsbuch schreibt ein gewiß sehr gelehrter Mann von der Diphtheritis: *Wegen ihrer ausgesprochenen Ansteckungsfähigkeit hat man sie stets als eine Infektionskrankheit betrachtet.* Man vergleiche das über Molières Sganarelle Gesagte auf S. 27.

Zwei Dinge sind einander entgegengesetzt. Ist dies klar genug? Man sollte es denken. Hans Delbrück aber hält es für nötig zu schreiben: *Zwei Eigenschaften des Feldherrn scheinen dem dialektischen Verstande fast konträr entgegengesetzt.* Der Berliner Volksmund sagt ebenso schön: *Au controleur*, im Gegenteil.

Franz Muncker ist auch einer, nämlich mit der Subjektivität und der Individualität: *Nicht auf einzelnen Worten beruht die Ähnlichkeit: diese sind nach der subjektiven Individualität der beiden Dichter ganz verschieden.* Denn wie heißt es bei Goethe? Die Modernen sollen nur Lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts etwas zu machen haben.

## Achtes Buch. Der Ton.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. (Napoleon.)

### Erstes Kapitel.

#### Stilgemäß und Stillos.

*Humilia subtiliter, magna graviter, mediocria temperate dicere*  
[Das Schlichte einfach, das Große ernst, das Mittlere maßvoll  
wiedergeben.] (Cicero.)

*Une gravité trop étudiée devient comique*  
[Eine allzu ausgeklügelte Würde wird komisch.] (La Bruyère.)

Wir stehen beim Allerpersönlichsten des Stils, beim Stil des Stils, und müssen wie so oft mit dem Bekenntnis beginnen: Der Ton ist nicht lehrbar; man hat ihn oder hat ihn nicht. Es ist damit genau wie im gesellschaftlichen Verkehr mit dem Takt: den einzelnen Verstoß kann man rügen, und der Belehrte wird diesen Verstoß vielleicht nicht mehr begehen; gegen das Begehen aller andern schützt ihn nur der angeborene und anerzogene, besonders der durch Selbstzucht angeeignete Takt. Was aus diesem Abschnitt an Belehrung zu schöpfen ist, betrifft nicht unwichtige Einzeldinge; die Hauptsache aber bleibt, wie immer, der letzte persönliche Kern des Schreibers: seine Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit. Wer diese beide besitzt, der trifft den richtigen Ton ohne langes Besinnen, hält ihn fest ohne Mühe, wechselt ihn nach dem Bedürfnis des Gegenstandes, — kurz, der hat Stil. Es ist nicht anders als mit dem Ton des stimmbegabten Sängers: das Gehör, nicht die Lehre, läßt ihn den richtigen Ton treffen und festhalten. Das Einzige, was für den Ton des Stiles gelehrt werden kann, lautet: Erfülle dich ganz mit deinem Gegenstande; gib nur ihn, nichts andres, nichts von deiner eignen kleinen Selbstliebe; sei wahr, sei ehrlich, sei natürlich, sei sachlich, — und der stimmende Ton wird ungezwungen erklingen; er wird selbst durch eine vielleicht ungelenke Ausdrucksweise hindurch erkennbar sein.

Es gibt nicht Einen besten Ton, nicht Einen besten Stil für alle Gegenstände ohne Unterschied. Der Schreiber mit nur Einem Ton für alles hat keinen Stil. Sulzer, der nach Lessings Wort auch über Flöhe erhaben schrieb, war ein schlechter Schriftsteller. Schöll, der über das Kleinste wie Größte in Goethes Leben im feierlichen Priesterstile sprach, war ein Schreiber ohne Stil. Heine, der die erhabene Schilderung des über den Wassern hinschreitenden Christus mit einem gemeinen Ausfall gegen einen schon damals gleichgültigen Streber schloß, jündigte heillos gegen ein Grundgesetz des Stils. Nicht der Schreiber wählt aus Willkür laune Ton und Stil; der Gegenstand zwingt sie ihm auf, und nur der eitle, also der schlechte Schreiber widersteht sich diesem Zwange. Zusammenhang von Gegenstand und Ton ist Stil, ist innere Form; und daß dabei die Persönlichkeit des Schreibers nicht zu kurz komme, dafür hat die Natur gesorgt, die den natürlichen Schreiber ganz von selbst sein Menschenwesen zugleich mit dem Gegenstande aussprechen läßt.



Darf ich nicht wiederum eins der Beispiele wählen, die dem aufmerksamen Leser und mir für ein Weilchen am nächsten liegen: die Behandlung der Fremdwörtererei in diesem Buche? Gibt es nur Einen angemessensten Ton dafür? Die Fremdwörtererei ist unfünstlerisch stillos, geschmacklos, — also muß dies nachdrücklich, je nachdem ernst oder spöttisch, gesagt werden. Sie verletzt das zarte Gefühl für die Heiligkeit der Muttersprache, — also darf man sie zornig schelten. Sie artet in lächerliche Albernheit und Gekerei aus, — also ist jedes anständige Mittel der Ironie und des Hohnes erlaubt. Sie gaukelt nichtvorhandene Tiefe und Gelehrsamkeit vor, — also verdient sie grobe Zurechtweisung. Bleibt nur der Ton sachlich; zeigt der Schreiber, daß er an den aus andern Gründen wertvollen Fremdwörtern ihren Wert schätzt, ihre sprachliche Verirrung beklagt, so wüßte ich, nach strenger Selbstprüfung nicht, warum ich nicht alle Tonarten, über die ich zu verfügen glaube, gegen ein so mannigfaltiges Gebrechen unsers Geisteslebens hätte anschlagen sollen. Ob ich in der berechtigten sachlichen Empörung nicht doch einmal falsch gegriffen habe, darüber steht nicht mir das Urtheil zu.

\*

Wer selbst kalt und träge ist, der schreibt kalt und träge; wem das Blut heißer und schneller durch die Adern pulst, der schreibt warm und behende. Der ewig Nüchterne und Trockne schreibt nüchtern und trocken, der Phantasiemensch lebendig und farbig. So soll es auch sein! Es gibt ein Unglück, wenn der Kalte einmal heiß, der Träge munter, der Trockne bildernd schreiben will. Das Umgekehrte ist ungefährlicher; der sich kühl beherrschende heiße, phantastische Schreiber kann durch solche Selbstzucht die Wirkung steigern. Der nach seinem Urwesen höchst leidenschaftliche Goethe ist durch die Kunst des Selbstbezwingens der Größte unter unsern Großen geworden. Der sich beherrschende Leidenschaftsmensch bleibt noch natürlich; der sich künstlich erheizende trockne Schleicher bringt nur Unnatur zustande. Der Deutsche Kronprinz war im Recht, Rudolf Delbrücks Art des Vortrages der Reichsverfassung zu tadeln (S. 374); noch viel schlimmer wäre es gewesen, wenn der trockne ehrliche Delbrück künstliche Wärme hätte heucheln wollen.

Das Geheimnis, leidenschaftlich zu wirken, besteht darin, Leidenschaft zu empfinden. Wehe dem Stil, der leidenschaftlich sein will aus innerer Kälte heraus! Selbst Mephisto hält es nicht lange aus, seinen wahren Stil zu verbergen: Ich bin des trocknen Tons nun satt, Muß wieder recht den Teufel spielen; denn er ist ein verhältnismäßig ehrlicher Teufel und spricht einen ehrlich teuflischen Stil. Ein trockner Schreiber, der über einen trocknen Gegenstand trocken schreibt, bleibt natürlich und kann unter Umständen wirken: an einer Abhandlung über die beste Häckselmaschine oder über den Gebrauch des Plusquamperfects bei Gottsched wird man schwerlich den Mangel der Wärme tadeln. Ja Kant war berechtigt, seine Kritik der reinen Vernunft kühl und trocken zu schreiben; ein innerlich wärmerer Philosoph hätte denselben Gegenstand mit gleichem Recht wärmer und lebhafter behandeln dürfen. Die Werke beider Schreiber könnten klassisch sein, wenn beide ihren Stoff mit gleicher Sachlichkeit und Wahrheit behandelt hätten.

Warm oder kalt, aber beides wahr, beides mit der innern Form dieses Gegenstandes in diesem Schreiber, kann ausgezeichneter Stil sein. Die stilgemäße Kälte wirkt zuweilen wunderbar; was aber niemals wirkt, das ist die Lauheit: Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Die Wärme ist ein natürliches, die Kälte ein mehr künstliches Stilmittel, berechnet auf die gegenfällige Mitarbeit des Lesers. Die Lauheit ist unter allen Umständen stilwidrig, denn sie zwingt zu der Frage: Warum behandelst du überhaupt diesen Gegenstand, der dich offenbar nicht viel angeht, da er dich nicht warm noch kalt macht?

Echte Wärme teilt sich wohlthuend mit; Strohfeuerglut erhitzt uns für den Augenblick, läßt uns nach ihrem Erlöschen erst recht frieren. Schon ein paar Grade zu viel oder zu wenig nach oben oder unten werden von dem Leser mit feinen Sinnen sogleich empfunden. Herbers Blut ist echt; aber zu unruhig geschürt, zu flackernd, um dauernd erträglich zu sein. Der große französische Erzähler Mérimée, der Verfasser von 'Carmen', der Quelle

für die Oper, übertreibt absichtlich die künstlerische Kälte um einige Grade, schafft Meisterwerke ihrer Art, aber die Art ist nicht die höchste. Er liebt seine Kunstweise noch mehr als seine Menschen. Man genießt seine Kunst, doch wird man ihrer nicht froh. Gottfried Keller, nicht weniger künstlerisch als Mérimée, aber wärmer im Ton, steht höher und wird länger leben.

Die richtige Mitte zeigen Goethe und Moltke. Beide sind haushältig mit den Äußerungen ihrer Teilnahme am Gegenstand, Moltke noch mehr als Goethe; doch keiner versteckt sein Gefühl bis zum Nichterkennen, wie Mérimée. Es gibt wenig so feine Reize für den genießenden Leser wie die sich zurückhaltende Wärme: an solchen Schriften übe er seine Mitarbeiterschaft. Der größte Teil von Tacitus' Unsterblichkeit, ein großer von Moltkes, beruht in diesem Reiz. Eine scheinbar kühlere Geschichte des 70er Krieges gibt es nicht; ein stumpfer Leser jedoch müßte der sein, der nicht durch die Kühle hindurch die stille innere Glut des Schreibers verspürte.

\*

Rant schrieb im besten Glauben: „Der enthusiastische oder begeisterte Stil verdirbt den Geschmack.“ Zweifellos dachte er dabei nur an den Stil mit begeisterter Form ohne begeisternden Inhalt, und er selbst liefert den Beweis, wie geschmackvoll der begeisterte Stil, der echte Schwung, wirken kann: *Pflicht! du erhabener, großer Name! oder: Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.* Hier ist echte Größe, ohne die Spur von Schwulst.

Je seltner bei einem Schreiber solche Aufschwünge, desto tiefer wirken sie. Bismarck haßte, wie jeder wahrhaft große Redner und Schreiber, die Feierlichkeit, mied zumeist selbst die berechnete; griff er aber einmal zu diesem Stilmittel, so gelangen ihm außerordentliche Wirkungen. Die eine, berühmteste Stelle wurde schon wiedergegeben (S. 372); eine andre, noch lehrreichere, folge hier (aus Bismarcks erster Rede im Norddeutschen Reichstag 1867):

Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjeß zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiel, in dem um Königs- und Kaiserkrone gespielt wurde; daß die Million deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben, auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen; daß die Tausende und Abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können, — meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation. Ausnehmend schön, bis auf den kurzen Schlußsatz mit seiner etwas abflachenden parlamentarischen Redensart.

Ranke zerstört durch eine unglaubliche Stillosigkeit diesen Satz (über Hussens Feuertod): *Einen Mann, der anerkannt fromm und in den meisten Artikeln gut katholisch war, dem Feuer zu übergeben, nur weil er die allgemeine Verderbtheit der Priesterschaft heftig anklagte und befandete: das war doch überaus stark.* Wie überaus schwach ist der Schluß! — Selbst bei Keller stört uns die Stilwidrigkeit zweier Wörter, die der Leser selbst finden wird, in diesem Satze der „Armen Baronin“: *Es war wie eine erste Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben, und nach Maßgabe der noch nicht zu Kräften gekommenen Herzschläge verbreitete sich ein schwacher rötlicher Schimmer über die blassen Wangen.*

Die Meister der echten Erhabenheit sind selten; es muß eben hierzu ein großer Gegenstand zusammentreffen mit einem großen Schreiber, und die Regel ist, daß der große Moment ein kleines Schreibergeschlecht findet. Das unübertreffliche Vorbild goldedelter Erhabenheit ist und bleibt die Bibel; gegen die ungeheure Gewalt des kurzen Verses: *Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht* (im Hebräischen nur sechs Wörter) kommt nichts, selbst bei Homer, Dante und Goethe. Sollte man es für möglich halten, daß ein sprachmeisternder Stilstümper wie Adelung sich zu schreiben erfrechte: „Diese Stelle sowie die ganze Schöpfungsgeschichte hat nichts Erhabenes, in der von mir (!)

angenommenen Bedeutung des Wortes? — ? Adelsungs 'Bedeutung' ging nämlich dahin: 'Der erhabene Stil ist diejenige Art des Ausdrucks, welche das Erhabene an den Gegenständen in der Absicht darstellt, Ehrfurcht und Bewunderung zu wecken.' Der fleischgewordene Dünkel ahnte nicht, daß die unabsichtliche Erhabenheit die höchste; die absichtliche, wie alle erkennbare Absicht in der Kunst, minderwertig ist. Im Austilgen jeder Absicht zeigt sich der Meister des Stils. Wie ergreifend sind manche Stellen bei Spinoza, dem scheinbar leidenschaftslohesten Denker und Schreiber.

Einer der feinen Franzosen des 18. Jahrhunderts, d'Alembert, hatte erkannt: 'Es gibt keinen erhabenen Stil; der Gegenstand muß erhaben sein.' An dem erhabenen Gegenstande wächst selbst ein mittelmäßiger Schreiber; der begabte erhebt sich daran zur Meisterschaft. Man lese am Schlusse der Gespräche Eckermanns die ergreifende Schilderung der Leiche Goethes. — Fichte der Philosoph ist kaum je erhaben im Stil, oft höchst verworren, wortreich, unklar im Ausdruck; Fichte der Redner an die deutsche Nation, ja schon zuvor an die in den Krieg von 1806 ausrückenden preussischen Soldaten, oder nachher an die Freiwilligen der Berliner Universität von 1813, schwingt sich auf zur Erhabenheit, und mit wie einfachen Mitteln:

Laßt die Freiheit auf einige Zeit verschwunden sein aus der sichtbaren Welt; geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken solange, bis um uns herum die neue Welt emporwache, die da Kraft habe, diese Gedanken auch äußerlich darzustellen. — Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht beugt oder abschreckt, taugt der Mensch etwas. — Kein Friede, kein Vergleich, von Seiten des Einzelnen zuvörderst. Das, worüber gestritten wird, leidet keine Teilung: die Freiheit ist oder ist nicht. Kein Kommen und Bleiben in der Gewalt, vor allem diesen steht ja der Tod, und wer sterben kann, wer will den zwingen?

Der empfindsame Jean Paul bekannte: 'Fichte hat in seinem Stile viele Federn aus Luthers Flügeln.' Fürwahr, wer echte Größe aus der Fülle des Herzens hören will, der findet in deutscher Zunge keinen über Luther, auch Lessing nicht, auch Bismarck nicht —: Ich habe kein besser Werk denn den Zorn und Eifer. Denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein, da erfrischt sich mein Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.' Luther konnte weich sein wie ein Mägdelein, furchtbar wüthen wie ein Verferker. An Mannigfaltigkeit des Tones, an Herrschgewalt über alle Züge unsrer großen Sprachorgel übertrifft ihn kein deutscher Mann der Feder. Kommt über ihn der große Herzenszorn, so hält er ihn nicht zurück, sondern sorgt nur, daß Ausdruck und Satzbau auf der Höhe seines Empfindens stehen: *Sage mir nur niemand hie von Geduld und Ehre!* (u. s. w. auf S. 293).

\*

Der große Zorn bleibt kaum jemals ganz frei von dem, was zarten Zimperseelen Grobheit heißt. Es gibt eine Zeit für die Höflichkeit, und es gibt eine für die Grobheit, oder wie Sturm für seine Söhne gedichtet hat:

Blüte edelsten Gemüthes

Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten

Sind erfrischend wie Gewitter

Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Mit der Feinheit des Schreibers, der niemals grob werden kann, ist es nicht weit her. Alle unsre größten Prosameister, von Luther über Lessing zu Goethe, Bismarck und Vischer, waren so grob wie fein, oft in der Grobheit am feinsten. Ein Bröbchen von Bismarck wurde schon mitgeteilt (S. 377). Feinste Mischung aus Grob und Höflich steht in manchen Briefstellen bei Goethe, z. B. in dieser an Karoline Herder:

Wie ich Ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausfälle, Ihren Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung, als wenn niemand außer Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl und Gewissen habe, ansehen muß, das können Sie sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen, mich wie einen andern Theaterbühewicht zu hassen; nur bitte ich, mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akt bekehren werde. — So denke ich und so werde ich denken, wenn nicht ein Wunder oder eine Krankheit meine Organe verändert; wie Sie denken, sehe ich aus Ihrem Brief. Meine Absicht ist nicht, auf Sie zu wirken. Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen.

Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten; ein höfliches Recht will gar nichts heißen, sagt — Goethe!

Lessing erklärte dem höflich nichtsnutzigen Klop gegenüber, der sich über Lessings unhöflichen Ton entrüstete: 'Die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein.' Lessing war übrigens doch zuweilen, aus besonderer Verärgerung, um einen Ton zu grob, beinahe so wie Luther, z. B. gegen den ihm besonders zuwideren Klop: 'Seine Lobsprüche waren mir äußerst ekel, weil sie äußerst übertrieben waren, und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer verzog.' Wahrlich, im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Persönliches Geschimpfe heißt nicht Beweis. Wer aber durchaus und allemal die zierliche Höflichkeit auch für die sachlichste Schrift fordert, der beraubt den Stil eines unverwerflichen Mittels, vorausgesetzt daß die Sache klopzig grob genug ist, um den großen Heil zu verdienen. Wischers berühmte Abhandlung 'Mode und Eynismus' gegen gewisse schamlose Ausartungen der Frauenkleider vor 50 Jahren, damals von den Betroffenen und einigen sanften Säuslern als maßlos grob verschrien, war beinahe zu höflich. Den richtigen Ton der Grobheit des echten und berechtigten Zornes trifft Laspalle in seiner Schrift gegen Julian Schmidt, z. B. da wo er ihm nachweist, daß er den nie gelesenen Schwabenspiegel des 13. Jahrhunderts für eine Dichtung des 19. Jahrhunderts gehalten und höhnische Schlüsse gezogen hatte auf die 'Anklänge an den Schwabenspiegel' bei lebenden schwäbischen Dichtern und Denkern:

Sie erkennen selbst in den Werken so verschieden angelegter Naturen wie Strauß oder Wischer Anklänge an den Schwabenspiegel, an ein Buch, das Sie nie zur Hand genommen! Es ist diese gewissenlose Frivolität, diese freche Windbeutelei, dieser superlativische Humbug, den Sie mit ernstlichen Dingen und mit einem Publikum treiben, das sich ernsthaft belehren will. Es ist diese tiefe Unsitlichkeit, die noch viel schlimmer ist als Ihre stupende Ignoranz.

Ungerecht übertreibendes Schimpfen wirkt ebenso abstoßend wie lächerlich, gleichviel wer da schimpft. Schopenhauers größte Ausfälle gegen Hegel und seine Gefellen' empfinden wir nicht als bloßes Geschimpfe: der Leser der Beispiele dieses Buches aus Hegel auf S. 467 und 469 wird Schopenhauers Zorn begreifen. Hingegen ist es widrigkomisch, wenn er sehr harmlose, ja sehr vernünftige Dinge immer gleich 'Infamie' schimpft, z. B.: *Editionen griechischer, ja sogar horrible dictu lateinischer Autoren mit deutschen Noten! Welche Infamie!*

Einer der greulichsten Stilgreuel ist die erheuchelte Erhabenheit; sie steht dicht neben dem unwahrscheinlichen Preziösentum. Wir empfinden sie nicht nur als grobe Stilwidrigkeit, uns empört noch mehr die aus ihr redende Lüge. Die geringste Unechtheit des erhabenen Ausdrucks wirkt abstoßend, es sei denn, daß zu einem spaßigen Zwecke mit dem Bombast gespielt wird. Unerlaubt ist dies nicht, nur müssen gewisse Grenzen innegehalten werden. Erhabenheitspielerei mit dem Heiligsten ist gemein und stilwidrig zugleich. Nichts aber ist zu sagen gegen einen feierlichen Anfang wie Scheffels: *Es rauscht in den Schachtelhalmen, Verdächtig leuchtet das Meer*, worauf die rührenden Verse folgen: *Da schwimmt mit Tränen im Auge Ein Ichthyosaurus daher*. Dies unbeschadet der Schillerschen Worte über die Feierlichkeit: 'Da, wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu tun ist, daß nichts davon verloren gehe, so stimmt er das Gemüt vorher zum Empfang deselben und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung.'

Echter Schwung entquillt dem übergelassenen Herzen; er ist wie alles wahrhaft Große sehr einfach. Begegnen wir bei einem Dichter oder Schriftsteller ausgeklügelter Klangspielerei und andern Stilkunststückchen im Aussprechen des Erhabenen, so können wir mit Sicherheit auf die Unechtheit des Gefühls schließen. Die wenigen Scharfsichtigen unter den ersten Lesern von Herweghs Empörungsliedern, so namentlich Wischer, erkannten die Gemachtheit in den 'Gedichten eines Lebendigen' an der festlängerischen Verskunst und der gefallsüchtigen Reimspielerei. Ebenso wenig glauben wir an die Echtheit von Hardens gelegentlichem Hochschwung, wenn wir diesen elendesten aller Stilgaukler jeden seiner Sätze unnatürlich verschnörkeln sehen. Das tiefe Gefühl redet eine sehr einfache Sprache und behilft sich ohne Büchmann.

\*

Jeder Gegenstand hat seinen Stil; der Widerspruch zwischen Gegenstand und Stil ist die Stillosigkeit oder Stilwidrigkeit. Die kleinste Schwingung des Tones über die durch den Gegenstand gezogenen feinen Grenzen hinaus vermag ein ganzes Schriftstück zu töten. Das grobe Ohr vernimmt nur die ärgsten Stilwidrigkeiten als Mißlänge; das feine und feinste empfindet den leisesten Uebelflang beinahe wie körperliche Pein. Die Linie des Schönen ist haarscharf (Hebbel); nur das Genie und die ihm ähnelnde schlichte Einfalt bleiben stets diesseits der Linie. Die Stillosigkeit nimmt alle Formen an: sie ist warm, wo Kühle verlangt wird; künstlich erregt, wo nur Ruhe sich ziemt; zudringlich und würdelos, wo Abstand und Ernst geboten sind; wügelnd, wo uns der Witz wie ein Peitschenschlag trifft; flach, wo die innere Form die Höhe fordert; kneipenspaßig, wo von großen Menschen und Dingen geredet wird. Stillos ist der Witzbold des Feuilletons, der über das wahrhaft Ernste ungesalzene Scherze treibt; stilloser der Gelehrte, der es durchaus dem Feuilletonisten zuvortun will. Eine der ärgsten Stillosigkeiten neuester Zeit ist der Dandyprofessor, der mit den wügelnden Tageschreibern wetteifern möchte:

Was das Entseßlichste sei von allen entseßlichen Dingen?

Ein Pedant, den es juckt, loder und lose zu sein. (Goethe auf Gottschob.)

Verwandt mit dieser Stillosigkeit sind leider gewisse Ausschreitungen bei ernstern, hervorragenden Gelehrten. Mommsen hat sein Übertragen von Ausdrücken aus der allerneuesten Zeitungssprache auf die alten Römer zu entschuldigen gesucht durch den Ausspruch, man könne das Leben im alten Rom garnicht modern genug auffassen, und hierin liegt wenigstens ein Stilgrundsatz, wenngleich sehr zweifelhaften Wertes. Es ist aber unehrerbietig gegen den Stoff, also gröblich stillos, wenn Wilamowitz z. B. in seinen ernstern homerischen Forschungen von den Freiern der Penelope schreibt: *Das protzige Pack von adligen Gelbschnäbeln geht auf den Leim*. Oder wenn es bei ihm über die Sphigeneie des Euripides heißt: *Da wirkt das Mythische, Echttragische, und hat die Elektra Gvatter gestanden*. Eine gvatterstehende Elektra! Wie würde das verachtungsvolle Urtheil eines solchen hochfahrenden Gelehrten lauten über den taktlosen Zeitungsschreiber, der solch Zeug verübt! Offenbachs durchgängiges Verulken der antiken Götter- und Heldenwelt ist stilgerechter.

Es ist stillos, wenn ein Prosameister wie Riehsche im 'Antichrist' davon spricht, daß *das Kreuz nur für die Kanaille aufgespart blieb*. Stillos schreibt Burckhardt von einem alten athenischen Redner, er falle *sehr leicht in den zur Leierkastenmelodie gewordenen Epitaphionton*, und an andrer Stelle über den Kampf zwischen Athenern und Persern: *Durch die Niederlage bei Marathon ist die ganze Partie nur aufgeschoben*.

Stilwidrige Vertraulichkeit begeht Viehoff in seinem Leben Goethes: *So kam denn unser Freund wieder im Vaterhause an*. Mag man in einem Roman so schreiben, nicht aber in einem ernstern Buch über Goethe. — Stillos ist die feierliche Priestergebärde, mit der einige Goethe-Bonzen von den alltäglichsten Verrichtungen ihres zum Buddha oder doch zum Dalai Lama gesteigerten Helden sprechen. So oft ich dergleichen lese, etwa über Goethes heilige Wäder in der Alm oder über die Symbolik von Pommerischer Spickgans und Teltomer Rübchen auf Goethes gastlichem Tisch, fallen mir die schönen Verse ein, womit die Vorrede eines Ulmer Rechenbuches zur Zeit Wilhelms des Ersten von Württemberg schließt:

Auf dem oft so dunkeln Lebenspfade  
Leuchtet segnend Jesu göttlich Licht,

Und durch Wilhelms Vätertreu und Gnade  
Blüht ein klarer Rechenunterricht.

Ein Gelehrter wie Holzmann vergreift sich in seinem strengwissenschaftlichen Werke 'Das Ende des jüdischen Staatswesens' in dieser plumpen Weise: *Er fand es am geratensten, still zu verduften*. — Einer der Stillosesten ist Herman Grimm; z. B. über einen schlechten Künstler neben Michelangelo: *Bandinelli hatte sich in den Mediceischen Speck so tief eingefressen, daß er völlig fest saß*, und über Michelangelo selbst: *Im Oktober 1504 waren vier Stück Statuen fertig*. — Speidel über Luther: *Luther ist durch und durch religiös gefärbt*. Ein Theologe würde sagen: im Blute Christi gefärbt und

zwar in der Wolle. Luthers Wolle im Blute Christi gefärbt! — Carl Busse, einer unsrer feiner lyrischen Dichter, kein Börsenmakler, über die lyrischen Gedichte von Ricarda Huch: *Das sind Poeme (!), die gewiß lange Kurswert behalten werden.*

Der Naturforscher Karl Voigt geistreichelt folgende Stillosigkeit zusammen:

Es liegt etwas Stabil-Langweiliges in der Erhaltung des tierischen Organismus, in dieser doppelten Buchführung, die über Einnahme von Nahrungstoffen und Ausgabe verbrauchten Materials von dem Organismus mit ermüdender Gleichförmigkeit geführt wird und wo sich das Haben als Fett ansetzt, während das Soll sich durch Abmagerung kund gibt, und endlich ein Bankrott oder der zunehmende Wucherzins, welchen der Organismus zahlen muß, das ganze Geschäft endigt und die Firma zu den Toten wirft.

Dies sollte zierlich und flott sein; es ist die Zierlichkeit und Flottheit des tanzenden Elefanten. — Ein neuerer Naturforscher schreibt von der Rolle der ‚Mikroorganismen‘ im Haushalte der Natur: *So finden wir Bakterien in der Erde, auf dem Waldboden, welche Blätter abbauend, in Kadavern, von demselben Pflichtgeföhle beseelt. Das Pflichtgeföhle der Bakterien!*

In einer Gedenkrede Jakob Minors heißt es: *„Schwerlich wird den Historiker die Zukunft Lügen strafen, wenn er an dem heutigen Jubeltage der frohen Überzeugung Ausdruck gibt, daß das Reich dieses Dichters nicht von gestern und nicht von heute. Um welches Dichters Jubeltag mag es sich handeln? Um den Tag, an dem vor hundert Jahren Heinrich von Kleist in tiefster Verzweiflung freiwillig aus dem Leben schied.*

Nur die äußerste Vorsicht, der sicherste Takt schützt vor dem gelegentlichen Vergreifen. Selbst die entfernte Möglichkeit eines Mißverständnisses ist zu vermeiden. Mit überkühner Neubildung schrieb Goethe in Erwin und Elmire von den ‚flohenen (entflohenen) Freuden‘. Ich habe es erlebt, daß norddeutsche Hörer über den wundervollen Eingangsvers Mörikes: *O flauenleichte Zeit der dunkeln Frühe* lächelten, — sie hatten ‚pflaumenweich‘ verstanden.

Stumpfsheit des Stilgeföhls ließ Tieck im Blonden Ebert schreiben: *Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam, von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch.* Dabei ist der Blonde Ebert mit dem kleinen Familienzirkel aufs Gruseln angelegt.

Harmlos unfreiwillige Stillosigkeit spricht aus dieser ernstgemeinten Todesanzeige des Vaters eines vom Kirchturm gestürzten Sohnes: *Wer die Höhe unseres Kirchturms kennt, wird die Tiefe unseres Jammers begreifen.*

Das Unglaublichste, das Tollste an Stillosigkeit, ja an völlig unliterarischer Geschmacklosigkeit bietet Gerhart Hauptmanns ‚Lohengrin‘. Der weihräuchernde Klingen um Hauptmann herum hat mit gutem Grunde dieses Nachwerk totgeschwiegen. Hauptmann läßt z. B. seinen Lohengrin, nach dem kurzen Kampfe mit Telramund, einige Stunden damit zubringen, in heißen Dämpfen oder heißer, trockener Luft zu liegen, in fühlen Wasserbassins [sprich: Bassänß! — wie denn sonst?] herumzuschwimmen, kalte Brausen über sich ergehen zu lassen, und Ähnliches mehr. Man [wer? *Masseur* oder *Masseuse*?] knetete ihn, man trocknete ihn, als ob Lohengrin ein Schwerathlet im Jirkus, nicht ein Gralsritter gewesen sei. — Der Herzog von Cleve bemerkt seiner ‚lieben, durchlauchtigsten Michte Else: So einfach sind diese unerledigten Fragen nicht aus der Welt zu schaffen‘. Und der liebe Lohengrin, den seine und Elsens drei Kinder, ‚das vollzählige Kleeblatt‘, eines Tages ein wenig belästigen, sagt urgemütlich: ‚Els, Else, befreie mich gefälligt (!) von deiner rebellischen Nachkommenschaft.‘ Die liebe Else führt ihr Kleeblatt vor Lohengrins Tür: ‚Sie mußten mit ihren Händchen dawiderschlagend immer wieder Papa, Papa! rufen‘, nämlich weil dieser Papa durchaus für immer von dannen ziehen will. In der Schicksalsstunde aber der ewigen Trennung spricht Lohengrin die großen Worte gelassen aus: ‚Was mich betrifft, so ist meines Bleibens nicht in dieser Welt.‘ — Vollends dem erbärmlichen Hauptmannschen Festspiel von 1913 gegenüber verlagen selbst Bezeichnungen wie läppische Stillosigkeit und albernste Geschmacklosigkeit den Dienst.

\*

Eine Hauptquelle der Stillosigkeit ist das Fremdwort. Streng genommen ist fast jedes Fremdwort stillos: es wirkt unrein, freilich nur auf gesunde Ohren; so unrein wie eine nicht scharf gestimmte Geige oder ein schlecht gestrichener Bogen. Selbst die Welscher räumen ein, daß das Fremdwort in der Poesie unmöglich, ja schon in der edleren Rede stillos sei (vgl. S. 159 über Röthe). Schon Kant fragte: Ob nicht ein jedes aus einer fremden Sprache entlehnte Wort in einer feierlichen Rede wie ein Spielwerk, wie Glittern klingt? Schiller schreibt an Körner: Lateinische Wörter wie Kultur fallen in der Poesie etwas widrig auf, und meinte doch nur Gedankendichtung. Durch seine Minderwertigkeit wird das Fremdwort in die niedern und niedersten Bezirke des Schriftwesens verwiesen; drängt es sich in die höheren ein, so wirkt es je nachdem unpassend, lächerlich, ekelhaft, immer aber stillos. Kein Zufall, sondern künstlerische Absicht verbannte aus der acht Seiten langen Weiherede des Grafen Eulenburg für das Denkmal auf dem Niederwald (28. September 1883) jedes überflüssige Fremdwort. In Gustav Freytags sprachlich ausgezeichneten Bildern aus der deutschen Vergangenheit gibt es stillose Flecken, so oft er vergißt, was ein kerndeutscher Stoff von dem deutschen Schreiber fordert. Wie kunstwidrig sind z. B. in dem schönen Abschnitt über die Volkserhebung von 1813 die Ausdrücke: *equipiert, patriotische Spekulation, Departements der Landesregierung*. Welch Ver greifen im Ton, wenn es in einem schwungvollen Satze vom Wirken einer Volkskraft heißt, daß sie *im Reiche des Geistes das Kühnste mit heldenmütiger Konsequenz wagte*. Wie konnte nur Freytag von Jahn schreiben, daß er *in den Ruf eines Poltrons* kam? Verstehen alle Leser der Bilder dieses französische Wort? Ja Freytag wird flach wie ein schlechter Zeitungsschreiber, wenn er nicht prägt, sondern formelt; er spricht von dem, was nach 1806 in Preußen lebendig blieb: *Beamte und Offiziere, vor allem das Volk selbst*, und dies nennt er *ein tüchtiges Material!*

Von Cäsar schreibt Mommsen: *Er hatte sich einweihen lassen in alle Rasier-, Frisier- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, und Sein Interesse forderte, denselben (Pompejus) auf andere Weise zu annullieren als durch den Henker*. Mit welchen Empfindungen wird ein sprachgesünderes Geschlecht dereinst ein Buch mit solchem Stile lesen! Darf man da Spielhagen tadeln, wenn er von den Dichtern der Ilias und Odyssee in der Sprache von Ramischhändlern schreibt: *Es waren Dichter ersten Ranges, von ihren Konkurrenten und dem Gros ihres Publikums geschieden, wie jeder wahrhafte Genius immer von seinen Konkurrenten und seinem Publikum geschieden sein wird* —? Bald darauf heißt es: *Der von berufenen Künstlern exekutierte Volksgesang*.

Nicht besser, eher noch schlimmer, jedenfalls häufiger bei Herman Grimm über Homer: *Pandarus will Diomedes nun sicher treffen. Er sucht persönliche Satisfaktion*. Zum Glück ist Diomedes satisfaktionsfähig. Man stelle sich vor: Herman Grimm den Inhalt des Nibelungenliedes in dieser anmutreichen Sprache wiedergebend, etwa: *Der bleffierte Siegfried sucht persönliche Satisfaktion von Hagen*. Grimm hat mit stilgerechter Feierlichkeit den Anfang der Ilias nacherzählt; dann heißt es: *Von den Individualitäten der Götter sollen wir jetzt erfahren*. Das abgedroschene kichenlateinische Wort pläkt plebejisch hinein in die Götterversammlung auf dem Olymp. Eben so platt von Homer: *Mit welcher Feinheit akzentuiert der Dichter hier die Tatsachen*. Über Goethe wird in demselben flott sein sollenden Tone geredet. Grimm hebt hervor, daß es Goethes Eigentümlichkeit war, unablässig über sein Tun und seine Gedanken sich und andern Rechenschaft abzulegen, und knüpft daran die Bemerkung: *Goethe war das größte Reportergenie*. So etwas sagt man allenfalls mit der Zigarre im Munde beim zehnten Glase Wein und mit gewollter Vobdrigkeit; so schreibt aber kein sich, seine Leser und seinen Gegenstand achtender Schriftsteller in einem ernsten Buch über Goethe.

Über Phidias heißt es bei Ernst Curtius: *Ein mit allem Zubehör von Athen (nach Olympia) mitgebrachtes Atelier*. Phidias hatte eine Werkstatt; in einem Atelier hätte Offenbach für seine Spottgottheiten schneiden lassen.

In seinem Buch über die Strategie des Perikles schreibt Hans Delbrück von einer *encouragierenden Rede des Kleon an die Athener*. Warum nicht von einer *encouragierenden Harangue*? — Friedrich Delitzsch beschreibt in Babel und Bibel ein altassyrisches Bildwerk: *Der König ruhend auf hoher Chaiselongue, die Königin ihm gegenüber sitzend auf hohem Stuhl*. Warum sitzt diese nicht auf einem Fotölch?

Erich Schmidt spricht von dem *nicht ganz originellen Zyklus der Müllerin* von Goethe. Er meint „original“; aber bei der Wahl unter schwammigen Fremdwörtern ist das wohl — „egal“. Von Faust und Gretchen: *Die affektvollste Liebestragödie*. Gretchen affektvoll! Die Kerkerzene affektvoll! — Von einer Novelle der Ebner: *Jene Lotti zeigt aber schon einen sicheren Detailsinn*. Sollte es nicht lohnen, Frau Ebner auch auf ihren *En gros*-Sinn zu untersuchen? — Über Immermanns Hofschulzen schreibt er diesen schönen, ich meine wirklich schönen, Satz: *Durch diese Prachtgestalt seines Hofschulzen lebt Immermann im deutschen Volk; auf dem herausgerissenen Teil eines einzigen unter so vielen Dichtwerken ruht unerschütterlich sein Volksruhm*. Leider schreibt er nicht ganz so, sondern der Satz schließt mit der fremdwörtelnden Plakpatrone: *So popularität!*, einem platten, ungefühlten, übelklingenden, fast übelriechenden Fremdwort statt eines sich jedem sprachgesunden Schreiber aufzwingenden deutschen Nachwortes mit edlem Gefühlswert. So rächt sich die Welschjucht an einem Manne, der die Stilgeheimnisse unsrer Großen oft mit seinem Geschmack aufgewiesen hat.

Über Goethes Tasso heißt es bei Eugen Wolff: *Wenn Goethe von diesem natürlich gegebenen Schlusse abweicht, so müssen wir vom ästhetischen Standpunkt darin ein bedauerliches Manko sehen*. Vielleicht ergibt sich diesem Germanisten zum Ausgleich bei der Iphigenie ein erfreuliches Saldo. — Über die heidnische Welt zur Zeit des ersten Christentums französiselt Richard Mather: *So lechzte man nach mystischen Wonnen, erhoffte im Au delà neue Freuden zu finden*. Fürs irdische Zammertal hält sich *Ici* das bestens empfohlen.

Rudolf Gottschall spricht vom deutschen Waldeszauber eines Eichendorffschen Liedes und knüpft daran seine Betrachtung über das Naturleben der alten Germanen, das *uralte Flanieren im duftigen Walde oder auf Bergeshöhen*. Wer malt uns den flanierenden Hermann den Cherusker, zusamt der allda promenierenden Thiuselba! — Der das Französische ganz wunderschön findende Fontane schreibt über die Londoner Nelson-Säule: *Der Sieger von Trafalgar schaut von seiner Colonne herab*. Man greift sich an den Kopf; es steht wirklich Colonne da. — Kürnberger läßt einen österreichischen Bauernwirt sprechen: *Zehn Zentner Sommerweizen, 80 Lucerne per Morgen, das sind nur Durchschnitte, nicht Maxima*, und dieser Wirt ist nicht etwa ein lateinischer Bauer.

Wie tief der Krebschaden der stillosen Welscherei sich eingefressen, zeigt uns vielleicht am deutlichsten ein sonst wurzeldeutscher Schreiber wie Rosegger. Da heißt es einmal in seinen ernststen Bergpredigten: *Unsittlich ist es, Bestrebungen lächerlich zu machen, zu verfolgen, bloß weil sie heute nicht realisierbar sind*. Und in einer Predigt über die Verderblichkeit des feigen Zweifels spricht er immerfort von der Skepsis, er der ungelehrte ausgezeichnete Meister eigenwüchsiger Prosa. Aber Rosegger ist nicht der Mann, der seine unbewußte Fremdwörtelei titelnd verteidigt, der in „realisierbar“ und „Skepsis“ feinere Müankßen zu empfinden vorgibt. In einer andern Predigt bekennt er freimütig: *Ich nehme auch mich nicht aus, selbst diese Bergpredigt nicht, wenn ich sage, es gibt kaum einen deutschen Aufsat, in welchem nicht wenigstens ein paar unnötige Fremdwörter die reine Sprache verunzieren*.

Stillos ist es, wenn Heine schreibt: *Nur die Altertümlichkeit der Einfassung, nämlich die Reste von Mauern, Türmen und Zinnen, geben der Stadt (Goslar) etwas Pikantes*. Das pikante Goslar! — Es ist widerliche Stillosigkeit, wenn über einem Hause in Lothringen, unweit der französischen Grenze steht: *Deutsches Haus und deutsches Land, Schirm' es, Gott, mit sturker Hand!* und darunter *Entrée défendue*. — Und es ist . . ., doch der Leser ergänze selber: *Wir geloben aufs neue für Kaiser*



und Reich Treue bis an den Tod. *Morituri, Caesar, te salutant!* (Schluß der Rede eines Berliner Hofpredigers in der Kapelle des königlichen Schloßes zum 18. Januar.)

## Zweiter Abschnitt.

### Schlichtheit.

Denique sit quidvis simplex dumtaxat et unum (Alles sei einfach und einheitlich.) (Horaz.)  
 Ein redlich Wort macht Eindruck, schlicht gesagt. (Elisabeth in Shakespeares Richard 3., Akt 4, 4.)  
 Die Naivetät bleibt das Ehrenkleid des Genies, wie Nacktheit das der Schönheit. (Schopenhauer.)  
 Alles Edle und Große ist einfacher Art. (Gottfried Keller in einer Bettagsverordnung des Züricher Rates.)

In unsern Tagen die Schlichtheit als einen der schönsten, stärksten Reize des Stiles zu rühmen, ist ein fast hoffnungsloses Beginnen. Berühmt, das heißt auffallend für heute, schon nicht mehr für morgen, wird man nicht durch Schlichtheit, sondern durch alle Spielarten des Gegenteils. Unter den von der Menge meistbewunderten Schreibern der Gegenwart ist kein einziger mit schlichtem Stil, kann keiner sein. Die, für heute, berühmtesten Künstler — nicht Künstler — unsrer Prosa entsprechen dem Bilde Schopenhauers von den Stilgauklern seiner Zeit und ihrem verrückten Gebaren (vgl. S. 39).

Der schlichte Stil ist schwieriger als jeder andre, denn er ist reine Kunst, und die ist schwieriger als jede Künstelei. Von den modischen Schreibern wird er verschmäht, wie die sauren Trauben vom Fuchs. ‚Schriftstellerische Vortrefflichkeit besteht darin: Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge; aber sie [die Stilgaukler] machen es umgekehrt‘ (Schopenhauer).

Indessen die mit den gewöhnlichen Dingen in ungewöhnlichen Worten haben ihren Lohn dahin, sie verzehren ihren Tagesruhm auf dem Palm. Zunächst trifft der Bedeutungswandel der Wörter mit unheimlicher Schnelligkeit zuerst und zumeist alle übertriebene verstiegene Ausdrücke: heute noch glänzender Einfall, morgen schon entlittertes Modewort. Es geht genau wie mit den Getränken: die schärfsten vertragen wir am kürzesten; ein Trunk aus reinem Wasserquell schmeckt der durstigen Menschheit heute noch ebenso gut wie vor Jahrtausenden. Keine Erklärung des klassischen ist möglich ohne das Beiwort: schlicht; keine Form der Kunst hat so sichere Aussicht auf Dauer wie die schlichte. Das ist sehr natürlich: der Mensch verträgt wohl gelegentlich und für kurze Zeit verblüffende, aufreizende Eindrücke; nach den Urgezeiten des Empfindens aber stumpfen sich diese Eindrücke schnell ab, um so schneller, je stärker und häufiger. Um von neuem zu wirken, bedürfen sie einer immerwährenden Steigerung, und wie bald ist der Gipfel des Möglichen oder noch Erträglichen erreicht! Der geschmackvolle Leser wendet sich widerwillig ab, und es bleibt nur die Berühmtheit des Ungeschmacks. ‚Der einfache Ausdruck ist schon deshalb vorzuziehen, weil alle, auch die glänzendsten Redeflitter, veralten, und weil ein Buch, das damit aufgestützt ist, deswegen, bei sonst bedeutendem Inhalt, in seiner Form später einen mumienhaften Eindruck machen muß‘ (Hebbel). Ähnlich bei Schopenhauer: Den treffenden Ausdrücken, originellen Redensarten und glücklichen Wendungen ergeht es wie den Kleidern: wenn sie neu sind, glänzen sie und machen viel Effekt; aber alsbald greift jeder danach: wodurch sie binnen kurzer Zeit abgenutzt und fahl werden, so daß sie endlich ganz ohne Wirkung bleiben.

Nur der schlichte Schreiber erzeugt im Leser das unentbehrliche Gefühl der Sicherheit; der Stilgaukler läßt ihn stets ein nahes Unheil befürchten: der Seiltänzer wird, er muß einmal herunterstürzen. Ein Weilschen schaut man voll Neugier zu, das Aufsätzchen eines Stilgecken liest man wohl mit einem ähnlichen Vergnüglein wie an dem Gliedermann im Zirkus; aber ein ganzes Buch? — brrr!

Schlichtheit als Form für Gehalt ist Schönheit; es gibt keinen schönern Stil als den feuchsten, wie Schopenhauer ihn nennt. Wie rührt uns das tausend Jahre alte Wort

Otfrieds, des Umdichters der Evangelien, womit er im Gegensatz zu den schmuckvolleren fremden Sprachen, besonders der lateinischen, von der deutschen rühmt: *Si habet thoch thia rihti in sconeru slihti*. Alle schönste Dichtungen der Weltliteratur sind sehr schlicht; alle schönste Prosa sehr einfach, sehr einfältig. Es ist ein Jammer, daß die edle Bedeutung von 'einfältig' gesunken ist: die Schuld trägt das ursprünglich überflüssige Fremdwort 'naiv', das wir jetzt kaum noch entbehren können, dessen Herkunft den meisten Benutzern unbekannt ist.

Die Schlichtheit der erhabensten Stellen der Bibel braucht nicht durch weitere Beispiele belegt zu werden (vgl. S. 399). Wie schal sind die Wirkungen der blendendsten Stilkünste unsrer modischen Geschichtschreiber mit ihrem noch so hochentwickelten historischen, historistischen, ja historizistischen Sinn, gegen die der schlichten Darstellung des gewaltigsten Ringens zweier Völker durch den Nichtberufschriststeller Moltke! Wir wissen, daß er seinen Stil, außer an Schiller und Clausewitz, an Gibbon, den er als Leutnant übersehte, gebildet hat; gewiß aber hat auf ihn auch Tacitus gewirkt, soweit man überhaupt vom Stil eines Andern lernen kann, ohne den eignen zu verlieren. Gilt doch von jedem bedeutenden Schreiber Hebbels Wort: Was einer werden kann, das ist er schon.

Viele unsrer gepriesenen Stilgaucker von heute empören sich gegen die Schlichtheit, nennen sie Platttheit, oder Plattbürgerlichkeit, so z. B. Kerr, weil sie bei ihrem eignen Mangel an Dauergehalt den Nachdruck auf die für den Augenblick blendende Flimmerform legen. Die schlichte Form bei wertvollem Kern ist niemals platt, vielmehr gleichbedeutend mit hoher Kunst, je mehr sie sich deckt mit dem natürlichen Ausdruck. Die gebildeten Leser sind nicht so blind, wie sich der Gliederverkenter der Prosa einredet; sie erkennen durch die schlichteste Sprache hindurch den wertvollen Gehalt, wenn einer da ist, und sie ermüden betrübend schnell für den Gaucker, wenn ihnen nur schön Schattenspiel an der Wand vorgeflimmert wird. Je zurückhaltender der Schreiber mit seinem starken Gefühl, desto stärker wird der Leser zur ergänzenden Mitarbeit aufgerufen. Wie furchtbar ergreifen uns Lessings Briefe an Eschenburg vom 3. und 10. Januar 1778 über den Tod seines Sohnes und seiner Frau:

Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern diesen Sohn. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen. — Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und ich bin ganz leicht.

Goethe am Begräbnistage Christianens an Zelter: Wenn ich dir, derber, geprüfter Erbensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was es heißen will.

Schiller an seine Frau über den befürchteten Tod seiner Mutter: Von Weiningen erfahre ich eine Nachricht, die mich betrübt (!). Meine Mutter ist wahrscheinlich tot. Ich bin froh, daß sie ihres schmerzvollen Lebens los ist, aber ich denke ihrer mit Nüchternheit, und es schmerzt mich, daß sie nicht mehr ist. Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten.

In den Dingen selbst schlummert verborgenes Walten, und dessen Kraft kann mit den einfachsten Worten entbunden werden. Dies wußte Quintilian: *Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert* (Den Dingen verleiht manchmal die Schlichtheit des Wortes Kraft), und ein andrer Römer, Vergil, schrieb das tiefe Wort von den Tränen der Dinge (*Sunt lacrimae rerum*). Man lese die in ihrer Schlichtheit so ergreifende Stelle bei Tacitus über das Teutoburger Schlachtfeld (auf S. 493). Auch Moltkes Schlusssatz in seinem Kriegswerk schlage man auf (S. 372), und hinzugefügt seien die fargen Worte über die ungeheure weltgeschichtliche Entscheidung, durch die er die Schlacht bei Sedan herbeiführte: *Noch Abends wurde nun der Rechtsabmarsch vom Könige genehmigt, und in der Nacht gingen die Befehle direkt an die betreffenden Armeekorps ab*. Von Moltke endlich noch diese vorausdeutende Stelle seiner Rede im Norddeutschen Reichstag vom 18. Oktober 1867 in bedrohlichen Zeitläuften: *Wir wollen nicht den Krieg. Wir wollen unsere Verhältnisse im Innern in Frieden ausbauen. Wir wollen unsere deutschen Angelegenheiten in Deutschland regeln, und wenn man*

uns daran hindert, so wollen wir den Krieg. Wie man sich in unserm Zeitalter ichwulstiger und rasselnder Wortmacherei nach dem Tatenstil der heldischen Männer einer großen Zeit zurücksehnt!

Kants Wort von dem bestirnten Himmel über ihm und dem moralischen Gesetz in ihm (S. 399) sei in Erinnerung gebracht. — Wie schlicht, aber wie überwältigend durch Überzeugungskraft wirkt in Fichtes Reden an die deutsche Nation der Satz vom Siege der Germanen über die Römer: *Diese (die Cheruskier) und alle Andern in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.*

Von klassischer Schlichtheit, darum doppelt wirksam, sind die meisten vom alten König Wilhelm im Werdejahr des Deutschen Reiches unterzeichneten wichtigeren Urkunden. Der Leser lerne an ihnen, eine wie schlichte Einfalt der größte Gegenstand verträgt, nein fordert. Aus dem Hauptquartier in Mainz erging am Tage vor dem eisernen Würfelspiel dieser Aufruf:

An die Armee.

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraidend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes und die Ehre des eigenen Heeres. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.

Wilhelm.

Des Königs Drahtung an die Königin am Abend der Schlacht bei Gravelotte: Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und nach Metz zurückgeworfen.

Kein Wort zuviel, kein Wort zu voll, zu hoch; alles edelschlicht, aber durch die Gewalt der Tatsachensprache unwiderstehlich.

Bei den großen Dichtern findet der Leser nicht mehr einzelne Beispiele, sondern alle ihre größten Werke sind Muster keuscher Schlichtheit. Darum hier nur noch zwei weniger bekannte Proben, die an sich Freude machen können. Das schon einmal angezogene, einzig lebendig gebliebene Gedicht eines längst Verschollenen, Franz von Schobers, „An die Musik“ (durch Schubert vertont) spricht in rührend einfachen Worten aus, was dem Dichter die Musik gewesen, und schließt mit dem in seiner Schlichtheit klassischen Vers: *Du holde Kunst, ich danke dir dafür!* Gesprochen oder gesungen, die Worte wirken jedesmal hinreißend. — Das andre Beispiel aus einem fast unbekannten Prosabuchstück (Bei uns zu Lande auf dem Lande) unsrer großen Annette von Droste über die Heimat: *Der Boden, wo seine Lebenden wandeln und seine Toten ruhn.*

Zu den großen Schlichten gehört unter denen nach Goethe vor Allen Keller. Auf keinen seines Zeitalters paßt Schopenhauers Wort von den ungewöhnlichen Dingen in gewöhnlichen Worten so schlagend wie auf Keller. Nur eine Erweiterung des Schopenhauerschen Satzes ist Ricarda Huchs Schilderung des Kellerschen Stils: „Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht, und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt.“

Sollte diese hohe Kunst nicht erlernbar sein? Einfachheit, Schlichtheit sind gewiß verwandt, wohl gar gleich mit Kunstlosigkeit; was also wäre dabei groß zu erlernen? Diese scheinbare Kunstlosigkeit ist aber eine sehr schwere Kunst und kann nicht gelehrt werden. Sie zeigt sich auf dem Gipfel menschlichen Strebens, da wo Kunst und Natur eines nur werden. Sie wird mit jedem geboren und muß doch von jedem neu ausgegraben werden unter einer Kruste verbildender Stilkünstelei. Gelehrt kann sie nicht werden, wohl aber kann man mit festem Willen auf zwei Umwegen zu ihr gelangen. Der eine führt durch die Dornen und Disteln der berühmt gewordenen oder der heute, das heißt für einige Jahre, berühmten Stilkünstler. Einen Monat nur vom Morgen zum Abend die Werke der Stilgaufler, der Bieraffen und der Schmudschreiber gelesen, von Saphir über Kerr zu Harden, dazwischen

etwa Jean Paul, Mundt, Bücker: und ein Ekel vor dem geistreichsten Bombast, ein Heißhunger nach der schlichten Menschenrede werden sich als Frucht solcher selbstauferlegten Stillsolter mit allen Wonnen der Genesung einstellen. — Der andre, genußreichere Umweg führt durch die allergrößten Werke der Weltliteratur, die sämtlich an Schlichtheit miteinander wetteifern. Wer seinen Geschmack an ihnen gebildet, ist gegen die Ansteckung der Stilkünstelei wie mit einer kräftigen Impfe gefeit. Und weissen Blick beim Lesen in die Tiefe dringt, dem wird bald die Erkenntnis aufgehen für die Meisterkunst, die hinter der Schlichtheit waltet. „Zur Kunst gehört, die Kunst zu verstecken“, heißt es bei Quintilian; die versteckte zu entdecken, ist ein Hochgewinn, der reichlich lohnt.

\*

Durch dieses ganze Buch geht die Mahnung zur Rücksicht auf den Leser. Alles Schreiben ist ein zweiseitiges Geschäft: jede Schrift soll gelesen werden. Jeder schreibt für irgendjemand, muß also zu diesem Zweck immerfort den Leser vor Augen haben, sich in dessen Verständnis, dessen Empfindungswelt hineindenken. Wem die Kraft der Phantasie fehlt, oder wer überhaupt nicht an den Zweck seines Schreibens denkt, der wird schwerlich etwas Verständliches und Wirkames zustande bringen. Je enger der Kreis der Leser, je geistesverwandter dem Schreiber, desto leichter das Schreiben, desto sicherer die Wirkung. Der gelehrte Schreiber, der etwa in einer Zeitschrift für einige hundert Berufs-genossen über einen Fachgegenstand schreibt, wird mühelos den Ton treffen. Ganz anders der Schreiber, der sich an eine große, fast unbegrenzte Lesermenge auf den verschiedensten Bildungsstufen wendet; dieser hat die Pflicht eines volkstümlichen Stils, sonst verfehlt er den obersten Zweck alles Schreibens: verstanden zu werden. Der volkstümliche Stil ist der schwerste von allen, um so schwerer, je ferner der Schreiber den Klassen steht, für die er schreibt. Je breiter in einem Lande die Kluft zwischen Schrift und Redesprache, desto feltner und schwieriger die Kunst des volkstümlichen Stils. In Frankreich, wo jene Kluft am schmalsten, verstehen einander die Schreiber und Leser fast durchweg, und mit der wachsenden Schulbildung werden dort die Schätze der heimischen Literatur zu höchster Wirkung kommen können. In Deutschland mit seinem großen Unterschiede zwischen gekünstelter Schriftsprache und lebendiger Volkssprache bleiben sehr weiten Leserkreisen viele ausgezeichnete Bücher ewig fremd wegen der Unnahbarkeit ihrer hochgeackerten, ja verschrobenen Schreibsprache. Nur wenige deutsche Gelehrte besitzen die feine Kunst, ihr reiches Wissen in einer jedem Mittelgebildeten und nach Bildung Strebenden verständlichen Form auszusprechen. Ja in Deutschland wird diese für die Bildung eines Volkes überaus wichtige Gabe von manchen Gelehrten, denen die Natur sie versagt hat, geringgeschätzt. Und doch lehrt uns die Geschichte, daß die Träger der größten Namen auch in der Wissenschaft volkstümlich zu schreiben verstanden: Jakob Grimm, Helmholtz, Schopenhauer sind jedem Deutschen mit guter Volksschulbildung zugänglich. „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren“, heißt es bei Luther, und Kant meinte: „Nur derjenige kann etwas auf eine populäre Weise vortragen, der es auch gründlicher vortragen könnte“. Der Satz ist umdrehbar: Nur derjenige kann eine Sache wahrhaft gründlich vortragen, der sie so vollkommen beherrscht, daß er sie auch volkstümlich vortragen könnte.

Erst dieses Können ist der Prüfstein für die unbedingte Herrschaft über den Stoff. Natürlich wird hierbei nicht gedacht an die schwierigsten Aufgaben der Chemie, der höheren Mathematik usw., die ja auf einem den Meisten unbekannten Unterbau ruhen. Im übrigen aber ist das dünnelhafte Geringschätzen des volkstümlichen Stils in der Wissenschaft, soweit sie sich nicht auf einen allerengsten Fachkreis beschränkt, nur das Zeichen eines gewissen Mangels in der Sache selbst. In seiner Verteidigungsrede „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ wirft Cassalle, der Verfasser der streng wissenschaftlichen Bücher über Heraklit und das System der erworbenen Rechte, die Frage auf:

ob nicht unter einer zum Zwecke der größern Faßlichkeit ganz leichten und populären Form das tiefste Sinnen der Wissenschaft herausgerungen sei? Ob nicht gerade dadurch eine um so vollere Leistung des

wissenschaftlichen Gedankens vorliege, als es diesem gelungen ist, jede Spur des Ringens mit sich selbst, jede Schwierigkeit, jede Sprödigkeit des Stoffes abzutilgen und sich zur klarsten Durchsichtigkeit zu bringen, zu einem wissenschaftlichen Kunstwerk, welches, wie Schiller sagt, ausgestoßen hat jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit und sich frei und leicht, gleichsam spielend und von selbst, als das eigene Denken des Hörers zu entfalten scheint?

Einige rückständige Gelehrte, die diese freie Höhe der Wissenschaft noch nicht erreicht haben, suchen ihre Unfähigkeit hinter einer hochfahrenden Verachtung Derer zu verbergen, die gemeinverständlich, wohl gar künstlerisch schreiben. Einer der ersten Fachmänner des Volksbildungswesens, J. Lews, klagt über den Schaden der dünkelfaften Gelehrttuerei: 'Der Fremdwörterkram verriegelt Millionen von helläugigen, geistig frischen, volkstümlich geschulten Volksgenossen tausende von Türen. Und wir andern? Wir sonnen uns in dem Gefühl der Überlegenheit. Ja, man darf es ruhig aussprechen: mancher Hohlkopf mit einer recht mäßigen fremdsprachlichen Bildung benutzt die fremden Marken und Flichwörter, um sich sehr billig bei ihm sonst überlegenen Leuten in ein besseres Licht zu setzen.' Wann wird dieser Bann von der deutschen Seele gelöst werden? Wann wird der Gebrauch von Welschwörtern für den zweifellosen Beweis wissenschaftlicher Unreife und Unredlichkeit gelten? Jeder wahre Freund der Volksbildung sollte immer und immer wieder nach dieser Richtung aufklärend wirken. Der Plan der zuerst mit Jubel begrüßten Volkshochschulen scheitert an dem Mangel an Lehrern, die zu ihren Hörern in verständlicher reiner Sprache reden können.

Der volkstümliche Stil verlangt die allerbesten Eigenschaften des Stiles überhaupt; jedem Schriftsteller und Sprecher ohne Unterschied des Standes würde die Übung im Schreiben und Reden fürs Volk zum Segen für alle seine andern Schriften gereichen. Mit dem absichtlich dunkeln, dem tiefsinnig tuenden Stil, dem gezierten, dem fremdwörterlenden, dem schachtelnden, dem schwülstigen, dem wortmachenden, ist ein volkstümlicher Schreiber unmöglich. Dessen Satzbau muß durchsichtig knapp und klar, die Wortstellung auf den ersten Blick verständlich, der Ausdruck scharf und möglichst sinnfällig, die Gliederung bequem sein, die Spannung darf nicht nachlassen. Von wie wenigen Schriften unsrer deutschen Wissenschaft kann man alles dies rühmen: welch ein beweinenswerter Verlust für unsre Volksbildung!

Da schreibt Häckel ein Buch für jedermann: 'Welträtsel' mit dem Untertitel 'Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie', und das Werk strotzt von den wildesten Fremdwörtern, darunter Hunderten, zu deren Verständnis die meisten Leser ein Fremdwörterbuch brauchen. Da begegnen uns Sätze wie: *Die anthropologische Weltanschauung wird schon durch deren kosmologische Perspektive widerlegt, oder: Diese zweite Stufe erscheint als Reproduktion der Histonalvorstellungen, jener Associon (!) von Cellularvorstellungen, die schon mit der Bildung von Cönobien bei den sozialen Protisten beginnt, oder: Der amerikanische Indianer, dessen Athanismus (?) Schiller in seiner nadowessischen Totenklage so anschaulich schildert*, den aber Häckel durch ein in keinem Fremdwörterbuch stehendes Wort unverständlich macht. — In dem Buche 'Das Weltall' von Wilhelm Meyer heißt es auf dem Titelblatt: 'Gemeinverständliche Himmelskunde', und innen gibt es auf jeder Seite unverständliche Fremdwörter weit über die paar notwendigen Kunstausdrücke hinaus. — In dem jachlich wertvollen Werke 'Das deutsche Volkstum', herausgegeben von Hans Meyer, wimmelt es von überflüssigen und unverständlichen Fremdbrocken; da wird z. B. 'die physiologische Evolutionstheorie der Lehre von der Epigenesis' gegenübergestellt, als ob sich's um eine der deutschen Sprache unzugängliche eleusische Geheimlehre handelte und nicht um eine Platitude.

In der 'Sammlung gemeinverständlicher Vorträge' von Virchow und Holzkendorff erschien der Aufsatz eines Dr. Töpfer: 'Das mechanische Wärmeäquivalent, seine Resultate und Konsequenzen'. Verständlich? Eher schon, für ein feines Sprachgefühl, gemein.

Einer der 'populären' Vorträge Pettenkofer's, 'Über das Verhalten der Luft zum Wohnhause des Menschen', beginnt: *Wir werden uns diesen Abend mit einigen*

*hygienischen Funktionen des Hauses beschäftigen.* Welcher Mittelgebildete denkt sich etwas Klares bei den hygienischen Funktionen eines Hauses? Weiterhin wird geredet von der *Permeabilität der Mauern und Kleider*, um den Schein einer großartigen Geheimwissenschaft zu erzeugen, und doch ist Permeabilität nicht um ein Deut andres oder mehr als Durchlässigkeit. In demselben Aufsatz heißt es: *Die Fähigkeit der Luft, Wasser aufzunehmen, ist bedingt durch die Tension des Wassers, bei verschiedenen Temperaturen zu verdampfen.* Als ich so weit gelesen, warf ich das Buch weg; ich rate dem Leser, es mir nachzutun, aber nicht bloß mit dem Bettendorferschen Buche. — Ein Mitglied der Berliner Gesellschaft für Erdkunde schreibt einen Zeitungsartikel über die Eiszeit, nennt ihn 'Eine populär-naturwissenschaftliche Skizze', wählt aber als Überschrift: 'Das Glacialproblem'. — Für eine 'Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen' schreibt ein Professor Wilhelm Uhl ein Buch 'Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache', worin es über die bekannte Kindersprache: 'du-bo-bi-bost' usw. großspurig heißt: *In der Erfindung neuer Formationen betätigt sich auf dem Gebiete dieser Idioten-Sprache mannigfach die unendliche Kinderphantasie. Das beliebteste Prinzip beruht auf der Einschlebung verabredeter Laute zwischen den einzelnen Silben der quäser-Sprache.* Wie gemeinverständlich! Hoffentlich haben die vernünftigen Leser das Buch an solcher Stelle für immer zugeklappt. — Ich halte mit der Meinung nicht zurück, daß Schopenhauers Titel 'Parerga und Paralipomena' für ein allen Gebildeten zugeeignetes Werk höchst abgeschmackt ist. Wir dulden ihn nur, weil auf den Titel ein so ausgezeichnete Inhalt in gemeinverständlicher Sprache folgt.

Die meisten akademisch gebildeten Beamten der Rechtspflege und der Verwaltung, aber auch manche Ärzte haben keine Ahnung von Redeweise und Sprachverständnis des Volkes. In einem berühmten Berliner Strafverfahren ermahnte der Oberstaatsanwalt einen oberbayerischen Fischer: 'Sie wissen, daß Ihr Zeugnis ausschlaggebend ist.' Der arme Kerl glaubte, er sollte den Ausschlag bekommen, und entsetzte sich mit Recht. — Ein Kreisarzt zur Frau eines kranken Bauern: 'Der Heilungsprozeß geht normal vor sich.' Die Frau fürchtete, sie werde durch die Krankheit in einen Prozeß verwickelt werden. — Ein geschwollener großberliner Kinderarzt zur mittelgebildeten Mutter eines kleinen Mädchens: 'Wie steht es denn mit ihrer Psyche?' — 'Ganz gut, morgens und abends reichlich, aber etwas dünn.'

\*

Muster von unvolkstümlicher Sprache weist die Arbeiterpresse auf. Die meisten der Zeitungsschreiber, die sich ausschließlich an einfache Arbeiter wenden, spicken ihre Rede mit Fremdwörtern, ja mit Brocken aus fremden Sprachen: *Die Nationalzeitung, die publizistische femme soutenu der Großbanken, beschäftigt sich mit dem Elend der Arbeitslosigkeit.* Was soll sich der lesende Arbeiter dabei denken? Oder über eine Rede des Grafen Bülow: *Sonst hatte sich ja der Conférencier des Zolltarifes keinen Gemeinplatz entgehen lassen. Die Rechte posierte während der Rede wiederholt steinerne Kulte.* Könnte man doch den lesenden gutgläubigen Arbeitern begreiflich machen, daß der Mensch, der solch Zeug für eine Arbeiterzeitung schreibt, ein nichtsnutziger eitler Schwindelhuber sein muß! — Aus einem Aufruf an Dresdner Bäckergehilfen, offenbar von einem Akademiker mit geknickter Tertianerbildung: *Die wirtschaftliche Entwicklung, die kein Zurück kennt, sie allein ist der Brennpunkt, wenn ein kleiner Meister nach dem andern krachen geht.* — Aus einer Zeitung für Ofenheizer: *Diese Zahlen allein genügen nicht, um das harte Schicksal der Leute, die plötzlich ihre Entlassung erhalten haben, individuell zu beleuchten.* Was hieran auszusetzen ist? Daß die meisten Tölpel nicht wissen, was 'individuell beleuchten' bedeutet; es ist die unverfälschte Affektorensprache. Die strebsamen Arbeiter sollten den verbildeten Schreibern ihrer Zeitungen und Flugschriften erklären: Wahre Bildung fordert die Kunst, zu einfachen Menschen in einfacher, verständlicher Rede zu sprechen; wer das nicht vermag, der ist nicht würdig, unser Führer zu sein, denn ein Führer muß die geläuterte Sprache Derer reden und schreiben, die ihn

folgen sollen. Fremdwörtelt doch Laßalle in einem Vortrag für Arbeiter: *Es gibt keinen andern Weg hierzu, als einige Jahre seines Lebens der traurigen und ariden Wissenschaft der Zahlen zu weihen.* In demselben Vortrag redet er von der Ubiquität und gebraucht das Wort *peroriert*. — Die 'Volksgregierung' von 1919 und alle folgende überbieten womöglich ihre Vorgängerin in der durchaus volkswidrigen dünnelfaften, zugleich lächerlichen 'festverankerten' Welscherei.

Ein Meister volkstümlichen Stiles ist Goethe; seine Vers- und Prosasprache, wenigstens aus der Zeit vor der absichtlichen Selbstverschönerung, klingt überwiegend wie lebendige Menschenrede. Er scheut sich nicht, in der Iphigenie zu schreiben: *Ein König, der Unmenschliches verlangt, Findt Diener genug*, denn so faun man sprechen, so wird vielfach gesprochen; und im Tasso: *Wenn ganz was Unerwartetes geschieht und Daß man klüger ist, als wie man denkt.*

Gab es viele gelehrtere Menschen als D. Fr. Strauß? Und doch sind alle seine Werke im höheren Sinne volkstümlich, selbst die über Hutten und Voltaire. — Muster der Volkstümlichkeit sind auch die Werke seines Landmannes Vischer. In dessen Vorlesungen, z. B. denen über das 'Schöne und die Kunst', einem der wertvollsten Bücher zur deutschen Kunstwissenschaft, wird der Beweis geliefert, daß man, das heißt daß ein großer Schriftsteller, über die tiefsten Fragen der Geistesbildung für jeden Leser mit bescheidener Schulbildung verständlich schreiben kann. Vischer hat z. B. von 'Lebenden Bildern' gesprochen und fährt fort:

Weiter, Tiere auf dem Theater. Man kann sie ja oft nicht entbehren. Daß Geßler zu Pferd kommt in der hohlen Gasse, ist von Schiller in großem Zusammenhang gefühlt. Der Hochmut zu Roß. Es ist wesentlich, daß er vom Sattel heruntergeschossen wird. Aber welche Not hat man, wenn das Pferd kommt! Man weiß nicht, ob dieser Stoff auf der Bühne nicht unpassender Weise improvisiert. Und das störende Stampfen der Hufe auf den Brettern.

Man übersehe sich dies in die geschwollene Papiersprache eines der großartigen Kunstschreiber der Gegenwart, etwa in den Poppenberger Stil (vgl. S. 504)!

Darwins grundlegende Werke sind jedem Engländer mit Durchschnittsbildung ohne weiteres verständlich, ebenso die von Huxley, Spencer, Mill. Damit vergleiche man Locke, Wundt, Paulsen, um einige unserer immerhin klarsten wissenschaftlichen Schreiber zu nennen. Von Schreibern wie Lamprecht, Simmel und Genossen darf man in diesem Zusammenhang nur mit Grausen sprechen.

Der unerreichte, geschweige übertroffene Klassiker der Volkstümlichkeit ist Johann Peter Hebel. Und der Mann war Direktor eines Gymnasiums! Wo gibt es heute einen seinesgleichen? Gemeinverständlicheres als seine Betrachtungen über das Weltgebäude ist nie wieder über den Gegenstand geschrieben worden. Und wie köstlich würzt er seinen durchsichtigen Volkstil mit dem feinen Salze schalkhaften Humors!

### Dritter Abschnitt.

#### Übertreibung.

Jeder Superlativ reizt zum Widerspruch. (Bismarck.)

Bei genauer Prüfung ist selbst dieses verallgemeinernde Wort Bismarcks ein Superlativ (Höchststeigerung) und reizt zum Widerspruch: es gibt Superlative, gegen die sich kein Widerspruch regt oder doch nur von berufsmäßigen Rechtshabern; sonst aber verdient Bismarcks Wort ernsteste — Verzeihung: ernste Beachtung. Der Superlativstil, oder Schlagadobrostil, oder Schreistil ist das Vorrecht der Jugend, der Unreife; jeder gute Schreiber tönt mit den Jahren seinen Stil auf ein edles Ebenmaß, die Superlative werden bei ihm feltner. Von Bismarck berichtet einer seiner Mitarbeiter: 'Je älter er wurde, um so größeren Wert legte er auf den Stil. Die Superlative strich er unbarmherzig; das Vorbild für seinen Stil war Luthers Bibel'. Sie war es auch für Goethes Sprache.

Freilich in dieser Hinsicht nicht für den sehr jungen Goethe und die stürmenden Dränger um ihn. Im Götz steht: *Mir war, als hätt' ich die Sonn' in meiner Hand und könnte Ball mit spielen, und im Clavigo hatte es ursprünglich geheißen: O hätt' ich ihn drüber überm Meer! Fangen wollt ich ihn lebendig und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesicht braten und mir's schmecken lassen, und euch auftischen, Weiber!* — Der sich noch toller gebärdende Klinger schrieb in einem Brief: *Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen.* — In Schillers Räubern steht: *Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfaß ein Reifen gesprungen wäre.* — Bei Grabbe nennt sich der Herzog von Gotland *einen Haufen von zusammen-gesprenten Tigern, die einander auffressen.*

Die Gefahr jeder Übertreibung liegt auf der Hand: sie ist ein Abbiegen von der einfachen Wahrheit und wird als das vom Leser bald erkannt. Er verzeiht ein gelegentliches Steigern des Ausdrucks über das durchaus Notwendige hinaus, weil er ja selbst in diesem Tone groß geworden; das immer wiederkehrende Emporjchrauben um eine Oktave oder mehr klingt ihm jachwidrig und ermüdet ihn. Der seelische Ursprung des Schreistils ist leicht erkennbar: dem Schreiber fehlt entweder die Kraft der Überzeugung oder die des wirksam schlichten Ausdrucks, und diesen Mangel sucht er durch die Höhe des Tones zu ersetzen. Ein eben so schlechter Ersatz wie in der Musik der brausende Lärm anstatt der musikalischen Erfindung. Der Schreistil ist unvornehm, unwahrhaftig, unwirksam, ist schlechter Stil, und jeder, der alle, sollten uns bemühen, den Ton der Rede und Schrift wieder auf den guten Klammerton edler Einfachheit zu stimmen. Darf ich eine lehrreiche Berufserfahrung einflechten? Der Reichstagsabgeordnete Windthorst, ein ohnehin leiser Redner, sprach bei ausbrechender und andauernder Unruhe immer leiser und erzwang sich dadurch regelmäßig nach sehr kurzer Zeit wieder gespannte Aufmerksamkeit. Hingegen weiß jeder mit dem Reichstagsleben Vertraute, daß kein Mensch auf schreiende Redner hört, sondern daß grade deren Reden ihren Widerhall in hundertfachen Zwiesgesprächen der Abgeordneten finden. Die Zuhörer fühlen, der Redner selbst traue mehr auf die Nacht seiner Lunge als seiner Gründe, und lassen ihn sich ausschreien. — Im Schmerzensjahr 1919 wurde ein widerlicher Mißbrauch getrieben mit dem hohlen Schrei vom 'flammenden Protest'; die Feinde Deutschlands lachten darüber verachtungsvoll.

Mit der Schrift nicht anders als mit der Rede. Der übertreibende Schreiber rechnet so: ich steigere meinen Ton auf das Doppelte des Nötigen, also werde ich wenigstens das Nötige bewirken. Er verrechnet sich: der Leser zieht noch mehr als die Hälfte ab, wenn er überhaupt bis zu Ende aushält. Man mache an Zeitungen oder Büchern den Versuch: von 10 Höchstgraden können ohne Verlust, nein zum Gewinn für Wirkung und Schönheit des Stils 9 durch die Grundform ersetzt werden. In einer Zeit so allgemeinen Geschreies wie der heutigen wirkt der leise Stil schon durch seine Seltenheit stärker als das Getöse; an dieses hat sich der Leser von jeher gewöhnt und ist dagegen verhärtet. Zu oft hat er in den Berichten über neue Dramen gelesen: 'stürmischer, hwareißender, überwältigender Erfolg; eine neue, unerhörte dramatische Offenbarung; die tiefgründigste Seelenanalyse; die zarteste, stupendeste, genialste Charakterzeichnung', — und hat es erlebt, daß nach drei Wochen kein Mensch mehr nach diesem Genius und seiner unerhörten Offenbarung fragte. Oder in gewissen Zeitschriften für Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit über ein Bändchen lyrischer Stimpereien: 'Einfach ein Meisterwerk, ein unzerstörbares Buch', und hat nie wieder von diesem Meisterwerk etwas gehört. *Man ist von einer Fuge emporgetragen und hat Visionen erlebt, Abgründe gesehen, Unendlichkeit im Chaotischen geahnt.* Worüber mag das geschrieben worden sein? Über die Offenbarung Johannis? Über Dantes Göttliche Komödie? Über Goethes Faust? Nein so schreibt Bierbaum über Dehmels 'Zwei Menschen'. — Es ist längst dahin gekommen, daß ein Zeitungsbericht, der von 'der außerordentlich warmen Aufnahme' eines neuen Stückes spricht, vom Leser richtig gedeutet wird: Das Stück ist hoffnungslos durchgefallen.



Neu ist der Schreibstil nicht, denn die Urtriebe des Menschen, auch des schreibenden, bleiben sich gleich. Seit uralten, oder sagen wir leiser: seit alten Zeiten wird übertreibend geschrien. Schon Quintilian rügte die *Hyperbole* als *in usu vulgi et inter ineruditos et apud rusticos* (Übertreibung im Gebrauch des Pöbels, der Ungebildeten und der Bauern). Und im 17. Jahrhundert schalt der Verfasser einer der ersten deutschen Sprachlehren, Schottel, über ‚schrecklich fromm, grausam froh‘, im 18ten Lichtenberg über den Mißbrauch von ‚unendlich‘. Wieland schrieb einsichtsvoll: ‚Das überlegte und ehrliche ‚Gut‘ eines deutschen Biedermannes sagt oft mehr als das ‚Göttlich‘ eines brausenden Französchens.‘ Daß aber in unsern Tagen der Schreibstil beinah zur Regel, der vornehme Sprechstil zur Ausnahme geworden, kann kein aufmerksamer Beobachter unsers Schrift- und Redewesens bestreiten. ‚Sehr‘, einst ein übertreibendes Beiwort, denn es bedeutete ‚wund‘, wird schon selten; an seine Stelle sind getreten: außerordentlich, unglaublich, unendlich, exorbitant. Wenn in München der Preis eines Liters Hofbräu plötzlich von 23 auf 24 Pfennig steigt, so wird in Zeitungen und Versammlungen vor dem vollen Maßfruge rafaunt von einer *exorbitanten Verteuierung der allervitalsten Lebensbedingungen*. Alles ist heute mindestens ‚hoch‘: hochgradige Entrüstung, hochmodern, hochkomisch, hochinteressant. Nichts ist bloß tief, alles tieft: im tiefsten Innern, die tiefste Kenntniss der menschlichen Natur, die tiefste Einsicht. Aber was lesen wir einmal bei Goethe? ‚Im tiefsten Sinne hochtragisch!‘ — Niemand blickt auf etwas mit Gleichgültigkeit hinab, nur mit souveräner Gleichgültigkeit. Fürchterlich, schrecklich, ausbündig, heillos, tabellos, mordsmäßig, hauebüchen (ein neues Modewort), erstaunlich, unglaublich, überwältigend, — welch ein kleiner (minimaler!) Auszug aus der zwar nicht unendlichen, aber doch wohl eine Elle langen Liste schreiender Eigenschaftswörter.

Man darf nicht mehr schreiben: es ist bedauerlich, — kein Mensch würde bedauernd hinhören; sondern: es ist tief bedauerlich, es ist höchst bedauerlich, außerordentlich bedauerlich, im höchsten Grade bedauerlich, unendlich bedauerlich. *Es ist ganz außerordentlich bedauerlich*, — hu, um welches Trauerspiel des Lebens mag es sich handeln? — *daß Zentrumsblätter ohne genügende Kenntniss der Sachlage falschen Vorstellungen über die Ausführungen des Herrn Erzberger Raum gewährt haben* (Zeitung ‚Germania‘).

Der Kunstschreiberstil ist fast durchweg Schreibstil. *Und wieder öffnen sich unendliche Möglichkeiten* (Poppenberg). Es ist die Rede von geäktem Leder. — *Ein Großer im Reiche des Geistes ist hingegangen*. Um Gotteswillen, wäre ein neuer Goethe Schopenhauer, Darwin gestorben? Nein, Albert Langen, ein Münchener Verleger, ist tot, und ein Berliner Schreibblatt hält ihm die Leichenrede.

Sehr beliebt ist ‚unendlich‘; wir verdanken das Bombastwort in seiner nichtigen Bedeutung wohl dem Französischen: *Je vous remercie infiniment* als Dank für Feuer zur Zigarette. *Roosevelt ist unendlich feiner und vornehmer als seine Durchschnittslandsleute* (National-Zeitung). — Gern gehört wird auch *monumental*, obwohl grade dieses Bierwort angesichts unsrer vieler unkünstlerischer *Monumente* ängstlich vermieden werden sollte. Lublinski nennt Kellers Grünen Heinrich *einen monumentalen Roman*; ich bekenne, daß ich mir dabei nichts vorstellen kann.

Ein arger Schreier im Stil ist Bölsche: *Schlegel war eine außerordentlich feine ästhetische Natur nach gewisser Seite, ein unendlich fein ästhetisch Verstehender*. Innerhalb sechs Zeilen kriecht bei ihm ein Mensch aus einem unendlich sich verlierenden Pfuhl uralter Erinnerungen, und droht das ganze Drama sich aufzulösen in unendlich verwickelter Exposition. Bald darauf ist ihm etwas der *grandiöseste Versuch*. Was fängt solch Schreiber an, wenn, was doch immerhin möglich, demnächst ein noch grandiósefterer Versuch gemacht werden sollte? Bölsche spricht über ein von Fontane zu schreibendes Gedichtchen auf eine Landschaft, *so daß in dem Kunstwerk dieser Wald und dieses Fluß und dieser Kartoffelacker dir wie ein unendlich feines, seelenvolles Kunstwerk vor die Augen treten*. Sollte ‚feines‘ nicht genügen?

*Ein ungeheuer bedeutsames Verdienst hat sich die experimentelle Psychologie schon heute erworben. Man ist ergriffen: hat die experimentelle Psychologie es endlich erreicht, jede verbrecherische Anlage rechnerisch und chemisch sicher nachzuweisen? Noch nicht ganz, aber sie hat die juristischen Kreise auf die Wichtigkeit psychologischer Kenntnisse hingewiesen. Wir sind schon bedeutend schwächer ergriffen.*

Übertrieben, allerdings nur sprachlich, klingt der sachlich wohlbegründete Ausspruch Dahms, Wilhelm Scherer habe nicht die Spur eines Schattens von Verständnis für Dichtung. Wirkfamer ist das leisere Wort Grillparzers über Scherers Vorgänger Gerwinus: *Er versteht von seinem Gegenstande, der Poesie, nicht das Geringste.* — A. Harnack schreibt über das Mönchtum: *Es hat seine Geschichte gehabt... von gewaltigsten Veränderungen und gewaltigsten Wirkungen; hätte 'gewaltig' nicht ausgereicht? Friß Mauthner will geistreich übertreiben und wird geistlos: Man sollte glauben, der Spaß (Kellers Kammacher) müßte noch die letzte Nacht eines Verurteilten erheitern können, wenigstens gegen Zahnschmerz hilft er gewiß. Gegen beides hilft kein noch so gelungener Spaß.*

Richard Wagners Schreibstil neigt ebenso zum Schreibstil wie sein musikalischer: *Der deutsche Geist eignet sich nicht von außen kommenden Einfluß innerlichst an, und: gebärt sich dann aus seinem eigensten innerlichen Schatze neu. Gleich darauf: Sein wahrhaftigstes Wesen galt es zu erhalten, und auf derselben Seite: Dem deutschen Geiste blieb eine letzte Zuflucht, sein innigstes Innere sich deutlich auszusprechen.*

Wie schade, daß M. G. Conrad uns nicht die unvergleichlichen Klassiker nennt, die er in diesem Satze beschreibt: *Es gibt auch unter den Deutschen Geschichtsschreiber, die eine unendliche Kraft und Feinheit der Empfindung... mit vollendeter künstlerischer Noblesse [1] des Ausdrucks zu verschmelzen verstehen.* — Doch selbst ein so maßvoller Schriftsteller wie Hettner spricht einmal von Goethes Natürlichster Tochter, die er doch weiterhin verwirft: *In der unsagbaren Macht und Musik ihrer Sprache reiht sich diese Tragödie an das Allervollendetste, was Goethe jemals geschaffen.* Besäße Goethes Sprache wirklich eine unsagbare Macht und Musik, so müßte sie uns vergessen machen die Marionettenhaftigkeit der Charaktere und die Unmotiviertheit der Handlung.

Durchweg Schreibstilschreiber war Friedrich Wilhelm 4. Man lese z. B. in seinen Briefen an Bunsen die Stellen, wo er seines Gesandten herrliche und admirable Vorschläge preist, aber sogleich vergißt, und beachte das doppelte, drei- und mehrfache Unterstreichen, die gehäuften Auszufüßzeichen auf jeder Seite. — Zu den Unterstreichern gehörte auch Nietzsche, in den Schriften seiner späteren Jahre mehr als seiner früheren. Beide haben im Wahnsinn geendet.

Aber wir müssen gar milde sein und nie vergessen, daß wir Schreiber von heute fast allzumal in diesem Punkte Sünder sind, daß die Ausnahmen, z. B. Moltke, sich an den Fingern einer Hand herzählen lassen. Strengen Richtern wird es nicht schwer fallen, mir mehr als einen überflüssigen Höchstgrad aufzumessen, den ich trotz allen Streichungen habe stehen lassen: man verfällt zu leicht in den Fehler, seine guten Gründe durch Tonsteigerung noch besser klingen zu machen; hier aber ist das scheinbar Bessere der Feind des Guten.

Welche Lächerlichkeiten durch gewisse Übertreibungen erzeugt werden können, lehren Alltagsbeispiele wie: *Ein riesig kleiner Fuß* oder: *Tolstois Wirkung auf uns ist ungeheuer gering* (dies aus einer Leipziger Zeitung).

\*

Anders zu beurteilen sind die harmlosen Übertreibungen, die aus der Bildlichkeit unsrer Sprache fließen. Nicht bloß die deutschen Backfische sagen: Er ist furchtbar nett, ich habe mich schrecklich gefreut; die jungen Französinen werfen ebenso mit *horriblement* und *terriblement*, die kleinen englischen Fräulein mit *dreadfully* und *awfully* um sich. Man denke an das *awfully* in dem reizenden amerikanischen Kinderbuch *Helen's babies*,

deffen lustige Überhebung „*subbedolt*“ (fürchtbar toll) sich schnell eingebürgert hat. Sich aufzuhalten über „fürchtbar nett, höllisch oder riesig einfach, kolossal billig“, vollends über bewußt scherzhafte Übertreibungen wie „pyramidal, gletscherhaft, feudal“, wäre — fürchtbar überflüssig. Und nicht das „Allermindeste“ ist zu sagen gegen Wendungen wie: sich sterblich verlieben, sich unsterblich blamieren, vor Sehnsucht vergehen, vor langer Weile auswachsen, vor Horn aus der Haut fahren, sich die Beine ablaufen oder in den Leib stehen, wie gerädert sein, das Gras wachsen und die Flöhe husten hören, wie ein Bär schnarchen, wie ein Loch saufen. Die deutsche Sprache mit ihrem überquellenden Bilderreichtum will sich an solchen Übertreibungen austoben, und es wäre eine Verarmung, dürften wir nicht mehr sagen und schreiben: todmüde, bildschön, knallrot, stinkfaul, patzschenaß, freßlieb, mutterseelenallein, funkelnagelneu, hagelnagelneu (bei Gotthelf), bombensicher, todsicher, himmelangst, kreuzfidel, mausetot, hundsgemein, steinreich, fuchsteufelswild, saugrob. Überhaupt die Steigerungen „im Zeichen der Sau!“ Bischer führt als sehr beliebte schwäbische Redewendung an: „Des ischt e saumäßig netts Mädle“ und verteidigt sie. Warum auch nicht, wenn's Mädle wirklich saumäßig nett ist?

Wollen sich französische Witzblätter über einen Deutschen lustig machen, so lassen sie ihn jedem Beiwort hinzufügen: *golossal*. Mir kommt vor, dieser Mißbrauch nehme in letzter Zeit unter den Gebildeten ab; allerdings habe ich mit eignen Ohren in einer Rede gehört: *Meine Herren, unser Etat wirft für die Stadtbibliothek wirklich kolossal wenig aus* (Zuruf: Sehr richtig!). — Dem *kolossal* macht seit einigen Jahren *katastrophal* den Rang streitig: Die *katastrophale* Mißernte der Gurken, die *katastrophale* Steigerung der Streichhölzer. Das gräßliche Wort ist nur welsch und kommt im Französischen nicht vor.

War *Kellner* nicht eine anständige, angemessene Bezeichnung? Die allgemeine Prokerei des Emporkömmlingwesens in Deutschland hat den *Kellner* so gut wie ganz unterdrückt und aus jedem „Stift“ einen „Ober“ gemacht. Eine widerwärtige Sprachererscheinung. Wie heißt in dieser Prokerei der Oberkellner, dieser Übermensch? Run gar in den *Grand-hotels*? Würde „Überober“ ausreichen? Die Franzosen, Engländer, Italiener sind bei *Garçon*, *Waiter*, *Cameriere* geblieben. Eine sittengeschichtlich lehrreiche Kleinigkeit, etwa wie das jeelenlose Geschnarr *rrah! rrah! rrah!* statt *Hoch!* im letzten Zeitalter.

Daß die Poesie den Mund übertreibend voll nehme, darf ihr nicht verwehrt werden. Schillers „Da gießet unendlicher Regen herab“, Goethes „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ sind jedem Tadel entrückt. Und wer will Villenrons Schilderung eines furchtbaren Reiterhiebes bemängeln: „Er haut mit einem Hieb, als holt' er aus den Sternen aus zur Erde“ —?

Ob es überhaupt noch möglich ist, den Schreibstil mit Erfolg zu bekämpfen? Das Geklärme des Marktes wird immer mannigfacher, immer lauter, und es gehört ein — ich dürfte schon sagen: außerordentlich seltner Entschluß dazu, inmitten des Getöses leise zu sprechen. Auerbach läßt in seinem Roman „Auf der Höhe“ die Heldin an eine Freundin über einen vornehmen Ausnahmemenschen schreiben:

Er ist immer ebenmäßig, nie extrem, und was das Schönste ist, er gebraucht nie einen Superlativ. Ich sagte ihm das einmal; er stimmte mir bei und fügte hinzu: Ich möchte der Welt für die nächsten 50 Jahre jeden Superlativ verbieten: das würde die Menschen zwingen, einfacher und bestimmter zu denken und zu empfinden. Und die Schreiberin fügt hinzu: Wir wollen einen Antisuperlativverein gründen.

Nicht nur einfacher und bestimmter denkt und schreibt man ohne Superlative; man wird auch durch den Verzicht auf das allzubequeme Mittel bloßen Einschlebens eines st gezwungen, die ja nicht grundsätzlich zu verwerfende Steigerung des Tones durch andre, edlere Sprachmittel zu bewirken, besonders durch die Wahl eines an sich inhaltreicheren Ausdrucks. Fast möchte man bedauern, daß uns der echte Höchstgrad verblieben ist; müßten wir ihn gleich den Franzosen durch besondere Einschubwörter bezeichnen, so würden wir ihn gewiß seltner anwenden. Neben uns, ja noch über uns steht die Superlativsprache der Italiener, die es mit ihrem *issimo* ebenso gefährlich bequem haben wie wir.

Mit festem Willen ist der Schreibstil leicht abzugewöhnen. Liebt man fleißig unsre Klassiker der edlen Einfachheit und überzeugt man sich von der Möglichkeit, ohne alle oder doch ohne viele Höchstgrade kraftvoll zu schreiben, so wird man sich ein wenig besinnen, ehe man die Feder zum 1ten ansetzt. Außer Moltke, wohl dem größten, diesmal wirklich größten, Feinde des Superlativstils, sei Lessing genannt, bei dem sich weniger Superlative finden als bei den andern fünf Klassikern des 18. Jahrhunderts. Hat er doch selbst einmal erklärt: Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache.

#### Vierter Abschnitt.

### Humor, Wit, Ironie.

Auch dem beschwerlichsten Stoff noch abzugewinnen ein Lächeln  
Durch vollendete Form, strebe der wahre Poet. (Heibel.)

Tau jeden richtigen Honnigkaufen hört en lütt Beting Peyer. (Reuter.)

Man spricht von Humor jezt oft und viel  
Und denkt dabei nur an ein leeres Spiel.  
Mancher kurtiert als ein Humorist,  
Der nichts weiter als Spaßmacher ist,  
Nichts ahnt von dem innern Widerspruch,  
Von dem Jitzad, dem tiefen Bruch,  
Der durch das Weltall bringt.

Hat aber einer die Geistesmacht,  
Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,  
Versteht er über sich selbst zu schweben,  
Sich selber dem Lachen preiszugeben,  
Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,  
Auch einmal einfach nährlich zu scherzen,  
Ohne versteckte Gedankentiefen  
Seine Freunde zu haben am Naiven. (Bischof.)

Das Beste hat aber doch Goethe über den, in Deutschland manchmal ein wenig überschätzten, Humor gesagt: Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben: er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt. Und tiefer noch: Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie wirklich liebt.

Humor wird nicht gelernt, sondern angeboren; man hat ihn oder hat ihn nicht; wehe aber dem Schreiber ohne allen Humor! Der Humor ist so alt wie die Literatur der Menschheit. Er lächelt in der Bibel und in der altindischen Dichtung; Homer und die griechischen Dramatiker, nicht bloß Aristophanes, haben ihn beseffen; er ist dem Nibelungenliede nicht ganz fremd, und selbst bei Dante gibt es vereinzelte Stellen eines, allerdings grimmigen, Humors. Nahezu alle unsre größte Schriftsteller und Männer der Tat waren humorvoll, viele daneben geistreich und witzig. Wir werden hier von Bismarck, ja selbst von Moltke, dem erzenen Manne, humorvolle Witze hören und die beiden darob nicht weniger verehren. Wenn gleich wir mit unsrer fast übertriebenen literarischen Gerechtigkeit den Orden von der lachenden Träne den Engländern zusprechen, — eine Literatur wie die deutsche, mit solchen Großmeistern des Humors in allen seinen Abstufungen, vom herbsten bis zum sonnigsten, mit Luther, Murner, Fischart, Hebel, Fritz Reuter, Brinckmann, Otto Ludwig, Keller, Raabe, Bischof, Heinrich Heide, Timm Kröger, darf die reiche englische Humordichtung bewundern, braucht sie aber nicht zu beneiden. Wenn in dieser Reihe Jean Paul fehlt, so geschieht das, weil seine Humore doch mehr aus den vollen Zettelkästen als aus einer die Welt überwindenden Siegerstimmung flossen. Auch mangelte ihm das Tröpfchen Galle, ohne dessen Beimischung kein echter Humorist denkbar ist, der Peyer zu dem Honnigkaufen. Ohne dieses Tröpfchen wird man zum Spaßmacher und Witzbold, und das ist nicht dasselbe.

Gewiß, die höchste Feierlichkeit schließt den Humor aus, aber nur sie; sonst gibt es keine Gattung des Schrifttums, die einzig mit feierlichem Ernst oder gar mit spreiziger Vornehmheit behandelt werden muß. Das Leben ist ohnehin für die meisten Menschen bitterernst, für sehr viele reichlich langweilig; warum sollte also ein Leser, der nach einem Buche greift, den ungemischten Ernst oder gar die ihm schon geläufige Langeweile gedruckt

wiederfinden? Die Notwendigkeit einigen Humors folgt aus dem Grundgesetz des guten Stils: dem der Zweckmäßigkeit. Festgehalten soll der Leser werden, denn nur dem Ausdauernden kann der Gedanke des Schreibers vollständig übermittelt werden. Zum Festhalten darf man sich jedes anständigen Satens bedienen, und einer der anständigsten und zugleich festesten ist der Humor, der dem Leser die Stimmung beibringt, daß es inmitten des Ernstes und der Langenweile dieses Zammertales eine Auffassung der Dinge gibt, die uns über uns selbst hinaus schwingt und alle Dinge dieser Welt aus einer größern Höhe geringer erscheinen läßt, besonders die unerfreulichen.

Die meisten Schreiber haben etlichen Humor, nur schämen sie sich dessen, er blüht sie weniger vornehm als der unwandelbare Ernst. Die wahre Größe schämt sich nicht, den Ernst auch vor der Öffentlichkeit abzulegen, denn sie ist sicher, ihn in jedem Augenblick wieder aufnehmen zu können ohne Verlust für den Wert des Gesamtmenschen. Der Minister Goethe fürchtete nicht, seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er dem Amtschreiben an einen Untergeordneten eine absichtlich im steifen Amtston daherstehende Nachschrift anfügte:

Wollen Sie gelegentlich, wenn sich gesunde eßbare Schwämme in Ihren Gebirgen finden, so auch wenn die Schaafse ihre Reise erlangen, an mich denken, so würde ich die Auslagen gerne erstatten und diese guten Bissen nicht ohne Dank genießen. — Oder in einem amtlichen Schreiben über einen Weimarer Hofschauspieler, der seine Frau geprügelt hatte: Wir lehnen bei der Kommission wie billig alles ab, was außertheatralisch scheinen könnte; aber wenn ein Mann seiner Frau die Augen blau schlägt, so kann das sehr theatralisch werden, wenn sie grade an demselben Abend eine Diebhaberin zu spielen hat.

Wer den Humor Schillers genießen will, muß sich an seine Jugendwerte und an Wallensteins Lager halten. Manches humorvolle Wort steht in Schillers Briefen, und daß er im menschlichen Verkehr nicht immer nur der feierliche Dichter der Braut von Messina gewesen, bezeugen manche Besucher. — Lessing erscheint uns auf den ersten Blick, zumal in seinen Kämpferschriften, zu scharf, um unter die Humoristen eingereiht zu werden. Bei näherer Prüfung gewahrt man denn doch unter der rauhen Schale einen linden Kern und bekommt das Gefühl, Lessing würde seinem Gegner die ihm zufällig entfallene Lanze selbst aufgehoben und dargereicht haben, nur damit der Kampf länger daure.

Das Wesen des Humors, sein Durchtränken des ganzen Stoffes, macht es unmöglich, ihn durch viele, gar durch längere Proben zu beleuchten. Zum Glück ist das nicht nötig: wir Deutsche wissen schon, wer unsre guten Humoristen sind. Ebenso überflüssig ist die Erklärung seines Wesens; Humor ist, was man niemals hat, sobald man's definiert, heißt es bei einem unsrer Guten vom jüngern Nachwuchs, Rudolf Presber. Mit zwei kurzen Beispielen des Humors zweier Männer, denen man ihn kaum zutraut, sei geschlossen. Moltke an seinen Bruder aus der Champagnerstadt Rheims am 6. September 1870, fünf Tage nach Sedan: *Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Rheims unterminiert, und Millionen Minen in Flaschenform sind mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige Hundert explodiert sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten.* Und Fürst Chlodwig Hohenlohe über eine Einladung der Mitglieder des Berliner Kongresses von 1878 nach Potsdam: *In Sanssouci erst Händewaschen in einem langen Saal. Der Kongreß fand zwar viele Waschbecken, aber nur ein einziges porzellanenes Gefäß, das nicht zum Waschen bestimmt war. Um dieses gruppierte sich Europa.*

\*

An der Gabe zum großen Stil würde ich bei jedem Schreiber zweifeln, der unfähig zu einer witzigen Wendung wäre. Man hat den Witz ein 'fragmentarisches Genie' genannt, und in der Tat: nem ein guter Witz gelingt, der hat einmal, für diesen Augenblick, den Flügelschlag des Genius verspürt. Witz ist eine Rettung aus dem Widerstreit der Gegensätze des Lebens und er entsteht nur durch den schärfsten Zusammenprall dieser Gegensätze; oder mit einem Vergleich aus der Lehre von der Elektrizität: durch das knisternde Überspringen des Funkens von Pol zu Gegenpol zweier einander genäherter elektrischer Drähte.

Vängere kunstphilosophische Erklärungen sind ebenso überflüssig wie für Humor, und einzig der Geschmack entscheidet, was ein guter, was ein schlechter Wiz ist. Wie wär's aber etwa mit diesem Notbehelf: Gutwizig ist, worüber man lacht, ohne sich hinterher zu schämen? — Wenn Friedrich Wilhelm 4., den man seltsamerweise früher beweislos für besonders wizig hielt, einer Hofdame einen Löffel in die Hand gibt, die Hofgesellschaft fragt, was das sei, und dann selbst antwortet: Löffelgans, so fühlt jeder, dies ist ein schlechter Wiz und noch etwas Schlimmeres. Wenn dagegen Schiller den zögernden Goethe zur Fortsetzung des Faust ansporn: Gebrauchen Sie ihr Faustrecht!, so ist das ein feiner, wenngleich nicht gerade Zwerchfell-erschütternder Wiz.

Der Reiz des Wizes besteht in der Blitzbeleuchtung der Gegensätze; sein Wert für den Stil, außer im Beleben der trägen Massen, in der Ersparnis: er ersetzt eine lange Beweisreihe durch das plötzliche Aufzeigen ihres letzten Gliedes. Indessen mit Blitzbeleuchtungen und Plöblichkeiten muß der Schreiber sparsam, sogar knausrig sein: es gibt nicht viele ärgere Stillosigkeit als das Vordrängen des Wizes in einer nicht aufs Wizige gestellten Schrift. Feuchtersleben nennt den Schreiber am größten im Wize, wenn er den Verstand hat, nicht zu wizig zu sein; wenn er in jedem Sake etwas Treffendes sagt und nicht, um des Wizes willen, mehr als dieses Treffende sagt. Der Wiz ist Würze, nicht Speise; ein Gran zu viel an Würze verdirbt die ganze Speise. Seltenheit ist ein Hauptreiz des Wizes; kein großer Schriftsteller ohne einigen Wiz, kein größter mit zu viel Wiz. Es liegt Wahrheit in Börnes richtigverstandnem Satz: 'Ohne Wiz kann man nicht auf die Menschheit wirken'; dennoch bleibt die Wahrheit in Schillers Vers bestehen: Krieg führt der Wiz auf ewig mit dem Schönen. Der Wiz ist ein blankes schneidendes Schwert, das, zu häufig geschwungen, auf den zurückschlägt, der es schwingt. Er ist eine gute Waffe, aber doch mehr eine des Schwachen als des Starken, mehr des Gedrückten als des Herrschenden. Daher jenes Überwuchern des Wizes bei den Juden, das einen unsrer besten Kenner und Meister des Wizes, Alexander Roszowski, zu dem gewagten Ausspruch verleitete: Der jüdische Wiz ist das Fundament und die Krone alles Wizes. Die Krone vielleicht, das Fundament schwerlich: die Juden schliffen sich die feine Waffe des Wizes erst, nachdem ihnen die staatliche Macht entwunden war. Die Griechen von Homer bis auf Aristophanes waren wiziger als die Juden der Bibel.

Zum Wesen des Wizes gehört seine schnelle Abnutzung. Nicht bloß durch das zu häufige Anbringen, sondern durch ein Nachlassen der innern Springfedern der Gegensätze. Die Zahl der guten Wize mit einem Alter von mehr als hundert Jahren ist sehr klein. Die Sammlung der 333 allerbesten in der 'Unsterblichen Kiste' von Roszowski ist ein dünnes Bändchen, und doch würde es bei strengster Musterung auf ein Viertel seines Umfanges schrumpfen. Alle menschliche Dinge sind im Fluß, alle Gegensätze schleifen sich ab, mit ihnen ihr Erzeugnis der Wiz. Man versuche nur sehr alte Jahrgänge von Wizblättern zu lesen!

Der Wiz wird nicht gefunden, am wenigsten von dem, der ihn sucht. Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl. Wem die Gabe geworden, alles im hellsten Licht und zugleich im tiefsten Schatten zu schauen, dem glückt der Wiz unge sucht. Die Deutschen sind, nach den Juden, das kritischste, oder doch das kritligste Volk der Erde: da ist es nicht verwunderlich, daß sie die besten Wizblätter haben und — daß die Franzosen reichlich daraus schöpfen. Die amerikanischen Wizblätter stehen über den englischen, aber die Amerikaner sind ja ein zum guten Fünftel deutsches Volk. In neuester Zeit hat der Wettbewerb des Wizbetriebes in Deutschland dazu geführt, daß Wize 'gemacht werden'. Der geübte Leser entdeckt leicht die Fabrikgeheimnisse: bei nicht völlig mangelnder Gabe kann er selbst täglich einen brauchbaren Wiz vom zerstreuten Professor, hochnäsigen Junker, verbummelten Studenten, frechen Dienstmädchen, eine Kasernenhofblüte und einen Schüttelreim verfertigen. So besteht z. B. das Fabrikgeheimnis des Kasernenhofwizes im Auffinden äußerster Gegensätze zwischen der Dummheit eines Rekruten und der Weisheit eines Andern, etwa von dieser Art: 'Im Vergleich mit dir kann sich ja ein Rhinoceros zu den sieben Weisen Griechenlands zählen.'

Der gesuchte Witz ist schrecklich, denn er ist das Gegentheil des echten. Es ist mit dem guten Witz sehr ähnlich wie mit dem guten Reim: beide fließen aus einem wirklich vorhandenen innern Berühren zweier scheinbar fremder Begriffs- oder Gefühlswelten. Damit wird nicht gesagt, daß der gute Witz immer nur dem Unbewußten gelingt: der witzig Veranlagte darf dem Witz gar wohl entgegengehen, ihm ein wenig nachhelfen; nur wehe ihm, wenn wir das merken. Das macht ja Saphir so unerträglich, daß wir alle seine Fabrikgeheimnisse kennen und sein Suchen, sein Zurechtmachen deutlich wahrnehmen. Ähnlich bei Jean Paul, ähnlich selbst in vielen Fällen bei Heine, der doch das Suchen nicht nötig hatte. Man sieht ihn von weitem auf den Witz lossteuern: *Die Dame war noch unverheiratet, obgleich schon in jener Vollblüte, die zum Ehestande hinlänglich berechtigt. Aber es ist ja eine tägliche Erscheinung: just bei den schönsten Mädchen hält es so schwer, daß sie einen Mann bekommen. Dies war schon im Altertum der Fall, und, wie bekannt ist, alle drei Grazien sind sitzen geblieben.* Fertig war von vornherein das Witzchen des Schlusses; um es anzubringen, werden die Umwege über die eine unverheiratete schöne Frau und über die schwer verheirathbaren schönen Mädchen im allgemeinen gemacht. Von dieser Art der sorgsam vorbereiteten Umwegswitze waren die meisten der sogenannten witzigen Reichstagsredner, z. B. die von Karl Braun und Alexander Meyer: man sah alle ihre Witze tief am Himmelrande auftauchen und in wohlberechneter Fahrt heransieghen.

Gelingt es einem witzigen Schreiber, die Vorbereitung eines guten Witzes völlig auszutilgen, so daß dieser uns wie eine Eingebung des Augenblicks erscheint, so erzeugt er unwiderstehliche Wirkungen. Wohl einer der gelungensten ist dieser von Kästner gemachte, von Börne in Schwung gebrachte: *Als Pythagoras seinen Lehrsatz ersonnen, opferte er den Göttern eine Dankhekatombe. Seitdem zittern alle Ochsen, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.* Kostbar auch dieser von Paul Lindau; er schließt eine scharfe Auseinandersetzung mit Julian Schmidt über Stil- und Sprachfragen: *Und hiermit überlasse ich Sie Ihrem Schicksal oder, wenn Sie das vorziehen: überschicke Sie Ihrem Lassalle (vgl. S. 401).* Schwerlich das Geheiß dieses Augenblicks, wahrscheinlich langer Hand vorbereitet; aber wie vernichtend flammt der Witz dieses Wort- und Sachwitzes auf! — Ich gäbe etwas dafür, den Mann gekannt zu haben, der auf die Bemerkung: *Das ist das Ei des Kolumbus* scheinbar erstaunt fragte: *Legt der alte Mann denn immer noch?*

Es gibt Menschen, die lieber eine Noheit begehen, als einen schlechten Witz unterbrechen, und schlecht ist jeder, der für diese Gelegenheit roh ist. Die Menschennatur bleibt sich in ihrem Grundgerüst gleich; schon Quintilian kennt ein noch älteres Wahrwort über den Rißel *potius amicum quam dictum perdendi* (lieber einen Freund als einen Witz zu verlieren). Ein Witz, der einen Unschuldigen roh beleidigt, ist feiner. Kuno Fischer nennt mit seltsamem Vergreifen gut und recht witzig diese Ungezogenheit eines Serenissimus, wahrscheinlich Friedrich Wilhelms I., der einen dicken Oberbürgermeister mit weißer Weste mitten in einer länglichen Begrüßungsrede unterbricht: *Mein Lieber, erkälten Sie sich Ihren Montblanc nicht.*

Wenn Heine schreibt: *Hier in Hamburg herrscht nicht der schändliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko*, so ist das ein dummer Witz, denn der Bordersatz ist sinnlos, nur gemacht, um einen Scheingegensatz zu Banko vorzuspiegeln. — Oder: es handelt sich um den in Spiritus aufbewahrten abgeschnittenen Kopf einer Kindesmörderin, den Goethe im anatomischen Museum zu Straburg gesehen, mit einem begreiflich tiefen Eindruck, der an einer Stelle im Faust nachgewirkt hat. Wie geschmacklos, wenn ein redthaberischer Goetheforscher, um jenen Eindruck abzustreiten, über den Spiritus seine phlegmatischen Witze macht. Oder wenn der fürchterliche Saphir wortwiggelt: *Paganini hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen; seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden; nur mit dem Unterschiede: Paganini spielt auf der G-Saite, wir mit unsrer Einseitigkeit auf einer Saite, wo es nicht mehr geht.*

Teuer zu stehen gekommen ist dem deutschen Volke sein Ruhm, die besten Witzblätter zu haben und zu lesen. Alles was an vaterländischem Jorn und sittlichem Schamgefühl über viele öffentliche Zustände Deutschlands in der deutschen Volksseele lehte und lebte, wurde verwickelt, erschöpfte sich in geistreich giftigem Hohn über Menschen und Dinge, bis der Wille der Volksvertretung und der Edelsten der Nation gelähmt war, durch die Tat oder doch durch mannhaft offnes Wort an der rechten Stelle zu bessern und zu retten. Der Simplizissimus, die Jugend, der Kladderadatsch, der Ulf, die Lustigen Blätter hatten jeden fodernden Unwillen mit ihrem funkelnden Sprühregen sogleich ausgelöscht und vor lauter ausgezeichneten, für eine Woche von Mund zu Mund getragenen höhnisch begrinsten Wizen — „Kennen Sie schon den neusten über den Kaiser?“ — hatte man in den Tag hineingelegt. Wäre an weißer Wand von Geisterhand eine Warnungsschrift erschienen, in der nächsten Nummer aller unsrer vortrefflichen Witzblätter hätten die köstlichsten Wize darüber gestanden. Allem Anscheine nach werden wir fortfahren, das witzigste Volk Europas zu sein, gleichwie die Griechen es waren oder wurden unter dem Joche der ernsteren Römer.

\*

Die witzigsten Köpfe hätten es schwer, wenn Lessings Ausspruch allgemeine und buchstäbliche Geltung hätte: Was ist pöbelhafter als Wortspiele? Er meinte das geistlose Spielen mit Worten ohne würdigen Zweck. Lessing selbst hat das überlegene Spielen mit dem Wortlaut keineswegs verschmäht: *Kein Mensch muß müssen, und ein Dervisch mußte* — *Heißt das spielen? schwerlich wohl; heißt mit dem Spiele spielen*, beide im Nathan. Und warum sollte man nicht mit dem gleichen oder ähnlichen Klang der Worte so gut spielen wie mit der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Dinge? Selbst in der Bibel wird zuweilen gewortspielt: im Alten Testament mit fast jedem Eigennamen, z. B. Jakob hergeleitet von *akew* = Jerse (1. Mose, 25, 26); im Neuen mit Petrus und *πέτρος* (Fels). Odysseus betrügt den Kyklopen durch das Wortspiel mit *Οὐτις* = Niemand; Ajax spielt bei Sophokles mit seinem Unglücksnamen *Αἴζας*. Petrarca tändelt zierlich ernsthaft mit *Laura* und *laura*. Luther ist ein bald feiner, bald berber Wortspieler, und Fischart übernimmt sich in Wortwizeleien bis zum Überdruß, gleich seinem Vorbilde Rabelais. Ingrimig spielt bei Shakespeare Mart Anton an Cäsars Leiche mit *hart* und *heart*. In Romeo und Julie wortspielt der todwunde Mercutio zu den Freunden, die ihn morgen besuchen wollen: *You shall find me a grave man*. Wie fein ist Goethes Wortspiel über den Kern des Humors: *Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, Der ist gewiß nicht von den Besten*, und das andre in einem Brief an die Stein: *Ich habe keine zusammenhängenden Gedanken, sie hängen aber alle zusammen an Ihnen*. Goethe hatte Humor genug, sich nicht zu ärgern über Zelters Mitteilung, die Berliner, dieser „verwegene Menschenschlag“, hätten zum Epimenides gefragt: „I wie meinen Sie des? Später lehnten die Berliner eine feierlich langweilige Aufführung der Antigone ab: „Antif? O ne!“ — Die Wortwize des Kapuziners in Schillers Lager stammen nicht alle aus Abraham a Santa Clara; Schiller hat allerlei Gutes aus dem Eignen hinzugefügt.

Weniger bekannt ist, daß Beethoven gern und gut wortspielte, aber auch sonst sehr geistreich scherzte. Als er Paërs Oper Eleonora gehört, rief er aus: *Diese Oper gefällt mir, ich habe Lust, sie in Musik zu setzen*, und schrieb den Fidelio. In einem Briefe Beethovens heißt es: *Alle Noten, die ich mache, bringen mich nicht aus den Nöten*. — Wer aber würde Witz bei Kant suchen? Wirklich von Kant ist dieser: *Die Damen kommen nicht in den Himmel, denn schon in der Offenbarung Johannis heißt es an einer Stelle, es sei eine Stille gewesen von einer halben Stunde. So was läßt sich aber, wo Frauenzimmer sind, gar nicht als möglich denken*.

Zu den besten Wortwizen gehört der Schleiermachern zugeschriebene: *Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft*. — Der kindliche, der von Moltke berichtet wird, gewinnt durch den Augenblick und die Personen seinen Wert, denn es ist nicht gleichgültig, wer einen Witz macht und wann er ihn macht. Moltke nach



einem Besuch bei Bismarck im Juni 1866 mit der Türklinke in der Hand, sich beim Abschied zurückwendend: „Wissen Sie übrigens, daß die große Elbbrücke in Dresden gestern gesprengt worden?“ — Bismarck fährt erstaunt auf. — Moltke: „Es war die höchste Zeit, sie war sehr staubig“, und geht. Sollte Moltke diesen Wiz nicht gemacht haben, so wär's schade; der folgende aber von Bismarck ist gut beglaubigt. Als einst das Gerücht verbreitet wurde, er werde aus Gesundheitsrücksichten nach Egypten reisen, rief er lachend: *Jawohl, und zwar werde ich auf dem Kamel, das die Nachricht gemeldet, durch die Wüste reiten.* — Reichsches Wortwitz: er höre aus dem Sage „ich bin gerechzt“ immer heraus „ich bin gerächzt“, klingt mir matt.

Beglaubigt ist der gute Wortwitz des niederträchtigen Pietro Aretino in einem Drohbrief an einen sich *divino* (göttlich) nennenden Künstler: *Ich habe Euch nur zeigen wollen, daß, wenn Ihr divino (di vino = aus Wein) seid, ich auch nicht d'acqua (aus Wasser) bin.* Und wahr oder unwahr, ausgezeichnet erfunden ist dieses Geschichtchen von Napoleons Wort nach der Rückkehr aus dem ersten italienischen Feldzuge zu einer Italienerin: „Ach, alle Italiener sind Räuber und Schelme“, worauf ihm erwidert wird: *Non ogni, ma buona parte* (Nicht alle, aber ein gut Teil). Von Napoleon selbst oder von Hindenburg wird kein beglaubigter Wortwitz erzählt. Ebenso wenig gibt es den kleinsten Wiz in den Reden des Demosthenes und in Fichtes an die deutsche Nation.

Besonders häufig sind die Wortspielwize im Französischen: die Sprache eignet sich dazu wie keine zweite. Einer der feinsten ist wohl der von Salvandy bei der Aufnahme Viktor Hugos in die Akademie: *Monsieur, vous avez introduit en France l'art scénique* mit einer Aussprache, die den anzüglichen Doppelsinn (*Parasenie*), heraus hören ließ. Auf der gleichen Höhe steht das Wizwort über Napoleon 3., als er nach dem Staatsstreich die Güter der Orleans einzog: *C'est le premier vol de l'aigle.*

Prächtige Wortspiele stehen zuweilen in den englischen Wizblättern, namentlich im Punch. Welch ein Glücksfund waren z. B. diese Verse auf den Kaufmann Goschen bei seiner Ernennung zum ersten Lord der Flotte:

M. Goschen  
Has no notion

From the motion  
Of the ocean.

Einer der guten Wizmacher ist der Volksmund oder was man so nennen darf. Wahre Juwelen, allerdings meist ungeschliffene, findet man in dem Sprachwerk „Der richtige Berliner“. Freilich ist nicht jedes Wizwort echtes Volksgewächs; viele sind wohl aus dem Geiste des Berliners, aber immerhin künstlich geschaffen. Galt sind Wendungen wie: *Das geht mir durch Mark und Pfennig.* — *Er lebt jetzt sehr eingezogen* (von einem verhafteten betrügerischen Verschwender). — Reiche Ausbeute gewährt die Fachsprache der Statistiker und Kegelschieber.

Der gute Wiz darf nicht von langer Hand vorbereitet werden; Wiz und Witz sind so natürliche Reime wie Herz und Schmerz. Ohne Einleitung, als etwas Selbstverständliches, Natürliches muß der Wiz plötzlich da sein, anspruchslos und doch für den Augenblick allein herrschend. Quintilian erklärt das Wesen des Wizes als Überraschung: *cum aliud expectamus* (wenn wir Andres erwarten). Von dieser Art ist das ausgezeichnete Wizwort auf S. 377 vom Verschieben auf übermorgen. Desgleichen die beiden Talleyrand zugeschriebenen Worte: „Die Sprache ist erfunden, um die Gedanken — zu verbergen“, und: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, — es ist ein Fehler.“ Von einem andern Franzosen rührt der gemüthlich tuende Überraschungswiz her: „Von allen unangenehmen Geräuschen kommt das Holländische der menschlichen Sprache noch am nächsten“.

Dem Deutschen geht der Überraschungswiz erst recht nicht ab: Wendungen wie „Geld allein macht nicht glücklich, man muß — es auch haben“, oder „Durch Schaden wird man klug, aber — nicht reich“, oder: „Was ist das beste Rettungsmittel in Lebensgefahr?“ — Gegenwart des Geistes. — Falsch! Abwesenheit des Körpers“ sind beinahe sprichwörtlich geworden, und jede Nummer der Lustigen Blätter, der Jugend, des Simplizissimus enthält mindestens eine Perle von ähnlicher Farbe.

Am tiefsten wirkt der Witz in der Selbstverspottung. 'Goethes Freund Zelter; im Hauptberuf Maurermeister, lagte auf dem Sterbebett, als man ihm den Todeschweiß von der Stirn wischen wollte: „Kinder, det is Maurerschweiß, davon kost“ jeder Tropfen 'n Dufaten.'

\*

Ironie oder Feinspott, ist ätzender Humor, darum nur in kleinen Gaben genießbar. Mehr noch als der Witz ist sie eine Waffe des Schwachen, ja des Ohnmächtigen gegen den unbefiegbaren Überlegenen. Sie kann aber in den Händen des Mächtigen ein gutes Gewaff werden, milder als die rohe Gewalt und ein Selbstschutzmittel des Starken gegen allzu rücksichtsloses Ausnützen seiner Stärke. Wie oft muß ein sich dem Gegner hoch überlegen fühlender Schreiber die Versuchung zur wohlverdienten äußersten Grobheit niederschwächen! Er wählt dann lieber das kleinere Übel, die Ironie, um ohne Selbsterniedrigung den Gegner zu vernichten. Bismarck hat im Kampfe mit kurzlichtigen Widersachern die Ironie meist der Grobheit vorgezogen, besonders in den Jahren vor 1866. Man lese z. B. seine Reden von 1863 im Preussischen Abgeordnetenhaus gegen die krankhafte Polenschwärmerei. Mit ironischer Aufrichtigkeit erklärte er selbst einmal einem gegnerischen Abgeordneten: „Ich bediene mich bisweilen der Figur der Ironie; es ist dies eine Nebefigur, mit welcher man nicht immer das sagen will, was die Worte buchstäblich bedeuten, mitunter sogar das Gegenteil.“ Also das Reden in „Gänsefüßchen“. Nießche bedient sich des Stilmittels der Ironie fast auf jeder Seite.

Die Ironie gleich dem Witz heischt strenge Selbstbeschränkung: Übermaß oder gar Regelmäßigkeit ihres Gebrauches wird lästig und zuletzt aufreizend. Auf die Dauer fällt dieses rednerische Mittel einsichtigen Menschen verdrüsslich, die Schwachen macht es irre und behagt freilich der großen Mittelklasse (Goethe). Salzlos bis zum Lappischen wirkt die Ironie oder gar Selbstironie der Romantiker, auf die sie doch so stolz waren.

Schopenhauers Ausspruch, daß der angemessenste, das heißt der wahrhaft philosophische Stil für die Geschichte der ironische sei, ist nur mit der Einschränkung gültig, daß die Ironie sehr dünn verteilt sein muß, wenn sie nicht zur abgeschmackten Überhebung dieses einen Geschichtschreibers über all die Menschen und Dinge in ganzen Zeitaltern ausarten soll. Carlyles Geschichte der Französischen Revolution wird durch eine zu starke Beigabe von Ironie auf die Länge ungenießbar.

Viel seltener ist der Fall einer zu dünnen Ironie, die deshalb unwirksam bleibt; so wenn z. B. Eduard Böhl schreibt:

Sein Vater war an den Silberminen der Sierra Nevada interessiert, und dessen Eingreifen in dieses Unternehmen erregte soviel Aufmerksamkeit, daß man ihn, wiewohl er sich sehr dagegen sträubte, an eine der höchsten Stellen des Landes verleihte. Trotzdem seine Position dort eine sehr befestigte war, so ließ der strebame Mann doch bald zur unansprechlichen Betrübnis seiner Angehörigen den Kopf hängen und gab zu verstehen, daß er ein solches Leben nicht lange zu ertragen vermöge. Er verschied nach kurzen Leiden.

Nicht jeder Leser errät so bald, daß der Ganner am Galgen endete. — Es verdient Hervorhebung, daß bei vielen bedeutenden österreichischen Schriftstellern sich ein Zug leiser Ironie mit Beharrlichkeit geltend macht, z. B. bei Franzos und Schnigler, aber selbst in vielen der besten Schöpfungen der Ebner-Eichenbach und der Handel-Mazetti.

Das Meisterstück der Ironie größten Stils ist noch immer Mark Autons Rede an der Leiche Cäsars gegen die ehrenwerten Mörder Brutus und Genossen; doch gebraucht Shakespeare dieses Mittel nur gelegentlich und wirft es weg, sobald es ihm blutiger Ernst wird. Nach ihm hat Swift die Ironie meisterlich geübt, nach seinen eignen Worten, um die *saeva indignatio*, den mütenden Unwillen, der sein Herz zerfleischte, nicht völlig Herr über sich werden zu lassen. Aus loderndem Haß gegen die ruchlose Ausschlachtung Irlands durch die Engländer schrieb er seinen berühmten Aufsatz: „Bescheidener Vorschlag an das Gemeinwesen, die Kinder der Armen in Irland zu hindern, ihren Eltern oder dem Lande eine Last zu sein, sie vielmehr dem Gemeinwohl nützlich zu machen.“ Nach einer sehr ruhigen längern Einleitung empfindet Swift: die Kinder nach Vollendung des ersten

Lebensjahres als Becherbissen für die Tafel der Reichen zu verwenden, etwa an Stelle der jungen Spanferkel, die ja immer teurer würden. Walter Scott nannte diese Schrift „eine der außerordentlichsten Humoresken unsrer Sprache“; sie ist vielmehr der höchste Gipfel des Schrecklichen, bis auf den sich die Ironie in irgendeiner Sprache jemals verstiegen hat.

Auch des Verfassers der Juniusbriefe liebstes Stilmittel ist die Ironie; sein Meisterstück ist der 49. Brief an den ersten Minister Herzog von Grafton, den man in der Übersetzung von Arnold Ruge nachlesen mag. Bewundernswert ist darin die Feinheit des Überganges aus der höflichen zur unhöflichen, dann zur groben, endlich zur vernichtenden Ironie, bis diese am Schlusse in den furchtbaren offenen Angriff gegen den Minister und dessen königlichen Beschützer ausbricht:

Solange ich mich erinnere, wieviel Verdienst des Königs geheiligter Charakter in Anspruch nimmt, kann ich Sie nicht, ohne grobe Verletzung des Anstandes, den erbärmlichsten und niederträchtigsten Gesellen im ganzen Königreiche nennen. Ich verwahre mich, Mylord, ich halte Sie nicht dafür, solange noch ein Mann lebt, der Sie seines Vertrauens würdigt und geeignet findet, an seiner Regierung teilzunehmen.

Unter den französischen Klassikern ist Montesquieu der unübertreffliche Meisterfechter mit der Waffe der Ironie; viele seiner *Lettres persanes* können sich mit den besten Juniusbriefen messen, ja überbieten diese noch an witzigem Hohn. Man lese z. B. den 37. Brief mit der Schilderung des altgewordenen Ludwigs 14. ! Selbst in seinem ernstesten Hauptwerk *L'Esprit des Lois* kann sich dieser geistreiche Franzose zuweilen das überlegene Spielen mit der Ironie nicht versagen; sein Abschnitt über die Negerklaverei (Buch 15, Kapitel 5), ist eine Glanzprobe dieses Stiles:

*Si j'avais à soutenir le droit que nous avons eu de rendre les nègres esclaves, voici ce que je dirais: — Ceux dont il s'agit sont noirs depuis les pieds jusqu'à la tête; et ils ont le nez si écrasé qu'il est presque impossible de les plaindre. — On ne peut se mettre dans l'esprit que Dieu, qui est un être très-sage, ait mis une âme, surtout une âme bonne, dans un corps tout noir. — Une preuve que les nègres n'ont pas le sens commun, c'est qu'ils font plus de cas d'un collier de verre que de l'or qui, chez des nations policées, est d'une si grande conséquence. Il est impossible que nous supposions que ces gens-là soient des hommes, parce que, si nous les supposions des hommes, on commencerait à croire que nous ne sommes pas nous-mêmes chrétiens.*

Die Ironie als feste Stilcigenheit widerstrebt dem deutschen Geschmack; wir dulden oder genießen sie nur neben hervorragenden andern Werten, neben dem Humor und der launigen Phantasie wie bei Lichtenberg, neben der lodernden Leidenschaft wie bei Börne. Bei dem Schwachen empfinden wir das Vorwalten der Ironie quälend, bei dem Mächtigen als Mißbrauch der Macht. Es ist bemerkenswert, wie selten sie sich in den Schriften Friedrichs des Großen findet, des Schülers Voltaires, dieses Meisters der auflösenden Ironie. Meist ist sie mit lächelnder Gutmütigkeit gepaart, ähnlich der liebenswürdigen Ironie des Zweifels bei Anatole France, z. B. wenn er in der *Histoire de mon temps* (Geschichte meiner Zeit) über die lange Dauer der Papstwahl nach dem Tode Clemens des Zweiten berichtet: *Les incertitudes du Saint-Esprit venaient de ce que les factions des couronnes ne pouvaient s'accorder sur le candidat qu'elles voulaient élire.* (Die Unentschlossenheit des Heiligen Geistes rührte davon her, daß die Parteigänger der Mächte sich über den zu wählenden Anwärter nicht verständigen konnten.)

Des freundlichen Mozarts vaterländischer Born entläßt sich einmal als Ironie: *Da (wenn Deutschland ein deutsches Operntheater bekäme) würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüte gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfangen deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen.*

In Schillers Jugenddramen nimmt die Empörung alle Formen an, darunter die der Ironie; zu großartiger Wirkung in dem Auftritt zwischen der Milford und dem Kammerdiener bei der Schilderung des Auszuges der an England nach Amerika verkauften Landesfinder (Akt 2). Sodann sei an die Verse der Maria Stuart gegen Elisabeth erinnert:

Man weiß, um welcher Tugend willen Anna von Boleyn das Schafott bestieg. — Mephisto ist vorwiegend auf Ironie gestellt und zeigt, daß Goethe Herr auch über dieses Stilmittel war, wenn er wollte. Sein Meisterstück ist wohl Mephistos Antwort auf Fausts recht überflüssige Ermahnung: *Was anders suche zu beginnen, Des Chaos wunderlicher Sohn!* — *Wir wollen wirklich uns besinnen, Die nächsten Male mehr davon.*

Vom Anfang zum Ende leidenschaftsvolle Ironie ist die recht wenig bekannte, von Görres erfundene Proklamation Napoleons vor seiner Abreise nach Elba. So fein war die Ironie über das Ganze verteilt, daß die Schrift eine Zeitlang für echt gehalten wurde. Klassisch ist die Stelle, wo Görres Napoleon mit schneidender Verachtung sprechen läßt von der „ süßen rosenroten Galle des deutschen Lammesvolkes“. Ich habe das Kernstück in meiner ‚Deutschen Meisterprosa‘ abgedruckt.

Der zarteste Ironiker unter den Prosafälschern neuester Zeit war Moltke. Nicht oft hat er gespottet, der machtvolle Mann besaß andre Wirkungsmittel; und niemals ähnd, denn er wollte nicht verlegen, sondern überzeugen. Selbst die Franzosen erkennen die Wahrheit der Moltkschen Ironie an: *Eines Tages erfuhr die (französische) Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle.* Seine Antwort vom 15. Januar 1871 auf Trochuß Beschwerde gegen die angebliche Beschießung der Pariser Lazarette durch die Deutschen zog einer andern, die schärfer zurückweisend hätte lauten müssen, diese Form der milden Ironie vor: *Sobald klare Luft und kürzere Entfernungen gestatten, die Kuppeln und Gebäude, welche durch weiße Fahnen mit dem roten Kreuze bezeichnet sind, zu erkennen, wird es möglich sein, auch die zufälligen Beschießungen zu vermeiden.*

Aus neuester Zeit nenne ich als ein erlesenes Stück blutigpeitschenden Spottes den einleitenden Aufsatz ‚Kulturpolitik‘, wohl von Gossmann, in den Süddeutschen Monatsheften (Juni 1916) samt den voranstehenden Bildnissen Wilsons und seines Weibes. Wer sich das Heft irgendwie verschaffen kann, genieße jenes kleine Meisterstück. Leider stumpft sich der Reiz aller solcher Zeitungswerke mit dem Versinken ihres Zeitalters ab.

### Fünfter Abschnitt.

## Geistreichum und Geistreichtum.

Nil sapientiae odiosius acumine nimio.

[Nichts ist der Weisheit zuwiderer als allzu scharfer Geist]. (Seneca.)

Geistreich seid ihr glänzend wahrlich, daß ich euch bewundern müßte,  
Wenn sich nur bei euch nicht jede Zeile selber geistreich wüßte! (Mörke.)

Um geistreich zu sein, braucht man nur vor nichts Respekt zu haben. (Bismarck.)

Über den Wert des wahren Geistes, also des Geistreichen, verliere ich kein Wort; wünsche aber, daß von den um so notwendigeren vielen Worten über den falschen Geist keines verloren sei. Wahrhaft geistreich ist nur der Schreiber, der zu andern guten Geistern den hat, nicht geistreich scheinen zu wollen. Der Stil des Geistreichen muß nicht die leiseste Absicht der Geistreichigkeit verraten, muß als sein selbstverständlicher, natürlicher Stil erscheinen. Das ist aber nur möglich, wenn der Schreiber Vollgehalt besitzt; bloßer Geist um die Dinge herum, ohne die Dinge selbst, ist nicht Geistreichtum, sondern Geistreichelei, Geistreichtun. Die gerechte Bewunderung aller Völker für ihre geistreichen Schriftsteller bedeutet doch immer: hier hat einer etwas Wertvolles zu sagen, und er steigert den Wert durch die geistreiche Form. Ohne den innern Wert würde uns die geistreichste Form sehr bald langweilig, wie man doch nur einmal einen elenden Braten wegen der guten Tunke hinunterwürgt.

Um himmelswillen nicht mehr Geist haben wollen, als man wirklich hat. Gerade je geistvoller ein Schreiber, desto weniger verzeiht man ihm das Roch-geistreicher-Scheinen-wollen. Und man vergesse nicht: je höher hinauf wir in der Literatur steigen, desto dünner verteilt finden wir den ‚Geist‘, den besondern, weil dort alles Geist ist. Weder die schönsten

Stellen der Bibel noch der Ilias und der Odyssee sind geistreich im engern Wortsinne. Und wie unnötig ist das Sichvordrängen und Aufdrängen des Geistreichen! Der Geist läßt sich nicht dämpfen, man wird seiner gewahr ohne absichtliches Zutun des Schreibers. Geist um jeden Preis, Geist an der falschen Stelle, Geist sich verrenkend, nur um sich durch ein Mauerschloß einzuschleichen, wohin er nicht gehört, — welche Stillosigkeit, ja welche Albernheit!

Da sind die geistreichelnden Verblüffer, die aus Geistesprahlerei frech werden, die respektlos Geistreichen nach Bismarcks Wort. Wie groß kam einst Richard Muther sich und seinen geschmacklosen Bewunderern vor, wenn er Rafael nannte einen 'Commis-voyageur mit dem Musterkoffer seiner Kollegen', Rembrandt einen 'polternden Schnapsbruder', die musizierenden Engel des Melozzo von Forlì 'die Barrisons ihrer Zeit'. Er und die Seinen verwechselten Schnoddrigkeit mit Geist.

Und dann die atemlosen Sucher nach Geist, nach immer noch mehr Geist, nach Geist in jedem Satz, in jedem Wort, wenn möglich in jedem Satzzeichen. Die Engländer Oskar Wilde und Bernard Shaw sind die neueren Hauptvertreter dieser Gattung. Vor lauter Geistreichthum und mehr noch Geistreichthum werden sie nach kurzer Zeit langweilig; sie werden es um so sicher, je leichter der erfahrene Leser hinter ihre Laischenpielerkunstgriffe kommt. Vor bald einem Jahrhundert blühte diese Geistreicherei auch in Deutschland; die Jungdeutschen hatten sie uns beiseit, meist nach französischen Mustern, und ihre Mit- und Nachläufer setzten das brotlose Handwerk fort. Das war jene Zeit, als Theodor Mundt sich das Ansehen eines übergeistreichen Schriftstellers geben konnte, indem er seinen Philosophasterroman 'Madonna' durch eine läppische 'Posthorn-Symphonie' eröffnete und sich selbst von Zeit zu Zeit durch ein Trara unterbricht. In neuester Zeit hat Alfred Kerr jene Geistreicherei aufgewärmt: *Trara, trara, wie wenn jemand eine Trompete dacht an unser Ohr setzte. Trara, trara...* (über Wiltenbruchs Kaiser Heinrich). Und dieses Trara wird noch neunmal wiederholt. Kann man geistreicher, kann man ursprünglicher sein? In den Tagen Mundts galt für überaus geistreich sein Satz: *Die Blindheit des Jahrhunderts wäscht sich an der Augenquelle im Spitalgarten zu Teplitz, und die Unterleibsbeschwerden der Zeit, die sich bei dem gelähmten Prinzip der Bewegung keine Motion für die Gesundheit machen dürfen, trinken einen die Verdauung befördernden Mineralbrunnen.* Dingelstedt, ein anderer Jungdeutscher, geistreichelte über die sich in einer kleinen Kajüte zusammenpressenden Reisenden auf einem Dampfer: *Furchtbar wurden, das ahnte ich in tiefster Seele, die Folgen dieser Pressfreiheit, oder über die Stadt Kassel: Keine Stadt ist schöner im Herbst und herbstlicher in ihrer Schönheit, bloß um durch die Umdrehung zu verblüffen.* Die Mitläuferin jener Wortführer von der Geistreichigkeit, die Gräfin Hahn-Hahn, ahnte diesen Stil eifrig nach. *Die Herren schoben Stühle und Tabourets dazwischen, Worte weniger* (über eine vornehme Gesellschaft).

Ganz ausgestorben ist diese Art der Geistreicherei nicht; Herr Schmock mit seinem 'Brillantentstil' ist der Erbe der Vergangenheit und zugleich der Angherr eines neuen vielgliedrigen Geschlechtes:

Der Wettergott scheint neuerdings nicht ganz militärfromm zu sein. Schon am frühen Morgen des ersten Wandvertages zeigte er ein recht grämliches Gesicht; vielleicht wollte er, befeelt von modernem Oppositionsgeist, einmal zeigen, wie wenig rücksichtsvoll er sein könne (aus einer Dresdener Zeitung). — Der Seidenwurm ist, als wäre er sich seiner Rolle und Bedeutung bewußt, ein sehr nervöses Geschöpf, launisch, als wollte er sein kurzes Erdenbafeln sich möglichst angenehm gestalten (C. Alberti). — Mag Doffoir über die einseitige Ausbildung des Gehirns auf Kosten des Leibes: Man darf vermuten, daß dem Regenwurm bereits der Hund als ein Gehirnneurastheniker erscheint. — Weit draußen irgendwo, wo der Bach rauscht, lege ich mich auf die Opposition des Bauches (Bernmann Vahr).

Was aber sind alle diese Geistreichen von Beruf gegen den Größten ihrer Gattung, gegen Saphir, den Affen Heines:

Fröhlich ist man aber auch nirgends, als da, wo sich der Spieß immer am Herde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Herde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den sich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Viel bewundert wurden dazumal auch jene Geistreicheleien von dieser Art:

Der Mensch ist nichts als Obst, welches 70 Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird. — Die Männer sind bloß die Frachtbriele, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht, in die Welt sendet. — Tränen sind die Augenzeugen des Schmerzes.

Ein Hauptmittel solcher Geistreichelei ist das Bilbern; wir werden dieser Stilkrankheit später im Zusammenhang gedenken (§. 446), deshalb hier nur wenige Proben. Gukow glaubt geistreich zu bilbern: *Napoleon strauchelte so, daß er erst in Elba wieder aufstand*, und wird abgeschmackt. Langbehn, der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, vergleicht das Innere der Peterskirche in Rom der Mittagssonne, das der Markuskirche zu Venedig der Mitternachtssonne. Es wäre mindestens ebenso geistreich, die Peterskirche mit einem hellgelben Schweizerkäse, die Markuskirche mit einem grüngesackten Gorgonzola zu vergleichen.

Bismarcks Wort von der Respektlosigkeit als dem Hauptmittel, geistreich zu sein, bedarf in neuester Zeit einer Ergänzung: der „Sinnlosigkeit“. Einer unserer guten jüngeren Romandichter, zugleich ein feiner Sinnspruchformer, G. D. Knop, hat hierüber den geistreichen Satz geschrieben: Mozart und Wagner verhalten sich zu einander wie Zeit und Raum. Das ist eine vollkommen sinnleere Phrase; wieviel Gescheites aber würden die Leser herauszulesen glauben, wenn man sie druckte! Denn wo man keinen Sinn findet, vermutet man Geist (aber nur in Deutschland). Vielleicht gar in Raupachs blutigernstem Vers in einem seiner Hohenstaufen-Dramen: *Rund ist das Wort, viereckig ist die Tat*. Oder in Mundts Satz: *Rahel (Levin) war ein Epos*.

Eine Todfeindin hat der wahre Geist: die Eitelkeit; unter ihrem Zwange werden selbst kluge Menschen mit Geist stilllos, lächerlich, auf die Länge unerträglich. Wir haben so manchen belesenen und witzigen Feuilletonisten, der daran scheitert, daß er uns in jeder Zeile mindestens einen Brillanten vorfunkeln lassen will. Nießche nennt sie die Narren der modernen Kultur und vergleicht sie den Narren der mittelalterlichen Höfe: (Es ist dieselbe Gattung Menschen, halbvernünftig, witzig, übertrieben, albern, mitunter nur dazu da, das Pathos der Stimmung durch Einfälle, durch Geschwätz zu mildern und den allzu schweren, feierlichen Glockenklang großer Ereignisse zu übertönen.) Vortrefflich, nur sollten diese unentbehrlichen Umgauler der Ereignisse mehr von den Ereignissen, weniger von sich sprechen. Eitelkeit ist nicht geistreich, oder doch weniger geistreich als ein Geschreibe mit gleichen Geistesgaben ohne Eitelkeit. Das ewige Vonsichsprechen verringert im Leser die Achtung vor dem Gehalt des schriftlichen Ausdrucks dieses Jchs: Gewisse moderne Autoren machen Toilette vor dem Publikum und bilden sich ein, diese große Unverschämtheit sei eine große Tat (Hebbel). Aber Hebbel selbst kann durch sein Übermaß von Geist erwidern: wirken; er hat so gewirkt auf einen ihm ebenbürtigen Geist: Hebbel weiß alles, selbst was Gott ist, und ich weiß es nicht. Wie wollen wir da miteinander reden? (Grillparzer.)

Lessing war gewiß nicht eitel, aber er war ein Mensch mit menschlicher Schwäche, und auch seine Geisteswaffe wurde einmal stumpf an Schneide und Glanz, als er aus dem Ärger über ein Geducktfeln heraus schrieb:

Doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimbdenrate wie Er, und einem Ragister befindet, für so unermesslich nicht zu halten. Ich meine, er sei gerade nicht unermesslicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es ziemt dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über dem Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Boden herabzublicken.

War es etwa Lessings höchster Ehrgeiz, dereinst Geheimbdenrat zu werden? Schätze er diesen Titel oder sonst welche überhaupt? Gab es kein andres Mittel, Klotzens Dünkel zu züchtigen? Sollte es aber Ironie sein, dann war sie so fein geraten, daß sie unschätzbare wurde.

Da wir bei Klotz sind, so mag uns jener gelehrte Windbeutel zum Übergange dienen auf die widerwärtigste Art gewisser Geistreichler, die noch heut ein groß Publikum haben: auf die wügelnden Berunglimpfer der Person, um deren Sache es sich einzig handelt. Erniedrigen sich doch einige dieser Geistreichen bis zur hämischen Verpottung körperlicher Eigenheiten eines Schriftstellers, dessen Bücher sie beurteilen. Dies geht noch über die von Lessing mit so würdigem Ernst gebrandmarkte geistreichelnde Ungezogenheit hinaus:

Wenn jemals die Unart elender Kunsttrichter zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klogianismus heißen.

Es gab eine Zeit, wo man in Europa den Deutschen allen Geist abstritt. Ein geistloser, seiner Zeit sehr berühmter Franzose, der Jesuit Bouhours, Lehrer am braunschweigischen Gymnasium, warf 1671 in einer besondern Schrift die Frage auf, ob ein Deutscher überhaupt ein *Bel-esprit* sein könne. Es ist längst nicht mehr nötig, ihn oder einen andern fremden Schriftsteller durch die bloße Namensnennung von Duzenden deutscher Schreiber zu widerlegen, die es an echtem Geistreichthum mit den geistreichsten Franzosen aufnehmen. Hätte Bouhours etwas von deutscher Literatur gewußt, so hätte er z. B. in Logau schon für sein Jahrhundert einen *Bel-esprit* von der besten Art gefunden. Die stattliche Reihe ausgezeichnetester deutscher Sinnenprüchsammlungen von Lichtenberg bis zu Fulda kann sich mit Ehren neben denen der französischen Denker und Stilkünstler auf diesem Gebiet sehen lassen. Eine Sammlung wie Goethes und Schillers Xenien und die Sinnprüche von Hebbel, Storm, Heyse, Keller, Vischer, um nur die in der edelsten Kunstform zu nennen, besitzt kein andres Volk, und die Prosasprüche von Marie Ebner stehen gleichwertig neben den schönsten dieser Art. Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, einige der glanzvollsten Geistesperlen aus diesen und andern Schatzkammern, z. B. aus Fuldas 'Buch der Epigramme', hier leuchten zu lassen; der Leser kann zu hoher Freude ja selbst leicht zu den Quellen steigen.

\*

In noch einer geistreichen Kunstübung hat Deutschland allerliebste Dinge aufzuweisen: in der Parodie und im geistreichen Unsinn. Die Angelsachsen haben ihre Thackeray und Bret Harte; Fritz Mauthner ist nach und neben ihnen nicht zu verachten. Hoch über ihnen allen steht Vischers Dritter Teil des Faust, an dem nur so humorlose Menschen wie gewisse Bonzen eines Buddha Goethe Anstoß nehmen. Ein köstliches kleines Werk, der 'Acolsharfen-Kalender' von Heinrich Seidel und einigen Freunden, ist leider durch seine Seltenheit fast unzugänglich geworden: eine 'sprechend ähnliche' Probe daraus in Karl Bleibtreus lyrischem Heldenstil wird nicht unwillkommen sein:

#### Bonaparte in Egypten.

Noch hat der Löwe nicht geküßt,  
Im glüh'nden Wüstenlande lauernd,  
Mit Tränen ist das Aug erfüllt  
Des Krokodils, am Nile lauernd.  
Der Zebu weidet vor der Sphinx,  
Das Nilpferd Schlamm und Wasser prustet.  
Der Ibis singt, und weiter links  
Ein Pharaonenelstern hustet.

Ein bunter waffenstarker Hauf  
Hält vor der dritten Pyramide.  
(Ein Geier, küstern, sitzt darauf)  
Und 'Durst!' erschallt's von Glied zu Gliede.  
Ein Auge unterm kleinen Hut  
Schaut kalt durch eines Fernrohrs Glase.  
'Walz', murmelt's, 'wird la chose gut!'  
Am Horizont gleißt die Dase.

Eines der köstlichsten Stücke dieser Gattung ist Ludwig Eichrods 'Große deutsche Literaturballade vom Schulmeister Biedermeier'. Hierin wird nicht ein einzelner Dichterling, sondern die Auffassung der ganzen Philisterwelt von der deutschen Klassikerzeit verspottet:

Gegen Abend in der Abendröte,  
Ferne von der Menschen rohem Schwarm,  
Wandelten der Schiller und der Goethe  
Oft spazieren Arm in Arm.  
Sie betrachteten die schöne Landschaft,  
Drückten sich die großen edlen Hände,  
Glücklich im Gefühl der Wahlverwandschaft,  
Unterhielten sie sich egeleut.  
Dieser war schon etwas grau von Haaren,  
Jener zwar nicht weit vom frühen Grab,  
Aber grad in seinen besten Jahren  
Als ein Dichter und getreuer Schwab.  
Keiner tat dem andern was verhehlen,  
Sie vertauschten ihre Vorbeerfränz',  
Und die wunderschöne Harmonie der Seelen  
Trübte nicht der Wahn der Konvenienz.

Sehen Sie, so redete der Goethe,  
Dort die schönen Pflanzen in dem Gras,  
Jenes Steingebilde, diese Kröte,  
Dort den Schmetterling und dies und das.  
Und die Sonn', erwiderte verwundert  
Drauf der Schiller, sehen Sie, o Freund,  
Eben, sehn Sie, geht sie eben unter,  
So hab ich's im Räuber Moor gemeint.  
Unter solchen göttlichen Gesprächen,  
Schritten die verklärten Dichter oft  
Auf des Waldes unbetreten Pagen,  
Bis es dunkel wurde, unverhofft.  
Und die weltberühmtesten der Verse  
Machten miteinander unterwegs,  
So der Dichter Tellis und der des Verse,  
Eingedenk des großen Künstlerzwecks.

Aus dem gereimten geistreichen Blödsinn älterer Zeiten hat Richard Meyer einige tolle Proben (in Welhagens und Masings Monatsheften, 1910) gesammelt, aus denen unterm Zwange des Raumes nur diese eine mitgeteilt sei. Eine Prachtsrophe in den ‚MUSENLÄNGEN aus Deutschlands Leierkasten‘ lautet:

Heran, heran zum sprossenreichen Spiegel,  
Zum süß'gen Dold, der bunte Schatten teilt,

Heran, heran mir grinsend mattem Zügel,  
Bis ihr das Ziel Thermophylae erreicht!

Zu funkelnder Glanzwirkung gelangen solche Edelsteine geistreicher Laune erst im Lichte der Öffentlichkeit: sie müssen mit hochgeschwelltem Brustton dargeboten werden. Unfreiwillige Säckelchen von fast derselben Art finden sich in manchen ernstgemeinten Gedichten unsrer Allerallerjüngsten. Man nennt dergleichen zur Zeit ‚expressionistisch‘; bis zur nächsten Auflage dieses Buches werden sie irgendwie anders, aber sicher etwas auf istsch heißen.

## Sechster Abschnitt.

### Geborgter Geist.

#### Zitat. — Manier. — Phrase.

Lessing gegen Klop: Ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu sein scheinen kann... Ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon zu viel gelesen habe.

Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre (Mein Glas ist nicht groß, doch ich trink aus meinem Glase). (Muffet.)

Ich habe mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, schien mir an andern unerträglich, an mir unmöglich. (Goethe in den Annalen für 1803.)

Nach diesen drei Leitsprüchen, also Zitaten, weiß ich mir keinen bessern Anfang als ein viertes: ‚Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken, Was nicht die Vorwelt schon gedacht? Nicht bloß gedacht, sondern meist so unübertrefflich niedergeschrieben, wie z. B. Goethe diesen Gedanken, der zu meiner Einleitung doch unentbehrlich ist. Wie sollte ich als Schreiber mich in diesem Falle verhalten? Sollte ich den Gedanken, dem Goethe die unübertreffliche Form gegeben, auf meine Art proaisch und um einiges breiter ausdrücken; oder den wohlbekannten Klang anschlagen, der in jedem Leser zugleich den Wiederklang zustimmenden Verständnisses weckt? Daß kein ernster deutscher Schreiber aus Eitelkeit einen Satz aus Goethes Faust anführt, liegt auf der Hand, denn den Faust kennen die meisten Leser so gut oder besser als der Schreiber auswendig.‘

Diese Einleitung mag uns über das berechnete und das verwerfliche Zitat aufklären. Berechnigt ist es, wenn es durch Gehalt und Form alles überragt, was der Schreiber selbst sagen könnte, und das Gewicht eines Ansehen heischenden Schriftstellers mit in die Waagschale wirft. Verwerflich, wie alles ihr Entfliehende, ist das Zitat aus Eitelkeit. Es versteht sich ja von selbst, daß ein gebildeter Deutscher, der dicke Bücher schreibt, schrecklich viel gelesen hat; braucht er dies seinen Lesern noch zu beweisen? Ich muß, widerwillig, von diesem Buche sprechen: jeder Leser erwartet und fordert von dessen Schreiber, daß er alles Wichtigste der Literatur über den Stil kenne, nicht zu reden von den zahlreichen der Beispiele wegen zu lesenden Büchern. Der Leser würde geschädigt, unterdrückt ich die gewichtigsten Aussprüche der großen Stilmeister, seiner und meiner Meister, über unsern Gegenstand. Ich kenne noch einiges außer dem hier Mitgeteilten aus Schriften über Stil, habe mich jedoch auf das jachlich Notwendige und Nützliche beschränkt. Dies aber mußte angeführt werden, um der Sache willen, und ich darf versichern, daß keine einzige Anführung aus einem andern Grunde geschah. Cicero führt die griechischen Meister seiner Kunst, Quintilian führt Cicero und andre an, und so fort durch die Jahrtausende der



Beschäftigung mit den Geheimnissen des Stiles. Nur die alles von hoch oben herab verfügenden Sprach- und Stilmeisterer von der Art Wustmanns sind zufrieden mit ihrer Selbstherrlichkeit. Originale, fahrt hin in eurer Pracht!

Zu scheiden also sind sachlich notwendige und fördernde Auführungen von den überflüssigen der eiteln Lesefrüchtlerei. Man blicke in eine der wissenschaftlichen Abhandlungen Lessings mit ihren vielen gelehrten Zitaten oben und in den Anmerkungen unten: jedes unterstützt irgendwie die Beweisführung, keines framt eitles Lesewissen aus, und wie vieles hat Lessing der Bücherverschlinger unterdrückt! In Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts kommt nur der Größenwahnsinnige ganz ohne den ‚Geist der Andern‘ aus; der wahrhaft wissenschaftliche Schreiber sagt zuvörderst dem Leser, wie weit die Wissenschaft es auf diesem Felde schon gebracht, bevor der Schreiber die Feder ansetzte. Er sagt aber nicht mehr, nennt nicht jeden unwichtigen Vorgänger, nicht jedes mittelmäßige oder dumme Wort eines mittelmäßigen oder dummen Schreibers vor ihm, sonst wird er zum eiteln ‚Zitateles‘. ‚Durch viele Zitate‘, heißt es bei Schopenhauer, ‚vermehrte man seinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, vermindert aber den auf Originalität, und was ist Gelehrsamkeit ohne Originalität! Man soll sie also nur gebrauchen, wo man fremder Autorität wirklich bedarf.‘ Also nur dann, wenn’s die Sache will, nicht das liebe Selbst. Ein Zitat zur rechten Zeit kürzt ab und ist eher Bescheidenheit als Eigenliebe. Wenn jedoch das Zitat nichts Besseres und dieses nicht besser sagt, als es der Schreiber selbst sagen könnte, dann wage er’s lieber mit eignem Geist. Spielhagen schreibt den Satz hin: ‚Kein literarisches Werk überschreitet die ehrwürdige Schwelle zur Unsterblichkeit, es sei denn gefeit durch die höchste Kraft der Form.‘ Genügte dies nicht? Nein, denn plötzlich beginnt der Mann Latein zu reden: *vis suprema formae*, — ein überflüssiges, obendrein falsches Zitat. Es gibt einen von Goethe bewunderten Ausspruch des Johannes Secundus (Jan Everhaerts, 1511—1536): *Vis superba formae* (stolze Kraft der Form).

Wieder einmal kann ich’s nicht annähernd so gut sagen wie Schiller: ‚Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!‘, nämlich mit den schnellverdauten Lesefrüchten von gestern oder heute und mit dem Nachschlagen während des Schreibens. Kein übergelehrter Professor mit seinen den Text überwuchernden Anmerkungen nimmt es mit den kurz bärmigen hochberühmten Tageschreibern auf, die ohne den Büchmann und das Konversationslexikon unmöglich sind. Namen brauchen nicht mehr genannt zu werden, der Leser kennt sie schon.

Als im Yildiz (!) die Niederlage der scherifischen Mahalla (!) gemeldet war, mag Abd ul Hamid lächelnd geseufzt haben: *Other men have ill luck too*. Genau so, Englisch ist ja das Nächstliegende für Abd ul Hamid im Yildiz. Derselbe Zitateles — seinen verhassten Namen errät jeder Leser, es handelt sich um Deutschlands widerwärtigsten Schreibgaukler — spricht von der Macht des Goldes auch in Marokko, schlägt seinen Büchmann auf (21. Auflage, S. 466), oder hat sich’s schon beim gestrigen Ahrenlesen aufgesammelt, und legt nun los: *Quisquis habet nummos, secunda aura, die Petronische Weisheit wird zwei Jahrtausende überdauern*. Den Petronius hatte er natürlich auch im Büchmann gefunden. Über die Stillosigkeit einer solchen Lese-, vielmehr Blätternsfrucht sieht dieser seit gestern Gelehrte hinweg, denn was liegt ihm am Stil? Blenden, verblüffen will er durch die Fülle seines Wissens, und es gibt unschuldige Lesergemüther genug, mit denen es ihm gelingt.

Noch immer kommt, wie in den Tagen des Aristoteles, aus Afrika oft Überraschung. Was hat bei Schmock Zitateles der Aristoteles mit der Überraschung aus Afrika zu tun? Geduld! freundwilliger Leser, wir werden es noch rechtzeitig erfahren.

In einem politischen Aufsatz spricht Zitateles plötzlich von dem Spanier Quevedo, von dem er nicht eine Zeile kennt, der an jene Stelle paßt wie die Kuh ins Schaufenster, und versteht dem verdurkten Leser diesen aus dem Konversationslexikon entnommenen Zusatz: *dessen lukianische Sueños 20 Jahre nach dem Don Quijote ent-*

standen. Don Quijote hat an der Stelle ebenso wenig zu schaffen wie Quevedo, Lufian und die *Sueños*; aber wie großartig steht dieser Fachgelehrte der spanischen Literatur da!

Zitateles führt das ja nicht unerlaubte, aber nachgrade herzlich abgedroschene Wort des Aristoteles vom Menschen als einem πολιτικὸν ζῷον an. So weit, so gut. Aber dieser aus der Tertia auf die deutsche Menschheit losgelassene Doktor Allwissend darf sich nicht mit einem Zitat begnügen, das jeder bessere Tintenfühl kennt und gebraucht; er schlägt in seinem nie versagenden Nothelfer, im Büchmann, nach, findet auf Seite 397 (der 23. Auflage!): *Der Mensch ein gesellicht Tier* ist die Überschrift eines Verses von Friedrich von Logau, folglich fügt er den Worten des Aristoteles hinzu: *des Logauischen gesellichten Tieres*. Hat er seine Weisheit nicht von gestern aus dem Büchmann, so hat er sie von heute aus Journiers *Esprit des Autres*, worin u. a. die geistreichsten Aussprüche La Rochefoucaults, Chamforts, Bauvenardes, Volnays und anderer glänzender Aufpußer seiner schriftstellerischen Platitude und Albernheit stehn. Nur Sorge der Leser, daß er, gleich diesem Brillantenschmuck, der rechts und links schreiben kann, immer die neueste Auflage des Trichters geistreicher Gelehrsamkeit im Schrank habe. So stammt z. B. die *Überraschung aus Afrika* samt den Tagen des Aristoteles erst aus der 23. Auflage des Büchmann (S. 369), und da seitdem schon eine 27. erschienen ist, so wird uns Zitateles demnächst deren Bereicherungen nicht vorenthalten. Und dieser ohne Büchmann und Genossen unmögliche Schreiber nannte den Reichskanzler Bülow verächtlich nur *einen* leidlich belese-  
lenen Herrn, weil der nämlich seinen geborgten Geist aus wirklich gelesenen Werken, nicht aus Büchmann und Journier zu schöpfen vorzog.

Ein Gelehrter, dessen höchster Ehrgeiz ist, der belese-  
nste Zeitgenosse — nicht zu sein, aber zu heißen, will das Erscheinungsjahr von Emersons *Essays* anführen. Es steht im Konversationslexikon, aber dieses dünkt ihn keine Gelehrtenquelle, folglich schöpft Professor Zitateles aus — der Nordamerikanischen Literaturgeschichte eines unbekannten Italieners, was ein großartiges Quellenzitat ergibt. Die Strafe folgt auf dem Fuß: der Italiener hatte eine falsche Jahreszahl genannt! Wie schrieb doch Lessing der Seher über Klop und dessen unsterbliches Geschlecht?: Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekanntesten Sachen grade den unbekannten Schriftsteller anzuführen, damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besonders Quellen zu haben scheinen.

Ein zu seinem Unheil mit Goethe, oder doch mit dem Abschnitt *Goethe* im Büchmann, bekannt gewordener Naturforscher, der die früheren Verheerungen ganzer Länder durch Heuschrecken und ihre allmähliche Ausrottung durch den Fortschritt der allgemeinen Kultur schildert, schließt mit dem ergreifenden Zitat: *So erfuhren die Heuschrecken die Wahrheit des Goethischen Wortes: Nichts auf Erden ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen*. Fürwahr, keines humoristischen Dichters Phantasie erfindet solche Meisterwerke, wie der göttliche Humor der sinnreichen Zeugemutter Natur, die diesen Schreiber schuf.

Kostbar e Leistungen gelingen dem pückernden Zitateles. Du Bois-Reymond berichtet über seinen Versuch, elektrischen Strom in das Wasser, worin sich ein Zitterwels befand, zu entsenden: *Wenn er (der Zitterwels) in die Nähe der Elektroden kam, zog er sich eilend zurück, erteilte auch wohl selber, gleichsam sein Anch' io! sprechend, ein paar Schläge*. Ohne solche Brillantenfunde wäre mein Weispielsuchen auf die Länge der Jahre nicht zu ertragen gewesen.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn läßt einen Menschen, der keine Ahnung von einem Schriftsteller Namens Montaigne hat, plötzlich im Gespräch sagen: *Mon aller n'est pas naturel usw. sprech ich mit Montaigne*, nur weil die Hahn dieses, obendrein falsche, Zitat vielleicht Tags zuvor irgendwo gefunden.

Überhaupt die falschen fremdsprachlichen Anführungen! (vgl. S. 220). Will man durchaus das *Hoc volo, sic jubeo* zum tausendsten Mal aufstiehn, so schlage man es wenigstens im Büchmann auf und schreibe die richtige Form ab. Ein Talmi-Mezosofanti wie Harden sollte wissen, daß man in Griechenland nicht Altfranzösisch spricht, und lieber

nicht schreiben: *Deus lo vult! so tobt's durch die Straßen von Athen.* Und ein Gelehrter wie Erich Schmidt hätte sich bedenken sollen, ehe er schrieb: *Am 25. August ist der Dichter (Zimmermann), dem seine jugendliche Gattin kaum zwei Monate zuvor ein Töchterchen geschenkt, in reifer Manneskraft einer Vita nuova und einer Fülle von Plänen ent-rissen worden.* Die *Vita nuova* des Knaben Dante hat mit dem neuen Leben des Bierzigers Zimmermann nicht das Geringste zu schaffen, und wir würden von Schmidt auch ohne dieses lächerlich unpassende Zitat vermuten, daß er von Dantes *Vita nuova* etwas weiß.

Der fürchterlichste Zitateles aber war und bleibt bis auf diesen Tag Jean Paul; selbst der unaussprechliche Harden reicht ihm nicht an den Zetteltasten. Ein Beispiel für all die Tausende. Jean Paul beginnt seinen Roman „Der Komet“ mit einem Urkapitel, worin er als die Heimat des Helden ein Landstädtchen Rom nennt: *Auch der unwissendste meiner Leser, der nie ein Buch gesehen, kann dieses Rom weder mit jenem großen italienischen verwechseln, das so viele Helden und Päpste aufzog, noch mit dem kleinen französischen, das sich bloß durch Eselszucht auszeichnet.* Hierzu die Anmerkung: *Ein Dorf im Departement Deux-Sèvres, siehe in Jöchers Zeitungslexikon, von Mannert neu bearbeitet, den Artikel Rom.* Immerhin ist Jean Paul nicht so ehrlich, seine Quellen anzugeben; unsre heutigen schaumschlägerischen Allwisser verichweigen sie ängstlich.

\*  
Fast noch schlimmer sind die versteckten Zitate, die mit nur eitel andeutelndem, anspielendem Präziosentum. Versteht der Leser diese durch nichts aufgehellte Anspielerei Hamanns? *Der eine entdeckt uns, daß er keine beste Welt glaubt, und der andre sieht sich seiner Muse und Schutzengel beraubt bei dem Tode seiner Meta.* Wer ist der eine, wer der andre? Hamanns Zeitgenossen wußten noch, daß der andre Klopstock war; wer der eine, konnten schon sie nicht mit Sicherheit wissen. Wahrscheinlich Voltaire; aber wer etwas sicher weiß, soll nichts Wahrscheinliches erraten lassen.

Wer versteht diesen Satz Treitschkes (Deutsche Geschichte, 3, 732): *Der große Elchi aus Pera Lord Stratford Canning war mittlerweile als außerordentlicher Bevollmächtigter in der Schweiz erschienen.* Ich war in Pera, weiß aber nicht, was ein Elchi ist; bin ich verpflichtet, es zu wissen? — Wer versteht diese Andeuterei Spielhagens: *Ich kehrte in mein Hotel, das ich als schweifender Beduine verlassen, zurück als seßhafter Hadesi?* — Wie viele Leser Hardens haben seinen Satz verstanden: *Churchill findet, zwischen Britannien und Deutschland gebe es nicht den winzigsten Anlaß zum Krieg; dieser Marlborough will also nicht ins Feld?* Harden, der alles weiß, wenigstens alles was im Büchmann steht, spielt an auf das Liedchen des 18. Jahrhunderts *Malbruck s'en va-t-en guerre* (siehe Büchmann!).

Ich halte es schon für bedenklich, wenn eine Zeitung, nicht ein Buch, schreibt: *Trotzdem schwanken manche Freisinnige wie das Tier Buridans noch immer, ob sie sich dem rechten oder dem linken Heubündel zuwenden sollen;* dreiviertel der Leser, wenn nicht noch mehr, haben keine Ahnung, was es mit Buridan, seinem Tier und seinen Heubündeln für eine Bewandnis hat; und dies nicht zu wissen, ist für keinen Zeitungsleser eine Schande. Schon eher eine für den Schreiber, sich nicht mit einem sinnenhaften deutschen, allgemein verständlichen Bilde ausdrücken zu können.

Fontanes Romane werden sehr wahrscheinlich binnen kurzem halbunverständlich und vergessen sein wegen ihrer zahllosen anspielenden Zitate aus der Tagesliteratur und -Geschichte. Zum Verständnis der größten Meisterwerke der Erzählung bedarf es keiner gelehrten Belesenheit; was ewig dauern soll, muß gelöst sein von den Klammern der flüchtigen Gegenwart. Wir empfinden es schon als eine Stillosigkeit, wenn Scheffel im Effehard von den Hunnen schreibt: *Sie starrten eine Zeitlang vercundert auf den närrischen Gesellen, wie die Männer des kritischen Handwerks auf einen neuen Poeten, von dem ihnen noch nicht klar, in welches Schulfach vorrätiger Urteile sie ihn unterbringen sollen.* Es wäre stilllos, selbst wenn der Vergleich besser paßte.

\*

Anspielungen müssen verständlich sein und passen, sonst sind sie in doppeltem Sinne stilwidrig. Von jedermann verstanden und scharf treffend war die Erwiderung, die Bismarck 1849 einem Abgeordneten gab, der ihn einen verlorenen Sohn des großen deutschen Vaterlandes genannt hatte. Er schleuderte den Speer kraftvoll zurück und fügte hinzu: *Ich hoffe, daß er von seiner außerhäuslichen, idyllischen Beschäftigung bald in sein Vaterhaus zurückkehren werde.* Gröber und doch feiner kann man das Schweinehüten nicht bezeichnen. — Bismarck war überhaupt meist glücklich in seinen Anführungen, ohne mit ihnen zu prunken, z. B.: *Der schlaftrunkene Kämmerling des König Duncan sah den Dolch des Macbeth nicht; die Aufgabe der Regierung eines großen Landes ist es aber, die Augen offen zu haben und wach zu sein.* — Oder: *Die Coriolane sind in Deutschland nicht selten, es fehlt ihnen nur an Volskern.* Von den meisten Mitgliedern des damaligen Reichstags durfte er sich wohl der Kenntnis von Shakespeares Macbeth, vielleicht auch seines Coriolans, versehen.

Wie ein gutes und passendes Zitat im glücklichen Augenblick wirken kann, dafür ein Beispiel aus der Vormerkkriegszeit, der Satz des Kriegsministers von Einem gegen die heeresfeindliche lange Rede eines Abgeordneten: *Seni, komm herab, . . . Mars regiert die Stunde.* Selbst die Parteifreunde des Betroffenen stimmten in die schallende Heiterkeit ein.

Besonders vorsichtig sei man mit allzu sehr abgegriffenen, an sich noch so schönen Dichtern Worten. Herder nennt die 'verfaulenden' geflügelten Worte: 'Sand ohne Kalkstein', und es ist nicht zu leugnen, daß Sammlungen wie die von Büchmann für den Stil mancher Schreiber, nämlich der Abschreiber fremden Geistes, gefährlich sind. Ein selbstgefundenes, selbstempfundenes, nicht abgedroschenes Wort eines großen Dichters kann am passenden Ort wundervoll wirken, jede Erwiderung lähmen, einen langen Beweis krönen. Bekannte Stellen müssen um so anspruchloser auftreten, je bekannter sie sind, und müssen um so sicherer passen und treffen. Es war das erste Mal vielleicht nicht übel, auf sparsame Verwaltung zu dringen mit dem Worte Hamlets: 'Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!' Bekannt man es aber in jedem Vortragsstück über die Staatshaushalte zu lesen, so wird es bald albern. Im englischen Parlament, dessen Mitglieder früher mehr als jetzt die Hörsäle in Oxford und Cambridge besucht hatten, wurden bis vor einem Menschenalter Cicero, Ovid und Horaz bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit angeführt; heute ist diese Unsitte fast ganz verschwunden.

Man glaube aber nicht, daß die Zitiererei eine Erfindung neuerer Zeit sei. Beinahe seit Priams Tagen wird zitiert, von den Griechen, den Römern, den Hebräern. Platon führte Stellen aus Homer und Aesop an; Scipio begleitete den Untergang Carthagos mit dem Homerischen Schicksalswort: 'Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt'. Die Griechen gebrauchten bis zum Überdruß das 'Eulen nach Athen tragen' aus den Vögeln des Aristophanes. Cicero und Horaz sprachen das *Hinc illae lacrimae* (daher die Tränen) aus der Andria des Terenz nach. Der Evangelist Matthäus (11, 17) führte einen Satz Aesops an, ohne den Verfasser zu nennen: 'Wir haben euch gepiffen, und ihr wolltet nicht tanzen'. Ja sogar der stilstrenge Spinoza schreibt doch einmal nach: *Solamen miseris socios habuisse malorum* (Trost im Unglück sind Unglücksgegnossen).

Ich denke, Leser und Verfasser werden einander verstehen: Zitate sind zwar nicht unentbehrlich, können aber ein nützlicher Schmuck der Rede und in gewissen Fällen ein gutwirkendes Stilmittel sein. Sie sind erlaubt, wenn sie der Sache dienen; verboten, wenn sie nur der Person, nämlich der des Schreibers, zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeit dienen sollen. Zwischen diesen beiden Gattungen des Zitates unterscheidet der schwerlich fehlgreifende gute Geschmack und der ihm so nahe verwandte Takt.

\*

Was ist Manier? Manier im schlechten, im geringschätzigen Sinne. Einer ihrer durch eigne lebenslange Übung erfahrensten Kenner, Alfred Kerr, behauptet, er muß es behaupten: 'Manier ist der Defekt im Leser!' — Oder: 'Jeder Stil, dessen Melodie im

Auton klingt, bevor die übrigen an ihren Gang gewöhnt sind. Wie aber, wenn der Leser trotz seinem Defekt sich nach zehn Minuten an den Gang der Viertonmelodie eines Manierschreibers bis zum Ueberdruß, bis zum Ekel gewöhnt hat? Der Leser ist bei weitem nicht so 'defekt', wie die Genies der Manier sich einbilden. Zum Wesen der schlechten Manier, und vornehmlich von dieser sprechen wir hier, gehört eben, daß sie sogleich entdeckt wird. Man gebe einem mittelgebildeten Leser je zwei Aufsätze von Saphir, Kerr, Harden, und er wird mit Treffsicherheit den Gang ihrer Melodie, in ehrlicherem Deutsch: den Kniff ihrer Mätzchen, die Faltalten ihres Gesichterschneidens so unfehlbar herausfinden, wie etwa der kunstgeschichtlich ungebildete Besucher jeder größern europäischen Gemäldesammlung den Schimmel auf Bouwerdmanns Bildern.

Zu fast jeder Zeit ist irgendeine Manier im Schwange und wird bewundert. Die gemeinen Köpfe sind eifrig bemüht, solche sich anzueignen und sie zu üben. Der Einsichtige erkennt und verschmäht sie: er bleibt außer der Mode. Aber nach einigen Jahren kommt auch das Publikum dahinter und erkennt die Falschheit für das, was sie ist, verachtet sie jetzt, und die bewunderte Schminke aller jener manierten Werke fällt ab, eine schlechte Gipsverzierung von der damit belleideten Mauer: und wie diese stehen sie alsdann da. — Es ist damit, wie wenn ein Wszech aufgeht. (Schopenhauer.)

Kerr's Verteidigung der ihm unentbehrlichen Manier (Falschheit) verwechselt zwei grundverschiedene Dinge: Stil und Kinkerlitzchen, gesunden Gesichtsausdruck und Frage. Dieses Buch ruht auf dem Grunde der Überzeugung, daß jeder Schreiber seinen Stil hat oder haben sollte, hält aber nicht für Stil die zu eitler Spielerei erfundenen und angeübten Gaukelkünstelein und Klauensaffen. Die echte Manier, diesen scharf umrissenen Ausdruck einer echten Persönlichkeit, hat jeder Schreiber, und grade daran, daß er sie hat, wird er unter den Vielzuvielen ohne Stil erkannt. Homer hat die große Manier; die Bibel hat sie, nicht eine Manier, sondern so viele, wie mächtige Meister des Stiles hinter ihr stehen. Aeschylos, Sophokles, Euripides haben die echte Stilmanier so unverkennbar, daß ein künstlerisch gebildeter Philologe jedes größere Bruchstück des einen der drei seinem wahren Verfasser zuschreiben kann.

Lessings Stilmanier ist oft genug beschrieben worden, einmal von ihm selbst angedeutet (im zweiten 'Anti-Goethe'):

Also von der, von der Wahrheit, lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und alles, was zu merklisch auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht die Kunststriche, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung ansehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nämlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzu entfernte und leicht umzuformende *tertia comparationis* verwickelt.

Ein allzu strenges Selbsturteil, jedenfalls eins der aufrichtigsten in der Geschichte deutschen Stils. Was Lessing an sich tadelt, ist doch mehr allgemeiner Stilcharakter, als ein zu merklisch auszeichnender Fehler, wenn überhaupt Fehler; denn die möglichst helle Sinn- und Bildhaftigkeit eines Stiles wird zum Fehler nur durch ihren äußersten Widerspruch: das falsche Bildern, das ja aus dem Nichtsehen des Hingeschriebenen fließt. Manier dagegen mag man bei Lessing solche, nicht störende, Liebhabereien nennen wie die häufigen: 'schnurstracks', 'schlechterdings', man nenne mir'; und selbst zu diesen wird man nicht 'schlechte Manier' sagen, denn sie dienen keiner Eitelkeit, sondern sind unbewußte Schreibgewohnheit, wie sie jeder Schreiber hat.

Schlechte Manier ist nur die mit nicht reinkünstlerischer Absicht bewußt geübte Hätschelei gewisser künstlerisch wertloser Ausdrucksmittel. Wo die Kunst aufhört und die Eigenliebe beginnt, dafür gibt es keinen allgemeinen Gradmesser; der an den besten und den schlechtesten Schreibern geübte geschmackvolle Leser wird die Scheidegrenze wohl in jedem Falle finden. Keller hatte ein so feines Ohr für gewollte Manier, überhaupt für erkennbare Absicht, daß ihn schon der 'leise Gang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles' in C. F. Meyers Prosa störte.

Einzelne Lieblingswörter sind noch lange nicht schlechte Manier; sie werden es erst durch selbstgefällige Absichtlichkeit. Ciceros ewiges *esse videatur* am Schlusse der Sätze ist harmlose Angewöhnung, noch nicht verwerfliche Manier. Eichendorffs immer wiederkehrendes 'Rauschen' ist doch eher Stil, wenngleich kein besser, als Manier; und selbst Auerbachs ein bißchen häufiges 'taufrißch', das Mauthner in seiner 'Walpurga, der taufrischen Amme' so hübsch verspottete, ist höchstens ein winziger Leberfleck, kein Gesichterschneiden wie die Duzende lächerlicher Geckenmanierwörter einiger unsrer neusten Ritter vom Geiste der Andern. Treitschke hatte seine Lieblingswörter, z. B. Werdegang; doch wer kann dagegen etwas sagen? Bismarck gebrauchte gerne bequeme Nothbehelfe wie *rebus sic stantibus* (bei so bewandter Lage, vgl. S. 205), die Imponderabilien, angebrachtermaßen. Man mag auch dergleichen Manier nennen, aber wie harmlos ist sie. Gefiel Schillern eine gute Wendung, so gebrauchte er sie wohl zweimal; der Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung beginnt: *Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir . . .*, und im Wallenstein wird es wiederholt. Wer wird hier von Manier sprechen? Eher schon kann manches in Goethes Altersstil als unerfreuliche Manier gelten, und doch nicht im verwerflichen Sinne, denn es ist Goethen garnicht eingefallen, mit seinen immer wiederkehrenden Dingen 'anständig, bedeutend, heiter, und so fortan' etwas Besondres sagen zu wollen; es waren versteinerte Gewohnheiten.

Manier hingegen, nichts als Manier im schlimmsten Sinne, ist es, wenn Kerr statt 'etwa', um bedeutungsvoller zu scheinen, 'etwan' schreibt, — regelmäßig! Wenn er, um jemandes Ansicht herabzuwürdigen, nicht 'sagt er', sondern 'äußert er' schreibt, — regelmäßig! Wenn er irgendein gleichgültiges Wort bedächtig, wie mit einem Nachdruck gebenden Finger an der Nase, in Klammern wiederholt, — regelmäßig! Wenn er als Hauptmittel des Sichlustigmachens das Stottern benutzt: 'Die . . . Id . . . Idee des Werkes', — regelmäßig! Der stilgunde Leser schüttelt sich vor Widerwillen wie beim Anblick eines Unglücklichen, der am Zeitstanz leidet.

Lächerliche, ja Ubelkeit erregende Manier, durchweg Schmierensstil ist Hardens mittelhochdeutsches 'küren' statt 'wählen', gleichviel ob es sich um die Wahl eines Sultans von Marokko oder um Horaz am Hofe des Augustus handelt. Sein Gossudar statt Jar (niemals Kaiser!), sein ewiger Ring, sein Britenleu, kurz all sein Glieder verrennendes Gechnörkel.

Auf dem Grenzrain zwischen persönlichem Stil und bewusster Manier bewegt sich vieles bei Nietzsche. Manier großen Stils, um diese Gegensätze einmal zu vereinigen, ist sein Zarathustra; wer weiß aber, ob das nächste Geschlecht die Manier nicht deutlicher empfinden wird als den Stil. Manier ist sein 'Moralin, moralinsauer, moralinsfrei', in die er so rührend verliebt war; sie sind Manier von der schlimmeren Art: der nachgeahmten, denn sie sind eine Nachbildung von Lagardes 'judainfreiem Judentum'. Ähnlich steht es mit andern Lieblingswörtern Nietzsches: die meisten, vielleicht alle, hat er Andern nachgeschrieben (vgl. S. 113); selbst das Herdentier ist aus einer Stelle Schopenhauers entstanden über die Menschen, die am liebsten herdenweise einhergehen. Ebenso ist sein ewiges 'par excellence' Manier, eine wenig schöne, flache: das Lesen der Evangelien ist ihm ein *raffinement par excellence*, die Bibel das Priesterbuch *par excellence*, die Sünde die Selbstschändungsform des Menschen *par excellence*, Paulus ist der Jude, der ewige Jude *par excellence*. Alle Manier ist langweilig, und Nietzsches nicht kurzweilig.

Es gibt ein untrügliches Erkennungsmittel, ob Manier oder Stil: jede Manier läßt sich nachahmen, der Stil nicht. Berninis geziert grinsende Gesichter und verdrehte Leiber wurden im 17. und 18. Jahrhundert bis zum Ekel nachgeäfft; Phidias oder Michelangelo sind unnachahmbar. Die Meister der künstlerischen Parodie haben sich niemals an die Sprache des jungen Goethe gewagt; seine Altersprosa ist ziemlich oft bis zur Täuschung nachgeschmöckelt worden, z. B. von Pustfuchen, Wagnhagen, Schöll. Ja selbst der Stil mancher Altersverse hat sich als nachahmbar erwiesen; zum 28. August 1835 dichtete ein sonst unbekannter Stephan Schube dieses angeblich Goethische Gedicht von verblüffender 'Echtheit':

Wohl, ihr Kinder, bleibet so  
Treu in Wort und Tat verbunden,  
Und gedenkt beharrlich froh  
Manch erwünschter schöner Stunden.

Wirkt ihr klar-verständig fort,  
Jeder fest in seinem Kreise,  
Trennt uns weder Zeit noch Ort,  
Leben wir auf gleiche Weise.

Und ich seh in Folgekraft  
Ernten neue Saaten streuen,  
Und wie alles fördert, schafft,  
Schlingt sich's fort in heitern Reihen.

Also fühlt ich, heitern Blick  
Fernen Räumen hingegeben,

Mächtig, nie sich selbst genug,  
Dehnt der Geist die starken Schwingen  
Kegsam frei im weiten Flug,  
Immer Schöneres zu vollbringen.

Endlich wie der Sterne Heer  
Wird Erkenntnis gut sich mehren,  
Keiner fragen, streiten mehr,  
Wem das Beste mag gehören.

Wie zum großen Markt der Welt,  
Seh ich alle rüstig eilen.  
Bringen, forschen, was gefällt,  
Und ins Erbe froh sich teilen.

Über Sternen reinres Glück,  
Mit der Welt — ein selig Leben.

Wäre Schube nicht ein ehrlicher Mann gewesen, er hätte mit Fälschungen zu unredlichen Zwecken arge Verwirrung stiften können.

In Immermanns Münchhausen stehen allerlei hübsche Nachahmungen guter und schlechter Manieren zeitgenössischer Schriftsteller. Dabei war Immermann selbst nicht frei von Manier: z. B. machte er von der 'Blume unter Trümmern', einem seiner Lieblingsbilder, überhäufigen Gebrauch. — Sehr leicht ist Heine in seinem Mittelgut nachzuahmen: man lese z. B. Gumpenbergs köstliche Versuche im 'Deutschen Dichterrosi', einem für unsern Gegenstand lehrreichen Sammelbuch. Heines Versträuen in jeglicher Mischung, bis zu den vergiftenden eines Weibes, sind unter zehn Malen neunmal Manier.

Täuschend ähnlich ist Victor Hugo von Albert Sorel nachgeahmt worden; indessen das war nicht sonderlich schwer. — Die Franzosen behaupten, ihr prächtiger Lafontaine trotz der Nachahmung. Und doch hat auch er Manier, wenn man seine weit ausholenden Einleitungen und plaudernden Abschweifungen so nennen darf. Ob Tacitus mit seinem Quaderstil nachahmbar ist, müßte durch den Versuch eines seiner genauen Stilkenner erprobt werden.

\*

Zitirerei aus Eitelkeit, selbstgefällige oder gar nachäffende Manier, ungefühltes nachschwägendes hohles Gerede, Phrase genannt, sind Geschwister: ihrer aller Mutter heißt Unwahrhaftigkeit, ihr Vater ist der Dünkel. Dies ist die nüchterne Prosa über die drei Unholdinnen; der Dichter erzählt es anders und viel hübscher:

Die Lüge kam zur Wahrheit: Liebe Wahrheit, borge mir eine Maske. — Ich habe keine Maske, sprach die Wahrheit. — Die Lüge ging zur Täuschung und bat sie um ihre Maske. — Ich brauche sie selber, sagte die Täuschung. — Nun ging die Lüge ratlos zu ihrem Vater, dem Teufel, und flehte: Vater, verschaffe mir eine Maske, sonst kann ich nicht bestehen. — Gut, mein Kind, du sollst sie haben, sagte der Teufel, und erfand die Phrase. (Rosenegger in den Bergpredigten.)

Die Erfinderschaft des Teufels ist eine dichterische kleine Übertreibung, und das Wort Lüge ist ein bißchen zu grob für Phrase; denn es gibt unschuldige oder doch entschuld-bare Phrasen, die nur durch gedankenloses Nachsprechen entstehen, nicht aus trügerischer Absicht. Trotzdem ist es besser, in solchen Stilfragen, die ja zugleich Charakterfragen sind, zu grob als zu höflich zu sein, also mehr die Unwahrhaftigkeit als die Gedankenleere der Phrase hervorzuheben. Phrase stammt von einem anständigen griechischen Wort, das Ausdruck, Ausdrucksweise, auch Satz bedeutet, und hat seinen schlimmen Nebensinn dadurch bekommen, daß man den Satz als solchen, also das Aneinanderreihen von bloßen Wörtern, scharfer aufs Korn nahm. Phrase bedeutet also Wortmacherei und sollte einstweilen beibehalten werden, wie einige andre Fremdwörter für verwerfliche Dinge. Die Franzosen gebrauchen das Fremdwort seltner als wir, drücken sich meist sinnfälliger als wir aus: *se payer de mots* (sich mit Worten bezahlen).

Über die Macht der Phrase zu sprechen, ist überflüssig; vor ihr zu warnen, nutzlos. Sie könnte durch eine tiefere Stilbildung gemindert werden, nicht weil dann die Zahl

der absichtlichen Phrasenmacher abnahme, wohl aber weil die Leser feinhöriger gegen den hohlen Klang bloßer Worte würden.

Was Schopenhauer über die Phrase sagt, trifft nur die verhältnismäßig gutartige, die gedankenlose: 'Die Schreiberei der Alltagsköpfe ist wie mit Schablonen entworfen, besteht nämlich aus lauter fertigen Redensarten und Phrasen, wie sie eben im Schwange und Mode sind, und die sie hinsetzen, ohne selbst etwas dabei zu denken. Der überlegene Kopf macht jede Phrase [Satz] eigens für den gegenwärtigen Fall.' Was in diesem Buche über den ungefühlten Ausdruck, das Modewort, die Wortmacherei gesagt wurde, steht natürlich mit allem über die Phrase zu Sagemdem im engsten Zusammenhang; nicht minder gewisse Abschnitte über die Fremdwörterei. Der Leser sei auch hier erinnert, daß da, wo übermäßig mit Fremdwörtern geklappert wird, 'ein Hufeisen los' und die Phrase mitten unter ihnen ist.

Mehr als ein Wort ein Beispiel tut. Nur der Raum zieht hier die engen Schranken; eine, immer noch höchst unvollständig bleibende, Sammlung hohlen Phrasendrusches könnte in wenigen Wochen auf den Umfang dieses Buches gebracht werden. Eine Auswahl berühmter politischer Phrasen allein würde ein paar Bogen füllen. Eins der berühmtesten Aktenstücke darf hier nicht fehlen: die feige Phrasenmacherei des Berliner Stadthauptmanns Fürsten Hapfeld vom 21. Oktober 1806 nach der Schlacht bei Jena:

Nur festes Anschließen an Diejenigen, welche das mühselige Geschäft übernehmen, die von einer solchen Begebenheit unvermeidlichen Folgen zu mindern, so wie die mehr als jemals nötig gewordene Ordnung zu handhaben, kann die schrecklichsten Folgen abwenden, welche der mindeste Widerstand oder irgendein unruhiges Benehmen der Einwohner über die Hauptstadt verbreiten würde. — Ich ermahne Jeden (denn hoffentlich werde ich es nicht nötig haben zu befehlen), ruhig bei seinem Gewerbe zu bleiben, und alle Sorgen denjenigen zu überlassen, welche sich rastlos mit seinem Wohle beschäftigen werden (!). Ich verbiete durchaus alles Zusammenlaufen, alles Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Teilnehmen an denen so verschiedentlich einlaufenden Krieger-Gerüchten; denn ruhige Fassung ist dormalen unser Los, unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in untern Mauern vorgeht (!); dieses ist unser einzig höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen.

Schon vorher war der noch berühmtere Erlaß des Grafen Schulenburg angeschlagen worden, worin es hieß: 'Nekt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.'

Die an ausgedroschenem Phrasenkaff üppigste Zeit Deutschlands war das Jahr vom November 1918 ab: die Scham wird eine Musterlese verhindern. Man denke z. B. an die Duzende von 'flammenden Protesten', die nichts waren als bewegte Luft und Rascheln im hohlen Stroh, und an die blöden 'Veranferungen'.

Eine im Angesicht der Guillotine grauig klingende Phrase war zur französischen Schreckenszeit die von der *Liberté, Egalité, Fraternité* gewesen; das heuchlerische Geschwätz von der Brüderlichkeit wurde treffend übersetzerisch verhöhnt: 'Willst du nicht mein Bruder sein, schlag ich dir den Schädel ein.' Und wie anders als Phrase darf man Jules Favres großartig klingendes, innerlich hohles Wort vom 6. September 1870 nennen: 'Wir geben keinen Finger breit Erde, keinen Stein unsrer Festungen preis', geschrieben zu einer Zeit, als die deutschen Heere mehr als ein Drittel französischen Bodens besetzt und die zwei Hauptfestungen unrettbar umzingelt hielten.



## Neuntes Buch. Die Schönheit.

Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst. (Mörike.)

### Erster Abschnitt.

#### Schmuck.

Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
Schmückt sie auch den Garten. (Rückert.)

Die Wahrheit ist nackt am schönsten, und der Eindruck, den sie macht, um so tiefer, als ihr Ausdruck einfacher war. (Schopenhauer.)

Als Beispiel führt Schopenhauer die Stelle aus Hiob an: *Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe; geht auf wie eine Blume und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht.* Welche Deklamation über die Wichtigkeit des menschlichen Daseins, fragt Schopenhauer, wird wohl mehr Eindruck machen als Hiobs? Das Beispiel ist ausnehmend lehrreich: die Sätze aus Hiob sind ja nicht ganz nackt, es schmückt sie der kurze schöne Vergleich 'wie eine Blume' sie halten also die gute Mitte zwischen edler Einfachheit und edlem Schmuck. Und siehe da, ein noch kunstvollerer Dichter als der des Buches Hiob, Homer, schmückt seine Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Menschenlebens mit einem ähnlichen, nur ausgeführteren Vergleich;

Gleichwie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;  
Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andre wieder  
Treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlings Wärme.

Ein den Beiden nicht unverwandter dritter Dichter, der von ihnen so vieles gelernt zu haben bekannte, vom Hiob z. B. das Vorspiel zum Faust, Goethe, hat dem Daseinsjammer des Erdengeschlechtes den einzigen Trost entgegenzusetzen gewagt: *Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.*

Alle drei Dichtungstellen sind schön, niemand zweifelt daran; sie mögen uns helfen, das Geheimnis des geschmückten, ja des schönen Stiles überhaupt zu lüften. Die Schönheit kann nicht nur von einer Art sein, denn jene drei weltberühmte Stücke sind von sehr verschiedener Schönheit. Die nackteste ist Goethes: nicht ein einziges Beiwort, kein sonderlich poetischer Ausdruck, nicht einmal eine nur der Dichtung eigne Wortstellung. Das Ganze könnte, wie so oft bei Goethe, ungebrosen gedruckt sein und für edelste Prosa gelten, und es ist zugleich erhabene Poesie, an Tiefe und Wohlklang selbst von wenigen Goethischen Versen übertroffen. Bescheidener Schmuck höht die Worte Hiobs auf: ein volles Bild prägt sich uns in Homers Versen ein.

So wissen wir nun: ein ganz schmuckloser Stil kann so schön, ja noch schöner sein als der geschmückte; denn als höchsten Schmuck trägt er den Adel des Wortes, des Satzes, des Aufbaues, dazu das reiche Innenleben. Durchzittert ihn gar die herzbezwingende Musik, so vermissen wir keinen noch so reichen Außenschmuck; ja wir würden ihn für ein Juwel, daher für stilwidrig halten. Jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen' (Schopenhauer).

Der Leser, der die Erklärung des besten Stils als des zweckmäßigsten für richtig hält, bedarf keiner andern zur Erklärung des schönen Stils; „ästhetische“ Allgemeinheiten können ihm erspart bleiben. Er ist durch zahlreiche Beispiele in den vorangehenden Abschnitten belehrt worden, was schlechter, was schlechtester Stil ist; Beispiele mehr als Worte sollen auch die Lehre vom schönen Stil bilden. Sehr viele dürfen es nicht sein, denn wo wäre bei unsrer trotz alledem herrlichen Prosa der Besten ein Ende? — Als Ergänzung diene der Abschnitt Klassische Prosa (S. 527).

Man lese diese Stelle aus Kellers Tanzlegendchen, lese sie den Liebsten oder sich selber laut vor:

Als nun der nächste Festtag im Himmel gefeiert wurde, und die Musen wieder ihren Dienst taten, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftiglich ihren Gesang, der bald gar mächtig anschwellte. Aber in diesen Räumen klang er so häßlich, ja fast töpzig und rauh und dabei so sehnuchtschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleib und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach. Ein unendliches Seufzen rauschte durch die Himmel.

Es gibt nicht viele schönere Stellen in unsrer Dichterprosa. Man scheut sich, den Reiz zu zergliedern, den dieses aus Seelenfülle, Wildlichkeit, Wortzauber, Sagemusik, aus allen im Verein, gewirkte Meisterstück auf jeden Leser mit gleichgestimmtem Empfinden übt. Nicht der letzte Reiz besteht in dem entzückenden Schweben zwischen gebundener und ungebundener Rede, das Nietzsche so schön bezeichnete: „Der Takt eines guten Prosaisers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.“ Niemals? Ein bescheidenes, sich nicht zu weit vorwagendes Hinüberschweben schadet nichts; der Künstler kennt die Grenze und achtet sie noch im Überschreiten.

Kein bekannter Dichter, aber ein dichterisch empfindender feiner Prosameister hat den Nachruf „An mein Volk auf Kaiser Friedrich verfaßt, der mit Wilhelms des Zweiten Unterchrift im Juni 1888 erschien und worin es hieß:

Der Tugenden, die ihn schmückten, der Siege, die er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, solange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären.

Dies sollte nicht Dichtung sein, ist es nicht, wirkt aber gleich ihr, auch durch den Tonfall des Satzes.

Aber welche Opfer auch von dem Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. (Aus dem von dem jüngeren Hippel verfaßten Aufrufe Friedrich Wilhelms 3. An mein Volk, vom März 1813.)

Viele Tausende kennen diese Worte auswendig wie ein sich durch den Vers einprägendes schönes Gedicht.

Ich werde das Schwingen, Klingen und Singen dieser Morgenröte deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Anfang eines neuen jungen Lebens nimmer vergessen. Das waren Tage, ja das waren herrliche Tage; die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang durch alle Herzen, sie klang und sang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Rathgeber. Der Stäuberstaub der Gelerksamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht, und der goldene Blütenstaub des frühlichen Maientages der Hoffnungen und des Gemüthes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte. (E. M. Arndt.)

Auch dieser schwungvollen Stelle wird keiner die Schönheit abstreiten; doch ist sie von wesentlich andrer Art als die der drei ersten. Den herrlichen deutschen Völkerfrühling von 1813 galt es rückschauend zu schildern: dazu bedurfte es jedes guten Stilmittels, und eines dieser guten heißt Schmuck. Wiederholung klingender Worte, Bilderreichtum, prangende Beiwörter — nichts verschmäht der schlichte, tüchtige Arndt; doch in nichts vergriß er sich über das Maß des diesmal Erlaubten, ja Gebotenen. Warum stört uns der reiche Schmuck nicht? Warum fällt es uns nicht ein, das Schwingen, Klingen und Singen für Klingklang; die Morgenröte deutscher Freiheit, den Sturmwind des Tages, den goldenen Blütenstaub des frühlichen Maientages, den leuchtenden Anfang eines jungen neuen Lebens für Wortmacherei, Phrasen, Schwulst zu halten? Weil der Stoff



einer der allergrößten ist, einer von jenen, die den allergrößten Stil fordern; weil er von solcher Lebensfülle, solchem Sonnenglanze ist, daß ihm einzig durch Fülle und Glanz, wenn überhaupt, Genüge werden kann. Ein nur um wenige Grade geringerer Stoff, und der herrliche Schmuck würde zum wertlosen Behang, zum Plunder.

Die drei ersten Stellen wetteifern mit der vierten an Schönheit, sind jedoch schlichter, schmuckärmer. Braucht dem Leser noch gesagt zu werden, warum sie es sind, es sein sollten und mußten? Es bestätigt sich an allen vier das Wort Schillers:

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem glücklichen Verhältnisse zwischen äußerer Freiheit und innerer Notwendigkeit enthalten ist. (Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen.)

Befremden könnte in Schillers Abhandlung ein späterer Satz, worin er die schöne Form in Schriften für die Jugend über wissenschaftliche Materien verwirft. Bei näherer Prüfung ergibt sich, daß er unter ‚schöner Form‘ hier nur die blühende, schmuckreiche Sprache versteht, also etwas für diesen Zweck Überflüssiges. Das Wesen der Schönheit erklärt er daselbst als ‚höchste innere Notwendigkeit‘; Hebbel fast wörtlich ebenso: Form ist Ausdruck der Notwendigkeit. Damit wird unsre Frage nach der Angemessenheit des Schmuckes beantwortet: Er ist am Platze, wo er notwendig ist, und nur da ist er am Platze. Die sogenannte ‚schöne Sprache‘, die man oft an einem sonst wertlosen Schreiber rühmend hört, ist verdächtig: es gibt für den guten Stil keine bloß schöne Sprache, es gibt nur eine vollkommen angemessene Sprache. Diese ist schön, wenn sie nicht bloß äußere, sondern innere Form ist, Einklang von Stoff und Ausdruck. Wo die schöne Sprache nichts weiter ist als Schmucksprache, da wissen wir, was sie wert ist. Saphir schreibt — wenn er nicht albern witzelt, was bei ihm die Regel ist — das fadeeste Zeug in blühender, geschmückter Brillantenprosa. Wer über Saphirs Schmuckprosa urteilt, darf in Saphirs wortspielendem Stil sagen: Schmockprosa.

Der Himmel bewahre uns vor der bloß schönen Sprache. Schmücke dein Heim, schmücke dich selbst, schmücke dein Weib, dein Kind, alles natürlich mit Geschmack; aber schmücke nicht deine Sprache, es sei denn, daß deine Gedanken des Schmuckes wert sind. Nur das Festgewand verträgt Schmuck. Die alten Römer, ein Rednervolk, hatten Freude am Schmuck der Rede, am *sermo ornatus*, an der *amplificatio*, und Cicero schwelgte darin. Selbst der nüchterne Quintilian zieht von den zwei Übeln, dem allzu blumigen und dem allzu trocknen Stil, das erste vor, denn: *Facile remedium est ubertatis; steriliu nullo labore vincuntur* (Gegen die Uppigkeit gibt es ein leichtes Mittel, Trockenheit wird durch keine Mühe besiegt). Ich meine, das Ergänzen des Fehlenden ist für den Leser nicht so widrig wie das Wegschneiden des Überflüssigen, vorausgesetzt daß die Sterilität nicht sogar das Notwendige weggelassen hat. Richtiger ist der Grund, den Tacitus für die Zweckmäßigkeit einigen Schmuckes gibt: auch der Leib des Menschen bestehe nicht bloß aus Adern und Knochen, sondern aus Lebensblut. Gegen den Schynuck, der pulsendes Leben ist, wird niemand etwas haben; sonst aber weg mit jedem Schmuck nur des Schmuckes wegen! Die blühenden Schreiber, die selbst von Flößen oder Druckfehlern erhaben singen (vgl. S. 397), die Sulzer, Ramler, Schöll, Bernays usw., sind Stilvererber. Klopstock ist untergegangen an dem Mißverhältnis zwischen Gehalt und Schmuck. Man lese z. B. seine Verse über die Genesung:

Hätt' ich deinen sanften Gang nicht vernommen,  
Nicht deiner Lispel Stimme gehört,  
So hätt' auf des Liegenden kalter Stirn  
Gestanden mit dem eisernen Fuße der Tod.

Welch eine schöne Sprache! Aber was steht in den Versen? Nicht mehr als: Wär' ich nicht gesund geworden, so wär' ich gestorben, und dieser Gedanke heischte wahrlich keinen Schmuck. Am Übermaß des Schmuckes, an der allzu schönen, aber flauen, nicht eigenwüchsigen Sprache find Alexander von Humboldts Ansichten der Natur untergegangen. Überflüssiger Schmuck hat denselben Grund wie jede andre Stilunwahrhaftigkeit, wie

3. B. die Gelehrttuerei mit Fremdwörtern: der Schreiber ist sich des Mangels an Ewigkeitswerten bewußt und sucht ihn durch Blender zum Reichtum zu machen. Bettelspracht in beiden Fällen. Oft erschrecke ich über die Gleichheit der Auffassungen vom Stil in den ältesten und den neuesten Zeiten. Da hatte ein von mir scharf getadelter schlechtschreibender germanistischer Welscher mir munter unterlegend, nicht auslegend nachgesagt: mein 'eigentliches Ideal bleiben die farblosen Korrektheiten', und wenige Tage drauf stieß ich im Quintilian auf dessen Abwehr der gleichen Verlogenheit eines antiken Brillantenschmucks: *Nemo ex corruptis dicat me inimicum esse culte dicentibus* (Nenne mich doch kein Lateinverderber einen Feind gepflegter Sprache).

\*

Die Wahl zwischen Schmuck und Trockenheit hängt nicht von willkürlicher Geschmacks-laune ab, sondern wird geleitet durch das Grundgesetz des Stils: höchste Zweckmäßigkeit. Schmuck an der richtigen Stelle steigert den Eindruck, er vermindert ihn an der falschen; und die äußerste Trockenheit kann da, wo sie hingehört, als Notwendigkeit wirken, wogegen jeder Schmuck von Übel ist. Wie trocken klingt der Schluß der Emser Depesche (S. 322); aber wie mächtig, wie furchtbar hat er nach dem Willen des Verfassers gewirkt! Wie blumig geschmückt war die Depesche Napoleons 3. an seine Kaiserin über die zu Tränen rührende Feuertaufe' des Prinzen Louis in der sogenannten Schlacht bei Saarbrücken, und wie kläglich hat sie sogar auf die Franzosen gewirkt!

Winckelmann, sonst kein Schmuckschreiber, streut alles, was ihm an schmückenden Stilmitteln zueigen, über die Schilderungen der Göttergestalten in den römischen Sammlungen aus; denn sie haben ihn berauscht, und er schreibt im seligen Rausche, z. B. über den Apoll vom Belvedere, wie auf S. 149 steht. Hier ist schöne Sprache, in ihrer Art so schön wie der Gegenstand, und so soll es sein.

Bismarck an seine Frau:

Ich habe dich geheiratet, um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Wände nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatischen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert, nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für Andere zu haben, und ich will dein Kaminchen hegen und pflegen und Holz zulegen und pusten und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde; denn es gibt nichts, was mir nächst Gottes Barmherzigkeit teurer, lieber und notwendiger ist als deine Liebe.

Hier ist weniger Schmuck, doch grade soviel, wie dieses vollendete Stück zärtlicher Herzenspoesie fordert.

Es gibt Prosa ohne die Spur von Schmuck und doch von untadliger Schönheit. Schön ist die ehern starre Sprache des Mathematikers Euklid; schön die Sprache von Lehrsätzen wie: Zwischen zwei Punkten ist die grade Linie die kürzeste, — Wenn jede von zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie einander gleich. Häßlich dagegen: Eine vollständige Totalität ist identisch mit der synthetisierenden Summe aller ihrer integrierenden individuellen Komponenten (Sprache eines großen Teiles der deutschen Wissenschaft).

Reinheit ist schön; schlichte, klare, knappe, bestimmte Sprache ist schön. Ein schöner Schmuck ist endlich noch die Flüssigkeit des Stils. Sie ist nicht Dünn- noch Dickflüssigkeit, sondern einfach Flüssigkeit: der Leser soll ohne größere Mühe vorwärts dringen, als die Gedankenschwere des Gegenstandes fordert. 'Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mitteilen', heißt es bei Nietzsche, der sich wohl an Heines Urteil über Jean Paul erinnerte: 'Statt Gedanken gibt er uns eigentlich sein Denken selbst.' Wenn es nur das wäre! Viele aber belasten ihre Gedanken mit gelehrt oder geistreich sein sollendem Schmuck, wälzen dem Leser aus Eitelkeit Knubben und Stubben in den Weg, zwingen ihn zu nutzlosem Abschweifen der Gedanken, hassen ihm unenträtfelbare Andeutungen auf, schmücken ihren Stil mit präziösem Schnörkelwerk, — kurz sie machen dem Leser die Arbeit schwerer, als nötig. Der Schreiber hat die Pflicht und Schuldigkeit, sich Mühe zu geben, um sie dem Leser zu ersparen. In der Vorrede zu seinem bedeutsamen, schweren Werke 'Die Lebensanschauungen der großen Denker' schreibt Eucken vortrefflich: 'Ein Buch, welches sich mit den tiefsten Problemen

des Menschenlebens befaßt, läßt sich nicht ohne alle eigene Arbeit aufnehmen; aber wir haben mit größtem Eifer gestrebt, diese Arbeit nicht unnütz zu vermehren.‘ Nur das Nachdenken der Gedanken des Schreibers soll dem Leser Mühe machen, nicht die Elendigkeit seines Stils oder gar die Unkenntnis der Sprachgesetze. Der beste Schreiber ist der, von dem man jeden Satz zwei und mehrmal liest; aber um sich an der innern und äußern Schönheit zu erfreuen, nicht um seinen verrenkten und verhedderten Satzbau zu entwirren. Jede Maschine, deren Reibung außer Verhältnis zum Nutzwerte steht, ist unbrauchbar.

\*

Die meisten griechischen und römischen Schriftsteller über Stil widmen den größten Teil ihrer Werke dem Erzählen und Betrachten der sogenannten Figuren. Eine besonders reiche Unterart ist der Tropus, von Cicero Wortvertauschung genannt (*immutatio verborum*). In fast allen deutschen Stillehren spielen die Figuren und Tropen noch immer eine ungehörlich, ja gefährlich große Rolle: der Umfang des an sie verschwendeten Raumes erzeugt leicht den Wahnglauben, daß man sie alle genau kennen müsse, um einen guten Stil zu schreiben; vielleicht gar den, daß einen guten Stil schreibe, wer sie genau kenne. Wie ich über den Wert der gelehrthuenden Rederei von den Figuren und Tropen denke, steht in der Einleitung; sie gehören in keine lebendige Stillehre, sondern nur in eine Geschichte des Stils, streng genommen nur in eine Geschichte der Stillehre. Das Schönste an ihnen sind die Namen, zumal die großartig klingenden griechischen. Quintilian dachte geringschätzig von solcher Wörtergelehrsamkeit: *Neque enim me movent nomina illa quae fingere utique Graecis promptissimum est* (Mich lassen jene Benennungen kalt, in deren Erfindung die Griechen so ausnehmend behende sind). Indessen auch der nichtgelehrte Leser soll wenigstens durch einige Proben erfahren, was hinter den großartig klingenden Benamungen allbekannter, von jedem Schreiber unabsichtlich geübter Redeformen steckt.

Und sammelt in reinlich geglätteten Schrein Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein. Dergleichen heißt Metonymie (Namentausch), denn Wolle und Lein stehen für wollene und leinene Gewänder.

Als Saphir schrieb: Ich habe diese Liebe gepflegt und großgezogen, wie eine Mutter ihr einziges Kind, verübte er eine Prosopopöia (Umwandlung von Dingen und Begriffen in menschliche Personen, — Verpersönlichung). Der großartige Saphir, der gar nicht ahnte, wie großartig er war!

Windthorst war ein Schlaufuchs: dem so schreibenden Zeitungsmann ist eine Metaphora oder Metapher geglückt. — Der Metapher, der Bilderei, soll allein unter allen Figuren weiterhin eine genauere Betrachtung zuteil werden.

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ ist eine Periphrase; „Dahin! dahin!“ möchte ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn“ eine *Repetitio* (Wiederholung).

Die gelehrteste Kenntnis aller Figuren und Tropen fördert den Schreiber nicht um einen Schritt auf dem Wege zum guten Stil. Wer sie mit Bewußtsein, wohl gar mit Absicht anwendet, ist nur ein Stümper, kann es aber noch zum präziösen Gecken bringen. Cicero hat oft mit Lieblingsfiguren gefährliches Spiel getrieben, und Vergil hat alle Figuren Homers nachgeahmt: die meisten Römer, vollends ihre Affen, die Humanisten, haben dergleichen gesammelt, studiert, bewundert, nachgedrechselt; heute lächeln oder lachen wir darüber. In Bismarcks Reden und Briefen, ja selbst in seinen Noten, begegnen uns alle wirkliche Figuren und Tropen der Alten, selbstverständlich ohne die geringste Absicht. Jeder spricht sie, jeder schreibt sie, fast jeder ohne eine Ahnung von der gelehrten Bezeichnung, und so ist's recht. Grade die Absicht zerstört in diesem Falle die Kunst, der Mißbrauch gar wirkt albern: dies ist der Grund, warum man die lateinischen Schriften der meisten Humanisten nicht mehr lesen kann. *Figurae sicut ornant orationem opportune positae, ita ineptissimae sunt, cum immodice petuntur* (Wie die zweckmäßig angebrachten Figuren den Stil schmücken, so sind sie höchst läppisch, wenn man sie im Übermaß erstrebt (Quintilian). — Leider fehlt bei ihm die gänzliche Verwerfung der absichtlichen Figur, und doch wird selbst die beste durch die erkennbare Absicht in ihrem Werte vermindert.

## Zweiter Abschnitt.

## Bild.

Der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib, und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. (Lessing.)

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. (Goethe.)

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären. (Goethe.)

In seiner Novelle Die Gemälde läßt Tieck einen Philister sprechen: Das Morgenrot streut Rosen. Gibt es etwas Dümmeres? Die Sonne taucht in das Meer. Fragen! Der Wein glüht purpurn. Narrenpoßsen. Der Morgen erwacht. Es gibt keinen Morgen; wie kann er schlafen? Der Spott ist berechtigt; wer jedes Bild verwirft, weiß nicht, was Schreiben, was Stil ist. Er weiß nicht einmal, was die Sprache ist: der mit der Zeit abgeblaßte, doch immer noch farbige Bildabglanz des Lebens. Dem nüchternsten Stoffel wäre es unmöglich, ganz unbildlich zu sprechen; er dürfte nicht fragen: Wie geht es Ihnen?, denn ein Zustand geht nicht; nicht sagen: Guten Morgen! denn der Morgen ist weder gut noch schlecht. Es gibt keine Sprache ohne Bilder; die scheinbar unsinnlichsten Wörter sind genau betrachtet höchst sinnhaft: begreifen, fassen, unterbrechen, sich einbilden, sich einprägen, erblicken, mittheilen, einfallen, auffallen, ausdrücken, Zweck (Nagel, Mittelpunkt der Zielscheibe). Alle Begriffswörter waren ursprünglich zum Betasten, zum Begreifen. Die abschließliche Bilderei im Stil ist das Streben zu noch größerer Sinnlichkeit des Ausdrucks.

Die klassischen Sprachen waren gewiß ursprünglich ebenso bildreich wie die deutsche, nur erkennen wir nicht mehr alle ihre Sinnenbilder. Das Griechische προσκυνεῖν (anhündeln) für verehren, grüßen; ihr βοστροπηδόν schreiben (wie der pflügende Ochse); lateinisches abundare (wörtlich: überquellen), suo Marte, aequo Marte (mit seinem, mit gleichem Glück, eigentlich: mit seinem, mit gleichem Mars), candidatus (der Weißgewandete), callidus (schlau, eigentlich mit Schwielen an den Händen) sind ein paar von mehr als tausend Beispielen.

Französische und englische Bildwendungen dürfen fehlen: der dieser Sprachen kundige Leser kennt Hunderte. Die bildreichste unter den landläufigen fremden Sprachen ist nach meiner Kenntnis die spanische; Sancho Panza spricht bildlicher als der mit ihm um die Wette laufende Goethe. Was sagt man zu folgendem Beispiel? Ein kleines spanisches Mädchen fragt eine Freundin: Welchen Sohn hast du mir aus der Taufe gehoben? und meint: Was hast du mir zu Gefallen getan?

Uns Deutschen erscheint das Deutsche als die bildlichste aller Sprachen, und wir wollen dies als unbeweisbar oder unbestreitbar gelten lassen. Hermann Schrader konnte ein Schriftchen abfassen: Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und (bildlichen) Redensarten. Wieviele mag es für Prügel geben? Ungebrannte Asche zu schmecken oder Jackenfett kriegen, Du kriegst was aus der Armenkasse, Laß deine Knochen numerieren! Laß dich zusammenfegen! sind ein paar Proben von vielen Dutzenden. Kaum minder bildreich ist oder war das Deutsche fürs Gehentwerden: z. B. er lernt das Fliegen, guckt durch einen Ring, stirbt am Hanf, macht Hochzeit mit Jungfer Hänfin, geht mit den vier Winden zu Tanze. Wieviele bildhafte Umschreibungen gibt es für den Teufel, das Betrügen (vgl. unter düpiieren in E. Engels Entwelschung), das Stehlen! Für gar friedliche Dinge schöpft das Deutsche seine Bilder mit Vorliebe aus dem Kriegesleben: Aufs Korn nehmen, in Harnisch geraten, etwas aus dem Stegreif sagen, im Schilde führen, eine Lanze für jemand einlegen, die Flinte ins Korn werfen, vom Leder ziehen, Spießruten laufen usw. Sehr belehrend ist der Aufsatz Die Blumen des Zeitungsstils in Kürnbergers Herzenssachen; da findet man all die Bilderpracht beisammen, vom Hinwerfen des Fehdehandschuhs übers Verdienen der Sporen bis zum Insegesichtschleudern und Indenkottreten. Man kämpft nicht nutzlos, sondern gegen Windmühlen; man wirkt nicht mit, sondern wirft sein Gewicht in die Waagschale oder legt bei

andrer Gelegenheit sein Wort auf die Goldwaage; sagt nicht: Das ist mir denn doch zu toll, sondern: Das geht mir über die Hutschnur. Man hat nicht Angst, sondern läßt sein Herz in die Hosen fallen; wehrt nicht ab: Genug davon!, sondern: Schwamm drüber; fragt nicht: Wovon soll ich leben? sondern: Wovon soll der Schornstein rauchen?

Alles dies und tausendmal, zehntausendmal soviel ist fester Sprachbestand, ist niemand's und jedermann's Eigentum. Ein Sprachforscher nannte die Sprache: 'ein Herbarium verwelkter Metaphern'. Die Sprache, die für uns dichtet und denkt, bildet auch für uns, und kein noch so sprachgewaltiger Schreiber kann mit ihrer Bilderpracht wetteifern. Die Stilkunst hat es überwiegend zu tun mit den bewußten bildlichen Neuschöpfungen; doch auch hier ist ihre Aufgabe weit mehr die einer Abmahnerin vom Schlechten als einer Lehrerin des Guten. Die Kunst, ein guter Maler in Worten zu werden, ist unlehrbar. Jede Stillehre muß sich bescheiden, durch abschreckende Beispiele vor den ärgsten Verzeichnungen zu warnen und als allgemeine Regeln nur diese zwei aufzustellen: Wer kein Meister im Bildern ist, der bilde sparsam! — Wie du zu bildern angefangen, so sollst du zu bildern aufhören!

Je weniger Bilder, desto weniger schief und krumme Bilder. Lieber ein bißchen farblos, aber vernünftig, als bunt wie eine Narrenjacke; lieber gar nicht gebildet, wo man kein Innenbild geschaut hat, als ungeschaute Bilder aus dem Tintenfaß herausgestippt. Wehe dem Bildnerstil des Ewigabstrakten: der Eindruck ist im Geistigen so widerwärtig wie im Straßenleben der Anblick eines Betrunknen. Wenn das innere Sehen beim Schreiben nun einmal versagt ward, der bildere nicht über das Maß dessen hinaus, was ihm die Muttersprache ungebeten und für ihn ausreichend spendet. Was darüber, ist vom Übel, denn es ist die Todsünde des Stils: die Stillüge. In seiner überstrengen Kritik von Bürgers Gedichten tadelt Schiller mit Recht die an so vielen Stellen, selbst in den besten Stücken, vermifste Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, . . . ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild. Als lehrreichstes Beispiel führt er die Strophe in den 'Beiden Liebenden' an:

Im Denken ist sie Pallas ganz  
Und Juno ganz an edelm Gange,  
Terpsichore beim Freudentanz,  
Euterpe neidet sie im Gange:

Ihr weicht Aglaja, wann sie lacht,  
Melpomene bei sanfter Klage,  
Die Wollust ist sie in der Nacht,  
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Er knüpft an diese Bilderpracht, zur Beschreibung eines hübschen deutschen Schätzchens, die für Bürger niedererschmetternde, von dem Urteil der Nachwelt bestätigte Bemerkung:

Es kann nicht fehlen, daß dieser sippige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinne, den nie der Reichtum, sondern die weise Ökonomie befriedigt.

Noch eins gehört zum künstlerischen Bilderstil: das Bild selbst muß uns von seiner Notwendigkeit überzeugen. Wir müssen bei seinem Aufsteigen fühlen: dies war mit unbildlicher Sprache gar nicht oder nicht so wirksam zu gestalten. Rundweg verlangt Quintilian von der *Translatio* (Übertragung) — seinem gutlateinischen Wort für das ihm entbehrliche griechische Fremdwort *Metaphoru* —, sie müsse *plus valere eo, quod expellit* (stärker sein, als was sie verdrängt). Man kann das Grundgesetz aller Bilderei nicht schärfer und nicht knapper ausdrücken; es deckt sich mit dem Grundgesetz des kleinsten Kunstmittels (S. 383).

\*

Für eine Literatur ist es allemal ein schlimmes Zeichen, wenn sie übermäßig bildert: j schwaches Empfinden und Ohnmacht des Ausdrucks verstecken sich am liebsten unter krausem Glittertram. Im 17. Jahrhundert wurde bei uns bis zum Übelwerden Bilderei mit allen nur erdenklichem Außenwerk getrieben. So dichtete z. B. der fürchterliche Zuckerbäcker Hofmannswaldau:



Nektar und Zucker und saftiger Zimmet,  
Perltau, Honig und Jupiterslast —  
Heinrich Mühlpfordt schäuferte:

Schmeckt mehr bitter als süße  
Gegen den Nektar der zuckernen Rüsse.

Sie zog den schwarzen Flor von ihren Rosenwangen,  
So kommt die Sonn' hervor im Purpurglanz gegangen.  
Das Haar flog ferkterlos und flochte gleichsam Ringe,  
An denen ein Türkis, Rubin und Demant hing.

Doch schon damals setzte der Widerspruch ein; Bernicke spottete:

In jedem Abschnitt hört man klingen  
Schnee, Marmor, Alabast, Mäus, Bism und Zibeth,  
Samt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröt',  
Die sich im Unverstand verschanzen  
Und in geschlossener Reihe tanzen.  
Zwar leß' ich selten sie von Anfang bis aus End,  
Doch klopft ich lachend in die Häud'  
Und denk', es sind nicht schlechte Sachen,  
Aus Schell'n ein Glockenspiel zu machen.

Es fehlte am vollen Glockenspiel der Anschauung und Empfindung: drum eben klingelte man mit den Schellen der Bilderchen. Nicht bloß in Deutschland; Frankreich war damit vorangegangen. Der große Malherbe, der nichtdichterische Regelschmied der französischen Dichtung, hatte anhöndelnd gebildet: *Prends ta foudre, Louis, et va comme un lion!* (Nimm, Ludwig, deinen Blitz und schreite wie ein Leu!), und die klassische Literatur der Franzosen strotzt von ähnlichem Bilderschwulst.

Wie unsre Jungdeutschen geistreichelnd bilderten, wurde schon an einigen Beispielen gezeigt, z. B. für Mundt (S. 426). Selbst Börne gerät ins wilde Bildern, so oft er gerührt wird; hin und wieder denkt man gradezu an Saphir, dem er übrigens teilweise als Vorbild gedient hat:

Der Frühling des Jahres 1763 brachte nicht nur sich selbst, sondern auch einen Frühling der Poesie mit zur Erde. Er stellte bei seinem ersten Erscheinen die Wiege Jean Pauls in die Welt, um an sie seine eigene Unsterblichkeit anzuknüpfen.

(in der berühmten Gedenkrede auf Jean Paul). Allerdings ganz im Stil; Jean Paul selbst hatte ähnlich gebildet z. B.:

Die Verche, die über römischen Ruinen gerade so singt wie über deutschen Feldern, ist die Taube, die uns mit ihrem bekannten Gesang den Olivenzweig aus dem Vaterlande bringt.

Einen gefährlichen Gang zur Bilderei haben manche österreichische Dichter, so Lenau, Grün, Hammerling. Lenaus Verche, die an ihren bunten Liedern in die Luft klettert; die Verchen als Singraketen, die der Lenz in die Luft schleudert; die vom Lenz an Leuchtern von Smaragd im Frühlingsdom angezündeten Rosen: jedes einzelne Bild läßt sich verteidigen, aber so dicht gedrängt wie bei Lenau wirken sie ein wenig schwülstig oder flimmerig.

Betty Paoli bilderte folgenden wohlklingenden Riesenunsinn:

So wird fortan in allen künft'gen Tagen  
Hoch über allem Schmerz und aller Lust  
Dein Bild als ew'ge Pyramide ragen  
In der Sahara meiner tiefsten Brust.

Unsre Jüngstdeutschen waren und sind groß im Bildern, sie sind die eigentlichen Überbilderer. Lessing hatte uns alle, auch sie, gelehrt, daß Dichten und Malen zweierlei; aber was ging sie der alte Lessing an? C. Alberti: *Zwei Kreidefelsen starrten seine Wangen*. — Hermann Conradi: *Es war Nacht. Die Sonne war tot. Die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihres Wolkenscrails herum . . . Er schweigt entweder mit schwarzgrauer Verachtung überhaupt, oder er wirft einige lilasrotgrüne Bemerkungen mit apodiktischer Sicherheit dazwischen*. — Bleibtreu dichtete von 'ihrer Lippen Erdbeerblüte' aus der Tiefe seines Gemütes: er hatte vor lauter Dichten nie eine Erdbeere blühen sehen. Er hatte die einfachsten Dinge nicht gesehn, von denen er als schwungvoller Schlachtendichter schrieb: er läßt Napoleon auf einem Tier reiten,

das es nie gegeben: einen fahlen Schimmel, läßt ihn reitend die Landkarte vor sich auf des Pferdes Croupe ausbreiten, läßt die Säbelscheide gegen des Pferdes Bug schlagen: offenbar hatte Bleibtreu, der dichtende Überfeldherr, nie im Leben auf einem Gaul gefessen. Aber stört das einen Dichter, der „auf den Trümmern individueller Emotionen seine unsterblichen Gebäude errichtet“?

Hermann Bahr braucht für seine Bilderpracht eine besondere Anatomie:

Das freche ausgelassene Näschen, das mit dem Gesichte nicht gleichen Schritt halten wollte, sondern eigensinnig, launisch, seine eigenen Pfade seitwärts trabte.

Gott ist groß, sagt der Araber, und sein Erbarmen kennt keine Grenzen.

Einer von den noch nicht zur Berühmtheit Bahrs durchgedrungenen allerjüngsten Bildzauberern übt sich in Handzeichnungen wie dieser:

Wie wenige von diesen Mitleidsaposteln sind über die selbsttischen Tiraden von Augenblicksstimnungen hinausgekommen, in denen sie gleichwohl unbewußt wie Zaunkönige auf dem Nacken der Niobe Volkseelen hockten.

Zur Zeit ist der unübertroffene Meister dieser Bilderkunst Otto Gysä. Schreibern, deren Stil an der Bilderei krankt, ist dringend zu raten, sich durch das Lesen seiner Bücher für immer zu heilen. Was leistet z. B. eine Stille alles bei Gysä:

In dem langen Korridor war eine verschwiegene Stille . . . Eine dumpfe tausende Stille ließ die Türen geräuschlos aufspringen, schwang sich über die schlafenden Löwentöpfe des Treppengeländers und schlürfte die Treppen hinauf . . ., troch über des Kaufmanns krummen Rücken. Vor des Jungen Stube ging sie weiter und vor der letzten Tür kehrte sie um . . . Die Stille schwoh mit einem Mal hoch auf. Die beiden Männer schwiegen eine Weile noch eindringlich und laut, wie Männer schweigen.

Denen, die Gysä trotz der warmen Empfehlung nicht lesen werden, seien noch ein paar fast ebenso schöne Bilder dargeboten:

Die Frage blieb ungemütlich in der kalten Korridorluft hängen . . . Die Gänseleber legte eine milde Melancholie über die Gesichter der Gäste, und die silbernen Gabeln klirrten wehmütig auf den Tellern . . . Die Stimme des Geistlichen, die vorhin wie in schweren Mänteln gegangen war, kam ins Laufen und Klettern, hastete eilends der Höhe zu und schwang sich mit einer letzten Anstrengung auf den Gipfel. Dort holte sie tief Atem und blies mit Posaunen in das Tal hinunter.

Gysä ist in den Panzer der Vollkommenheit hineingewachsen, rühmte mit beinahe gleicher Bildnerkunst ein Besprecher seiner Werke. Dabei ist nichts leichter, als diese gepanzerte Vollkommenheit im Stil nachzuahmen, ja zu überbieten; ist er doch selbst nur nachgeahmte, langweilige Manier für jeden, der die Vorgänger kennt: einige französische Symbolisten der Neunziger Jahre. Wie Spreu verfliegt das alles vor dem einen Bildwerke unsers Matthias Claudius: Der Wald steht schwarz und schweiget.

\*

Das echte Bild ist das vom Schreiber deutlich gesehene; das unechte das mit der Feder auf dem Papier zur Anfertigung des „poetischen Stiles“ gemachte. Kein Bild, auch nicht das echteste, ist der Gegenstand selbst, und jeder Vergleich hinkt; nur Sorge der Schreiber, daß das Bild uns nicht wie aus einem Zerrspiegel entgegengrinse, der Vergleich nicht auf beiden Beinen hinfie, obendrein einen Buckel habe und schiele. Je deutlicher der Schreiber selbst sein Bild, seinen Vergleich gesehen, desto echter wird es werden; ob es an die Stelle paßt, ist eine andre Frage. — Es ist damit wie mit dem Witz, mit dem Geist überhaupt: Bild und Witz sind Gaben, werden geschenkt, entspringen ungerufen und ungewollt dem Gegenstande, drängen sich auf. Dem Suchenden verfliegt das Bild, dem Geistreichenden verschiebt es sich zum Zerrbild. Schon Quintilian forderte von jedem Bilde, *ut voluntarie, non vi venisse videatur* (es müsse von selbst, nicht durch Gewalt herbeigekommen scheinen). Nein, nicht gekommen scheinen, sondern gekommen sein! Nur der Schmock, der nach Brillanten suchte, konnte schreiben: *In Interlaken wird der Blick unweigerlich auf die Jungfrau kommandiert, auf die große Solistin, die auf einsamer Estrade ihre kümmerliche Begleitung in Grund und Boden singt.* Hatte er die

Jungfrau wirklich singen hören? Sind Eiger und Mönch kümmerlich? Es ist ein Tintenvild, ist gemacht, ist nichts. — Nur zur Geistreichelei, nicht aus innerm Sehen hatte Mundt in seiner ‚Madonna‘ gebildet: *Die Natur ist das lächelnde Kind in der Wiege, sie ist der erste Säugling an den Brüsten der Schöpfung. Aber der Mensch, dieser eilige Sohn der Zukunft, kann seine Zeit nicht hinbringen, um ihre Wiegenlieder zu singen.* Mundt galt einst als ein Ausbund geistreicher Phantasie und Schreibart. — Börne glaubte zu jenen Zeiten in der Freiheit ‚eine Nachtigall mit Riesentönen‘ zu sehen und zu hören. Ein mit Riesentönen brüllender Stier wäre vielleicht ein unedleres, aber echteres Bild gewesen. Dem Stile jener Zeit entsprach die Riesennachtigall.

Nur Wissensdüffel ist Ossip Schubins Bild: *Ihr Gesicht* (einer alten Jungfrau von heute) erinnert (wen?) an *Dauids Federzeichnung Marie Antoinettes auf dem Armensünderkarren*. Abgesehen von der Scheußlichkeit des Vergleichs, — wieviele Leser kennen denn Dauids Federzeichnung? All solch Bilderfram steigt nicht ungewollt aus dem Seelengrunde des Schreibers empor, sondern wird eitel geistreichelnd erquält.

Nicht minder verwerflich ist das Spielen mit den Bildern der Andern, mit den abgegriffenen, abgeblasen aus dem Bildervorrat der Jahrtausende, — verwerflich, weil sie nicht vom Schreiber selbst gesehen waren. Harmloser werden solche Bilder erst, wenn sie als versteinerte Redeformeln gebraucht werden; doch wird sich ein guter Schreiber ihrer selten bedienen, denn er will ja sich selber in Worten geben, keinen Andern. Allzu streng freilich darf man über sie nicht richten: wer unter uns hat solch ein fertiges Bild nicht einmal gebraucht? Nur klar sollen wir uns werden, wie wenig sie taugen. Der Geschmack an dieser Bilderei ist wandelbar: wir finden heute die meisten mythologischen Bilder des 17. und 18. Jahrhunderts abgeschmackt; Moriz, Goethes überflüssiger Lehrer in der deutschen Verslehre, durfte noch schreiben:

In einer Ramlerschen Ode des Winters heißen die Schlittschuhe: Schuhstahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blige Geschwindigkeit barg. Dies ist ein überaus glückliches und wohlgefälliges Bild, weil dadurch eine Menge verwandter Ideen auf einmal zusammenströmen, die auf die Seele eine äußerst angenehme Wirkung tun.

Uns dünken der Schuhstahl, der Mann der Venus samt der Venus selbst weder glücklich noch wohlgefällig noch angenehm. Ein geschmackvoller Schreiber wird auch das Stahlroß und das Dampfroß dem anfängerischen Föletongschmodd neidlos überlassen.

Wie gefährlich Schablonenbilder werden können, dafür ein paar Beispiele: *Dies ist die Achillesferse der Wildenbruchschen Dramatik* (B. Lizmann). Derfelbe milde Bilderer spricht von G. Hauptmanns Nachahmung Ibsens und meint: *Aber nie hat er seine eigene Natur dem großen Moloch geopfert.* Ibsen ein Moloch! — Gleich darauf: *Vor allem hat er sich den von Ibsen importierten Symbolisierungsbazillus fernzuhalten.* Also der Moloch Ibsen ist zugleich ein ‚Importeur von Bazillen‘. Unmittelbar danach: *Jenen Bazillus, der den frischesten lebensvollsten Figuren das Mark aus den Knochen saugt.* Mehr kann man von einem Bazillus kaum verlangen.

Die Achillesferse wird keinem so verhängnisvoll wie den mit ihr spielenden Bildern. In einem Berliner Zeitungsbericht fand ich diese Perle über einen verkommenen Strolch: *Der leidige Alkohol war seine größte Achillesferse*, und in einer andern Nummer, sicher von demselben Schreiber: *Der Magen war seine Achillesferse*. Selbst unserm feinen Naturforscher Francé ist diese furchtbare Achillesferse, um gleich ihm zu bildern, einmal zum Stein des Anstoßes geworden: — *Die Darwinistische Erklärung des Pilzblumenschleiers, so plausibel sie auch ist, hat doch ihre Achillesferse, wo man sie zu Tode verwunden kann.* Peter Altenberg erfreute sich gleichfalls einer Achillesferse, doch saß sie ihm an einer zwar sonderbaren, doch ungefährlichen Stelle: *Ich habe meine Achillesferse im Gehirn.*

Die Hinterbeine, an deren einem sich ja die Achillesferse befindet, sind ebenso beliebt und ebenso gefährlich wie diese: *Seien Sie versichert, daß sich die Straßenbahnen niemals auf die Hinterbeine stellen werden* (aus einer Rede in der Berliner Stadtverordnetenversammlung).

Schlimmer Bilderunfug wird mit dem Zahn der Zeit getrieben:

*Der Zahn der Zeit hat doch schon einigen Rost auf Frau Suchers Organ gelegt* (aus einer Hamburgischen Zeitung). — *Der Zahn der Zeit, der alle Tränen trocknet, wird auch über diese Wunde Gras wachsen lassen.*

Dies und 'eine warme Lanze einlegen' sind Blüten aus dem Stiltreibhause des Parlaments.

Aus Zeitungen schöpfe ich noch folgende Perlen: *Das große Haus, das sein verschwenderischer Sohn führte, fiel als einziger Wermutstropfen in den Becher der Freude des Alten und wurde der Nagel zu seinem Sarge.* — *Der Bürgervorsteher G. legte den Stadtverordneten den schon seit Wochen in der Ostertorstraße angesammelten Unrat warm ans Herz.*

Abklatschbilder gehören vornehmlich zum stehenden Sprachgebrauch der Zeitungen. Staub aufwirbeln, brennende Fragen, eine Frage anschnelden, sie ventilieren, jemand brandmarken, an den Pranger stellen, auf etwas festnageln, Dampf hinter etwas machen — lauter abgedroschene, ungesehene, aber in ihrer Anspruchslosigkeit ungefährliche Schattenbilderchen.

\*

Wer drauflos pinselt, ohne etwas zu sehen, dessen Bilder müssen schief und krumm werden; wer nicht einmal seine eigne Pinselerei betrachtet, dem rinnen die Farbentöpfe ineinander. Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, Fühlen — alles zerfließt in einen wüsten Brei: *Der Sonnenuntergang bot ein bezauberndes Konzert von Farbentönen, die sich in der klaren Flut gebrochen spiegelten* (Häckel). — Kürnberger, der doch selber die überflüssige Bildnerei geistreich verspottet, schreibt einmal: *Die melancholische Öllampe schlägt ihr Auge nieder vor dem Auge, dem sie hier begegnet.* — Jean Paul, der ewig Bildernde, bilbert unvermeidlich auf je zwei Seiten mindestens dreimal schief und krumm, z. B. so:

Häßlich leuchten seine vielfarbigen Pantheraugen gleich roten, scharfen Tigerzungen über das süße, weiche Gesicht [von Menschenaugen ist die Rede!]. — Dunkel, dunkel lag dem Jüngling das Leben vor; im langen schwarzarmornen Säulengang der Jahre schritten die Panthertiere der Schmerzen heran und wurden hell gefleckt unter den weglauenden Sonnenbliden der Vergangenheit.

Ich bin überzeugt, daß Jean Paul nie im Leben einen Panther gesehen hatte. —

Sie war es satt, daß er immer abstieg und den zwischen den Rädern hängenden Teertopf der Tränenbrühe aufmachte, um den Tranerwagen zu teeren [von einem Menschen, der von Zeit zu Zeit weint].

Börne spricht von dem Argwohn als dem *Rost, der das reinste Gold der Tugend verzehrt*; wußte er nicht, daß reinstes Gold, noch so sehr beargwöhnt, niemals rostet? — Seine bilbert von den Bewohnern Norderneys:

Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen jüdischen Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantischer leuchtet, so können doch alle Blumen dort nicht den Lekt ihres Herzens stopfen.

Von einem Invaliden, der auf der Zitadelle von Dieppe nachts Lieder auf Napoleon singt:

Das Meer schien seinen Gefängen zu lauschen, das Wort Gloire zog immer so feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauschten. Wenn sie nach St. Helena kamen, grüßten sie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragischen Felsen.

Bei Laube heißt es einmal: *Einige der jungen Männer hatten hier vor Einsamkeit und Sorge den Wahnsinn umarmt.* Und Rückert dichtet: *Ich sah die Brunnen rauschen der Ewigkeit um mich.* Hatte er sie wirklich gesehen?

Einer der lächerlichsten Bilderer war Redwitz in seiner süßlichen 'Amaranth'; an ihm zeigt sich so recht, wie die wildeste Bilderei nur dem Wunsch entspringt, die dichterische Ohnmacht hinter Bilderbogen zu verbergen:

Ich möcht' das riesige Erdenrad,  
Dem Herrn entrollt vom Lügenschwärm,  
Mit milliardenfadem Arm  
Zurückziehn in des Glaubens Fiad.

Fast immer schief und krumm bilderte Gottschall, aus dem gleichen Grunde wie Redwig und Julian Schmidt. In Wahrheit ganz undichterisch, suchte er durch blühende Bildersprache den Schein einer überströmenden Phantasie zu erzeugen. Man darf bei ihm die Probe machen: die Nadel zwischen irgend welche zwei Blätter stechen, um auf jeder der zwei Seiten ein Bild von dieser Gattung zu finden:

Tragische Paradesperde mit antikem Gebiß (über das Schicksalsdrama). — Der Aufschwung ergießt sich in göttlichem Taute. — Das deutsche Volk ist eine Danae, die in heißem Glutverlangen sich sehnt, Friedrich Wilhelms 4. Worte (!) goldenen Regen in ihrem Schoße zu empfangen. — Der Lyriker wird keine Nibelungenstrophe in die elegische Schwemme reiten. — Freiligrath steckte zuerst seinen dichterischen Kopf der Tierwelt in den Rachen und zog ihn unverfehrt wieder heraus. — Da kam einmal wieder der caratische Marmor der deutschen Sprache zutage. — Pücklers Tiermalerei ist mit Potterscher Grazie ausgeführt.

Dabei ist Potters berühmtestes Bild, der Stier, so derb, wie eben ein rechter Stier sein muß. Wer sich einen spaßig ärgerlichen Genuß bereiten will, der lese Gottschalls geschlagene anderthalb Seiten über Schlegels Lucinde (in seiner Geschichte der deutschen Literatur): fast in jeder Zeile wird gebildert; nur vergißt der Schreiber in seinem Wilderrausch, dem Leser zu sagen, was für ein Ding die Lucinde denn eigentlich ist und was sie enthält. Aber der Leser bekommt ein paar Duzend Bilder von dieser Art zu sehen: *Die Lucinde enthält nur sehr doktrinaire Fäden, zusammengeblasene Glasfiguren.*

\*

Von Günther Saalfeld rührt für diese Stilgattung das treffende Wort „Blumenfohl“ her. Die fremdwörtelnde Stilwissenschaft bedient sich für die taumelnde Bildertruunkheit des gelehrt klingenden Wortes: Katachrese. Nennen wir also die folgenden Beispiele aus den Schriften unsrer Gelehrten höflicher und stilgerechter „katachretisch“:

Der Hauptschwerpunkt der Forschung gipfelt in der Frage (A. von Wurzbach.) — Der blasse Silberton Goethischer Alterspoesie, der nicht selten in dunkle und harte Schwere versinkt. (Wurzbach.) — In den ausgeweiteten Trümmern des Faust von Marlowe. (E. Schmidt.)

Die Keuschheit der Tropen, heißt es bei Goethe hierüber, ihre Propretät (!), ist Grundmaxime des Stils im westlichen Europa, außerdem fällt man ins bodenlos Verwirrte, Absurde. — Bei Hebbel noch schärfer:

Ein sogenanntes Bild, wenn es nicht aus der Sprache herausgeboren, sondern mühsam aufgelegt und umständlich ausgemalt wird, ist selten etwas anderes als eine chinesische Laterne, die der bankrotte Poet neben einer grauen Abstraktion aufhängt, um Blödsichtige zu täuschen.

Ein gewagtes, aber gewiß nicht verwerfliches Bild.

Unsre besten Schriftsteller verzeichnen ihre Bilder, wenn sie einmal gleich Homer einnicken. *Ich und mein Herzogtum verflüchtigen uns in dem Hexenkessel, der in deinem Kopfe brodelte*, heißt es in C. F. Meyers Verflüchtigung des Pescara. In Fichtes vierzehnter Rede an die deutsche Nation steht diese Unachtsamkeit: *Die Reden haben ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation.* Hier ist allerdings „im Auge haben“ schon ganz formelhaft gebraucht.

Aus Unkenntnis der Wortbedeutung schrieb ein Darsteller von Humboldts Leben: *Er entzündete die Orisflamme der Wissenschaft.* — Im Eifer der Rede bilderte ein Reichstagsabgeordneter: *Eine weitverbreitete Eiterbeule hat diese Verbrechen in ihrem Schoße großgezogen.* — Ohne Ahnung vom Wesen des seit hundert Jahren mißbrauchten roten Fadens bilderte ein Berichterstatter: *Wie ein roter Faden zog sich durch die Verhandlung die Person des als Dolmetscher tätig gewesenen Reiters.* — Aus blumenfohliger Bilderfucht ließ der Herausgeber eines Lesebuches für höhere Schulen drucken: *Vor etwa dreihundert Jahren hat Drake die Kartoffel aus Chile nach Europa gebracht. Sie ist sein Ruhmeskranz geworden, der alljährlich wieder von neuem blüht.*

Sehr schön ist auch diese Frucht von den Beeten des Blumenfohls: *Mit einem Fuße stehen wir im Zuchthaus, mit dem andern nagen wir am Hungertuch.*

Sehr gemüthlich heißt es einmal bei Seidel mit Absicht: *Der Bengel schob das gasachte Stück Fleisch dem Hunde in die Schuhe*. So schrieb ja Schiller einmal launig: *Meine Füße haben alle Hände voll zu tun*. Mit ähnlicher, allerdings unabsichtlicher Drolligkeit jener Arzt, der da warnte: *Nehmen Sie Ihr krankes Bein ja nicht auf die leichte Achsel!* In der absichtlichen Bildermengerei steckt das Geheimnis der Wippchen-Witze Stettenheims: *Mit tausend Masten den Parnass erklimmen, aber still auf gerettetem Boot vor die Menschen treten; . . . Eine Friedenstaube aus bester Quelle; . . . Die Neige bis zum Rande leeren; Dem Fluge der Phantasie auf Schritt und Tritt folgen*. — Schon der Schalk Lisow (1701—1760) führte das Beispiel bei einem Gegner an: einen mit den Herzen seiner Untertanen gepflasterten Weg. — Eines aber dieser tollgewordenen Bilder ist zu geschichtlicher Berühmtheit oder doch sprachlicher Unsterblichkeit gelangt: der Prinzipienreiter, dessen fürstlich reußischen Ursprung Büchmann kündet.

Der Bilderrausch des Schreibers wird zum Stiljammer des Lesers. Viele Schreiber haben keine Ahnung, wozu Bilder überhaupt dienen sollen; sie glauben, man könne allerlei Bilderchen über die Darstellung streuen, etwa wie man Zucker und Zimmt über einen sonst faden Reisbrei streut. Undichterische, unbildnerische Menschen und Redner, die Mühe genug haben, einen Satz in schlichter Prosa richtig zu bauen, wollen durchaus bildern; die alte Überlieferung vom blühenden und glänzenden Stil verführt sie zu den ärgsten Albernheiten. Da redet ein Prediger, der sich lieber auf Jesu herrliche Gleichnisse beschränken sollte, diesen blühenden Blödsinn daher: *Das bescheidene Veilchen des Glaubens blüht am glänzendsten, wenn die Hammerschläge des Schicksals es auf dem Amboß des Herzens zu leuchtenden Strahlen erwecken*. Da baut ein gewisser Köhler in einer Zeitschrift *Wirtschaftsfreund* folgenden Kahl: *Die Wiege dieses für die Landwirtschaft so wichtigen Huhnes hat in Spanien gestanden*. Dieses Huhn stammt aus Spanien wäre klar und ausreichend, aber der Mann muß bildern. Da faselt ein Abgeordneter in einem der größten Parlamente Deutschlands: *Die Universitäten sind wie rohe Eier: man darf sie kaum anfassen, sofort stellen sie sich auf die Hinterfüße und wehren sich*, und ein anderer zeichnet dieses tief sinnige Bild: *Der Sturz Delcassés war eine Eintagsfliege*. — Das dem Grafen Bethusy zugeschriebene Bild *den Strom der Geschichte an der Stirnlocke fassen* ist erfunden; das von ihm wirklich gebrauchte Bild (in einer Rede vom 6. Dezember 1870): *Wir müssen das Glück, welches im reißenden Strom der Geschichte uns entgegentritt, an der Stirnlocke fassen* ist nicht vollkommen, aber nicht sinnlos.

Dieser Paragraph ist wie eine Oase hineingeschnitten in eine Wüste (Deutscher Reichstag). — Das Pflaster ist so schlecht, daß ein Loch dem andern die Hand reichen kann (Wiener Gemeinderat).

Auf den Blumenbeeten des ehemaligen österreichischen Parlaments waren folgende Blüten gewachsen: *Dieser Antrag ist wie eine Seifenblase, die, wenn man ihr auf den Zahn fühlt, wie Schnee in der Sonne schmilzt*. — *Dieses Mistvieh von einem Feldhasen ist das gescheiteste Luder, das ich zu kennen die Ehre habe*. — *Was nützt es uns, wenn wir vorne eine schöne Fassade und hinten keine Luft haben*. — *Der Herr Vorredner möge sich gewissenhaft bei seiner Nase nehmen, dann wird er erkennen, wo seine Achillesferse sitzt*. — *Ich kenne den Ministerpräsidenten ganz genau — mit der einen Hand liebäugelt er mit den Tschechen, mit der andern verkauft er die Deutschen*. — *Die Regierungsvorlage hat ein zweiseitiges Gesicht wie das bekannte Medusenhaupt*. — *Zentnerschwer lastet auf unserer Presse das Auge des Gesetzes*.

Überhaupt die Herren Politiker! Ob die Politik den Charakter verdirbt, ist noch nicht ausgemacht; daß die meisten Politiker im dichterischen Bildermalen schlechte Musikanten sind (um ähnlich wie sie zu bildern), hat mich die Erfahrung eines Menschenalters gelehrt. Ein Herrenhausmitglied sagte in seiner ersten Rede: *Da ja die Etatberatung die Mutter-*

*milch für parlamentarische Säuglinge bildet, aus der ich neulich auch einen tiefen Zug getan habe, so . . . und wunderte sich, als man ihn auslacht. Nur ein bewußt schiefes Bild war die Wendung: Der Tabak muß stärker bluten; trauriger Ernst aber: Die breite Schulter des Bieres . . . und Der Diamantenbergbau in Südwestafrika liegt noch in den Windeln. — Der Kreuzzeitung verdanken wir diese Bereicherung der Naturgeschichte: Der Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches gleicht dem Kamel, das vor seinen Verfolgern den Kopf in den Sand steckt; der Welt am Montag eine ähnliche: Berlin, diese Gigantenschnecke, in deren Steingehäuse so unendliches Leben flutet.*

An verlogener Bildnerei hat die Nationalversammlung von 1919 alle ihre Vorgängerinnen überboten: je bildungsärmer die Herren Volksvertreter und Volksbeauftragten, desto reicher an Blumenkohl. Ein Redner forderte, daß 'der Tropfen demokratischen Oles [nach einem schönen Bilde Uhlands] noch ganz anders herniederrieseln' müsse. Einer der 'Unabhängigen' bildete: 'Diese Nachricht trägt ihre unsaubere Quelle deutlich an der Stirn'. Ein anderer: 'Dies ist der Gesichtspunkt, der uns trägt.' Einer der fünf oder zehn Reichswirtschaftsminister erklärte gewichtig: 'Die Rot besteht nicht nur, sie ist sogar vorhanden'. — In der preussischen Landesversammlung von 1919 sagte ein 'Mehrheitssozialist': 'Wir begrüßen das hohe Lied der Arbeit, das der Finanzminister gestern hier angeschnitten hat.'

Sehr schön ist auch Blumenkohl von dieser Art:

Das Gespenst von Hammerstein und Stöder ist schon so abgedroschen, daß nur ein politisches Widelkind darauf herumreiten kann. (Nationalzeitung.) — Dieser See wird den Forschern noch viele interessante Rüsse zu knaden geben. (Münchener Neueste Nachrichten.) — Eine imposante jünonische Erscheinung (in einer Elbinger Zeitung über einen Bassisten). — Es ergibt sich hieraus, daß die Kurzschrift als das Schoßkind kulturgeschichtlicher Kulminationspunkte auch ihresteils eine Repräsentantin politischen Niveaus der Weltgeschichte ist. (In Hans Mosers Geschichte der Stenographie.) — Tausende von Existenzen kommen an den Rand des Bettelstabes. (Dresdener Zeitung.)

Ein österreichischer Justizminister ermahnte 1848 die Wiener Studenten: *Der Wagen der Revolution rollt einher und fletscht die Zähne. Und eine große Wiener Zeitung berichtete jüngst über einen Brand zur Winterszeit: Das Comité ließ Glühwein verteilen, wodurch manche Träne getrocknet wurde.*

Großartig im Bildern sind die Verfasser der Börsenberichte; hier jedoch handelt es sich meist um absichtliche Bilderpracht: *Schweine verhielten sich leblos. Getreide befindet sich auf der Retirade ohne Aussicht auf Besserung.* Ein Sprachmeisterer, der diese Börsenscherze ernst nahm, bilderte selbst, ihre Kühnheit streife ans Nischtraue. Was er sich dabei gedacht, bleibt dunkel — wie die Pechhütte.

May Bower, dem zuweilen ein beinahe lesbare Gedicht gelingt, will durchaus nur Bilderprosa schreiben und erleidet dabei das Schicksal des Erzbildnerers Gottschall:

Goethe und Bismarck gehören zusammen wie ein deutsches Vogel paar. Goethe ist nur das Weibchen, das uns das Nest des Gemütes warm hält: Bismarck nur das Männchen, das tapfer ausflatternd fleißig zu seinem Schirm und Schutz herbeiholt. — Ihre (Goethes und Bismarcks) Seele hat denselben dunklen Humus der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. — Unsichtbar in seinem (Bismarcks) Innern fädert das Poetische wie das Wasser einer Tropfsteinhöhle.

Köstlich ist noch diese Perle unsrer älteren Literatur, aus dem Roman des jetzt verschollenen, einst hochberühmten Karl van der Velde; sie steht ganz am Schlusse:

Da sank das holbe Geschöpf, einer Purpurroze gleich, an des Kriegers Panzer, und unten bliesen die Trompeten gedämpft und feierlich: Nun danket alle Gott!

Dergleichen erfindet nur das einfältige Genie.

Und wie gefallen dem Leser diese herausschenden Beispiele aus unsrer Literatur im letzten Menschenalter:

Eitelkeit, dieses stinkende Nas in unserer Brust. (Bleibtreu.) — Die Seele beginnt wieder auszufließen und auszustrahlen aus dieser Zelle, dieser Retorte, dieser Klausur, dieser Sadgasse. (Johannes Schlaf.) — Warum trocken alle Mahnungen an den Richterstand samt allen Beschwerden aus Laienkreisen ohne Spuren über die grünen Tische? (E. Avenarius.)

Sind die über die Tische kriechenden Mahnungen und Beschwerden Raupen oder Schnecken, die Schleimspuren hinterlassen müssen?

In die großen braunen Augen senkte sich das Bild hinein und senkte sich langsam auf einen Fahrstuhl, um dort sitzen zu bleiben und wann? wieder emporzutauschen. (Eilencron in 'Breide Hummelsbüttel'.)

\*

In seiner Schrift über die deutsche Literatur erzählt Friedrich der Große, ein Berliner Professor habe von einer Königin von Preußen gesagt: 'Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der igiten Zeit.' Vor 60 Jahren war das geschehen, aber das tolle Bild hatte sich dem König unvergeßlich eingebrannt.

Großartig hat zuweilen Lassalle gebildet, so in den berühmt gebliebenen Worten von der vielleicht einst hereinbrechenden Revolution mit wildwehendem Lockenhaare, erzne Sandalen an ihren Sohlen. Jedoch da auch er bei jeder Gelegenheit bildern wollte, so widerfuhr ihm dieselben Lächerlichkeiten, wie die an dem wilden Bildner Julian Schmidt von ihm so herb gerügten. Die Begeisterung läßt ihn gut, die Verachtung kläglich bildern: *Vielleicht hoffte man, daß eine solche Anklage wirken würde wie ein nasses Handtuch, um das in leiser Röte erglühende Gesicht unserer Bourgeoisie geworfen.* — Im Arbeiterprogramm führt er zahlreiche Ereignisse seit dem 15. Jahrhundert auf und schließt: *Alle diese Ereignisse ziehen an dem Triumphwagen der Bourgeoisie.*

Wo lächerlich gebildet wird, darf Spielhagen nicht fehlen: *Auf Eduard fiel ein düsterer Strahl dieser Freude.* — Aus Hardens prangendem Schmockbilderfaal nur eine Probe: *Die Spätsommerfrucht seines Harrens hatte, wie so oft die Frühlingsfrüchte, ein fremder Wille bebrütet.* Offenbar sind Eierpfäumen gemeint.

Geistreich wie immer bilbert Richard Muther über die heidnische Welt beim Aufkommen des Christentums: *Eine sterbensmüde Welt will sich schlafen legen, nimmt die letzte Ölung, nachdem sie den Cancan des Lebens getanzt.* — Bei Wertha von Suttner beichtet sich jemand *allen Sauerteig vom Herzen herunter*, und bei ihrem Landsmann Baron von Torresani steht: *Er rieb sich seine geistigen Hände.* Dies erinnert lebhaft an Reuters absichtlich komisches Bild: *Von butwennig let sei sick dat nich alltau sihr marken, äwer inwennig wrung sei de Hün'n un smet up Antonen en Blick...* (Reij' nah Konstantinopel).

Achim von Arnim läßt in 'Isabella von Egypten' *die Sterne sich in eines Mädchens glatten (eingesetteten?) Locken wie im Haupthaur der Berenice spiegeln*: sein Zeitgenosse Clauren-Heun spricht von der Alpenpracht der *bebenden Schwanenbrust der holden Jungfrau*, und — Wolfram von Eschenbach vergleicht einmal eine Frau wegen ihrer Schlantheit mit einem am Bratspieß steckenden Hasen! Er zog sich durch dergleichen die Rüge Gottfrieds von Straßburg zu, in wilden Mären zu bildern.

\*

Genug von diesem tollen Bildergruckkasten des deutschen Stils aus acht Jahrhunderten, und eingetreten in die Hallen edler Kunst! Lehrreicher sind, wie stets, die Tollheiten; erfreulicher werden die Proben kühner und zugleich meisterlicher Bildsprache sein. Wer scharf zusieht, kann auch aus ihnen lernen: einmal, daß nur bildern darf, wer zu schauen und treu nachzuzeichnen versteht; dann, daß das Bild erst vonnöten und von Wirkung ist, wenn das hochgespannte Gefühl einen volleren Strom der Rede fordert.

Der Morgenländer ist ein Sinnenmensch, drum ist er ein Bild- und Gleichnißmaler. Er sagt nicht bloß 'gnädig sein', sondern 'sein Antlitz leuchten lassen'; die Hände werden 'in Unschuld gewaschen', er 'pflügt mit fremdem Kalbe', Vergängliches ist ihm 'Spreu im Winde', er schreit 'gleich dem Hirsche nach frischem Wasser'. Fast alle schönste Stellen des Neuen Testaments sind Bilder und Gleichnisse: *Neuen Wein in alte Schläuche füllen; nicht wert sein, jemand die Schuhriemen zu lösen; Mücken sehen und Kamele verschlucken; ein Ankertau durch ein Nadelöhr ziehen; klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; den Wölfen in Schafskleidern gleichen; den Teufel durch Beelzebub austreiben; feurige Kohlen aufs Haupt sammeln, usw.*



Was in der Bibel oft nur sinnlicher Ausdruck morgenländischer Alltagsrede ist, haben wir zum festen Bildspruch, zum geflügelten Wort gemacht: *die Lenden gürten, mit gleicher Elle messen, mir geht ein Licht auf, sein Pfund vergraben, an seine Brust schlagen, sein Licht auf oder unter den Scheffel stellen.*

Luther bildert zuweilen ebenso wirksam wie kühn, z. B. wenn er die fremden Sprachen die Scheiden nennt, darin das Messer des Geistes steckt. Von ihm rühren die Bilder her von den Schwarmgeistern, den auf einander plagenden Geistern, und viele viele andre.

Shakespeare der große Dichter ist selbstverständlich der große Bildner: des Gedankens Blässe, das Kanonenfutter, der Kaviar fürs Volk, die Milch der Menschenliebe sind nur ein paar vereinzelte Proben, allbekannte; seine schönsten Bilder sind viel weniger bekannt geworden, z. B.: *„Mein holdes Schweigen!“* aus dem Munde Coriolans an sein scheues, liebendes Weib.

Unser größter Bildner außer Goethe war Lessing, und, wenn wir allein an die Prosa denken, überhaupt unser größter. Lessing bildert nur, um noch sichtiger zu werden, sehr oft um lange trockne Auseinandersetzungen durch ein hellauflauchendes Bild überflüssig zu machen. Vom kleinsten Farhentupf durch ein einziges Wort bis zum breit ausgeführten Stilgemälde überschreitet seine Sprache alle Stufen dichterischer Veranschaulichung. Da spricht er von des Nichts' unfruchtbaren Lenden, vom Wetterleuchten des Wizes, nennt die Anrede „Frau Mutter“: Honig mit Zitronensaft; schildert die *kurzsichtigen Starrköpfe, die Luthers Pantoffeln in der Hand, den von ihm gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig dahinschlendern.* Und gar die prachtvollen Bilderläge von der Rechten und Linken Gottes mit der Wahrheit und dem Suchen nach Wahrheit, von der Windmühle außer dem Dorfe (vgl. S. 137), von dem Druckwerk und den Röhren seiner eignen Dichternatur. Lessings Bilder stammen aus allen Bereichen der toten und der belebten Welt, spiegeln den Himmel wieder und verschmähen die Pfüge nicht, wenn sie passend und wirksam ist:

Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich eräufen wollten tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen. — Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrate anzeige, soll ich die Pest ins Land gebracht haben?

Über Goethe, den ewigen „Gleichnißmacher“, wie er sich selbst nannte, muß man sich gewaltig kurz fassen, denn sonst wäre kein Aufhören. Der Schädelforscher Gall hatte ihm auf den Kopf zugefagt, er könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen: für einen Leser seiner Werke allerdings keine besonders auffallende Entdeckung. In Gleichnissen laufe ich mit Sancho's Sprichwörtern um die Wette“ schrieb Goethe an die Stein. Die Begeisterung ist ihm je nachdem eine Auster oder ein Hering. Er und Lavater stehen zu einander *wie zwei Schützen, die mit den Rücken an einander lehrend nach ganz verschiedenen Zielen schießen.* — *Die welkende Blume des Vertrauens, die Sandbänke der Zärtlichkeit, die Gedichte als gemalte Fensterscheiben; Kultur, die alle Welt beleckt; die Geschichte der Wissenschaft als eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen; die Gehaltlosigkeit der Dramen Platens gleich einem Kork, der auf dem Wasser schwimmt und keinen Eindruck macht; der sehr grobe und sehr feine Vergleich der deutschen Gelehrten mit Zughunden (vgl. S. 330); ein wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegender Gedanke* — nur der Raum zwingt zum widerwilligen Abbrechen.

Unerschöpflich ist Goethe in Vergleichen für sein Leben: *die klingelnde Schlittenfahrt seiner Jugendtage; die Pelikannatur des Dichters des Werther; sein Lied schwebt gleich dem Geier; die sich hoch in die Luft spitzende Pyramide des Daseins.* Dann die spaßigen Selbstvergleichen: mit einem Käse, einer giftfressenden Ratte, einem Frosch, einem Strumpf; endlich der aller schönste: *Ich komme mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen.*

• Um an dieses besagte Ferkel einen andern großen Gleichnißmacher anzuknüpfen: Bismard vergleicht einmat die deutschen Kleinstaaten mit *Ferkeln, die man auf der Wolfsjagd im Schlitten mitnimmt und die man kneift, damit sie durch ihr Schreien die Wölfe anlocken*; sie sollten nur noch mehr schreien, nämlich über die Höhe der Matrikularbeiträge. Der boshafte Tagebuchschreiber Chlodwig Hohenlohe bildert gleichfalls einmal sehr anschaulich mit den Ferkeln: *Ein chinesischer Gesandter mit einer Brille sah aus wie eine Institutsvorsteherin, seine zwei dicken Sekretäre wie gemästete Spanferkel*.

Es ließe sich ein hübsches bebildertes Bändchen füllen mit Bismards großen und kleinen Gleichnissen, von denen kaum eines verfehlt, keines unwirksam war. Das „Stolpern über juristische Zwirnsfäden“ hat er Schiller nachgebildet; sonst ist sein ganzes Bilderbuch eigne Arbeit:

Sehen wir Deutschland in den Sattel; reiten wird es schon können. — Ein braves Pferd stirbt in den Sieten (von sich selbst). — Wir tun nicht gut, den Milchtopf abzusahnen und das Übrige (Süddeutschland) sauer werden zu lassen (gegen den verfrühten Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund). — Das zerschlagene Eifen der altpreußischen Monarchie (1806) wurde unter dem schweren und schmerzlichen Hammer zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 die Fremdherrschaft mit scharfer Elastizität zurückschleuderte (höchst kühn und höchst gelungen). — Die Rechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, zu Karpfen zu werden. — Ich wirkte wie das rote Tuch . . . ich will den Vergleich nicht fortsetzen . . . wie der Uhu in der Krähenhütte: sowie ich komme, ist etwas los.

In Erinnerung gebracht seien Bismards ausgeführte Bilder in wenigen Worten: die Klinker der Geseßgebung, Wißmanns aus Afrika mitgebrachte weiße Weste, die Fortschrittsparthei als Vorfrucht der Sozialdemokratie, das ihm zur Verfügung gestellte Quantum weißen Papiers.

Zu seinen großartigsten Vergleichsbildern gehören aber wohl diese beiden. Über das Mißlingen des Kulturkampfes:

Der Mißgriff wurde mir klar an dem Witbe ehrlicher, aber ungeschickter preußischer Gendarmen, die mit Sporen und Schleppsäbeln hinter gewandten und leichtsinnigen Priestern durch Hintertüren und Schlafzimmer nachsetzten. — Über den anmaßlichen und eiteln Gottschafow: Es sei kein freundliches Verhalten, wenn man einem Freunde plötzlich und hinterücks auf die Schulter springt, um dort eine Virtuovorstellung auf seinem Kopfe in Szene zu setzen.

Den schlechten Schreibern, die sich etwa zur Rechtfertigung ihrer wüßten Finselseien auf die Tollkühnheit solcher Bilder berufen möchten, sei gesagt: Je größer der Gegenstand, desto erlaubter die Kühnheit; auch ist es nicht gleichgültig, wer mit schrankenloser Phantasie bildert, Bismard oder Beyer, oder gar der Erz- und Überichmoch Harden.

Ein herrlicher Bilderer ist Gottfried Keller, einer der markigsten Zeichner, der farbenjattesten Maler. Wie Goethe, wie Bismard lehrt er uns, daß dem Seher der kühnen Gesichte das kühnste Bild erlaubt ist. *Das rote Fähnchen ihres Blutes flatterte jetzt schon etwas kräftiger an den weißen Wangen; — Schon hat die Nacht den Silberschrein des Himmels aufgetan; — Der goldne Überfluß der Welt; — Die Seele des Lasterhaften, die sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren dunklen Hände reibt; — der unvergleichliche ‚Maus der Zahllose‘: wie ist das alles doch so wunderschön in seiner ausgelassenen Waghalsigkeit! Wenn die fliegenden Blätter einmal von einem Major mit buschigem Schnurrbart schrieben: er sehe aus, als habe er zwei Eidskäzchen geschnupft, so war gewiß Maus der Zahllose ein Ahnherr jenes furchtbaren Majors. Und wie überwältigend wirkt Kellers Bild über W. Jordans stabsjammelnde Nibelunge: Es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu setzen.*

In Kleists Hermannschlacht spricht der Römer Septimius zu Hermann:

Also gebest dir das Gefühl des Rechts,  
In deines Busens Blättern aufgeschrieben.

Der Busen hat keine Blätter; aber das ist ja die Zaubermacht des Dichters, daß auf sein Wort sich alles in alles verwandelt. Arndt sah in dem gekrümmten Rhein bei Mainz

ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wenn es ihm gefällt, auf Deutschlands Nacken setzen und womit es dasselbe erwürgen kann, und warum soll eines Dichters Phantasie dies nicht so sehen dürfen? C. F. Meyer gebraucht ein andres Knie des Rheins zu einem nicht minder sinnvollen Bilde; in der Geschichte seines Erstlingswerkes spricht er davon, daß er in seiner geistigen Entwicklung zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein zu Basel nimmt. Und was ist einzuwenden gegen Freiligraths Bildgedicht auf den doch französischen Alexandriner: *Spring' an, mein Wüstenroß aus Alexandria!*

Goethe kannte das Gleichnisbildern: „das Wechselwesen der Weltgegenstände“; noch schärfer Bisher: „die Herstellung der Ureinheit auf dem Wege der Phantasie“. Jeder wahre Dichter und gleich ihm jeder aus der Tiefe schöpfende Prosaschreiber erblickt in den Dingen der irdischen Sinnenwelt nur die Sinnbilder einer noch größeren, sieht in allem Vergänglichen nur ein Gleichnis. Für Freiligrath ist das Deutschland seiner Zeit eine hinkümmernde Pflanze; er sieht sie mit Geistesaugen dereinst erblühen und ruft: *Herrgott im Himmel, welche Wunderblume Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!* Aus einem ähnlichen schönen Bilde entsprang der Vers von Strachwitz auf Deutschland: *Herzblatt du der Weltenblüte!* Und bedenkt einer bei seinen Worten: *Wer je der Klinge fest und traut Ins zornig blaue Aug' geschaut,* daß die Schwertklinge keine Augen hat? Will's der Dichter, so hat sie welche. — Die Zeit hat keine Haare: dennoch empfinden wir Schopenhauers *glattgekämmtes Zeitalter* (von der zimperlichen Gegenwart) als vortreffliches Bild.

Meisterlich ist bei Görres das Bild des Volkspöbels: *Wie Staubwolken treibt der Wind des Glückes sie vor sich her, das Unglück aber regnet sie schnell zu Kot zusammen.* — So schön wie fühl'n Dahms Vergleich der Schillerschen Sprache:

... Kam jener königliche Schiller mit seinem ehrnen Heldeingang,  
Wie einen Kaisermantel prächtig wirft er die Sprache um sich her,  
Sie tauscht bei jedem Schritt ihm mächtig, von Wohlklang und Gedanken schwer.

Hat die Seele Flügel? Wie sollte sie, da sie doch keinen Leib hat? Und doch erscheint uns Herweghs: *Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag einer freien Seele* als etwas ganz Natürliches. — Anastasius Grün über Lenau: *Es ist dein Lied der rätselvolle Falter. Der einen Totenschädel trägt zum Schilde.* — Hebbel über Gucklows Ideen und deren dichterische Gestaltung: *Es ist, als ob Kornsäcke auf der Kaffeemühle durchgemahlen werden sollten.* — Strauß über Goethes Wilhelm Meister: *Auf dem klar und sanft hingleitenden Flusse der Erzählung schwimmen die schönsten Lieder wie kleine bewimpelte Nachen.* Strauß war eben, was nicht bekannt genug ist, ein Dichter und sah wie einer. — Wie entzückend ist dieses Bild in Annette von Drostes Erzählungsbruchstück *Bei uns zu Lande auf dem Lande*: *Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb geraten ist.*

Mommsen, von dem wir einige schöne Gedichte haben, nennt die Alpen einmal einen „gewaltigen Gebirgsvorhang“, und das Bild ist nicht unerlaubt. — Inhaltlich berechtigt oder nicht — Berlin als Wassertopf der Monarchie (in einer Rede von 1882 des Abgeordneten Bachem) war von greifbarer Anschaulichkeit. Das Wort ist viel älter, wie schon Büchmann lehrt, der Smollett (1771) anführt; es ist aber auch in Deutschland schon vor 1882 gesagt worden, z. B.: von Riehl in *Land und Leute* (10. Aufl. S. 103): „Die großen und kleinen Großstädte sind die Wassertöpfe der modernen Zivilisation“. — Und wer will etwas einwenden gegen das vielleicht kühnste aller je gewagten Bilder, gegen Napoleons Satz: *Von der Höhe dieser Pyramiden blicken 40 Jahrhunderte auf euch herab?*

Horaz, um mit einem der Alten zu schließen, gebot im allgemeinen über keine sehr bildreiche Phantasie; ein unvergeßliches Bild aber zeichnet sein Vers: *Post equitem sedet atra cura* (Hinter dem Reiter hockt die düstre Sorge).

\*

Ein kühner Bilderer ist der Volksmund, zumal der geringschätzende: *Häringsbänder, Ellenreiter, Ladenschwengel, Stoppelhopper* (Inspektor), *Küchendragonier, Teigaffe, Krawattenmacher* und *Schieber* (Bucherer) sind glücklich gezeichnet, und Redensarten wie: *Es regnet Schneidergesellen oder Bauernjungen, Er kommt so langsam wie die Fliege aus dem Milchtopf, Ein Gesicht wie auf dem Rohrsessel gesessen* sind auch nicht von schlechten Eltern. — Es gibt ganze Bücher über die feldgraue Bilderprache im Weltkriege; doch ist unser Gram über seinen Ausgang so qualvoll, daß das Volk jetzt aus dem besondern Sprachschatz jener ewig großen Zeit ungern schöpft.

Die alldeutsche Dichtung ist zumeist sparsam mit Vergleichen: im ganzen Ribbelungenliede stehen nur 20, gegenüber den 178 der Ilias. Alles menschliche Urteilen ist ja nur ein Vergleichen, also müßte die Sprache sich je nach dem Fortschreiten der Urteilskraft bereicher gestalten. Schon Aristoteles rühmte als eine Eigenschaft der Geistesgröße: τὸ ὁμοίον θεωρεῖν (das Gleiche wahrzunehmen), und Goethe empfahl gemüthlich: 'Bei schwerbegreiflichen Dingen tut man wohl, sich auf diese Weise zu helfen.' Der Philosoph findet den letzten Grund: 'Gleichnisse sind von großem Werte, sofern sie ein unbekanntes Verhältniß auf ein bekanntes zurückführen' (Schopenhauer).

### Dritter Abschnitt.

#### Musik.

Man sagt: der Deutschen Sprache Art  
Ist ungefüge, spröde und hart.  
Ja, wenn der rechte Schmied nur käme

Und sie auf seinen Amboss nähme  
Und rüstig mit dem Hammer schlug  
Wie Stahl, dann würde sie gefüge.

(Aus dem altdeutschen Gedichte 'Wilatus' um 1180.)

Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst, —  
Trau keinem solchen. Horch auf die Musik! (Shakespeare.)

Welch ein Geheimnis liegt in diesen Wundertönen! (Nachlaß zum 'Faust'.)

Tanzen können mit den Füßen, mit den Begriffen, mit den Worten: habe ich noch zu sagen, daß man es auch mit der Feder können muß? (Nietzsche.)

Ob es wirklich schreibende Menschen ohne alle Musik in ihnen selbst gibt? Oft möchte man's meinen, wenn man Sätze liest, an denen man sich beim lauten Lesen die Zunge zerbricht. In einer Stilllehre mit einem langen Kapitel über Wohlklang fand ich diesen Satz: ... so gilt auch für die Glieder der zusammengesetzten Sätze das Gesetz ...

Indessen ich möchte annehmen, daß solche und andre Mißklänge mehr aus der uns bekannten deutschen Stillschulderei herrühren als aus ganzlichem Mangel an Tongefühl: die unachtsam gewesenen Schreiber haben unachtsam und ohne hinzuhören durchgelesen. Bei dem einen oder andern mag es so stehen, wie Vischer schreibt: Die Natur trennt oft, was an sich zusammengehört, segnet ein Menschenkind mit der Gabe der idealen Anschauung, des fein schwingenden Gefühls, und versagt ihm das feine Gehör.' Solch ein Unglücklicher ist freilich übel dran, ihm kann keiner helfen als er selbst: durch halblautes Überlesen seines Geschriebes, vorausgesetzt daß er nicht zu den innerlich Taubstummen gehört. Wer jedoch die holde Gabe des feinen Gehörs für den eignen Stil empfangen, der pflege sie liebevoll: ihre Wirkungen vermögen manchen Fehler auszugleichen, manches Ohr und damit manches Herz zu bezwingen, wo der Verstand sich widerspenstig zeigt.

Ist es nur Zufall, daß, mit der einzigen Ausnahme Richard Wagners, alle große Musiker eine wohlklingende Prosa geschrieben haben? Schwerlich; so wenig wie die andre Tatsache, daß unsre edelste Prosa weit überwiegend von unsern großen Dichtern herrührt. Freilich ist es mit dem Sinn für Wohlklang in der Wortkunst nicht anders als mit den Sinnen für alle Künste: Was dem Einen ein Uhl, ist dem Andern ein Nachtigall. Für Wustmann war z. B.: 'Habt ihr ihr ihr Buch wiedergegeben?' Nachtigallenlaut; uns klingt

es mehr wie Uhlengepiepie, und einen unparteiischen Dritten gibt es in solchen Geschmacksfragen nicht.

Wozu aber wird auch von der Prosa Wohlklang verlangt? Hier geht es nicht bloß um den Geschmack, hier greift vielmehr wiederum das oberste Stilgesetz durch: Wohlklang ist auch für die Prosa zweckmäßiger als Übelklang oder eindruckloses Lautgetöse. Was im Alltagsleben gilt, was der kunstloseste Mensch als eine Macht empfindet: Wohlklang der Menschenstimme, das ist für die Wirkung der Prosa von gleicher Wichtigkeit. Quintilian nennt das Ohr ‚das Vorzimmer des Gefühls‘ und schreibt: *Nihil potest intrare in affectum, quod in aure, velut quodam vestibulo, statim offendit* (Nichts erlangt Eintritt ins Gefühl, was in dessen Vorzimmer, dem Ohre, sogleich Anstoß erregt). Der Mensch ist Gottlob noch immer ein Sinnenwesen, nicht bloß ein Gemisch aus Verstand und Druckpapier, — also muß die Prosa außer zum Verstande auch zu den Sinnen sprechen. Wer auf die Tonwirkung des Geschriebenen verzichtet, beraubt sich eines der stärksten Eindrucks-mittel. Oft genug haben sinnlose oder doch gedankenarme Dichtungen allein durch ihren Klang hinreichend gewirkt. Auf den Wellen einer schönen Musik bringt der matte Gedanke leichter bis ins Herz, und selbst der dumme bis in dessen Nähe.

Lessings Ausspruch: ‚Meine Prosa hat mir stets mehr Mühe gekostet als meine Verse‘ ist, in seiner Tiefe betrachtet, nicht bloß ein geistreicher Augenblickseinfall, sondern eine wertvolle Stilwahrheit. Dem Versdichter hilft ein Heer von Mitteln, die dem Prosaschreiber mangeln: dichterische Steigerung des Ausdrucks, musikalischer Satzschritt, Reim; der Prosaschreiber muß alles dies durch weniger fest umgrenzte Hilfen ersetzen. Wir haben wer weiß wie viele Verslehren, aber bis jetzt kein Buch über die Musik der Prosa, und es wird noch lange keins geben. Für den Prosaschreiber dichtet und denkt die deutsche Sprache weit weniger als für den Dichter.

Es gibt keinen an sich schönen Stil, es gibt nur Eine wahre Schönheit des Stils: Einklang zwischen bedeutendem Inhalt und angemessener Form. So gibt es auch keine musikalische Prosa an sich, denn diese müßte Klingklang heißen. Echte Musik hat nur die Prosa, die der Musik wert ist: Unsinn in noch so wohlklingenden Wörtern bleibt Unsinn; es gibt keine ‚schöne Sprache‘ für wertlosen Inhalt. Die wie Musik klingenden Verse für einen schwachen oder mittelmäßigen Gedanken sind Unkunst, die allenfalls durch klangvollen Vortrag einen der Sprache nicht kundigen Ausländer Kunst dünken kann.

\*

Als verre als ichz bedenken kan,  
Sô soll ich mich bewarn daran,

Daz ich iu niemer Wort gesage,  
Daz iuwern ören missebage.

So heißt es im Tristan Gottfrieds von Straßburg, und es wäre gut, wenn sich alle Schreiber danach richteten. In einem Falle ist mir's übel gelohnt worden: ich hatte das ‚ich‘ möglichst weit vorangerückt, — da rügte mir ein gestrenger Freund, daß ich einige Male nicht ‚daß sich‘, sondern ‚daß . . . sich‘ geschrieben. Er hatte nicht gemerkt, daß mir höher noch als die ja nicht unverbrüchliche Regel des Voranrückens der Fürwörter die andre stand: den gefährlichen Zusammenstoß von ‚daß sich‘ zu vermeiden. Aus ähnlichem Grunde schreibe ich ‚im Gegenjage zu‘. Die Sprache selbst weist uns den Weg: viele lautliche und sprachgesetzliche Wandlungen die Jahrhunderte hindurch sind nur durch das Verfeinern des Gehörs der Sprechenden zu erklären. Die Frage ob e oder nicht e im Drittfalle (!) der Einzahl (König oder Könige), ist fast nur eine des Wohlklanges, doch sind dessen Gesetze dunkel. ‚Dank vom Hause Österreich‘, nicht Haus, trotz dem Gähnlaut (Hiatus): e ö.

Die Franzosen gehen in ihrer Angst vor dem Gähnlaut so weit, daß sie dem Dichter die unentbehrlichsten Verbindungen verbieten: kein französischer Dichter darf schreiben oder schreibt: *mère et enfants, tu es, tu as, il y a, tu aimes*. Dies ist Unnatur und führt zu lächerlichen Umwegen. Wie weit dürfen wir im Vermeiden des Gähnlauts in der Prosa gehen? Allzu peinlich braucht man nicht zu sein, wird ihn aber meiden, wo man es ohne Zwang vermag. Goethe wurde erst nach seiner italienischen Reise strenger, wandelte

z. B. den Vers der ersten Iphigenie: 'O süße Stimme, o willkommener Ton!' in: 'O süße Stimme, vielwillkommener Ton', obwohl die erste Fassung nicht übelklingend heißen kann. Man denke sich z. B. Kellers Verse: 'Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt!' geändert in: 'Trinkt, ihr Augen . . . — wäre dies noch dasselbe? Und Goethe hatte geschrieben und stehen lassen: 'So oft er trank daraus'. Vermeiden wird der achtsame Schreiber den Zusammenstoß gleicher Selbstlaute, doch ohne peinliche Angst. Goethe schrieb sogar im Vers: 'Ich freue mich bei einem jeden Schritte', da er mit Recht die zwei verschieden betonten ei nicht als störenden Zusammenstoß empfand. Die Verschiedenheit der Tonhöhe mildert für das deutsche Ohr so manchen Gähnlaut, der die französischen Versdichter seit Malherbe unerträglich dünkt. Einen Zwang: 'da aber, — die ist, — liebe Elise' zu meiden, wird und soll der deutsche Schreiber nicht dulden.

\*

Nötiger als die Scheu vor dem Zusammenstoß gleicher Selbstlaute ist die vor dem Häufen der Mitlaute, namentlich der Bishlaute. Über das Binde-s zwischen Bishlauten wurde schon gesprochen (S. 80). Nur ein Ohrloser wie Jean Paul konnte Sektzeit erfinden, und unbegreiflich ist es bei Hebbel (in dem Gedichte 'Tief'). Jean Paul bildete auch 'Selbstzwist', und gar in seiner Vorschule der Ästhetik! In der Novelle eines vielgenannten süddeutschen Schreibers fand ich jüngst das ebenso schöne Zuchzschrei. Ohrlose Schreiber bringen solch Hottentottengegenschälze fertig wie: die 'Niekschen Anschauungen', mit 'Treitschkecher Entschiedenheit'. Schon die einfachen Namen Nieksche und Treitschke sind nicht grade Musik mit ihrem Zauberklang. Von den Fremdwörtern, die ja fast alle ohrlos sind, ein Gefühl für den Mißklang von *Rezepisse*, *Reziprozität*, *Inadmissibilität*, *Mystifikation*, *historizistisch*, *Inkompatibilität* zu erwarten, wäre ungerecht, und dem Germanisten Adolf Frey klingt sein Satz: *Ihm fehlte die aggressive Initiative* wohl gar wie Himmelsmusik. Unre Sprachmeisterer und leider gleich ihnen viele Lehrer bestehen auf genaues schst im Superlativ; Goethe schrieb mit nachahmenswerter Freiheit: *das Allernürrischte an der Sache, das heimtückischste Verfahren*.

Eine Sprachmeisterregel verbietet die Häufung einjilbiger Wörter. So allgemein ist solche Regel nicht haltbar; Goethes Verse: *Wohl hast du Recht, ich bin nicht mehr ich selbst, Und bin's doch noch so gut, als wie ich's war* (Tasso, 2254) gehören nicht zu seinen schönsten, verletzen aber noch nicht unser Ohr. Der auf und nieder wogende Atem der Verse, dazu der sich Wortgruppen bildende Sinn des Satzes (nicht 'Satzinn') lassen uns diese 20 aufeinander folgenden Einjilber kaum als solche empfinden. Der Zufall ließ mich gar ein Stück deutscher Prosa mit 41 einjilbigen Wörtern hintereinander entdecken, von — Niekschel! Man prüfe selbst, ob sie wohl oder übel lautet: sie steht im Zarathustra, in dem Abschnitt 'Das andere Tanzlied', 2, beginnt '... wir uns auch nicht' und schließt 'daß ich auf...'. Auch hier achte man auf die Musik der Wortgruppen. Anders steht es mit dem Häufen von wert-, ja sinnlosen Silben in diesem gelakten Sage Johannes Schläfs: 'nur zwar wohl schon nur mehr noch Freude'.

Alle Bildungssprachen lieben das Spielen mit dem Gleichklang, wenngleich nur die altdeutsche Dichtung den Anlautreim (Alliteration) zum Rang einer festen Versform erhöht hat. Noch heute spielt dieser 'Stabreim' in allen germanischen Sprachen eine nicht unerächtliche Rolle; Wilhelm Buschs *Max und Moritz* z. B. verdanken ihm ein Stückchen ihrer Unsterblichkeit. Bei den Engländern sind Büchertitel wie *The woman in white* und Schlagwörter wie *Men, not measures* immer noch sehr beliebt. Doch schon die Alten kannten den Wert dieses feinen Stilmittels: Heraklit schrieb den Stabreimenden Spruch vom πόλεμος πάντων πατήρ; die Römer schufen den Ehrennamen eines *Pater patriae*, freuten sich an Sätzchen wie *Dies diem docet, ... Homines cum docent, discunt*, und Cäsar Stabreimte im großen Stil sein *Veni, vidi, vici*.

\*

'Bilde Künstler, rede nicht!' heißt Goethes kürzestes und inhaltreichstes Mahnwort an die Bildner jeglicher Art. Von den Kunstmitteln des Bildners in Worten war hier

schon oft die Rede, besonders in dem Buch über den Ausdruck. Zu ergänzen ist er jetzt durch einen Zusatz über die Tonmalerei. Sie ist eine Kunst, kann also nicht gelehrt werden; lehrbar ist nur das Handwerksmäßige, was jeder Kunst eigen, und dessen ist in diesem Falle sehr wenig. Auch der Anfänger weiß etwas von den Zusammenhängen des Inhaltes und des Wortklanges; kennt viele Stellen in unsern Dichtwerken, wo sich die innere Form in der Sprachmusik offenbart. „Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen“ in Schillers *Kindesmörderin*, — „Von dem Dome schwer und bang tönt die Glocke Grabgesang“, — „Völker verrauschen, Namen verklingen“ werden von jedem Leser als notwendiger Ausdruck der Wortmusik gefühlt. Aber die Kunst ist eine Vermittlung des Unausprechlichen, heißt es bei Goethe, und Torheit wäre es, die Art dieser Vermittlung im einzelnen genau ergründen zu wollen. Von einer auszubildenden Wissenschaft des tonkünstlerischen Zusammenhanges zwischen Gehalt und Form kann keine Rede sein; es bleibt beim Vermuten und Ahnen, denn hier sind wir im Reich des Unbewußten und des Unwißbaren.

Wir vermuten in den Selbstlautern von Goethes Versen „Mit hundert schwarzen Augen sah“ und „Umsausten schauerlich mein Ohr“ künstlerische Ausdrucksmittel für die Finsternis und die Winde. Wir glauben in den zwei, drei betonten und halbbetonten i und im Takte des Verses „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“ das Ziehen zu fühlen; aus der stabweimenden Wiederholung des Anlauts „Nach ewigen, ehernen großen Gefegen“ das unwandelbare Geschick zu spüren; beim hohlen Ton vom „wesenlosen Scheine“ in die gleichförmig graue Ferne zu blicken; bei den gefärbten Umlauten in „Nun glühte seine Wange rot und röter“ die Höte des Höhengefühls aufblühen zu sehen. Doch wie ungreifbar ist dies alles, wie geheimnisvoll-dämonisch! „Wollte man darüber nachdenken, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande“ (Goethe zu Eckermann). In der hochberühmten lyrischen Fuge „Ganymed“ spielt unser Tönemeister im ersten Satz auf den Saiten G, L, N, C, und keine Selbsttäuschung ist es, wenn wir uns bei den Versen: „Wie im Morgenglanze Du rings mich anglühst“ vom ersten Sonnenleuchten angestrahlt fühlen. Solche sich jedem Ohr aufzwingende Klangmittel wie in den Versen: „Töne, Schwager, ins Horn, Raßle den schallenden Trab“, oder: „Wenn die Räder rasselten, Rad an Rad, rasch ums Ziel weg“ finden sich auch bei geringeren Dichtern. Nur den ganz Großen aber gelingt die Verzauberung des Lesers, die bannendere noch des Hörers, durch die ihn wohligh umflutenden Sprachwellen im „Fischer“:

Labt sich die liebe Sonne nicht,  
Der Mond sich nicht im Meer?

Steht wellenatmend ihr Gesicht  
Nicht doppelt schöner her?

oder durch die traumhaft ahnungsvollen Klänge in den feierlichen Versen:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?  
Warum band es uns so rein genau?

Ach, du warst in abgelebten Zeiten  
Meine Schwester oder meine Frau.

Und wann hat je ein Dichter mit den Tönen der Menschensprache das Ungeheuerste nachzumalen gewagt und vollbracht, wie Goethe in der Geburt des neuen Lichtes:

Horchet! horcht dem Sturm der Horen!  
Tönend wird für Geistesohren  
Schon der neue Tag geboren.

Felsentore Enarren rasseln,  
Phöbus' Räder rollen prasselnd;  
Welch Getöse bringt das Licht!

Hoßentlich wähnt kein Leser, diese Tonkünste seien mit klügelnder Absicht zustande gekommen. Goethe selbst hätte hierüber nur sein Wort an Eckermann wiederholen können. Ursprünglich hieß es bei Goethe: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, Und das heißt ein Streiter sein.“ Die vier ei im zweiten Vers zwangen zu der Änderung: ein Kämpfer sein.

Welche wunderfame Ton- und Taktmalerei in Mörikes lieblichen Versen: *Zierlich ist des Vogels Schritt im Schnee, Wann er wandelt auf des Berges Höh*. Nur vier zweisilbige Wörter, kein Wort über zwei Silben, neun einsilbige: glaubt man, dies sei Zufall? Doch ebenso falsch wäre der Glaube, hier walte bewußte Absicht. — Oder man lese Kellers Gedichtanfang: *Ich will spiegeln mich in jenen Tagen, Die wie Linden-ripfelwehn entflohn*: fällt dem Leser hiebei nichts auf?, z. B. daß kein R vorkommt? —

Oder in der berühmten Prosastelle in Mörikes Mozart über das Endspiel des Don Juan: *Mozart löscht ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral „Dein Lachen endet vor der Morgenröte“ erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.* Wird in deutscher Prosa je ein schönerer Satz geschrieben als der letzte? je ein in seiner erschütternden Klangsprache vollendeter von einem Griechen oder Italiener?

Daß es einem Schreiber mit Musik in ihm selbst möglich ist, in nichtdichterischer Prosa eines Dichters vollwürdig zu sein, das lehrte uns Visschers Erklärung zu den ersten Versen Iphigeniens bis zu den Worten *Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet: Wie schreiet, weilt, sinnt und schreiet wieder und weilt betrachtend, gefühlhauchend, in wallenden Togafalten die weitere feierliche Rede.* Allerdings war Visscher selbst ein Dichter, und keiner von den geringen. — Alle große, schon alle gute Prosa ist Musik; jeder Prosameister muß etwas, muß sogar recht viel vom Dichter und Tonmeister zugleich haben. Jeder vollkommen schöne Satz in den Beispielen dieses Buches verdankt einen beträchtlichen Teil seiner Schönheit und Wirkung der „holden Kunst“, der Musik.

\*

Die gebildete deutsche Sprache dichtet und denkt für uns; befriedigt sie aber unser Bedürfnis nach Wohllaut? Ziemlich genau so alt wie die ältesten Nachrichten von den Germanen sind die Klagen über Rauheit und Mißklang ihrer Sprache. Um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. schrieb der Römer Pomponius Mela, leider ohne Beispiele, eine römische Zunge könne die Namen mancher deutscher Berge nicht aussprechen. Kleist hat diese Ansicht sehr fein in der Hermannschlacht verpöthet:

Pfiffikon! Jphikon! — was das, beim Jupiter!  
Für eine Sprache ist! als schlägt ein Stecken  
An einen alten, rostzerfressnen Helm!  
Ein Greuelstern von Worten.

Im vierten Jahrhundert verglich der Kaiser Julian den Klang der deutschen Schlachtlieder mit Raubvogelgekrähe. Wir brauchen keinen Wert auf solche Geschmacksurteile zu legen; wir kennen die Gotische des vierten Jahrhunderts, finden es an Wohllaut dem Griechischen und Lateinischen nicht nachstehend, und andre Völker stimmen uns darin bei. Fast jede nichtverstandene Sprache klingt dem Hörer übel. Bejaßen wir Urteile von alten Germanen über den Klang des Lateinischen, so würden die vielleicht besagen, daß die Römersprache sich wie das Piepsen von Sperlingen anhöre; sie hätten damit mehr Recht als die Römer mit ihrem Urteil über das Deutsche: auf 100 Selbstlauter und Zwiellauter im Lateinischen kommt i 28 mal, ist also ein vorherrschender Laut, häufiger selbst als i in der heutigen Aussprache des Griechischen.

Durch alle Jahrhunderte ziehen sich die Klagen deutscher Schriftsteller über die Sprödigkeit des Deutschen. Otfried schalt in einer Zeit der Anbetung des Lateinischen: *Diese barbarische [deutsche] Sprache ist rau und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt*, mahnte aber seine Leser: *li du zi note, theiz scono thoh gilute*, glaubte also an die Möglichkeit, ihr dennoch Wohlklang abzurufen, gleich dem Verfasser des Pilatus-Gedichtes, dessen Worte über diesem Abschnitt stehen. Aber hat nicht selbst Goethe in unmutiger oder übermütiger Laune die deutsche Sprache als den „schlechtesten Stoff“ für den Dichter bezeichnet und dadurch Klopstock zu grimmigem Borne gereizt? Sehr ähnlich dem Kaiser Julian schrieb Karl August von Weimar 1805 an Schiller aus Anlaß seiner Phädra-Übersetzung: *Die deutsche Sprache sanft und klingend zu machen, ist gewiß sehr schwer; sie tönt gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt.*

Über Wohl- und Mißklang einer Sprache entscheidet vornehmlich die Verteilung ihrer Selbstlauter. Für eine der wohlklingendsten Sprachen gilt uns, nicht mit Unrecht, die italienische; ihr Verhältnis von Mit- zu Selbstlautern ist wie 54 zu 46. Im Neu-





hochdeutschen ist es wie 60 zu 40, aber im Gotischen wie 55 zu 45, nahezu gleich dem Italienischen. Danach kommt in Betracht die Häufigkeit der einzelnen Selbstlauter: hier zeigt sich allerdings, daß im Neuhochdeutschen das e nicht nur jeden einzelnen Vokal überträgt, sondern häufiger ist als alle übrige einfache Selbstlauter zusammengenommen. Von 100 Selbstlautern einschließlic der Doppellaute kommen: auf e 43, auf i 15, auf a 12, auf u 9, auf o 5; also 43 e gegenüber 41 andern Selbstlautern und 16 Doppellauten. Ueberdies ist kurzes stumpfes e bei weitem häufiger als langes geschlossenes.

Dazu die nicht seltenen Selbstlauthäufungen im Deutschen. Schon im Gotischen gibt es schwer aussprechbare Gruppen, z. B. *svumfsl* (Leich); und Wörter wie Kopfschmerz, Sumpfpflanze, Strumpfstriker, Nachspruch, Wettstreit, Augtschweiß fallen einer romanischen Zunge nicht leicht. In „strengst“ kommen auf einen Selbstlauter sieben Mitlauter. Dennoch, so heißt es mit Recht bei Jakob Grimm, tut der deutschen Sprache das Überwiegen der Konsonanten gar nicht weh, sondern sie hat noch die Fülle milder und anmutiger Wörter. Ähnlich bei Herder: „Wahrlich, die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt.“ — Nicht sehr beweiskräftig, aber aus einem richtigen Gefühl geschrieben ist Luthers Satz: Ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderer Sprache reden möge, daß es also bringe und klinge ans Herz, durch die Sinne, wie es tut in unserer Sprache.

Bei unbefangener Vergleichung, soweit ein Deutscher in diesem Fall unbefangen ist, ergeben sich mancherlei Klangvorzüge unsrer Sprache vor den romanischen. Für die Dichtung ist der größte, daß wir gewichtiger und edler als diese reimen. Durch unser Grundgesetz: der Hauptton fällt auf die Stammsilbe, die Trägerin des Wortsinnes, gewinnen die Reime im Deutschen mehr Würde und Wucht als im Französischen, Italienischen und Spanischen, wo sie durch die reimenden ein-, zwei-, dreisilbigen Endungen in zahllosen Fällen zum bloßen Klingklang werden. Die ersten zwei Reime in Dantes Göttlicher Komödie: *vita-smarrita* sind für die deutsche Verskunst wertlos, weil unrein: Stammsilbe reimt auf Endung.

Das Deutsche besitzt jeden schönen Klang der romanischen Sprachen, dazu aber noch einige wichtige Wohlklänge, die diesen fehlen: die Doppellaute ei, eu, au, den sanften Hauch des h. Werden wir uns etwa beklagen, daß wir nicht gleich den Franzosen näseln? Außer unser: Welschern, die gern Perron, Jaçon, Teint, Terrain, Nuance näseln möchten, aber nicht können, findet jeder Deutsche die französischen Nasenlaute widerwärtig. Daß die Franzosen sie herrlich finden, nimmt nicht wunder: in einem nicht übeln Stilbuch von A. Roche heißt es: *Le son nasal donne de l'éclat à la voyelle . . . Il contribue à rendre notre langue plus sonore, plus mâle et plus majestueuse.* Auch dem Manne möchte man zurufen, wenn er's nur verstünde: „Höb di vör de Inbildung!“ — Und was würden die Franzosen und Engländer sagen zu Bishers Urteil über ihre Sprachen:

Wie sie zu süßlichem Brei näselnd der Franke vermanzt,  
Wie sie mit Fröschengequal und Zischen und Prusten und Blasen  
Britischer Mund furios gurgelt und strudelt und quirlt.

Nicht viel gerechter lautet sein Urteil in Prosa:

Übrigens kann man die Sprachen auch so einteilen: das Englische reine Auster, schleimig mit Seegeruch, das Italienische Rotwein mit Orangen, das Französische Likör und Biscuit, das Deutsche gutes Roggenbrot mit Rettich und kräftigem Bier, das Holländische ganz Sering.

Und entschieden Widerspruch werden wir dem Urteil Hebbels entgegensetzen:

Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, doch schön ist  
Auch die französische nicht, nur die italische klingt.

Lassen wir alle diese wenig fördernden, weil befangenen Urteile auf sich beruhen; nehmen wir uns vor, unser Deutsch, ob wohl, ob übel klingend, so holdtönig zu machen, wie es die Sprache nur irgend vollbringt, wenn unser Ohr sich ihr zu Diensten stellt. Nicht in blinder Eigenliebe ihre Mängel übersehen wollen wir, sondern diese nach Möglichkeit

abschwächen. Da ist zunächst ihr größter, das tonlose *ë* in den immer wiederkehrenden Endungen *e, er, es, en, em, est, ere, erere* usw. Friedrich der Große hatte dieses Hauptübel erkannt und schlug vor: Man darf diesen Worten am Ende nur noch ein *a* hinzufügen und sie in *jagena, gebena, nehmena* verwandeln, so werden sie unserm Ohre gefallen. Friedrichs Zeitgenossen lachten darüber; auch wir lächeln; selbst der mächtigste Fürst kann solche Verwandlungen nicht erzwingen. Unsrer Sprachentwicklung hat nun einmal die volleren Selbstlautendungen mit *a, i, o* bis zur Tonlosigkeit abgeschliffen; müssen wir aber mehr als durchaus nötig diese Tonlosigkeit vorherrschen lassen? Ernst Eckstein führte folgenden, allerdings von ihm selbst verfertigten, Satz an: *Helene Weber gedenkt des Strebens jenes edelsten Menschen, der je Dresdens belebte Wege betreten.* Aber schon die Hälfte, schon ein Drittel der tonlosen *ë* ist in einem Satz von solcher Länge zuviel, und gern möchte ich die 7 *ë* auf 17 Wörter in meinem Satz bis zuviel vermindern. Wie wäre das zu machen? Darf ich's versuchen mit: Aber schon halb, schon drittel so viel *ë* sind in einem so kurzen Satz lästig? Hier haben wir nur noch 3 *ë* auf 14 Wörter. Bei J. Grimm fand ich den Satz: *Dieses schöne, in mehrere vorliegende heutige holländische Volksliederbücher aufgenommene . . . Lied,* und Grimm hatte nichts gemerkt. — Das ist sicher: sowie sich die Rede aufschwingt, mindern sich bei guten Schreibern die *ë*; jede genaue Untersuchung ergibt, daß in der guten Dichtung das *ë* seltener ist als selbst in der besten Prosa.

Was den deutschen Schreiber in seinem Streben nach Wohlklang zumeist lähmt, ist das Gefühl: wer dankt mir's? In Deutschland wird fast durchweg ebenso taubstumm gelesen wie geschrieben; ohrlos nennt Schopenhauer die Menschen dieser Art. Die Romanen sehen nicht bloß, sie hören was sie schreiben. Wir Deutsche sollten alles von uns Geschriebene halblaut überlesen. Keller empfand diesen Mangel schwer:

Das Auge beim Durchlesen fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift hinweg, und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.

Molière hatte wenigstens seine Köchin zum Anhören, und er fühlte sich ihr dankbar verpflichtet. Goethe suchte sich schon in der Weimarer Frühzeit gegen die Ohrlosigkeit beim Schreiben durchs Diktieren zu schützen und ist diesem Hilfsmittel bis an sein Ende treu geblieben. So fein war Goethes Ohr durchs Diktieren gegen Mißklänge geworden, daß er den Titel 'Wahrheit und Dichtung' wegen der zwei zusammenstoßenden *d* wandelte in 'Dichtung und Wahrheit'. Nur ein ohrloser Schreiber konnte den Satz drucken lassen: *Dieses Denkmal sollte aus einem aus einem Haufen noch aus dem alten Staatsgefängnisse stammender Ketten und Riegel gebildeten Unterbau bestehen* (Deutsche Revue, 1898). Und nur im Halbschlaf war ein Satz wie dieser möglich: *Bei Übersendung der Aufforderung zur Anmeldung von Ansprüchen auf Vergütung von Kriegisleistungen an die Regierungen.* Ohrlos ist Lamprechts Wort 'reizsam' gebildet, das dem Schreiber und vielen Lesern so ausnehmend gefiel. Ein wohlmeinender Ohrloser schlug vor, 'national' zu ersetzen durch 'vollklich'; er hörte nicht den Gleichklang mit 'folglich'; zum Glück wurde es bald durch das treffliche 'völkisch' verdrängt.

Wortgeklingel ist nicht Musik. Wenn Bierbaum sein 'Kling Klang Gloribusch' anstimmt oder 'Bummel, Bammel, Spinnenräderröckentanz, Röckentanzgeschrammel' singt, so wendet sich der zu solchem Ohrenschmaus geladene Gast mit Grausen. Nichts Besseres ist zu sagen von Dehmels 'Glühlala!' oder Elke Lasfers ihm nachgeklungeltem 'Blüheilala!' Noch so wohl lautender Unsinn, noch so süß hinschmelzende Platttheit sind schlechter Stil. Die Freude am Wohlklang darf nicht einmal dazu verführen, ein klanglich schöneres, aber weniger scharf zeichnendes Wort dem klangärmeren Eigenwort vorzuziehen: dieses hat stets jowiel Musik wie nötig. Halten wir es mit dem strengen Quintilian: *Neque ullum idoneum aut aptum verbum praetermittamus gratia lenitatis* (Wir wollen kein taugliches oder gut passendes Wort aus Wohlklangsgründen weglassen). Cicero dagegen empfahl die *complementa numerorum*, die rhythmischen Reigaben, — sie finden sich bei ihm bis zum

Überdruß. Nachahmer Ciceros sind die mittelmäßigen unter den französischen Prosaschreibern; die guten verwerfen solche *complementa* (im Französischen: *chevilles*, Flickenwörter). Besonders sündigen darin ihre Redner, unter diesen am meisten die Prediger: *Je plains en cette chaire un sage et vertueux capitaine, dont les intentions étaient pures, et dont la vertu semblaient mériter une vie plus longue et plus étendue* (Fleischer). Der Klang-Zusatz *et plus étendue* macht den Schluß voller, wirkt aber nicht Sinn-steigernd, sondern schwächend, ja erscheint gradezu albern. — Schleiermachers Monologen sind nicht mehr lesbar, weil er der Musik die Körnigkeit und Klarheit des Gedankens geopfert hat.

Die Künstler des Wortes erfinden schon die Namen ihrer Menschen tonmalend. Was für wunderschöne Namen wählte oder erfand Shakespeare! Ophelia steht in keiner Quelle, und wie fein wandelte er die von ihm in einer italienischen Novelle gefundene Desdemona (die Unglückselige) in Desdemona, um den Gleichklang mit *this demon* auszuschließen. Aus dem heldisch klingenden Jastoff machte er den dicken Falstaff. Cordelia, Perdita, Imogen, Nerissa sind Shakespeares Eigenschöpfungen.

Aus der neuern Literatur seien genannt: Kellers Brenchen, noch einmal sein Maus der Zahllose, die Jungfer Züs Bünzlin; Luz im Sinngedicht; Guckows Schlurf in den Rittern vom Geist; Mörikes schöne Lau; Reuters Bräsig; Sudermanns Michalke in der 'Ehre'. — Wie abgeschmackt ist dagegen der Name Quaquaro für einen echtberlinischen Hausverwalter in G. Hauptmanns 'Ratten'; wie lächerlich der ernstgemeinte Herr von Kammacher in dessen elender 'Atlantis'! Oder wußte Hauptmann nichts von Kellers Gerechten Kammachern?

\*

Wohl dem Schreiber, der alles Geschriebene zuerst einem klugen willigen Hörer — noch besser einer solchen Hörerin! — vortragen kann. Vereintigt dieser oder diese mit der Freundschaft oder Liebe die strenge Wahrheit, um so wohler. Vier Ohren hören mehr und besser als zwei; selbst das Diktieren ist kein so sicherer Schutz gegen klangliche Unglücksfälle. Platen wird um vieler schönklingender Verse willen als einer unsrer tonschönen Dichter gerühmt; aber wie seltsam: grade bei ihm gibt es Stellen mit unerträglichen Mißklängen. Einer seiner Hexameter beginnt: *Mit Schießscharten versehn*; ein anderer schließt: *zu ergänzen des Stoffs Fehl*, ein dritter: *Kein Bleiben vergönnt des Geschicks Beschluß mir*. Und dieser merkwürdige Dichter erdreistete sich, die Hexameter in Hermann und Dorothea 'holpricht' zu schelten. — Bei dem ihm nicht unähnlichen Hugo von Hofmannsthal, dessen Sprachmusik als unübertrefflich gerühmt wird, steht in Prosa: *Der spanische Aufenthalt enthält ein kleines Erlebnis* und im Reimvers: *Und sang recht etwas Trauriges, Indes ich hier im Dunklen saß*.

In Herders 'Ideen' ist stehen geblieben: *Der in sich selbst überall allgenügsamen Natur*. Gleim schreibt gar an Herder: *Laßt uns uns unsers Schicksal freuen*. Wendungen wie 'um nicht zu weinen zu brauchen' (Guckow) kommen sehr oft vor; unvermeidlich sind sie nicht, nur muß man sich nicht so sprachwidrig wie Ebers zu helfen suchen: *ohne eine Entdeckung befürchten zu brauchen*. Bei Laube heißt es einmal: *Die Gesellschaft muß sich sicher stellen*, und dem feinhörigen Eichendorff ist einmal widerfahren: *Die Sonne schien schon schief zwischen den Baumstämmen hindurch* (im 'Laugenichts').

Nicht ganz so arg, doch arg genug sind diese aufgefangenen Mißtöne:

Unmittelbar nach den Ereignissen, als also von besonnener Kritik noch gar keine Rede sein konnte. (Bölsche.) — Schiefe Bezüge zu zufälligen Unzulänglichkeiten. (Vorinski.) — Der Egmont ist durchaus aus einem Guß. (R. M. Meyer.) — Ein Wesen, das Goethen so nahe stand, zwingt uns, uns eine Ansicht über sie zu bilden. (G. Grimm.) — Die ganze Haut ist als nichts anderes zu betrachten, als als eine Lage von Nervenwärtchen. (Osen.) — Bismarck betrachtete ihn eher als einen angesehenen Nachbarn als als Mitarbeiter. (Bosfische Zeitung.) — Nach Nachrichten, die die Pforte aus Serbien erhalten hat. (Dresdener Zeitung.)

Zunmerhin sind die gehegten Zeitungschreiber entschuldbarer als die bedachtamen Gelehrten.

\*

Strömt im Wohl laut der Sprache das Empfinden aus, so gibt der Sapfschritt (Rhythmus) die innere Bewegung wieder. Der für seine eignen Schriften so oft vertaubte Jean Paul hatte ein feines Ohr für die Musik der Andern:

Wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing und Herder hinüber, unwillkürlich rhythmisch. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorener Gedankenstrom da, so wird er schon tauschen.

Das ist's: der echte Herzschlag des Sages läßt sich so wenig künstlich erzeugen wie das echte Gefühl. Der gefälschten Begeisterung, dem erheuchelten Brustton der Überzeugung entspricht der verlogene Sapfschritt. Was vom Sappbau gesagt wurde, daß er etwas ganz Persönliches ist (S. 295), gilt vom Schrittmaß des Sages und der Darstellung. Es gibt einen prosaischen Rhythmus, aber für jedes Buch und jeden Autor einen andern und ungesuchten. (Jean Paul). Er bietet sich ungesucht dem in der Tiefe empfindenden Schreiber dar und schmiegt sich gehorsam, ewig wechselnd, dem ewig wechselnden Inhalt an. Nießsche schreibt hierüber nur halb klar:

Gute Schriftsteller verändern den Rhythmus mancher Periode bloß deshalb, weil sie den gewöhnlichen Lesern nicht die Fähigkeit zuerkennen, den Takt, welchem die Periode in ihrer ersten Fassung folgte, zu begreifen; deshalb erleichtern sie es ihnen, indem sie bekannteren Rhythmen den Vorzug geben.

Ist Sappmusik überhaupt zu lernen, dann nur aus den Dichtern. Über die Sappmusik bei Goethe verweise ich auf mein Buch über ihn (S. 515). Man lese mit laufenden Ohren besonders Goethe, Schiller, Hölberlin, Uhland, Mörike, Eichendorff, Heine, Hebbel, Geibel, Leuthold, Heyse, Storm, C. F. Meyer, Keller, und es müßte wunderbar zugehen, wenn aus ihnen ein Schreiber mit Sinn für Wohl laut nicht einiges lernte. Aus Regeln wie der von der Notwendigkeit des „aufsteigenden Rhythmus“ ist nichts zu lernen. Der Leser wird in allen größten Prosawerken auf jeder Seite Sappmusik von ganz andrer Art finden. Denn nur ein Gesetz gibt es, für den Schritt des Sages wie für den Stil überhaupt: sie sind der Ausdruck des Empfindens und Denkens des Menschen.

#### Vierter Abschnitt.

### Klarheit und Verständlichkeit.

Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit. (Lessing.)

Die Deutschen besitzen die Kunst, die Wissenschaften unzugänglich zu machen. (Goethe.)

Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Ausdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele. (Goethe zu Erdmann.)

Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und deutlich wußten, was sie ausdrücken wollten. Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den übrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen. (Schopenhauer.)

Klarheit und Verständlichkeit sind aufs nächste verwandt, aber nicht genau gleich. Ein Mathematiker kann kristallklar schreiben, mir jedoch unverständlich bleiben, weil er bei seinen Lesern voraussetzt, was mir abgeht; Gedankenbahnen durchmißt, die mir ungangbar sind. Ein andrer Schreiber kann mir in jedem Einzelwort verständlich, aber durch die Verworrenheit des Ganzen unklar sein: er hatte die Teile in der Hand, fehlte ihm nur das geistige Band. Hegels einzelne Wörter in den Beispielen auf S. 468 und 469 sind uns zur Not verständlich; die ganzen Sätze hat nie ein Mensch verstanden, auch Hegel nicht.

Mit Ausnahme der absichtsvollen Dunkelmänner, also der Bieraffen und anderer Stilgaufker, ist alle Welt im Lobe der Klarheit einig. Selbst die Dunkelmänner nehmen es übel, wenn man sie so nennt: sich selber kommen sich sonnenklar vor. Der Mensch ist ein lichtfreudiges Wesen, die Helle ihm lieber als das Dunkel, die Nacht ist keines Menschen Freund. Indessen hier wie überall handelt es sich nicht um den tausendfach verschiedenen Geschmack des Einzelnen, sondern um ein allherrschendes Gesetz: von allen Stilarten ist

die klare die beste, denn sie ist die zweckmäßigste. Den hellbelichteten Satz, die durchsichtige Gliederung, den leuchtend erkennbaren Sinn des Ganzen nehmen wir ungetrübt auf, und das ist doch wohl die Absicht des ehrlichen, des guten Schreibers. So wenig oder so viel er uns zu geben hat, ganz will er es geben, nichts soll aus Mangel an Licht übersehen werden. Und die wohlige Empfindung des Lesers, daß ihm nichts verborgen bleibt; seine Freude am Finden, Erkennen, Aufnehmen, Verarbeiten — sie sind Schönheitsgenuß: darum steht dieser Abschnitt in dem Buche von der Schönheit; darum an der Spitze des Abschnitts das Bekenntnismwort Lessings über seinen Stil.

Es gibt an sich mehr oder weniger klare Sprachen. Vom Französischen hat Rivarol (S. 165) mit ähnlicher Entschiedenheit, wie Lessing von seiner eignen Schreibweise, geurteilt: *Tout ce qui n'est pas clair, n'est pas français* (Alles, was nicht klar ist, ist nicht französisch). Für so wichtig hielt er diesen Satz, daß er ihn mit lauter Großbuchstaben drucken ließ. Man darf ihm zustimmen, wiewohl es auch einige dunkle französische Schriftsteller gibt, allerdings nur absichtlich dunkle, z. B. Mallarmé. Die Franzosen schüzen sich gegen sie durch das von Schopenhauer empfohlene Mittel: Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region gerät als die eigene. Das Deutsche hat Eigenschaften, die unter der Feder eines unachtsamen Schreibers zur Unklarheit, unter der eines präziösen, eines unredlichen zur Dunkelheit führen. Der gute Schreiber muß die dunkeln Winkel seiner Muttersprache kennen und in sie desto stärkeres Licht ergießen. Einem so klaren Kopfe wie E. M. Arndt widerfuhr die Doppeldeutigkeit: 'Und Gott im Himmel Lieder singt.' Man sollte es kaum glauben: Nietzsche hat dies wirklich falsch verstanden, oder — verstehen wollen, um einen Witz einzuschmuggeln: 'Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum. Der Deutsche denkt sich selbst Gott Lieder singend.' (Sprüche und Pfeile, 33.)

Die zwei hier unterschiedenen Gattungen der Unklarheit, die aus Unachtsamkeit und die aus unredlicher Absicht, verdienen natürlich ein verschiedenes Urteil. Mit der Unachtsamkeit soll man Nachsicht üben, denn wer von uns allen ist sicher vor ihr? Unbarmherzig zu verurteilen ist das absichtliche Verdunkeln, denn es entspringt allemal unlauterer Sinnesart: dem Streben, die bewußte oder unbewußte Unklarheit, ja Unwissenheit des Schreibers zu verschleiern und Gedantentiefe vorzuspiegeln. Die absichtliche Unklarheit, die gefährlichste und die gemeinste, ist zur Zeit die vorherrschende; einen ihrer Hauptstufengriffe, die Fremdwörterei, haben wir untersucht. Nur der unausrottbare Fetischglaube an die Heiligkeit bedruckten Papiers läßt diese absichtlich schwindelnde Dunkelheit in Deutschland noch gedeihen. Rudolf Hildebrand, unser feinsten Deutschkundiger nach Uhland und Jakob Grimm, hat nachdrücklich betont: 'Die volle wahre Klarheit ist gebunden an die lebendige Sprache, an die Muttersprache, auch für die Wissenschaft; an das Fremde aber, vor allem an die abstrakte Schulsprache, hängt sich Unklarheit.' Eines der überzeugendsten Beispiele sind Friedrich Schlegels 'Fragmente': die gescheiten, die klaren Sätze sind überwiegend deutsch; wo er bewußt oder unbewußt schwafelt, rücken unfehlbar Haufen von Fremdwörtern an. Klar und geistreich sind z. B. die Sätze: *Noten zu einem Gedicht sind wie anatomische Vorlesungen zu einem Braten.* — *Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.* Dagegen halte man dieses tiefsinnig sein sollende unverständliche Kauderwelsch: *Moderantismus ist Geist der kastrierten Illiberalität.* — *Die intellektuelle Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie.*

Sprachliche Unklarheit ist selten ganz frei von Unredlichkeit. Schon Plutarch schrieb von den Sophisten: 'Sie gebrauchen in ihren Unterhaltungen und Streitschriften Worte als Vorhänge vor den Gedanken', wahrscheinlich die Quelle des angeblich Talleyrand'schen Wortes von der Sprache als Mittel zum Verbergen der Gedanken (S. 422), das sich übrigens schon bei Molière findet: *La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée.* Den Nagel aber auf den Kopf trifft ein andrer wasserklarer Franzose, Bauvenartgues, der die Klarheit nennt *la bonne foi des philosophes* (den guten Glauben der Philosophen). Schopenhauer, der Hegels sinnlose Dunkelheit immer wieder Unredlich-

keit schalt, tat dies nicht aus gekränkter Eigenliebe; wer kann glauben, daß z. B. folgende Sätze Hegels ihm selbst klar gewesen sind:

Das Selbstbewußtsein in dem Elemente der Unmittelbarkeit oder des Seins die Sittlichkeit ausdrückend, oder ein unmittelbares Bewußtsein seiner wie alles Wesens so als dieses Selbsts in einem Andern. — Der Geist ist in seiner einfachen Wahrheit und schlägt seine Momente auseinander. Die Handlung tönet ihn in die Substanz und das Bewußtsein derselben; und trennt ebenso wohl die Substanz als das Bewußtsein. Die Substanz tritt als allgemeines Wesen und Zweck sich als der vereinzelt Wirklichkeit entgegen; die unendliche Mitte ist das Selbstbewußtsein, welches an sich Einheit seiner und der Substanz, nun für sich wird, das allgemeine Wesen und seine vereinzelt Wirklichkeit vereint, diese zu jenem erhebt und sittlich handelt und jenes zu dieser herunterbringt, und den Zweck, die nur gedachte Substanz, ausführt; es bringt die Einheit seines Selbst und der Substanz als sein Werk und damit als Wirklichkeit hervor. In dem Auseinandertreten des Bewußtseins hat die einfache Substanz den Gegensatz teils gegen das Selbstbewußtsein erhalten, teils stellt sie damit ebenso sehr an ihr selbst die Natur des Bewußtseins, sich in sich selbst zu unterscheiden, als eine in ihren Massen gegliederte Welt dar.

Das sinnlose Zeug ist hiermit noch lange nicht zu Ende, nur die Geduld des Abschreibers reichte nicht weiter. Und zu den Füßen Hegels haben vor bald hundert Jahren im zweifelstüchtigen Berlin die klügsten und edelsten Männer gefessen, solcher Weisheit lauschend.

\*

Der Stil kann gar nicht hell genug sein; mehr Licht, immer noch mehr Licht! heißt die Forderung des Tages und aller Tage. Dunkel zu schreiben, hat zur äußersten Not nur der ein Recht, in dem eine Überfülle tiefter, selbst ihm noch nicht ganz enthüllter Offenbarungen flutet; solch ein Wundermann aber würde zugleich redlich genug sein, mit dem Schreiben zu warten, bis lichtvolle Klarheit sich über seine Schätze ergossen hat. Gar nicht schroff genug kann grade in Deutschland Streit verkündet werden dem Abglauben, Klarheit und Tiefe verträgen sich nicht. Was ist klarer und zugleich tiefer als die Worte Jesu? Wer hat mit größerer Leidenschaft nach Klarheit gerungen als Spinoza, Lessing, Goethe, Schopenhauer? Dunkelheit des Ausdrucks ist fast jedesmal Ausdruck der Dunkelheit, denn Was ein Mensch zu denken vermag, läßt sich auch allemal in klaren, faßlichen und unzweideutigen Worten ausdrücken (Schopenhauer). Und von dem absichtlich präziösen und dunkeln Scribler heißt es bei ihm, er suche etwas darin, so zu schreiben daß es aussehe, als vermöchten seine Worte seine hohen und tiefen Gedanken auszudrücken. Von dem leichtgläubigen Leser aber: Er denkt am Ende, es müsse etwas höchst Gescheites, nämlich sogar seine Fassungskraft Übersteigendes sein, und nennt nun seinen Autor einen tiefinnigen Denker. Einzig in Deutschland, dem Erblande des gelehrttuerischen dünkelfaften Dunkelstils, herrscht vielfach noch die Scheu vor der Klarheit, welche die Dunklen Seichtheit schelten, die Ehrfurcht vor dem sich in Dunkel hüllenden Scheintiefinn.

In Westermanns Monatsheften erklärte ein Besprecher der ersten Auflage dieses Buches, mein Stil gefalle ihm nicht, weil er zu eindeutig, zu wasserklar sei. Wie ist mir Erfreulicheres über meinen armen Stil gesagt worden; ich muß mich hüten, durch solchen Tadel zur Eitelkeit verführt zu werden. In welche Abgründe aber der deutschen Auffassung vom Wesen des Stils erschließt solch Urteil den Blick! — Der deutsche Schriftsteller, der nicht verstanden wird, nennt den Leser einen Esel. Diderot schreibt in seiner Philosophischen Unterhaltung mit der Frau Marzshall ... —: Wenn Sie mich nicht verstünden, so wäre das wohl meine Schuld. Ich denke wie Diderot.

Paul Heyse rät spottend:

Lernt darum den Kunstgriß üben,  
Der euch den Erfolg verbriefe:  
Rüßt das leichte Wasser trüben,  
Daß man glaubt, es habe Tiefe.

Die im Trüben nach Bewunderung fischenden Scheintiefinnigen führen gern Lichtenbergs hübschen Ausspruch an: Wenn ein Buch mit einem Kopf zusammenstößt, und es klingt hohl, so liegt die Schuld nicht immer am Buch. Nicht immer! Viel gemeingültiger ist aber die Fassung: so liegt die Schuld nicht immer am Kopf.



Der Amerikaner Mark Twain, ein Meister der lachenden Wahrheit, ein herzlicher Freund Deutschlands, hat sich wiederholt liebevoll lustig gemacht über die *awful german language*, weil sie ihm so oft mit unnötiger Unklarheit begegnet war. Wegen solcher Scherze von einem Deutschen zur Rede gestellt, machte er ihm diesen brieflichen Vorschlag, dessen Humor ich nicht übersehend verwässern möchte: *Clarity and simplicity are possible in that tongue, and people who muddy it and confuse it and darken it ought to be taken out and hanged. If you can get this plan tried, even for a single year, I am sure you will see a change. It will cost the lives of a few authors — possibly a hundred —, but what of that? Great reforms always cost something, and this one would be cheap at the price. There's plenty of authors. There is no use in being stingy with material, when there is such opulence of it and so much to be gained at such a small outlay. Come — sacrifice the hundred!* Hier haben wir einen der Fälle, wo verzärteltes Mitleid einen unbezweifelbaren Bildungsfortschritt hindert. Dabei hatte der gutgläubige Mark Twain nicht an die Möglichkeit gedacht, daß es absichtliche Verdunkler gäbe; welche Todesstrafe würde er wohl über diese verhängt haben? Vielleicht die mittelalterliche für die Münzfälscher.

\*

Keine Entschuldigung der Unklarheit ist die Schwierigkeit des Gegenstandes; sie ist eher eine neue Anklage: je schwieriger das Darzustellende, desto klarer muß die Darstellung sein. Unklarheit in wissenschaftlichen Schriften, Unklarheit gar in Lehrbüchern — welches Wort ist zu hart für diese Stilsünden? Denen aber, die Klarheit für nicht vornehm, nicht wissenschaftlich genug halten — auch solche gibt es —, sei ins Gedächtnis gerufen, daß keiner unsrer großen Prosaschreiber sich für zu vornehm gehalten hat, sich die äußerste Mühe um die höchste Klarheit zu geben. Goethe, der sich hierauf verstand, rühmte, nach Schopenhauers Bericht über eine Unterredung, an Kant, ihm würde, wenn er eine Seite von ihm läse, zumut, als träte er in ein helles Zimmer. Wo Kant uns dunkel erscheint, da liegt es an der Neuheit des Gegenstandes, an einer gewissen sprachlichen Spröde Kants, zum Teil an einem Wandel unsers Sprachgebrauches, niemals an einem vornehm-tuerischen Tiefscheinenwollen. Dies erkennt man schon an der verhältnismäßigen Sprachreinheit des Philosophen Kant: er gebraucht nur die damals allgemein üblichen Fremdwörter, erfindet sich kein neues Fremdwörterbuch, wie die Philosophen Lamprecht, Simmel und Genossen.

Wenn wir den Stil Lessings, Goethes, seiner Mutter, Schillers, Clausenwizens, Moltkes, Treitschkes, Freytags, Nieziches rühmen, drängt sich uns nicht an erster Stelle das Lobeswort Klarheit auf? Moltkes kurze Geschichte z. B. des Krieges von 1870 mit ihrem gewiß verwickelten Stoff ist für jeden mittelgebildeten Laien mit Hilfe einer Karte des Schauplatzes in jedem Satz wie im Ganzen durchsichtig klar. Ich kannte eine edle alte sehr friedliche Frau, die mit Vorliebe Clausenwizens Buch vom Kriege las und durchweg verstand. Damit vergleiche man die Unfähigkeit, wenn nicht den bösen Willen, vieler wissenschaftlicher und andrer Schreiber über sehr einfache Dinge. Wir erwarten z. B. von dem Verfasser eines Stilbuches Belehrung über den Satzbau; wir dürfen sie erwarten, denn wozu hätte er sonst sein Buch geschrieben? Was aber lernen wir aus folgenden Sätzen:

Der durch die Verbindung eines Verbs mit einem Objekt der Art (?) gebildete besondere Begriff wird oft durch ein zweites Objekt der Art auf eine besondere Unterart zurückgeführt. Auch wird die so bezeichnete Unterart des Begriffes oft durch mehr als ein Objekt des Individuums (?), durch den Personentafel und zugleich durch ein Raum- und Zeitverhältnis auf Einzelnes zurückgeführt.

Dies ist nur Unfähigkeit des Schreibers, denn er selbst wird sich wohl etwas ihm Verständliches dabei gedacht haben. Für bewußte Verdunkelung zum Verschleiern tiefer Unwissenheit halte ich Hegels Erklärung der Elektrizität:

Die Elektrizität ist der Zwed der Gestalt, der sich von ihr befreit, die Gestalt, die ihre Gleichgültigkeit aufzuheben anfängt; denn (!) die Elektrizität ist das unmittelbare Hervortreten oder das noch von der Gestalt herkommende, noch durch sie bedingte Dasein — aber noch nicht die Auflösung der Gestalt selbst, sondern der oberflächliche Prozeß, worin die Differenzen die Gestalt verlassen, aber sie zu ihrer Bedingung haben und noch nicht an ihnen selbständig geworden sind.



Sarmloser sind folgende Dunkelheiten: *Wenn Cäsar Tränen vergießt bei der Säule des mazedonischen Jünglings, und dieser bei dem Grabe Achills mit Eifersucht an einen Herold des Ruhmes denkt, wie der blinde Minnesänger (?) war, so biegt ein Erasmus im Spott sein Knie für den heiligen Sokrates, und die hellenistische Muse unsers von Bar muß den Schatten eines Thomas Diafoirus beunruhigen, um uns die unterirdische Wahrheit zu predigen . . .* (Hamann). Auffallend ähnlich den Sätzen Erich Schmidts auf S. 43.

*Warum und wozu schreibe ich über Tolstoi? Wenn man in der Luft und in dem Umkreis von Jasnaja Poljana immer wieder eingekehrt ist und dort Stunden des tiefsten und reichsten Lebens zubrachte, dann drängen sich einem solche Urfragen auf* (Julius Hart zu Beginn eines Büchleins über Tolstoi). Also der Schreiber war bei Tolstoi, und oft? — Hart war niemals in Jasnaja Poljana; wer das aber zufällig nicht weiß, erfährt der aus diesem Satze, daß alles sozusagen nur sinnbildlich gemeint ist?

Steigen wir aus den Reichen der Sinnbilderei in die der Wirklichkeit und fragen uns, warum nicht halb oder ganz dunkel geschrieben werden darf, sondern sonnenhell, so lautet die Forderung an die noch so großartigen Dunkelbunker: Ihr sollt uns nützen oder sollt schweigen! Wer drucken läßt, will ja nützen; und seinen Mitmenschen nützen ist selbst im Zeitalter der Ästheteten keine Schande. Auch diese lassen drucken, weil sie ihren Mitästheten zu nützen glauben. Nur der Schriftsteller wird uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt (Schopenhauer). Abermals muß gesagt werden: ein Schriftsteller von mittlerem Wissen und Können, der all seine geistige Habe durch die fleckenlose Klarheit seines Stiles Andern übermitteln, nützt mehr als ein grundgelehrter Schreiber, der einen großen Teil seines Geschriebes in undurchdringliches Dunkel hüllt. Auf den tiefen Zusammenhang zwischen Dunkel und Dünkel hat übrigens schon der Menschen Weisester, Goethe, hingewiesen: Bei Bornierten und Geistigdunkeln findet sich der Dünkel (zu Eckermann). — Ein gutes Beispiel für den überragenden Nutzen der Klarheit aus neuester Zeit ist Ludwig Speidel, mehr als ein Menschenalter hindurch nicht ohne Grund der Abgott der Wiener Leser. Er war weder ungewöhnlich gelehrt noch sonderlich tief; alles jedoch, was er schrieb, war verständig, jeder Satz verständlich: so hat er seinen zahlreichen Lesern unvergleichlich mehr wahre Bildung gespendet als viele seiner vorgeblich oder wirklich kenntnisreicheren Zeitgenossen, die sich aus Ungeßick oder aus Dünkel in Dunkel hüllten.

Einen nicht unebenen seelischen Grund für den Vorzug der Verständlichkeit gibt Cicero in seinen 'Pflichten' (2, 3): 'weil der Hörer, der alles versteht, sich in Folge dessen auf seine Geistesheit etwas einbildet.' In der ganzen Bildungswelt gilt der Grundsatz höchster Klarheit; in Deutschland verlangen manche Leser gradezu, durch tiefsinnig scheinende Unverständlichkeit beschwindelt zu werden. Eindeutigkeit und Wasserklarheit (vgl. S. 468) sind ihnen zuwider; sie ziehen Vieldeutigkeit und Pfügentrübe vor: auch in deren Deutung und Aufhellung kann man sich und andern geßick vorfinden.

\*

Klarheit kann niemals in einen Fehler ausarten. Wenn zuweilen geurteilt wird: Dieser Schreiber ist klar bis zur Plattheit, so täuscht man sich über den Sinn von Klarheit und Plattheit. Der klare Schreiber läßt das Licht in die Dunkelheit ausströmen; der platte zündet Licht am hellen Tage an. Er schreibt gewichtig Sätze nieder, die man nicht einmal im Gespräch sagen oder beachten würde; aus Überßätzung seiner selbst und aus Unterßätzung des Lesers verkündet er Selbstverständlichkeiten, als seien sie unerhörte Offenbarungen. Der oft geistreiche Friedrich Schlegel salbadert in einem Aufsatz über 'Nordische Dichtkunst': *Die Jugend ist der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden vielen immer teuer bleiben.* — Zacharias Werner läßt seine Massabäermutter Salome nach dem Sieden eines ihrer Kinder in Öl ausrufen: *O es ist schwer doch, von Märtyrern Mutter zu sein!*

Bewunderliche Plattheiten stehen in Platens Dichtung und Prosa:

Nicht für Handwerksburſchen allein, — für denkende Männer,  
Für groſßfühlende Frauen, dichte der deutſche Poet! —

Wenn die Natur zum Dichter ſchuf, den lehrt ſie auch zu paaren  
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren.

Hat man jemals hieran gezweifelt? muß dieſes der Dichter in pomphaften Verſen ſagen? — Platen in Proſa über Homer: *Die Vorzüge der Homerischen Dichtungen ſind nicht die Vorzüge unſerer Zeit; dafür aber (haben wir) andere, von denen ſich Homer nichts hat träumen laſſen. — Wie oft gewinnen Dinge ein ganz anderes Ausſehen, ſobald ſie bedacht werden. — Bewahre in allen Angelegenheiten die Klarheit des Geiſtes. — Unter allen Ländern biſt du doch immer dem Vaterlande am meiſten ſchuldig* (die letzten drei Sätze aus Platens *Lebensregeln*.) — Die Franzoſen nennen dergleichen Plattheiten ‚die Weiſheit des Herrn von la Paliffe‘, über den es z. B. dieſe Verſchen gibt:

Monsieur de la Palisse est mort  
En perdant la vie,  
Un quart d'heure avant sa mort  
Il était encore en vie.

In dem einſtmals als ein Gipfel des Geiſtreichtums auspoſaunten Modebuch von Langbehn: Rembrandt als Erzieher ſteht neben Duzenden von Plattheiten dieſe: *Handschrift entſteht immer durch ein Zusammenwirken zweier Faktoren: eines beweglichen, der Hand, ſowie eines feſten, des Stiftes. — J. Waſſermann erklärt uns mit wichtigtuereiſcher Platttheit: Die Art des Erzählens iſt nur ein ſcheinbar Außerliches, denn in Wirklichkeit iſt ſie die Seele der epischen Kunst. Das ſcheinbar ſo unſchuldige Fremdwort ‚epiſch‘ hatte ihn verführt; gewiß hätte er nicht zu ſchreiben gewagt: Die Art des Erzählens iſt die Seele der Erzählungskunst. — In G. Hauptmanns ‚Kaiſer Karls Weiſel‘ ertönt das abgrundtiefe Wort: Wer tot iſt, iſt des Lebens ledig. Aber beſonders platt, in tieffinnigtuender Aufpluſterung, wird er jedesmal, wo er von einer Zeitung um einen geiſtreichen Ausſpruch erſucht wird; dann vernehmen wir Weiſheitsſprüche wie dieſen: Irrtümer, durch Überzeugung und Mehrheit getragen, werden nur ſtärker in ihrer Weſenheit [!] als Irrtümer, entfernen ſich dadurch aber um ſo mehr von der Wahrheit. — Lamprecht ſtellt die ‚ſchöne Kaiſerzeit des Mittelalters‘ und die ‚Reformation‘ gegenüber dem ‚Zeitalter des Subjektivismus‘, dem 18. Jahrhundert, und fügt begeistert hinzu: Um wieviel näher aber liegen dieſe Zeiten dem lebenden Geſchlecht!*

Großartig klingende Plattheiten ſtehen faſt auf jeder Seite bei Julian Schmidt: *Das Urteil über ein Volk hängt ſehr davon ab, von welcher Seite man es betrachtet. — Was wir Zivilisation nennen, iſt nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasſelbe geweſen, — Byron hat für uns etwas Fremdes; er ſieht kaum mehr wie einer unſrer Zeitgenoſſen aus. Byron hatte allerdings eine Entſchuldigung: er war ſchon ſeit 1824 tot.*

Etwas überaus Neues glaubte wahrſcheinlich auch Spielhagen mit dem Sage geſagt zu haben: *Jedes Geſchlecht iſt der Epigone des vorhergegangenen. Der Satz ließe ſich noch erweitern: Es iſt der Progone des folgenden. — Ob Spielhagen, der doch kein Dummkopf war, ohne die Selbſttäuſchung durch das Fremdwort ſolche Platttheit be-  
gangen hätte?*

Anderſ ſteht es natürlich mit ſchallhaft abſichtlichen Plattheiten wie Buſchs ewig wahren Verſen: *Musik wird oft nicht ſchön gefunden, Weil ſie ſtets mit Geräusch verbunden, oder: Vater werden iſt nicht ſchwer, Vater ſein dagegen ſehr. — Auf unabſichtlicher, aber gänzlich anſpruchsloſer Platttheit beruhen die hinreißen-  
den Wirkungen mancher Verſe der ſchleiſiſchen Dichterin Friederike Kempner, z. B. dieſe höchſt edelſinnige Mahnung ‚An die Anarchiſten‘:*

Rehrt zurück zu Recht und Ehre,  
 Merkt euch der Geschichte Lehre:  
 Niemals nützlich war der Mord,  
 Und es gibt ein ewiges Dort.

Und diese ebenso unbestreitbare wie entzückende Wahrheit über das Tier:

Es liebt und haßt, fühlt Weh und Freude,  
 Das müßet ihr ja zugestehn;  
 Daß es nicht auch französisch spricht,  
 Das ändert doch die Sache nicht.

Zu den älteren Perlen großartiger Plattheit gehören Raupachs berühmte Verse:

Ich mußte es, es mußte so verlaufen,  
 Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

\*

Klarheit ist Schönheit, Klarheit ist Kunst; Dunkelheit ist keins von beiden. Wieviele der Besten greifen immer noch zur Erquickung nach Goethe, wenn sie sich den Kopf wüßt gelesen haben an dem anspruchsvoll dunkeln Geschwöge mancher Tagesgrößen. Goethe ist so klar wie die klarsten Franzosen und Engländer, — ein sprechender Beweis, daß das Tieffte sich aufs klarste ausdrücken läßt. Von Goethes Prosa rühmte Heine: 'Sie ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden.' — Und Lessing! Wie ist er besorgt ums Verstehen seiner Leser; wie gliedert er, beleuchtet er jedes Satzglied, meidet er jedes dunkle Wort. Keine der kleinen Hilfen des Stiles verschmäh't er, wenn er dem Leser dadurch einen Gefallen tun kann: *Aber ist es denn immer Shakespeare, werden einige meiner Leser fragen, immer Shakespeare, der alles besser verstanden hat als die Franzosen?* Wie kurz ist die Unterbrechung; aber Lessing wiederholt 'immer Shakespeare', um den Satz zu schmeidigen und dem Leser das geringste Stocken zu ersparen. — Und in wie strahlendem Lichte erscheint uns die Klarheit Schillers in seinen Schriften zur Philosophie und Kunst, wenn wir erwägen, daß er ja fast in jeder der erste war, der diese schwierigen Fragen in deutscher Sprache allgemein verständlich zu behandeln wagte. Über den Unterschied der naiven und der sentimentalischen Dichtung schreibt er so einfach, so klar, daß ihn jeder ein wenig belehene Primaner versteht, mindestens den Wortsinne jedes Satzes ungetrübt aufnimmt. Welcher Hochgelehrte aber versteht z. B. diesen Satz eines hochberühmten Germanisten über Goethes Prometheus: *Mahomets monotheistischer Aufstieg vom Gestirndienst und die künftigen Wirren des Propheten waren in Hymnen und Gesprächen angelegt* (von Goethe? von alten Arabern? oder von wem sonst?), längst bevor Goethe nach dem Scherz der geistreichsten Romantikerin (Karoline? Bettina? Dorothea? Rahel? Gündelode? und wie lautete der Scherz?) *den Voltaire (?) in Musik setzte (??), wie Mozart den Schikaneder* — ? Hier geht die Unklarheit des gezierten Ausdrucks, ja die Schiefheit des Satzbaues — Goethe gehört mit einem 'von' hinter 'waren' — so weit, daß die zweite Hälfte garnicht, die erste falsch verstanden wird.

Die Verteidigung der Dunkeldünkler mit der Pflicht des Lesers, durch verdoppeltes Forziren hinter den Sinn solcher Rätsel zu bringen, ist rundweg, im Notfalle grob, abzuweisen. Ein Genius für Jahrtausende müßte der sein, der von uns verlangen dürfte, daß wir jeden seiner Sätze zweimal, fünfmal, zehnmal hin und her drehen, um dessen Abgrundtiefe zu ermessen. Von dem Schreiber des Tages für den Tag oder doch nicht weit darüber hinaus fordern wir, daß er dem aufmerksamen Leser beim ersten Lesen zunächst äußerlich verstehbar sei. Man bedenke: jeder Schreiber verlangt vom Leser ein Stück von dessen Lebenszeit; und da will er sich nicht die Mühe geben, ihm so wenig wie möglich Leben zu kosten? Die Forderung, daß jedes Wort jedem gebildeten Leser verständlich sein müsse, ist nicht zu streng. Kein Schreiber weiß bestimmt vorher, in wessen Hände seine Schrift kommt; er will und er soll von jedem Leser seines Bildungskreises

verstanden werden. Griechen, Römer, Franzosen, Engländer schreiben so, daß jeder gebildete Landsmann sie versteht; von vielen Sätzen gelehrter deutscher Schreiber darf man behaupten, daß sie ihren eignen Verfassern nach ein paar Jahren dunkel klingen. Mit Recht fragt Cicero, ob es nicht besser wäre, stumm zu sein, als zu sagen, was niemand versteht?; und Quintilian geht so weit, zu verlangen: *Oratio debet negligenter quoque audientibus esse aperta* (Selbst nachlässig Zuhörenden muß der Vortrag klar sein). Dies ist übertrieben; durchaus richtig aber seine andre Forderung: *Non solum ut intelligere possit, sed ne omnino possit non intelligere curandum* (Nicht bloß verstanden soll man werden, sondern unter keinen Umständen mißverstanden). Mit aller Schärfe stellte schon Aristoteles den Grundsatz auf: 'Das Wort, das nicht verstanden wird, verfehlt seinen Veruß' (wörtlich: wird sein Werk nicht tun), und der durch kein schwindelhaftes Dunkel zu täuschende Schopenhauer hat, ein Menschenalter vor Mirza Schaffys, 'Alles gemeinem Verstand Unverständliche hat seinen Urquell im Unverstand', rücksichtslos der Frage die Schelle angehängt: 'Das Unverständliche ist dem Unverständigen verwandt, und allemal ist es unendlich wahrscheinlicher, daß eine Mystifikation, als daß ein großer Tiefsinn darunter verborgen liegt.' Mystifikation ist nur die allzu höfliche fremdwörtelnde Verschönerung für Schwindel.

\*

Jeder Schreiber, dem es um sofortiges Verstandenwerden zu tun ist, sollte sich vor allem der Gefahren bewußt sein, die in gewissen Eigenheiten unsrer recht schwierigen deutschen Sprache lauern, z. B. der Vieldeutigkeit von *die, sie, ihr*, der Gleichform von Erst- und Viertfall, Zweit- und Drittfall in der Beugung weiblicher Hauptwörter, gewisser Eigenschafts- und Umstandswörter, und dergleichen mehr. Auch andre Sprachen leiden an gewissen Doppeldeutigkeiten; Quintilian führt als Beispiel die leghwillige Bestimmung an, der Erbe soll dem Erblasser nach dem Tode *statuam auream hastam tenentem* errichten: die Quelle eines Rechtsstreites darüber, ob das ganze Standbild oder nur die Lanze golden sein sollte (vergleiche das deutsche Beispiel auf S. 385). Und wieviel Streit hat das Doppeldeutige *suo* in Vasaris Bericht über ein Bild Rafaels entsacht: *A Bindo Altoviti fece il ritratto suo* (Dem B. A. machte er sein Bildnis)! Altovitis oder Rafaels eignes Bildnis? Solcher Fallstricke sind im Deutschen weit mehr, und die folgenden Beispiele, allerdings zum Teil von nachlässigen Schreibern, sollen uns alle zur äußersten Vorsicht mahnen.

Gutzkow über die romantische Begeisterung für das Mittelalter: *Der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland* . . . — Wer versteht diesen Satz H. Grimms: *Hoch oben über dem Kreise der Auserwählten die Seligen mit den Werkzeugen des Todes und der Marter Christi, die sie umschweben und im Triumph herbeitragen*? Es ist Grimm zuzutragen, daß 'sie' sich einmal auf die Seligen, daß zweite Mal auf Werkzeuge beziehen soll.

Bei übers Kreuz verheilten Seh- und Hörnerven hörten wir mit dem Auge den Blitz als Knall (Du Bois-Reymond). Erst der weitere Zusammenhang ergibt, daß 'hörten' bedeuten soll: würden wir hören. — Ossip Schubin: *Seit einigen Monaten teilt Nita das Atelier mit einer Freundin, einer jungen Russin, die sie liebgewonnen*. Wer hat wen liebgewonnen?

Aber, aber — der große Lessing schreibt einmal, allerdings nur in einem Brief an den Bruder: *Da sind ein paar Wolfenbüttelsche Damen, die ihre Männer nach Berlin schleppen*. Wie wird die Lessing-Forschung mit völliger Sicherheit ermitteln, ob die Männer die Damen, oder die Damen die Männer nach Berlin geschleppt haben.

Sie nehmen die Atmosphäre für die Welt selbst, um welche sie sich gebildet hat. (Schleiermacher.) — *Allein freilich ist Freiheit die notwendige Bedingung, ohne welche* . . . (W. von Humboldt.) Was bedeutet 'allein'? *Allein die bayrische Armee soll zur Zeit des Waffenstillstandes 100000 Köpfe stark gewesen sein* (Bismarck). Wir stocken einen Augenblick. 'Allein' ist oft doppeldeutig, also Vorsicht! Dasselbe gilt für

„selbst, das auch ‚fogar‘ bedeutet; man erinnere sich, daß es ein gutes Unterscheidungs-  
wort ‚selber‘ gibt.

Hebbel an Heine (18. Dezember 1855): *Vielleicht sollen Sie den Theologen, die Sie so oft geärgert haben, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele liefern. Wer hat wen geärgert? — Wenn Gustav Freytag von Friedrich Wilhelm 3. und dem preußischen Volke schreibt: Jetzt kam das Volk, das seine Ahnen geschaffen, und gab der letzten Anstrengung eine Richtung . . .*, so entsteht für einen Augenblick, vielleicht für länger, eine Zweideutigkeit.

Wer versteht sogleich unzweifelhaft richtig diese Verse C. F. Meyers:

Frommer Augen helle Lust  
Überstrahlt an voller Brust  
Blitzendes Geschmeide . . . ?

Schopenhauer wettete eigensinnig gegen das Vertauschen von ‚sicher‘ und ‚sicherlich‘, nennt aber nicht den einzigen Grund, der wirklich zur Vorsicht zwingt: die Möglichkeit von Unklarheiten, wie z. B. in diesem Satz Erich Schmidts: *Schiller beherrscht sicher die Stoffe* (in den Balladen), *die er roh aus alten und neuen Büchern schürft*. Beherrscht Schiller sie mit Sicherheit oder sicherlich? Und ist jeder Zweifel unzulässig, ob nicht ‚roh‘ ein zu ‚schürfen‘ gehöriges Umstandswort ist? Warum nicht Rohstoffe? Warum sie geziert auseinanderzerren und eine, noch so kurz dauernde, Zweideutigkeit schaffen?

Johannes Schlaf über Poe: *Ich denke hier nur etwa des Falles Waldemar, jenes grausigen Stückes . . .* Weiterhin: *Gerade dieses Stück scheint mir von einer höchst eigenen Symbolik erfüllt zu sein*. Also ist der Fall Waldemar von Poe ein Drama? Der Leser wird durch die Unachtsamkeit des Schreibers irregeführt, der nicht ein einzig Mal den wahren Sachverhalt mitteilt: es handelt sich um eine Erzählung Poes.

Der Schreiber darf sich nicht begnügen mit dem Bewußtsein, daß er sein Geschreibe selbst in der unklarsten Form versteht; er ist verpflichtet, so zu schreiben, daß es der Unkundige, der ja erst durch ihn zu Belehrende versteht. Nur Erich Schmidt mußte bestimmt — vorher ist die Rede von Goethes Bruchstück des Ewigen Juden —, welchen Helden er in diesem Satze meinte: *Der junge Goethe mag (?) Gretchens Erdenlaufbahn erschöpfen, nicht die verschlungene Bahn vom ersten Monolog des Helden her*; der Leser muß es zu enträtseln versuchen. — Bei einem weniger zierigen Schreiber würde man den Satz: *Die pantheistische Sehnsucht, die Goethe-Ganymed aufwärts an den Busen des allliebenden Vaters beflügelt* wahrscheinlich sogleich richtig verstehen: Goethe-Ganymed im vierten Fall; wer aber ist bei Schmidt sicher, daß es nicht der erste, ‚die‘ nicht der vierte sein soll?

Sage mir deutlicher, wie und wenn,  
Du bist uns nicht immer klar . . .  
Gute Leute, wißt ihr denn,  
Ob ich mir's selber war? (Goethe.)

H. Grimm über ein Bild Rafaels: *Was die Echtheit anlangt, so stehen auf dem Werke genug Stellen zu Tage, welche Raphaels eigenes Machwerk erkennen lassen*. Also ist es Schund? Erst viel später erfahren wir das Gegenteil: Nachwerk bedeutet hier nach Grimms empörender Sprachzuchtlosigkeit einfach Wert!

Gervinus: *An die Stelle des Religionsinteresses trat nun das Handelsinteresse, das nun die Staatskunst vorschrieb*. Ist ‚das‘ erster oder vierter Fall? — Karl Borinski: *Das durchschnittliche Gesellschaftsstück der modernen Welt hat schon Shakespeare von seiner Bühne vertrieben*. Erst nach Hin- und Herwenden des Satzes ahnen wir, was vielleicht gemeint war; aber beide Deutungen des Beugefalles von ‚das‘ und ‚Shakespeare‘ geben einen annehmbaren Sinn. — Adolf Bartels: *Als schöpferische Kräfte brauchen wir die Juden unbedingt nicht*. Sind wir die schöpferischen Kräfte? sind es die Juden?

Carl Busse über Gustav Falke: *Die Stellung, die er sich dauernd in unserer Literatur schuf, kann ein neues Buch nicht mehr tangieren*. Stellung soll wohl der

vierte Fall sein: den Leser aber tangiert es, daß er das nicht auf den ersten Blick unzweideutig erfährt; ja den sprachfeinfühligsten Leser tangiert sogar die Unklarheit von ‚tangieren‘. Der Gedanke ließe sich ja auch in Versen aussprechen, und Busse wäre der Mann dazu gewesen; hätte der seine Lyriker nicht vermocht, die angeblich so einzigartige Nuance von ‚tangieren‘ deutsch auszudrücken?

Sind Edukte das Wesen einer Substanz, sie sei nun organisch oder kryptobiot? (Feuchterleben). Von hundert hochgebildeten Deutschen versteht dies kaum einer; und weder Demosthenes noch Cicero hätten es verstanden. — Malvida von Meyßenbug hat vielleicht gewußt, was sie schrieb: *Die Menschheit im Ganzen ist eine furchtbare Offenbarung des Grundes der Dinge in der Individuation*. Von je tausend ihrer Leser versteht dies vielleicht einer; ich bin dieser Eine nicht.

Der gegen sich selbst ehrliche Leser beantwortete sich die Frage, ob er diesen Satz von Franz Blei begreift: *Die Musik des Novalis ist nicht die der transzendentalen Pneumatologen und Theurgen, die in ihrer Seele nach den Geheimnissen forschen*. Wäre es für einen deutschen Schreiber zu unvornehm, die Sprache seiner Leser zu schreiben? — Ist es schön, daß mindestens alle weibliche Leser, und die meisten männlichen, Paul Heysses Satz über Geibel: *Gleichwohl bedurfte es auch für dieses Stück der mæutischen Beihilfe guter Freunde* nur mit Hilfe eines Fremdwörterbuches verstehen können? Gehört es etwa zur Allgemeinbildung, ein Unwort wie *mæutisch* zu verstehen? Ich habe es nach sorgfamer Überlegung nicht in meine ‚Entwelschung‘ aufgenommen. — Und was sagt man zu der fremdwörtelnden Unwissenheit der deutschen Gesetzgeber vom Juni 1870, die im Urhebergesetz zur Bezeichnung der zu schützenden dichterischen Werke jeder Art (Romane, Dramen, Verserzählungen, Lyrik usw.) den lächerlichen Ausdruck ‚novellistisches Erzeugnis‘ wählten? Bis zur Gesetzesänderung von 1901 hat Schutz oder Vogelfreiheit der neuschöpferischen deutschen Literatur von der schwankenden Erklärung jener sinnlosen Worte abgehangen.

Unverständlichkeit als Folge einer allzu blumigen Sprache steckt in diesem Satz Richard Wagners: *Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik hervor. Als Goethes Götz erschien, jubelte er auf: Das ist Deutsch! und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch*. Leider verstehen wir nicht, wer aufjubelt hat. Muß jeder Leser wissen, daß beim Erscheinen des Götz, 1773, Bach schon 23 Jahre tot war? Haben nicht die meisten Leser des Satzes geglaubt, Bach habe über den Götz gejubelt: Das ist Deutsch!

Was bedeutet bei Ranke: . . . *nachdem man die Geschichte des Tell als eine Sage hat aufgeben müssen*? Hat man sie aufgeben müssen, weil sie eine Sage war, oder hat man ihre Sagenhaftigkeit aufgeben und sie als Geschichte anerkennen müssen?

Gegensätze werden im Deutschen manchmal durch ‚anders als‘ bezeichnet, und Bernays wußte dies; warum also schreibt er: *Es ist etwas ganz andres, einen Künstler in Beziehung zu seiner Zeit zu erblicken und darzustellen und sein Können und Tun im Einzelnen von äußern Einwirkungen abzuleiten*. Erst aus dem folgenden Satz erfahren wir, daß ‚und‘ bedeuten soll ‚als‘. — Über Byron schreibt er: *Ein unauslöschliches Leben glüht hervor aus den lyrischen Gedichten und aus den Werken, die, wie Childe Harold und Don Juan, den Poeten nicht durch eine strengere Kunstform beengt haben*. Also entbehren Childe Harold und Don Juan einer strengeren Kunstform? Aber dies sind ja gerade die zwei Dichtungen Byrons mit der strengsten Kunstform. Bernays wußte dies, fühlte aber nicht, daß jeder Leser durch seine sinnwidrige Wortstellung zu dem gegenteiligen Glauben verführt werden muß.

In welchem Fall stehen ‚Ansehen‘ und ‚Heine‘ in diesem Satz Wyckgrams: . . . *zu einem andern Teil beabsichtigter Spott gegen die Gefühlsschwärmerei der Romantiker, deren Ansehen gerade Heine den empfindlichsten Schlag versetzt hat*? — Wer versteht sogleich diese Zeitungsüberschrift? *Aus Liebe zur Mörderin* —? Aus Liebe zu der Mörderin das und das verübt? oder aus Liebe eine Mörderin geworden? Erst nach

dem Lesen von 5 Zeilen erfährt man: aus Liebe zu der Mörderin gemordet. Wozu dienen denn Überschriften?

Ein norddeutscher Stadtrat ordnete beim Heereseinzug von 1871 einen aufsteigenden Tribünenbau an, *damit man nicht bloß die Vorderen, sondern auch die Hinteren sehen könne*, und war nicht wenig bestürzt über das Gelächter der Leser. — Ohne strafrechtliche Folgen blieb dieser Satz in einer Berliner Zeitung: *Ein lebhaftes Interesse erregten die Sprünge der Affen, besonders der italienischen Kronprinzessin.*

\*

Ich wiederhole: Solche Unglücksfälle können jedem Schreiber einmal widerfahren und bieten keinen Anlaß zu überheblichem Pharisäertum. Gewiß aber widerfahren sie dem ehrlichen, schlichten, achtsamen Schreiber seltner als dem eitlen, dem gezierten, dem schludrigen. Begegnen sie uns bei einem guten Schreiber, so sind wir betrübt; bei einem schlechten erregen sie uns die reinste, jedenfalls die ‚objektivste‘ aller Freuden, die Schadenfreude. Doch gleichviel ob Trauer oder Freude, sie sollen uns zum Nachdenken zwingen über die Abwendemittel solchen Unfällen gegenüber. Der Leser kennt sie schon alle aus manchem vorausgegangenem Abschnitt. Wer seinen Gedanken bis zur lichtesten Klarheit in sich durchläutert hat, wird ihn weniger mißverständlich aussprechen, als der unbewußte oder bewußte Dunkelmann. Im schlichten Stil sind Unklarheiten seltner als im geschmückten oder gar im aufgepußten: ‚Sage, was du zu sagen hast, wie ein Mensch aus dieser Welt, nicht wie ein Geist aus der vierten Dimension oder wie ein Pfau in Menschenhaut! — Vergiß nie, was für eine schwierige Sprache die deutsche ist; sei stolz auf sie, doch sei nicht minder vorsichtig gegen ihre Gefahren! — Schreibe Deutsch, nicht Raderlatein oder Kellnerfranzösisch: klares Deutsch wird klar verstanden; selbst etwas unklares Deutsch noch klarer als dunstiges Welsh. — Gedanke, daß du nicht für dich, der du alles weißt, sondern für Andre schreibst, die alles erst durch dich erfahren sollen. — Unterschlage ihnen nichts Notwendiges aus Unachtsamkeit, geschweige aus Vornehmthuerei. — Eine treffliche Warnerin ist die menschliche Stimme: höre, was du geschrieben! Hast du einen reich gedulbigen Freund, so laß ihn mithören. Widerfährt dir trotz alledem ein Stilunglück, so tröste dich: Menschenlos! Lerne aber daraus: noch klarer zu denken, noch schlichter zu schreiben, noch schärfer nachzuprüfen, noch strenger jedes Aufzucken der Eitelkeit zu unterdrücken, dich noch menschlicher und natürlicher auszudrücken. Und zu guter Letzt: Wenn einer dauhn deiht, wat hei kann, denn kann hei nicht mihr dauhn, as hei deiht.

### Fünfter Abschnitt.

## Hilfsmittel zum guten Stil.

Ajoutez quelquefois et souvent effacez (Fügt manches Mal hinzu und streicher oftmals aus). (Boileau.)

Stilfehler soll man in fremden Schriften entdecken, um sie in den eigenen zu vermeiden. (Schopenhauer.)

Die in diesem Buche schon einige Male gestreifte Frage: Läßt sich ein guter Stil erlernen und wie? wird am Schlusse dieses vorletzten größern Abschnittes noch einmal aufgeworfen und zu beantworten versucht. Mehr als das Ergebnis der Erfahrungen eines Schreibers, der sich durch mehr als ein Menschenalter um Sprache und Stil bemüht hat, soll und kann nicht geboten werden. Keine aus dem Wolkenreiche der allgemeinen Redensarten gegriffenen Ratschläge werden hier erteilt; geraten wird nur das Selbsterprobte und Bewährte.

Das Unmögliche zu lehren, vermißt sich der Verfasser nicht: der gute Stil ist unlehrbar. Stil und Stillehre verhalten sich zu einander wie angeborener Charakter und Erziehung. Wie die Erziehung nicht viel mehr vermag, als gute Neigungen zu stärken, böse zu schwächen, üble Angewohnungen auszutreiben, so wird es keinem Stillehrer je gelingen, dem Schüler des Schreibens einen guten Stil beizubringen, es sei denn jenen guten, den

der Schüler ursprünglich in der Anlage besessen, aber durch Verbildung verdeckt hat. So ziemlich alles, was von der Übung abhängt, läßt sich durch Übung erlernen und bis zu hoher Leistung vervollkommen, vom Seiltanzen bis zum Klavierspielen; Stil dagegen ist die sich in Worten aussprechende Persönlichkeit, und eine Persönlichkeit ist man oder ist man nicht. Gewiß, der Nachahmungstrieb des Menschen befähigt ihn, mittels fleißiger Übung jeden Stil ein paar Zeilen, vielleicht eine Seite lang so nachzuschreiben, daß selbst Kenner beinahe getäuscht werden können; doch nicht für länger. Stil ist ja nicht bloße Form für beliebigen Inhalt; Stil ist Seelengehalt in einer bestimmten Ausdrucksform, und nur diese Form, nicht der Gehalt läßt sich nachahmen, oder nachäffen. Wie sich der alte Goethe räusperte und spuckte, hatte ihm der elende Pußtkuchen (vgl. S. 435) für seine falschen Wanderjahre abgeguckt; des Goethischen Geistes hatte er keinen Hauch verspürt. Und wie unüberbrückbar ist die Kluft zwischen Schöll, dem Nachahmer des Goethischen Altersstiles, und dem Meister selbst. Goethe blieb noch in der Schnörkelform seines verurteilten Geheimratstiles sonnenklar; den Sinn der Schöllschen Spreizungen muß man mühselig enträtseln, und wie dürftig ist die Auflösung seiner Rätsel. Es bleibt dabei; so lange Menschen schreiben: es gibt keinen andern guten Stil als den eignen, wenn er gut ist, und kein andres Mittel zum guten Stil, als seinen eignen Stil zu entdecken und zu pflegen. Lessing erzählt im 16. Stück der Hamburgischen Dramaturgie ein lehrreiches Gesprächchen: Ein Londoner Theaterleiter vertraute die Rolle der Zaire in Voltaires Drama einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie gespielt hatte. Er urteilte so: dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme, und Figur und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen; sie braucht keine Fehler erst zu verlernen; wenn sie sich nur ein paar Stunden überreden kann, das wirklich zu sein, was sie vorstellt, so darf sie nur reden, wie ihr der Mund gewachsen, und alles wird gut gehen. Es ging auch ... und der erste Versuch in ihrem 18. Jahre ward ein Meisterstück.

Noch einmal sei gefragt: wer hatte den Lockenburger Geisbuben Ulrich Präker seinen wunder schönen Stil gelehrt (vgl. S. 297)? Die erste Fassung des Kellerschen Grünen Heinrichs von 1854 ist in demselben Kellerschen Stil geschrieben wie die zweite von 1880, aber von einem Stilllehrer Kellers wissen wir nichts. Auf das in dem Abschnitt „Satz und Persönlichkeit“ Gesagte wird hier zurückverwiesen. Kann nicht einmal ein bestimmter Satzbau so gelehrt werden, daß er Eigenstil wird, wie will man auf einen Andern sprachliches Feingefühl übertragen, diese unerläßliche Grundlage alles guten Schreibens?

Das Beste am Stil ist unlehrbar, denn es ist Kunst-gewordene Natur. Doch selbst das Schlimmste läßt sich durch Lehre nicht ausrotten: die Stillküge, der Hang zum naturwidrigen Stil, zum Schwindelstil. Auch er fließt aus den geheimen Seelentiefern, und nicht die edelsten Vorbilder, die noch so eindringlichen Ermahnungen vermögen den bösen Urtrieb eines Schreibers zu vernichten. Die abschreckenden Beispiele dieses Buches werden den Stil niemandes ändern, der von der Natur mit einem der darin gekennzeichneten Unheilstile heimgejucht wurde. Nur für die nicht von Grund aus verderbten oder unheilbar verbildeten Schreiber, die noch unbeschriebenen Blätter, haben die schreckhaften Beispiele Erziehungswert, und nur für solche hat sich der Verfasser die Mühe gegeben, sie durch jahrelanges Suchen bequem darzubieten.

\*

Der gute Schreiber bereitet sich vor, ehe er den ersten Federstrich tut. Von Nutzen oder Entbehrlichkeit einer vorherigen Anordnung handelt ein besondrer Abschnitt (S. 356). Als durch reiche Eigenerfahrung bewährt darf empfohlen werden, die einzelnen Gedankenkerne, Tatsachen, Anführungen auf einzelne Blättchen von gleicher Größe zu schreiben; der, allerdings stenographierende, Verfasser benutzte solche von 7 zu 4 Zentimetern. Die Ordnung dieser Zettel ergibt zugleich die Gedankenfolge der Schrift. Oben rechts sollte auf jedem Zettel ein „Kopf“ stehen, das Schlagwort für die Gruppe, den Abschnitt; oben links der Kopf für die Untergruppe. Die Merke sind nicht zu knapp zu halten; man verlaße sich nicht aufs Gedächtnis, denn wie oft benutzt man erst nach Monaten, nach Jahren seine Zettel. — Anführungen aus Büchern schreibe man sofort ab; wie schwer ist oft das benutzte Buch später wiederzuerlangen, wie störend unterbricht das Suchen die Arbeit.



Wohl dem Schreiber, der in jungen Jahren gründlich die Stenographie erlernt und geübt hat: sie ist eine Mitarbeiterin ohnegleichen, erleichtert nicht allein das Sammeln des Stoffes; nein, sie hält den flüchtigen Gedanken im Augenblick des Aufsteigens, in seiner vollen Lebensfrische und bis in seine letzten Schwingungen fest. Gewöhnliche Schrift hinkt elend nach, und der Schreiber erlahmt unter ihrer Unbeholfenheit zum Schaden für Schärfe und Fluß seiner Gedanken.

Wer gut, daß heißt für einen Andern unbedingt lesbar stenographiert, der mag stenographisch sauber selbst ausarbeiten und das Stenogramm von Hilfskräften übertragen lassen. Auf Grund von Erfahrungen, wie sie reicher nicht viele Schreiber besitzen können, empfehle ich solchen, die dazu geeignet sind, als die vollkommenste Art des ersten Entwurfs die stenographische Niederschrift mit eigener Hand. Sie ermöglicht dem Schreiber, seinem Gedankenfluge in dessen Eilen oder Zögern zu folgen, vermindert die Reibung zwischen Denken und Niederschreiben um reichlich Dreiviertel der mit der gewöhnlichen Schrift unvermeidlich verbundenen und läßt dennoch dem Geübten jede Freiheit des sofortigen oder späteren Feilens.

In diesem Punkte wird die eigne Stenographie allerdings noch vom Diktieren übertroffen: beim Diktieren hört man seinen Ausdruck und Stil. Indessen auch dieser Vorteil läßt sich ja mit der Stenographie verbinden: man kann einem Stenographen diktieren. Arbeiten für den Tag, zumal Briefe, vertragen dies; schriftstellerische Kunstwerke über den Tag hinaus sollte man keinem Stenographen diktieren: er verführt durch seine fast unbeschränkte Geschwindigkeit den Diktierenden zu einer dem Stil gefährlichen Eile. Ein Stenograph von mittleren Gaben schreibt mühelos 200 Silben in der Minute. Gewichtige Arbeiten diktiert man am besten einem gewöhnlichen Schreiber. Cäsar hat so diktiert, Napoleon nicht anders, hat allerdings alle seine nichtstenographierenden Schreiber halb oder ganz tot diktiert. Goethe hat mehr als 50 Jahre nur diktiert und mochte zuletzt überhaupt nicht mehr anhaltend selbst schreiben. Schon die Bewegung beim Diktieren — er ging dabei im Zimmer umher — rühmte er als dem Zustrom der Gedanken förderlich: 'Was ich Gutes finde in der Überlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen.' Nadelnde Schriftsteller haben von ihrer noch schnelleren Bewegung Ähnliches behauptet. Quintilian verwirft das Diktieren, führt aber keine triftigen Gründe an. Vielleicht verstand er die Kunst des Diktierens nicht, denn es ist eine kleine Kunst, die erlernt und geübt sein will.

Deutsche Schreiber würden vom Diktieren zwei Hauptvorteile haben: ihr Ausdruck würde weniger dunstgrau, ihr Satz weniger verschachtelt werden, denn das Diktieren erzieht zu kürzeren Sätzen. Für die schlechtesten Stile: den gezierten, den eitel fremdwörtelnden, den verrückt bildernden, den schein tiefsinnigen, den feiltänzerischen usw. wäre das Diktieren vielleicht das einzige sittliche Heilmittel: die an solchen Stillastern Leidenden würden sich vielleicht vor ihren gebildeten Schreibern schämen. Diese sitzen als sichtbare urteilende Menschen vor ihnen; die Leser sind eine unbekannte, verachtete Größe.

Die Schreibmaschine wäre die beste Schreibgehilfin für die Diktierenden, wenn sie geräuschloser arbeitete. Sie würde dann die gute Mitte sein zwischen dem Schreiber mit gewöhnlicher und dem mit stenographischer Schrift. Welche Werkstatt besichert der Schreibenden oder doch der schriftstellernden Menschheit endlich die geräuschlose Schreibmaschine?

Über die Wirkung des Alkohols auf die Schreibtätigkeit, die ja auch mit der Stilfrage zusammenhängt, wurde einst eine Rundfrage veranstaltet, auf welche die meisten Schriftsteller rundweg gegen den Alkoholgenuß antworteten (vgl. Literarisches Echo, 15. 10. 1906). Goethe hat gelegentlich, ausnahmsweise und nur in jüngern Jahren, mit Burgunder und Champagner nachgeholfen, z. B. um seine Erwiderung auf Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur „aufs Trockne zu bringen“. Leider ist gerade diese Arbeit verloren, so daß die Erforschung der Rolle des Alkohols in Goethes Stil künfti-

gen Gelehrtengegeschlechtern überlassen bleibt. — Bekanntlich hat Goethe vom Mannesalter ab die frühesten Morgenstunden zur Arbeit bevorzugt.

Zum Schreiben gehört die volle Herrschaft über die Sprache: eine scheinbare Selbstverständlichkeit, die aber irgendwo in diesem Buche ausgesprochen werden muß. Wodurch man in den Besitz jener Herrschaft kommt? Durch Hören und Lesen, durch Leben und Bücher. Bücher sind gut, d. h. die guten; Leben ist besser. Luther bekannte sich zu ihm als dem besten Sprachlehrer: Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden.\*

Ein gutes deutsches Wörterbuch ist ein guter Freund des ungeübten Schreibers, denn Deutsch ist eine sehr schwere Sprache. Wieland und Goethe haben sich oft aus Aderlugs schlechtem Wörterbuch Rat in Zweifel gesucht. Ob ein Wörterbuch der Sinnverwandten (vgl. S. 128) von Nutzen sei, weiß ich nicht: ich besitze keins. Übrigens gibt es bis zur Stunde kein wirklich brauchbares. Dringend aber zu empfehlen ist ein Entwischungs- oder Verdeutschungswörterbuch; denn aus dem tiefen, breiten Sumpfe der Fremdwörterei kommt der auf Reinheit bedachte Schreiber ohne eine hilfreiche Retterhand heute kaum mehr heraus.

Als ein Mittel zur Ausbildung des Stiles wird oft das Übersetzen aus fremden Sprachen empfohlen. In Deutschland mehr als in andern Ländern; die Franzosen z. B. halten mehr von der Erziehungskraft ihrer besten Schriftsteller und der lebendigen Rede. Cicero empfahl und übte das Übersetzen aus dem Griechischen; Friedrich der Große riet den deutschen Schreibern dringend das Verdeutschende der alten Klassiker. Ich halte das Übersetzen aus fremden Sprachen für ein unter Umständen gefährliches Mittel: man kann sich leicht undeutschen Satzbau und Ausdruck anübersetzen. Die Griechen haben sich nicht im Übersetzen geübt, nicht einmal unter der Römerherrschaft etwas Namhaftes aus dem Lateinischen übersetzt. Nutzen vom Verdeutschenden wird nur haben, wer schon bis zu hohem Grade Herr über das Deutsche ist; unreife Schreiber sollten sich davon fernhalten. Eine ausgezeichnete Stilzucht hingegen ist das Übersetzen der eignen Schrift in eine fremde Sprache, besonders ins Französische. Hätte z. B. Schöll je diesen Versuch gemacht, vielleicht wäre ihm dank die Einsicht aufgeklämmt, daß er überhaupt in keiner Menschensprache geschrieben habe, da er in keine Menschensprache übersetzt werden könne. Sprachkundige Leser mögen sich einmal an das Übersetzen ins Französische wagen mit gewissen schlimmsten Beispielen dieses Buches aus Hegel, Schelling, Schöll, Simmel, Harden, E. Schmidt, Lamprecht usw. Doch ich weiß, was unsre Unverständlichen und Preziösen entgegen werden: Das liegt an der Armseligkeit des Französischen. So möge der Versuch der Reihe nach gemacht werden mit dem Lateinischen, Griechischen, Englischen, Italienischen! Gewisse Dinge sind eben nur im Deutschen möglich, richtiger in Deutschland, doch ohne Schuld der deutschen Sprache: die Hauptschuld hat die Langmut des deutschen Lesers.

Unsre Klassiker des 18. Jahrhunderts, vorehmlich Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, haben gewußt, wieviel sie für ihren Stil dem Französischen verdankten. Selbst Arndt der Franzosenfeind empfahl es den deutschen Schreibern in seiner Abhandlung über den Gebrauch einer fremden Sprache (Geist der Zeit, Band 1) als einen Zuchtmeister. Nur mit ängstlicher Scheu wiederhole ich diese Empfehlung; denn der Sprachzustand des letzten Menschenalters lehrt, daß den meisten deutschen Schreibern das Französische nicht zum Vorbild reiner Sprache und klaren Stiles dient, sondern zum sprachlichen Warenhaus, aus dem sie ohne Wahl, ohne Geschmack für die fremde wie für die eigne Sprache, allerlei Brocken stehlen, um sich vor den bewundernden Landsleuten als Überpariser aufzuspielen. Die deutschfranzösische Brocken Sprache, namentlich die der Kunstschreiber, ist der sicherste Beweis für die Stümperei im Französischen. Nur der Sprachenstümper gebraucht fremde Brocken in deutscher Rede; der tiefe Kenner einer fremden Sprache schätzt diese zu

hoch, um sie durch solche Lumpenflückerei zu verschandeln. Karl Hillebrand, der das Französische geläufig schrieb, hat sich gehütet, sein Deutsch mit französischen Bröcklein zu durchsprinkeln; nur unsre gebildeten Hausknechte aus Paris, die weder das Deutsche noch das Französische beherrschten, treiben Unfug mit beiden Sprachen.

Durchsichtige Gliederung, klarer Satzbau, Bestimmtheit des Ausdrucks — wer am LANGE zu deren Gegenteil leidet, der lese die Meister des französischen Stils: Montaigne, Pascal, La Rochefoucault und die Moralphilosophen des 17. und 18. Jahrhunderts; lese La Bruyère, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, Beaumarchais; Joseph de Maistre, Mallet, Courier, Sainte-Beuve. Von den neuesten nenne ich keinen, denn es steht ja so, daß der deutsche Schreiber nahezu aus jedem französischen Buch, aus jeder französischen Zeitung mehr für seinen Stil gewinnen kann als aus vielen hochberühmten deutschen Büchern mit jämmerlichem Stil. Mit wie tiefem Schmerz ich dies niederschreibe, wird der Leser nachfühlen; geschrieben aber mußte es werden. Vor mir hat einer der feinsten Kenner des Französischen, eben Karl Hillebrand, in dem Musterwerk unparteiischer Völkerkunde „Frankreich und die Franzosen“ noch Stärkeres gesagt: „Ein französischer Primaner schreibt seine Sprache geschmackvoller, komponiert namentlich seinen Aufsatz geälliger und übersichtlicher, als mancher deutsche Schriftsteller.“

In jedem Buch über Stil wird als Hauptmittel zum guten Stil das eifrige Lesen der gutgeschriebenen Bücher, besonders unsrer Klassiker empfohlen. Ich kenne ein noch besseres: das Lesen schlechtgeschriebener Bücher, besonders der Klassiker der schlechten Stile. Gute Bücher können nützen, aber doch nur denen, die eines guten Willens sind, denen ihr natürlicher Stil nicht schon in jungen Jahren durch die Stillüge so verbildet wurde, daß der beste Stil ohne Einfluß auf sie bleibt. Was mich am Erziehungswert der gutgeschriebenen Bücher zweifeln läßt, ist die hundertfache Wahrnehmung, daß gewisse Gelehrte, besonders viele Germanisten, die sich ein Leben lang mit dem Durchforschen unsrer Klassiker, mit den edelsten Eigenschaften ihres Stiles beschäftigt haben, grade an solchen Stillastern franken, von denen sich bei ihren Lieblingsklassikern nichts findet. Zu den gelungensten Abschnitten in Erich Schmidts „Lessing“ gehört der über Lessings Sprache und Stil; was aber hat dieser Forscher vom Meister des Stils für den eignen Stil gelernt? Wie scharf ist Schmidts Auge für Lessings Stilreizlichkeit: „Er haßt das „Kostbare“, [Prezioso], die „Blümchen“, jene Erbschaft des Hotel Rambouillet (vgl. S. 51), dessen gezierte Gemeinde, von Molière ausgehöhnt, auch keine Kleinigkeit ohne Wendung jagen kann. Er will das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Scheu vor dem delikaten Geschmäckchen.“ Hat jenes klassische Vorbild des klaren, des natürlichen Ausdrucks seinem Darsteller Schmidt im geringsten genügt? Hat dieser nicht, um in seinem Andeutestil zu sprechen, gehandelt „nach des Römers *Video meliora*“ (Ich sehe das Bessere [und lobe es, folge aber dem Schlechteren])?

Ich halte es mit Schopenhauer, der über den Nutzen des Lesens guter Bücher schreibt:

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Überredungskraft, Bilderreichtum, Vergleichungsgabe, Kühnheit oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks noch auch Witz, überraschende Kontraste, Latonismus, Raubetät u. dgl. m. können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben. Wohl aber können wir hierdurch dergleichen Eigenschaften falls wir sie schon als Anlage potentia besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtsein bringen, können sehn, was alles sich damit machen läßt, können gestärkt werden in der Neigung, ja im Mute, sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurteilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch actu besitzen. Dies also ist die einzige Art, wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können: also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts als kalte tote Manier und werden zu leichten Nachahmern.

Also auch hier nach dem Worte: Wer hat, dem wird gegeben.

Die rettungslos dem widernatürlichen Stil verfallenen Schreiber muß man ihrem Schicksal überlassen. Sie sind um so weniger zu heilen, als sie von der Trefflichkeit ihres

Stiles, ja von dessen „Ungefügter Natürlichkeit“ fest überzeugt sind und als Glieder eines Klüngels niemals ein Wort strengen Urteils von einem Fachmann zu hören bekommen. Die Mehrzahl der schlechten Schreiber dagegen läßt sich noch bessern, jedoch nicht durch den Hinweis auf die ihnen ja längst bekannten guten Bücher, sondern durch die Erziehung mit abschreckenden Mitteln. Alles Wichtigste in der Stillehre nimmt von selbst die Form des Verneinens an: sie warnt vor den Sünden gegen die Wahrheit, die Klarheit, die Einfachheit des Stiles, und sie verspricht sich mit Recht mehr von abschreckenden Beispielen der Unwahrhaftigkeit, der Dunkelheit, des Schwulstes als von den klassischen Mustern. Lernt man doch Arzneifunde nicht am gesunden, sondern am kranken Menschen. Jeder schreibende Anfänger steht mindestens so sehr unter dem Einfluß der schlechten wie der guten Bücher: in der Regel genießen gerade die aller schlechtesten Schreiber einen Tagesruhm, gegen den an erzieherlicher Macht die ewige Geltung unsrer Klassiker nicht aufkommt. Im stillen ist es der sehnlichste Wunsch vieler zukünftiger Schreiber, es gleich oder zuvor zu tun: Harden in gedehnter gepreizter und verzerrter Unnatur und Zitatepracht, Kerr im Gelenke-verrenkenden Drahtseiltanzen und krankhaften Gesichterschneiden, Poppenberg im Plündern des berlinfranzösischen Wörterbuches, Lamprecht in der tiefscheinenden Verblasenheit und fremdwörtlerischen Neuschöpfung, Erich Schmidt in der Künstelei des Uneigentlichen und der Andeutelei des Unverständlichen oder Überflüssigen. Einmal hingewiesen auf die Natur- und Kunstwidrigkeit dieser und anderer weitbekannter Prosaschreiber, wird der ernstlich um die wahre Stilkunst bemühte Anfänger zu dauerndem Gewinn durch die Schreckenskammer deutscher Widerstile wandern.

Schon der ältere Plinius kannte den Nutzen schlechter Schreiber: *Nullus est liber tam malus, ut non aliqua parte prosit* (Kein Buch ist so schlecht, daß es nicht irgendwie nütze), nämlich durch seine verfekende Schlechtigkeit. Von unserm derbwizigen Satirenschreiber Viscon (1701—1760) haben wir sogar eine ernsthaft scherzende Abhandlung über die „Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der schlechten Schreiber“, worin er diese von sich u. a. rühmen läßt: „Unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt notwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich schriebe“. Wer den geringsten Schreibfingel zum Aufplustern und Verschnörfeln des Einfachsten verspürt, der lese nur einen Tag, aber vom Morgen zum Abend, Schöls Goethe in den Hauptzügen seines Lebens: heilt ihn dies nicht für immer, so heilt ihn nichts. — Wer ein wenig Französisch gelernt hat und sich gestachelte fühlt, der staunenden Welt solch unerhörtes Kellnerwissen durch echte oder falsche französische Bröcklein zu offenbaren, der lese eine Woche oder zwei unsre großartigen Pariser von Büdler bis zu Poppenberg: er wird sich vor jedem Einstreuen eines französischen Wortes in seine deutsche Rede körperlich ekeln oder die Zahl unsrer „gebildeten Hausknechte“ vermehren. — Um sich von dem Hautjucken wigeln der Wortspielerei zu heilen, genügt wohl ein Bändchen von Saphir; und wer in seinem Stil die ersten Anzeichen der eiteln Zitterwut entdeckt, der lese Spielhagen, bei vorgeschrittener Krankheit — es ist eine Pferdekur auf Tod und Leben — die 52 Aufsätze Hardens in einem Jahrgang der „Zukunft“. — Gegen die Bilderbetrunktheit gibt es Gottschall; gegen die fremdwörtelnde Unverständlichkeit und tiefsinnig tuende Wortmacherei die unabsehbare Reihe deutscher Gelehrter, deren Name Legion, deren zeitgenössische Hauptvertreter der Leser kennen gelernt hat.

Solchermaßen gefeit gegen die ärgsten Stilünden, befestige man sich im guten Stil durch das Lesen guter Bücher. Nicht zum Nachahmen eines ihrer Stile, und wär's des besten; sondern zu jener Selbsterziehung, die im Würdigen der meisterlichen Vorbilder besteht. Die schon mehrmals genannten ebenso traurigen wie komischen Nachahmer des Goethischen Alterstils mögen uns zur Warnung dienen. Es wird in Deutschland kein Schriftsteller mehr entstehen, der wie Luther schreibt; dennoch können seine Schriften fruchtbringend für unsern Stil werden. Wenn irgendwo die echtdeutsche Erscheinung von Leidenschaft und Vertraulichkeit und Weltleben zu studieren ist, so muß sie bei dem urdeutschen





Luther zu studieren sein. Von dorthier könnte deutsche Sprache, deutsches Wesen wieder konkretes (!) Blut gewinnen' (Otto Ludwig). Mein kritischer Leibgönner R. M. Meyer hat mir den verblüffenden Vorwurf gemacht, daß ich Lessing verehere und leidlich darstelle, aber — nicht wie Lessing schreibe! Keiner wird je wie Lessing schreiben lernen: 'Solange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben' (Herder). Doch keinem ist es vermehrt, sich von Lessing in dem Eifer für Wahrheit und Klarheit des Stiles bestärken zu lassen; das ist besser, als wie Lessing oder irgendwer sonst schreiben zu wollen.

\*

Ist eine Schrift fertig, ach so ist sie eben nur fertig, nicht vollendet. Man muß nicht schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt, rät Lessing, und man muß nicht alles stehen lassen, was man hingeschrieben hat. Alle große Stilmeister waren unermüdlische Durchseher ihrer Schriften; nur der Pfuscher ist so verliebt in all sein Tun, daß er sich das Nachprüfen erspart. Alle Kunst ist Wahl, jede zweite Wahl die Richterin der ersten. Indessen um noch einmal, noch strenger künstlerisch zu wählen, muß einem das eigne Werk in die Ferne gerückt sein, so daß man es ohne verblendende Eigenliebe prüfen kann. Schon Quintilian empfahl, das Geschriebene einige Zeit ruhen zu lassen, damit es uns dann wie neu und fremd erscheine. Ausdrücke, die uns beim Niederschreiben ausnehmend gefielen, haben alsdann ihren ersten Glanz verloren; Sätze, deren kunstvollen Bau wir einst bewunderten, verstehen wir beim Wiederlesen nicht mehr; Gedanken, die uns damals vor der Seele standen, scheinen uns jetzt Lücken zu haben. Würde nicht der Schreiber dieses Satzes: *Wir besichtigten das Ghetto und gelangten in jene winkligen, schmutzigen Straßen, in denen sich das Judentum am reinsten erhalten hat*, den lächerlichen Gegensatz beim Durchlesen ebenso bemerkt haben, wie wir? Aus eigener Erfahrung empfehle ich mehrmaliges Durchlesen, jedes mit einem besondern Zweck, und führe als Beispiel die Schrift an, deren Zustandekommen ich am deutlichsten in Erinnerung habe: meinen 'Goethe'. Ich habe die Handschrift sechsmal durchgesehen, und zwar nach einer ersten jächlichen Prüfung unter diesen Hauptgesichtspunkten: 1. Ausdruck (Bestimmtheit, Anschaulichkeit, Wörter auf ung usw.); 2. Beiwörter, Umstandswörter; 3. Satz- und Abjunktänge; Satzzeichen, Satzbau, Wortfolge, Schachtelung, Bezugssätze; 4. Klang; 5. Überflüssiges. Hätten meine Augen nicht versagt —, wie gern hätte ich alles noch einmal gelesen, bevor es in den Druck ging. Die Druckbogen wurden zweimal, dreimal genau durchgesehen, und wie unzufrieden war ich, als das Buch endlich sozusagen fertig war.

Die meisten französischen Schriftsteller leiden an dem Fehler einer Tugend; sie können sich im Durchsehen und Andern nicht genug tun. Balzac hat mehr als die Hälfte der Erträge seiner Romane für die Kosten der Druckänderung geopfert. La Bruyère hat ein einziges Buch hinterlassen, an das er zehn Jahre gesetzt hatte. Wir haben keinen großen Schriftsteller mit nur einem Buch. Buffon hat seine *Epoques de la Nature* vierzehnmal durchgesehen; Lafontaine, der so Aumutleichte, dessen Fabeln man für die Frucht eines ersten Hinschreibens halten möchte, hat einige der bekanntesten zwölf- und mehrmal umgearbeitet. Friedrich der Große hat seine *Histoire de mon Temps* zweimal, verschiedene Teile der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten und den Antimacchiavell dreimal geschrieben.

Unter den deutschen Prosaikünstlern steht als unermüdlischer Durchseher und Besserer Heine obenan; seine auf dem letzten Krankenlager mit Bleistift geschriebenen 'Memoiren' haben mir bei der Herausgabe große Schwierigkeiten bereitet durch die über einander getürmten Lesarten. Und dieser Schreiber, der bis an die Pforten des Todes mit solcher Peinlichkeit seine Prosa feilte, mußte mit der Linken die Augenlider zum Sehen öffnen. — Zu den unermüdlisch feilenden Durchsehern gehörte auch Uhland in seinen Prosaschriften.

Das Merkmal des wahren Dichters ist die Fähigkeit, zu korrigieren, heißt es bei dem formenstrengen Geibel. Der wahre Künstler aber, gleichviel ob in Vers oder in Prosa, fühlt die Grenze, über die hinaus nicht mehr gefeilt werden darf. Zuletzt erlahmt wie die

Teilnahme so die Kraft, und schon manches Kunstwerk ist durch allzu langes Umformen verschlimmbessert worden, so z. B. Flauberts letztes Werk *Bouvard et Pécuchet*. Paul Heyse hat vor dieser Gefahr gewarnt:

Schaffst du ein Werk der Kunst, gib acht,  
Daß nicht die letzte Hand der ersten schade.  
Den letzten Schritt mach' mit so straffer Wade,  
Wie du den ersten einst gemacht.

Das Bild von der straffen Wade hatte ihm Adolf Menzel geliefert.

Die ungefährlichste Art des Besserns ist das Streichen. Alle Kunst ist Scheidekunst; in jede mischt sich zuerst ein peinlicher Rest von Unkunst, und diesen gilt es auszuschneiden. Dafür ist gesorgt, daß der echte Künstler nichts Unentbehrliches austreibt; die geschichtliche Erfahrung mit zwei Bearbeitungen eines Dichterverkes lehrt, daß selten etwas früher Gestrichenes wieder aufgenommen wurde. Horaz empfahl: *Saepe stylum vertas* (Wende oft den Schreibgriffel), nämlich zum Auslöschen auf der Wachstafel. Quintilian erblickte im Streichen sogar ein dem Schreiben gleichwertiges Tun: *Stylus non minus agit, cum delet* (Der Schreibgriffel wirkt nicht minder, wo er auswischt); an anderer Stelle: Beim Schreiben gefällt uns alles, sonst würden wir es ja nicht schreiben. Lessing rühmte an Klopstock: die Kunst, auszustreichen' (im 19. Literaturbrief). Und der große Anderer und Streicher Heine schrieb an einen Freund: Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächsen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst, das ist des Künstlers erstes Gebot. Es ist wirklich so: am besten gefällt uns gewöhnlich, was den Andern mißfällt; aber grade unser großes Wohlgefallen an einem Wort, einer Wendung, einem Satz sollte uns ängstlich machen und zu verdoppelter Strenge spornen. Wohl dem Schreiber, dem beim Schreiben ein kluger, liebender, also strenger Freund, noch besser eine Freundin: die liebevoll kluge Frau, über die Schultern blickt!

Der Hauptzweck des bessernden Streichens sollte das Kürzen sein. Man glaubt gar nicht, was alles sich ohne Schaden, nein zum Gewinne streichen läßt. Jedenfalls kann der Leser in dem, was gestrichen ist, keinen Fehler entdecken. Man hat ja nicht für sich, sondern für die Andern geschrieben, und diesen gegenüber gilt das Wort Quintilians: *Obstat quidquid non adjuvat* (Was nicht fördert, das hindert). Wer schon in der Schule das Kürzen und Verdichten gelernt (vgl. S. 393), hat es nachher leichter; wer es nicht gelernt, der hole es nach. Es sollte Übungsbücher fürs Kürzen geben, mit Beispielen wie: *Ein Mensch, der seinen Willen gestählt und kraftvoll gemacht, wird sich auch im Notfall den richtigen Weg erschließen*. Nur 18 Wörter für einen nicht wertlosen Gedanken, scheinbar nicht zu lang. Die Engländer sind stolz auf ihren kurzen Satz: *Where there is a will, there is a way*. Wir können's noch kürzer und besser: Willenskraft Wege schafft.

## Zehntes Buch.

# Stilgattungen.

Est in hoc incredibilis quaedam varietas, nec pauciores animorum paene quam corporum formae.

(Ihre Mannigfaltigkeit ist unglaublich, und es gibt fast so viele Geistes- wie Körperformen.)  
(Quintilian).

## Erster Abschnitt.

### Belehrungsstil.

Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus. (Schiller: Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen).

Was sollen Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen. (Goethe zu Erdmann).

Die Überschrift des Abschnittes hätte auch lauten dürfen: Wissenschaftlicher Stil; das noch umfassendere Wort Belehrung wurde gewählt, weil in Deutschland mit Wissenschaft meist der zu enge Begriff einer staatlichen Anstalt und Aufsicht verknüpft, wohl gar nur an die Universität gedacht wird. Die Wissenschaft im weitesten Sinn umfaßt für unsre Untersuchung des Stiles jegliche Form der Belehrung. Ihre Literatur ist um ein Vielfaches jeder andern an Masse überlegen, und rechnen wir zu ihr das ganze Gebiet des öffentlichen Lebens, so verschwindet dagegen beinahe die schöne Literatur. Dient doch auch das gesamte Zeitungsweisen der Belehrung. Nicht nach der Sprache seiner schöpferischen Prosa ist eines Volkes Stilkunst zu beurteilen; entscheidend ist der Stil der Belehrungsliteratur jeder Art, von der tiefgründigen Forschung eines Fachgelehrten bis zum Lesebuch für Volksschulen, von der Reichsverfassung bis zu einer der 851 Verbotstafeln im Grunewald und den 11371 Verordnungen über Lebensmittel und Wucher im Weltkriege und nachher; von der Philosophie des Unbewußten bis zu einem Aufsatz über die Raupenplage; von der Inschrift auf dem Sockel des Niederwalddenkmals bis zum Wortlaut eines Fahrcheines der Straßenbahn. Daß in den vorangehenden Abschnitten die Beispiele unsers wissenschaftlichen Stils überwiegend den Werken der berühmtesten Gelehrten entnommen wurden, folgte aus den in der Einleitung ausgesprochenen Grundsätzen. An Wichtigkeit für die Geistesbildung eines Landes übertrifft natürlich die volkstümliche Belehrungsliteratur, die sich an die Millionen wendet, die strenge Wissenschaft, die nur für wenige Zehntausende da ist.

Ob die Belehrungsliteratur eines Landes ihren vollen Bildungssegen spendet oder nicht, das hängt, außer vom Wahrheitstriebe in der gelehrten und ungelehrten Wissenschaft, von nichts andern so notwendig ab, wie vom Belehrungsstil. Eine Verbesserung des Stiles der deutschen Wissenschaft aller Grade würde ein Bildungsfortschritt sein, mit dem sich so leicht keiner vergleichen ließe. Schätze der edelsten Belehrung, die jetzt ungenützt bleiben, weil die Belehrer sich nicht verständlich machen können, würden sich erschließen; alles Wertvollste in unsrer hohen Wissenschaft würde Licht spendend bis in die Niederungen der Bildungsschichten dringen; Wissenschaft und geistiges Volksleben einer Einheit zustreben, an die heute gar nicht zu denken ist, weil die Wissenschaft und das Volk ganz verschiedene Sprachen reden.



Zwei Dinge werden von jedem verlangt, der lehren will: Fülle des Wissens und Gabe des Mittheilens. Der Beweis des Wissens liegt im Lehrenkönnen, meinte Aristoteles; dieser Sohn eines Volkes von guten Schreibern und Sprechern dachte nicht an die Möglichkeit, daß ein Mensch sein Wissen darum nicht lehren könne, weil ihm die Gabe der verständlichen Sprachvermittlung an andre fehle. Zum Wissen der zu lehrenden Dinge gehört die Kenntnis des geistigen Aufnahmevermögens des Schülers. Dies besagt das Schillersche Wort, das über diesem Abschnitte steht. Da sind wir also wiederum bei der Notwendigkeit der Phantasie angelangt, von der schon in den Grundfragen des Stiles gesprochen wurde (§. 22). Um von jedem Leser selbst nur eines begrenzten Kreises verstanden zu werden, kann der Schreiber gar nicht genug nach höchster Klarheit streben. Für ihn gibt es zunächst nur eine Schönheit des Stiles: die vollkommene Verständlichkeit. Nicht-verstandene Wissenschaft ist keine; denn wer beweist uns, daß sie nicht Unwissenschaft, Unsinn ist? Nicht ganz unmöglich, daß der Erklärung Hegels vom Wesen der Elektrizität (§. 469) irgendwelches Wissen zu Grunde lag; da jedoch der Schreiber unfähig war, dieses Wissen unserm Verständnis zu vermitteln, so sind wir berechtigt, seinen Satz für Unsinn, wenn nicht für noch Schlimmeres zu halten.

Die Unverständlichkeit eines belehrenden Schreibers kann vielerlei Ursachen haben. Er hat vielleicht gar nicht für uns geschrieben, wir verstehen nichts von seinem Gegenstande, selbst nicht in der klarsten Darstellung. Ein von mir hochgeschätzter Meister der naturwissenschaftlichen Mathematik fandte mir eine Abhandlung in musterhaftem Stil über ein von ihm erfundenes 'Chromoskop'. Ich vermochte die Durchsichtigkeit des Sachbaues zu würdigen, erhielt sogar durch die Schlüßworte einen Begriff vom Wesen seiner wichtigen Erfindung, konnte aber seiner Darstellung nicht folgen, weil er, mit Recht, Voraussetzungen an seine Leser stellte, die ich nicht erfüllte. Der Schreiber war also nicht überhaupt unverständlich; er war, wie ich erfuhr, ausnehmend verständlich für seine Fachgenossen, blieb aber unverständlich für eine große Zahl von Menschen, zu denen ich gehörte, für die er aber nicht hatte schreiben wollen. Für diesen Fall gilt allerdings Bichtenbergs Wort: Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, so hat nicht immer das Buch die Schuld. Mein Kopf hatte die Schuld.

Die drei andern Ursachen der Unverständlichkeit fallen dem Schreiber zur Last. Entweder hat dieser selbst nicht verstanden, was er schrieb, — dann trifft Schopenhauers Wort zu: 'Das Unverständliche ist dem Unverständigen verwandt.' Oder er hatte überhaupt nichts zu sagen, — dann gilt die Fortsetzung Schopenhauers: 'Allemal ist es unendlich wahrscheinlicher, daß eine Mystifikation, als daß ein großer Tieffinn darunter verborgen liegt.' Oder der Schreiber hat etwas zu sagen, versteht auch das zu Sagen, kann sich aber nicht verständlich ausdrücken, — dann sollte er überhaupt nicht schreiben. Die Zwischenstufen dieser drei Gründe der Unverständlichkeit aus schriftstellerischer Zweckwidrigkeit, z. B. die eitle Wortmacherei, das gekennhafte Preziösentum, die gesuchte, nur andeutende Knappheit usw. wurden schon betrachtet. Am eingehendsten die Fremdwörterei, die an dieser Stelle noch einmal als das Gegenteil wahrer Wissenschaftlichkeit gekennzeichnet sei. Die wahre Wissenschaft strebt nach der höchsten erreichbaren Klarheit; die fremdwörtelnde trübt bewußt oder aus schlechter Gewohnheit die Klarheit, die zum Wesen der Wissenschaft gehört. Fremdwörtelnder Belehrungsstil ist ein innerer Widerspruch.

Wissen und Klarheit sind viel, sind das Wichtigste für den Belehrungsstil, erfüllen aber noch nicht alle Bedingungen, die der Belehrungszweck dem belehrenden Schreiber stellt. Der lesende Schüler will nicht nur Lehre hören, er will einen lebendigen Lehrer sehen; nicht bloß das Buch, sondern den Menschen. An Fichte schreibt Schiller einmal: 'Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst (in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen), das Ensemble der Gemütskräfte zu beschäftigen und soviel wie möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem Andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben und auf seine sinnlichen Kräfte

so wie auf seine geistigen wirken. Und die Fortsetzung seines über diesem Abschnitt stehenden Satzes lautet: „Seine Wirkung (des Lehrers) beschränkt sich nicht darauf, bloß tote Begriffe mitzuteilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.“ Warum? Weil nur auf solche Weise der höchste Zweck alles Schreibens erfüllt werden kann: den Leser in die Gedankenbahn des Schreibers zu zwingen. Menschenwesen wirkt auf den Menschen stärker als Papier, und sehr fein bemerkt Jean Paul: „In der bloßen Gelehrsamkeit tut oft das leise Erscheinen des Menschen so viel höheres Vermögen kund, als in der Dichtkunst das Verstecken desselben.“ Die Papierenen und die Ledernen wissen, warum sie den Schreibern aus Fleisch und Bein und mit Blut in den Adern so gram sind, sie mit dem ärgsten ihrer lächerlichen Scheltworte: ‚subjektiv‘ belegen: sie fühlen, daß die Subjektiven auf den Leser wirken, während dies ihnen, den angeblich Objektiven, ewig verjagt bleibt.

Leben wird nur durch Leben erzeugt, lebendiges Verarbeiten des Lehrstoffes im Leser nur durch lebendigen Vortrag des Schreibers. Einzig der Lehrer voll eignen Lebens belehrt, und wir Deutsche sollten nach einem Aberglauben von Jahrhunderten endlich aufhören, Langeweile für besonders wissenschaftlich zu halten. Scharf fertigt Lessing den Göze ab, der sich, wie einst Klop, über den belebten Stil seines Gegners aufgehalten hatte —: „Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient?“ Und Goethe erklärte: „Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur, wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite der Wissenschaft darbieten.“ In Deutschland herrscht über die wissenschaftliche Darstellung noch immer der Irrtum, sie müsse sich grundtätig von der Redesprache unterscheiden; wissenschaftliche Sprache komme vom Schreiben her. Hierdurch erklärt sich zum größten Teil das Übermaß der Fremdwörterei: in der Redesprache ist sie unmöglich, sie ist Papier- und Tintensprache. — „Unsern Gelehrten fehlt es an der Geschicklichkeit, ihrem Stoff eine Gestalt zu geben“, klagte schon Lessing. Trotz vielen rühmlichen Ausnahmen gilt dies im allgemeinen vom Belehrungsstil noch heute. Man empfängt aus manchen Büchern den Eindruck: ihre Verfasser sind in Sprache und Stil auf ihrem Sekundanerstande geblieben und haben fürs wissenschaftliche Schreiben nur den gehörigen Vorrat abgedroschener Welschwörter hinzugelernt.

Wieviel ein Belehrungsschreiber bei seinen Lesern voraussetzen darf, ist nicht bloß eine Frage der Wissenschaft; sie bestimmt ebenso sehr den Stil und verdient daher eine Untersuchung. Übertriebene Voraussetzungen führen zur Dunkelheit, ja zur völligen Unverständlichkeit. Lächerlich ist der Mißbrauch von ‚bekanntlich‘; aber der Leser erfährt wenigstens das angeblich Bekannte:

Die atmosphärische Luft ist bekanntlich keine chemische Mischung, sondern ein Gemenge von Stickstoff, Sauerstoff, Argon, Kohlensäure, Ozon, Ammoniak, Schwefelwasserstoff und Wasserstoff. (In einem Belehrungsaufsatz der Bostischen Zeitung.) — Gelegentlich hat er sogar den bairischen Maximiliansorden angelet, der bekanntlich nur aus sechs Künstlern und sechs Gelehrten bestehenden Kapitels verlichen wird. (In einem Buch über Spielhagen; der Verfasser hatte das Bekanntliche eigens zu diesem Sage soeben im Konversationslexikon nachgeschlagen.) — Chamisso hat bekanntlich einmal gesagt: An Grabbe ist das eine Gute, daß er Freiligrath zu dem schönen Gedichte auf ihn Veranlassung gegeben. (Nicht einem von tausend Kennern Chamissos war dies bekannt.) — Bekanntlich hat die ägyptische Kunst unter Amenhotep dem Dritten einen neuen Aufschwung genommen. — Nachdem Strauß seine ersten epochemachenden Werke verfaßt hatte, trat bekanntlich mit dem Jahr 1841 in seiner literarischen Tätigkeit ein Stillstand ein. (E. Zeller in der Vorrede zu Straußens Hütten.)

Der alte Dove pflegte zu sagen: „Wenn wir Professoren unsicher sind, beginnen wir unsern Satz mit Bekanntlich.“

\*

Schlimmer ist die Vornehmthuerei solcher Belehrungsschreiber, die mit dem Leser Versteck spielen, ihm von fern ein großes Wissen zeigen, aber den Zugang dazu versperren. Und doch hat auch der Schreiber alles einmal nicht gewußt, besitzt sein überlegenes Wissen

zum Teil erst seit gestern, mutet aber dem Leser zu, entweder ebensoviel zu wissen oder auf unklares Andeuteln alles sofort zu erraten. Der jeelische Grund ist durchsichtig: der Schreiber will nicht so sehr belehren, wie sich von dem nur halbbelehrten Leser bewundern lassen. *Er* (Lessings Nathan) *hat überwunden, und heitre Selbstbeherrschung macht ihn zum εὐκολος; im schönen Sinne der Alten* (E. Schmidt). Wieviele Leser wissen sofort, was εὐκολος bedeutet? Wieviele selbst von diesen Lesern kennen den schönen Wortfinn ‚der Alten‘? Obendrein verbanden ‚die Alten‘ (wer z. B.?) mit εὐκολος (leicht, heiter, behaglich) durchaus keinen so besonders tiefen Sinn, daß man ihn nicht deutsch ausdrücken könnte. Abgeklärt ist reichlich ebenso schön, εὐκολος; aber den meisten unverständlich, also vornehmer; es ist, um mit derselben billigen Dichtuerei zu reden, δυσκολώτερον. Daß der eufolofige Nathan nicht aus der einzigen, natürlich verschwiegenen griechischen Urquelle — Aristophanes’ ‚Irrsichen‘, Vers 82, wo Sophokles, im Gegensatz zu Aeschylos, εὐκολος genannt wird —, sondern aus einer unbekannten Schrift über Lessings Nathan geschöpft ist, erhöht den Spaß des Simili-Kenners an diesem Stilbrillanten.

Schmidt will seine Leser mit einem lateinischen Ausspruch über Stil bekannt machen: *Vielmehr hielt er's* (Lessing) *mit dem Römer: Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert* (vgl. S. 47 und 407); er verschweigt ihnen aber den Namen ‚des Römers‘. Der Leser bleibt ohne volle Belehrung und bewundert tiefbeschämt den Schreiber, der alle solche Aussprüche am Schnürchen hat. Ich habe durch Befragen festgestellt, daß Gelehrten von höchstem Wissen, sogar Fachmännern im Latein und Fachgenossen Schmidts, der Römer samt seinem Spruche unbekannt war, ja daß keiner aus dem Spruche den römischen Verfasser mit Sicherheit erkannte. Ich bestreite, daß selbst der gelehrteste Lateiner, mit Ausnahme der zwei oder drei Quintilian-Forscher, jeden Satz dieses Römers zu kennen verpflichtet ist; hingegen sind wir Schreiber redlicherweise sämtlich verpflichtet, dem Leser ohne Wissensheuchelei alles Nötige unzweideutig zu sagen. Schopenhauer hat jene vornehmthuereiſche nur andeutelnde Schreibweise gekannt und unübertrefflich kurz gekennzeichnet: ‚Sie schwanken zwischen dem Bestreben, den Gedanken mitzuteilen, und dem, ihn zu verstecken.‘ Er konnte nicht wissen, daß schon Goethe sich für den zweiten Teil des Faust diese lückenhaften Verse auf ein Blättchen geschrieben:

Die bloße Wahrheit ist ein simplen Ding,  
Die jeder leicht begreifen kann;  
Allein sie scheint euch zu gering,

Drum wollt ihr, daß man euch betrüge,  
Und dankt dafür, wenn . . .  
Und . . . daß man es halb versteht.

Der Belehrungsschreiber Schmidt setzt voraus, daß jeder Leser folgenden Satz verstehe (über das Fehlen eines Vorwortes Lessings zum Nathan, im ersten Druck): *Mochte es nun ohne Geleitbrief ausgehn und die Leser fragen, ob neben der eigentlichen Tendenz auch genug eigentümliche Schönheit gewonnen sei; mochte es nun ohne einen Glückwunsch an den Ort, der zuerst die Freiheit einer Ausführung besäße, sein Heil versuchen. Wer weiß sofort, wer ist zu wissen verpflichtet, daß die von mir unterstrichenen Worte die Umschreibung eines damals ungedruckt gebliebenen Lessing'schen Satzes sind? Anführungszeichen sind vornehm weggelassen; es wird vorausgesetzt, daß alle Leser alles wissen; aber wozu dann überhaupt noch schreiben?*

Über Lessings Faust: *Beide grandiosen Züge* (der Faust-Sage) *fanden etwa ein Jahr nach dem Druck der zusammengestoppelten Historia von 1587 in Christopher Marlowe einen kongenialen Bildner auf der Bühne Londons. Mit keinem Wort ist vorher die Rede gewesen von einer Historia von 1587; mit keiner Silbe wird gesagt, wie es mit Marlowe als Bildner auf der Londoner Bühne steht. Der zur Belehrung Schreibende fordert sein eignes Wissen vom Leser: daß die Historia ein deutsches Buch und daß Marlowe kein Schauspieler war. Der Leser, der dies nicht schon genau so gut wie der Schreiber weiß, versteht nichts von der zusammengestoppelten Historia und gerät in den Irrtum, Marlowe sei, wie Shakespeare, ein Schauspieler gewesen und habe die grandiosen Züge der Faustsage auf der Londoner Bühne verkörpert.*

Über die Wiener Aufführung der Minna von Barnhelm: *Die Huber-Lorenzingerin als Minna, doch Stephanie ruinierte den Major*. Hier wird von jedem Leser das fernabliegende theatergeschichtliche Wissen vorausgesetzt, daß ein männlicher Schauspieler den weiblichen Namen Stephanie führte.

Anders steht es mit einem Chemiker, der über die stofflichen Eigenschaften von alten Ölbildern vor der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Vortrag hält: *Ikonomische Studien*. Das Fremdwort ist natürlich nur überflüssige Gelehrttuerei; Farbenforschungen oder Über Bildfarben wäre ebenso gut, wäre besser, denn Ikonomie bedeutet gar nicht Farbenforschung, sondern Bildforschung. Indessen die meisten Mitglieder der Akademie verstehen wohl sämtlich noch ein bißchen Griechisch und wissen wenigstens annähernd, was der Mann sagen will.

\*

Belehrende Darstellung ohne Beispiele ist in den meisten Fällen zweck- also stilwidrig und verführt den Schreiber fast immer zur Wortmacherei. Späteren Geschlechtern wird es unglaublich sein, daß es einst z. B. dicke Literaturgeschichten gegeben, welche die Kenntnis alles dessen, worüber sie handelten, der tausend Dichter und ihrer zehntausend Bände, bei jedem Leser voraussetzten, also keine lebendige Probe dessen boten, worüber sie seitenlang schrieben. Das bekannteste Muster ist Gervinus; man lese z. B. seine Rederei über W. Schlegels Ion, Fr. Schlegels Marcos, Novalis' Heinrich von Ofterdingen: nicht ein einziges Wort wahrer Sachbelehrung, nichts als Namen ohne Sinn und des Verfassers Gerede darüber. Der Leser und der Autor verstehen sich häufig deshalb nicht, weil der Autor sein Thema zu gut kennt, . . . so daß er sich die Beispiele erläßt, die er zu Hunderten weiß; der Leser aber ist der Sache fremd und findet sie leicht schlecht begründet, wenn ihm die Beispiele vorenthalten werden (Nietzsche). Dergleichen ist deutscher Belehrungsstil; der französische und englische ist anders, besser. Der deutsche Schreiber weiß vielleicht manchmal mehr und denkt vielleicht tiefer; vom Franzosen und Engländer lernen wir mehr, denn wir verstehen alles, was sie denken, ihr Wenig oder ihr Viel.

Zum Glück haben wir eine nicht geringe Zahl deutscher Belehrungsschreiber mit einem Stil, der das Wissen restlos und ungetrübt auf den Leser übertragen hilft. Zunächst alle unsere Prosa-klassiker des 18. Jahrhunderts. Die Höhe ihres Wissens ist vielfach von der heutigen Forschung überschritten; klar jedoch überschauen wir dank der Klarheit ihres Stils, wie weit sie es im Wissen gebracht hatten.

Von den belehrenden Schriftstellern des 19. und 20. Jahrhunderts mit dem richtigen Belehrungsstil nenne ich, nach Gruppen geordnet, einige der besten. Zur Geschichte: Clausewitz, Bismarck, Moltke, Dahlmann, Gregorovius, Marcks, Onken, Treitschke, W. Zimmermann, Ernst Dümmler, D. Schäfer, Th. Lindner, Egelhaaf, Hauck. Von Lebensbeschreibern: Strauß, Jähns, Köstlin, Bächtold. — Zur Kulturgeschichte: M. Geyl, G. Freytag, L. Friedländer, Pehn, K. Hillebrand, Niehl, G. Voigt. — Zur Kunstgeschichte: Fr. Vischer, C. Gurlitt, C. Justi, A. Lichtwark, J. Volkelt, H. Wölfflin, R. Wörman. — Zur Literaturgeschichte: Fr. Vischer, Bellermann (Schiller), Berger (Schiller), H. Hettner, Ricarda Huch, A. Köster. — Zur Erd- und Völkerkunde: Nagel. Selbstverständlich sind bei dieser kleinen Auslese die Reinheit der Sprache und die Klarheit des Stiles entscheidend gewesen; daß einige aus andern Gründen hochberühmte Namen hier ungenannt bleiben müssen, liegt nicht an meinem mangelnden reinen Willen, sondern an ihrem mangelnden reinen Stil.

Beispiele des guten Belehrungsstiles findet der Leser u. a. auf jeder Seite der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, der philosophischen Schillers. Wie ein redlicher Schreiber im völligen Besitze seines Gegenstandes jedem Laien das Verwickeltste klarmachen kann, dafür dieses klassische Beispiel der Erklärung des Krieges durch Clausewitz: *Der Krieg ist ein Akt von Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen*. Dazu der Folgesatz: *Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen*. — Die kürzeste klassisch gewordene Erklärung des Wesens

der Staatskunst rührt von Bismarck her: *„Die Politik ist die Lehre vom Möglichen.“* Eine nützliche Übung wäre die Übersetzung in den Stil Hegels, Schellings, Lamprechts, Simmels. Die in den Stil Hardens ist keinem anständigen Menschen zuzumuten.

\*

Eine gesonderte Betrachtung fordern Naturwissenschaft und Philosophie. Von unsern Belehrungsschreibern sind die der Naturwissenschaft die mit dem besten, die von der Philosophie mit dem schlechtesten Belehrungsstil. Der durchschnittliche deutsche Kunstschreiber steht allerdings außerhalb alles Stils, bedient sich zumeist einer Zigeunersprache und muß für sich behandelt werden (S. 501). Im täglichen Verkehr mit der redlichen Natur legt der naturwissenschaftliche Belehrungsschreiber leichter die Stilverbildung ab und bemüht sich, sein Wissen mit redlicher Klarheit vorzutragen. Unter den namhafteren Schriftstellern dieses Gebietes ist mir kein einziger mit zierigem Schnörkelstil, mit Dünkehdunkel, mit schwammiger Fremdwörterei, mit schachtelnder Gedankenflucht vorgekommen. Die Fremdwörter der Naturforscher, größtenteils zwar auch entbehrlich, sind mehr überlieferte Kunstausdrücke als gelehrttuerische Neuprägung. Bücher wie Brehms großes Tierbuch, F. Cohns Pflanze, Francés Pflanzenleben, Haates und Ruhnerts Tierleben, Aräpelins Naturstudien, Rossmäblers Jahreszeiten, die Tiergeschichten von Löns, die großen und kleinen Schriften von Helmholz haben an Zweckmäßigkeit des Belehrungsstils nur wenig ihres Gleichen in den andern Wissenschaften.

Die deutsche Philosophie und die ihr verwandten Wissenschaften halten sich gewiß und gelten vielleicht für die ersten der Neuzeit. Noch größere Übereinstimmung aber herrscht über ihren Vorrang in der Unverständlichkeit. Jedes philosophische Werk eines andern Volkes läßt sich ins Deutsche übersetzen; viele der berühmtesten deutschen Philosophen bleiben den des Deutschen nichtkundigen Ausländern als unübersetzbar unzugänglich, aber selbst den meisten gebildeten Deutschen totes Papier wegen ihres kläglichen Belehrungsstiles. Goethe ging so weit, die Beschäftigung der Deutschen mit der Philosophie überhaupt für eine Stilverderberin zu erklären: *„Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulation hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie.“* Mir scheint die Philosophie selbst, gleichviel welcher Schule, weniger Schuld hieran zu tragen, als die jahrhundertlang schlechte Stilgewöhnung der deutschen philosophischen Schreiber, Dunkelheit für wissenschaftlich, Klarheit für unwissenschaftlich zu halten und mit überhebungsvoller Vornehmstuererei den Zweck alles Schreibens: die Belehrung Anderer, geringzuschätzen. An diesem Gebrechen des deutschen Philosophenstils tragen die deutschen Leser kaum geringere Schuld als die Schreiber; der Aberglaube, die Tiefe sei an der Unverständlichkeit zu messen, scheint in Deutschland unaussrottbar. So gut wie garnichts hat es geholfen, daß Schopenhauer den wahren Sachverhalt schon vor drei Menschenaltern aufdeckte: *„Ich meine den verschmißten Kniff, dunkel und unverständlich zu schreiben; wobei die eigentliche Finesse ist, seinen Gallimathias so einzurichten, daß der Leser glauben muß, es liege an ihm, wenn er denselben nicht versteht.“* Einige schaudervolle Beispielsätze von deutschen Philosophen stehen durch dieses Buch verstreut; einige weitere gehören an diese Stelle zur Prüfung ihres Belehrungsstils. Der Hegelschen Erklärung der Elektrizität (S. 469) steht gleichwertig zur Seite Schellings Erklärung der Schwere: *„Sie ist das Verendlichende der Dinge, indem sie in das Verbundene die Einheit oder innere Identität aller Dinge als Zeit setzt. — Die Schwere wirkt auf Beschränkung des Raums, des für-sich-Bestehens hin und setzt in dem Verbundenen das Nacheinander oder die Zeit, welche dem Raum eingeschwungen jenes bloß endliche Band des Zusammenhangs oder der Kohärenz ist.“*

Was ist nach Hegel Griechenland? *Die Substanz, welche zugleich individuell ist, das Allgemeine als solches ist überwunden, das Versenktsein in die Natur ist aufgehoben.* Was hätten wohl Platon und Aristoteles hierzu gesagt?

Welche dauernde Bewegung der Geister schien einst Feuerbachs ‚Wesen des Christentums‘ entfesselt zu haben, wie berühmt war es für einige Jahre, — und wo ist es heute? Es ist versunken wegen seines Stils, wenn man überhaupt von Stil sprechen darf bei dem Schreiber dieser blindlings herausgegriffenen drei Sätze von reichlich tausend ähnlicher:

Alles, was im Sinne der hyperphysischen transszendenten Spekulation und Religion nur die Bedeutung des Sekundären, des Subjektiven, des Mittels, des Organs hat, das hat im Sinne der Wahrheit die Bedeutung des Primitiven, des Wesens, des Gegenstandes selbst. — Wodurch entsteht die Welt, das von Gott Unterschriebene? Durch den Unterschied Gottes von sich selbst. Gott selbst in Gott denkt sich, er ist sich Gegenstand, er unterscheidet sich von sich, also (!) entsteht dieser Unterschied, die Welt, nur von einem Unterschied andrer Art, der äußere von einem innerlichen, der seiende von einem tätigen, einem Unterscheidungsakte, also (!) begründe ich den Unterschied nur durch sich selbst, d. h. er ist ein ursprünglicher Begriff, ein Non plus ultra meines Denkens, ein Gesetz, eine Notwendigkeit, eine Wahrheit. — Der Gegenstand des Gefühls wird nur deswegen gleichgültig, weil, wo einmal das Gefühl als das subjektive Wesen der Religion ausgesprochen wird, es in der Tat auch das objektive Wesen derselben ist, wenn es nicht gleich als solches, wenigstens direkt, ausgesprochen wird.

Ein Nachseiferer Hegels in der sinnlosen Wortmacherei, in den ‚Deliramenten der Tollhäuser‘, wie Schopenhauer dergleichen nannte, war der zu seiner Zeit sehr berühmte Professor der Physiologie Purkinje. Nach ihm hat man sich die Zeugung, die er sich einredete entschleiern zu haben, vorzustellen, *als einen besonderen Akt, die Subjekt-Objektivierung der Allgemeinnatur, indem diese in ihrer Tendenz zum Selbstbewusstsein, zum Selbstgenuß allenthalben bestrebt ist, sich in organisierbaren Stoff und organisierende Kraft zu scheiden.* Die Zeugung geht vor sich, *indem die Qualität in die Quantität tritt, die Intention in die Extension übergeht, die intendierte Form in materieller organischer Gestaltung ihre Realität erlangt.*

Die vollkommene Sinnlosigkeit dieses gelehrttuenden Geschwäzes leuchtet ohne weiteres ein. Man kann aber schon in den kürzesten Sätzen unverständliche Wortmacherei treiben, aus der nichts zu lernen ist, so wenn z. B. Lamprecht spricht von *einer unerhörten Tragik der Zeitstellung* (Friedrichs des Großen) *zwischen Individualismus und Subjektivismus*. Wo immer mit ismus links und ismus rechts gearbeitet wird, da sei der Leser auf der Hut gegenüber der ‚pupillariſchen‘ Sicherheit solcher Wissenschaft.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß noch einmal in Deutschland ein beinahe wie Hegel schreibender Philosoph auftreten und eine gewisse Geltung erlangen konnte. Aber auch hier gilt das Wort: Denn der Boden zeugt sie wieder, wie er sie von je gezeugt. Man vergleiche:

Den Sinn der Geschichte verleihen ihr jene Voraussetzungen, die sie von der reinen Tatsache qualitativ ebenso abheben, wie die Notwendigkeit der Auswahl aus dem Komplex völlig koordinierter Ereignisse es quantitativ tut. — Statt daß aber diese Wissensgleichheit zwischen Subjekt und Objekt der Historik (!) zu ihrem realistischen Sich-Beden mit dem Erkenntnisinhalte führte, zeigte sich, daß das Erkennen durchaus keine Parallelität mit dem Objekte bedeutet; vielmehr ist es ein mannigfach verwickelter Prozeß, der sehr mannigfache Verhältnisse zu seinem Gegenstande besitzt, ganz gleichgültig, ob dieser Gegenstand selbst Geist ist, ja an dieser substantiellen Einheit mit ihm erst die funktionelle Autonomie des Erkennens und seiner Richtigkeit markierend. — Damit ist die Eingestelltheit der Existenz auf einen Endzweck und die gleichzeitige Verfaßtheit seiner in eine Gesamtanschauung projiziert.

Der Schreiber dieser Sätze, denen ein paar Hundert ähnliche beigegeben werden könnten, heißt Georg Simmel und galt vielen für einen der ersten Philosophen unsrer Zeit, beinahe ebenso vielen für einen unsrer großen Stilisten. Er war ein noch unerträglicherer Wort- und Fremdwortmacher als selbst Lamprecht und verdankte seine ganze Berühmtheit der Unverständlichkeit seiner Schriften. Lamprecht starb 1915, Simmel 1918, — beide versinken schon dem lebenden Geschlecht ins Bodenlose.

Tröstlich ist es, bei einem andern Philosophen, Volkelt, zu lesen:

Wörter wie Resultat, Realität, Disziplin, Basis, Substrat, Reaktion, historisch (!), kontinuierlich, konstant, speziell, modifizieren usw. halte ich für durchaus überflüssig. — Andere Ausdrücke wie Faktor, Funktion, Akt, Poesie, poetisch, direkt, empirisch, scheinen mir in den meisten Fällen durch deutsche Wörter ersetzbar zu sein, ohne daß in der Bedeutung irgendeine Schattierung, Zumischung, Abbiegung verloren ginge.

Mertwürdigerweise ist der so ungewöhnlich rein schreibende Volkelt von seinen Berufsgenossen noch nicht in die Acht der Unwissenschaftlichkeit erklärt worden. Man denke: ein Philosoph der Ästhetik, der sogar Klünste für überflüssig hält und dafür Schattierung, Zumischung, Abbiegung schreibt!

\*

In den meisten Stillehren wird das Beschreiben als eine der leichteren Aufgaben des Stiles bezeichnet, und in den Schulaufgaben der oberen Klassen hört das Beschreiben auf. In Wahrheit gibt es kaum eine schwierigere Stilaufgabe, und tatsächlich liest man nichts so selten wie eine vollkommen befriedigende, genau belehrende Beschreibung. So ist mir z. B. noch niemals eine dem Laien wirklich für immer unterrichtende Darstellung einer Dampfmaschine, eines Fernsprechers, einer elektrischen Antriebsmaschine, eines Kraftwagens begegnet. Daß nicht meine besondere Verständnislosigkeit die Schuld trägt, habe ich durch Befragen hochgebildeter Freunde festgestellt: jeder hatte der Beschreibungen viele gelesen, keine hatte ihn bis zu voller Klarheit belehrt, selbst nicht Beschreibungen mit Bildern. Die Unfähigkeit der Beschreiber, sich aus ihrer wohlunterrichteten Seele in die des unwissenden Lesers zu versetzen, also die schon oft erwähnte Phantasielosigkeit im Bunde mit dem Mangel eines anschaulichen Stiles machen alle solche Beschreibungen wert- und zwecklos. Von Moltke hätte ich eine Beschreibung der Dampfmaschine lesen mögen.

In einem berühmten Erkenntnis des Reichsgerichtes wird die Eisenbahn so erklärt: Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften, — Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskelthätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon durch die eigene Schwere der Transportgefäße und deren Ladung u. s. f. — bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in begrenzterweise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist.

Moltke erklärt sie in seinem schon erwähnten Aufsatz von 1843 (S. 367): *Die Eisenbahn ist ein Weg mit Geleisen aus starken gußeisernen Schienen, welcher mit der ausführbar geringsten Abweichung von der geraden Linie zwischen den zu verbindenden Punkten geführt wird.* Man stelle sich einen Deutsch verstehenden Marxsbewohner vor: welche der zwei Erklärungen würde ihm einen Begriff von der nie gesehenen Eisenbahn geben? Ein Witzblatt beantwortete jene höchstgerichtliche Erklärung der Eisenbahn durch diese andere: *Was ist ein Reichsgericht?* Ein Reichsgericht ist eine Einrichtung, welche dem allgemeinen Verständnis entgegen kommen sollende, aber bisweilen durch sich nicht ganz vermeiden haben lassende, nicht ganz unbedeutende beziehungsweise verhältnismäßig gewaltige Fehler im Sprachbau auf der schiefen Ebene des durch verchnörkelte und ineinander geschachtelte Perioden ungenießbar gemachten Kanzleistils herabgerollte Definitionen, welche das menschliche Sprachgefühl verletzende Wirkung zu erzeugen fähig sind, liefert.

Der mögliche Einwand, Moltke sage ja gar nichts vom Zwecke der Eisenbahn, ist hinfällig: daß eine Bahn, ein Weg zum Fortbewegen von Menschen und Sachen dient, durfte er als allgemein bekannt voraussetzen. Der Irrtum der meisten Beschreiber besteht gerade in der allzu großen Vollständigkeit, bei der man den Wald vor Bäumen nicht zu sehen bekommt. Der Beschreiber muß alles Notwendige sagen, aber nicht mehr als das Notwendige; durch das Beiwerk wird der Leser eher verwirrt als gefördert. Voileau warnte vor allzu vielen Einzelheiten im Beschreiben, nannte diese Art eine *abondance stérile* (unfruchtbaren Überfluß), und unser Meister der Naturbeschreibung, Nagel, bemerkte: *Die wortreichsten Schilderungen sind in der Regel die leichtesten. Wenig Worte, diese gut gewählt und jedes an seinem Platz, sind das Merkmal der guten Landschaftsschilderung.* Er begegnet sich darin wunderbar mit Bismarck, der in einem Briefe sehr fein bemerkt: *Die Kunst landschaftlicher Schilderung besteht nicht darin, eine ganze Landschaft getreu-*

lich abzumalen, sondern vielmehr darin, den einen Punkt zu entdecken, wodurch sich diese Landschaft von jeder andern unterscheidet. Je sparsamer, aber aus innerm Sehen heraus beschrieben wird, desto wirksamer. Walter Scott und Stifter waren die sich im Zersäfern nie genug tuenden Beschreiber der Natur, aber bei keinem sehen wir die lebendige Natur. Wer alle Blätter eines Baumes malt, hat gar keinen Baum gemalt. Wo in der neuern Literatur gibt es eine wahrhaft anschauliche Beschreibung einer Schlacht oder nur eines Schlachtfeldes? Alle unsre wortreichen Schlachtenmaler beschreiben zu viel und beschreiben uns nichts. Man vergleiche damit die paar Zeilen in Tacitus' Annalen über das Schlachtfeld im Teutoburger Walde mit den Gebeinen der Erschlagenen und den sonstigen Spuren der furchtbaren Begebenheit: *Medio campi albertia ossa, ut fugerant, ut restiterant, disiecta vel aggerata; adiacebant fragmina telorum equorumque artus. Lucis propinquis barbarae arae, apud quas tribunos ac primorum ordinum centuriones mactaverant; simul truncis arborum antefixa ora.*

Die Phantasie des Lesers, den man etwas sehen läßt, malt weiter aus und freut sich ihrer Mitarbeiterkraft. Zola z. B. überfättigt mit seiner alles Dagewesene überbietenden Beschreiberei die Einbildungskraft und hinterläßt doch kaum so viel wie der kargste Schilderer. Am tiefsten prägt sich das vom Leser selbst Hinzuge dachte ein. Garnicht hatten die abgedroschenen Allgemeinheiten; was kann der Leser z. B. sehen an einer Landschaft wie in Hauffs Nichtenstein: *Steigt das Auge aufwärts, so begegnet es malerisch gruppierten Felsen?* So schildern heute nur noch Anfänger; malerisch gruppierte Felsen sind eine ausgefernte Hülse. Nichts ist gefährlicher als solche stehende Beiwörter, überhaupt die Wortschablonen. Nagel hob richtig hervor, daß für den, der wirklich beobachtet, nicht jedes Getreidefeld wogt, nicht jeder Wald rauscht. Z. B. nicht für den feinen Beobachter M. Claudius: *„Der Wald steht schwarz und schweigt“*. Jedes Wort einer Beschreibung soll ein Stück der sichtbaren Welt entschleiern, kann also nicht vorichtig genug gewählt werden, muß aus innerm Sehen fließen. Wenn z. B. der sonst so anschauliche Gyth einmal schreibt: *Ein schwerer Aprilhimmel hing in schwarzen Wolkenketzen über der Stadt. Bleigrau starrte die Schelde zu ihm empor*, so sehen wir bei *starrte* ebenso wenig, wie der Schreiber gesehen: ein bleigrau dahinfließender Strom starrt nicht.

Am schwierigsten zu begreifen ist der Mensch, besonders sein Gesicht. Hier gilt die durchgreifende Regel: Je weniger, desto mehr; nur die vom Schreiber entfesselte Einbildung des Lesers hilft ein Bild vollenden. Walter Scott, der für unsre älteren Erzähler lange vorbildlich blieb, zerstückelte seine Menschen zu Nebelsildern. Auf Goethes Knappheit im Menschenmalen wurde schon hingewiesen (S. 143). Wie fein findet sich Immermann mit dieser Schwierigkeit ab (im 2. Kapitel des Oberhofs): *Ich werde mich nicht vermessen, ihre (Lisbeths) Schönheit zu beschreiben; es käme dabei doch nur auf rote Wangen und blaue Augen hinaus, und diese allerliebsten Dinge, so frisch sie sich in Wirklichkeit halten, sind schwarz auf weiß etwas abgestanden. Es denke sich daher jeder Leser seine jetzige oder ehemalige Geliebte, und jede Leserin blicke in den Spiegel oder erinnere sich, wie sie an ihrem Brauttag ausgesehen hat, so wird die Lisbeth vor allen Leuten dastehen, wie sie lebt und lebt.* Drei Lesergeschlechter haben ihm Recht gegeben. — Oder wie unvergeßlich schildert Annette von Droste ein seltsames Mädchen, in dem sie nur von dessen Gesichtsfarbe spricht: *Die Art ihres Teints, der, für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat; aber bei der kleinsten Erregung, geistiger wie körperlicher, fliegt eine leichte Röte über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel.* Dies ist deutlich vorstellbar; hingegen mutet uns eine neuere Erzählerin, Ossip Schubin, zu, wir sollen Augen sehen, die oft plötzlich nachdunkeln und dann unheimlich und unergründlich tief werden. Dies ist nur gemacht, die Schreiberin hat es nicht gesehen und läßt uns nichts sehn. — Wie greifbar anschaulich hingegen ist, trotz dem Mangel an Logik, Heinrich Seidels Bild: *Dann begrüßten wir unsre Tante Emma, die so klein, wie*



*mein Onkel groß war.* Manche Schreiber helfen sich dem Leser gegenüber mit der Ausflucht: *'Dies ist unbeschreiblich'*. Gewiß ist vieles, wohl das meiste im Grunde unbeschreiblich; aber der Schreiber schweige dann entweder ganz, oder er versuche, ohne Beschreiberei, einen tiefen Eindruck zu erzeugen. Sehr fein heißt es hierüber bei der Ebner: *'Das Wort „unbeschreiblich“ sollte der Schriftsteller nie gebrauchen. Freilich kann er nicht alles beschreiben; aber in seinem Leser muß er ein Bild, ein Gefühl, eine Ahnung dessen erwecken können, was sich nicht beschreiben läßt.'* Solch Bild, solch Gefühl, solche Ahnung läßt sich mit den einfachsten aus der Tiefe geschöpften Worten erwecken.

Vom Berichtstil wird gewöhnlich nur schärfste Bestimmtheit, knappste Sachlichkeit verlangt, und als Regel für das Handwerk mag das gelten. Es gibt aber viele Fälle, wo mit feinerem Pinsel gemalt werden muß, und da beginnt die Kunst. Will man einen meisterlichen Berichtstil genießen, so lese man die an Friedrich Wilhelm 4. gerichtete Denkschrift seines Bruders Wilhelm von 1855 über die Zustände in Rußland nach dem Tode des Zaren Nikolaus. Eine klassische Sammlung stellen Bismarcks Gesandtschaftsberichte aus Frankfurt dar. Noch freier gibt er sich in den vertrauten Briefen aus jener Zeit, z. B. an Leopold von Gerlach. Der vom 22. Juni 1851 mit der Schilderung der verschiedenen Bundestagsgesandten ist eins der besten Stücke unsrer Kunstprosa. Nachdem er sie einzeln beschrieben, faßt er zusammen: *'Daß wir mit dieser Gesellschaft Deutschland reformieren und Europa durch die Regeneration unseres Vaterlandes staunende Teilnahme (Bismarck schreibt nicht „Interesse“!) ablocken werden, glaube ich nicht. Es ist kein einziger Mann von geistiger Bedeutung darunter; die meisten sind wichtigtuende Kleinigkeitskrämer, die die Bundesvollmacht mit ins Bett nehmen, und mit denen keine Konversation zu führen ist, weil sie bis in die gleichgültigsten Gespräche hinein diplomatisieren, beobachten und zum Bericht notieren.'*

### Zweiter Abschnitt.

#### Zeitungsstil.

Wer hätte auf deutsche Blätter Acht,  
Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht,  
Der wär' um all seine Zeit gebracht. (Goethe).

Der Sekundenzeiger der Geschichte. (Schopenhauer über die Presse).

Schopenhauers Vergleichsbild ist eines der besten in deutscher Sprache; es ist noch treffender, als er sich's vielleicht beim Bildern gedacht hat. Er meinte mehr das Hasten der Zeitung am Augenblick; wir wollen, um ihr gerecht zu werden, an den Schritt des Sekundenzeigers denken, an dieses ruhelose Pulsen und Vorwärtzucken, dieses Sichtbarwerden der vorüberzitternden Zeit. Und diesem mit *Tick tick tick tick* von einem Sekundenstrich zum andern hastenden Pfeil macht der träge Stundenzeiger, dessen Schreiten kein Auge wahrnimmt, die beschimpfendsten Vorwürfe wegen seiner fiebernden Eile. Wenn die Uhr die falsche Zeit weist, so sei das einzig die Schuld des nichtsnutzigen Sekundenzeigers; er, der würdige, weise, wichtige Stundenzeiger könne nichts dafür, gehe untadelig seinen unsichtbaren Schritt, bedürfe nie einer bessernden Uhrmacherhand.

Mein Bild ist ein bißchen verzeichnet, gibt aber einen Begriff vom Verhältnis unsers Zeitungsstiles zum Profastil überhaupt. Die Zeitung ist der Sühnebock für alle Sünden des deutschen Stiles geworden; wer über diesen schimpft, der wählt seine Beispiele zunächst und zumeist aus Zeitungen. Besonders alle wissenschaftliche Schreiber, die über den betrübenden Zustand deutscher Sprache und deutschen Stils bewegliche Klage geführt, haben fast ausschließlich den Zeitungsstil gemeint und genannt. Von Schopenhauer bis zu Nietzsche (vgl. S. 16) — ein wahres Wutgeheul über das *'Zeitungsdeutsch'*, das *'Schweinedeutsch'*.

Mit der einen Ausnahme Schopenhauers, des schonungslosen Rüchters der noch größern Sünderin Wissenschaft, ist mir kein einziger angesehener Schreiber über Stil bekannt, der in seinen Rügechriften gegen die Sprachverderbnis nicht allein oder weit überwiegend die Zeitungen dafür verantwortlich gemacht hätte. Treitschke, Heyne, Heinze, Wustmann — alle haben sie ihre Pflicht zu erfüllen geglaubt, indem sie das Zeitungsdeutsch, den Zeitungstil mit den härtesten Verdammungsurteilen belegten. Wie der Verfasser über diese schreiende Ungerechtigkeit denkt, hat er im ersten Abschnitt dieses Buches ausgesprochen und an andern Stellen eingehend begründet.

Zunächst wird über dem Geschimpfe auf den Zeitungstil eine Tatsache fast immer übersehen: Wir haben in der deutschen Presse Deutschlands, Österreichs, der Schweiz mehr als ein volles Hundert glänzender Schreiber; wie viele glänzende Stilkünstler gibt es in der deutschen schreibenden Wissenschaft der drei Länder? Auf jeden guten wissenschaftlichen Schriftsteller kommen zehn, kommen zwanzig gute Zeitungsschreiber. Wer dies bestreitet, ist entweder durch seinen Beruf und sein eignes schlechtes Schreibergewissen befangen, oder ich bestreite ihm die Kenntnis der Tatsachen. Nur darum wird das richtige Verhältnis der vielen glänzenden Zeitungsmänner zu den wenigen guten Schreibern der Wissenschaft nicht erkannt, weil die Zugehörigkeit zur Zeitung keine Würden und Titel verleiht, ja in den meisten Fällen nicht einmal einen Namen: Wer von den Lesern einer Zeitung kennt die ja meist nicht unterzeichnenden Verfasser der besten Aufsätze, wer kennt sie über den nächsten Leserkreis hinaus? Der wissenschaftliche Schreiber hingegen kann noch so klägliches Deutsch, noch so hilflosen Stil verüben, seiner wissenschaftlichen Berühmtheit tut das keinen Abbruch; ja die Geschichte der deutschen Prosa lehrt, daß die schlechtesten Schreiber vielfach am berühmtesten waren: dieses Buch liefert die überzeugendsten Beispiele.

Unsre großen Zeitungen erleichtern uns ja den Vergleich zwischen den beiden Hauptstilen, indem sie gutschreibende Wissenschaftler zur Mitarbeiterschaft zulassen. Man darf schwerlich behaupten, daß der Stil der Wissenschaftler unterm Strich den des Zeitungsmannes überm Strich immer oder nur oft in den wichtigsten Eigenschaften alles guten Stiles übertreffe. In einer unsrer großen Zeitungen schrieb vor einiger Zeit Frits (nicht Franz!) Bley zur Abwehr: „Mit Schelten auf die in schlechtem Deutsch geschriebenen Zeitungen ist es nicht getan. Den größeren Teil der Schuld tragen die deutschen Schriftsteller. Selbst Mitarbeiter von gefeiertem Namen empfinden es nicht als Schimpf, ihre Aufsätze derartig mit Fremdwörtern zu verunreinigen, daß sie an das Gauner- und Gauflerdeutsch armer Seiltänzer und Zirkushanswürste erinnern. Deshalb soll man milder urteilen über die Schriftleiter kleiner Zeitungen und die berechtigten Vorwürfe deutlicher dorthin richten, wohin sie gehören: an die Verfasser!“ — Trefflich, aber nicht ins Schwarze treffend. Welche Schriftsteller, welche Verfasser? — Dies hätte deutlich gesagt werden müssen. So können wir nur ahnen, daß die Schreiber unterm Strich gemeint sind; und da unsre bekannten Erzähler, deren Werke zuerst in Zeitungen erscheinen, meist ein leidliches, vielfach ein gutes Deutsch schreiben, so bleiben eben nur die wissenschaftlichen Schriftsteller übrig.

Doch nicht bloß um die sprachverderbenden wissenschaftlichen Mitarbeiter der Zeitung handelt es sich. Das Übel sitzt viel tiefer oder — viel höher. Schreibt etwa die deutsche Zeitung einen von ihr erfundenen Stil? Das unbestimmte Wort Zeitung führt irre; eine Zeitung schreibt überhaupt nichts, sie wird von Menschen geschrieben, durchschnittlich von gebildeten, häufig von höchstgebildeten Menschen, und wer sich mit dem Stil dieser zeitungschreibenden Menschen beschäftigt, der ist verpflichtet, nach dessen Ursprung zu forschen. Die Zeitungsschreiber kommen fast alle von unsern hohen Schulen, die meisten von unsern Universitäten her und führen den nur auf Hochschulen zu erwerbenden Ehrentitel Doktor. Sie haben sich ihr Deutsch und ihren Stil nicht selbst gemacht, sondern haben beides aus ihren hohen und höchsten Schulen, aus den Lehrstunden, Vorlesungen und Schriften ihrer Lehrer mitgebracht, allerdings zum Glück später veredelt. Keinem Franzosen fällt es ein, von einem besonders schlechten Stil der französischen Zeitungen zu sprechen.

In Frankreich schreiben die Lehrer der Lyzeen, die Professoren der Universitäten, die Zeitungsmänner ungefähr den gleichen Stil: den klaren, gefälligen, reinen, den wir kennen und beneiden. Was am deutschen Zeitungsstil tadelnswert ist, verrät fast durchweg seinen Ursprung: den wissenschaftlichen Stil; was ihn vor dem der wissenschaftlichen Schreiber auszeichnet, verdankt er dem erziehlischen Zwange des Zeitungsberufes.

Von den Vorzügen des deutschen Zeitungsstils vor den meisten andern Stilgattungen wollen wir zuerst sprechen, denn von ihnen ist sonst fast niemals die Rede. Was an ihm zu rügen, wird nicht verschwiegen werden. Der wissenschaftliche Stil unterliegt so gut wie nie einem den jedesmaligen Schreiber treffenden Urteil; der Stil des Zeitungsschreibers ist ihm täglich ausgelegt. Man befrage nur die Herausgeber einer Zeitung, wie viel grobe oder boshaft seine Briefe und Postkarten jeder unglückliche Ausdruck, jeder leberne oder unverständliche oder geschwollene Aufsatz hervorruft. Ein Gelehrter hingegen kann sein Lebenlang einer von denen sein, die ein nütliches Buch, aber keinen brauchbaren Satz schreiben, — er bleibt in Amt und Würden, sieht bewundernde Schüler zu seinen Füßen und gilt, solange er lebt, für einen großen Mann, den Unkundigen wohl gar für einen großen Schriftsteller. Der Zeitungsschreiber, der dauernd unklar, geziert, schachtelnd schreibt, wird als dauernd unbrauchbar entlassen.

Der Zeitungsstil ist im allgemeinen unvergleichlich klarer als der wissenschaftliche. Der Zeitungsschreiber weiß vielleicht oft, nicht immer, weniger als der Mann der Wissenschaft; aber er besitzt die Gabe, all sein Wissen dem Leser verständlich zu übermitteln. Er hält künstlerischer als der Wissenschaftler Maß: behandelt eine Frage, für die ein Gelehrter mindestens ein Heft braucht, ebenso erschöpfend und besser belehrend in zwei Spalten. Vielleicht ist der Zeitungsstil gemeinplätzlicher, flacher als der wissenschaftliche; streicht man aber aus diesem alle gelehrthuerrische Fremdwörter und ersetzt sie durch ehrliches Deutsch, so ergibt sich sehr oft eine herzlich dürftige Gewöhnlichkeit, wo nicht Plattheit. Gefocht wird in der Zeitung wie in der Wissenschaft mit Wasser; meist ist das Wasser der Zeitung reinlicher.

Daß der Zeitungsstil lebendiger, daher fesselnder ist, wird ihm von den Schreibern des unlebendigen, daher langweiligen Gelehrtenstils als Zeichen seiner Minderwertigkeit gedeutet. Was hiervon zu halten, wurde schon gesagt. — Der Ausdruck in der Zeitung ist, bis auf die noch zu rügenden Gebrechen, durchschnittlich schärfer, bezeichnender, sogar anschaulicher als in der Wissenschaft. Es werden weniger Umschweife gemacht, die Kage heißt Kage, in Weimar heißt in Weimar, nicht, in seines Wohnens und Wirkens reeller Begrenzung. In der Tagespresse ist mir kein einziger Präzioser bekannt; seines Bleibens wäre ja nicht bis zum nächsten Kündigungstag. Es gibt recht viele Zeitungsschreiber, die mindestens ebenso viele Bücher in mindestens ebenso vielen Sprachen gelesen haben, wie ein großer Gelehrter; aber sie framen ihr reiches Wissen nicht bei jeder Gelegenheit, auch bei der unpassenden, aus.

Der Satzbau der Zeitung ist fast durchweg straffer, übersichtlicher gegliedert, klanglicher feiner, besonders zum sofortigen Verstehen geeigneter als der durchschnittliche Bücher- oder Kanzleistil. Ein zum Scherzen aufgelegter Freund aus Reuters Heimat empfiehlt mir, den Zeitungsstil und den wissenschaftlichen Bücherstil zu unterscheiden als den „Züst-so-Stil“ und den „Wat wull de Kierl?-Stil“. Der Zeitungsschreiber rühmt sich manchmal, alle verborgenste politische Geheimnisse des In- und Auslandes auf telegraphischem oder heliographischem Wege erkundet zu haben; er tut dies gewissermaßen ehrlich, einfältig, denn der Glaube des Lesers an die Allwissenheit der Zeitung gehört zu ihrem Lebensatem. Er versucht aber nicht, diesen Glauben durch bloße Wortmacherei und gespreizte Welscherei zu erzeugen.

Der Zeitungsstil, geschrieben von wissenschaftlich gebildeten Männern, hat sich aus dem Stil der Wissenschaft entwickelt, die meisten von dessen groben Lastern abgelegt oder abgeschwächt, dafür aber einige neue Lasterchen von Berufswegen hinzuerworben. Daß dies größtenteils Berufsmängel sind, ergibt sich aus der Übereinstimmung dieser Seite

des deutschen Zeitungstils mit dem aller andern Zeitungsvölker. Das Sonderlaster der Fremdwörterei im deutschen Zeitungstil ist selbstverständlich, denn er wird ja von Deutschen geschrieben. Bis auf dieses eine fließen alle Gebrechen unsrer Zeitungssprache aus derselben Quelle wie in allen andern Ländern: aus der jagenden, heßenden Hast beim Schreiben. Diese erklärt das meiste, entschuldigt es aber nicht völlig: ein wohlzogener Stil darf selbst in der fiebernden Eile gewisse ärgste Ungezogenheiten nicht begehen. Die selbstgerechten wissenschaftlichen Tadler des Zeitungstils, die einen viel schlechteren schreiben, haben keinen Begriff vom Zeitungsbetriebe. In diesem geht es ähnlich zu wie in der mordenden Männerchlacht: im Augenblick müssen die Entschlüsse gefaßt, sofort müssen sie ausgeführt werden. Die Sache, die Sekunde herrscht mit Allgewalt und erdrückt die Form, die ja nur durch die Stunde gelingt. Um 12 Uhr nachts kommt der Depeschbote: Der Papst ist tot, der Zar ist ermordet, der König von Portugal ist geflohen, das französische Ministerium gestürzt, das englische Parlament aufgelöst, die Monna Lisa gestohlen. In einer Stunde muß ein 100 bis 200 Zeilen langer Aufsatz darüber geschrieben und gesetzt sein, denn um 1 Uhr nachts geht das Hauptblatt in die Schnellpresse. Die Feder fliegt übers Papier, das in Blättchen zerschnitten ist, um den wartenden Druckern schneller abzuspeien. Wahl des Ausdrucks? Keine Möglichkeit. Abmessung der Satzlänge? Lächerlich. Gliederung des Satzes? Unsinn. Verständlichkeit? Lesers Sache. Rhythmische Schönheit? Wir sind nicht in Utopien. Innere Form? Wir verstehen nicht Chinesisch. Sorgfames Durchlesen und Bessern? O ja, unter dem Donner der Maschinen, mit brennenden Augen, schläfrig, in zwei Minuten, in einem nassen Fahrenabzug, worin keine Änderung erlaubt ist, die dem Setzer Zeit kostet.

Und angesichts dieses Entstehens des meisten, was in der Zeitung steht, wagt ein wissenschaftlicher Schreiber mit unverständlichem, geschachteltem, wirrem Stil, nasrümpfende Mäkelei am Zeitungstil zu üben! Er, der vielleicht alle fünf Jahre ein Buch, jeden Monat einen kleinen Aufsatz über einen ihm genau bekannten Stoff für hundert Leser eines Fachblättleins schreibt. Der überreichliche Zeit hat, Anordnung und Untergliederung des Ganzen, jedes Wort, jeden Satzteil, jeden Satz, jeden Absatz zehnmal zu überlegen; das Wörterbuch und alle andern Hilfsmittel zu benutzen; die Handschrift so oft durchzulesen, wie ihn die Gewissenhaftigkeit treibt; zu ändern, zu streichen, zuzufügen, umzustellen; die Arbeit ruhen zu lassen, wieder aufzunehmen, umzuwerfen, neu zu gestalten, Freunde zu befragen. Und der in aller Behaglichkeit einmal, zweimal, dreimal den Probabogen durchbessern kann. Wer vom Zeitungsschreiber untadelige Form verlangt, begeht dieselbe Ungerechtigkeit, wie der Kunsttrichter, der einem Stegreifdichter vorwirft, nicht so kunstgerecht zu formen, wie etwa Paul Heyse. Ein germanistischer Oberlehrer in Berlin schreibt an den Rand eines Aufsatzes über eine ihm anstößig klingende Wendung: Lektères ist Zeitungssdeutsch, daselbe ist zu vermeiden. Was mich an den von wissenschaftlichen Stilstümpfern überhebungs- und beschimpfenden Zeitungsschreibern eritaunt, ist die Langmut, womit sie sich diese in der papiernen Welt einzig dastehende Unverschämtheit gefallen lassen.

Die Zeitung lebt vom Augenblick und für ihn; die Zeitung von gestern ist wie der Schnee vom vorigen Jahr. Der Zeitungsschreiber muß mit der Gegenwart geizen, auf die Gegenwart wirken, den gegenwärtigen Leser packen, — nicht für lange, nur für die paar Minuten des Lesens, mehr verlangt ja der Leser nicht. Dies erreicht der Schreiber, da die Ereignisse selbst nicht immer aufregend sind, vornehmlich durch den aufgeregten Stil. Die Zeitungssprache lebt vom Steigern, ja Übertreiben. Die Aufmerksamkeit des von so vielen andern Anliegen stürmisch beanspruchten Lesers muß immer von neuem geweckt, immer stärker aufgepeitscht werden. Dem geschwellenen Fettauch der Überschriften entspricht das Anschwellen des Tones in den Aufsätzen selbst. Es gehört zum Wesen der Zeitung, alles was sie schreibt dem Leser wichtig erscheinen zu lassen: folglich muß sie in unzähligen Fällen das Unwichtige durch den gesteigerten Stil verwickeln. Sie überbietet darin natürlich den wissenschaftlichen Stil, bleibt aber noch weit hinter dem gesprochenen des Alltags zurück. *Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Kasseler Tagung der Na-*

*tionalliberalen vollständig ergebnislos ausläuft.* ‚Ergebnislos‘ genügt, der Zeitungsstil fordert noch ‚vollständig‘: erst dadurch bekommt der abgestumpfte Leser das Bild der Ergebnislosigkeit. — Man könnte schreiben: *Bassermann erkennt nicht, daß die Lage für seine Partei bedenklich ist*; geschrieben aber wird: *Bassermann verkennt keinen Augenblick.* — *Der Reichskanzler zweifelt nicht an dem Erfolge seiner Kundgebung.* Zu matt, der Leser würde nichts von des Reichskanzlers Siegesgewißheit fühlen, also: *zweifelt nicht im allermindesten.* — *Die Konservativen im Wahlkreise Elbing haben dieses Anerbieten der Polen abgelehnt.* Bloß abgelehnt? Das könnte ja bedeuten, daß sie es beinahe angenommen haben; also: *haben auf dieses Anerbieten eine runde scharfe Absage erteilt.*

Für den Zeitungsstil gehören Wörter wie: nicht, sehr, groß, klein, gut, schlecht, traurig, erfreulich usw. zu den zwar nicht ganz entbehrlichen, aber nichtsagenden, also nur in Ausnahmefällen zu gebrauchenden. Aus ‚nicht‘ wird: niemals, nie und nimmer, nimmermehr, nun und nimmermehr, unter keinen Umständen. Aus ‚sehr‘: außerordentlich, ganz, außerordentlich; aus ‚groß‘: allergrößt; aus ‚klein‘: allerkleinst, allergeringst, minimal; aus ‚gut‘: ausgezeichnet, ausgezeichnetst, vorzüglichst. *Die Jungfernrede des (in Wahrheit ausgelachten) Abgeordneten Schulze aus Kuhschnappel machte den allerbesten Eindruck.* Schlecht wird zu allerschlechtest, ganz minderwertig, bodenlos schlecht, erbärmlichst. Trauriges geschieht nicht; alles ist tieftraurig, erschütternd, herzbewegend, *katastrophal*. Erfreulich wird zu hocherfreulich, außerordentlich erfreulich. Man fordert nicht, sondern man fordert nachdrücklich, entschieden, unbedingt, mit aller, mit größter Entschiedenheit. Man sagt nichts klar, sondern klipp und klar, oder klar und unzweideutig; behauptet nicht, sondern behauptet steif und fest; bestreitet nichts, sondern bestreitet mit Entrüstung, Entschiedenheit, mit aller *Energie* und — legt flammenden *Protest* ein.

Dieser Schreibstil ist nicht schön, verliert aber viel von seiner Häßlichkeit, wenn man seinen Ursprung bedenkt. Und es gibt ja ein einfaches Mittel gegen ihn: man zieht im Lesen von jedem Schreiwort die Hälfte oder Dreiviertel ab, liest die Zeitung, wie ein Sänger ein für die Menschenstimme oder doch für seine Stimme zu hoch liegendes Tonstück vorträgt: um eine Tonleiter nach unten versetzt.

\*

Die Zeitung schwimmt auf der Oberfläche des Lebens, schöpft nur dessen Schaum ab, hat nicht die Zeit, auch nicht die Aufgabe, in die Tiefe zu dringen; denn ihre Leser wollen nicht, können nicht morgens, mittags, abends in die Tiefe tauchen und darin verweilen. Daher die Flachheit der Zeitungssprache, ihre Vorliebe für die Begriffsschablone, die Ausdrucksformel. Unübersehbar ist das Wörterbuch der festen Abklatsche; ein französischer Stillehrer drückte das aus: *Le journal vit du cliché* (Die Zeitung lebt vom Abklatsch). Alle europäischen Zeitungen leben von den europäischen Redensarten. Der Schreiber macht sich's in der Eile leicht; er wählt nicht, prägt nicht neu, sondern ergreift einen der nach Begriffsgruppen geordneten bereit liegenden Prägestempel. Da sind vor allem die schon erwähnten kriegerischen Ausdrücke (S. 444). Dann die stehenden Beiwörter, ganz wie bei Homer: die Tatsache ist entweder nackt oder unumstößlich, die Wahrheit unleugbar oder sonnenklar; die Behauptung — des Gegners — ganz subjektiv, völlig verkehrt oder mindestens außerordentlich gewagt; der Widerstand ist schroff, die Prüfung unnachlässigst, die Kontrolle strengt. Es muß gründlichst Wandel geschafft, es müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, die Tatsache ist nur ein Glied einer unendlichen Kette und läßt sich durch nichts auf Erden aus der Welt schaffen. — Aus der Tiefe der Zeitungsschreiberseele stammt das Wort ‚Wir glauben zu wissen‘, diese rührende Versöhnung zweier sonst feindlicher Mächte, des Glaubens und des Wissens. Doch eine einzige Nummer jeder beliebigen Zeitung liefert ja dem aufmerksamen Leser mindestens ein Hundert solcher fertiger Abklatschwendungen.

Schön ist dieser Stil nicht, aber immerhin verzeihlicher als in Schriften, die dauern sollen. Zeitungsschreiber sind gehegte Menschen, und von ihnen die immer neu prägende

Wortkunst zu verlangen, hieße ihnen die Ausübung ihrer sehr besondern Lehrtätigkeit erschweren, ja verbieten. Daß diese Schablone Sprache den Leser sprachlich verflacht, ist ebenso sehr, wenn nicht mehr, die Schuld des Lesers, dessen ganze Beziehung zur Welt des Gedruckten sich in vielen Fällen auf die Zeitung beschränkt. Das gutgeschriebene Buch ist ein heilsames Gegenmittel gegen den Stilverderb durch die Zeitung; der Zeitungsschreiber hindert keinen, dieses Mittel zu gebrauchen.

\*

Zwei Stilseelen wohnen in der Brust des Zeitungsschreibers, vertragen sich aber auffallend gut. Die eine strebt nach Länge, die andre nach Kürze, oft in demselben Satz. Statt 'beseitigen' schreibt er lieber: aus der Welt schaffen; statt 'nur': nichts andres als, was Goethe so grimmig haßte. *Er schloß seine Ansprache, die auf alle Anwesenden sichtlich einen Eindruck zu machen nicht verfehlte*, — vielleicht eine Wirkung der bei vielen Zeitungen üblichen Bezahlung nach Zeilen, einer sehr schlechten Stilerzieherin. Aber derselbe Schreiber bildet Wortschweifungen wie Kaufmannsgerichtswahlen, Dritteabteilungswahlen, Auswärtsmarkt, Abrüstungsverständigung, Frauenarbeitgewerbeordnungsnovelle, Rainz-Nachlaßversteigerung, sogar Joseph Rainz-Nachlaßversteigerung. Hier wirkt die Hast noch stärker als der Hunger; mag sich doch dieser an andern Möglichkeiten sättigen.

Der durchschnittliche Zeitungsschreiber will verstanden werden; er hat ja nichts vom Nichtverstandenwerden, denn da er keinen berühmten Namen trägt und sogar seinen unberühmten verschweigt, so genießt er nicht einmal den Ruhm des unverständlichen Tieffinns, des 'feierlichen Stumpfsinns'. Trotzdem neigen einige, nicht viele, Zeitungsschreiber, die schlechtesten, zur Fremdwörterei. Sie hätten sich mit solchem Gange lieber der Wissenschaft widmen sollen. Für die unverständliche Zeitungssprache ist kein Wort zu stark, auch nicht das auf S. 195. Ein Schreiber für Hunderttausende von Lesern beider Geschlechter, aller Alters- und Bildungsstufen, der bei vollem Bewußtsein ein Wort hin-schreibt, von dem er bestimmt weiß, daß mehr als die Hälfte der Leser es nicht verstehen kann, ist ein Geck oder ein Trottel. Eine kleinbürgerliche Zeitung berichtet, der König von Rumänien leide an *Hypertension der Arterien, verbunden mit allgemeiner Arthritis*. Jetzt wissen's die Leser genau und können den hohen Herrn bedauern. — Eine Zeitung fürs Volk schreibt: *Wir bestreiten dem Herrenhaus die Aktiv-Legitimation, über die Volksrechte mitzuraten und mitzutaten*. Was eine Legitimation ist, weiß man in dem Lande, wo jeder beinahe schon mit einer Legitimation geboren wird; was eine Aktiv-Legitimation ist, danach muß ich, der ich Latein gelernt, einen Juristen fragen, denn es ist Juristenlatein. 'Berechtigung' hätte jeglicher im Volk verstanden; 'Aktiv-Legitimation' verstehen nur einige, die Juristen, genau. — Aus einer Zeitung mit gerichtlich bestätigten 190 000 Beziehern, also fünfmal so viel Lesern: ... *Wenn sich nicht gar die Notwendigkeit herausstellen sollte, dies Impedimentum aus dem Wege zu räumen*. Das Blatt wird gewiß von einer Viertelmillion Frauen gelesen, die keine Ahnung haben, was für ein gefährlich Ding solch *Impedimentum* ist. — Von Deutschland, nicht von Italien ist die Rede, von den vereinigten Konservativen und Katholiken: *Vielleicht hat die schwarzblaue Irredenta mit ihrer Taktik nichts andres bezweckt*. Das fremde Wort ist für die eine Hälfte der Leser unverständlich, für die andre sinnlos, und selbst der Büchmann, das italienische und das Fremdwörterbuch versagen. — Herr von Bethmann Hollweg mußte auf ein Weichen seinem Freunde Heydebrand die Rolle abnehmen und selber den *Deus ex machina* spielen. Wundervoll, nur versteht das kaum ein Viertel der Leser. — Der Leitartikel einer sich besonders 'national' gebärdenden Berliner Zeitung über einen neuen deutschen Staatssekretär schließt: *Adelante adelantador!* Höchstens 10 Leser ahnen, aus welcher Sprache das ist; höchstens 5 wissen halbwegs, was es bedeutet; alle übrigen bewundern den gelehrten Schreiber.

Alles dies ist sehr töricht, und der Zeitungsschreiber selbst würde, aufs Gewissen befragt, die Zweckwidrigkeit solcher Sprache zugeben. Dennoch ist seine Fremdwörterei nicht ganz

so hart zu beurteilen wie die der Wissenschaft. Er will nicht einer hohen, himmlischen Göttin dienen, sondern den nicht genau prüfenden Zeitungsleser für den Augenblick beschäftigen, wohl auch belehren, aber doch mit dem Bewußtsein, daß das Gelernte morgen vergessen ist. Und er hat es von Jugend auf so gelesen, es von seinen hochverehrten wissenschaftlichen Lehrern aller Grade so gehört; es gilt diesen sogar für das Kennzeichen des wahrhaft wissenschaftlichen Mannes. Und dann: Der Zeitungschreiber begnügt sich doch mit den 140000 Fremdwörtern des neusten Heyse, fühlt sich nicht berufen, für die immer subtileren Nuancen und Reimpressionsen seiner differenzierten Forscherpsyche neue unerhörte Fremdwörter zu creieren. Die Historik, Emotivität, Verintensivierung und all das Gezücht entstammen dem Notwendich unsrer Wissenschaft, werden von anständigen Zeitungschreibern nicht nachgeplappert.

Das Erfreulichste aber an Sprache und Stil unsrer Zeitungschreiber ist die nicht mehr wegzuleugnende Besserung. Es gibt schon jetzt ein halbes Hundert großer und mittlerer deutscher Zeitungen, deren Leiter und Hauptmitarbeiter sich mit festem Willen und erfolgreichem Geschick um reines, gutes Deutsch und um klaren, edlen Stil bemühen. Gibt es 50 bedeutende wissenschaftliche Schreiber, von denen man das Gleiche sagen darf? Keine einzige deutsche Zeitung verteidigt heute noch den Glauben an die Unentbehrlichkeit der Fremdwörter, wie er im allgemeinen noch immer in der Wissenschaft herrscht. Der größte Teil der deutschen Presse, natürlich mit Ausnahme gewisser heimpatristischer Zeitungen für Landesverrat in Berlin und anderswo, unterstützt nachdrücklich das Streben des Deutschen Sprachvereins zur Veredelung unsers Stils; der größte Teil der amtlichen Wissenschaft dagegen verhält sich gleichgültig, ja in einigen ihrer hervorragenden Vertreter feindselig gegen ihn. Es gibt in der gesamten deutschen Presse keine so leidenschaftlichen Feinde saubrer deutscher Sprache wie Gustav Rötke den Germanisten und Hans Delbrück den Historizisten.

So ist es denn heute dahin gekommen, daß wir die Hoffnung auf reine Sprache und gepflegten Stil nicht auf die Ein- und Umkehr unsrer Wissenschaft gründen können; im Gegenteil, die Welscherei in der Wissenschaft nimmt zu, und der künstlerische Prokastil wird in ihr zu einer immer größern Seltenheit. Es ist sehr wohl möglich, daß der Stil unsrer besten Zeitungen den deutschen Stil überhaupt auf die Höhe unsrer sonstigen Bildung heben wird. In der Presse herrscht ja das grausam-heilsame Naturgesetz von der Auslese der Besten mit ganz anderer Gewalt als in der schreibenden Wissenschaft. In dieser kann ein Schreiber mit bejammernswertem Stil bis ans Ende seiner Tage ruhmvoll die Lücken des Weltbaues stopfen, wenngleich ihm keine größere Zeitung den Bericht über die Sitzung eines Bezirksvereins anvertrauen würde. Der Zeitungstil ist lange genug, seit Jahren schon mit Unrecht, der Stein des Anstoßes gewesen, am meisten für die Schreiber mit dem anstößigsten Stil. Jeder bessere deutsche Zeitungschreiber, zusammen viele Hundert, fühlt seine Mitverantwortlichkeit für Adel und Ehre deutscher Sprache; in der deutschen Wissenschaft sind bisher nur wenige Gelehrte auf die Höhe solcher Auffassung gelangt.

Kein Kenner des Pressewesens der großen Völker der Erde kann ehrlicherweise beitreten, daß die deutsche Presse an innerm Gehalt, an rastloser Mitarbeit im Dienste der Geistesbildung jede andre bei weitem übertrifft. Die deutsche Zeitung ist mehr als die irgendeines Volkes zugleich Literatur. Bis in die kleinen Provinzblätter reicht das Bestreben, ihre Leser mit allen Künsten und fördernden Wissenschaften in enger Verbindung zu erhalten. Weder von der französischen noch von der englischen, geschweige von der amerikanischen Zeitung läßt sich Gleiches sagen. Nicht nur das politische und wirtschaftliche Leben der Bildungswelt, nein auch das geistige aller Völker des Erdenrundes durchflutet die deutschen Zeitungen, die bescheidensten wie die größten. Schon seit mehr als zehn Jahren hat die deutsche Presse an Zahl der Zeitungen und Zeitschriften, insgesamt gegen 8000, die französische und die englische hinter sich gelassen und wird nur noch von der nordamerikanischen übertroffen. Die Menge des in einem Jahr vom deutschen Volke gelesenen Zeitungstoffes ist um vieles größer als die des wissenschaftlichen, und diesem

Verhältnis entspricht der jeden andern überragende Einfluß der Zeitung auf Sprache und Stil des Gesamtvolkes. Möge sich die deutsche Presse dieser ungeheuren Rolle in unserm Sprachleben immer stärker bewußt werden und unbeirrt durch die ungerechten Beschimpfungen der Unverbesserlichen in der Wissenschaft immer eifriger an der Verbesserung ihres und damit unsers Stiles arbeiten.

### Dritter Abschnitt.

#### Kunstschreiberstil.

Es übersteigt alle Beschreibung, in welcher sonderbarem Gemische des fadeften und unheimlichsten Galimatias mit einzelnen äußerst pikanten Streiflichtern von Scharfsinn sich der Mensch in einer süßlich wispelnden Stimme gegen mich vernehmen ließ. (Mörises Maler Notizen über den Besuch eines Kunstkenners).

Der Kunstschreiber tritt zwar zuerst und zumeist in der Zeitung unterm Strich auf, gehört aber zur Wissenschaft, will jedenfalls zu ihr gehören; die Sünden seines Stiles kommen auf die Rechnung des wissenschaftlichen. Man übersehe nicht: unsre meisten Kunstschreiber sind aus 'germanistischen Kollegien und Seminaren' hervorgegangen und schreiben die Sprache ihrer verehrten Lehrer; die berlinischen Franzosen fast alle wie E. Schmidt, Max Hermann, R. M. Meyer; einige, besonders F. Poppenberg, bei weitem mehr als selbst R. M. Meyer und Max Hermann. Hier wird Pücker noch überpüclert.

Der deutsche Kunstschreiberstil ist zur Zeit der aller schlechtesten unter den mancherlei schlechten. Er vereinigt alle widrigste Eigenschaften deutscher Schundstile und trägt als besondres Kennzeichen die ekelhaft pückernde Gederei. Er ist unverständlich, wichtigtuerisch, preziös, bilderkrank, und er ist unfähig, deutsch zu schreiben. Kein Stil ähnelt so sehr dem des Gauners Riccaut de la Marlinière, wie der unsrer meisten Kunstschreiber. Er ist aber lächerlicher und widerwärtiger zugleich als der Riccaut-Stil: Riccaut hält sich in Deutschland auf und spricht mit einer Deutschen so gut oder so schlecht deutsch, wie er, der Franzos, kann; seine Sprache klingt uns lächerlich, aber wir wissen, der Lump will durchaus deutsch sprechen, gibt sich Mühe und kann es nicht besser. Die vorgeblich deutschen Kunstschreiber leben in Deutschland, von deutschem Gelde, schreiben in deutschen Zeitungen für deutsche Leser, können ohne Ausnahme das Französische nur stümperhaft, wollen trotzdem durchaus französisch schreiben, und was dabei herauskommt, werden wir schauernd erleben.

Dabei gehören die Ahnherren der deutschen Kunstschreiberei zu den erlauchtesten unsrer Geistesgeschichte: Dürer, Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Vischer. Und neben ihnen steht Heine, einer unsrer besten Kunstschreiber, mit einem sehr eignen, glühenden Stil. Man kann also, jene sechs, sieben Meister beweisen es, in deutscher Sprache über die tiefsten Fragen der Kunst schreiben, ohne zum lächerlichen Hampelmann zu werden, so gut wie irgendein Pariser auf Französisch. Schönerer Prosa über ein Kunstwerk als Winckelmanns über den Apoll vom Belvedere (vgl. S. 149) ward nie geschrieben, nicht bloß nie in deutscher Sprache.

Der Urgrund des heutigen Kunstschreiberstils von der schlechtesten Art liegt in dem Mißverhältnis zwischen Können und Wollen. Alle, von denen nachher Proben gegeben werden, sind innerlich unkünstlerische Menschen; haben im besten Fall ein gutes Auge für die Kunst Anderer, entbehren aber jedes eignen Kunstvermögens. Dies ist nicht so gemeint, als müsse jeder Schreiber über Kunst selbst Kunstwerke hervorbringen, der Schreiber über Bildnerei selbst Bildhauer sein, der über Malerei malen, der über Dichtungen dichten. Besser wäre es gewiß, wenn es so wäre, und die schöpferischen Künstler Dürer, Lessing, Goethe, Schiller, Vischer verdankten ihrer eignen Schöpfergabe die feinsten Einsichten in das Wesen der Kunst; wie das Beste über Musik doch herrührt von Weber, Schumann, Mendelssohn, Wagner, Cornelius. Indessen wir wären schon zufrieden, wenn



die heutigen Schreiber über Kunst ihr Künftlertum durch eine Gabe bewiesen: die der Sprache. Über die Kunst Andrer aber berufsmäßig zu schreiben und selbst nicht die Kunst des Schreibens zu besitzen, sich nicht einmal um sie zu bemühen, ist wohl ein Gipfel der Widersinnigkeiten neuerer Bildung. — Was aber die Schönheit sei, weiß ich nit. Die schönen Dinge zu erforschen, dazu dient wohl ein guter Rat. Doch soll derselb genommen werden von denen, die da gut Werkleut sind mit der Hand. Denn den andern, ungelernten ist es verborgen, wie dir eine fremde Sprach.' Dies bekannte Albrecht Dürer; unsre heutigen Kunstschreiber hingegen wissen ganz genau, was die Schönheit sei, ob sie zwar nicht im mindesten gute Werkleute sind mit der Hand, nicht einmal mit der Schreibenden, und sicher keine Ahnung haben von dem, was die Schönheit der Sprache sei.

Winckelmann hatte sich, aus dem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl des nicht-chöpyrischen Forschers, der über Kunst schreibt, für seine Kunstgeschichte vorgesetzt, 'die Schönheit in Gedanken und Sprache aufs höchste zu treiben', und man muß sagen: eine edlere, ja bezauberndere Prosa als Winckelmanns hat das 18. Jahrhundert trotz Lessing und Herder vor Goethes Werther nicht hervorgebracht. Welche wunderbare Mischung des Herben und des Barten, trotz dem Zwange zum Entfalten großer Gelehrsamkeit, umflossen von griechischer Anmut und Würde, immer den großen Gegenständen angemessen; eindringlich ohne äußere Leidenschaft, lind und leise im Ton, hinreißend durch die künstlerische Wahl der Worte. Sein Deutsch, in der italienischen Fremde geschrieben, ist von einer Lauterkeit, die uns rührt und entzückt. 'Wahrlich, die Schreibart seiner Schriften wird bleiben, so lange die deutsche Sprache dauert' (Herder). Aber Winckelmann hatte ja seine Götter angefleht, ihm zu gönnen, daß seine Werke nicht bloß der deutschen Wissenschaft, sondern auch der deutschen Sprache Ehre machen möchten'. Blättert man, wie der Verfasser getan, unmittelbar nach Winckelmann in einem der Riccauts unsrer Kunstschreiberei von heute, so steigt einem der körperliche Ekel hoch zum Halse herauf. Aber er mußte ertragen werden, und nur das wäre ein Lohn für solche Qual, wenn es gelänge, denselben Ekel im Leser zu erzeugen.

Muß ich sagen, daß wir auch heute verehrungswerte, ausgezeichnete Schriftsteller über Kunst besitzen? Muß ich Namen nennen? Justi, Wörmann, Gurlitt, Wölfflin und manchen andern, Schriftsteller die ihre Sprache kennen und die Achtung vor der Kunst durch die künstlerische Behandlung ihres Stiles bezeugen? In einem Buch über deutschen Stil ist leider von solchen vortrefflichen Schreibern sehr wenig zu sagen. Ihre Schreibweise hat die guten Eigenschaften, die sich für jeden Schriftsteller über Kunst von selbst verstehen: sie schreiben verständlich, denn der Leser soll von ihnen lernen; sie geben vor allem die große Sache, nicht ihre kleine Eitelkeit; sie empfinden klar, also streben sie nach Klarheit; sie sind durchdrungen von dem Geseze des reinen Kunstmittels, also schreiben sie so rein, so echt, wie sie wünschen, daß die Kunst es sei.

\*

Der schlechte Kunstschreiberstil, von dem leider allein im Folgenden zu sprechen ist, weil er den guten durch Masse und Wirkung auf die gebildeten Massen überwuchert, ist berlinfranzösischer Kellnerstil mit einer kleinen Zugabe von schlechtem Italienisch. In den gemüthlichen Fliegenden Blättern heißt es über ihn: 'Man schreibt ein bißchen vom Milieu, ein bißchen vom Niveau und zuletzt wird man *intim*'. Der schärfere, Ulf versuchte es mit der Parodie: *Erst ging ich in eine quattrocenteske Ausstellung, um ein minodafiesoleskes Werk zu bewundern, besichtigte dann die lionardeske Büste, trank einen baueresken Kasse, sah ein kadelburleskes Lustspiel und aß eine aschingereske Wurst*. Doch keine Kunst des Parodisten kommt den unfreiwilligen Parodien der Kunstschreiberei auf sich selbst gleich.

*Es steckt gotisches Blut im Wertheimbau* (Leo Nachtlicht). — Herr W. Riemeyer (über Raumästhetik) fragt: Wie entsteht Form? Nichts kann einfacher und klarer sein: *Eine Harmonie der formalen Impulse, der Niederschlag der optischen Bewegungen und Vorstellungen erzeugt Form* (vgl. Sganarelles Erklärung auf S. 27). — Je

*einengender Gefühlsgebundenheiten empfunden werden, desto mehr wird der auf die Aggressive gerichtete revoltierende Verstand für die Defensive ihrer biologischen Schutzstoffe versagen.* (Frankfurter Zeitung).

Frau Careño legte das Gewicht ihrer sprühenden Virtuosität, ihrer pulsierenden Rhythmit und ihrer muskulösen Hände, die doch auch so lieblich zu käuseln verstehen, für das vierte Konzert in die Bagchale. — Auch Liszts ungarische Phantasie war wie geschaffen, um den Aplomb der schönen Frau in allen Spielarten zu beleuchten. (Aus einer rheinischen Zeitung).

Victor Hugos Hernani ist ‚getaucht in eine Atmosphäre voll kühner Anachronismen‘. (H. von Hofmannsthal). — So ist die Dichtung Hoffmanns einerseits eine dithyrambische Apotheose des reinen Künstlertums, gewissermaßen Amateurtopographie sterilisierter Empfindungen, sublimster Entzückungen. (Schaufal). — Über Schuch: Er ist voll Caprice und Ehit, Berve wie Ean. Charme und Esprit halten sich bei ihm in eminenter Weise die Wage. (Arthur Seidl, Professor am Leipziger königlichen Konservatorium). — Brachtwoll orchestrierte Faltenmassen übertönen die schlanke Elastizität des jungfräulichen Leibes. (Wilhelm Klein). — Es soll hier beileibe nicht chronologisiert oder katalogisiert werden. Das Logifizieren überlassen wir fein den Korpphden von Metier, die anderswo ihre literarischen Beine theoretisch für Fachtreise brechen mögen. (Aus einem Aufsatz über Pariser Länze in der Zeitschrift Welt und Haus). — Wie die vieredige Anlage des Kutschkastens dann mit kalipygischem Reize auslädt! (Felix Poppenberg über Kraftwagen). — Die Karofferie baut sich vom Schauffeur-Parterre über das erste Coupé zum Hochsitz der dritten Etage auf. (Derselbige daselbst). — Ein polyphones Orchester in jauchzenden Fanfaren. (Selbiger über die Marmortafeln an den Wänden der römischen Paulstirche).

Der größte Teil der heutigen deutschen Kunstschreiberei ist eine sprachliche Schande und eine Schmach für die deutsche Geistesbildung. Die Schuld an dieser Schande und Schmach trifft zu gleichen Teilen die Schreiber, die sie verüben, und die Leser, die sie dulden. Schreiber und Leser verdienen einander. Sich mit diesem Stil eingehender zu beschäftigen, wäre nur möglich durch eine gewisse Gabe naturwissenschaftlichen Sinnes, wie ihn Körperforscher haben, die sich mit auserlesenen Mißgeburten abgeben. Er ist eine Spielart des Stiles des Gebildeten Hausknechtes (vgl. S. 193), von diesem dadurch unterschieden, daß keiner der Schreiber zwei Jahre in Paris war. O, sie waren einmal da, für ein paar Wochen, während einer Kunst-, einer Weltausstellung; im übrigen haben sie ihr Französisch aus dem kleinen Plöz und den Pariser Kunstzeitschriften. Nicht einer von ihnen könnte mit einem Franzosen zwei Minuten geläufig über Kunst sprechen; aber zum Schreiben für die dummen deutschen Leser taugt solch Französisch von eignen Gnaden vortrefflich.

Der Grundsatz dieses sogenannten Stils ist sehr einfach: Mische in ein nur halbverständliches Geschwöge so viel wie möglich Pariser Kunstausdrücke, echte und selbstverfertigte; schreibe nie ein wichtiges Begriffswort in deutscher Sprache; gib dir den Anschein, als ob du im Pariser Künstlerviertel aufgewachsen, mit den größten Pariser Bildhauern, Malern, Zeichnern, Kunstgewerblern Bruderherz auf Du und Du siehest, eine Wonne der Pariser Kunstwerkstätten, der Liebling der Pariser Modelle, der Erforene der Mimi Binson, der Tonangeber des Pariser Geschmacks, und du bist ein deutscher Kunstschreiber. Angenehm, doch nicht notwendig, ist der Kniff, in deiner Sprache die Ausdrucksformen aller Künste durcheinander zu quirlen: Marmorfalten sind orchestral; Bilder sind nicht polychrom, was schon ganz hübsch wäre, sondern polyphon, was tiefsinniger klingt; Töne sind je nachdem irisierend, opalisierend, oder emailliert (sprich: emalliiert); ein hölzerner Kutschkasten ist kalipygisch, was von tausend Lesern nur einer versteht und blödsinnig findet, die 999 andern ohne Verständnis bewundern. Wer es fertig bringt, sämtliche Künste sprachlich ineinander zu rühren, ist Meister, wie z. B. dieser in der Allgemeinen Musikzeitung über ein Klavierstück des Grafen Hockberg: *Sein genetisches energisches Agens gibt statt eines Organismus melistische Glieder, statt eines fertigen Bauwerks Fassaden mit reizvollen lyrischen Arabesken in guter Mosaikarbeit.* — Allgemeine Sprachregel: Griechisch ist noch vornehmer als Französisch, Berlinfranzösisch feiner als echtes; das wahre Sprachkunstwerk entsteht durch ein Gemische aus Küchengriechisch und Kellnerfranzösisch. Deutsch darf nur für die Formwörter und sonst spärlich zur Aushilfe gebraucht werden. Das Höchste aber ist der Stil, dem es gelingt, dem gemeinen Deutsch die Rolle des seltenen Fremdwortes anzuweisen inmitten der vornehmen französisch-griechischen Sprachgefell-

schaft, wie z. B. in dem Sage des Professors Arthur Seidl auf S. 503. Dieses Höchste wird natürlich nur wenigen Begnadeten zu teil.

Avenarius, der Herausgeber des Kunstwarts, 'Organs für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten' (mit Ausnahme des deutschen Ausdrucks) gehört noch nicht zu ihnen, bemüht sich aber darum: Israel ist ihm 'der Künstler vom visuellen Typ' im Gegensatz zu den 'idealistischen Arrangements' der Andern, und bei Richard Wagner entdeckt er eine *Motivik*. Und dieser anmaßende Deutschverderber nimmt sich heraus, von 'Schundschriststellern', wie z. B. dem von ihm in den Tod gehegten Karl May, zu sprechen! Niemals hat Karl May solch grausliches Welsch verübt wie der selbsternannte Eckart der deutschen 'Ausdruckskultur'.

Ich sagte, der Kunstschreiberstil spottete der Parodie; ich wage sie mir zum Trotz. Dürers großes Wort, allerdings in niedrigem Deutsch, über das Wesen der Kunst: 'Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie', würde auf Kunstschreiberdeutsch, etwa bei Richard Muther, so lauten: 'Denn *parbleu*, das *artistische Element*, *l'essence artificielle* (er meint *artistique*), ist der Natur *inhärent*, *ce sont deux inséparables*. Wer sich auf ihre *Analyse* und *Synthese* versteht, wird ihr *beatus possidens*.' Der Leser male sich selbst aus, wie ein neuer Kunstschreiber Dürers Ausspruch über das Recht des künstlerischen Bahnbrechers verschönern würde: 'Es muß ein gar spröder Verstand sein, der ihm nit trauet, auch etwas Weiters zu erfinden, sonder liegt allwegen auf der alten Bahn, folgt allein andern nach und untersteht sich nichten weiter nachzudenken.' Vielleicht so: 'Ein *purement imitatorisches Ingenium* ohne das *don d'au-delà* mit einem *Manko* an *produktiver Initiative* . . .' Doch nein, ich strecke die Waffen; die Meister der Kunstschreiberei können es unvergleichlich schöner. Am schönsten von Allen Felix Poppenberg, der Erfinder des Poppenbergerstils *pur et simple*:

Der moderne Geschmack genießt Associationen, Visionen in der polychromen Plastik Klingers, der brünstig mit Moreauscher Wollust in der triefenden Koloristik vielfarbigen Marmors wühlt. — Gläser sind bei ihm lyrische koloristische Visionen, Träumereien des *Crépuscule* (Dämmerung? Pfui wie gemein!) — Dazu kommt die raffinierte Intelligenz des Großspekulanten, ein logisch strategisch operierendes Gehirn, das in Diplomatie und Politik die kompliziertesten Gespinnste in glänzender Präzision webt und löst. Doch leider noch immer zwei ruppig-deutsche Begriffswörter! Weiß denn dieser große Gallier nicht, wie Gehirn und Gespinnst auf französisch heißen? Welsch eine Bloßstellung!

Seine (Heinzes) Bilder sind voll Fluidum, voll Erlebnis-Atmosphäre und voll der Assoziationen, die jeden Eindruck (Eindruck!) zu einem *état d'âme* machen. — Das Echo du temps passé tönt so stark in das Orchester der Zukunftsmusik hinein. — Das Kaiser Friedrich-Museum gibt den aufgestellten Objets d'art die atmosphärische Stimmung. — Auf dem Boden gebreitet und an den Wänden hängend, entströmen sie (Teppiche) ihre koloristischen Symphonien, es sind alles choses très rares et recherchées. — Silbergefäße wirken, als vibrierten sie unter faszinanten Fingerspitzen; gebeizte Holzmuster sind eine multiplication de l'individualité. — Zärtliche Hände haben diese Dosen und Fächer, diese souvenirs du dix-huitième siècle, gestreichelt. (Erinnerungen des 18. Jahrhunderts? Nicht um die Welt!)

Mit Poppenberg ringt um die Palme der veredelten deutschen Kunstsprache Karl Scheffler; da er aber hinter jenem ersten Meister bis jetzt noch weit zurückbleibt, so begnügen wir uns mit nur einer Probe. Über die Japaner: *Ihr Ornament ist nicht harmonisch-symmetrisch, also architektonisch, sondern graphologisch-charakteristisch, ist dekorativ, nicht tektonisch, motivierend*. Auch schon ganz hübsch, aber gar zu ausschließlich griechisch-lateinisch; wir vermissen schmerzlich das so wunderschön klingende bißchen Französisch. Indessen auch die Kunst der Kunstschreiberei ist ja perfektibilistisch, es gibt für sie ein *Au-delà* und *il ne faut désespérer de rien*.

Man stelle sich vor, diese Schreiber würden eines Tages gezwungen, etwa von geschmackvollen Leitern guter Zeitschriften und Zeitungen, ohne eingestreute französische Brocken und mit nur je einem Fremdwort auf einen Satz auszukommen; sie müßten,

soweit sie nicht sonst mit irdischen Gütern gesegnet sind, verhungern, denn ein anständiges Handwerk haben sie nicht gelernt. Sie können überhaupt in keiner reinen Menschensprache schreiben, weder in der deutschen noch in der französischen. Da sie die fremde Sprache nicht gründlich gelernt, sondern nur allerlei Brocken aufgeschnappt haben, so werfen sie mit den lächerlichsten Französeleien um sich, bei denen einem gebildeten Franzosen übel wird. Da faselt der Eine vom *Coin de bibliophilie*, was es nicht gibt; da schreibt ein Anderer, dem sogar die Anfangsgründe duster sind, von *à bas jours*. Französisch ist nämlich eine schwere Sprache, eine strenge Sprache; es unterscheidet sich vom plumpen Deutsch u. a. dadurch, daß man jenes durchaus gelernt haben muß, um es zu schreiben: wirklich eine sehr unbequeme Sprache.

Alle jene Affereien werden von den Schreibern begangen, um uns ihre sprachliche Überlegenheit zu zeigen. Und die Franzosen? Wie entzückt müssen die sein, solche Liebe deutscher Barbaren, der verhassten *Boches*, für ihre Sprache zu gewahren! Ihren Kunsteinfluß auf diese Weise bestätigt zu finden! Ach wenn unsre Kunstschreiber läsen, was die gebildetsten Franzosen über solche Verquatschung des Französischen schreiben, wie höhnisch sie sie nachäffen, wie verächtlich sie über unsre ganze Kunstschreiberei urteilen; — *Le Boche* (das Bosch!) *tel qu'on le parle*, so höhnte der *Matin* im Weltkriege.

Selbst ein so geschmackvoller Schriftsteller wie Karl Hillebrand erniedrigte sich, sobald er von Kunst sprach, zum kunstwidrigen Gestammel: *Gracilste, beinah dürre, Giotteschische* (o über den Wohlklang!) *Formen drängen sich hier oft mit Gliederkontorsionen, . . . knappster Dantischer Ausdruck mit üppigstem Seicentismo*. Unser Kunstschreiberstil ist nämlich längst über die Zeitungswelt hinausgedrungen und fängt an, sich die strenge Wissenschaft zu erobern: man denke an *Goethes œuvre*, *Goethe intime*, *Goethes tomber en jeunesse*!

Das Allererstauulichste jedoch an dieser Sprachverwilderung, — nein das ist zu milde, an dieser Sprachverluderung, ist Folgendes. Einige der Kunstschreiber, auch Felix Poppenberg, zeigen ein bemerkenswertes Verständnis für allerlei Künste, einen scharfen Blick für das Neue, besonders für das im Stoff Echte und Lichtige. Echtheit des Stoffes ist ihr A und O. Der Anblick eines schönen Massenbildrucks, eines gemeinen Zingusses, einer *à la Leder* gepreßten Pappe, eines gestanzten Bleches genannt *Cuivre poli*, überhaupt jeder ‚garantiert echten Imitation‘ erregt ihnen Entsetzen, Ekel, und mit Recht. Aber keinem dieser Echtheitschwärmer ist je der Gedanke gekommen, daß der Stoff ihres Stiles an Unechtheit jeden andern Kunststoff übertrifft, daß sie Ölbruck, Zinguß, Pappe, Blech schreiben. Gibt es eine größere Stillosigkeit, als über echte selbständige Kunst mit kunstwidrig nachäffender Unechtheit zu reden? Alle solche Kunstschreiber, auch Bartels gehört zu ihnen (vgl. S. 231), sind fest überzeugt, daß man über Kunst nicht in deutscher Sprache schreiben könne; denn welchen andern Grund wollen sie für ihr Französeln angeben? Ich weiß einen, den wahren, und die Leser wissen ihn längst; der aber ist nicht eingestehbar.

Stoff gibt es in der Kunstschreibersprache längst nicht mehr; verschiedene Stoffbehandlung heißt: *Differenzierung der mise en scène des Materials*. Farbe wird hier und da noch geduldet; alle Ableitungen stammen aus dem Küchenlatein: *koloristisch*, *antikoloristisch*, *Koloristik*. Zimmer? Niedrige Knotensprache! *Intérieur* (sprich: Anstreich) muß es heißen, wo von Kunst geredet wird. Stuhl? So sagen noch einige Hinterwäldler, Ostelbier, Plattbürger, sprachliche Nationalisten und Chauvinisten; ein Poppenberg schreibt: *Sitzarrangement*. — *Arrangements* (sprich: Arrangschemantß! wie sonst?) sind überhaupt sehr beliebt: ein Blumenstrauß wird zum *fleuristischen Arrangement* (bei Poppenberg: mit *floralen und animalischen Motiven*); ein Stilleben wird zum *Stillebenarrangement*. Kosend, streichelnd? Ganz nette Wörter, aber doch eben nur deutsch; Poppenberg kennt nur *karessant*: *Gegen das karessante Filigran sind sie stupend in der drastischen Variation*. Aus dem allerdings nur verständlichen, nur deutschen Satze: *Manet verstand das Fleisch sehr natürlich wiederzugeben* wird unter

der Künstlerhand Meier-Gräfers der großartig klingende, aber eben nur klingende: *Manet verstand die Physiologie des Fleisches phänomenal (!) zu fixieren*. Von demselben Meister des Kunstschreiberschwulstes haben wir diese Übersetzung von ‚genießen‘: *Genußflächen der Seele mit wahrer Pracht geschmückt finden*. — Von einem andern rührt her: *Nie hat einer das Madonnenproblem (!) esoterischer wiedergegeben*. Wie das großartig klingt, aber wie das dürftig denkt! In der Kunstschreibersprache nämlich ist alles Problem, niemals Gegenstand, Aufgabe, Vorwurf, Frage usw. Man kann Problem beliebig hinzufügen oder weglassen; es bedeutet so gut wie nichts, hört sich aber sehr tiefsinnig an.

Eindrücke? Rückständiges Wort, längst abgeschafft; es gibt nur noch Impressionen, Neoimpressionen, dazu die schönen Ableitungen: Impressionismus, impressionistisch, Neoimpressionismus, neoimpressionistisch. Also doch wohl auch Archäo- und Paläoimpressionismus? Hoffentlich sind mir diese gleichberechtigten Wörter nur entgangen; sie müssen ja da sein. Daß es keine Wirkungen, sondern nur noch Effekte gibt, begreift jeder Leser.

*Plein air*, das herrliche, einst so vornehme, ist von seiner Höhe gesunken; einige ins gemeine Deutsch entartete Kunstschreiber sprechen zuweilen einfach von Luftmalerei. Was die deutschen Maler früher mit hübschen Kunstwörtern Ritzsch oder Schmarren benannten, ist verfeinert worden in *croûte*, denn so sagen jetzt die Pariser Maler. — Kleine Kinder sind allemal *bambini* oder *bimbi*, Halberwachsene werden gern *Epheben* genannt. — Landschaftler? Aber, Leute, wo bleibt denn die Bildung? *Paysagiste*! — Mittelalterlich? Hm, so sagte man ja wohl früher in den künstlerischen Niederungen, es klingt wie ein *Echo du temps passé*; der deutsche Kunstschreiber auf der Höhe seines Stiles sagt: *moyen-âgeus*. — Sammlungen, Ausstellungen, Verkäufe? Alles *vieux jeu, mon ami*! Der Kunstschreiber kennt nur *Kollektionen, Expositionen, Venten*. — Radierung, Radierer klingen doch vornehm genug; der Kunstschreiber hat dafür nur ‚ein *je m'en fiche*-Achselzucken‘: Sie meinen wohl *Aquaforte, Aquafortisten*?

Nichts ist dem Kunstschreiber heilig; die braune Kunstsoße seines Croûtestils ergießt er sogar über — die Berliner Weiße: *Sie, mit ihrem Expansionsdrang, ihrer Schaumkappe, die voluminöser ist als das, was sie deckt, macht sich am besten breit in dem traditi-mellen zylindrischen (?) Napfgefäß, das seinem Format nach auch Goldfischen ein komfortables Heim bieten könnte* (Poppenberg). Kann man die Bildung noch weiter treiben? Doch! man kann, das heißt Poppenberg kann: *Der Trinker sieht durch das Stengelglas wie durch ein Fernrohr sein (!) Terre promise*.

Noch immer ist der Gipfel der Kunstbildung nicht erreicht; das Französische muß überfranzöseln werden. *Nippes* ist ein ganz hübsches Wort, in der Poppenbergersprache sogar ein *souvenir du dix-huitième siècle*; aber in Paris hört man heute noch öfter *bibelots*, — folglich ist alles bei jenem Überpariser *bibelot*. Er ist verliebt in das Wort, ein ganzes Buch wird so benannt, obgleich es zum größten Teil von ganz andern Dingen handelt. Ohne *bibelots* kaum einer seiner Aufsätze, z. B. so: *Heinse bestrickt uns nicht durch die Vitrinen-Bibelots der Empfindung*. Dies ist jenseits von Gut und Böse, denn es ist völlig sinnlos; aber wie schön es klingt! Und um jeden Wettbewerb mit den geliebten *Bibelots* auszuweichen, erklärt Poppenberg *Nippesachen* für ein ‚Dienstbotenwort‘. Er weiß nämlich nicht, daß *Ripp* = *Nippes* ebenso gutes Französisch ist wie *Bibelot*, sogar den Vorzug genießt, ein *Echo du temps passé* zu sein. Ach, er hatte so viele neuste Pariser Modeausdrücke zu lernen, daß dem Armen keine Zeit für die Sprache der Gräfinnen und Marisinnen des 18. Jahrhunderts blieb. Nun gar mit veraltetem Kram wie den französischen Genußregeln sich abzugeben, darf man einem Berlinpariser nicht zumuten: *Säulen aus translucider Email*, denn im Berlinfranzösischen ist *Email* (sprich: Emaille) weiblich. — Daß in Paris abends Laternen angezündet werden, ist zu *stupend*, zu *épatant*, zu *renversant* fürs Deutsche: *Auf den Boulevards ein Fest der Lichter. Paris s'illumine*. Daß die Pariser Straßenbeleuchtung kläglich hinter der Berliner zurücksteht, weiß jeder wirkliche Kenner der beiden Städte. — Auch mit griechischer Gram-

matif darf man einem Schreiber nicht kommen, der außer in französischen Fremdwörtern in griechelnden schwelgt. Bei Poppenberg gibt es einen „metamorphosischen Rhythmus“.

Vielleicht wird mir eingewandt: Dies ist der Stil der „feuilletonistischen“ Kunstschreiber, die ernste Kunstwissenschaft treibt solchen Unfug nicht. Gemach! meine Sammelmappe könnte mit ebenso vielen Proben aus den Büchern stolzer Professoren, Generaldirektoren und aus den gelehrtesten Zeitschriften dienen, wenn nicht meine und des Lesers Geduld mit dieser sprachlichen Höllebreugelei erschöpft wäre. Nur wenige Perlen aus einer langen Schnur: *Ein höchst importantes Werk, welches das Niveau der Primitiven-Abteilung wesentlich erhöht* (im Repertorium für Kunstwissenschaft, herausgegeben von den Professoren und Geheimen Räten Thode und Schudi). Und wie lange ist es her, da galt für einen ebenso großen Stilmeister wie Kunstschreiber jener Richard Muther, von dessen widerwärtigem Zigeunerdeutsch schon gelegentlich die Rede war, der jedoch in diesem Zusammenhange noch etwas näher betrachtet werden muß. Von Dürer französiselt er: *Solche Köpfe wirken in Dürers Oeuvre fremd. Weit mehr als weiblicher Charme hat ihn die Herbheit charaktervoller Männerköpfe gefesselt*, und ein paar Seiten später heißt es: *In der Tat, man findet bei Dürer alles, was man als Deutsch bezeichnet*, — olglick muß ein deutscher Kunstschreiber zur Kennzeichnung dieses kerndeutschen Künstlers französiseln. Dürers Bodenständigkeit wird von ihm so ausgedrückt: *Er lebt nicht nur im au-delà*. Über Jan van Eyck: *Jan hatte nicht die priesterliche Geste, die monumentale Allüre seines Bruders — ihm liegt jede auf das Corriger la nature gerichtete Ästhetik fern*. Von Lukas Cranachs Heiliger Familie heißt es, sie erinnere ihn an *Honoratiorenfrauen, die beim Kaffeeklatsch sitzen, an ein Damenkränzchen*. In Geschmacklosigkeiten dieser Art überbietet er sogar noch Poppenberg: Christus auf einem Bilde nennt er einen „leuchtenden Spirit“, Dürers heiligen Hieronymus ein „Intérieurbild“, was Poppenberg doch vielleicht verschmäh't haben würde. Ohne die paar Duzend aufgeschnappter Französeleien hätte Muther keinen Künstler, kein Bild beurteilen, ohne *Charme* (der *Charme* eines Busens, der *Charme* einer Wiese) keine Seite schreiben können. Und der Mann war von einer deutschen Regierung damit betraut, deutsche Jünglinge Kunstgeschichte zu lehren!

Ach und die Herren Musikschreiber! Für die erbitte ich nach all der Qual noch ein geneigtes Ohr. Musik mit ihrem Zauberklang besflügelt die Feder des Kunstschreibers zu noch schwungvolleren Phrasen. Der hier zu Tage geförderte Blödsinn ist aber von gemüthlicherer Art: es sind die Schreie der Musikrajerei, meist ausgestoßen von untergeordneten Schreibern außer Zusammenhang mit der Literatur, also viel weniger schädlich. Auf Französisch oder gar Griechisch lassen sie sich feltner ein, ihr Fremdwörtervorrat ist der altbekannte abgedroschene. Ein Wiener Blatt berichtet über ein Konzert Rubinstein's: *Welche Titanenhaftigkeit im Übereinanderwälzen der Harmonienblöcke! ... Als der Meister geendet, da erhob sich das Publikum wie ein aus den Ufern getretener See und tobte Beifall*. Noch um 10 Uhr produzierte sich die festgestaute Menge in rasenden Ovationen.

Gleichfalls zu den die Stilblöcke nur so hinschleudernden Zyklopen gehört der Verfasser dieses Berichtes eines Prager Blattes über Rubinstein: *Wenn der Meister zum dritten Male an unsere Konzertsüre gepocht haben wird, so dürfte er den Krähenfuß kleinbürgerlicher Entschlossenheit, der seinen dämonischen Riesenschritt noch gestern an der Schwelle hemmte, bereits unter Siegesdonner übersetzt haben*. — Ein Berliner Kunstschreiber entdeckte an einem jungen Fräulein, das ein paar Liederchen mit dünnem Stimmlein gesungen hatte: *Atem versetzende Realistik mit unbarmherzig festgefügtter Rhythmik*. Dies hat keinem geschadet und dem Fräulein gewiß sehr wohlgetan. Über ein Konzert des Geigers Weinmann schreibt ein Stilmeister in den Braunschweiger Neuesten Nachrichten: *Rudolf Weinmann war wie der ungefußte große Karlsbader Sprudel*:

mächtig und drängend floß der Tonstrom aus der Geige, überschäumend, einreißend, nebenbeispringend, und alles mit unheimlichem innern Druck und sehr hoher Temperatur. Weiterhin heißt es: Weinmann habe in seinem Schaffen den starken Kohlensäuregehalt seiner heimischen Brunnen entwickelt. Es gibt eine treffliche Berlinische Redensart, die in solchen Fällen jedesmal tröstlich wirkt: „Quatsch nich, Strauße!“ Sie sei den Lesern bestens empfohlen.

Dann gibt es die strengen Richter, die ihren Unsinn in so schöne Fremdwörter einwickeln, daß die meisten Leser nicht wissen, ob mehr gelobt, mehr getadelt wird: *Die Pianistin Fräulein N., die von einer Tourne (!) in England zurückgekehrt ist, bot etwas Exquisites in einem Piano-Recital (wie zartsinig und feilvoll dieses englische Wort für die aus England Zurückkehrende!), dessen virtuose Executierung kolossal applaudiert wurde... Die Totalleistung wurde vom Publikum refüsiert, wenn auch eine kleine Publikumsfraktion mit dem Applaus nicht zurückhielt (in den „Signalen“).*

Endlich die zarten Säusler, die geistreichen Schwenenöter von dieser Art: *Die preisgekrönte Schönheit hat der Lieder süßen Mund an den Nagel gehängt (Berliner Totalanzeiger).* — Gefährlich wird dem Kunstschreiber dieser Art das nackte, nicht verfremdwörtelte Latein: *Dadurch gewinnt die Tragödie an plastischem Eindruck; ihr Schluß, der sich in coram publico abspielt, an unmittelbarem Leben (Dresdener Zeitung über eine russische Oper).*

\*

Also ein Schreiber über Kunst soll sich der plattesten Alltagssprache bedienen? Auf jeden Hochschwung der Sprache, auf jedes Bild verzichten? Über Kunst nicht anders schreiben, als man etwa über Bau- und Brennholz schreibt? — Wo ist der Esel, der den Kunstschreibern dergleichen zur Pflicht macht? Wenn der Gegenstand sie begeistert, so mögen sie ihren Stil so hoch steigern, wie sie wollen; mögen die Erde unter sich lassen und sich in den Äther schwingen, wie das Mörike in seinem herrlichen Sag über Mozarts Don Juan getan (S. 461); mögen in Tönen und Farben und Bildern schwelgen nach ihres Herzens Gelüsten. Künstlerisch aber sollen sie schreiben, wenn sie über Kunst schreiben; nicht wie ungebildete Kellner ein Speisefartenfranzösisch stammeln, bei dem uns schon vor dem Essen übel wird. Keiner wird ihnen verargen, wenn sie ein paar Duzend herkömmlicher fremder Kunstausdrücke gebrauchen, die zwar überflüssig, aber durch die Zeit und die allgemeine Sitte oder Unsitte entschuldigt sind. Sie mögen außerdem noch fremdwörteln wie die besseren Schreiber der andern Wissenschaften; doch damit sollen sie es genug sein lassen. Den Schwindler Riccaut vertragen wir nur, wenn er ganz echt ist, also wirklich ein aus Frankreich bezogener Schwindler. Mit diesem sprachlich zu wetteifern, sollte für einen deutschgeborenen Menschen ekelregend sein; für uns ist es schon der Anblick solches Wetteifers.

Die unleidliche Entartung unsers Kunstschreiberstils hat bei keinem andern Volk ein Gegenstück; keines würde sich eine solche Befudelung gefallen lassen, bloß damit die Schreiber ihre lächerliche Eitelkeit befriedigen, zu zeigen, daß sie Französisch — nicht etwa gelernt, aber in Bröckchen aus französischen Aufsätzen über Kunst ausgespuckt haben. Den Kunstschreibern dieser Gattung kommt nicht der mildernde Umstand zu gute, der für den übrigen Zeitungsstil gilt: die übergroße Eile, denn sie verfertigen ihr Notwendig in aller Ruhe, bei kaltem Blut, mit Vorsatz und Überlegung. Wie spätere Geschlechter, die auf solch vermodertes Zeug zufällig stoßen, über die Verfasser, die Leiter der es druckenden Zeitschriften und Zeitungen, aber auch über die Leser denken werden, ist nicht schwer vorauszusagen: sie werden es für die äußerste Verpöbelung unsers in der Sprache zum Ausdruck kommenden Geisteslebens erklären.

## Vierter Abschnitt.

## Kanzleistil.

Ich erinnere euch nochmalen, in euren Berichten nicht so abscheulich weiltäufig zu sein, sondern gleich ad rem zu kommen und nicht hundert Wörter zu einer Sache zu brauchen, die mit zwei Wörtern gesagt werden kann. (Friedrich der Große).

Über den Kanzleistil herrscht Eintracht: er ist nicht schön. Auch ich finde ihn nicht schön; kommt man jedoch von den berlinfranzösischen Kunstschreibern, die weder Deutsch noch Französisch können, zu dem deutschen Kanzleirat aller Grade, der nur sein Kanzleideutsch schreibt, so atmet man erlöst auf: sachliche Langeweile in schwerfälliger Form ist Hochgenuß nach Gemeinplätzen in ekelregender Geckerei.

Der Kanzleistil, unter dem hier aller Amtstil, von dem des Dorfschulzen bis zu dem der Reichskanzlei, von dem des Amts- bis zu dem des Reichsgerichts verstanden wird, der Kanzleistil hat eine gute Eigenschaft und einige wenig gute. Die gute ist seine Wahrheitsliebe, und die macht sehr viele Untugenden wett. Die persönliche Eitelkeit, vollends die gezierte Geckerei findet im Amtstil keinen Tummelplatz; was er Wichtiguerisches zeigt, ist Gemeinteigenschaft des Beamtenstandes, übrigens nicht bloß des deutschen. Er sagt die Dinge - zwar nicht wie sie sind, aber genau so, wie die Behörde sie aufgefaßt wissen will; jagt sie recht ausführlich, oft so sehr, daß der dünne Kern sich in Wortdunst löst; jagt sie im Stil einer unpersönlichen Behörde, eines nebelhaften Begriffes, nicht eines fühlenden Menschen. Aber immerhin, die meisten Kanzleischriften kann man verstehen, was von vielen wissenschaftlichen Schriften nicht gesagt werden kann. Insofern ist der Kanzleistil besser als sein Ruf, besser als mancher andre Stil, denn er dient redlich dem Zweck alles Schreibens: verstanden zu werden.

Der deutsche Beamte aller Grade fühlt sich zuerst als hoherhabene Behörde, lange nachher, wenn überhaupt je, als Mensch. Er bestrebt sich daher, alles Menschliche aus seinen Schriftstücken auszutilgen; zieht den unsichtigen Ausdruck dem sichtigen vor, denn dieser könnte ihn dem Empfänger des Schreibens menschlich zu nahe bringen. Schreibt ein hochtronender Eisenbahndirektor an einen gemeinen Reisenden, so verpflichtet er sogar die schon genügend begriffliche 'Direktion' in 'diesseits', also beinahe in ein Formwort: *Es schweben diesseits noch Erwägungen über die Anbahnung einer eventuellen Änderung der diesbezüglichen Verfügung betreffend die Anordnung der Lage der Ein- bezw. Ausgangsöffnungen.* Je mehr ungs der Kanzleimann anbringt, desto glücklicher ist er: desto alchgrauer, unlebendiger, unirdischer hat er seinen Stil gestaltet, und danach trachtet er bei jedem Federzug. Er ahnt in seiner ehrlichen Unschuld nicht, wie sehr er dadurch das vernünftigste Verhältnis zwischen Staat und Bürger verzerrt; wie er aus einem zwar ernststen, aber menschlich liebevollen Hüter des Gemeinwohls eine papierne Regierungsmaschine macht, der man kein Gefühl für menschliche Freuden und Schmerzen zutraut. Um wie viel wärmer, herzlicher, väterlicher war der Kanzleistil vor 100, noch vor 70 Jahren! Man hört aus jenen alten Erlassen der höchsten Stellen wie aus den Verfügungen der mittleren einen im Grunde gütig gesinnten Menschen zu Mitmenschen sprechen; von wie vielen amtlichen Schriftstücken der Gegenwart kann man das sagen? Dies hat sich seit dem Umsturz vom November 1918 nicht im mindesten gebessert; die Sprache ist eher noch herzloser, barscher, schnauziger geworden. Der Stil ist der Mensch, der Stil ist der Beamte: mit dem Beamten mußte sich sein Stil wandeln, und nur der oberflächliche Beurteiler wird den Kanzleistil der Gegenwart für einen Fortschritt halten.

Der Stil ist der Mensch: der Beamte ist nach seiner eignen Meinung der höhere Mensch; mit Ausnahme der alleruntersten Beamten ist er der Vorgesetzte anderer Beamten, und noch der allerunterste hält sich für den Vorgesetzten des Bürgers: folglich schreibt der Beamte, die Behörde den feierlich aufgehöhten, den wichtigen oder doch wichtiguerischen Stil. Der Beamtenstil aller Länder hat hiervon etwas, der deutsche etwas zu



viel. Da der Inhalt der amtlichen Schriftstücke nicht jedesmal von weltgeschichtlicher Bedeutung sein kann, so wird der Mangel an Inhalt durch den Überfluß an Form auszugleichen gesucht. Daher die Üppigkeit des Ausdrucks, die Breite des Satzbaues, das Verpacken mit nutzlosen Redensarten, mit Höflichkeits- und Ergebenheitsformeln. Ein Prachtstück teilte der Unterstaatssekretär Rothe in seinem vortrefflichen Schriftchen 'Über den Kanzleistil' mit:

Ew. Hochwohlgeboren haben wir die Ehre, in Erledigung des am Rande vermerkten hochverehrlichen Erlasses vom 28. August d. J. zur Journalnummer D III 12837, betreffend die Beschwerde des X., ganz gehorsamst zu berichten, daß mit Rücksicht darauf, daß Ew. Hochwohlgeboren schon mittels des auf unseren ehrerbietigsten Bericht vom 2. Mai d. J. zur Journalnummer A. 9734 ergangenen hohen Erlasses vom 10. Juni d. J. Journalnummer D III 10 022 unser beizügliches Vorgehen gebilligt hatten, wir uns nicht glaubten veranlaßt sehen zu sollen, dem von dem X. in der vorliegenden an Ew. Hochwohlgeboren gerichteten Eingabe vom 12. August d. J. wiederholt gestellten Antrag eine weitere Folge zu geben. Indem wir nicht verfehlen, Ew. Hochwohlgeboren den nebenvermerkten verehrlichen Erlaß vom 28. August d. J. nebst den sämtlichen zugehörigen Anlagen desselben hierneben ganz gehorsamst wieder vorzulegen, gestatten wir uns ebenmäßig, hierbei gleichzeitig noch zu bemerken, daß wir nach vollständiger Erledigung der fraglichen Angelegenheit nicht unterlassen werden, Ew. Hochwohlgeboren weiteren Bericht zur Sache ehrerbietigst zu erstatten.

Er bemerkte dazu mit anerkennenswerter Schärfe der Kritik: 'Mein Musterstück enthält, die Zahlen eingerechnet, 159 Worte. Sein wesentlicher Inhalt läßt sich ohne Schaden für Deutlichkeit und Höflichkeit in 47 Worte zusammenfassen. Der Rest ist Spreu, Floskel ohne Inhalt, nicht einmal tönendes Erz und klingende Schelle, da es weder tönt noch klingt.' Dabei ist es das Schriftstück einer Behörde an die andre! Rothe hat es auf folgende 47 Worte verkürzt; *Nachdem Ew. Hochwohlgeboren schon durch Erlaß vom 10. Juni dieses Jahres unser Vorgehen gebilligt hatten, sahen wir keinen Anlaß, der Beschwerde des X. Folge zu geben. Nach vollständiger Erledigung der Angelegenheit werden wir weiter berichten. Der Randerlaß vom 28. August dieses Jahres wird nebst Anlagen gehorsamst beigelegt.* Der Leser selbst mache sich das Vergnügen, von den 47 Worten die Hälfte zu streichen: es wird ihm mühelos gelingen. Rothe, ein genauer Kenner unsers Behördenwesens, schloß seine Untersuchung dieser Art des Kanzleistils mit dem beachtenswerten Satz: 'Ich bin überzeugt, jede größere Behörde könnte einen oder mehrere Kanzlisten sparen, wenn die Kanzleisprache sich annähernd innerhalb der Grenzen des Notwendigen hielte.' Nur annähernd!

Ich opfere den teuren Raum, um auch dem ehemaligen Österreich die kleine Unsterblichkeit seines Kanzleistils zu sichern:

Das k. k. Ministerium für Landesverteidigung fand mit Erlaß vom 12. Juli 1915, Nr. 863/XIV, im Einverständnis mit dem k. u. k. Kriegsministerium zu verfügen, daß im Hinblick auf den damaligen Kriegszustand — in gleicher Weise, wie bereits seinerzeit mit dem Erlaß des genannten k. k. Ministeriums vom 13. Jänner 1915, Dep. XIV. Nr. 1596 ex 1914, h. o. [bedeutet: hochortlich!] Erlaß vom 18. Jänner 1915, Bl. 1068, hinsichtlich der Begünstigung nach § 31 u. 32 W.-G. (als Familienerhalter) angeordnet — auch der nach § 109 I, 1. Abf., § 118 I und § 121 I W.-B. I., im Juni 1915 zu erbringende Nachweis des Fortbestandes der die Begünstigungen nach § 30, § 32, (als Landwirt) und § 92 W.-G. (§ 32 W.-G. von 1889) begründeten Verhältnisse bis auf weiteres aufgehoben wird, wobei die bezeichneten Begünstigungen einwirken — die Begünstigungen nach § 30 und nach § 32 mit der gemäß § 108 I, zweiter Absatz W.-B. I., dem termingemäß erbrachten Fortbestandsnachweis zukommenden Wirkung — als fortbestehend anzusehen sind.

Dieser hochortliche Erlaß war für Bauern bestimmt!

\*

Der Beamte, die Behörde wollen ihr Schreibwerk durch die Masse wichtig erscheinen lassen; also wird gerecht, gestreckt, gestopft. Es ist von eigem Reiz, den Kanzleischreiber bei dieser Tätigkeit zu beobachten. Sein Hauptkunstgriff heißt: aus Eins nach Drei! Aus 'untersuchen' macht er 'die Untersuchung vornehmen'; aus 'benachrichtigen': 'in Kenntnis setzen'; aus 'verlesen': 'zur Verlesung bringen', oder 'zur Verlesung schreiten'; aus 'vortragen': 'zum Vortrag bringen'; aus 'abschließen': 'zum Abschluß bringen'.

Dieses Recken und Strecken reicht sehr hoch hinauf: es hat Reichstagspräsidenten gegeben, die das Haus nicht auszählen, sondern die Auszählung vornehmen ließen. Ich werde die Feststellung des Resultates vornehmen lassen statt: ich lasse das Ergebnis feststellen.

Der Kanzleimannt schreibt nicht: nach dem Vertrage vom . . ., sondern *'ausweislich des unter dem Datum des . . . abgeschlossenen Vertrages.'* Aus *'können'* wird regelmäßig in der Lage sein', so noch kürzlich in einem Schreiben des höchsten Beamten des Reichsmarineamtes: *'Ich muß (?) es grundsätzlich ablehnen, in Erörterungen . . . einzutreten (statt: zu erörtern), da ich nicht in der Lage bin zuzugestehen . . . Natürlich hat dies ein mittlerer Beamter verfaßt; warum aber unterschreibt ein wackerer Seemann solchen Landrattenstil? Hochbeglückt ist der Kanzleischreiber, wenn er ein Wort in mehr als drei auswalzen kann: aus nach § 1' macht er: in Gemäßheit der betreffenden Vorschrift des § 1' und dünkt sich ein Meister des Stils.*

Gelingt es dem Kanzleistil nicht, Eins in Drei zu strecken, so begnügt er sich zur Not mit der Verdopplung: er schiebt ein nutzloses Wort ein, schreibt nicht: nach Prüfung, nach Einsicht, nach Ermittlung, nach Kenntnisaahme, sondern: nach erfolgter oder vorgängiger Prüfung usw. Oder er reckt das einfache Vorwort etwa so: aus *'von'* wird *'von Seiten'*, *'die leeren Kisten, oder die Kisten werden nach erfolgter Entleerung von Seiten der Anstalt zurückgeschickt werden, oder: die Rücksendung der . . . wird erfolgen.* Aus *'zu'* wird unter seiner Künstlerhand: zum Zweck; ein Grundstück zum Zweck einer Markthalle; zu Gunsten von Kriegswohlfahrtszwecken statt des einfachen zu oder für; aus *'mit'*: in Begleitung von, zusammen mit; aus *'wegen'*: in Folge von, aus Veranlassung von. Das Strecken erstreckt sich auf alle Wortarten ohne Unterschied: aus *'und'* wird: so wie, und auch, wie auch, so wohl . . . als. *'Wenn'* wird zu *'sofern'*, das wenigstens zweifelsbig, also erhabener ist; aus *'Wenn nichts anders vereinbart ist'* wird großartig: *'Sofern nicht ein Andres vereinbart'*, noch besser: *'Sofern nicht eine andre Vereinbarung getroffen ist.'* Dem *'wir'* wird noch, *'unserseits'* angehängt, *'wofern'* nicht das reizende *'diesseits'* bevorzugt wird. Ein köstliches Aktenstück wurde jüngst mitgeteilt, das Schreiben eines humorvollen von der Urlaubsreise zurückkehrenden Richters an den Aufsicht führenden Amtsgenossen: *Zurück mit dem ergebensten Bemerkem, daß diesseitig unterzeichneter Richter bei jenseitigem Schreibeneingang bereits jenseits der Alpen war, infolgedessen diesseits eine Entscheidung für jenseits nicht gefällt werden konnte, bei schon erwähntem Nichtgegenwärtigsein dieselbe aber diesseitigen Erachtens auch nicht zu treffen ist.* Das ist ja höchst spaßhaft; in allem Ernst aber ist zu verlangen, daß Beamte, grade Beamte, eine Ehre drein setzen, den knappestem, klarsten Stil zu schreiben. Sie vertreten ja nicht ihre persönliche Stillehre, wiewohl es für den Beamten auch diese gibt; sie vertreten mit jedem geschriebenen Wort, außer dem Ansehen, die Stillehre des Staates, und damit sollte man nachgrade bei uns ebenso streng werden wie mit der Beamten- und Staatslehre im allgemeinen. Solange die Regierten und die Regierenden den gleichen schlechten Stil schrieben, kam nicht so viel auf den Behördenstil an; heute wird, wie der Inhalt, so die Form der amtlichen Schriftstücke strenger beurteilt, und der Behördenstil darf nicht länger unter dem der guten nichtbeamteten Schreiber all zu tief zurückbleiben. Mehr Straffheit, weniger Wortmacherei, und unser Kanzleistil könnte sich sehen lassen; den durchschnittlichen der Wissenschaft übertrifft er schon jetzt.

\*

Der Kanzleimensch hält jeden Nichtkanglisten für ein Wesen zweiter Ordnung, vielleicht für ein ganz wackres, aber etwas beschränktes, das nur begreift, was ihm doppelt, oder dreifach, jedenfalls aber möglichst breit vorgetragen wird. Aus diesem Überlegenheitsgefühl entspringt die sprachliche Pedanterie so vieler Behörden. Die Eisenbahnverwaltung verkündet auf ehernen Tafeln: *Das Hinauslehnen des Körpers aus dem Fenster ist wegen der damit verbundenen Lebensgefahr auf das strengste unter-*

sagt. Das Hinauslehnen der Seele ist also gütigst gestattet? Und zur Tür hinaus darf man sich lehnen? Auch zur Decke hinaus, wenn sie ein Loch hat? Indessen muß man zufrieden sein, daß nicht geschrieben steht: Das Hinauslehnen des Oberkörpers, und: aus dem zu diesem Zwecke eventuell geöffneten Fenster. Es gibt Eisenbahnverwaltungen, englische, italienische, belgische und andre, die sich mit der Warnung begnügen: Hinauslehnen lebensgefährlich!

Auf den Stadtbahnhöfen Berlins prangen Tafeln: „Hier halten die Wagen der 2. Klasse“, oder „Hier hält die 2. Wagenklasse.“ Wie leicht käme sonst der dumme Reisende auf den, nicht wahr?, so naheliegenden Gedanken: Hier hält die zweite Töchtertschulklasse oder die zweite Soldatenklasse; oder nicht die Wagen, sondern die zweiten Lokomotiven, die Bahnhofsvorsteher usw. der zweiten Klasse. Vor nicht gar langer Zeit leuchtete auf einem Berliner Bahnhof die Inschrift: Ringbahn-Bahnhof. Bloß Ringbahnhof? Ausgeschlossen! Das könnte ja mißverstanden werden: Hof der Ringbahn, oder Bahnhof des Ringes. — Auf einer der so nützlichen Zeigertafeln der Bahnhöfe steht: Nach den Fahrartenverkaufschaltern. Bloß Karten? Unmöglich! Das könnte heißen: Landkarten, Spielkarten, Tischkarten, Speisefarten. Oder bloß Fahrartenerschaltern? Hm! das ginge zur Not; aber was nützen dem Reisenden die hinter den Schaltern aufgestapelten Fahrkarten? Er will sie ja nicht von fern bewundern, sondern kaufen, also unbedingt Verkaufschaltern. In England schreibt man auf eine Fingertafel: *Tickets*, und es genügt. In Deutschland geht man jetzt hier und da auch zu Tafeln mit: „Fahrarten“ über; hoffentlich geschieht dadurch kein Eisenbahnunglück. — In dem Wagen einer sächsischen Nebenbahn fand ich die so überaus einfache Inschrift: *Das Stehen auf der Plattform während der Fahrt ist nur Erwachsenen und auch diesen nur, soweit von Seiten (!) des Zugführers im einzelnen Falle kein Einspruch erfolgt, gestattet.* Auf der Berliner Eisenbahnausstellung habe ich diese Inschrift schmerzlich vermißt. Ein köstliches Muster des Kanzleistils fand ich auf der Rückseite eines Fahrscheines der Darmstädter Straßenbahn: *Als Umsteigefahrtschein zur Weiterfahrt gültig nur von der in der auf der rechten Seite benannten und durch Lochung gekennzeichneten Umsteigestelle aus mit dem nächsten anschließenden noch nicht vollbesetzten Wagen.*

Ich besitze eine Sehenswürdigkeit: eine Polizeikarte mit der Aufschrift *Radfahrkarte zum Fahren auf dem Rade.* Bei gutem Willen hätte es noch etwas ausführlicher werden können, denn die Karte soll mich doch nicht zum immerwährenden Fahren verpflichten, also: zum Zwecke des betreffenden Fahrens auf dem im einzelnen Falle dazu benutzten Rade. Und „schieben“ darf ich das Rad nicht?

Neben meinem Schreibtisch liegt ein dickes Buch mit blauem Deckel, betitelt: *Verzeichnis der Teilnehmer an den Fernsprechnetzen in Berlin und Umgegend.* Wie notwendig ist Verzeichnis! Wie leicht könnte ich durch den Titel: „Teilnehmer an“ in den Bahn verfallen, die Bilder der Teilnehmer darin zu finden. — In Berlin und Umgegend! Daß man jetzt allgemein Großberlin sagt, weiß die Postverwaltung, darf es aber nicht wissen.

Es werden Zeigerdroschken, Uhrendroschken in Berlin eingeführt, aber sie dürfen beileibe nicht so heißen. Der Sprachpedant, der nicht „Taxameter“ schreiben soll, schüttelt ängstlich sein Haupt: die Droschken bestehen doch nicht bloß aus einem Zeiger und sie haben nicht die Form einer Uhr; „Fahrpreisanzeigerdroschken“ müssen sie heißen, sonst weiß ja kein Mensch, was für Droschken das sind. Der Bürger sieht sie täglich fahren oder fährt selbst darin; aber der Bürger ist dumm und die Polizei klug für zwei: für sich und den Bürger. Hätten Beamte mit solcher Geistesverfassung einst die ersten Uhren zu benamens gehabt, sie hätten Stunden- und Minutenzeiger-Apparate geheißt. — Ich übertreibe? In Bayern las ich jüngst „Feuerlöschrequisitenlokal“ für — Spritzenhaus. Ich übertreibe durchaus nicht.

Glaubt man, nur der Staatsbeamte schreibe den Kanzleistil? Für diesen gibt es keine Verwaltungsgrenzen: der Gemeindebeamte, ja der Vereinsbeamte fühlt sich zum

Kanzleistil verpflichtet, sobald er „als solcher“ schreibt. Der Schulrat einer großen Stadt unterscheidet: „Schüler der höheren Lehranstalten (Anstalten würde irreführen, nicht wahr?) und Mittelschüler“; um Himmels willen nicht Mittelschüler, denn der wäre ja einer mit mittleren Fähigkeiten. — Eine der Gemeinden von Großberlin pflanzt eine Gedächtniseiche und schreibt auf den Denkstein: „Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen-Eiche.“ Unerkennbar genug, denn es fehlt vor Eiche: „Königliche Hoheit.“ — Ein großer Wohltätigkeitsverein gründet ein Kinderheim, nennt es aber ängstlich Kleinkinderbewahranstalt. Wie nötig ist „bewahr“! Wie nahe läge sonst die Vermutung, in der Anstalt sollen die Kinder geboren werden. Wie doppelnd ist „klein“; sonst müßte man ja an Jungen und Mädchen von 10 bis 18 Jahren denken; denn der Vereinschreiber ist weise, der Leser ist dumm.

\*

Eine besondere Betrachtung fordert der Gerichtsstil, das vielgescholtene Juristendeutsch. Es ist in den letzten Jahren etwas menschlicher geworden, muß es aber noch viel mehr werden, ehe man von Stilkunst reden darf. Schreibt ein anderer Wissenschaftler unverständliches Zeug, so geschieht kein größeres Unglück, als daß der Leser von diesem Schreiber nichts lernt; aber die Wissenschaft ist so reich, daß er hoffen darf, von einem verständlicheren Schreiber zu lernen, was er wünscht. Schreibt der Jurist einen Stil, den kein anderer, oft nicht einmal ein anderer Jurist, versteht, so richtet er unabsehbaren Schaden an. Dieser beginnt bei der unverständlichen oder zweideutigen Gesetzesprache und endet bei dem unverständlichen Erkenntnis, umfaßt also unser ganzes Rechtsleben. Zu meiner Freude erfahre ich, daß in neuester Zeit einige juristische Prüfungsämter so weit gehen, Prüflinge durchfallen zu lassen, die sich nicht rein, klar und gewandt schriftlich ausdrücken können. Wann wird sich diese berechnete Strenge auf die Prüfungsämter für alle andern Geisteswissenschaften erstrecken, z. B. auf die Philologie, namentlich auf die Germanistik, noch namentlicher auf die Herren Prüfer?

Ob unsre Zeit mehr Beruf zur Gesetzgebung habe als das Zeitalter, welchem Savigny jenen Beruf abstritt, entzieht sich meinem Laienurteil; das aber weiß ich, daß unser Bürgerliches Gesetzbuch und fast alle unsre großen oder kleinen Gesetze des letzten Menschenalters an Klarheit, Bündigkeit, Lebensausdruck, gemeinverständlicher Sprache weit zurückstehen hinter den Gesetzen vieler anderer Länder, aber auch hinter unsrer eignen älteren Gesetzgebung, z. B. dem preussischen Landrecht. Es ist ein wahres Unglück, daß unser neues bürgerliches Hauptgesetzbuch nur von Juristen, ohne Beihilfe von besonders sprachkundigen und stilkünstlerischen Laien verfaßt wurde. Man vergleiche z. B. die Paragraphen über die Wirkungen der Ehe für die Mündigkeit mit den drei Worten des schweizerischen Gesetzbuches: „Heirat macht mündig.“ Man vergleiche ferner die verblasene Fassung unsers § 2 mit der schweizerischen: „Mündig ist, wer das 21. Lebensjahr vollendet hat.“ Die deutsche Fassung ist Papiersprache, die schweizerische Menschenrede. Wie konnte im § 839 des B. G. B. der sinnlose „Dritte“ aus den verjunkten Zeiten Papinians auftauchen: *Verletzt ein Beamter vorsätzlich oder fahrlässig die ihm einem Dritten gegenüber obliegende Antspflicht, so hat er dem Dritten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen?* Also einem Zweiten nicht? — Was bedeutet der § 148 der Strafprozeßordnung: *Dem verhafteten Beschuldigten ist schriftlicher und mündlicher Verkehr mit dem Verteidiger gestattet. So lange das Hauptverfahren nicht eröffnet ist, kann der Richter schriftliche Mitteilungen zurückweisen, falls deren Einsicht ihm nicht gestattet wird* —? Mitteilungen von wem an wen?

An die Geschworenen bei einem Berliner Gericht stellte der Vorsitzende folgende Entscheidungsfrage: *Ist der Angeklagte schuldig, zu Berlin den Entschluß, in der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines andern, nämlich des A, dadurch zu beschädigen, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Unterdrückung wahrer Tatsachen einen Irrtum erregte, durch Handlungen, welche einen Anfang der Ausführung des beabsichtigten, aber nicht*

zur Vollendung gekommenen Vergehens enthalten, betätigt zu haben? Die Geschworenen antworteten Nein; vermutlich weil sie sich sagten: niemand kann eines Vergehens schuldig sein, das weder er noch ein Geschworener begreift.

Seit Jahrhunderten thronet in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdrucks in Riesengestalt unerschütterlich neben der heiligen Göttin (Bürger). Auf dem gebulbigen Papier stehen die schönsten Verordnungen gegen die unübersehbaren Erkenntnisfälle. Die Geschäftsordnung z. B. des Reichsgerichts schreibt vor: 'Die Entscheidungsgründe sind in bündiger Kürze, unter strenger Beschränkung auf den Gegenstand der Entscheidung und tunlicher Vermeidung von Fremdwörtern und nicht allgemein üblichen Ausdrücken abzufassen.' Hiermit vergleiche man in einem Urteil des 4. Zivilsenats des Reichsgerichts vom 30. Oktober 1895 den Satz, der beginnt 'Ebensowenig' und schließt 'zurückgewiesen hat': zwischen Anfang und Ende stehen Schachtelchen mit zusammen 147 Wörtern. Ein noch längerer, noch unverständlicherer Satz steht auf Seite 37 des 21. Bandes der Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß:

Mag diese materielle Rechtskraft ihren Grund darin haben, daß sie das Ergebnis der logischen Entwicklung aus dem Begriffe der Rechtsprechung über bestrittene subjektive Rechte und deshalb selbstverständliche Begleiterin der Rechtsprechung über streitige subjektive Rechte ist, oder darin, daß die Urteile Willensakte (Quasikontrakte) der Parteien sind oder doch unter wesentlicher Mitwirkung der Parteien zustande kommen und die streitigen Rechte der Verfügungsgewalt der Parteien unterliegen, oder darin, daß mit dem Beginn eines Prozesses ein besonderes Prozeßrechtsverhältnis, das heißt eine Summe besonderer rechtlicher Beziehungen der Beteiligten zum Gerichte und unmittelbar zu einander entsteht und infolgedessen die darin ergebende Entscheidung die bisherigen Ansprüche erledigt und an ihre Stelle die in ihm festgestellten setzt, oder darin, daß es sowohl um der allgemeinen Rechtsförderung und Rechtsicherheit willen als zum Schutze des einzelnen sich auf jeden Prozeßeingriff einzulassen verpflichteten Rechtssubjekts und behufs Verhinderung einer Schwächung des Ansehens der Gerichte durch widersprechende Entscheidungen und einer Vergeudung von Kosten und Arbeit einen Anis controversiarum geben muß, auch der Staat nicht mehr tun kann, als für jeden Rechtsstreit ein einmaliges Verfahren zu eröffnen, einmal den Rechtsschutz zur Verfügung zu stellen, oder darin, daß dem Urteile, weil es vom Richter, als dem dazu berufenen Organe des Staates, in Übung des staatlichen Hoheitsrechtes der Gerichtbarkeit erlassen worden ist und sich als ein Ausspruch der Staatsgewalt darstellt, was im gegebenen Falle Rechtens sei, darstellt, die Bedeutung einer den endgültigen Austrag des Streites in sich tragenden, nicht mehr bestreitbaren Entscheidung gegeben werden darf, und gegeben werden mag; niemals werden hier von die *reformatio in pejus* und ihre Zulässigkeit oder Unzulässigkeit berührt.

Nicht weniger als 269 Wörter! — Wir brauchen ein Gesetz, wonach alle sprachlich unverständlichen Gerichtsurteile, bis hinauf zu denen des Reichsgerichts, ungültig sind und den Verfasser zum Schadenersatz verpflichten; über die Unverständlichkeit entscheidet ein Sprachgerichtshof von Nichtjuristen.

Ehemals waren nach dem scharfen Ausdrucke Rothes, 'unsre Kanzleistuben Hauptbrutstätten des Fremdwortbazillus.' Gottlob sind die lateinischen Bröckchen wie *in duplo, pro informatione, brevi manu, conferatur, sub petitione remissionis, peto* heute fast nur noch der Stolz einiger an der Tertia gescheiterter Gerichtsschreiber. Auch die Fremdwörtererei verschwindet mehr und mehr aus solchen Amtstuben, über die ein wahrhaft gebildeter Beamter gebietet. In diesem Punkte steht unser Kanzleistil schon seit Jahren hoch über dem unsrer Wissenschaft, sogar noch ein wenig über dem durchschnittlichen der Zeitung. Angesichts solcher löblicher Besserung dürfen wir nachsichtig sein gegen gewisse andre Lieblingswörter des Kanzleistils, gegen die Höpschenwörter, hinter denen man den Schreiber des 18. Jahrhunderts mit seinem wohlgepuderten Haarbeutel zu sehen glaubt. Obenan steht das Wort 'betreffend'; es gibt Schreiber, die keine Verfügung, keine Überschrift einer Verfügung fertig bringen ohne ein oder mehrere 'betreffend', etwa nach dieser Art:

Unter Bezugnahme auf die Bekanntmachung Großh. Bürgermeisterei vom 30. März l. f. Jahres betreffend Abänderung des Ortsstatuts, betreffend den Betrieb und die Ventilation des öffentlichen Schlachthauses, und Polizei-Verordnung, betreffend das Schlachthauswesen in der Stadt Worms vom 19. Februar 1904, machen wir die Interessenten darauf aufmerksam, daß die Bestimmungen der Polizei-Verordnung vom 19. Februar 1904 betreffend das Schlachthauswesen der Stadt Worms in Gültigkeit bleiben

Nur noch ein Höpfchenwort teilt sich in die Vorliebe des Kanzleimänschen: einstmals hieß es *respectively*; jetzt, *respectively* seit einem Jahrzehnt, heißt es „beziehungsweise.“ Der Kanzleischreiber verabscheut die viel zu kurzen, also viel zu unvornehmen und beziehungsweise, oder: *Jeder Dienstbote muß bei der Polizeibehörde binnen drei Tagen nach dem Antritt des Dienstes, beziehungsweise dem Austritt aus demselben, an beziehungsweise abgemeldet werden.* — Ach aber in wie vielen gelehrten Schreibern steckt der Kanzlist! Bei einem Ästhetiker, auf Deutsch Kunst- beziehungsweise Geschmackslehrer, fand ich diese Perle: *Das Drama flößt uns Haß, beziehungsweise Liebe, gegen das Böse, beziehungsweise das Gute, ein.*

Die Gerechtigkeit fordert, rühmend anzuerkennen, daß die Zahl der gut, ja der vorzüglich schreibenden höheren Beamten, besonders in unsern höchsten Ämtern, seit etwa zwei Jahrzehnten stetig gewachsen ist. Besondere Auszeichnung verdienen — oder verdienen —: das Auswärtige Amt, die Generalstabe und die Kriegsministerien, ferner die Ministerien des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten in Preußen, aber auch manche höchste Behörden der Mittel- und Kleinstaaten. Sprachlich und stilisch hat sich die Reichspostverwaltung leider nicht auf der unter Stephan erreichten Höhe behauptet. In der bewußten und fast durchweg geschickten Sprachreinigung stehen — oder standen — unsre obersten Ämter fast allen andern Berufsklassen, außer den besten unter den schöpferischen Schriftstellern, voran; auf sie zumeist stützte sich einst die Zuversicht, daß auch das deutsche Volk in ferner Zukunft das kostbare Gut einer reinen edlen Sprache genießen wird.

## Fünfter Abschnitt.

### Rednerstil.

Werk her! Taten her! Mit Geschwätz, mit Worten lasse ich mich nicht abspülen. (Moscherosch).

Man muß etwas zu sagen haben, wenn man reden will. (Goethe).

Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor. (Goethe).

Unter den lebenden Schreibern hat der Verfasser, schon in der ersten Sitzung des Deutschen Reichstages dienstlich beschäftigt, mehr Reden als irgendein anderer mitangehört. Ein Menschenalter und mehr im amtlichen Dienst der zwei größten deutschen Volksvertretungen, hat er einige tausend Redner, alle berühmte und unberühmte, kennengelernt, zehntausende ihrer langen und kurzen Reden genossen, diese nachher pflichtmäßig auf ihre Form geprüft. Er muß erklären, viele wirksame Redner gekannt und reden gehört zu haben, — formvollendete Redner vier oder fünf, sprachlich und künstlerisch schöne Reden vielleicht zwanzig, gewiß nicht dreißig.

Es ist nicht wahr, was man so oft liest, daß der Deutsche von Natur kein Redner sei. Er erfüllt fast alle Vorbedingungen der öffentlichen Rede so gut wie die Redner anderer Völker: Herrschaft über den Gegenstand; Überzeugung; Leidenschaft, Tapferkeit vor dem Feinde, dem Hörer; Gefühl für das auf Gefühl und Verstand Wirkende. Man kann nicht einmal sagen, daß dem deutschen Redner im allgemeinen der Fluß der Rede mangle; im Gegenteil, sie fließt bei den meisten nur gar zu uner schöp flich. Was dem deutschen Redner fehlt, ist daselbe, was wir an dem deutschen Schreiber vermissen: die künstlerisch ordnende sichere Gewalt über eine saubere, gepflegte Sprache. Lange bevor der Deutsche zum Reden berufen wird, hat er schreiben gelernt, und unter Schreiben hat er, gleich seinen Lehrern, einen Stil verstanden, der von der Menschenrede grundsätzlich abweicht. Er muß in harter, oft demütigender Lebensschule lernen, daß auf Menschenohren und Menschenseelen nur mit Menschenrede zu wirken ist, und die meisten lernen das nie. Sie reden wie ein Buch: der Volksmund spricht mit diesem kurzen Sage das schärfste Urtheil über den Rednerstil, ja den Stil überhaupt, denn auch der gedruckte Stil redet bei uns fast immer wie ein Buch, nicht wie ein Menschenmund. Der Franzose, der Engländer spricht von der Rednerbühne, wie er als Gast inmitten einer erlesenen Gesellschaft sprechen

würde, nur noch gewählter im Ausdruck, achtsamer auf die Übersichtlichkeit des Satzes und der Gliederung, feinfühlicher für den Eindruck jedes betonten Wortes. Der deutsche Redner spricht, wie er zu lesen gewöhnt ist: Buch; je feiner gebildet er ist, desto mehr spricht er Buch. Der Grundstil der gewählten deutschen Rede ist der des Heft-ablesenden Professors auf dem Katheder.

Zum Glück gibt es Ausnahmen, sonst wäre der dauernde Aufenthalt in einer Volksvertretung für gebildete Menschen unerträglich. Manchen Rednern gelingt das Überwinden des Buches, und sie reden, wie ein Mensch aus dieser Welt. Den Abgeordneten mit selbsterworbener Bildung, besonders den Nichtakademikern, gelingt dies viel eher als den andern; doch kommen auch unter den Akademikern geborene Redner vor, die wie Menschen zu Menschen sprechen. Aus diesen beiden Gattungen stammen die geschichtlichen Redner, deren Namen wenigstens noch nicht verklungen sind. Von ihren Reden allerdings weiß das lebende Geschlecht nichts mehr, denn Redner Ruhm gleicht dem des Weimen: die Nachwelt schiebt ihm keine Kränze. Robert Blum und Gabriel Rießer in der Paulskirche sollen von dieser Art gewesen sein. Vincke, Waldeck, Twesten aus späterer Zeit werden von zeitgenössischen Zuhörern gerühmt. Die wahrhaft großen Redner, die ich gehört — ich spreche von nichts anderm als ihren Reden — waren Ziegler, Hoverbeck, Simson, Eugen Richter, Barth, Bennigsen, Mallinckrodt, Peter Reichensperger, Schorlemer, Moltke, Bebel. Auch Treitschke rechne ich hinzu, ihn den Tauben, der den Klang seiner eignen Worte nicht vernahm, peinigend für den Hörer, ein Stilgenuß für den Leser. Auf den Bänken der Regierung haben nur wenige bedeutende Redner gesessen. Bismarck stellt eine Gattung ganz für sich dar: des Redners, dessen Formenmängel durch die Gewalt des Inhalts, zuweilen allerdings nur durch die Gewalt seiner Persönlichkeit, fast ausgetilgt wurden.

\*

Die innern Gesetze des Rednerstiles sind natürlich die gleichen wie für jeden andern: Sachkenntnis, Wahrheit, Verständlichkeit, Leben. Die äußeren weichen in vielen Dingen vom Schreibstil ab. Der Redner sieht die Hörer, er hört sich selbst, er gewahrt sofort den Eindruck. Nicht wie beim Lesen kann der Hörer nach Belieben beschleunigen, zögern, ruhen, zurücklesen, zweimal aufnehmen, überdenken, vergleichen. Der Redner schreibt ihm das Gesetz des Aufnehmens vor; doch der Hörer dem Redner das Gesetz des Wirkens: was nicht im Augenblick verstanden wird, bleibt für immer tot, wird durch Kurzschrift und Druck hinterher nur zu einem Scheinleben erweckt, jedenfalls nicht mehr zum vollen Leben einer Rede. Der gute Rednerstil ist der Augenblickstil, berechnet auf Augenblickswirkung, hierin sehr ähnlich dem Zeitungstil oder — dem des Dramas auf der Bühne. Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vorteile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vorteile im bürgerlichen Leben zu erreichen. (Goethe).

Der Rednerstil muß auf die oben genannten Hilfen des Lesens, auf das ganze Gedanktenwebespiel zwischen Auge und Gehirn, verzichten; ihm stehen dagegen viele Mittel zu Gebote, die dem Schreibstil mangeln. Er beherrscht Auge und Ohr zugleich, also eine ganze große Sinneswelt mehr, und von der Welt des Auges wie unvergleichlich mehr als der Lesestil! Was dem Schreiber eins der höchsten, der schwierigsten zu erreichenden Ziele, das höchste Glück der Erdenkinder ist: dem Leser eine Persönlichkeit zu zeigen, das wird dem Redner ohne jede Mühe beschied: er erhebt sich von seinem Sitz, oder steigt auf die Rednerbühne, und man sieht ihn in voller Lebhaftigkeit. Wie oft quält uns beim Lesen der Wunsch, die Stimme eines uns teuren Schreibers zu hören, den Glanz seiner Augen, das Spiel seiner bewegten Lippen zu sehn, Lessings, Goethes, Schillers, Bishers, Kellers, Bismarcks, Moltkes. Dem Sprechenden wird die Fülle all dieser mächtigen Mittel geschenkt; er braucht nur noch die Sache zu besitzen und eine menschenmögliche Form, um schon ein leidlicher Redner zu sein. Eigentlich müßte es weit mehr gute Redner als gute Schreiber geben; daß es umgekehrt ist, liegt an der immer mehr sinkenden Achtung der





öffentlichen Redner vor einander und vor der Stelle, an der sie stehen: sie geben sich noch weniger Mühe um Inhalt und Form als die Mehrzahl der Schreiber. Über diese sitzen doch auch die Edelsten der Nation zu Gericht, und die Schreiber wissen das; wer aber richtet die schlechten Redner? Andre schlechte Redner.

Um wieviel leichter wird es dem Redner, sich verständlich zu machen, als dem Schreiber. Er braucht keine Tonzeichen, kann durch Heben und Senken der Stimme einmal, zweimal, dreimal unterstreichen, kann gesperrt, fett, doppelfett reden so viel er will; kann seinen Stil zum Flüsterton versäufeln, zum Donnerhall anbrausen lassen, und gebietet obendrein noch über alle wirkfame Mittel des Schreibenden: Wortwahl, Wortfolge, Wiederholung, über alle Feinheiten des Satzbaues, der Gliederung, des Schmuckes, über viel reichere des Wohlklanges. Mißverständnisse, die der Schreiber so leicht hervorgerufen kann, beizichtigt der Redner durch unscheinbare Mittel. Man lese diesen Satz in Moltkes Reichstagsrede vom 1. März 1880: *Wir haben alle Kriege ausbrechen sehen. die weder das Staatsoberhaupt noch das wirkliche Volk gewollt haben.* Nur ein selbstherrliches Abweichen von der amtlichen Rechtschreibung: 'Alle' statt, 'alle', stellt für den Leser den richtigen Sinn her. Geschrieben würde Moltke wohl haben: Wir alle haben Kriege; sprechen durfte er: Wir haben alle Kriege, denn der Hochtou auf 'alle', eine unmerkliche Pause zwischen 'alle' und 'Kriege' genügt, um jedes Mißverstehen auszuschießen. Das Beispiel absichtlicher Zweideutigkeit auf Seite 350: *Si omnes consentiunt, ego non dissentio* mit einem fast unsichtbaren Beistrich zwischen den zwei letzten Worten war nur mit der Feder auf dem Papier möglich; als Redner hätte der hinterhältige Feigling Farbe bekennen müssen.

\*

Alle Gesetze des guten Stiles fließen aus dem Zweck; dieser ist für den Redner derselbe wie für den Schreiber: andern Menschen seine Gedanken zu übermitteln. In fast allen Fällen will der Redner den Hörern auch seine Überzeugung aufzwingen. Eine schöne Rede mit keinem andern Zweck als dem, schön zu sein, ist ein eben solches Unding wie der bloß schöne Satz oder die bloß schöne Abhandlung. Es gibt allerdings sogenannte Schönredner; dem urteilsfähigen Hörer heißen sie Schönschwäger.

Andre Menschen durch eine Menschenrede zu gewinnen — welch eine herrliche Aufgabe, welch ein Sieg der Persönlichkeit! Sehr engherzig urteilte Kant: 'Die Kunst, zu überreden, das heißt durch den schönen Schein zu hintergehen.' Er zog die Dichtkunst vor, 'bei der alles ehrlich und aufrichtig zugeht.' Nun, eine wahrhaft gute Rede ist auch nur die, bei der alles ehrlich und aufrichtig zugeht. Wo es anders zugeht und doch die Überredung glückt, da hat der Unverstand der Hörer reichlich so viel Schuld wie die Unehrlichkeit des Redners. In unsern Zeiten des Redens vom Morgen bis zum Abend, ja tief in die Nacht hinein, ist der unehrliche Redner viel weniger gefährlich als in den längst verflossenen Zeiten des redenlosen öffentlichen Lebens: es wird immer schwieriger, durch Reden tief und nachhaltig zu wirken; die Hörer haben gar zu viele Reden gehört und kennen alle ehrliche und unehrliche Rednermittel zu gut, um sich allzu leicht überreden zu lassen. Den rednerischen Volksverführern aller Parteien wird die Wirkung immer schwerer gemacht. Die Vollen und Ganzen, die Unentwegten und Festverankerten, die irgendeine Fahne im steifen Arm hochhalten, sind aus der Mode und werden so bald nicht wieder hineinkommen.

Die rednerische Feierlichkeit stirbt aus; nur im Munde eines an sich bedeutenden Redners ist sie noch anhörbar, bei den andern wirkt sie lächerlich. Sie ist im Laufe des letzten Menschenalters zu oft mißbraucht worden. Ich habe feierlich beschwörende Reden gehört für und wider einen Zoll auf Kreide, Haringe, Quebrachorinde, für und wider amtlich beglaubigte Zuchttiere. Man ist mit der Zeit dahinter gekommen, wie unecht meist die rednerische Begeisterung ist, wie leicht der 'Brustton der Überzeugung' erkünstelt werden kann. *Si vis me flere, dolendum primum ipsi tibi* (Willst du mich weinen machen, mußt du selbst Schmerz empfinden): diese Forderung stellen die Zuhörer von heute an die hochtönende Rednerei. Man kann diesen Fortschritt zu größerer Wahrhaftigkeit im öffent-

lichen Leben nur mit Freude feststellen. Hohler Rednerschwallst findet im deutschen Volke keinen dauernden Schallboden, und das ist gut. Die Menschen- und die Engelzungen allein tun es nicht, die Liebe tut es.

Der gute Schreiber darf nichts Überflüssiges sagen, es gibt für ihn keine Füllwörter. Der beste Redner kommt nicht aus ohne Wortmacherei wie: 'Ich möchte sodann noch darauf hinweisen; Ich möchte ganz besonders darauf aufmerksam machen; Endlich, meine Herren, muß ich noch eins hervorheben, — lauter eindrucklose Wendungen, die keines Hörers Aufmerksamkeit steigern. Dann das Einleiten jedes neuen Gedankens mit nichts-sagenden Weitschweifigkeiten: Ich glaube, Ich meine, Ich möchte der Meinung Ausdruck geben; Ich muß es offen aussprechen: ich stehe auf dem Standpunkt, daß ich glaube, wir dürfen die Kosten für diesen Schuppen nun und nimmer bewilligen.' Die einzige Entschuldigung für solchen Wortdunst ist die, daß der Redner dadurch Zeit gewinnt, einen Augenblick über das Folgende nachzudenken.

In einer Eigenschaft übertrifft der Stil der Redner den der Schreiber: die gesprochenen Sätze werden durchschnittlich weniger verschachtelt, sind kürzer und verständlicher. Ein Berufsredner lernt schnell, wie gefährlich es ist, sich auf die schöne Periode einzulassen, wie leicht er darin stecken bleibt oder sich durch einen gewaltigen Satzbruch retten muß. Der rednerische Satzbau bevorzugt unwillkürlich die Nebenordnung; von selbst drängt sich das Zeitwort voran; das schmückende Beiwort wird selten, die Wortstellung wirksamer. Mit Ausnahme der unverbesserlichen Papierredner nähern sich die meisten öffentlichen Sprecher nach kurzer Erfahrung mehr und mehr dem Gesprächston. Rednerische Unnatur ist weit seltener als schriftstellerische; Ziererei, außer in wörtlich abgelesenen Reden, so gut wie unmöglich. Selbst Erich Schmidt gebrauchte in seinen Vorlesungen zwar weit mehr Fremdwörter als in seinen Schriften, gab aber den Hörern nur selten ein unenträtselbares Nebus auf und sprach annähernd wie ein Mensch aus dieser Welt. Ja sogar Harden hat einen annähernd menschlichen, fast natürlichen Redestil; den unmenschlichen, widernatürlichen Schmierestil gönnt er nur seinen Lesern.

\*

Wer durchaus nicht vor einer Menschenmenge reden kann, der erzwingt es nicht durch Ablefen oder Auswendiglernen. Eine Rede darf nicht geschrieben und auswendig gelernt sein, geschweige denn abgelesen werden, — eine Rede ist keine Schreibe (Vischer). Da Moses sich als schlechten Redner kannte, so weigerte er selbst Gott, der ihn zum Reden aufforderte, den Gehorsam, also daß der berebere Aron zum 'Munde Moses' bestellt werden mußte. Etwas Einschläfernderes als abgeleierte fertige Reden gibt es nicht. Gewöhnlich sind diese in der reinsten Papiersprache abgefaßt, so z. B. die bis zur Unerträglichkeit gekünstelten Schleiermakers, selbst die beim Ausbruch des Befreiungskrieges gehaltene mit Sätzen von mehr als 20 Zeilen. Von Isokrates wird berichtet, er habe an seiner Hauptrede, dem Panegyrikus, zehn Jahre gearbeitet, — schrecklicher Gedanke.

Aus eigener und fremder Erfahrung mag hier ein Rat an solche Redner stehen, die unter dem Gefühl der Angst vor einem Gesichtermeeer leiden. Er durchdringe sich mit dem Gefühl: Ich spreche ja nur zu Menschen, wie ich einer bin; suche sich ein freundlich aufmerksames, kluges Gesicht in den vordersten Reihen und richte die Rede an diesen einen Menschen! Allerdings ist das Entdecken eines solchen Gesichtes Glückssache.

Daß eine frei gesprochene Rede fast niemals ohne Verbesserungen der Kurzschrift und des Redners gedruckt wird, gedruckt werden kann, ist begreiflich. Noch ist die sprachliche und stilische Vorbildung in Deutschland viel zu dürftig, um einen selbst hochbegabten Mann zu einer unverändert druckfertigen unvorbereiteten Rede zu befähigen. Der Einzige, von dem ich dies aus eigener Erinnerung bezeugen kann, war Eduard Simson, der einzige Schönredner, der zugleich ein sachlich guter Redner und ein formvollendeter war. Moltke und Bennigsen standen ihm an Sprachsauberkeit und Formenadel am nächsten. Einen Vierten habe ich in Deutschland nicht kennen gelernt. Sie sind übrigens auch in andern Ländern nicht so häufig wie die guten Durchschnittsredner, deren es in allen romani-

schen Ländern, in England, aber selbst im heutigen Griechenland weit mehr gibt als bei uns.

Immer seltner wird in Deutschland der Kurzredner; in dem Maße, wie der Gehalt der Reden abnimmt, wächst ihre Länge. Selten sind schon die Reden, die ihre Hauptgedanken nur zweimal entwickeln; die Meisten schließen: Ich fasse das Gesagte noch einmal kurz zusammen, und tragen es zum dritten Male vor, meist nicht viel kürzer als das erste und zweite Mal. Welchem Redner dieser Art ist je der Gedanke gekommen: wenn ich vor einer Versammlung von nur hundert Menschen fünf Minuten unnötig lange spreche, so raube ich ihnen zusammen acht Lebensstunden? Und wie viele Versammlungen gibt es, aus denen sich die also Beraubten ohne Unhöflichkeit vor dem Ende entfernen können.

Dem Redner wird das Schließen schwerer als dem Schreiber. Trotz mehrmaligem trostreichem, schließlich, trotz verheißungsvollem „Ich komme zum Schluß“ fließt der Schwall der Rede mit ungebrochener Flut. Es gibt Redner, bei denen man nicht begreift, daß und warum sie überhaupt schließen. Und doch ist kein Redner so beliebt wie der kurze mit geringer oder gar keiner Rednergabe, keiner so unbeliebt wie der begabte, aber immer zu lange. Der seltne große Redner läßt den Hörer die Zeit vergessen, wie der große Schriftsteller den Leser. Bismarck hat mehr als einmal jedes Mitglied im versammelten Reichstag über zwei Stunden an den Platz gefesselt; einer durchweg langweiligen Rede Bismarcks erinnere ich mich überhaupt nicht.

Die Weltliteratur hat uns manche berühmte Rede überliefert; doch wie veränderlich ist der Geschmack gegenüber dieser Prosagattung! Aus dem Altertum haben wir strenggenommen nicht eine einzige Rede, die uns vollendet erscheint: selbst die schönsten, die von Demosthenes franken für unser Gefühl an der übergroßen Länge. An den selbstverfertigten, in sein Geschichtswerk eingefügten Reden des Thukydides hat schon Cicero die durch allzu große Verdichtung, *compressione rerum*, erzielte dunkle Kürze vermerkt; sie sind schöne Stilübungen, keine Reden zum Gehaltenwerden. Cicero selbst ist für unser Empfinden zu wortreich, zu schönrednerisch, zu sehr auf Figurenschmuck bedacht.

Von den berühmten Reden während der Französischen Revolution haben wir nicht eine in ihrem ursprünglichen Wortlaut; sie wurden sämtlich nach der sorgfältig durchgesehenen Handschrift der Redner im Moniteur gedruckt. Nur die kurzen Zwischenreden wurden nach mangelhaften kurzschriftlichen Aufzeichnungen, meist nicht ohne Verbesserungen der Redner, veröffentlicht. Ähnlich steht es mit den Reden der berühmtesten englischen Unterhausführer, Pitt, Fox, Burke. Vorher ausgearbeitete und verlesene Reden können nicht zum Vergleich dienen, denn vorher ausarbeitende, schön vorlesende Redner haben wir auch in Deutschland zu allen Zeiten gehabt. Nur vorher durchdacht, nicht vorgelesen wurde Wilhelms 1. schöner Trinkspruch in Versailles am Neujahrstage 1871: *Ich erhebe mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Herr, das von Sieg zu Sieg gezogen; mein Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die teils Führer in diesem Heere gewesen sind, teils sich ihm angeschlossen hatten. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes, einen ehrenvollen Frieden!* — Gleichfalls nur durchdacht, aber frei gesprochen, war Bismarcks Rede vom 9. März 1888 im Reichstag auf den hingschiedenen ersten Kaiser: . . . *Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitssame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat!*

## Sechster Abschnitt.

## Briefstil.

Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön. (Lessing an seine Schwester.)

Schreibe, wie du reden würdest, und so wirst du einen guten Brief schreiben. (Goethe an seine Schwester.)

So schrieben der Knabe Lessing und der Jüngling Goethe; Lessing der Mann dachte nicht anders, drückte es nur etwas umständlicher aus: Den besten Briefsteller zu machen, wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Also auch hier der Grundzug in Lessings Kunstanschauung von der Einheit zwischen Kunst und Natur. Der beste Briefstil folgt aus dem Zweck des Briefes: er soll das Gespräch ersetzen; Goethe der Purist verdeutschte Korrespondenz durch Briefgespräch. Menschen, die kein rechtes Gespräch führen können, sind schlechte Briefschreiber. Es gibt solche, nämlich die im Gespräch nur an sich, nicht an den Zuhörer denken. Ein guter Brief darf nicht zum Selbstgespräch werden; er ist die Unterhaltung mit einem Abwesenden, der notgedrungen den Mund zu halten hat, dessen geistige Gegenwart sich aber dem Briefschreiber immerfort aufzwingt. Die schönsten Abhandlungen in Briefform sind Abhandlungen, nicht Briefe. Indessen es kommt auf die Briefschreiber an. Goethes und Schillers Briefe an einander schwellen vielfach zu Abhandlungen an, bleiben aber in den Formgrenzen des Briefes: nichts hindert uns, Goethe und Schiller fast genau so miteinander sprechen zu hören. Goethes Gespräche mit Eckermann sind, abgesehen von ihren durchschnittlich etwas kürzeren Sätzen, nicht sehr verschieden von seinen Briefen an Schiller. Selbst der ‚galante‘ Leipziger Gellert empfiehlt: Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht sowohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgang ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte. Also doch jedenfalls ‚sprechen‘!

Der Brief ist die leichteste Form der Prosa: man schreibt nur für einen Leser, den man kennt; trotzdem gibt es nicht viel mehr gute Briefschreiber als Schreiber für den Druck. Aus dem gleichen Grunde, der so viele nicht schlecht veranlagte Druckschreiber verderbt: sie können sich nicht dazu zwingen, ihren eignen, natürlichen Stil zu schreiben, sondern halten sich für verpflichtet, irgendwelchen Kunststil zu erzeugen, und daraus wird Künstelei. Je näher der Natur ein Mensch geblieben, je weniger verbildet er ist, desto bessere Briefe schreibt er: daher die Frauen durchschnittlich viel bessere als die Männer. Unter den Männern sind gute Briefschreiber meist solche, die nicht ganz zu Stubenmenschen geworden. Schlecht schreiben sie, sobald sie vergessen, was sie eigentlich sind, und etwas andres sein, den Stil eines Andern schreiben möchten.

Aus dem Aberglauben, daß man alles, auch die Briefe, so schreiben müsse, wie man nicht spricht, sind die Briefsteller entstanden, die sicheren Verderber jeder Anlage zum Briefstil. Bis zur Verfälschung unsers Geisteslebens durch die lateinernde Humanisterei wurde in Deutschland ein höchst natürlicher Briefstil geschrieben; mit dem lateinischen und dem ihm nachgestammelten deutschen Kunstbrief hielt sogleich der Briefsteller seinen Einzug. Schon 1493 wurde ein Buch gedruckt: ‚Brief-Formulari des hochdeutschen Stylums‘; sein Inhalt ist so schön wie sein Titel. Die zwei Gattungen des deutschen Briefstils gingen seitdem nebeneinander her: die natürlichen Menschen schrieben die natürlichen, die lateinisch verbildeten die unnatürlichen Briefe. Luther, über den der Humanismus nie beherrschende Gewalt geübt, schrieb alle seine deutschen Briefe im geläuterten Gesprächstil, der ihnen bis heute den Odem des Lebens verleiht:

Hies Du, liebe Rätthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon Du sagtest: ‚Es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt.‘ Denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte erfasse in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich in Frieden mit Deiner Sorge,

ich habe einen besseren Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippe und hängt an einer Jungfrau Hüften, aber sitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden. Amen.

Man muß es gradezu als ein Glück ansehen, daß im 17. Jahrhundert der französische Briefstil den unnatürlich lateinernden austrieb, ein jedenfalls liebenswürdigerer Beelzebub den widerwärtigsten Schreibteufel. Deutsch wurden dadurch die von Deutschen geschriebenen Briefe noch nicht, aber ein Hauch des Lebens begann sie zu durchwehen. Und als die deutsche Schreiberwelt sich darauf besann, daß sie weder aus Lateinern noch Franzosen sondern aus Deutschen bestand; als selbst ein steifleinener Pedant wie Gottsched das geschriebene Deutschum entdeckte; vollends als Klopstock und Lessing der deutschen Sprache Glut und Schwung und Schneidigkeit wiedergegeben hatten, da wurde auch der Brief, was er sein soll: ein die trennende Ferne überwindendes Neigen von Herzen zu Herzen.

Leben in geschriebenen Worten ist der Brief; so sehr wie nur möglich Leben soll er sein. Aus Ferne soll er Nähe schaffen, Abwesenheit zur Gegenwart. So schreibt denn Bismarck im Felde aus Herny am 14. August 1870 an seine Frau in Warzin auf 150 Meilen Entfernung: *Einige Stunden östlich von Metz findest Du vielleicht auf der Karte das Dorf, wo wir heute sind, aber nicht die vielen Fliegen, die mich zwingen, kopfschüttelnd zu schreiben.* Was haben die Fliegen in einem schöngestillten Brief zu tun? Aber grade die lästigen Fliegen lassen die Leserin ihren geliebten Gatten deutlicher sehen, als die gefühlvollsten Liebesbeteuerungen es vermöchten. Merkwürdig ähnlich den Bismarckschen sind Blüchers Briefe aus dem Felde an seine Frau. Der alte Goethe diktierte seine Briefe, um sie lebendiger zu machen: *Während ich diktiere, denke ich mir die Person, an die ich schreibe, als gegenwärtig, überlasse mich naiver Weise dem Eindruck des Moments und meinem Gefühl.* Aber schon der sehr junge Goethe hatte, genau wie Bismarck, in seinen Studentenbriefen aus Leipzig die Gegenwart lebhaftig sehen gemacht:

Riese, guten Abend! Gestern hatte ich mich kaum hingelegt, um euch eine Stunde zu widmen, als schnell ein Brief von Horn kam und mich von meinem angefangenen Blatte hinwegriß. Heute werde ich auch nicht länger bei euch bleiben. Ich geh' in die Komödie. Wir haben sie recht schön hier. Aber dennoch! Ich bin unschlüssig! Soll ich bei euch bleiben? Soll ich in die Komödie gehen? — Ich weiß nicht! Geschwind! Ich will würfeln. Ja, ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! — Doch halte! Ich will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht, da muß ich ins Kolleg, und Besuche und abends zu Gaste. Da will ich also jetzt schreiben.

Von derselben strotzenden Gegenwärtigkeit sind fast alle Briefe Goethes bis Weimar und noch ein paar Jahre aus Weimar; später läßt dies nach, und man spürt aus ihnen die Ferne. Die lebendigsten, die er je geschrieben, sind die an Riese und Wehrisch in den Leipziger Jünglingsjahren.

\*

Die unübertrefflichen Meisterinnen aber des Briefstils sind die Frauen; sie waren es zu alten Zeiten und sind es noch heute im Zeitalter der Postkarte, der Drahtung und des Fernsprechers. Nach deutscher Art bewundern wir in der Frau von Sévigné eine große Meisterin des Briefes und lassen unsre eigne große Briefkünstlerin Frau Elisabeth Goethe nur so mitgehen. Ich stelle die unsrige der französischen mindestens gleich und bewundere die beiden Schreiberinnen mit hoher Freude. Näher steht uns aber Goethes Mutter, und was sie schreibt, ist für uns inhaltlich wertvoller als die reizendsten Blandereien der Französin über den Hof Ludwigs 14.

*Il faut un peu entre bons amis laisser trotter les plumes comme elles veulent; la mienne a toujours la bride sur le cou* (Zwischen guten Freunden muß man die Federn ein wenig laufen lassen, wie sie wollen; meine hat stets den Zügel lose überm Hals). So entkleiert Frau von Sévigné ihr Geheimnis: die Feder laufen lassen, wie sie will; sie meint dasselbe wie Frau Rat: *Frau Uja! Frau Uja!* Wenn Du einmal in Zug kommst, sei's Schwagen oder Schreiben, so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender. Und beide tun noch besser, als sie meinen: sie lassen ihre Federn nicht laufen, wie sie wollen, sondern so wie die Zunge im Zügel der zarten Seelenbildung und der feinen Sitte sprechen würde.

Daß ich's doch einmal mit aller Entschiedenheit ausspreche, ob man mir beistimme oder nicht: ich kenne der Form nach keine schönere deutsche Prosa als die besten Briefe von Goethes Mutter und wünsche herzlich, man möchte sie in den Oberklassen unsrer Mädchenschulen als klassisches Vorbild des Briefstils, nein alles Stils, benutzen. Nicht so, daß man nun jeden Gegenstand im Ton und Stil der Frau Rat behandeln solle; wohl aber um von ihr zu lernen, bis zu wie hoher Kunst sich unverfälschtes Leben steigern läßt. Frau Rat hat nicht genau so gesprochen wie geschrieben, oder umgekehrt; aber sie hätte so sprechen können, und sie hat gewiß nicht wesentlich anders gesprochen. Sie hat künstlerisch gesteigerte Redesprache geschrieben: die Abwesenheit des Brieflesers hat sie dazu gezwungen, ihre Rede von all den kleinen Unebenheiten zu säubern, die grade durch das persönliche Gegenüber zweier miteinander sprechender Menschen entstehen. Die ergänzenden Blicke, Betonungen, Gebärden sind im Brief nicht möglich; diese Mängel ergänzt die unbewußte Stilkunst des Briefschreibers, und das Ergebnis ist die höchste Kunstnatur oder Naturkunst. Man übertrage dies sinngemäß auf das Verhältnis zwischen dem Druckschreiber und seinen Lesern, so kommt man wiederum zum Redestil als dem Hochziel alles Schreibens.

Nicht alle Leser haben im Augenblick die Briefe der Frau Rat zur Hand; indessen auch den Besitzern werden diese paar bequeme Proben nicht unwillkommen sein:

An die Herzogin Anna Amalia. 1782 — Durchlauchtigste Fürstin! Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle und alles, was sich nun noch dahin zählen läßt; was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit geraten — die teuerste Fürstin denkt noch an Dich — fragt nach Deinem Befinden. — Tausendfacher Dank sei Ihtro Durchlaucht davor dargebracht! Ihtro Durchlaucht haben die Gnade, zu fragen, was ich mache? O beim Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrein von Herzen schlecht. — Wie ist's aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen — wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen, aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind gar trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen, könnte sagen, daß, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt Mineralisch Wasser tränke welches sonst eigentlich nur vor Kranke gehört usw. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anbringen — aber der Wig, der Wig! den habe ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl, aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnad — alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus suchen, — denn da ist's so still und öde wie auf dem Kirchhof.

Frankfurt den 17. November 1786. — Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als Dein Brief aus Rom. Jubellieren hätte ich vor Freude mögen. daß der Wunsch, der von frühesten Jugend an in Deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles, was gut, groß und schön ist, der so ein Ablerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen. — Und nicht allein Dich, sondern alle, die das Glück haben, in Deinem Wirkungskreise zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben: 'Wenn Dein Wollgang nach Mainz reiset, bringet er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurückkommen.' — Aber sehen hätte ich Dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche!!! Doch Du versprichst ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt Du mir alles haarklein erzählen.

Den 27. Oktober 1806. — Lieber Sohn! Mein erstes Geschäft, nach Erhaltung Deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes war, Gott dem Allmächtigen auf meinen Knien zu danken und laut mit Anbetung zu jubeln: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Ja lieber Sohn! Das war wieder eine Errettung — wie die 1769—1801—1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar, dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergesse. Er der große Helfer in allen Nöten wird ferner sorgen, ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, denn ich habe Glauben, Vertrauen und feste Zuversicht auf Ihn, und niemand ist noch zu Schaden worden, der Ihm das Beste zugetraut hat. Jetzt noch einmal Dank vor deinen trostreichen, lieben und herrlichen Brief. Zu Deinem neuen Stand (Goethes Ehe mit Christiane) wünsche ich Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen; da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte Euch! Meinen Segen habt ihr hiermit in vollem Maß. Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochheiligen erbärmlichen Zeiten tun kann. Aber nur Geduld, die Wechselbriefe, die ich von unserm Gott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich

dieses schreibe, die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch. Ihr sollt mit Eurem Teil zufrieden sein, daß ich schreibe Euch. Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehere, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirrwarr lebten.

Die andre berühmte deutsche Briefschreiberin, die Pfälzerin Liselotte, das heißt die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans (1652—1722), steht an geistiger Feinbildung tiefer als Frau Rat. In ihren Briefen bestrebt mehr als einmal ein hoher Grad von Roheit, selbst wenn man Zeiten und Menschen bedenkt. Ihr Stil ist der des durchaus natürlichen Briefes, der Ausdruck des Augenblicks. Sie hat es bald heraus: Auf Französisch schreiben ist nicht gar schwer, man schreibt ja nur wie man spricht, ganz natürlich. Ihre gesunde Eigenart im Bunde mit der Schulung durchs Französische hat sie gelehrt, ihre deutschen Briefe ebenso gut zu schreiben, nämlich wie man spricht: *Ihr wißt wohl, daß ich ganz natürlich bin. Wären mir Eure Briefe nicht angenehm, so würde ich ja nicht sagen, daß sie mirs seien, würde auch nicht exakt darauf antworten, wie ich tue.* Als Inhaltsprobe noch diese Stelle über die ihr gräßliche Maintenon, worin sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube macht: *Mein Parthy ist gefaßt; ich will hinsüro, wo mirs möglich ist, die Zeit nehmen, wie sie kommt, und mir vor meine Gesundheit sorgen, denn ob ich schon nicht jung mehr bin, so ist doch die alte Zott älter als ich, hoffe also, daß ich noch vor meinem End den Spaß haben werd, den alten Teufel hersten zu sehen.* Nicht sehr christlich; stilisch aber untadelig, besonders im Satzbau.

Von sonstigen deutschen Briefschreiberinnen mit gutem Stil seien genannt: die Gottschedin, deren Briefe die ihres Gatten in fast allen guten Stileigenschaften bei weitem übertreffen; Meta Moller, Klopstocks Frau, mit ihrer so reizenden Natürlichkeit, daß sie eine kleine Probe fordert: *Er (Klopstock vor der Verlobung) las ein Stück aus dem Messias. Die Schmidt war dazugekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte? Die Schmidt sagte ja. Ich sagte, ich küsse keine Mannsperson, er disputierte viel dagegen. Ich dachte: warum küßt der Affe (Klopstock!) Dich denn nicht? Du kannst ihm den Kuß ja nicht geben.*

Eva König, Lotte Schiller, Christiane Goethe, waren nicht grade bedeutende, aber sehr natürliche Briefschreiberinnen, die natürlichste, im Satzbau vortreffliche: Christiane. Auffallend ungelent in Ausdruck und Satzfügung sind fast alle Briefe der Frau von Stein: sie dachte sie meist französisch und übersezte ungeschickt. Die romantischen Frauen waren sämtlich gute, einige sogar ausgezeichnete Briefschreiberinnen. Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling schrieb besser als Wilhelm Schlegel; es gibt Stellen in ihren Briefen, die in die Literatur hineinragen. Große Prosa ist z. B. diese Stelle eines Briefes an Schlegel über das Verhältnis von Kunst und Kritik: *O mein Freund, wiederhole es dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existiert als ein Kunstwerk. Kritik geht unter, leibliche Geschlechter erlöschen, Systeme wechseln; aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Kunden sein, die in das Haus Gottes gehen, — dann erst kommt Finsternis.*

In den geistreichen und natürlichen Briefen der Rachel Lewin-Barnhagen stört die fortwährende Durchflitterung mit den damals üblichen französischen und berlinfranzösischen Brocken: was einst zierliche Mode war, klingt jetzt häufig albern. Selbstverständlich mangelt es nicht an lächerlichen Fehlern im Französischen, aber französiselt mußte werden.

\*

Man beklagt oft den Mangel unsrer Prosaliteratur an wertvollen hinterlassenen Denkwürdigkeiten; er wird wettgemacht durch die nicht geringe Zahl von Briefwechseln ersten Ranges. Sie stehen an persönlichem Reiz und inhaltlichem Bollwert hinter keinen eines andern Literaturvolkes zurück. Sie alle oder nur die wichtigsten aufzuzählen ist hier unnötig; ich darf auf das Verzeichnis am Schlusse meiner Deutschen Literaturgeschichte verweisen und mich auf einiges weniger Bekannte beschränken.

Vortreffliche Brieffschreiber waren fast alle unsre großen Tonmeister, ein prächtiger z. B. Vater Haydn. Was für ein edler Sagbau in dieser Stelle von 1787 über Mozart: *Könnst ich jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen iretteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen.*

Mozart, Weber, Beethoven als Brieffschreiber wurden schon erwähnt. Einer der liebenswürdigsten war Felix Mendelssohn; man lese z. B. seine köstliche Beschreibung eines Orchesters in der Peterskirche zu Rom (Brief an Wärmann vom 14. Februar 1831).

- Aus den andern Künsten seien genannt: Dürer, dessen Briefe uns über die Jahrhunderte hinweg durch ihre schlichte Wahrheit, Tiefe und Anmut rühren; und Anselm Feuerbach mit seiner adligen Sprache, seinem oft tief ergreifenden Stil.

Von den besten unsrer Dichter braucht hier kaum noch gesprochen zu werden. Vielleicht nur erwähnt, daß Goethe Schillern für den bessern Brieffschreiber von ihnen beiden erklärte, welcher Ansicht die meisten Leser beistimmen werden. Auf den berühmten Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg sei nachdrücklich hingewiesen: er gehört zu den Kleinoden unsrer Briefliteratur, zugleich zu denen unsrer Bildungsgeschichte. — Freiligraths Briefe sind jetzt bequem zugänglich (Ausgabe von Hesse und Becker in Leipzig); man wird seine Freude an Inhalt und Form haben, z. B. an dem köstlichen Brief aus Amsterdam an die Geschwister vom 31. März 1835.

Mörke, Keller, Storm, C. F. Meyer, Heyse sind als Klassiker des Briefes bekannt; besonders hingewiesen sei auf Kellers wundervollen Heiratsantrag an Johanna Kapp (in C. Engels „Deutscher Meisterprosa“). Die jüngst erschienenen Briefe Fontanes sind ganz und gar so, wie der liebe Mensch gewesen; in ihnen stört uns das viel zu viele und viel zu falsche Französische nicht so arg wie in seinen Romanen.

Auf Blücher zurückzukommen: wer diesen Schreiber nur aus Erlassen, die er nicht selbst verfaßt hat, oder aus flüchtigen Zetteln kennt, der weiß nicht viel von ihm. Blücher der Brieffschreiber ist von der allerbesten Art, der ganz natürlichen, urlebendigen, der Bismarckschen:

Ich kriege von Dir (seiner Frau) nicht die mindeste Nachricht, das macht mich (im Felde gegen Napoleon) unbeschreiblich unruhig. — Ein paar Zeilen weiter: Ha, ha, da krieg ich in diesem Augenblicke Deinen Brief vom 25. Dezember. Nun bin ich wieder beruhigt. — Ein ander Mal an seine Frau: Ich bin gesund und sehr vergnügt, daß ich dem großen Mann (Napoleon) eine Nase angedreht habe; er soll wütend sein, daß er mich nicht zur Schlacht hat bringen können. Es hat auf beiden Theilen Menschen gekostet.

Für den schönsten aller Briefe aus der Zeit der Freiheitskriege halte ich Theodor Mörrers an seinen Vater vom 10. März 1813 und bedaure, nur diese Stelle hersehen zu können:

*Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier (in Wien) gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. . . . Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu.*

*. . . Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?*

Die großen Brieffschreiber Moltke und Bismarck sind dem Leser bekannt oder müssen es durchaus werden; sie hier näher zu betrachten, ist nicht von Nothen. Sie mögen nur als klassische Ratgeber für Inhalt und Form des guten Briefes heraufbeschworen sein. Moltke rät seiner Frau: *Lies doch immer den Brief, den du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und*



selten Wichtigem. — Merkwürdig ähnlich Bismarck an seine Schwester: Wenn man in einem wohlerhaltenen und für beide Teile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen. Ich meine, daß man sich nicht geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. — Nicht unerwähnt darf neben Volke und Bismarck der größte Briefschreiber der Franzosen bleiben: Napoleon, wenn man dessen Briefe noch hierher, nicht vielmehr zur Literatur der geschichtlichen Urkunden weisen will. An eherner Sachlichkeit und kristallener Klarheit, zugleich an äußerster Wortfargheit, haben sie kaum ihres gleichen. Die formstrengen Franzosen haben dem Korjen eine Menge grober Sprachfehler nachgewiesen; seinem Briefstil zollen sie unbegrenztes Lob.

\*

Sinzugefügt seien nur noch einige Bemerkungen, nicht um ganz ungeschickte Briefschreiber geschickt zu machen, was durch keine Lehre möglich ist, sondern um leidlich geschickte vor einigen Verstößen zu bewahren, die ihnen bei den Empfängern schaden. Nicht wahr, wir leben 'im Zeichen des Verkehrs', und der einzelne Schreiber darf nicht annehmen, daß er der einzige sei, der den Empfänger mit einem Briefe beglückt. Er sei also bemüht, dem Leser, zumal dem geneigt zu stimmenden, nicht eine Minute, nicht eine halbe mehr Zeit zu rauben, als durchaus notwendig ist. Ich habe Briefe von Unbekannten bekommen, die mich um einen Dienst ersuchten, mich aber erst auf der dritten Seite mit ihrem Gegenstande bekannt machten. Der Zufall, die Laune entscheidet, ob ich überhaupt so weit lese, wenn ich zwei Seiten nutzlosen wässrigen Geredes durchwateten muß. Würden die Briefschreiber im mündlichen Verkehr ebenso verfahren? Ich rufe alle solche Briefschreiber zur Sache!, es geschieht zu ihrem Besten.

Und dann: wer einen Menschen besucht, zieht ein Besuchskleid an, meist das beste. Wer einen Brief schreibt, soll sich einer leserlichen Schrift befleißigen. Auch dies gehört zur Kunst des Stiles, des Schreibgriffels. Desgleichen die Art der Briefformeln: über die Hochachtung oder meinetwegen die vorzügliche Hochachtung hinaus braucht man niemals zu gehen, es sei denn, daß man an Empfänger schreibt, die dem Herkommen nach ein Recht auf besondere Ehrerbietung haben.

Man beklagt das Verschwinden des schön geschriebenen Briefes, schiebt die Schuld auf die Erfindung der Postkarte, des Kartenbriefes und ähnlicher Bequemlichkeiten. Mit Unrecht; wir sind nur sachlicher geworden als die breitspurigen Briefschreiber des 18. Jahrhunderts, und die Entfernungen haben sich durch die besseren Verkehrsmittel vermindert. Wer den Freund in wenigen Stunden sehen kann, gewöhnt sich die langen Briefe ab, und das ist kein Schaden. Kunstlos, stillos braucht aber der kurze Brief darum nicht zu werden; selbst eine Postkarte kann ein kleines Meisterstück der Prosa sein, ein vollkommneres als ein langer Brief mit überflüssigem Geschwätz, das man niemals im Gespräch wagen würde.

Angeschlossen sei eine Bemerkung über den kaufmännischen Briefstil. Einen einheitlichen Berufstil, guten oder schlechten, gibt es auf diesem ungeheuren Gebiete nicht: der gebildete Kaufmann, gleichviel wie groß oder klein sein Geschäftsbetrieb, schreibt den Briefstil gebildeter Menschen; der mittelgebildete oder verbildete den nur zu bekannten lächerlichen, ja widerwärtigen mit alfanzigen Wendungen wie: *Ich bekenne mich zu zu Ihrem Geehrten vom . . . und beehre ich mich, Ihnen auf dasselbe ganz ergebenst zu erwidern . . . — Ich schätze Sie im Besitz meines ergebensten Gestrigen . . . In der Falte übermache ich Ihnen . . . Im Verlauf meines Jüngsten . . . Die Waren sind (wir) erst in 8 Tagen gewärtigend.* — Die Einsicht in die Albernheit solches und ähnlichen Schreibfels ist seit mehr als einem Jahrzehnt im Kaufmannstande selbst durchgedrungen, und bis tief in die untern Schichten dieser Schreibermwelt rührt sich jetzt das Streben nach unverschöndertem, klarem und gefälligem Stil. Mit besonderer Freude muß es begrüßt werden, daß der höhere Kaufmannstand sich von der Fremdwörterfreude mehr und mehr reinigt und schon jetzt den meisten wissenschaftlichen Schreibern zum Vorbilde dienen kann.

Jrgendwer hat irgendwo in einem Briefsteller eine Regel verkündet, die jetzt noch millionenfach befolgt wird: in einem kaufmännischen Briefe darf man sich nicht des Wortes ‚ich‘ bedienen, geschweige denn einen Brief mit ‚ich‘ beginnen. Daß dies Unsinn ist, braucht kaum gesagt zu werden. Wer es noch nicht wissen sollte, dem sei gesagt, daß die Engländer sich nicht im mindesten scheuen, ‚Ich‘ zu schreiben, und daß sie es stets, auch mitten im Satz, mit großem Anfangsbuchstaben schreiben.

## Siebenter Abschnitt.

### Deutsche Prosameister.

Ich möchte doch noch lieber einen großen Mann in seinem Schlafrode und seiner Nachtmüge, als einen Stümper in seinem Feierleide sehen. (Vessing).

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält. . . . Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke klassischer Autor, klassisches Werk höchst selten gebrauchen. (Goethe, 1795).

Kein Dichter kann klassisch genannt werden, der die Form vernachlässigt, und stände er noch so hoch an Talent. (Vissler.)

Es gibt viele schöne Erklärungen dessen, was klassische Prosa ist, kurze und langatmige, klare und weniger klare; eine, die sich so durchgesetzt hätte, daß jeder sie kennt, haben wir nicht. Zum Teil mag das an der Dunkelheit des Fremdwortes ‚klassisch‘ liegen; zum Teil an dem Fehlen von unbestrittenen Beispielen klassischer deutscher Prosa. Wir fühlen alle, daß mit zu ihrem Wesen die fleckenlose Mustergültigkeit der Form gehören muß, daß man also von ihr sagen könne: Schreibe, wie dies geschrieben ist, und du schreibst vollkommene, klassische Prosa. Aber zugleich wissen wir alle, daß es in Deutschland ein klassisches Prosawerk in diesem strengsten Sinne nicht gibt. Nein, es gibt keins, und es wird nicht eher eins geben, als bis wir an klassische Prosa die gleich strengen Forderungen stellen wie an klassische Dichtung: Inhalt mit allgemeinmenschlichem Ewigkeitswert und vollendete Form.

Der Leser, der bis hierher gelangt ist, wird aus allem Vorangegangenen erfahren haben, was der Verfasser unter vollendeter Form versteht, und nur zur stärkeren Veranschaulichung stehen hier noch einige beweiskräftige Beispiele. In Kellers *Romeo und Julie* lesen wir: *Sie horchten ein Weilchen auf diese eingebildeten oder wirklichen Töne, welche von der großen Stille herrührten, oder welche sie mit den magischen Wirkungen des Mondlichtes verwechselten, welches nah und fern über die grauen Herbstnebel wallte, welche tief auf den Gründen lagen* (vgl. S. 135). Wunder schön, würdig der wunderschönen Erzählung; und doch stört uns etwas, erscheint uns etwas sprachlich mangelhaft, ja stilohnmächtig: das Aneinanderleimen von vier Nebensätzen mit *Welcher*, deren zwei letzte abhängig und unterabhängig von dem ersten sind. Gäbe es nur diesen einen unvollkommenen Satz in der Novelle, so könnten wir darüber hinweggehen, wie über einen vereinzelt dunklen Fleck auf der Marmorthaut eines sonst vollendeten Kunstgebildes. Leider gibt es manche andre Stellen mit andern Gebrechen in Kellers schönster Dichtung, und klassisch in dem Sinne, wie Franzosen und Engländer dies Wort nehmen, ist ein Werk mit so vielen Mängeln der Form nicht.

Man lese diesen Satz Nießches: *Ich stelle, um nicht aus meiner Art zu fallen, die jagend ist, und mit Widerspruch und Kritik nur mittelbar, nur unfreiwilling zu tun hat, sofort die drei Aufgaben hin, derentwegen man Erzieher braucht.* Von solchen Sätzen unsrer großen Stilmeister wird man einem Stilschüler nicht sagen dürfen: Baue deine Sätze nach diesen Vorbildern, und du wirst vollkommene oder doch gute Prosa schreiben. Nießche erklärte, ohne selbst mit Vessing, Goethe, Schiller Ausnahmen zu machen: *Wir haben keinen mustergültigen, an öffentlicher Beredsamkeit emporgewachsenen deutschen Stil.* Nicht der Mangel öffentlicher Beredsamkeit hat das Emporwachsen des

deutschen Prosaстиls zur Höhe der Vollendung gehindert, sondern Deutschlands unglückselige Sprachgeschichte. Erst seit 1789 gibt es in Frankreich eine Volksvertretung; aber die französische, klassische Prosa reicht bis ins 16. Jahrhundert, bis auf Montaigne zurück. Und das Zeitalter der ersten klassischen Prosa Englands, gleichfalls das 16. Jahrhundert, in welchem Ascham, Sidney, Bacon schrieben, liegt weit zurück vor der Öffentlichkeit des englischen Parlaments. So ist ja auch unser ältestes wahrhaft klassisches Prosawerk, das es mit jedem der größten Prosaavölker an Sprachvollendung aufnimmt, Luthers deutsche Bibel, nicht an der öffentlichen Beredsamkeit so meisterlich gebiechen.

Luthers Bibel ist, wie sie das erste war, so das letzte klassische Prosa buch deutscher Sprache geblieben, wenn wir die allerstrengsten Maßstäbe anlegen. Grade sie lehrt uns, wodurch in Wahrheit der grade Wuchs deutscher Prosa verkrümmt worden. Kein andres Volk, nicht einmal das italienische, ist in der Humanistenzeit dem Zauber römischer Sprache und Literatur so widerstandslos erlegen wie das deutsche. Einer der unverilgbaren Urtriebe der deutschen Seele ist damals mit äußerster Gewalt durchgebrochen: die Leidenschaft für das Fremde. Die Schönheiten lateinischer Dichtung und Prosa wurden in Frankreich und England ebenso gewürdigt wie in Deutschland; doch nur in Deutschland wirkte der Reiz des Fremden feindselig gegen das eigne Volkstum. *Patriam fugit* — der Deutsche entfloß seinem Vaterlande. In den beiden andern Ländern erblühte grade aus der Beschäftigung mit dem Altertum die künstlerische Eigenprosa der Wissenschaft. Ascham schrieb sein prächtiges Buch über Unterricht, *The School-master* (1570 gedruckt), englisch; Amyot (1513 — 1593) schuf ein klassisches Werk französischer Übersetzungsprosa in seinem *Plutarch*. In Deutschland hingegen hat es zwei Jahrhunderte gewährt, bis ein deutscher Professor in deutscher Sprache zu lehren wagte.

Zur Humanistenzeit herrschte in Deutschland allgemein der Wahn, die lateinische Sprache sei viel schöner, viel edler als die Muttersprache. Ein so deutscher Mann wie Hutten hat diese Überzeugung geteilt, und Spuren davon finden sich sogar bei Luther. Wohl fühlte sich Hutten durch äußerste Gewissensnot gedrängt, zur Eroberung eines größern Leserkreises einige seiner lateinischen Schriften zu verdeutschen: 'Jetzt schrei ich an das Vaterland!', doch er fügte hinzu, 'daß das in Latein viel lieblicher und künstlicher denn im Deutschen lautet'. Die tiefe, bleibende Deutschverderbung durch das lateinische Blutgift hat erst der Humanismus des 16. Jahrhunderts dem Körper der deutschen Sprache eingeträufelt. Weit mehr als in Frankreich, England, Italien wurde die Gelehrtensprache Deutschlands zu einer besondern unkünstlerischen Kastensprache, und in gewissem Sinne ist sie das bis heute geblieben: die gelehrte Welschersprache. In einer Kastensprache aber schreibt man keine klassische Prosa, und der eine Luther mit all seiner Sprachgewalt vermochte nicht, die Flut der Sprachverderbnis einzudämmen. Von jeher hatte er das Latein der Gelehrten als das größte Hindernis deutscher Sprachveredlung empfunden. In seinem Sendbrief vom Dolmetschen heißt es schlicht und überzeugend: 'Die lateinischen Buchstaben (gemeint ist: Sprache) hindern aus der Maßen sehr, gut Deutsch zu reden.' Und was das Latein nicht hatte verderben können, wurde durch die Oberherrschaft des Französischen im 17. Jahrhundert in den Boden gestampft.

Wie bezeichnend ist Goethes Aufsatz 'Literarischer Sansculottismus' von 1795 für den wahren Grund unsers Mangels an klassischer Prosa. Er verteidigt darin die Literatur seiner Zeit gegen die törichte Herabwürdigung durch einen wertlosen Berliner Schreiber; deutet an, daß die Zeit einer klassischen deutschen Prosa schon angebrochen sei; kein Wort aber sagt er in dem fünften Absatz, in der Antwort auf die Frage: Wann und wo entsteht ein klassischer Nationalautor?, über den damaligen Zustand der deutschen Sprache, 14 Jahre nach Lessings Tode, ein Jahr nach der Knüpfung seines großen Bundes mit Schiller! Die Prosa von 'Nationalautoren' kann nicht klassisch sein.

\*

'Klassisches Prosawerk' hat im Deutschen einen andern Sinn als in andern Sprachen; noch für lange, weit über die Dauer unsers Lebens hinaus, muß man sich hiermit abfinden.

An den Gehaltswert deutscher Prosa stellen wir die gleich strengen Ansprüche wie an die französische und englische; an ihre Formvollendung dürfen wir sie nicht stellen. Wollen wir auf den Ruhm einer klassischen Prosaliteratur nicht ganz verzichten, und wer möchte das?, so müssen wir zu ihr viele Werke zählen mit unzweifelhaft groben Verstößen gegen Sprachlehre, Ausdruck, Satzbau; ja selbst viele mit einer über das Maß des zur Not Erlaubten hinausgehenden Fremdwörterei. Goethes und Schillers arg fremdwörtelnder Briefwechsel ist trotzdem eins unsrer herrlichsten klassischen Prosabücher im deutschen Sinne des Wortes; ein sprachlich feinfühligler Franzose oder Engländer mit guter Kenntnis des Deutschen wird vielleicht anders urteilen.

Wir haben nun einmal eine andre Auffassung vom Wesen des Stils als andre Völker, und keine unbedingt falsche. Wir wollen unsre großen Schriftsteller nicht eingeschnürt sehen in ein engmaschiges ehernes Netz von unverbrüchlichen Regeln; wollen keinen starren Satzbau mit der Reihenfolge, wie sie den Franzosen vorgeschrieben ist: Satzträger, Aussage, Satzziel; kein Ausschroten fertiger Ausdruckshülsen, noch Hineinfließen stehender Redensarten. Freiheit herrscht und soll für immer herrschen in Sprache und Stil schreibender deutscher Menschen. Doch nicht die Freiheit steht der klassischen Prosa im Wege; ihr Feind ist die Rügelosigkeit des überspannten Eigensinns.

Ich habe einen Sammelband 'Deutsche Meisterprosa' herausgegeben und für ihn meine Grundüberzeugungen vom Wesen guter Sprache und Darstellung angewandt. Nun wohl, bei strengster Prüfung kann man darin mit ganz ungetrübter Freude an fleckenloser deutscher Sprache fast nur unsere Prosaliteratur bis zu Luther lesen. Wie ein quellklares Bad wirkt z. B. ein Stündlein mit Meister Eckhart, dem Dominikaner des 13. Jahrhunderts, dessen Prosa sich in guten Übersetzungen noch heute als verblüffend lebendig erweist. Der Ausdruck so rein wie nur bei einem der klassischen griechischen Philosophen; der Satzbau klar und schmieglam wie bei den besten Franzosen; dabei der Gedankenflug hoch und kühn wie auf den Adlerfittichen unsrer größten Denker. Außer vereinzelt Fremdwörtern, zusammen noch nicht zehn, wie *créatures*, *nature*, alles, auch die philosophischen Kunstausdrücke, in edelstem Deutsch.

Dann seien hier genannt die zwei großen deutschen Gezehbücher des Mittelalters, der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, hinter deren lebensvoller Sprache alle unsre Gezehe seit mehr als einem Jahrhundert weit zurückbleiben. — Die eifervollen Predigten Bertolds von Regensburg, dessen Satzbau auf Luther vorausdeutet. — Die sanfteren Johann Taulers, dessen Straßburger Mundart den Reiz noch erhöht. Kein Franzose noch Engländer im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts hat schönere Prosa geschrieben als jener predigende Mönch:

Ich wil dir sagen: wo der jude oder der heiden einer ist, der do in eime solichen großen erneste lebet, jage mir: sollte der einre gotte nüt vil lieber sin denne vil böser valscher cristenner menschen, die den tof hant empfangen und wol wissent, das sie wider got tunt und es doch tunt? Ich wil dir sagen: Dis tut der gute jude oder der gute heiden nüt; er bekennet kein bessers; bekante er ein bessers, er wolte e den tot liden durch got, er keme denne zu dem bessern.

Auch der elsässische Prediger des 15. Jahrhunderts Geiler von Kaisersberg muß mit einer Probe vertreten sein. Luther hat von ihm gelernt; der junge Goethe ihn mit solchem Gewinn gelesen, daß er sich unglücklich fühlte, als er in Leipzig unter der Fuchtel der Sprachmeisterer vom Schlage Gottscheds vergessen sollte, daß ich ihn gelesen hatte:

Der mensch, der got lieb hat und im anhangt allain darumb, das er im das hymelreich geh, der selb mensch hat got nit recht lieb. Warumb? Darumb: er mainet got nit lauterlich; er mainet sich selber; er suocht seinen nutz. Mit sprich ich, das du das hymelreich nit begeren solt, oder das du got nit darumb bitten solt oder das du got nit darumb dienen solt. Nain, ich verwurff es nit; die geschriff ist sein voll, das man got umb das hymelreich bitten soll. Du solt das hymelreich begeren; du solt gott darumb bitten; aber du solt nit dar gestan, das ist das du got allain darumb dienest, und in allain darumb liebhabest, das er dir das hymelreich geh, und anders nit. Das haisset nit rechte lieb; das ist fründtschafft umb fründtschafft, da ainer ain ain fründtschafft tuot, darumb das er im wider dargegen thuot, als so du ainem ain wurst schendst, das er dir ain sehten speck dar gegen schend; da suochstu deinen nutz inn; du thuost im ain fründtschafft; werestu aber fainer fründtschafft dargegen wider warten, du thetest im auch kain.

Man zeige mir eine Stelle von gleicher Länge bei einem Berliner Germanisten in jo reinem Deutsch!

Von den deutschschreibenden Zeitgenossen Luthers verdient namentlich Johann Eberlin von Günzburg Beachtung als einer unsrer trefflichen älteren Prosaschreiber (Neudruck seiner ausgewählten Schriften, Halle 1896). Man lese z. B. seine an den Kaiser gerichteten „Fünfzehn Bundesgenossen“ und erfreue sich an der goldreinen Sprache, dem straffen Satzbau, der Kraft der mutigen Gedanken. — Von der Sprachreinheit müssen wir nach der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Abschied nehmen.

Aus dem 17. Jahrhundert haben wir ein sprachlich klassisches Buch in dem leider wenig bekannten „Christlichen Vermächtnis oder schuldiger Obforg eines liebenden Vaters“ (1643) von Johann Michael Moscherosch, aus dem wenigstens dieser eine Kernsatz hier zum zweiten Male stehen mag: *Werk her! Taten her! Tugend her! Mit Geschwätz, mit Buchstabenstreit, mit Worten lasse ich mich nicht abspiesen.*

Der guten Prosaschreiber, der nach Sprache und Stil klassisch zu nennenden, haben wir aus dem 18. Jahrhundert außer den sechs eigentlichen Klassikern viel mehr, als gemeinhin bekannt ist: den feinen Erzähler Sturz; den unglücklichen Freund Goethes: Merck; die staatswissenschaftlichen Schriftsteller Moser, Möser, Abbt; den in neuester Zeit immer mehr zu Ehren kommenden geistreichen Lichtenberg; die für die Sprachreinheit fast musterhaften Garbe und Spalding. Daß Windelmann einer unsrer ersten Prosaschreiber ist, wissen leider nur wenige. Auf das Buch des Armen Mannes im Lockenburger sei abermals nachdrücklich hingewiesen (vgl. S. 297). Neue Ausgaben der Schriften Heines erleichtern jetzt die genüßreiche Kenntnis dieses neben Lessing und Windelmann bedeutendsten Würdigers der bildenden Künste in unserm klassischen Zeitalter. G. A. Forsters „Reise um die Welt“ und seine „Ansichten vom Niederrhein“ zwingen uns Bewunderung ab durch die kristallne Klarheit und Reinheit seiner Sprache.

Über Goethes Stil steht durch dieses ganze Buch verstreut so vieles, daß von ihm nichts mehr gesagt werden soll. — Über Schiller nur noch dies, daß Moltke bekannte, seinen Stil u. a. an dem des „Abfalls der Niederlande“ gebildet zu haben. — Über Lessing noch das gewichtige Urteil Heines: „Das schöne Wort Buffons, Der Stil ist der Mensch selber ist auf niemanden anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter: wahr, fest, schmucklos, schön und imponant durch die innewohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze aufeinander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlussfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessingschen Prosa so wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünften, die wir bei unserm Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen.“

Doch nicht eher scheiden wir vom 18. Jahrhundert, als bis wir eines seiner anmutreichsten und lebensvollsten Schreiber noch einmal gedacht haben, dessen Bedeutung als mustergültigen Stilkünstlers noch nicht annähernd bekannt ist: der Mutter Goethes, der hochgepriesenen Frau Kat, der nie zu hoch gepriesenen Meisterin einer ganz natürlichen und darum vollendeten Prosa. Man läßt sie, hauptsächlich weil sie Goethes Mutter ist, als muntre Schreiberin gelten, empfindet wohl etwas vom Reiz dieser heiter bewegten Schreibart, ist aber noch zu sehr in dem Glauben befangen, der schöne Stil sei etwas Künstliches, mühsam zu Erlernendes, nur den Menschen mit großer Gelehrtheit, jedenfalls mit umfassender Bildung Zugängliches. Die in ihrer Art kaum je erreichte, gewiß niemals übertroffene Brieffschreiberin steht in der ersten Reihe der klassischen Meister unsrer Prosaunst. Ich kann nur aus meinem „Goethe“ wiederholen: „Mit ihrer Schlagkraft des Ausdrucks, ihrer Sinnfälligkeit der Darstellung, dem künstlerischen Wechsel zwischen getragener und heiterm Stil ist sie einer unsrer ganz großen Prosaschriftsteller des 18. Jahrhunderts.“ Daß dies keine Behauptung ins Blaue ist, beweist die Untersuchung auf S. 306.

\*

Den Reigen unsrer Prosaklassiker des 19. Jahrhunderts führt Jakob Grimm; die von Max Koch veranstaltete Auswahl seiner kleineren Schriften sei dringend empfohlen. Hier ist höchst persönlicher Stil: edler Inhalt, schöne Form, trotz einer gewissen Zähflüssigkeit, und dahinter ein unvergeßlicher Mensch.

Der große Freiherr von Stein ist kein reiner Schreiber, hat er doch den größten Teil seiner Briefe französisch geschrieben; sein Satzbau aber ist von einer Kraft und Klarheit, die ihn unsern sehr bemerkenswerten Stilmeistern zugesellen. Schillerisch klingt ein Satz wie dieser: *Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten.* — Arndts Buch über seine Reise mit Stein, das Werk eines 89jährigen, ist von staunenswerter Frische; es gehört in jeden Schrank unsrer besten Prosabücher, neben Arndts Geist der Zeit. — Nicht weit davon muß Kettelbedfs selbstverfaßte Lebensgeschichte stehen; dieser ungelehrte Schreiber, ein einfacher Handelschiffsführer, schrieb einen Stil, um den ihn unsre berühmtesten Historizistiker zu beneiden Grund haben.

Von Fichtes Reden an die deutsche Nation, diesem Meisterbuch, wurde hier wiederholt gesprochen. Schon um einer unerhörten Seltenheit willen sollte es gelesen und sprachlich aufs höchste gewertet werden: von den heiligsten Anliegen eines Volkes, ja der Menschheit, wird darin mit fast makelloser Reinheit gesprochen, von einem deutschen Professor der Philosophie! Nicht jeder Leser hat das Buch jeder Zeit zur Hand; drum sei dieser Satz aus dem Schluß als ein Schmuckstück unsrer klassischen Prosa herausgehoben:

Alle Zeitalter, alle Weise und Güte, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren mischen sich in diese Stimmen und umringen euch und heben stehende Hände zu euch auf; selbst wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechtes, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwört euch seine Ehre und sein Dasein.

Nicht vergessen sei ferner das ganz einzige Prosastück von Görres: seine erfundene Proklamation Napoleons an die Völker Europas nach seiner Abdankung im Jahr 1814. Kein deutsches Lesebuch kannte früher dieses klassische Werk unsrer Satire größten Stils (vgl. S. 425).

Uhlands Prosachriften über altdeutsche Literatur hätten, gleich denen Jakob Grimms, vorbildlich werden müssen für alle nachfolgenden Germanistengeschlechter; aber natürlich reicht Uhlands und Grimms reine deutsche Sprache über deutsche Dinge nicht aus für den unerschöpflichen Reichtum an Begriffs-Müancken unsrer 'Herosen von heut' (vgl. Hebbels Gedicht auf S. 107).

Peter Hebel wäre ein Klassiker des sonnenklaren Belehrungsstiles auch ohne die köstliche Beigabe seines treuherzig schalkhaften Humors. — Wilhelm Hauff, den der Tod lange vor der Vollendung abberufen, ist keiner unsrer größten Dichter geworden, verdient jedoch schon um seines ausgezeichneten Stiles willen die Beliebtheit, die ihm namentlich bei der Jugend zuteil wird. — Von Robert Prutz kennen die meisten höchstens ein paar gefühlvolle Lieder; sein Roman Das Engelnchen ist sprachlich eins unsrer besten Prosabücher.

Gustav Freytag wird vielfach für einen mustergültigen Prosa schreiber im höchsten Sinne gehalten. Sprachlich ist er das nicht, wie jede strenge Prüfung, nicht bloß die seiner überflüssigen Fremdwörter, ergibt. Höher durch Schwung, persönliche Eigenart, scharftreffenden Ausdruck und nicht zum wenigsten durch Reinheit steht sein Freund Treitschke. Der von diesem verfaßte Glückwunsch der Berliner Universität zu Freytags fünfzigstem Dokortage (in Freytags und Treitschkes Briefwechsel abgedruckt) zeigt Treitschke auf dem Gipfel seiner Prosaunst; leider ist er für einen Abdruck zu lang. Für einen der schönsten und seinen Stil bezeichnendsten Sätze, die er je geschrieben, halte ich diesen aus einem Aufsatz über Lessing: *Wenn erst von den großen Kulturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, -die gefährlichsten*





*Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgertum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne, als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste.*

Bei Lebzeiten hätte sich Treitschke empört über jede Gefellung zu Börne; Treitschkes Stil, mehr noch als Ausdruck seines Wesens denn seiner Form, reißt ihn unter unsre Schreiber des großen Bornes. „Zu heiß für einen Historiker“ hat er selber zu Freitag seinen Stil genannt. Börne steht neben Treitschke auch wegen der peinlichen Sprachrichtigkeit und Sauberkeit. Immer wieder staunt man: woher hatte jener Juda Löw Baruch, genannt Börne, aus der Frankfurter Judengasse, sein klassisches Deutsch? Des heimatlosen Volkes Sohne war einzig die deutsche Sprache Heimat und höchstes Seelengut geworden. Börne übertrifft an Sprachrichtigkeit bei weitem Heine, aber selbst die meisten andern Zeitgenossen vom jungen und jüngsten Deutschland.

Ein merkwürdiges Beispiel für die Macht einer einzigen großen Stunde bietet die Schilderung des toten Goethe am Schlusse von Eckermanns Gesprächsbuch: dem als Schriftsteller herzlich unbedeutenden Arbeitsgehilfen des Bedeutendsten ist ein einzigmal in seinem Leben ein Stück sehr schöner, ja großer Prosa geglückt. Es ist die Stelle: „Auf dem Rücken ausgestreckt“ bis „um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen“; man schlage sie auf und verehere das geheimnisvolle Walten der Kunst, deren Kraft so groß ist in diesem Schwachen. Hier packt uns die Einsicht in das innerste Wesen des Stils: edlen Stoff durch tiefes Gefühl und edle Form zu höchstem Adel zu steigern.

Ein flauer Prosaschreiber war Platen, ein sehr feiner Chamisso. Von Mörike, einem unsrer jetzt unbestrittenen Meister der Erzählungs- und Briefprosa, braucht nur der Name genannt zu werden. Nicht zu weit hinter ihm der von Hermann Kurz. Diesen zwei Schwaben seien zugesellt: Paul Pfizer, der Verfasser des Briefwechsels zweier Deutschen (1831), Wischer, Strauß. Wischers Festrede an Schillers hundertstem Geburtstag ist ein erlesenes Meisterwerk.

Storm, Keller, E. F. Meyer werden nur genannt. Otto Ludwigs Prosa ist reiner und gepflegter als die in Hebbels Erzählungen. Fritz Reuters Saggbau und Sprache weisen ihm seinen Platz unter unsern Prosaclassikern an; Mundart her, Mundart hin. Von den Tonmeistern des 19. Jahrhunderts gehören Weber, Mendelssohn, Schumann, Cornelius zur klassischen Prosaliteratur; dem Stil und der Sprache nach muß Wagner ihnen nachstehen.

Unter den Erzählern, toten und lebenden, des letzten Menschenalters dürfen als Klassiker der Prosa gelten: Heyse, Raabe, Seidel, Klaus Groth, Hans Hoffmann, Kossjeger, Rudolf Lindau (einer der reinsten und feinsten neueren Stilmeister), Sudermann (besonders in „Frau Sorge“), Reicke, Hermann Hesse. Carl Busse hatte vor seinem beklagenswert frühen Tode sich durch mich zur Sprachreinheit befehren lassen: in der zweiten Auflage seiner „Schüler von Polajewo“ wurden über 500 Fremdwörter gestrichen. — Sodann die edelsten schweizerischen Dichter der Gegenwart: Widmann, Jahn. Von den Frauen: Marie von Ebner Eschenbach, Ilse Frapan, Isolda Kurz, Ricarda Huch, Enrica von Handel-Mazzetti.

Über Nietzsche lautet ein meist ohne strenge Prüfung nachgesprochenes Urteil, er sei unser erster Stilmeister des letzten Menschenalters gewesen. Erfreulich ist, daß man im Erblande der schlechten Prosa die glänzenden Eigenschaften Nietzsches wenigstens erkennt und schätzt: seine Klarheit und Verständlichkeit, seinen schlanken Saggbau, bestimmten Ausdruck, seinen Sinn für Wohlklang des Sages, namentlich in Zarathustra. Es ist aber an der Zeit, dem Gerede von einer untadeligen Prosa Nietzsches entgegenzutreten. Er hat bewußte Manier, z. B. das Umdrehen zu verblüffender Wirkung (S. 380); er hat die kleine Eitelkeit, seine Kenntniss fremder Sprachen zu zeigen; er fremdwörtelt oft weit über das einem Schriftsteller seines Ranges erlaubte Maß hinaus, fremdwörtelt bis zur Abgedroschenheit (S. 435).



Die Klassiker unserer wissenschaftlichen Prosa sind bald hergezählt; viele mit Recht berühmte Förderer der Wissenschaften scheiden aus, weil ihre Sprache weder verständlich noch rein ist. Unter den Geschichtschreibern haben wir nur zwei Sprachklassiker: Moltke und Treitschke; weder Mommsen noch Sybel vertragen die Goldwaage. Der einst bewunderte Ranke ist ein gar zu schlechter Saphbauer, von seiner Fremdwörterei nicht zu reden. In neuester Zeit wurde ein Versuch gemacht, ihn durch eine Übersetzung ins Deutsche zu retten. Lamprechts letzte Bände der Deutschen Geschichte schließen ihn aus der Literatur edler deutscher Sprache aus. Johannes Janssen ist sprachlich fast einwandfrei, doch ist sein Stil etwas trocken.

Von den Darstellern der Sitten- und Bildungsgeschichte dürfen Gregorovius, Niehl, Karl Hillebrand, Johannes Volkelt als Sprachklassiker gerühmt werden; von den neueren Philosophen Loge und Wundt; mit noch größerem Rechte Rudolf Eucken, einer der verhältnismäßig reinsten Prosaschreiber der Gegenwart. Eine Literaturgeschichte in klassischer Prosa hat Hermann Jettner geschrieben; Rohde ist mit Ehren nach ihm zu nennen.

Zur Natur- und Völkerkunde besitzen wir eine erfreulich große Zahl klassischer Prosabücher. Gustav Jechner, Brehm, Rossmäyler, Masius, Löns, Helmholtz, Schleiden, Viebig, Bessel, allen voran Nagel, haben ein Deutsch geschrieben, auf das wir stolz sein dürfen. Nagels Buch 'Über Naturschilderung' ist eines der besten Bücher neudeutscher Prosa.

Ein größeres staatswissenschaftliches Werk in klassischer Sprache ist mir nicht bekannt. Unter den gutgeschriebenen kleineren Arbeiten möchte ich denen von Lothar Bucher einen der ersten Plätze anweisen. Wer ihn liest, der begreift, daß ein Würdiger guten Stiles wie Bismarck einen solchen Mitarbeiter, einmal gewonnen, nicht wieder fahren ließ. — Dem, der sich an edler Prosa über tiefe Lebensfragen erquickten will, sei Adolf Matthias genannt, besonders sein schönes Buch 'Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?' Es ist eine Ehre für den ganzen Lehrerstand, dem der Verfasser früher angehörte.

Am besten haben es unsere Offiziere: die Literatur über Heeresfragen steht durchschnittlich an Sprachreinheit und in manchen andern Stiltugenden beträchtlich über allen andern Wissenszweigen. Außer dem Klassiker Moltke haben sie seinen großen Vorgänger Clausewitz, dessen Buch 'Vom Kriege' auch dem Laien einen Kunstgenuß bereitet. Die letzten Dienstvorschriften unsers Heeres bis zum Weltkriege, mit ihrer reinen, knappen, verständlichen Sprache, zeichnen sich rühmlich vor allen Reichs- und Landesgesetzen aus. Ich kenne kein so gutes Erziehungsmittel gegen die Wortmacherei wie z. B. die preussische Felddienstordnung und die Ausbildungsvorschriften für die Kavallerie. Sie sind in musterhaftem Deutsch, mit Moltkscher Kürze und Bündigkeit verfaßt. — Ein in seiner bewußten Sprachreinheit fast einzig dastehendes, auch inhaltlich sehr wertvolles Buch zur deutschen Seelengeschichte des Weltkrieges ist Franz Schauweckers 'Im Todesrauchen' (Halle, H. Diekmann).

\*

Wie stehen wir heute zu der Sprache unserer Klassiker des 18. Jahrhunderts? Anders als die Italiener zu den ihrigen des 14. und 15., die Engländer zu den englischen des 16. und 17., die Franzosen zu ihren Klassikern des 17. und 18. Jahrhunderts. Die deutsche Sprache hat sich in vielen wichtigen Dingen schneller, überwiegend zum Guten, geändert, als andre Sprachen; ein Veralten, ja Verschwinden so vieler ehemals von den besten Schriftstellern gebrauchter Wörter wie im Deutschen kennt ja kein andres Volk: der Fremdwörter. 'Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne daß er aufhört groß zu sein', heißt es bei Johannes Müller, und bei Gildemeister: 'In jeder Kunst ist es ratsam, sich an die Meister zu halten und vor den Systemen (?) zu hüten. Das gilt auch von der Kunst, die Sprache zu gebrauchen'. Gildemeister hat das gewiß in dem Sinne gemeint, der in diesem Buche schon mehrmals ausgesprochen wurde: Die deutschen Klassiker sollen und können uns nur mit ihrem Vortrefflichen Vorbilder sein, nicht mit ihren offenbaren Mängeln. Ein Beispiel bietet uns Gildemeister selbst, indem er schreibt: 'Seit Goethe und Schiller hat es (das Gesetz über die Unterscheidung

von Als und Wie) sich bei allen sorgfältigen Schriftstellern festgesetzt, so daß seine Legitimität (?) nicht mehr angefochten werden kann.‘ Gildemeister irrte: es hat sich weder bei Goethe und Schiller noch bei vielen unsrer besten Schriftsteller nach ihnen unerschütterlich festgesetzt. Dennoch sind wir berechtigt, jenes Gesetz aufzustellen, seine unverbrüchliche Befolgung von jedem Schreiber fortan zu fordern, ein Verufen auf gelegentlich abweichenden Gebrauch bei Goethe und Schiller rundweg zurückzuweisen. Bei Moltke kommt vereinzelt Derselbe statt Er vor —: gibt es heute noch einen Schreiber, der sich damit seine öde Derselberei zu entschuldigen erdreistet? Bei Winckelmann heißt es: die Wachstum, die Schwolst; Lessing schreibt: er kommt, ich schmeichle ihn, Aufnahme (Aufschwung) des Theaters, in Willens sein; Goethe: das Chor, abwechselnd der und das Gist, der Periode, der Angel, das Verkehr, der Laken, eine sich ereignete Begebenheit, ich rufte; Schiller: er hatte gescheitert. Dürften auch wir so wie Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller schreiben? Lessings Wort: Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln, in Ehren; aber natürlich bedeutet ‚beobachten‘ nicht: gelegentlich abweichen, und Lessing, Goethe, Schiller hätten es sich ernstlich verboten, mit ihrem Sprachgebrauch auf den des 17. Jahrhunderts verwiesen zu werden.

Der Leitsatz für das Verhältnis zur Sprache unsrer Klassiker muß der sein, den Goethe selbst für die Stellung seiner Zeitgenossen zur klassischen Literatur des 18. Jahrhunderts geprägt hat: ‚Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein klassischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern.‘ Dieses ganze Buch, soweit es von unsern Größten des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus handelt, ist erfüllt von jener bewundernden Ehrfurcht und diesem anständigen Bedauern.

## Deutscher Stil im Deutschen Kriege.

### Ein Nachwort.

Die deutsche Sprache, der deutsche Stil haben die ungeheure Staats- und Schicksalsprüfung dieser Zeitwende schlecht bestanden. Unsrer weltgeschichtlichen Aktenstücke, Reichstagsreden, amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen an Feinde, Freunde und Volksgenossen stehen fast ohne Ausnahme sprachlich weit zurück hinter den Urkunden der Befreiungskriege und des Jahres 1870/71. Im Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs hat es, zum schweren Schaden für die Geltung des Vaterlandes in der Welt, wie keinen Staatsmann mit großem Sinn, so keine Feder mit großem Stil gegeben. Eine Sprache wird eben nicht ungestraft Menschenalter hindurch dem Schicksal der Verwahrlosung durch die Welscherei überlassen. Weithin schallend und wirkend, anfeuernd oder schreckend, in jedem Worte mannhafte und kernhafte, fürs eigne Volk ein steter Trost, gegen den Feind eine schneidende Wehr — nein, das konnte die Sprache nicht werden, die selbst im dreißährigen Ringen ums deutsche Dasein deutsch zu sein nicht lernen wollte.

Nie wird, nie darf vergessen werden, daß des drei Jahre hindurch führenden deutschen Staatsmannes Sprache und Stil für das Ziel der ungeheuren Opfer an Blut und Gut keinen andern Ausdruck fanden als die *realen Garantien*. Dies ist keine kleinlich peinliche Wörterbuchfrage, kein Streit um erlaubte oder unzulässige einzelne Fremdbrocken; sondern hierin liegt eine weltgeschichtliche Tatsache, deren Bedeutung dem Sprecher ganz unzugänglich war, dem deutschen Volk erst nach Jahrzehnten aufgehen wird: im Kampf auf Tod und Leben sprach Deutschlands amtlicher Mund Küchenlatein und Französisch. Und so nicht einmal, sondern bei jeder Gelegenheit, wo Deutschland und die Welt aufhorchten und hätten vernehmen sollen:

Daß dich Gott in Gnaden hüte,  
Herzblatt du der Weltenblüte,  
Völkerwehre, Stern der Ehre,  
Daß du strahlst von Meer zu Meere,  
Und dein Wort sei fern und nah,  
Und dein Schwert, Germania!

Dein Schwert sahen wir blitzen und hörten wir sausen; aber dein Wort klang fern und nah: *Démarche, Désintéressement, absolut aktuell, reale Garantien*.

In der Stunde, wo ich dies für die Leser nach dem Kriege niederschreibe, lobert durch ganz Deutschland die Empörung über eine neue verleumderische Lüge der Feinde. Ihre Zeitungen melden, die Deutschen hätten hinter ihren Schlachtreihen Anstalten errichtet zur gewerblichen Ausnutzung der Leichen der Erschlagenen. Niederträchtige bewußte Verleumdung! schreit es aus der gesamten deutschen Presse. Die Feinde aber bleiben bei ihrer Lüge: Habt ihr, erwidern sie, nicht selbst frohlockend berichtet, daß ihr eine *Kadaververwertungsanstalt* *etabliert* habt, die vortrefflich *funktioniert*? In der Tat, statt Deutsch zu sprechen und zu sagen: Wir haben eine Anstalt zur Verwertung von Tierleichen, spricht der Deutsche Lateinisch; und da die von der Lüge gegen Deutschland

lebenden feindlichen Regierungen und ihre Presse sich nicht verpflichtet fühlen, auch wirklich nicht verpflichtet sind, sich um die unergründlichen Geheimnisse der deutschen sprachlichen Ausländerei zu kümmern, so schreien sie uns zu: *Cadavre* heißt in unsern Sprachen Leiche, gleichviel ob Tier ob Mensch, und da ihr es vorzieht, unsre Sprachen zu reden, so urteilen wir über euch nach dem Wörterbuch unsrer Sprachen.

Eine gutdeutsch gesinnte Zeitung in Berlin schließt ihren begeisterten Aufsatz über eine neue deutsche Kriegsanleihe: 'Wir zweifeln keinen Augenblick, es wird eine wahre *Levée en masse* werden.'

Der unvergeßliche deutsche Held der Lüfte Böcke, der Sieger in vierzig Kämpfen für Deutschlands Leben und Ehre, wird zuletzt ein lautbeweintes Opfer dieses Krieges. Eins der verbreitetsten deutschen Blätter nennt seinen Todesflug 'eine *Record-Leistung*', und nur wenige Leser fühlen die Verpöbelung der Sprache und mit ihr des Gefühls in solcher Ausdrucksform.

Ein deutsches Tauchboot durchquert das Weltmeer und steigt in einem nordamerikanischen Hafen empor. Bewunderndes Staunen in der ganzen Welt, Entsetzen bei den Feinden über die unverriegelten Hilfs- und Kampfmittel der verhassten Deutschen. Dieses Tauchboot gleich allen andern der deutschen Flotte ist dazu bestimmt, die Willkürherrschaft Englands über das freie Meer zu brechen. Die meistgelesene deutsche Zeitung erbettelt sich zur Bezeichnung dieser neuen deutschen Heldenleistung ein Wort von den Engländern, überschreibt ihren Verherrlichungsaufsatz: 'Ein *Ozean-Raid*', und kaum einer von je hunderttausend Lesern nimmt Anstoß an solcher Selbstbeschmutzung.

Ach aber selbst eine unsrer verehrtesten Amtsstellen teilt mit, daß die deutschen Tauchboote so und so viel englische Dampfer im *Atlantic* versenkt haben. Zur Ehre dieser Behörde sei gesagt, daß sie die Engländerei einmal und nicht wieder beging.

Daß es im Weltkriege bei uns nur die *Offensive* und die *Defensive* gab; daß Wörter wie Angriff, Vorgehen, Ansturm, Verteidigung, Abwehr, Widerstand so gut wie ausgetilgt waren durch jene beiden völlig entbehrlichen Französereien — auch dies wird sprach- und volksgeschichtlich denkwürdig bleiben.

Deutsche Behörden zu Duzenden, deutsche Zeitungen zu Tausenden warnen deutsche Menschen, besonders deutsche Bauern vor der gefährlichen *Sabotage* der Kriegsgefangenen. Zur Bezeichnung einer so einfachen Sache wie der böswilligen Beschädigung, Zerstörung, Schadenstiftung finden sie kein andres Wort als eines der französischen Zuhälterprache. Selbst „Zermurkung“ wäre besser, weil verständlich und deutsch. Keinem Engländer, Italiener, Russen käme es in den Sinn, solch Wort, nun gar vom Feinde, aufzuspinnen; die deutsche Würde hält solch Nachstammeln eines sogar den Sprachkennern unverständlichen fremden Luderwortes für das Selbstverständliche.

Nun muß sich alles, alles wenden — so denkt man in Deutschland, hoffentlich nicht ohne Grund, von der innern Umgestaltung des Vaterlands, von der Umstellung, der Neurichtung, den neuen Bahnen und Zielen, der Neugeburt, Neugestaltung, dem Umlernen, und wie man sonst mit zehn, mit zwanzig deutschen Worten sagen und wirklich etwas sagen kann. Nein, ein unglückseliger Sprachschmuck hat einmal von der *Neuorientierung* gefaselt, — sogleich wird dieses blöde Unwort millionenfach als einziger Seelenausdruck für die heißersehnte deutsche Zukunft nachgeplappert. Jeder Redner und Schreiber erklärt, es taue nichts; aber jeder hält sich verpflichtet, die Zahl der Nachplapperer und Nachschmierer solches hohlen Strohwortes zu vermehren.

Den Feinden ist dieser grauenvolle Zustand unsrer Sprache nur zu wohl bekannt. Besonders die französische Presse schwelgt in der giftigsten Verhöhnung der deutschen sprachlichen Ausländerei. Weiß einer meiner Leser etwas Tristiges zu erwidern auf diese Sätze im *Matin*: Die Deutschen sind mächtig genug, uns den Krieg zu erklären und ihn zu führen; sie sind nicht mächtig genug, sich des Französischprechens zu enthalten, wenn sie sich verständlich ausdrücken wollen. Wenn die Deutschen von Wissenschaft und Kunst sprechen wollen, müssen sie sich bettelnd an die Franzosen wenden.' Allenfalls könnte

man den durch uns in ihrer Eitelkeit bestärkten Franzosen entgegen: Ihr seid nicht die einzigen von uns Angebettelten, sondern wir betteln noch bei vielen andern Völkern, um unsre Sprachblöße zu bedecken.

Derselbe *Matin* brachte schon im ersten Kriegsjahr einen hübschen Schmähaufsatz: *Le Boche tel qu'on le parle*, also 'Das wirklich gesprochene Bosh' (oder Schweine-deutsch nach französischem Sprach- und Denkgebrauch), worin die Rohheit und Gemeinheit des deutschen Welsch mit ekelhaften Beispielen belegt wurde, die wir alle kennen, bei denen sich aber die wenigsten Deutschen, sicher kein Welscher, das geringste denken. Die Beispiele könnten wirken, wenn bei der Übermacht der Welschschreiber in der Wissenschaft und der Presse irgend etwas wirkte. Für das Roheste an Bosh hält der Schreiber im *Matin* eine Welscherei, die in Deutschland für besonders vornehm gilt, wenigstens wird sie nur von den Gebildeten gebraucht: *Menschenmaterial*.

Und möcht' ich ihn zusammenschmeißen,

Könnt' ich ihn doch nicht Lügner heißen!

Natürlich schließt der französische Besudler deutscher Volksehre aus solcher Sprachroheit, daß der deutsche Mensch aller Grade — wir haben ja noch *Schülermaterial*, *Richtermaterial*, *Offiziermaterial* usw. — nur Rohstoff unter den Häuften einer Gewaltherrschaft sei, die alles höhere Menschentum zertrete.

So steht es um deutsche Sprache, so um deutschen Stil nach drei Jahren, deren gleichen die Geschichte der Menschheit nicht verzeichnet. Nur ein Lichtblick in dieser bedrückenden völkischen Finsternis, und aus diesem Lichtblick mag nach dem Kriege eine Lichtflut werden: Sprache und Stil der deutschen Heereszeitungen. Der Krieg ums Dasein des deutschen Volkstums hat in dem Volk zu Hause, besonders in dessen daheim weilenden geistigen Führern, das Pflichtgefühl gegenüber dem höchsten Gut alles Volkstums, der Sprache, nicht berührt, geschweige gestärkt. 'Jeder ist zu jedem Opfer bereit!' rief einer der welschenden Verfertiger 'Deutscher Reden in schwerer Zeit' mit hochgeschwelltem Brustton in eine Beifall spendende Hörermenge hinein. Man sollte von dem begeisterten Opferpriester einmal das Opfer der Hälfte seines Welschgeredes auf dem Altar deutscher Sprachehre fordern! In unsern Herreszeitungen dagegen hat sich die deutsche Sprache unter den Händen wackerer Kriegsleute und selbstgrauer Schriftsteller zu einer Reinheit durchgeläutert, die nie zuvor in der gesamten deutschen Zeitungswelt erhört war, und siehe: über den Wert unsrer Heerespresse nach Inhalt und Form herrscht Einhelligkeit draußen und daheim.

Endlich Sprache und Stil der deutschen, meist auch der österreichischen Heeresberichte! Unsre weltgeschichtlichen Heerführer melden und beschreiben die umwälzenden Taten, deren Nachhall durch die Jahrhunderte klingen wird, mit voller Verständlichkeit in einer Sprache, die der ärmste deutsche Tagelöhner, der bescheidenste deutsche Schipper versteht. Wer dieses Sprachwunder nicht fassen kann, oder wer es unterschätzt, dem sei es erklärt: Die Führer unsrer Heldenheere stehen an Gesinnung und Leistung so hoch, daß sie erhaben sind über die armselige Eitelkeit gelehrter oder gelehrtuender Schreiber, die ihren zu allermeist schon eine Woche nach dem Druck in alle Winde zerfliegenden Blunder wichtigtuerisch aufpuzen mit dem glitzernden Sprachtagengold aus aller unsrer Feinde Ländern.

\*

Vor drei Jahren schloß ich die Einleitung meines Kriegstagebuches mit dem Satz: 'Dies ist der Deutsche Krieg, und ein deutsches Deutschland ist sein höchstes Ziel.' Wird das deutsche Volk nach der Heimkehr seiner feuergeglühten Männer zu der Einsicht gelangen: Das deutsche Volkstum steht und steigt und — sinkt mit der deutschen Sprache? Werde ich, wenn mir vergönnt sein sollte, eine abermalige Ausgabe dieses meines Lebensbuches zu veranstalten, hoffnungsfreudiger in eine nahe oder ferne deutsche Zukunft blicken? Alles Sehnen und Wünschen und Flehen meines Herzens lautet: O daß ich dürfte!

Born im (Mark)

Ende Juli 1917

E. E.

### Nachwort zur 25.—29. Auflage.

Das Sehnen und Wünschen und Flehen blieb unerfüllt: nicht hoffnungsfreudig kann ein Deutscher in eine nahe, ja kaum in eine ferne deutsche Zukunft blicken. Das deutsche Volkstum steht und steigt und sinkt mit der deutschen Sprache: furchtbarer als je zuvor ertönt die Schicksalsmahnung. Die Frage der deutschen Sprache, des deutschen Stils, also des deutschen Wesens ist die wichtigste aller uns angehenden Fragen geworden. Wären wir Deutsche unsrer Sprache unerschütterlich sicher, — kein noch so haßerfüllter Feind hätte Macht über uns; kein uns geraubter Volksteil könnte uns dauernd verloren gehen.

Deutschland liegt am Boden; über seine Freiheit, seine Güter, ja seine Herzen gebietet ein unbarmherziger Feind. Ein Gut, das höchste, das heiligste, das uns die Zukunft sichernde, bleibt unser unzerstörbarer Besitz, wenn wir wollen, wenn wir ihn nicht selbst zerstören: die deutsche Sprache. Jedem Leser dieses Buches sei sie in die Obhut seines Herzens befohlen!

Bornim (Mark), im Trauermonat Mai 1919

E. E.

### Nachwort zur 30. Auflage.

An den Grenzen meiner Tage erlebe ich diesen in größerer Stückzahl als je zuvor hergestellten Neudruck. Noch immer ist der unter uns und zu den uns knechtenden Feinden gesprochene Stil schlaffer und welscher Lataiienstil. Ein Deutschland hoch in Ehren wird nur wiedererstehen, wann im Vaterlande Luthers, Lessings, Goethes, Schillers die Sprache eines freien und hochgemuten Herrenvolkes geredet und geschrieben wird. Ich werde sie nicht erleben; kommen aber muß sie in einer bessern Zukunft, oder Deutschland erlebt diese Zukunft nicht und verdient sie nicht.

Bornim (Mark), Weihnachten 1921

E. E.



# Blattweiser.

## A.

à 226  
 Abbt 530  
 Abgebrochenheit 109  
 Abklatzschwörter 105  
 Abraham a Santa Clara 421  
 Absatz 355, 360  
 .abstrakt' 135, 145  
 Abwechslung 127  
 Adelung 53, 54, 55, 77, 81, 124, 251, 255, 260, 399  
 Adiplos 152, 434  
 Aesop 433  
 Akademie, Berliner 19, 60  
 Akademie, Kasseler 12  
 Alberti, C. 426, 446  
 d'Alembert 400  
 Alexis, B. 365  
 Alfidamas 50, 145  
 Alsthol 478  
 Alliteration 460  
 als und wie 66, 68—70  
 Altenberg, P. 222, 226, 232, 353, 448  
 Amyot 528  
 Anatoluth 325—326  
 Analogie 58, 59  
 Andersen 371  
 Andresen 55—56, 88, 90  
 Anfangen 364—368  
 Anführungsstriche 81, 354—355  
 Angelus Silesius 117  
 Anhalt-Cöthen, L. von 248  
 Anmerkungen 330, 362  
 Anschaulichkeit 135 bis 145  
 Anspielungen 433  
 Antitese f. Gegensatz  
 Angengruber 123, 129, 199  
 Apposition f. Beisatz  
 April (Gefandter) 257  
 Arbeiterzeitungen 206, 411  
 Aretino, P. 422

Aristophanes 79, 314, 389, 417, 419, 433, 488  
 Aristoteles 20, 50, 53, 63, 144, 145, 146, 162, 164, 274, 301, 303, 305, 329, 360, 382, 431, 486, 490  
 Armer Mann im 'Todenburg' 27, 297  
 Arndt, G. M. 64, 108, 119, 155, 165, 258, 284 (Fremdwörterei), 300, 302, 305, 310, 439, 455, 467, 479, 531  
 Arnim, A. von 61, 119, 453  
 Arnim, Bettina von 197  
 Ascham, Roger 528  
 Auerbach 91, 134, 165, 416, 435  
 Augusta, Deutsche Kaiserin 219  
 Ausrufzeichen 354  
 Avenarius, F. 139, 206, 452, 504

## B.

Bachem 456  
 Bacon 528  
 Bächtold 489  
 Bahr, S. 129, 176, 178, 183, 225, 313, 426, 447  
 Ballestrem, G. von 72, 221  
 Balzac 106, 483  
 Bamberger, L. 187  
 Barbier, A. 153  
 Barbt, R. 111  
 Bartels, A. 95, 134, 164, 206 (Fremdwörterei), 231, 332, 352, 474, 505  
 Barth, Th. 516  
 Bästian 309  
 Baumbach 130  
 Beaumarchais 480  
 Bebel 516  
 Beder, F. 87, 88, 347

Bedientensprache 127  
 Beethoven 314—315, 421, 525  
 Behagel 171, 266  
 Beisatz 81—83  
 Beistrich 348, 350—351  
 Beiwort 145—157  
 Better, J. 382  
 Belehrungstil 485 bis 494  
 Bellermand 489  
 Bennigsen 111, 516, 519  
 Benzmann, S. 234  
 Berg, L. 198, 391  
 Berger 489  
 Berlinfranzösisch 225  
 Berichtstil 494  
 Bernays, M. 50, 108, 391, 441, 475  
 Bernini 435  
 Berthold von Regensburg 93, 529  
 Beschreibungstil 492  
 Bethmann Hollweg 198, 536  
 Bethusy, Graf 452  
 .betreffend' 89, 514  
 Bewer, Max 133, 452, 455  
 .beziehungsweise' 515  
 Bezugslage 324—325  
 Bibel 79, 82  
 Bierbaum 177, 179, 221, 226, 413, 464  
 Bilderei 141—142, 444 bis 457  
 Binde-s f: .s  
 Bindewort 318  
 Bin-Form 85—87, 110, 120, 121, 123, 139, 145, 147, 171  
 Bios' 182, 194  
 Bismard 11, 24, 32 bis 35, 48, 57  
 (.Wir Deutsche'), 62  
 (frag und fragte), 63  
 (-weise), 90, 95, 187  
 bis 188 (Fremdwörter), 197, 204 (Indemnität'), 219, 228, 241, 285, 290, 319

(Sagbau), 322 (Emser Depesche), 324, 326 (Anatoluth), 360 bis 332 (Gliederung), 365 372, 377, 378, 399, (Schwung), 400, 412, 417, 422 (Bis), 423 (Ironie), 425—426, 427, 433, 435, 442, 443 (Figuren), 455 (Wilder), 473, 489, 490, 492, 494, 516, 520, 522, 526 (Briefstil), 534  
 Björnson 81  
 Blei, Franz 180, 475, 495  
 Bleibtreu, R. 136, 198, 221, 232, 428, 446, 452  
 .Blendol' 194, 232  
 Bley, Fritz 495  
 Blicher 522, 525  
 Blum, R. 515  
 .Blumentohl' 8, 450  
 Blumenthal 130  
 Boccaccio 339  
 Bode 118  
 Böhlau, P. 63  
 Böde 537  
 Bölsche 139, 189, 205, 216, 343, 349, 391, 414, 465  
 Börne 53, 102, 106, 223 (Bildler), 344, 369, 382 (Gegenfatz), 419, 424, 446 (Bilderei), 449, 533  
 Borsenstil 452  
 Boileau 23, 52, 368, 391, 476, 492  
 Boner, (Edelstein') 207  
 Borinski, R. 142, 465, 474  
 Bossuet 144, 386  
 Bouhours 428  
 Bräfer 27, 297, 477, 530  
 Braun, R. 420  
 Brehm 368, 378, 490, 534



- Brentano 119, 156, 197, 325, 382  
 Bret Harte 428  
 Briefstil 521—527  
 Brindmann 417  
 Brunner, R. 166  
 Bucher, L. 83, 534  
 Büchmann 28 und 45  
 (Farben), 46, 47, 118, 119, 297, 430—432, 451, 456  
 Bülow, Reichskanzler 431  
 Bündig, Bündigkeit 384  
 Bürger 11, 62, 98, 445, 514  
 Bürgerliches Gesetzbuch 327  
 Buffon 19, 26, 32, 49, 297, 483, 530  
 Burdhardt, J. 72, 106, 190, 230, 352, 392, 402  
 Burdach 327, 362, 395, 450  
 Bursle 520  
 Busch, W. 226, 340, 382, 459, 471  
 Busse, C. 178, 207, 211, 242, 403, 474, 533  
 Byron 314
- C.**  
 Cäsar 295, 329, 333, 459, 478  
 Campe 71, 194, 210 (Umwelt), 249, 251 bis 252, 255, 261 (Schiller), 278, 279, 290  
 Carducci 31  
 Carlyle 31, 423  
 Cato 26, 101, 964, 378  
 Cauer 55, 266  
 Cervantes 216, 244, 339  
 Chamfort 431  
 Chamisso 181, 258, 331 bis 332, 367, 533  
 Chaos 110  
 Chiasmus 345  
 Cicero 53, 111, 145 (Beiwort), 152, 162 bis 163 und 283, 272, 274, 285, 302, 303, 313, 314, 345 (Fremdwörter), 368 (Ubergänge), 376, 378, 386 (Kürze), 393 (Schwulst), 397, 429, 433, 441, 443, 464, 470, 473, 475, 479, 520  
 Claudius, M. 100, 119, 153, 363, 381, 394, 447, 493
- Clauren 453  
 Claujewitz 119, 256, 295, 407, 469, 489, 554  
 clou 192  
 Coburg, Herzog Ernst von 131  
 Cohn, F. 490  
 Connationale 282  
 Conrad, M. G. 183, 415  
 Conradi, S. 183, 446  
 Corneille 31, 384, 391  
 Cornelius, P. 332, 501, 533  
 Corpus juris 344  
 Cosmann, P. 17, 425  
 Courier 480  
 Creb 285  
 Cromwell 133  
 Curtius, C. 31, 75, 86, 328, 404
- D.**  
 Dach, C. 119  
 Dahn 165, 353, 392, 415, 456  
 Dahlmann 84, 489  
 D'Annunzio 303  
 Dante 152, 174, 296, 314, 339, 399, 417, 432, 463  
 Darwin 31, 109, 209, 375, 412  
 das und was 64  
 Daubert 219  
 David, J. J. 124, 332  
 Dehmel 134, 242, 386, 413, 464  
 Delbrück, S. 55, 72, 95, 117, 120, 131, 170, 171, 174, 175, 180, 190, 199, 205, 230, 237, 253, 255, 256, 258, 266, 287, 396, 405, 500  
 Delbrück, R. 374, 398  
 Delille 125  
 Deligisch, Fr. 405  
 Demosthenes 152, 218, 295, 405, 422, 475, 520  
 der (welcher) 93—44  
 Dernburg, S. 74  
 Desperanto 42  
 derselbe, dieselbe, dasselbe 66, 70—77  
 Deschanel, P. 342  
 dessen 70  
 Deffoir, M. 26, 426  
 Deutsche Meisterprosa 17, 529  
 Deutsche Sprachakademie (Sprachamt) 18 und 19
- Deutscher Sprache  
 Ehrenfranz 65  
 Deutscher Sprachverein 9, 18, 65, 169—174, 286—287, 291  
 Deventer, E. 57  
 Diden 214  
 Diderot 316, 366, 382, 468, 480  
 Diels 60, 245  
 Dietlein 183  
 Diktieren 478  
 Diltgen 26, 69, 73, 75, 160, 171, 206, 396  
 Dingelstedt 227, 426  
 Dörnmann 221  
 Dove 487  
 Dreher, M. 96  
 Drittfall mit e 458  
 Drittfall mit m und n 81  
 Droste, Annette von 99, 119, 122, 385, 408, 456, 493  
 Du Bois-Reymond 80, 431, 473  
 Dubray 225  
 Ducis 125  
 Dühring 178, 309  
 Dümmler, C. 489  
 Dünker 74, 327, 334, 336  
 Düster 5, 20, 238, 501, 502, 504, 507, 525  
 Däsel 186  
 Dumas (Bater) 362  
 Dunger, S. 185, 227, 266, 286  
 Dunkelheit 466—476
- E.**  
 Eberlin von Günsburg 530  
 Ebers 95, 134, 323, 465  
 Ebert 110  
 Ebner-Eschenbach, M. v. 56, 85, 122, 171, 245, 335, 423, 428, 494, 533  
 Ed 274  
 Edermann 31, 91, 299, 400, 533  
 Edhart, Meister 12, 247, 529  
 Edstein, C. 464  
 Edel und Uedel 126  
 Egelhaaf 489  
 Eichenborff 101, 435, 465, 466  
 Eichrodt 429  
 Eigenschaftswort f. Beiwort  
 Eigenwort 102
- ein' beim Aussagebeiwort 94  
 Einem, von (Kriegsminister) 433  
 Einleitungen 366  
 Eitelkeit 48—49  
 Emerson 142, 296, 313, 349, 421  
 Emser Depesche 101, 322  
 Engel, C. 18, 52, 55, 245, 355  
 Engländer 227, 264  
 Epitheton ornans 146 bis 147  
 Enteignung 117  
 entsprechen 122  
 Erasmus 395  
 Erbe, C. 57  
 Erklärung von 1898: 16, 19, 82 (Hohenberg) 118, 170—175, 180, 238—239, 243, 264, 267, 272, 275, 278, 281, 289  
 Ernst August König von Hannover 13  
 Ernst, P. 393  
 Ersterer 94—95  
 Erzählform 83—84  
 es' nach Vornbriern 77—78  
 Eschstruth, M. von 221  
 Esperanto 272  
 Euden 260, 272, 392, 442, 534  
 Eulenburg, Graf von 404  
 empfindsam 118  
 Eufid 442  
 Euphemismus 126  
 Euphuismus 51  
 Euripides 434  
 Europäische Redensarten 196  
 Euth, M. 489, 493
- F.**  
 Falke, W. 111  
 Fallmerayer 124  
 Faure (Präsident) 342  
 Favre, J. 437  
 Fehner, E. 534  
 Fellen, Verbeßern 483 bis 484  
 Fendrich 184  
 Festschrift 354  
 Feuchtersleben 419, 475  
 Feuerbach, A. 382, 491  
 Feuerbach, L. 382, 491  
 Feuilletontil 374  
 Fichte 26, 88, 91, 142, 156 (Beiwort), 201, 203, 243, 274, 281,

- 344, 400, 408, 422, 450, 431  
 Figuren 443  
 Fischart 186, 417, 421  
 Fischer, R. 159, 420  
 Flaubert 102, 106, 147 (Weinort), 152—153, 214, 484  
 Fléchier 457  
 Fliegende Blätter 455, 502  
 Fließ, C. 395  
 Flüssigkeit des Stils 442  
 Fontane 97, 106, 171, 181 (Fremdwörterei), 220, 223, 257, 405, 432, 525  
 Forel 190  
 Forster, G. 251, 530  
 Fournier 431  
 Fox 520  
 fragte und frug 62  
 France, A. 16, 424  
 Francis 448, 490  
 Francis, Ph. 317  
 Frankl, S. A. 324  
 François, L. von 64, 171  
 Franz 1. von Frankreich 12  
 François, R. E. 18, 216, 423  
 Frapan, J. 533  
 Freiheit, sprachliche 64, 97—100  
 Freiligrath 14, 456, 525  
 Fremdwörterbücher 167  
 Fremdwörterei 7, 12, 33, 50, 60, 63, 97 (Rechtschreibung), 103, 104, 105, 107, 113—115, 119, 120, 123, 130, 133, 134, 137, 138—140, 158 bis 292, 385, 398, 404—406, 437, 486, 499, 536—538  
 Frenssen 87, 321  
 Frenzel, R. 96, 328, 392, 345, 352  
 Frey, A. 225, 459  
 Frentag, G. 17, 62, 64, 104, 109, 110, 170, 171—173, 267, 278, 287, 290—291, 323, 331, 352 (Semifolon), 375, 404, 469, 474, 489  
 Friedländer, E. 489  
 Friedländer, S. 272  
 Friedrich der Große 12, 98, 107, 123, 165, 174, 219, 257, 309, 327, 359 (Gliederung), 383, 424, 453, 464, 478, 479, 483, 509  
 Friedrich, Paul 196  
 Friedrich, Deutscher Kaiser 187, 189, 374, 398  
 Friedrich Wilhelm, Großer Kurfürst 248  
 Friedrich Karl, Prinz 133  
 Friedrich Wilhelm 3. 242  
 Friedrich Wilhelm 4. 153  
 Fruchtbringende Gesellschaft 120, 248, 252  
 Fulda, L. 161, 428
- 
- Galen, Ph. 134  
 Gaulois, Le' 215  
 Gall 454  
 Garve 530  
 Gauner'sprache 164  
 Gedankenstrich 353 bis 354  
 Gegenatz 379—383  
 Gegenwart 84  
 Geibel 42, 61, 87 (Sei-Form), 99, 108, 165, 417, 466, 483  
 Geiger, L. 159, 223  
 Geiler, von Kaisersberg 12, 247, 529  
 Geistreich 425—429  
 Gellert 43, 331, 521  
 Genetiv, f. Zweitfall  
 Genß, Fr. 219, 315, 334  
 George, Stefan 98, 183  
 Gerhardt, P. 100  
 Germanisten usw. 159, 165, 234, 194, 486  
 Germanistik 189, 501  
 Gerof 170, 256  
 Gersdorff, A. von 223  
 Gerwinus 133, 176, 360, 415, 474, 489  
 „geste“ 112, 183  
 Gesuchtheit 106—107  
 Gibbon 316, 407  
 Gildemeister 55, 60, 63, 214, 239, 256, 261 bis 262, 264—270, 534  
 Gladstone 153  
 Gleichklang 459  
 Gleichnisse 444, 456 bis 457  
 Gleim 464  
 Gliederung 360—361  
 Gneisenau 119, 310  
 Gneiß, R. 140, 260, 344
- Goebe 324  
 Görres 425, 456, 531  
 Goethe, Christiane 524  
 Goethe 7 (Ton), 14, 17, 24—25, 26, 27, 28, 29, 30, 31 (Stil), 31 (Älterstil), 32, 33, 34, 36, 37 (Rebe-sprache), 40, 41, 44, 45, 50, 53, 54 (Abe- lung), 56 (Campe), 57, 59, 61, 62, 63, 64, 98, 71 (derselbe), 77, 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86 (Sei-Form), 88, 90, 91 zusam- mengelegtes (Zeit- wort), 92 Hilfs- zeitwörter), 93, 94, 95, 96 (her und hin), 97, 98—99 (Frei- heiten), 101, 103, 104, 105—106, 111, 115, 117, 119 (perfide), 120, 122 (Rundart), 123, 124, 125, 126, 128, 129, 130, 136, 137, 140, 141, 142, 143, 144, 145 (Wörter auf ung), 146—151 (Weinort), 152, 153, 157, 159, 160, 168, 172, 174, 176, 182 (Pöschke), 186, 188, 190, 193, 195, 198 (prä- g- nant), 200 (Groß- tophä), 204, 209 bis 210 (Milieu), 212 bis 213 (perfide), 215, 216, 217 (Fremd- wörter), 219 (Fran- zösisch), 220, 225, 227 (Weimaraner), 231, 232, 244 (Fremdwör- ter), 246 (Sprach- reinigung), 249, 251, 252, 257, 260 (Fremd- wörter), 261, 268, 274—280 (Ver- deutschung), 286, 292, 293 (Sagbau), 295, 299 (Sagbau), 304 bis 307, 308, 310, 312, 316, 318, 320, 321, 323, 325 (Be- zugätze), 326, 329, 333, 337, 338, 339, 344, 345, 347, 348 und 349 (Zeichen- setzung), 357, 358 (Anordnung), 359, 360, 362, 363 (Titel), 364 (Dilettantis- mus), 366—368 (An- fangen), 369 (über- gänge), 371, 372 bis 373 (Schließen), 375 (Rebe'sprache), 377 (Steigerung), 378, 379, 381 (Gegenatz), 384, 386, 388, 389, 391, 393, 399, 400 (Grobheit), 402, 403, 408, 412—413, 414, 416, 417 (Qu- mor), 418, 421, 423 und 424 (Ironie), 428, 429 (Sitate), 431, 435, 438, 444 (Gleichnisse), 448, 450 bis 454 (Bilderei), 456, 457, 458 bis 459 (Hiatus), 460 (Tonmalerei), 461, 466, 468 (Klarheit), 469, 470, 472, 474, 477, 478 (Distieren), 479, 485, 487, 488, 489, 490, 493, 494, 501, 502, 515, 516, 521—525 (Briefstil), 527, 529, 530, 535  
 Goethe, Frau Rat 31 255, 306, 308, 341 (Wortstellung), 469, 522—524, 528 und 529, 530  
 Göbinger 57  
 Göze 29, 141, 298, 350, 487  
 Goldberger 155  
 Goncourt, E. und J. de 106, 147  
 Goshen 422  
 Goshler, Minister von 289  
 Gottfried von Straß- burg 12, 43, 168, 188, 453, 458  
 Gotthelf 119, 122, 129, 416  
 Gottschall 29, 394, 405, 450 (Bilderei), 452, 481  
 Gottsched 21, 26, 51, 53—54 (Schulmei- sterei), 55, 58, 176, 250, 263, 381, 402 522, 529  
 Gottschedin 44, 524  
 Grabbe 413  
 Gregorovius 489, 534  
 Greif, R. 165  
 Greiner, L. 393  
 Grillparzer 31, 122, 148 (Weimort), 151, 215, 309, 415, 427  
 Grimm, J. 66—68, 72, 90, 96, 98, 100, 131, 133, 171, 198, 242

- (Fremdwörter), 301,  
309, 313, 327, 330  
(Stopffüll), 333, 336  
und 337, 347, 349,  
390, 402, 404, 465,  
473, 474  
Grimm, J. 17, 53, 55,  
57, 66 (Sprachrich-  
tigkeit), 76, 77, 78,  
81, 83, 90, 92, 97  
(Rechtschreibung),  
100, 122, 133, 189,  
249, 274, 275 (Fremd-  
wörter), 281, 285, 291,  
323, 344, 348 (Rechts-  
chreibung), 350 und  
352 (Zeichensetzung),  
367, 375, 383, 409,  
463, 464, 467, 531  
Grimm, W. 122, 217,  
233  
Grinmelshausen 79,  
281  
Groth, Klaus 56, 122,  
170, 317, 533  
Grün, A. 148, 446, 456  
Grünfeld 287  
Gruppheus 249  
Günderode, R. von 197  
Güßfeld, P. 183  
Gumpenberg 436  
Gurlitt, C. 489, 502  
'Gutes Deutsch' (Engel)  
18, 89, 111, 120  
Gutzow 78, 241, 305,  
392, 394, 427, 456,  
465, 473  
Gysä 141, 447
- §.
- Saale 490  
Saarhaus 334  
Sädel 74, 190, 410,  
447  
Sahn-Sahn, J. von  
223, 241, 426, 431  
Salatscha 58  
Saller 123, 252  
Salm 101  
Samann 22, 65, 432  
470  
Samerling 84, 124, 446  
Hammerstein, Minister  
von 199  
Sandel-Mazzetti, C.  
von 423, 533  
Handlungsform des  
Zeitworts 83  
Handchrift 526  
Hansjakob 88, 123, 129  
Hanslid 90  
Hapag' 118  
Harden, W. 28, 39—40,  
45—48 (prekios), 49  
(Wortstellung), 50,  
51, 80 (Winde-s), 205,  
207, 221, 297, 309,  
313, 344, 349, 401,  
408, 430—432 (Gita-  
teles), 435 (Manier),  
453, 455, 479, 481,  
490, 517  
Harnad, A. 161, 178,  
238, 415  
Harraden, B. 363  
Hart, S. 161, 200  
Hart, J. 78, 95—96,  
200, 334, 365, 391,  
470  
Hartleben, D. C. 199  
Hartmann, E. von 73,  
77  
Hartmann von Aue 88  
Hase, R. 308, 319  
Hasfeld, Fürst von 437  
Haud 489  
Hauff, W. 101, 493, 531  
Hauptmann, G. 18, 89,  
134, 191, 241, 287,  
323, 363, 372, 408  
(Stillos), 465, 471  
Hauptsaß 319—320  
Hauptwort 78—83  
Häuser 378  
Haydn 314, 525  
Hahn R. 133, 138, 171,  
180, 183, 205, 237  
Hebel 14, 19, 27, 70,  
92 (Hilfszeitwörter),  
98, 101, 102, 106  
und 107, 121, 122,  
151 (Weiwort), 155,  
338 (Wortstellung),  
344, 353 (Semifolon),  
375, 402, 406, 407,  
427, 428, 441, 450,  
456, 459, 463, 466,  
474, 531  
Hebel 129, 335, 412,  
417, 531, 533  
Heeresprache 528  
Hegel 22, 73, 141, 274,  
284, 323, 324, 366,  
401, 466, 467—469,  
479, 486, 490, 491  
Hehn, R. 489  
Heine, S. 14, 16, 53,  
55, 61, 71, 81, 95,  
99, 117, 119, 122, 135,  
150—151 (Weiwort),  
153, 155, 188, 219,  
220, 226, 240, 243,  
324, 336, 343, 372  
(Stillos), 382, 391,  
397, 405, 420, 436  
(Manier), 442, 449,  
466, 472 (Goethe),  
482—484, 530, 533  
Heinrich, A. 270  
Heintoth 252  
Heinze 501, 530  
Heinze, A. 8, 18, 76, 495  
Helmholtz 31, 257, 409,  
490, 534  
Hendell 80, 208  
her und hin 58, 95,  
96, 193  
herab und hinab 58,  
95—96  
Heraklit 459  
Herbart 28, 319  
Herder 11, 12, 16, 34,  
53, 98, 104, 129, 153,  
165, 172, 204, 245,  
274, 358, 360, 373,  
375, 376 (Zeitwort),  
384, 433, 463, 466,  
483, 502  
Herrmann, G. 308  
Herrmann, Max 179,  
290, 396, 501  
Hermwegh 401, 456  
Hesiod 384  
Hesse, S. 533  
Hessen R. 180  
Hettner 415, 489, 534  
Hewes, L. 225  
Heyne, W. 11, 17, 171,  
495  
Heyse, R. 31, 61, 99,  
109, 120, 130, 155,  
170, 267, 281, 373,  
379, 428, 466, 468,  
475, 484, 497, 525,  
583  
Hespeides Fremd-  
wörterbuch 167, 230  
Hiatus 458  
Hildebrand, R. 57, 171,  
266, 335, 467  
Hilfszeitwörter 91—92  
Hillebrand, R. 133, 219,  
310, 480, 489, 505,  
534  
Hille, R. G. von 201  
hin und her 95—96  
Hindenburg 422  
Hippel (der Jüngere)  
242, 439  
Hirschberg, J. 190  
Hilberlin 153, 466  
Höly 153  
Hoffmann, E. L. A.  
343, 392  
Hoffmann, Hans 61,  
120, 345, 533  
Hoffmann von Fallers-  
leben 196  
Hoffmannswaldau 445  
Hoffmannsthal 129, 465,  
503  
Hohenlohe, Fürst  
Schlobwig 85, 86, 131,  
196, 219, 418, 455  
Holtendorff 133  
Holzmann 402  
Homer 147, 148, 153,  
314, 317, 365, 384,  
399, 417, 426, 433,  
434, 438, 443, 450,  
457, 497  
Horaz 26, 62, 130, 163,  
269, 433, 456, 484  
Hoberbed 516  
Huch, R. 80, 90, 186,  
323, 408, 489, 533  
Hugo, B. 31, 51, 125,  
382—383, 422, 436  
(Manier)  
Humanismus 113, 528  
Humboldt, A. von 258,  
441  
Humboldt, W. von 32,  
76, 104, 140, 213,  
281, 283, 478  
Humor 417—418  
Hutten 1, 158, 227, 528  
Huxley 375, 412
- 3.
- Jacobowsti, L. 206  
Jäger, D. 160, 334  
Jähns 489  
Jahn, L. 118, 119, 122,  
193, 252—253, 254,  
281  
Janssen, J. 534  
Jben 31, 153, 448  
Jean Paul 22, 32, 80  
(Winde-s), 87—88,  
92 (Hilfszeitwörter),  
118 (Jetztzeit), 119,  
147, 148 (Weiwort),  
164, 222, 251, 263,  
273, 359 (Anord-  
nung), 400, 409, 417,  
420, 432 (Gitat), 442,  
446 (Bilderei), 449,  
459, 466, 487  
Jensen, W. 395  
ieren 97, 372  
Jffland 363  
Jhering 72, 75, 76,  
334, 368, 391  
Jimmermann 91, 107,  
119, 143—144, 145,  
150, 220, 223 (Pflä-  
ler), 432, 436 (Ma-  
nier), 493  
Imperfettum 83—84  
Inhaltsverzeichnisse 362  
'Interesse' u. f. w. 110,  
260—261, 276, 374  
(Rant), 494 (Wis-  
mard)  
Inversion nach und f.  
Capdreh  
Ironie 423—425

Notrares 517  
Johannes Secundus,  
430  
Jordan, W. 120, 309  
455  
Judenſprache 123  
Jugend, Die 421, 422  
Julian, Kaiſer 461  
Junius-Briefe 296, 316  
und 317, 382, 424  
Juſti, C. 489, 502

**K.**

Käſtner 250, 420  
Kant 77, 86 (Sei-Form),  
88, 117, 135, 155,  
193 (Fremdwörter),  
261, 272, 274, 319  
(Sapbau), 331  
(Schachtelung), 360,  
374, 392, 398, 399,  
404, 408, 409, 421,  
469, 516  
Kanzleiſtil 32, 93, 142,  
389—390, 509 bis  
516  
Karl Auguſt von Wei-  
mar 461  
Kaſner, R. 380  
Kaufmannſtil 526 bis  
527  
Keller, G. 14, 16, 17,  
21, 33 (eigner Stil),  
40, 59 (Schopen-  
hauer), 79, 81, 91,  
99, 107, 120, 122,  
123, 135, 137, 151,  
155, 160, 171, 191,  
200, 227, 229,  
258, 323, 324, 326,  
363 (Titel), 370  
(Schereſche Schule),  
371, 385, 399, 406,  
408, 417, 428, 434  
(Manier), 439, 455  
(Bilder), 459, 460,  
465, 466, 477, 525,  
527, 533  
Keller, H. G. 55, 75,  
94, 129  
Kempner, Fr. 471 bis  
472  
Kerner 155  
Kerr, A. 226, 349, 380,  
408, 426, 433, 435  
(Manier), 481  
Keſtner, Th. 325  
Kettenſaß 323  
Kirchbach, W. 206  
Klaar, A. 133  
Klabberdatsch 421  
Klaſſiker 17, 527—535  
Klein, W. 503

Kleinpaul, R. 108.  
Kleiſt, H. von 57, 61,  
136, 272, 309, 323  
(Schachtelung), 325,  
333, 345, 392, 455,  
461  
Klinger 413  
Kloppſod 63, 70, 79,  
104, 148, 165, 172,  
255 (Schriſtſteller),  
292, 325, 341, 394,  
441, 461, 484, 521,  
524  
Klop 13, 29, 34, 37, 54,  
401, 427, 487  
Kluge, Fr. 171, 191,  
239, 266  
Knoop, G. D. 190,  
426  
Koburg, Ernſt von 131  
Koch, W. 530  
Kohler 138, 139, 324  
Köhler 451  
König, Eva 524  
Körner, Th. 525  
Köſter, A. 489  
Köſtlin 489  
Kolon 353  
Koloffal 416  
Komma ſ. Beiſtrich  
Konjunktionen ſ. Bin-  
dewort  
Konjunktiv 85—87  
Konſonantenhäufung  
436  
Kräpelin 490  
Krafft-Ebing 191  
Kraus, R. 42, 46 (Par-  
den) 48  
Krell, W. 394  
Kreger, Max 134  
Kröger, Timm 417  
Kühn, P. 179  
Kühnemann 334  
Kürnberger 89, 242,  
405, 444, 449  
Kürze 383—388  
Kürzen 484  
Kuhnert 490  
Kunſtausdrücke 234 bis  
235, fremde 271 bis  
272  
Kunſtſchreiberſtil 501  
bis 508  
Kunſtwort 138, 182,  
206, 349, 504  
Kurz, S. 533  
Kurz, J. 85, 533

**L.**

Laas, C. 309  
La Bruyère 397, 480,  
483  
Länge der Wörter 127

Länge des Satzes 307  
bis 313  
Lafontaine 436, 483  
Lagarde 435  
Lamprecht, Karl 134,  
140, 141, 164, 175,  
176, 177, 201 (Fremd-  
wörter), 216, 230,  
233, 235, 237, 240,  
249, 259, 268, 305,  
312, 320, 371 (Über-  
gänge), 395 (Wort-  
macherei), 412, 464,  
469, 471, 479, 481,  
490, 491, 534  
Langbehn 181, 427,  
471  
Lange, Fr. 161  
Lange, Paſtor 38, 54,  
171  
Lange, W. 204  
Langen 414  
Langeweile 9, 128  
Lanſon 77  
Larochefoucault 382,  
386, 431, 480  
Laſter, Eduard 111  
Laſter, Elſe 464  
Laſſalle 89, 140, 197  
(Fremdwörter), 345,  
872 (Schließen), 392,  
394, 401, 409 (Wolfs-  
tümlichkeit), 412, 453  
Laſſon 118, 133, 139  
lateiniſcher Sapbau 322  
Laube 53, 72, 86, 93,  
380, 449, 465  
Lauremberg, J. 225  
lebendiger Stil 373 bis  
383  
Leboeuf 153  
Lebrun 125  
Lehmann, R. 181  
Lehnwörter 164, 167  
bis 168  
Leibniz 11, 177, 193  
(Fremdwörter), 195,  
229, 234, 266, 389  
Leideform des Zeit-  
worts 83  
Leland 162  
Lena 148, 446, 456  
Lenz, W. 395  
Lenz, H. 217, 261, 286,  
885  
Leo, S. 153, 327  
Leſſing 7 (Ton), 12, 13,  
14, 16, 17, 20, 23  
(Wahrheit), 25 (Ja-  
bel), 26, 27, 29—30,  
31, 34, 38, 40, 41,  
43, 44, 53, 54, 57, 59,  
61, 62, 63 (weiſe), 68,  
79, 80, 81, 82, 92, 104,  
110, 112, 115, 118,

119, 124, 128, 135,  
136—137, 138, 140  
bis 141, 92 (Hilfs-  
zeitwörter), 93, 96  
(Synonyma), 122  
(Mundart), 142, 145,  
159 (Beimort), 152,  
157, 158, 171, 172,  
180, 186, 200 (Fremd-  
wörter), 203 (Fremd-  
wörter), 209—210  
(Militen), 212, 215  
(Fremdwörter), 221,  
225, 236, 239, 240,  
241, 244 (Fremd-  
wörter), 250—251,  
(Verbeutigung), 261,  
262, 274, 286, 292,  
293 (Sapbau), 298,  
300, 301 (Sapbau),  
310, 316, 322, 332,  
335, 339, 340 (Wort-  
ſtellung), 342—343  
(Wortſtellung), 348  
bis 352 (Zeichenſet-  
zung), 354, 355, 357  
(Anordnung), 362  
(Titel), 366 (An-  
fangen), 375, 376,  
379 (Wiederholung),  
380—381, 383 (Ge-  
genſaß), 384 (Kürze),  
385, 386 (Jabeln),  
397, 400, 401, 407,  
417 (Superlativ), 418,  
421 (Wortſpiele), 427,  
429 und 431 (Gita-  
te), 434, 444 (Gleich-  
niſſe), 446, 454 (Bil-  
der), 458, 466—467  
(Klarheit), 468, 469,  
472, 473, 477, 479,  
480, 483, 484, 487,  
501, 502, 521—522  
(Brieſſtil), 527, 528,  
530, 535  
Leſterer 94—95  
Leuthold 165, 262, 466  
Lewin, Raſel 524  
Lichtenberg 101, 103,  
119, 281, 339, 394,  
414, 424, 428, 468,  
486, 529  
Lichtwart, A. 489  
Liebig, J. 534  
Liebtnecht 184, 206 bis  
207  
Lienhardt, Fr. 334  
Liliencron 89, 100, 134,  
220, 416, 453  
Lindau, P. 76, 421  
Lindau, R. 171, 533  
Lindner, Th. 489  
Lingg, S. 110, 326,  
391

Zischow 451, 481  
 Zist, Fr. von 180, 233  
 Zismann, W. 64, 139,  
 177, 290, 333, 393,  
 448  
 Zöns 490, 534  
 Zogau 428  
 Zongfellow 244  
 Zorenz, L. 85  
 Zorin, V. 136  
 Zohe 138, 353, 412,  
 534  
 Zubinski 82, 112, 231,  
 238 392, 414  
 Ludwig, I. von Bayern  
 89, 327  
 Ludwig 14. 127  
 Ludwig 18. von Frank-  
 reich 12  
 Ludwig von Anhalt 248  
 Ludwig, Otto 69, 86,  
 109, 122, 376—377  
 (Spannung), 417,  
 483, 533  
 Luise, Königin von  
 Preußen 219  
 Lufian 163  
 Lufrez 50—51  
 Lustige Blätter 194,  
 421, 422  
 Luther 12, 14—15  
 (Handschrift), 34, 53,  
 62, 63, 68, 79, 82,  
 88 (Mittelwort), 94,  
 100, 107, 110, 118,  
 119, 129, 148, 152,  
 161, 164, 171, 180,  
 215 und 248 (Fremd-  
 wörter), 251, 274, 276,  
 293, 310, 315, 321,  
 325, 335, 339, 341,  
 345, 357 (Anord-  
 nung), 383, 400, 401,  
 409, 412, 417, 421,  
 454 (Bilder), 463,  
 479, 481, 521 (Brief-  
 stift), 528—529  
 Eugeum 192

## M.

Macaulay 31, 206, 316,  
 375, 382  
 Machtwörter 130  
 Maistre, J. de 480  
 Malherbe 446, 459  
 Malmarmé 467  
 Mallindrodt 516  
 Manier 429, 433—436  
 Mantuffel, Minifter  
 382  
 Mangoni 31  
 Mardak 489  
 Mark Twain 307, 469  
 Mariowe 43, 488.  
 Marx 181  
 Marjusz 534  
 Marjillon 386  
 Martin, Le' 221, 505,  
 537, 538  
 Matthias, A. 534  
 Maufchelei 164  
 Matthias, Th. 8, 18,  
 157, 534, 555 bis  
 576  
 Maunthner 36, 331, 415,  
 428, 435  
 May, H. 504  
 Mahnc 5  
 „mehrere“ 94—95  
 Meier-Gräfe 79, 506  
 Meier Selmbrecht 169  
 Meißner, A. 155  
 Meta, P. 461  
 Mendelsjohn, F. 501,  
 525, 533  
 Mensdorf 223  
 Menzel, A. 484  
 Merck 529  
 Méricme 398—399  
 Merzettel 477  
 Metapher 443, 444,  
 445  
 Metternich 219  
 Metonymie 443  
 Meyer, H. 420  
 Meyer, C. F. 9, 31, 74,  
 89, 91, 100, 122, 151  
 (Beiwort), 171, 222,  
 345 (Wortstellung),  
 380, 434, 450, 466,  
 466, 525, 533  
 Meyer, Hans 410  
 Meyer, Heinrich 278  
 Meyer, H. M. 57, 78,  
 96, 188, (Zeichenspiele),  
 201, 202, 216, 220,  
 226, 261, 265, 279,  
 290, 334, 370—371  
 (Übergänge), 395, 429,  
 465, 474, 501  
 Meyer, W. 410  
 Meyjenbug, W. von 88,  
 475  
 Mezzofanti 265  
 Michelangelo 435  
 Milner 96, 207 bis  
 211  
 Mill, St. 395, 412  
 Minchwig, J. 42, 79  
 Minor, J. 57, 93, 124,  
 185, 202, 329, 403  
 Miquel 111  
 Mistral, F. 122  
 Mittelwort 87—90  
 Modewörter 111 bis  
 143  
 Mörise 30, 95, 122,  
 136, 155, 252, 301,

321, 323, 326, 341,  
 403 (Beiwort), 425,  
 438, 460—461, 465,  
 466, 501 (Kunst-  
 schreiberstil), 508, 525,  
 533  
 Möjer, J. 89, 219, 251,  
 530  
 Möliere 14, 21, 27,  
 28, 51, 127, 296,  
 340, 396, 464, 467  
 Moller, Meta 524  
 Mostke 17, 25, 31, 35,  
 63 (weisse), 100, 123,  
 141 (Fremdwörter),  
 152, 171, 217, 228,  
 244, 269, 287, 295,  
 310, 320, 322, 332,  
 333, 338, 339, 367  
 (Anfangen), 371 (Über-  
 gänge), 372 (Schlie-  
 ßen), 377 (Span-  
 nung), 380 (Nieder-  
 holung), 387—388,  
 399, 407, 415, 417,  
 418 (Humor), 421  
 (Witz), 425 (Ironie),  
 469, 489, 492, 516,  
 518, 519, 525, 534,  
 535 (Briefstil)  
 Mombert 98  
 Mommsen 31, 120, 155,  
 178, 233, 360, 402,  
 404, 456, 534  
 Montaigne 339, 356,  
 431, 480, 528  
 Montesquieu 316, 382,  
 391, 424, 480  
 Monumenta Germa-  
 niae 163  
 Moritz, H. 124, 448  
 Moscheroich 192, 389,  
 515, 530  
 Moser, H. 232  
 Moser, Hans 452  
 Moser, H. Fr. 530  
 Moszkowski 419  
 Mozart 424, 425  
 Mühlspfordt, S. 446  
 Müllenhoff 56, 57  
 Müller, J. von 534  
 Müller, H. L. 50  
 Müller, Max 122, 219  
 Münd, W. 24, 72,  
 392  
 Muff 289  
 Munder, Fr. 111, 189,  
 436  
 Mundarten 121—124  
 Mundt, Th. 161, 334,  
 409, 426, 427, 446,  
 448  
 Murner 417  
 Musäus 123, 251  
 Musik 457—466

Musset 383, 389, 429,  
 480  
 Muther, H. 184, 405,  
 426, 453, 504, 507  
 Mythologie 110

## N.

Nachklappen des Zeit-  
 worts 91  
 Nachricht, L. 502  
 Napoleon 1. 20, 273,  
 397, 422, 424, 456,  
 478  
 Napoleon 3. 422, 442,  
 526  
 Naumann, Fr. 287  
 Nebenjah 318—322  
 Nennform 90  
 Nettelbed 531  
 Neubildungen 115, 121  
 Neumann-Hoyer, D. 392  
 Nebelungenlied 78, 105,  
 148, 152, 417, 457  
 Niebuhr 353, 367  
 Niederdeutsch 124  
 Niemeyer, W. 502  
 Nießche 13, 16 (Proja),  
 16 (Zeitungstil), 17,  
 25, 27, 79, 86, 106,  
 113, 114, 153, 155,  
 233, 178 (Fremd-  
 wörter), 222, 224,  
 238, 308, 362 (Glie-  
 derung), 380 (Gegen-  
 satz), 384, 402, 415,  
 423 (Ironie), 427,  
 435 (Manier), 439,  
 457, 459, 466, 467,  
 469, 489, 494, 527,  
 533 (Fremdwörterei)  
 Nordau 395  
 Note personnelle 220,  
 225  
 Novatis 99, 145 (Bei-  
 wort), 156, 325  
 Nuance 197, 211 bis  
 217, 260, 274

## O.

Objektiv, Subjektiv  
 198, i. Subjektiv  
 Obussens 421  
 Österreichische Mund-  
 arten 124  
 Offenbach, J. 402  
 Ofen 369, 465  
 Olivier 153  
 Oden 378, 489  
 Opitz 51, 118, 249  
 Orleans, Herzogin von  
 524  
 Osborn, W. 198

Ehfried 12, 65, 236,  
407, 461  
Evid 433

## F.

Falleske 91  
Falm, A. 309  
Faoli, B. 446  
Parlamentssprache 111,  
187, 258  
Farobie 428—429, 504  
Fascal 208, 480  
Faulsen 178, 233, 412  
Faulsied 289  
Faulus, Hopsfel 315  
Fedarerei 126  
Fendulerei 263  
per 226  
Feren, Bichof 42, 43  
Ferserum 83—84  
„ferido“ 119, 212 bis  
213  
Fertiles 295  
Feriphrase 443  
feridliches Nürwort  
(Stellung) 41  
Ferb 310  
Fesdel 534  
Fetrarca 421  
Fettensofer 410  
Fessel 353  
Ffizer, F. 533  
Fleiderer 231, 233  
Fforten, D. v. d. 282  
Fhidias 435  
Philosophenstil 490  
Fhraje 429, 436 bis  
437  
Fietich, F. 171  
„Filanus“ (Gebicht) 457,  
461  
Fitt 520  
Flatan 156 (Beiwort),  
379, 465, 471, 533  
Flatan 152, 164, 218  
bis 219, 433, 490  
Flattheit 470—471  
Flanderstil 356  
Flinius 384, 481  
Flotho 257  
Flostach 467, 528  
Focci 79  
Foe, E. 474  
Föpl, E. 423  
Foincaré 375  
Foppenberg 109, 176,  
178, 216, 223, 240,  
367, 392, 412, 414,  
481, 501, 503, 504,  
505—507  
Fraditat mit Ein 94  
„prägnant“ 198, 333  
Fradens 84

Frediger Salomonis  
337  
Fresber, A. 418  
Freschen 223  
Frezidentum 7, 21, 24,  
37—51, 60, 106, 113,  
432, 480, 496  
„Problem“ 189  
„Proporz“ 168  
Frosopopoita 443  
Frun 531  
Fryde 182, 194, 411  
Füdder 29, 111, 193,  
223, 241, 409, 481,  
501  
Füdderei 60, 217 bis  
228  
Fufenborf 284  
„Punch“ 422  
Funftftrich 348, 352  
bis 353  
Funftzeichen 348, 349  
bis 350  
„Furften“ uim. 167, 169,  
172, 273—286  
Furfinje 491  
Fustfuchen 435, 477

## G.

Guintilian 19, 23, 37,  
50 (preziös), 53, 66,  
102, 130, 142, 145  
(Beiwort), 146, 163,  
186, 264, 313, 344,  
385 (Nürze), 407,  
409, 414, 420 und  
422 (Nürze), 429, 441,  
442, 443 (Figuren),  
445, 447, 458 (Bohl-  
laut), 464, 473, 478,  
483, 484, 485, 488

## H.

Haabe 31, 378, 417,  
533  
Habelais 22  
Habener 43  
Hacine 125, 386  
Haimund 193, 225  
Hamlar 441, 448  
Hanka 16, 73, 139, 233,  
280, 399, 475, 534  
Hapel 489, 492, 493,  
534  
Hauptach 427, 473  
Rechtichreibung 97  
Rechtisprache 492, 513  
bis 514  
Redesprache 33—37  
Rednerstil 515—520  
Redwig 449  
Reichenperger 516

Reichsgericht 22, 81,  
82  
Reichsverfassung  
61 (Sprache), 68, 75  
(derjelbe),  
Reide, G. 78, 533  
Reinhart, J. 341  
Reitende Artillerie-  
fajerne“ 80  
Relativfäje f. Bezug-  
fäje  
Renan 375  
Repetitio 443  
respective 515  
Renleaux 153  
Reuter, Frip 37, 107,  
122, 124, 186 (Fremd-  
wörter), 200, 207,  
302, 323, 376 (Ge-  
fprächstil), 417, 453,  
496, 533  
Revue critique 221, 270  
Rhythmus 466  
Richter, Eugen 111,  
516  
Riegel 169, 266  
Riehl 108, 199, 456,  
489  
Riemer 88, 279, 300  
Rießer, G. 516  
Rift, J. 211  
Rivarol 165, 283, 467  
„Robinson“ 339  
Robinson, S. C. 220  
Roche, A. 463  
Rodenberg, J. 75, 81,  
82, 90, 171  
Römer, Fremdwörter  
der 162—163  
Röthe, G. 19, 60, 111,  
117, 159—160, 191,  
195, 223—224, 231,  
259, 266, 270, 283,  
290, 500  
Rohde, E. 534  
Rojegger, F. 58, 85,  
91, 122, 129, 156,  
171, 287, 405, 436  
(Fhraje)  
Rojegger (Sohn) 156  
Rojenfranz 21, 178,  
206  
Rojmäffler 490, 534  
Rothe 510  
Rotted 155  
Rouffeau 316, 339,  
480  
Rückert 79, 80, 98, 104,  
113, 121, 165, 438,  
449  
Rümelin 169, 172, 216,  
235, 266, 269, 271  
Ruge, A. 424  
Ruefin 23, 31  
Ruß, A. 95

... in Zusammen-  
jegungen 46 (Garden),  
58, 80

## S.

Saalfeld, G. 185, 450  
Sachs, Hans 31  
Sachienfpiegel 169, 529  
Sainte-Beuve 375, 480  
Saint-Simon, Herzog  
von 208  
Salvandy 422  
Sander 56, 81, 185  
Saphir 408, 420, 426  
bis 427, 441, 443,  
446, 481  
Sapper, A. 284  
Sarch 184  
Sarrasin, D. 196, 254,  
266  
Satzdreh nach Und 66,  
68—69, 116  
Savigny 513  
Schablonenwörter 109  
Schachtelfaj 11, 21, 60,  
Schäfer, D. 489  
„Schauburg“ 249  
Schaufal 183, 242,  
503  
Schaunweber, Fr. 534  
Scheffel 85, 107, 155,  
327, 382, 401, 432  
Scheffler, R. 176, 183,  
504  
Schelling 73, 141, 479,  
490  
Schenfendorf 16, 165,  
256  
Scherer, W. 26, 75, 132  
184, 196 (Fremd-  
wörter), 215, 229,  
234, 300—301, 304,  
312—313, 352 (Zei-  
chenjegung), 371, 385,  
415  
Schill 201  
Schiller 17, 19, 20, 28,  
29, 31 (Zeffing), 32,  
33, 43, 53, 59, 61,  
62, 63 (weife), 68,  
70, 77, 79, 81, 82, 88,  
91, 95, 98, 107, 122  
(Mundart), 123, 124,  
136, 140, 141, 142,  
150, 153, 159, 172,  
183, 186, 187, 188,  
209—210 (Wiffen),  
213, 218, 220, 221,  
240 (Fremdwörter),  
242, 243, 244, 247,  
252 u. 261 (Campe),  
268, 274, 280, 281,  
293—295,  
bis 300 (Sayban),

- 310—312, 318 (Rhythmus), 316 (Sagbau), 318, 321, 325, 331, 333, 339, 343 (Wortstellung), 344, 348, 356, 363, 366 (Anfangen), 367, 372 (Schließen), 375, 381 (Gegenatz), 383, 401, 404, 407, 413, 416, 417 (Humor), 418, 421, 424 (Ironie), 428, 430, 435, 441, 445, 451, 455, 460 (Tonmalerei), 461, 466, 469, 472, 479, 485, 486—487 (Belehrung), 489, 501, 521, 525, 527, 528 bis 529, 530, 535
- Schiller, Lotte 524
- Schlaf, Z. 137, 226, 362, 365, 452, 459, 474
- Schlagworte 112
- Schlegel, D. 61
- Schlegel, Fr. 220, 243, 258, 265, 332, 450, 467, 470
- Schlegel, Karoline 524
- Schlegel, R. 105, 147, 150, 258, 260, 274, 524
- Schleiden 534
- Schleiermacher 265, 382, 394, 421, 465, 473, 517
- Schleswig-Holstein-Augustenburg, Herzog von 525
- Schlichtheit 406—412
- Schließen 371
- Schmidt, Erich 6, 29, 39—45 (prezios), 46, 47, 48, 50, 51, 54, 64, 75, 89, 90, 118, 130, 170—175 (Erfklärung von 1889), 163, 185, 190, 198, 201, 203, 231, 220 bis 221 (Pädler), 238—239, 242, 244 bis 245 (Fremdwörter), 275, 287, 289 bis 290, 302, 305 (Sagbau), 319 und 328, 329 (Stopfstil), 330, 335—336, 339, 354 (Veßing), 352 u. 354 (Zeichenlegung), 359, 370, 390, 405, 432, 450, 470, 472, 474, 480 (Veßing), 481, 488—489, 501, 517
- Schmidt, Julian 26, 64, 90, 97, 132, 140, 141, 301, 324, 394, 401, 420, 453, 471
- Schmoller 64, 81, 100, 184, 334
- Schmud 145—148, 438 bis 443
- Schnitzler 423
- Schober, Fr. v. 155, 408
- Schöll 32, 48, 51, 90, 179, 221, 296—297, 301, 303, 308, 312, 318, 319, 332, 391, 396, 397, 435, 441, 477, 479, 481
- Schöpslin 219
- Schönbach 96
- Scholz, D. 171
- Schoppenhauer 5, 8, 16 (Zeitungstil), 20, 26 bis 26, 28, 30, 31, 37—39 (prezios), 43, 45, 50, 57, 59—60 (Sprachmeisterei), 73, 82, 84, 92 (Hilfszeitwörter), 105, 107, 118, 119, 132, 135, 138, 140, 142, 213, 216, 233, 272, 279, 293, 300, 303, 304, 305, 327, 329, 335 (Stopfstil), 348 (Zeichenlegung), 356, 360, 363 (Titel), 374, 382, 383—385, (Kürze), 389, 401, 406, 409, 410, 423 (Fronte), 430 (Zitate), 434, 435, 437 (Phrase), 438, 442, 456, 457, 464, 466 (Macht), 467—469, 470, 474, 476, 480, 486, 488, 490—491 (Philosophenprache), 494 bis 495
- Schüllersprache 115
- Schorlemer 516
- Schottel 60, 92, 249, 262, 414
- Schrader, H. 142, 444
- Schreibmaschine 478
- Schreibstil 354, 412, 498
- Schrempf 343
- Schriftleiter 255
- Schriftsprache 33—34
- Schriftsteller 252, 255
- Schroeder, D. 71
- Schubart 90, 119
- Schubert 155, 408
- Schubin, Dsijp 82, 120, 157, 185, 221, 363, 448, 473, 493
- Schulze, St. 435
- Schulenburg, Graf v. 437
- Schumann, R. 501, 533
- Schuppins 51
- Schur, E. 353
- Schwabenspiegel 401, 529
- Schweizerdeutsch 123, 129
- Schwindelfstil 193—201, 232
- Schwulst 392
- Scipio 433
- Scott 424, 493
- Seidel, F. 100, 326, 368, 417, 428, 451, 493, 533
- Seidl, A. 503, 504
- Seidl, Z. G. 78
- Sei-Form 85—87
- Selbstredend 89
- Selten 96—97
- Semifolon f. Punktstrich
- Seneca 130, 163, 380, 425
- Seume 155
- Sévigné 522
- Shakespeare 44, 51, 54, 125, 141, 152, 153, 220, 234, 244, 314, 328, 363, 366 (Anfangen), 378, 381 und 382 (Gegenatz), 384, 406, 421, 423 (Ironie), 433, 454 (Bilder), 457, 465
- Shaw, W. 426
- Sibney 528
- Sigl 129
- Simmel, W. 240, 412, 469, 479, 491
- Simplicissimus 421, 422
- Simjon, E. 516, 519
- Smollert 456
- Sophokles 31, 314, 382, 421, 434
- Sorel, A. 436
- Soret 31
- Sosnoßky 58
- Spalding 250, 530
- Spannung 363, 376 bis 378
- Spreidel 392, 402, 470
- Spencer, F. 31, 412
- Spielhagen 29, 71, 74, 76, 92, 133, 171, 178, 180, 223 (Pädler), 228, 237, 238, 241, 323, 391, 404, 430 (Zitate), 432, 453, 471, 481
- Spinoza 260, 400, 433, 468
- Spitteler, C. (Fremdwörter), 166
- Sprachakademie, Deutsche 18
- Sprachgebrauch, Sprachrichtigkeit 60—64
- Sprachgesellschaften 120, 248—249, 252
- Sprachleben 61
- Sprachreinigung 169 bis 170, 172, 246 bis 268
- Sprachschulmeisterei 52—60, 169
- Sprachverein, Allgemeiner deutscher 9, 18, 65, 169—174, 248, 259, 266, 286—287, 291
- Stahr, A. 72, 133
- Standpunkt 111
- Stein, Frau von 524
- Stein, Freiherr vom 97, 389, 531
- Stein, L. 231
- Stelzhamer 226
- Stenographie 478
- Stephan, F. v. 168, 255—256
- stetig 119, 290, 515
- Stern, A. 301, 319
- Stern, M. v. 331
- Stettenheim 451
- Stifter 391, 393
- Stilblüten 6
- Stillosigkeit 401—406
- Stinde 177
- Stirner, M. 394
- Stopfstil 329—332, 335—338
- Storm 16, 31, 62, 81, 94 (welcher), 99, 122, 136 (Beimort), 154, 155, 400, 428, 466, 525, 533
- Strackwitz 456, 536
- Strauß, D. Fr. 120, 326, 332, 335, 352 (Semifolon), 412, 456, 489, 533
- Streichen 484
- Streicher, D. 266
- Subjektiv, Objektiv 29, 135, 198, 395, 487
- Sudermann 120, 242, 372, 465, 533
- Sulzer 366, 397, 441
- Superlativ 412 bis 417
- Suphan 171, 221
- Suttner, B. v. 453
- Swift 42, 423

Cybel 57, 73, 120, 170, 534  
Synonymen 104—105, 128, 479

**F.**

Facitus 152 (Beiwort), 159, 178, 296, 308, 365, 369 (Übergänge), 384 (Kürze), 385, 386, 399, 407, 436, 441, 493

fabellos 109  
Faine 208, 375  
Fallebrand 422, 467  
Fannhäuser (Minne-  
fänger) 168

Fauler, J. 12, 247, 529

Fegner 307, 309

Feichoskopie 188

Femme, J. D. 307

Fennhjon 31, 234

Terenz 105

Fetens 115

Fews, J. 410

Thaderay 428

Thete 206

Thode, S. 74, 139, 141, 334, 391, 393, 507

Thomasi von Zirkläre 12, 168

Thomasius 13, 174, 260, 291

Thukydides 50, 152, 295, 365, 520

Tiberius 285

Tied 57, 107, 155, 156, 365, 390, 403, 444

Tieffinn 48

Tironische Noten 111

Titel 362

Todenburg, Armer

Mann im j. Präter

Töpfer 410

Tollstot 31

Tonmalerei 460

Tonzeichen (Agent) 354

Torresani 453

Tovote, S. 82

tragisch 262

Traub 165

Trautmann, M. 171, 201, 266

Treitische 11, 17, 24, 30, 55, 63, 81, 120, 170, 171, 172, 283, 287, 290, 432, 435, 459, 469, 489, 495, 516—517, 531—533, 534

Treppensatz 323

Trimbberg, Hugo von

121

Tropen 443  
Truth 221  
Tschudi, A. 248  
Tschudi, v., 507  
Turnersprache 118  
Twesten 516

**U.**

Überraschung 377  
Übersehen 17, 479  
Übertreibung 412—417, 498

Uhl, B. 411

Uhlend 8, 23, 117, 122, 155, 274, 286, 291, 452, 466, 467, 531—532

Uhlig, G. 171

Ulle 201

Ullflas 62, 315

Ullr 421, 502

Umwelt 210

um zu 90, 132

unebel und edel 125

bis 126

ung 137

unlauterer Wettbe-

werb 117, 121

Unterstreichen 354

Unverständlichkeit 201

bis 206

Unwahrhaftigkeit 7, 23

bis 27, 136, 188, 193

bis 194, 199—201

**V.**

Van der Velde 452

Varnhagen 32, 48, 240, 258, 315, 435

Vasari 473

Vaubenargues 431, 467

Verbessern, Feilen 483

bis 484

Verdoppelung 391 bis

392

Vergil 384, 407, 443

Vergangenheit (Par-

tizip) 89

Verhaeren 249

Verständlichkeit 201 bis

207, 466—476

Verwässerung 391 bis

392

Viehoff 402

Vigny 125

Viktor Emanuel 153

Vinde 516

Virchow 31, 170, 337

Vischer, Fr. 24 (großer

Stil), 25 (Wahrheit),

29, 30, 31, 37, 50,

52, 65—66, 108 (voll

und ganz), 120, 121

(Mundart), 122, 123, 124, 126, 129, 142, 179 (Fremdwörter), 217, 243 (cynisch), 275, 283, 298, 326, 363 (Titel), 365 und 367 (Anfangen), 378, 400, 401, 412, 416, 417 (Humor), 456, 457, 461, 463, 489, 501, 517, 533

Vischer, R. 395, 429, 527

Vitet, A. 50

Voigt, G. 489

Voigt, R. 403

Volfelt, J. 489, 491, 534

Volfmann, D. 171

Volfmann (R. Lean-

der) 191

Volfsmund 253, 375

457

vollkräftiger Stil 22

bis 23, 409—412

Voll, A. 196

Vollendungsform

83—84

voll und ganz 107

Volsay 431

Voltaire 14, 24, 31, 146, 219, 316, 381, 382, 384, 424 (Ironie), 477, 480

Vornehmheit 48

Voss, J. S. 53, 119, 254

**W.**

Wadernagel, Ph. 18, 19

Wadernell 171

Wagner, A. 139

Wagner, R. 57, 76, 82, 89, 155, 206, 211, 227, 258, 315, 354 (Ausdruckszeichen), 391, 415, 457, 475, 501

Wahrhaftigkeit 5, 7, 23—24

Walder 516

Wallenstein 229, 239

Walloth, W. 134

Walther von der Vogel-

weide 167, 375

Walzel, D. 231

was und das 64

Wassermann, J. 471

Weber, R. M. v. 314, 501, 525, 533

Wechsel des Ausdrucks

127

Wedderlin 177

Weinhold, R. 171

Weise 18

weise 63—64

Weisse 54

Weißfäder 171, 180, 274

welcher 93—94, 527

Wend, G. 171

wenn mit würde 83, 84—85

Werner, J. 470

Wernide 259

Werther, preussischer

Gesandter 225

Widmann, J. W. 110, 120, 533

wie und als 68—70

Wiederholung 77, 378

bis 380

Wieland 53, 54, 112, 172, 215 bis 216

(Fremdwörter), 249,

250, 251, 258, 308,

414, 479

Wienburg 155

Wilamowitz-Möll-

dorf 73, 171, 233,

301, 324, 402

Wilde, C. 200, 426

Wildenbruch 170, 426

Wilhelm 1. 20, 78, 147,

187, 204, 243, 282,

285, 380, 408, 494,

520

Wilhelm 2. 111—112,

191, 243, 439

Willemer, Marianne 99

Willemsen, S. 182

Wilmanns, R. 171

Wilson 425

Windelmann 72, 100,

148—149, 172, 210,

325, 442, 501, 502,

520, 535

Wir Deutsche 57

Winthorff 413

Winterfeld 385

Wis 418—423

Wölfflin, S. 489, 502

Wörmann, R. 489, 502

Wohlfang 461

Wolf, Chr. 119, 260

Wolf, J. 249

Wolff, E. 179, 230, 235,

237, 239, 240, 244,

290, 324, 405

Wolff, J. 130

Wolfram v. Eschenbach

453

Wolters, W. 156

Wortmacherei 389

Wortspiele 421

Wortstellung 338

Wrangel 131

Wülder, R. 369

Wundt 76, 235, 261,

343, 396, 412, 534

Wurzbach, A. v. 450



|                                                                                                                                                                                       |                                                                                                                                                                                                         |                                                                                                                                                                                                                           |                                                                                                                                                                                                                    |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Buschmann 8, 53—57<br>(Schulmeisteri), 14,<br>59, 68, 87, 93 (wel-<br>cher), 99, 100, 123,<br>124, 345, 354, 393,<br>430, 457, 495<br>Buchgram 475<br>Æ.<br>Zenien 53<br>Zenithon 152 | <b>3.</b><br>Bahn, G. 122, 129, 533<br>Zeichenlegung 348 bis<br>355<br>Zeitungstil 16—17, 22,<br>142, <b>494—501</b><br>Zeitwort 83—92, 91<br>(zusammengesetztes),<br>144, <b>376</b><br>Zeller, G. 487 | Zelter 421, 423<br>Zesen, Ph. v. 167, <b>248</b><br>bis <b>249</b> , 253, 255,<br>273<br>Ziegler, Fr. 516<br>Ziegler, Th. 75, 160,<br>176, 177, 331<br>Zigeunersprache 164 bis<br>165<br>Zille 211<br>Zimmermann, Ph. 489 | Zincgreif 234<br>Zischlaute 459<br>Zitate 429<br>„Zitateles“ 28, 430—432<br>Zola 208, 382, 493<br>Zusammenlegungen<br>78—79 (Hauptwort),<br>91 (Zeitwort)<br>Zweckmäßigkeit 20—21<br>Zweifall 81—82<br>zwischen 77 |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

**Von Eduard Engel sind ferner erschienen:**

**Im Verlage von G. Westermann in Braunschweig:**

**Goethe. Der Mann und das Werk.** 14. Auflage. 2 Bände.

**Deutsche Meisterprosa.** 4. Auflage.

**Frankreichs Geistesführer.** 5. Auflage.

**1914/19. Ein Tagebuch.** 6 Bände.

---

**Im Verlage von Hesse & Becker in Leipzig:**

**Sprich deutsch!** (40. Tausend.) — **Entwelschung.** (40. Tausend.) — **Gutes Deutsch.** (26. Tausend.) — **Deutsche Sprachschöpfer.** (10. Tausend.) — **Goethes Werke.** Volksausgabe. — **Freudvoll und Leidvoll (Goethes Liebeslieder).** — **Die Weisheit Goethes.**

---

**Im Verlage von Fr. Brandstetter in Leipzig:**

**Geschichte der französischen Literatur.** 9. Auflage.

**Geschichte der englischen (u. nordamerikanischen) Literatur.** 9. Auflage.

**William Shakespeares Leben und Werke.** 3. Auflage.

**Shakespeare-Rätsel.** 3. Auflage.

**Die Heimat des Odysseus: Ithaka oder Ithaka.**

---

**Ferner:**

**Novellenfassmlungen:** Paraskewula. (Stuttgart, Cotta.) — Des Lebens Würfelspiel. (Stuttgart, Union.)

**Griechische Frühlingstage.** 3. Auflage. (Jena, Costenoble.)

**Die Aussprache des Griechischen.** (Jena, Costenoble.)

**Kaiser Friedrichs Tagebuch.** (Halle, Diekmann.)

**Byron.** Tagebücher und Briefe. 4. Auflage. (Berlin, H. Simion.)

---

**Eduard Engel**

# **Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart**

30.—37. Auflage.

2 Bände Wörterbuchgröße. Mit 101 Bildnissen und 36 Handschriften.  
Nur gebunden.

□ □ □ □

Aus Urteilen:

„Es gehört mitten hinein in das Gewoge, in den Kampf der Kräfte, die um die Fortführung unseres nationalen Erbes streiten . . .

**Es ist ein Deutscher**, der hier den Werdepuren der deutschen Dichtung nachgeht.“

„Auf eine Tatsache soll endlich noch mit allem Nachdruck hingewiesen werden, die gerade diese Literaturgeschichte so besonders empfehlenswert macht: das ist der Stil des Buches!“

□ □ □ □

Der 2. Band kann einzeln abgegeben werden:

## **Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart**

7. Auflage.

Mit 77 Bildnissen und 22 Handschriften.

Nur gebunden.

□ □ □ □

### **Kurzgefaßte Deutsche Literaturgeschichte**

378 Seiten mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften.

27.—36. Auflage.

Nur gebunden.



THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS  
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN  
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY  
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH  
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY  
OVERDUE.

SEP 19 1932

OCT 3 1932

APR 23 1946

7 Mar '56 JS

MAY 18 1956 LU

LD 21-20m-6,'32

U C BERKELEY LIBRARIES



C046568933

770829

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



